

In vier Bänden wird der Briefwechsel Ludwig von Fickers aus der Zeit von 1909 bis zu seinem Tode 1967 in reicher Auswahl veröffentlicht. Mit dem Erscheinen dieser Bände ist nun das zu Lebzeiten freiwillig gewählte Inkognito eines Schriftstellers preisgegeben, der bisher, als »Typ«, nie recht zu fassen war. Gerade weil man seinen Namen legendenhaft in die Aura einbegriffen sah, die den Namen seines Freundes Georg Trakl umgibt, glaubte man der unverkennbar eigenen Sehweise und Denkökonomie dieses »Freundes und Förderers« nicht näherzutreten zu müssen, von dem man außerhalb der enger befaßten Wissenschaft und eines Kreises von Freunden bestenfalls weiß, daß er in den Jahren von 1910 bis 1954 in Innsbruck die Zeitschrift »Der Brenner« herausgegeben hat.

Jetzt stellt sich heraus: hier ereignet sich in vielfacher Brechung deutschsprachige Literatur unseres Jahrhunderts. Wenn es so etwas wie »Zeitgeist« gibt: hier erscheint er – mit wechselndem Gesichtsausdruck – krisengeschüttelte Jahrzehnte hindurch exemplarisch eingefangen. Und es geht nicht nur um die Literatur. Der Briefwechsel spiegelt – »interdisziplinär« – auch Durchbruchvorgänge in der Malerei, in der Musik, in der Philosophie und Theologie. Dennoch repräsentiert der Briefwechsel keine Schule oder Richtung. Da ist kein festgefügt geistiger Standpunkt selbstgewiß vorgetragen, keine literarische »Aktion« absichtsvoll für die Nachgeborenen inszeniert; sondern zufällig, fast wider Willen, wird diese vielseitige Korrespondenz zum Dokument einer geistigen Bewegtheit, die zwei Weltzusammenbrüche – ohne Anpassungen, ohne Resignation – überlebte, somit zum Dokument einer Tradition, die uns – als zukunftserschließende Energie – heute stark anrührt.

Das »Eigenständige« an Ludwig von Fickers Persönlichkeit bestand darin, sich zu anderen, deren eigenständige Begabung er oftmals früher und tiefer witterte als sie selbst, in ein Verhältnis zu setzen, das ihnen die Selbstfindung ermöglichte, zumindest erleichterte. In diesen Briefen schöpft nicht ein autonomes Ich Weisheiten aus einem brunnentiefen Verlies der Lebenserfahrung. Hier stellt sich einer unausgesetzt in Frage, um Begegnungen herzustellen, um Licht in

künftige Verhältnisse zu bringen. Deshalb bewegte sich Ficker in seinem brieflichen Austausch immer auf der Höhe der Zeit. »Hora et tempus est« war das Motto des »Brenner«.

Der vierte Band schließt mit 165 Briefpartnerinnen und Briefpartnern in 396 Briefen die Auswahl aus dem Briefwechsel Ludwig von Fickers ab.

Während des Zweiten Weltkriegs steht neben der Korrespondenz mit jungen Frontsoldaten die Auseinandersetzung um Orientierungsmöglichkeiten in der zeitbedingten Notlage wie in der Ausgesetztheit überhaupt. Themen und Problemlagen der Nachkriegszeit kristallisieren sich im Briefwechsel mit Martin Heidegger sowie in den daran anschließenden Kontroversen Ludwig von Fickers mit der jüngeren Generation und einer ihrer markanten Leitfiguren während der 60er Jahre: Theodor W. Adorno.

Bis an sein Lebensende hielt Ficker engsten Kontakt zu Künstlern und Künstlerinnen: Paul Celan, Christine Lavant, Christine Busta, Michael Guttenbrunner, Thomas Bernhard, Hilde Nöbl, Paul Flora, Max Weiler, Oskar Kokoschka, Werner Berg, Alfred Kubin, Hans Erich Apostel. Sein Hauptaugenmerk richtete sich bis zum Ende des »Brenner« (1954) auf dessen Konzept, was den Briefwechsel auch zur Geschichte dieser Zeitschrift werden läßt.

Umschlagbild: Hilde Nöbl »Porträt Ludwig von Ficker«, Bleistift und Aquarell, 1966

LUDWIG VON FICKER · BRIEFWECHSEL 1940–1967

**BRENNER-STUDIEN Band XV**

Begründet von Ignaz Zangerle und Eugen Thurnher  
In Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv  
hrsg. von Walter Methlagl und Allan Janik

LUDWIG VON FICKER

# Briefwechsel 1940–1967

*Herausgegeben von*

*Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher  
Franz Seyr, Ignaz Zangerle*

HAYMON-VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung  
der Tiroler Landesregierung, des Fonds  
zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung  
und der Südtiroler Landesregierung

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Ficker, Ludwig von:**

Briefwechsel / Ludwig von Ficker. Hrsg. von Martin Alber ... -  
Innsbruck : Haymon-Verl.  
Bis Bd. 3 hrsg. von Ignaz Zangerle. - I im Verl. Müller, Salzburg  
NE: Alber, Martin [Hrsg.]; Ficker, Ludwig von: [Sammlung]

4. 1940–1967. - 1996  
(Brenner-Studien ; Bd. 15)  
ISBN 3-85218-207-7  
NE: GT

Umschlagbild: Porträt Ludwig v. Ficker von Hilde Nöbl, 1966

© Haymon-Verlag, Innsbruck 1996  
Alle Rechte vorbehalten / Printed in Austria  
Satz: Typomedia, Neunkirchen  
Lithos: Gramont, Innsbruck  
Druck und Bindearbeit: Wiener Verlag, Himberg

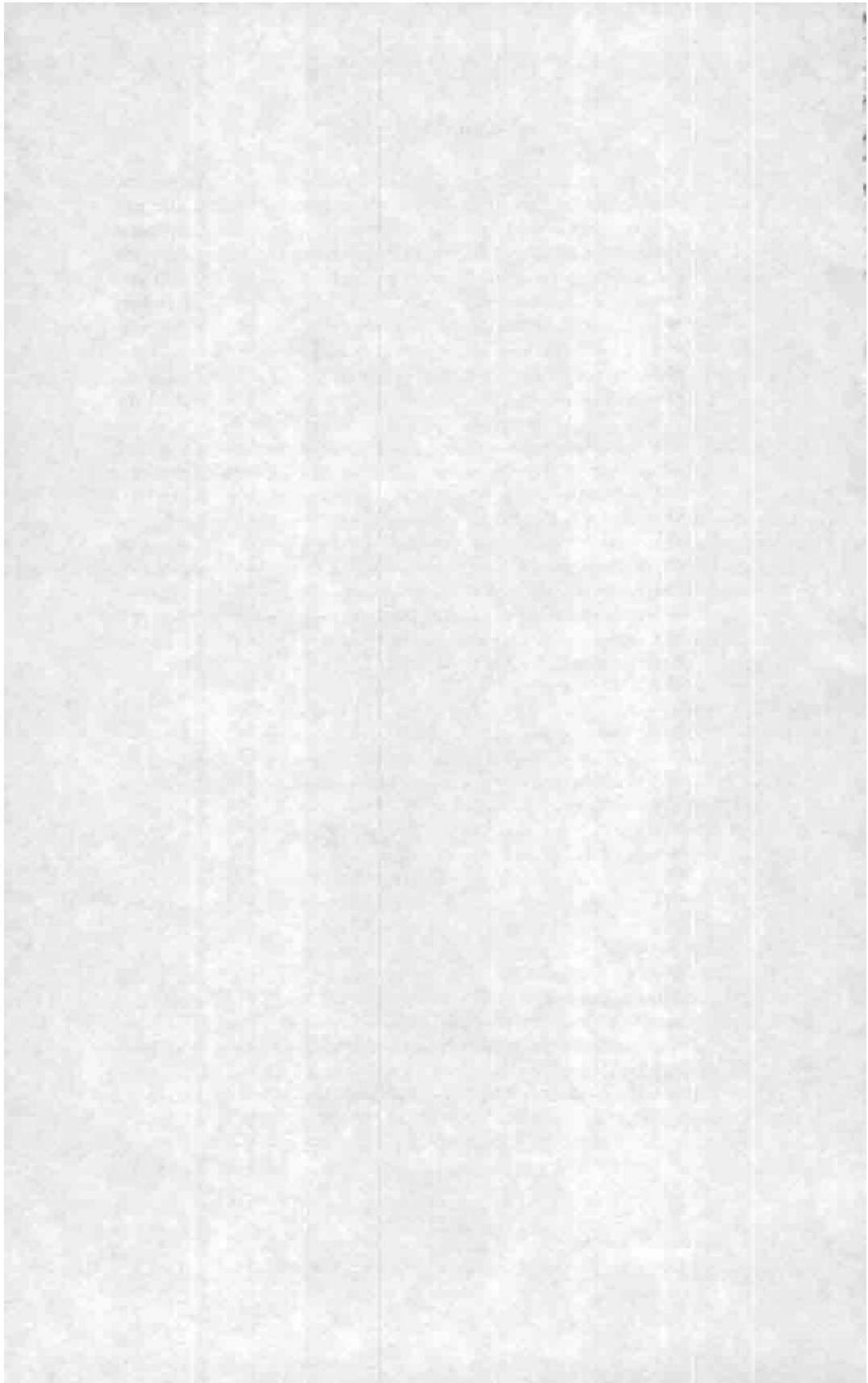
## INHALT

### BRIEFE

1940.....	9
1941.....	31
1942.....	68
1943.....	87
1944.....	99
1945.....	112
1946.....	132
1947.....	152
1948.....	171
1949.....	186
1950.....	201
1951.....	214
1952.....	225
1953.....	239
1954.....	262
1955.....	274
1956.....	284
1957.....	301
1958.....	308
1959.....	321
1960.....	340
1961.....	351
1962.....	356
1963.....	366
1964.....	374
1965.....	378
1966.....	397
1967.....	413

### ANHANG

Erläuterungen zu den Briefen .....	419
Quellennachweis zum Bildteil .....	613
Fehlerliste und Ergänzungen zu den Bänden 1-3 ...	615
Register	
Chronologisches Verzeichnis der Briefe .....	619
Verzeichnis der Briefe nach Briefpartnern .....	626
Verzeichnis der Briefe Ludwig von Fickers.....	629
Namenregister .....	635





## Vorwort

Zehn Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Ausgabe vergangen. Schon diesem ging eine fast zwanzigjährige Editions-geschichte voraus. Der nun vorliegende Band, mit dem bewußt zum Zeitdokument ausgestalteten Kommentar der umfangreichste und vielleicht auch gewichtigste, schließt die Auswahlgabe nach vielen Unterbrechungen und wiederholten Inangriffnahmen ab. Das läßt vermuten – und es mag allen Leserinnen und Lesern zum Trost gereichen –, daß Fickers Briefwerk, ganz im Sinne seiner Zeitschrift *Der Brenner*, »nach Maßgabe des inneren Fälligwerdens« der Öffentlichkeit zugänglich geworden ist.

Ausführliche Hinweise zur Anlage der Edition sowie zur Textgestaltung und Kommentierung finden sich im editorischen Bericht des ersten Bandes dieser Ausgabe (S. 388–399).

Die Brieftexte werden möglichst originalgetreu wiedergegeben, was sowohl ihre äußere Form als auch die Orthographie betrifft. Rechtschreibfehler und offensichtliche Verschreibungen wurden also nicht korrigiert. Texteingriffe von seiten der Herausgeber werden mit eckiger Klammer gekennzeichnet.

Im Text erwähnte Briefe, vor allem von Ludwig von Ficker, werden, sofern sie verschollen sind, im Kommentar nicht eigens vermerkt; andernfalls wird der Standort im Kommentar nachgewiesen. Alle im Kommentar erwähnten Briefe und Dokumente liegen, falls nicht anders angegeben, im Forschungsinstitut Brenner-Archiv.

Zur leichteren Handhabung dieses Bandes werden hier noch einmal die verwendeten Abkürzungen angeführt:

B = *Der Brenner*

BA = Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«, Universität Innsbruck, Innrain 52.

F = *Die Fackel*, hrsg. von Karl Kraus, 1899–1936.

HKA I, II = Georg Trakl: *Dichtungen und Briefe*. Historisch-kritische Ausgabe. 2 Bde. Salzburg: Otto Müller Verlag 1969.

P = Postkarte.

T = Telegramm.

Die Herausgeber danken allen Personen und Institutionen, die am Zustandekommen dieser Ausgabe mitgewirkt haben. Aufgrund der Vielzahl von Beteiligten muß hier auf eine namentliche Wiedergabe verzichtet werden.

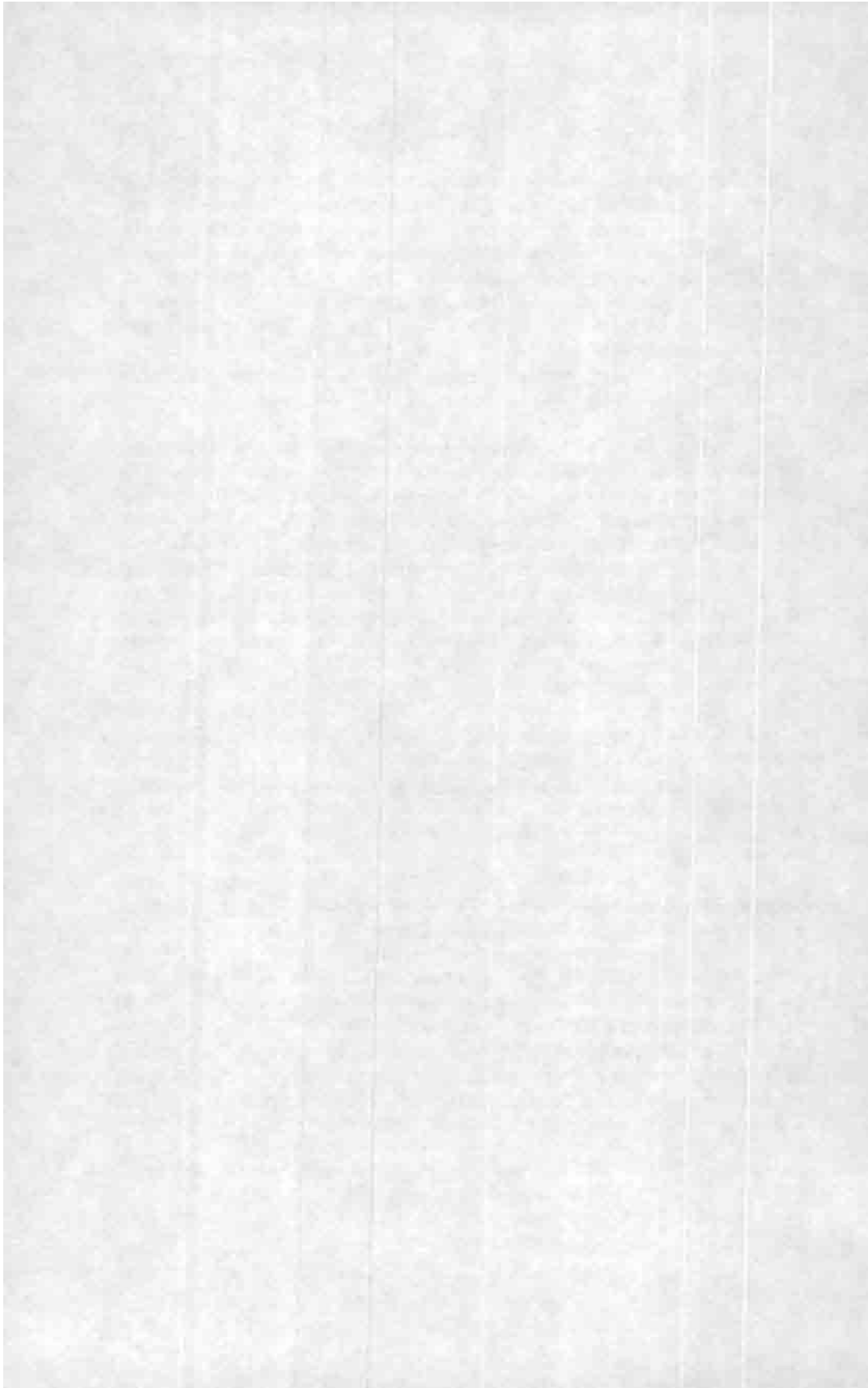
Besonderer Dank für bereitwillige Auskünfte und vor allem auch für die Geduld gebührt den Töchtern Ludwig von Fickers, Frau Birgit von Schowingen-Ficker und Frau Ulla Wiesmann-Ficker.

Wilfried Kirschl und Sigurd Paul Scheichl haben das Manuskript kritisch gelesen. An Transkriptions- und Kollationierungsarbeiten waren Frau Christine Kippenberg, Elisabeth Usenik, Michaela Pechlaner und Erika Wimmer beteiligt. Ihnen allen herzlichen Dank!

Martin Alber

Walter Methlagl

Anton Unterkircher



# 1940

935 AN IGNAZ ZANGERLE

Innsbruck-Mühlau, 16. I. 1940

Lieber Freund!

Aber was fällt Ihnen ein, sich wegen der Verhinderung damals so ausführlich zu entschuldigen! Das konnte ich mir doch denken, daß ein triftiger Grund vorlag. Im übrigen habe ich mich ja mit Peterl ganz gut unterhalten. Allerdings hätte ich mich vor Ihrer Abreise noch gerne mit Ihnen besprochen und insbesondere hätte ich gerne Näheres von Ihnen über gewisse Absichten der Kirche, den Laien mit Funktionen zu betrauen, von denen er bisher ausgeschlossen war, gehört; oder habe ich Paula Schlier mißverstanden, die mir darüber Andeutungen aus Ihrem Gespräch mit ihr in Garmisch machte? Diese Dinge interessieren mich augenblicklich auch noch aus einem anderen Grund. Kürzlich hat mich nämlich schon zum zweiten Mal ein junger Adeliger aus dem Reich, Heinrich von Trott zu Solz, der jüngste Sohn des ehemaligen preußischen Kultusministers vor dem Weltkrieg, besucht (sein Bruder, der mich letztes Jahr auch einmal besuchte, hat seinerzeit im »Sumpf« mitgearbeitet) – beide Male hatte er sich auf ein paar Tage beim »Koreth« einquartiert – und aus dem Beisammensein mit diesem jungen Menschen, von dem ich nun auch zwei Arbeiten im Manuskript kenne, die mir Eindruck gemacht haben, konnte ich entnehmen, daß hier, d.h. im Badischen eine kleine Gruppe von Leuten ist (auch Küttemeyer, der nun gewissenhafter mit sich zu Rate geht, gehört zu ihnen), die vor den Toren der Kirche stehen, aber noch zögern, weil sie nicht recht wissen, was in ihr vorgeht, und eine gewisse Engherzigkeit, in der sie selbst noch befangen sein mögen, sie befürchten läßt, sie könnten in der Kirche auf einen Mangel an Weitherzigkeit und eine Passivität stoßen, in der ihre eigene Bereitschaft, ihr Heil im Heil der Kirche zu suchen, erstarren könnte; sie besorgen offenbar, wie Sie aus dem beiliegenden Brief des jungen Trott ersehen, die Kirche könne sich unter den obwaltenden Umständen, die nach sichtbaren Entscheidungen drängen, aus Vorsicht über Vorsicht in eine zu große Inaktivität zurückziehen und die Hoffnungen eines Großteils der edelsten deutschen Jugend, die sich von der Rückeroberung, ja Neuerschließung der ganzen Weite des katholischen Horizonts unter vorbildlicher Führung der Kirche alles verspricht, enttäuschen. Trott sucht Anschluß und ist nach Möglichkeit unterwegs, um in diesen Dingen eine zuverlässige Orientierung zu gewinnen, und darum wäre ich dankbar, von Ihnen zu erfahren, was nach Ihrem Wissen in dieser Hinsicht vorgeht und wie es sich mit jenen Plänen der Kirche verhält, über die mir Paula Schlier Andeutungen gemacht hat.

Grüßen Sie vielmals Ihre Schwester, auch Hänsel, Rudolf, Pfliegler und lassen Sie

bald wieder von sich hören! Mit allen guten Wünschen für dieses unheimliche Jahr,  
in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Haben Sie Eppos Adresse? Nachricht von ihm?

936 AN ARNOLD HURTZ

Innsbruck-Mühlau  
Schloßfeld 9

10. II. 1940

Lieber Bruder Anselm!

Doch – es ist mir schon ganz recht, daß Sie mir so schrieben, wie Sie es taten. Am Ende ist kein Wort eines Mitmenschen, das einem Menschen, der auf Scherben sitzt, besser frommt als eines, das bei Gott gut angeschrieben ist. Ich glaube, das ist das Ihre; denn es ist ein Herzenseguß, der über mich hinweg zurück in das Herz des Erlösers strömt, wo er sicher besser aufgehoben ist als in meinem armseligen Gedächtnis. Dieses kann sich höchstens fragen, (aber es ist zugleich das Herz, das fragt): Wie habe ich das verdient? Diesen unbegreiflichen Ausdruck von Erkenntlichkeit eines Menschen, dessen persönlicher Anspruch an mich so dürftig und gering war, daß ich ihn beinahe geflissentlich übersehen konnte?! Oder war dieses letztere, weil mir der gute Arnold Hurtz in seiner Hilfsbereitschaft zuweilen als ein edler Frater Confusionarius erscheinen wollte? Nun, von solchen Auswüchsen einer Gelassenheit, die das menschliche Gegenüber oft mehr, als mir selbst lieb sein konnte, sich selbst überließ, bin ich zwar – Gott sei's geklagt! – noch immer nicht ganz geheilt; aber sie brennen mir heute, da die Flammen des Hasses über der Welt zusammenschlagen drohen, als Stigmata der Lieblosigkeit, der eigenen Herzensträgheit, wie Wunden, die ich mir selbst schlug, auf der Seele. Die schlimmsten Sünden, scheint mir, sind heute doch die Unterlassungssünden, denn alle anderen sind faßbarer, eindeutiger in ihrem Aussehen als diese. Und ich frage mich oft, wie ein Erkennender die Nüchternheit des Geists bewahren soll, wenn er unter dem Blick erbeben muß, mit dem der Herr ein zerknirschtes Herz ansieht. An nichts als an unserer eigenen Erbärmlichkeit läßt sich nämlich die göttliche Barmherzigkeit erkennen und an unserer Erbarmungswürdigkeit ihre Tragweite ermessen. Genug davon! Ich mußte Ihnen dies sagen, um gut zu machen, was an Schuld und Versäumnis in meinem Gedenken an Sie mir zur Last fällt. Im übrigen dürfen Sie überzeugt sein, daß ich nie den Moment vergessen habe, als ich eines Morgens – ich glaube, es war im Mai vor etlichen Jahren (oder gar noch im Spätwinter?) – beim Hinausgehen aus der Frühmesse in unserer Kirche hier einen jungen Mann in den hintersten Bankreihen sich erheben sah, der auf mich zukam und bei näherem Zusehen sich als der gute Arnold Hurtz zu erkennen gab. Sie waren über den Brenner her noch bei Nacht in Innsbruck angekommen, waren dann vom Bahnhof aus der Stadt direkt nach Mühlau hinausgewandert

10

und hatten die Spanne Zeit bis zur Frühmesse in der Kirche verbracht. Erinnern Sie sich noch? Ihre Art, mich zu begrüßen, hat mich damals sehr gerührt. Inzwischen ist der Frater Anselm und nun ein Sanitätssoldat aus Ihnen geworden, der, wie es scheint, demnächst ins Feld abgeht. Nun, da gibt's nichts zu »firmen« für mich – es sei denn, daß ich Ihnen verspreche, stets Ihrer im Gebete zu gedenken, mit der Bitte, für mich, der es wohl noch nötiger hat, ein Gleiches zu tun. Gerne werde ich auch das Grab des Dichters, der uns beiden teuer ist, von Ihnen grüßen und die Berge, zu deren Füßen er zu ruhen wünschte.

Den Nachlaßband von Jugenddichtungen Trakls, den man jetzt ohne mein Zutun, ja gegen meine ausgesprochenen Bedenken herausgegeben hat, kann ich Ihnen wohl nicht mit gutem Gewissen empfehlen. Ich kann nur sagen, daß Trakl, der gegen sich sehr rigoros war und seiner Jugendversuche nur mit Ironie gedachte, noch selbst ganz genau bestimmt hatte, aus welchen Gedichten das Werk bestehen sollte, das er vor Mit- und Nachwelt verantworten wollte. Der ganze Trakl war darin beschlossen wie in einem Testament. Man hätte dies respektieren sollen, und kein literarhistorisches Interesse dürfte meines Erachtens sich auf so bedenkliche Art darüber hinwegsetzen. Es ist eine Verletzung der Pietät, die man dem in sein Wort hinein verstummtesten aller Dichter schuldig ist. Das ist meine Meinung.

Ob und wann Brenner 16 noch erscheinen kann, das weiß der liebe Gott. Ihm sei auch dieses anheimgestellt. Mit Willkür läßt sich da nichts ausrichten. Das Gefühl, daß ich noch für einen solchen Brenner (einen *Nachkriegsbrenner!*) aufgespart bin, ist allerdings eher stärker als schwächer geworden. Aber auch darin kann ja eigenes Wünschen noch verborgen sein, ein ungelöster Rest Vermessenheit in meiner unbedingten Ergebenheit in Gottes heiligen Willen. Der Herr hat mich, was diese Sache betrifft, zu einer schrecklichen Geduld erzogen und mein bißchen Leben zehrt, auf Hoffnung hin, von diesem unerschöpflichen fonds perdu.

Zu Haeckers 60. Geburtstag hatte ich auf Hochlands wiederholtes Drängen die beiliegenden Zeilen geschrieben; sie drücken aus, was ich für ihn und durch ihn hindurch für uns alle, die wir das Christliche zu neuer Besinnung bringen wollen, empfinde. Es ist, scheint mir, nicht wenig und man kann es, glaube ich, gelten lassen. Die Festschrift, in der es veröffentlicht werden sollte, ist aber dann nicht mehr erschienen. Wenigstens habe ich nichts mehr davon gehört.

Den 2. Band von Kierkegaards Tagebüchern werde ich Ihnen gern schicken – gratis, versteht sich. Teilen Sie mir möglichst umgehend eine sichere Adresse mit, ohne den Umweg und die Verzögerung über Niederaltaich. Dann weiß ich auch, daß dieser Brief in Ihre Hände gelangt ist.

Und nun Gott befohlen, lieber Frater Anselm! Der Herr behüte Sie und lasse Sie wohlbehalten in Frieden heimkehren!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

937 VON MICHAEL GUTTENBRUNNER

Klagenfurt, 12. Februar 1940

Sehr geehrter Herr L. v. Ficker!

Ich bin 20 Jahre alt und rücke voraussichtlich anfang März ein! Gestern, bei Lesung von Trakls Gedichten kam mir plötzlich der Einfall, Ihnen zu schreiben, Ihnen einige meiner eigenen Gedichte vorzulegen und Sie um Ihre Wertung zu bitten. Ich kenne Sie seit zwei Jahren durch den Brenner, von dem mir ein Freund einen Jahrgang zum Geschenk machte. Ich kenne Ihre lieben Bemühungen um den Dichter Trakl und anerkenne Ihr großes Verdienst. Ich weiß einiges von Ihren Beziehungen zum Dichter K. Kraus. Persönliche Freunde desselben erzählten mir davon, sowie die Sonderhefte des Brenner. Ich liebe Kraus sehr. Er erscheint mir als wahrhaft vom Hl. Geist erfüllt. Er ist mir das einzige Vorbild des Kriegers, das den guten und wirklichen Jüngling zur Nachahmung zwingt durch seine Schönheit und seinen (einzig wahren) Heroismus. Vielleicht verstehen Sie, sehr geehrter Herr, ohne daß ich mich länger erkläre, warum mir ein Wort von Ihnen sehr teuer wäre. Das gute Wort eines erfahrenen gereiften Mannes an einen Jüngling, der vor einer ungeheuren, gefährlichen Weltzukunft steht. Wenn Sie so gütig sind und mir Ihre Meinung über meine Gedichte sagen wollen, werden Sie dabei sehr streng verfahren und keine falsche Rücksicht gelten lassen, darum will ich Sie ganz besonders bitten. Mir liegt wirklich alles an Ihrer strengen Wertung. Was Ihnen mißfallen sollte, können Sie mir ganz bedenkenlos bezeichnen. Ich werde Sie sofort verstehen. Ich will meinen Brief schließen und Ihre Antwort erwarten, ohne bis dahin zu wissen, wie Sie mein Schreiben aufnehmen und was Sie zu meinen Gedichten sagen werden.

Mit meinen herzlichsten Grüßen empfehle ich mich, bis dahin, Ihr  
Michael Guttenbrunner.

M. Guttenbrunner, Klagenfurt  
Karfreitstraße 17/1.St.

938 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER

[20. 2. 1940]

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief und Ihre Gedichte haben mir einen guten Eindruck gemacht. Was Sie mir mitteilen, sehe ich als eine Bestätigung dafür an, daß in der Jugend von heute, soweit sie überhaupt nach Mündigkeit strebt, das Bedürfnis nach wahrer Besinnung im Geiste noch lebt. Vollends daß sie Karl Kraus gegenüber aus der Retrospektive diese Pietät aufbringt, halte ich für einen bemerkenswerten, wenn auch ziemlich vereinzelt Fall (wenigstens soweit christliche Geistesverfassung dabei in Frage kommt);

12

denn Kraus' unerhörte Leistung ist ja schon in ihren stofflichen Voraussetzungen der Nachwelt – auch einem nachgeborenen Menschenadel, der wieder aufkommen wird und zwar mächtiger als je – vorläufig so gut wie verschwunden. Wohl bleibt im Unverlierbaren der verlorene Paradiesesduft seines Gedichts über der Kloake dieser Zeit, die er im Geiste auszuräumen hatte: eine unvergeßliche Reminiszenz inmitten all des aufdringlichen Verwesungsgeruchs, der uns umgibt. Aber es gehört Witterung dazu, die Tragweite dieses Phänomens, das über Abgründe hinwegträgt, der eigenen Wahrnehmung zu erschließen. Witterung und ein hoher Standpunkt. Ob man einen Geist, der so beschaffen war, einen »heiligen« nennen könne, ist freilich eine andere Frage, die mit ja zu beantworten, ein gewisses Wagnis bedeutet. Immerhin, es ist kein sinnloses Wagnis; denn das dürfte uns inzwischen klar geworden sein, daß Kraus, der in seinem Wort wie in seiner Stellung zur Welt einem alttestamentarischen Seher glich, in seiner eigentümlichen Sendung als Satiriker der Endzeit sowohl das Spiegelbild wie der Widerpart des Antichrists in allen seinen vorläufigen Erscheinungen gewesen ist. Hier ist das Heilige wie das Unheilige im Kreuze Christi, diesem Denkmal der erlösten Gegensätze in der Liebe Gottes, von oben her durchkreuzt, sie haben sich durchdrungen und ihren vollkommenen Widerspruch im Mysterium der Selbstaufopferung des göttlichen Heilands ebenso aufgehoben wie bewahrt. Das alles – auch daß man dies bedenken kann – ist natürlich schon ein Werk des Heiligen Geistes, der sich seinen Auserwählten, die ja in gewissem Sinne seine Opfer sind, auch und gerade post Christum natum auf so paradoxe Weise zu erkennen geben kann. (Wenn er nicht überhaupt ein Inkognito vorzieht wie im Falle Kraus.) Wir werden in all diesen Dingen noch Überraschungen erleben.

Genug davon! Was Ihre Gedichte betrifft, so steht Ihre Begabung für mich fest. Wohl überwiegt der Anflug des Rhetorischen bisweilen noch sehr stark die Sicherheit der dichterischen Haltung und schwächt sie, macht sie verschwommen im Kontur. Aber das gibt sich. Die Bildgegenstände, die im Gleichnis der Dichtung hoch über aller Ich-betroffenheit und elegischer Wehleidigkeit Weite des Blicks und Tiefe der Anschauung erschließen, tauchen mit der Zeit wie von selbst aus der Versenkung auf und bieten sich der reinen Wortgestalt dar. Es gilt nur, dem Großherzigen im Geiste des Wortes entgegenzuwachsen und Dichtung ist im Augenblick des Ewigen vollbracht. Dazu muß sich mancher Zeit lassen und auch sein Pensum durchgeschwiegen haben. Vielleicht gehören Sie zu diesen – ich weiß es nicht. Jedenfalls kann es keinem schaden, wenn er, härter mit sich werdend und gefaßter in dem wandelbaren und doch unversieglichen Leid der Welt, mehr von sich abzusehen beginnt und den Mitmenschen und auch all den armen Teufeln, die sich die Rechte des Herrn anmaßen, offener und furchtlos in die Augen zu schauen lernt. Dann kann er sich gestrost im Spiegel dessen, was ihn höhere Notwendigkeit im Geiste der Wahrheit zu sagen lehrt, wiedererkennen und, ist ihm die schöne Gabe der Poesie verliehen, sich adaequat dafür erkenntlich zeigen. Sonst ist auch Dichtung nur Drückebergerei vor Gottes Wort.

Was ich im einzelnen zu Ihren Versen zu bemerken habe, habe ich mir am Rand der Blätter mit Bleistift zu notieren erlaubt. Entschuldigen Sie diese Formlosigkeit. Aber mein Leben ist heute mühselig und meine Zeit begrenzt.

Es grüßt Sie, Ihnen alles Gute für die Zukunft wünschend, in Ergebenheit

Ludwig Ficker

[vor 22. 3. 1940]

Lieber Herr von Trott!

Dank für Ihren schönen, freimütigen Brief! Glauben Sie mir, ich verstehe, was Sie und Ihre Freunde bewegt. Aber ich kann mit dem besten Willen Ihrem Drängen nicht nachgeben und jetzt einen Brenner herausgeben. Natürlich ist das möglich, was Sie andeuten Das hat, wie Sie wissen, nicht das geringste mit Opportunitätsgründen zu tun. Um einzusehen, an welche Situation ich mich gebunden fühle und daß es sich hier um die Position einer gewissen Ohnmacht handelt, die ich willkürlich, also von mir aus, nicht beheben kann, genügt es vielleicht, daß Sie mit einiger Aufmerksamkeit den Brief lesen, den ich vor 2 1/2 Jahren in dem beiliegenden Heft der »Erfüllung« veröffentlicht habe. Der Brief ist auf wiederholtes Drängen, mich zur Judenfrage zu äußern, an den Herausgeber der genannten Zeitschrift gerichtet, einen Führer von jungen Judenkonvertiten, an deren Ernst und Opfergeist, verbunden mit Bekennermut, sich mancher Christ hätte ein Beispiel nehmen können; sie waren über die Fackel und den Brenner zur katholischen Kirche gekommen, einige von ihnen Priester geworden, und ich bewahre ihnen, die heute in alle Winde zerstreut sind, das beste Angedenken. Ich erwähne dies nur, weil der Betreuer dieses modernen Pauluswerkes, solange er hiezu noch die Möglichkeit hatte, mich auch wiederholt mit der Frage bedrängte: »Wann wird der nächste Brenner erscheinen? Erscheint er noch vor dem Weltgericht?« Damals war ihm der tragikomische Humor dieser anzüglichen Frage noch kaum zu Bewußtsein gekommen.

Also, wie gesagt, wenn Sie sich die Mühe nehmen, dieses Verlegenheitslaborat auf die Tragweite seiner tieferen Beweggründe hin zu prüfen, dann werden Sie zweierlei merken: 1.) daß ein Gutteil dessen, was Sie mir zu bedenken geben, hier schon vorausbedacht und wohlerrwogen ist; und 2.) daß ich den Brenner gleichsam in eine Todeszone seiner Erwartung eingegangen sehe, aus der ich ihn nicht zurückpfeifen kann (nicht zurück in ein Stadium, das er bereits hinter sich hat), obwohl mir selbst ganz klar ist, daß es sich hier um ein Wagnis der Hoffnung handelt, das an Vermessenheit grenzt und in seinem Ausgang (der möglicherweise gar keinen Niederschlag mehr in einem Brenner findet) vorläufig noch ungewiß ist. Ich ziehe dieses Wagnis, das mir durch die Umstände nahegelegt ist, unbedingt jener ressentimentalen Skepsis vor, die darin eine Zweideutigkeit erblicken will und fast etwas wie ein Sichdrücken vor der vermeintlich dringenderen Aufgabe, der Kirche von außen her zu deren Heil als Kritischer oder vielmehr Mutmachender auf den Leib zu rücken. Das kann gewiß in Ehrerbietung und mit dem respektablen Aufgebot jener Gewissenhaftigkeit geschehen, die ich an Ihnen und Ihren Freunden, insbesondere an Dr. Küttemeyer heute zu meiner Freude wahrnehmen kann. Aber mein Standpunkt der christlichen Wahrheit gegenüber, der unwillkürlich auch der Orientierungsstandpunkt für den Brenner ist (obwohl oder gerade weil ich persönlich nichts in ihm zu sagen habe), ist heute in das Innere der Kirche verlegt – nach innen »verrückt« in jenen Tabernakelraum sakramentaler Erleuchtung, dem man erst geistesgegenwärtig einverleibt sein muß, um dann klar erkennen zu können, daß jeder Versuch, der



Macht der Kirche anders als durch solche »Passivität«, durch solches Ergriffenwerden von den wachsenden Widerstandskräften ihrer Geduld, auf die Beine helfen zu wollen, ein ebenso fragwürdiges wie aussichtsloses Beginnen ist. Das schließt natürlich nicht aus, daß jeder Einsatz einer edlen und humanen Jugend, die gewappnet unterwegs ist, um die richtige Orientierung zu gewinnen, ihr, der Kirche, der ihre Sorge gilt, wie auch der Welt, in die hinein zu wirken sie bestimmt ist, zugute kommen kann. Nur entscheidet sich das in einem Augenblick, den Gott wahrnimmt, nicht wir. Das ist ja auch unsere Entschuldigung für den Fall – und wie oft ereignet sich dieser! –, daß wir der Wahrheit zu Hilfe zu kommen wähten und nun die Erfahrung machen müssen, daß wir gegen sie zu Felde gezogen sind. Welch ein Augenblick der Bekehrung! Und wie erhebend der Blitz der Erkenntnis, in welchem großmütiges Herz der Erkenntlichkeit wir auch noch mit dem Irrsal unseres guten Willens eingeschlossen sind!

Wenn der nächste Brenner nicht diesen Aspekt eines Sternenzelts über unseren Heimsuchungen und Heimfindungen im Geiste hat, dann erscheint er besser nicht. Dann bleibt er besser dem Ratschluß Gottes aufgeopfert. Erscheint er aber – und ich werde die Möglichkeit *sofort* wahrnehmen, sobald sie gegeben ist –, dann werde ich mich, das glaube ich sicher zu wissen, ganz in ihn ausgegeben haben, und eine Fortsetzung durch mich kommt nicht in Betracht – kaum! Ob durch jemand anderen, das mag dann die Vorsehung bestimmen. Vorderhand kann ich nur sagen, daß dieser Durchbruchs-Brenner, der auf das entsprechende Entgegenkommen von oben angewiesen ist, jetzt, in diesem Augenblick, *nicht* fällig ist, und wohl auch nicht in absehbarer Zeit. Mein Wagnis ist die Selbstbescheidung vor den Ansprüchen einer Macht, die stärker ist als mein guter Wille, ihr mit dem Brenner zu dienen; und nur wer die tieferen Beweggründe zu dieser Haltung erkennt, wird über ihre Fragwürdigkeit hinaus die Gefahr einer Überheblichkeit in ihr erblicken können. Mit dieser Haltung war ich schon früher einmal an einen Punkt gelangt, wo ich die Erwartungen Dr. Küttemeyers enttäuschen mußte. Es ist nicht meine Schuld, aber ich habe es gleichwohl zu verantworten, wenn ich nun den Anschein erwecken muß, als hätte ich – im Gegensatz zu ihm – inzwischen nichts hinzugelehrt. Es ist vielleicht nicht viel und

940 AN HEINRICH VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, 22. März  
(Karfreitag) 1940

Lieber Herr von Trott!

Dank für Ihren schönen, freimütigen Brief! Zweifeln Sie bitte nicht daran, daß ich verstehe und daß mir zu Herzen geht, was Sie und Ihre Freunde bewegt. Gleichwohl: ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen; ich kann jetzt keinen Brenner herausbringen. Leider; ich wäre selbst sehr froh, wenn ich es könnte. Die Gründe, soweit sie nicht in äußeren Schwierigkeiten liegen, sind so diffiziler Natur, daß ich sie hier nicht auseinandersetzen kann. Doch selbst wenn ich mir dies angelegen sein ließe,

würde der Erfolg meiner Bemühung fraglich sein. Das liegt nun einmal in der Natur der Sache, in der Ohnmacht meiner gegenwärtigen Position. Wenn Sie mir aber zu verstehen geben, daß diese Ohnmacht eine selbstverschuldete sei und daß sie mich verführe, aus meiner Not eine Tugend zu machen, so weiß ich vollends nicht, was darauf erwidern. Denn es ist etwas Wahres daran. Auch an der Mutmaßung, daß ich mit all dem eine verwegene Hoffnung nähre; sie ist im Grunde freilich nur ein armseliger Wunsch. Ich wünschte nämlich, daß der Sinn meines geduldigen Hinwartens »auf Hoffnung hin« all denen, die daran Anstoß nehmen, noch einmal offenbar würde. Aber bis dahin – wie soll ich Ihnen klar machen, daß es sich hier um eine letzte Gewissenshaltung handelt, die mit schmerzlichen, aber auch tröstlichen Erfahrungen teuer genug erkaufte wurde, und daß hier nichts mehr rückgängig zu machen ist!

Vielleicht empfiehlt es sich, daß Sie einen Blick in das beiliegende Heft der »Erfüllung« werfen. Darin ist ein Brief veröffentlicht, den ich auf das wiederholte Drängen, mich zur Judenfrage zu äußern, vor fast drei Jahren an den Herausgeber der genannten Zeitschrift gerichtet habe. Er ist, nehmt alles nur in allem, ein Verlegenheitsprodukt wie diese Zeilen da und wie all das Wenige, das ich notgedrungen schreibe. Gleichwohl wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, ihn aufmerksam zu lesen und, soweit er Ihnen einleuchtet, seine tieferen Beweggründe zu bedenken. Auch Dr. Küttemeyer lasse ich darum bitten. Denn diese Äußerung enthält in nuce alles, was ich Ihnen und Ihren Freunden zur Rechtfertigung meines Standpunkts, auch im Hinblick auf den zu erwartenden und vielleicht doch nie mehr erscheinenden Brenner, in camera caritatis sagen könnte. Jedenfalls werden Sie begreifen, welcher Art die Spannung ist, in der ich mich befinde, und daß ich mich in diesem Zustand der Preisgegebenheit unmöglich mit der Idee einer Umgestaltung des Brenner im Sinne Ihrer Anregung befassen kann (so interessant mir jede Einzelarbeit sein wird, die dem Brenner zur Veröffentlichung zugeordnet ist). Denn erstens rechne ich, wenn überhaupt, doch nur mit einer einzigen Folge noch als Möglichkeit; und zweitens würde nach diesem offenen Brief in der »Erfüllung«, der da und dort ein bißchen Aufsehen erregt hat, niemand verstehen, wenn ich nach so langer Pause mit einem Brenner hervortreten würde, der die Erwartung, die ich nach einer gewissen Richtung seiner Entwicklung geweckt hatte, gründlich enttäuschen müßte. Und das wäre sicherlich der Fall, ja es müßte die größte Verblüffung erregen, wenn ich durch Heranziehung einer geschlossenen Gruppe, deren Führer den Herausgeber des Brenner schon einmal coram publico als seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen hingestellt hatte, meinem Ausharren auf exponiertem Posten gerade jetzt, wo nichts noch entschieden ist, den Stempel der Schwäche, ja einer offenkundigen Niederlage aufdrücken ließe. Es wäre eine Irreführung, und ich glaube nicht, daß Ihnen oder irgend jemand sonst damit gedient wäre. Zwar bin ich selbst augenblicklich auf ein Häuflein Nichtigkeit und Unsicherheit reduziert, aber deshalb braucht der Platz, auf dem ich stehe und falle, noch kein verlorener zu sein, auch wenn ich die Fahne der Hoffnung, die ich neben mir aufgepflanzt habe, nicht selbst mehr zurückbringen kann in jenen Raum einer größeren Bewegungsfreiheit, aus dem heraus eine Jugend, die Hochherzigkeit mit Tapferkeit und Weitblick verbindet, sie dann ergreifen und über mich hinaus vortragen kann. Sammeln Sie daher die Kräfte, die Ihnen zur Verfügung stehen, wenn Ihnen schon ein Vorstoß dringlich er-

scheint, auf dem Boden jener Möglichkeit, die Sie bereits selbst vorbereitet haben; denn Sie werden dann an der freien Entfaltung dieser Kräfte durch nichts gehindert sein, können über sie je nach Erfordernis verfügen und behalten die volle Übersicht über Ihr Angriffsterrain. Das ist besser, als Sie begeben sich an die Stelle, wo ich mit dem Eigensinn meines Beharrungsvermögens der Gnade und Barmherzigkeit Gottes ausgeliefert bin und nicht weiß, wann diese Gnadenfrist – so oder so – zu Ende ist und meine Stunde schlägt.

Grüßen Sie Ihren Bruder und Herrn Dr. Küttemeyer, den auswärts zu treffen ich gerne einmal möglich machen werde! Ihnen selbst wünsche ich von Herzen alles Gute. Ihnen allen frohe Ostern!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Das Heft bitte ich mir ehestens zurückzusenden.  
Es ist das einzige Exemplar, das ich besitze.

941 VON MICHAEL GUTTENBRUNNER

2. IV. 40

Sehr geehrter Herr!

Seien Sie vielmals bedankt für Ihren schönen Brief und die Notizen zu meinen Gedichten. Meine Freunde nennen sie übereinstimmend die beste Kritik, die je an mir geübt wurde. Ich werde alles tun, das Fruchtbare und Lauterste aus mir in das dadurch entstehende Gedicht zu befreien; alles dem Feindliche will ich verneinen und zerstreuen. Wie habe ich das gefühlt, was Sie das Großherzige im Worte nennen, in den Gedichten großer Dichter. Ihre Worte über Karl Kraus haben ein hohes Tor in ein Inneres durchgebrochen, zu unerhörter Erkenntnis. Vielleicht habe ich manches davon geahnt; aber nie konnte ich mich ganz einer feinen bleibenden Verdunkelung entziehen, die seinen wahrsten Sinn mir verschleierte. Eine seltsam unheimliche, aber sehr sichere Deutung seines Wesens gibt Trakl in seinen Versen. Vielleicht sind einige bedeutende Züge mit Absicht vergessen worden; die tiefe Zärtlichkeit, das heitere blitzende Lächeln. Weißer Hohepriester, kristallne Stimme, Gottes eisiger Odem, zürmender Magier, flammender Mantel, blauer Panzer des Kriegers. Ich zähle dieses Gedicht zu den besten Trakls; es ist ein Teil der größten Aussage. Ich kenne Gedichte von Karl Kraus, die von der kristallinen Stimme gesprochen sind; Worte, darin wirklich Gottes eisiger Odem wohnt. Noch mehr aber ist es der Paradiesesduft, von dem Sie sprechen. Den zürmenden Magier finde ich in Pro domo et mundo. Wie liebe ich den, vom heiligen Geist beseelten Krieger, der dieser Welt nicht den Frieden, sondern ein sehr scharfes Schwert bringt.

Kraus ist ein sehr harter Prüfstein, dessen scharfe kristallne Kante die Welt aller in zwei Wege scheidet: Vor seinem Bilde wurden Freundschaften geschlossen und gelöst. Das Tiefste über das Erleben des Künstlers, über das Erleben seines eigenen

17

Gedichtes, seine Stimmungen und Kämpfe, steht in seinen Gedichten: Abenteuer der Arbeit. Am unheimlichsten ist das Weiterleben dieses Künstlers in den Gedichten, ›Magie‹ und ›bange Stunde‹ dargestellt. Besonders bedeutungsvoll sind mir folgende Stellen:

Von einem Urbild war gesegnet,  
was mir zum erstenmal begegnet,  
und ist mir wie ein Wiedersehn.  
Bei einem nie gehörten Klange  
wird mir nach meiner Vorzeit bange,  
wird Niegesehnes nahe sein.

Jedoch vor einem Mienenspiel  
wird's mich wie vor der Hölle schauern.  
Und solche Furcht erregt in mir den Dichter  
und ich erfülle die Figur  
und brauche etwas Asche nur  
für die lebendigsten Gesichter.

Der Geist, der es besieht, *gewinnt*,  
und ob auch Lust und Zeit verrinnt.

und noch viele andere. Das Gebet an die Sonne von Gibeon ist mir irgendwie das größte Gedicht dieses Jahrhunderts. Für das Gedicht ›Jugend‹, ›Imago‹, ›Fahrt ins Fextal‹, ›Sonnenthal‹ gebe ich das ganze Werk Rilkes. Er war mir alles, als ich ein Knabe war und Kraus nicht kannte!

Verzeihen Sie diese vielen Worte. Aber ich bin allein. Bitte, darf ich Ihnen wieder Gedichte von mir vorlegen? Ich habe sehr viel geschrieben, aber ich bin so vorsichtig, daß ich damit noch zurückhalte und feile. Ich muß mir Zeit lassen. Wenn Ihnen dies nicht möglich ist (vielleicht giebt es viele Gründe dafür, die Ihnen eine solche Bemühung verbieten) sagen Sie es mir ganz offen. Ich werde Ihnen nicht böse sein; ich habe ja gar kein Recht, Sie überhaupt zu sprechen. Ja, bitte, sagen Sie es mir.

Herzliche Grüße und vielen Dank für Ihre  
liebe Bemühung, Ihr

Michael Guttenbrunner

942 VON ERHARD BUSCHBECK

WIEN, AM 8. IV. 1940

Lieber Herr von Ficker,

ich wurde heute von der hiesigen Landesleitung der Reichsschrifttumskammer gefragt, ob ich etwas über die Angelegenheit von Trakls Grab in Mühlau wüßte. Die Herren sind verständigt worden, daß das Grab aufgelassen werden mußte, weil nie-

mand für die Kosten seiner Erhaltung aufkommen wolle. Die Herren der Landesleitung wollten sofort mit der Friedhofsverwaltung in Mühlau telefonisch sprechen, um dort mitzuteilen, daß die Reichsschrifttumskammer für immerwährende Zeiten für das Grab aufkommen werde. Über das Ergebnis dieses Gesprächs habe ich noch nichts erfahren. Mir erscheint diese Sache ziemlich unverständlich und ich weiß mir keinen anderen Rat, als Sie, der Sie doch am besten darüber Bescheid wissen werden, um freundliche Auskunft zu bitten.

Seien Sie herzlichst begrüßt  
von Ihrem alten

Erhard Buschbeck

943 AN PAULA SCHLIER [Entwurf]

[wahrsch. nach dem 9. 4. 1940]

Meine geliebte Petra!

Von Herzen Dank für Deinen Brief und das so rührende Paket! Ich werde mich bemühen und nicht nur den Zigarren und der Gänseleber-Creme, sondern auch den Medikamenten die gebührende Aufmerksamkeit schenken. Aber die Wirkung der letzteren auf mich festzustellen, wird ohne Autosuggestion kaum möglich sein. Im übrigen ist es mit den Altersbeschwerden nicht weit her – das Exterieur verkümmert halt, das Gesicht geht aus dem Leim, die Zähne fallen aus und was der leiblichen Erscheinung angehört, schickt sich an, den Weg allen Fleisches zu gehen – aber was mich lähmt und erschöpft, ist nichts, was diesem natürlichen Prozeß des Alterns angehört, sondern es ist die Zentnerlast der furchtbaren Dinge, die unter dem Siegel fortschrittlicher Heilsetiketten in dieser schamlos verlogenen und heillos aus den Fugen geratenen Welt geschehen. Das Erschütterndste und Aufschlußreichste, was ich neulich gesehen habe, war eine Blitzlichtaufnahme des alten Hamsun beim jungen Reichsstatthalter in Norwegen. Nie werde ich das Bild dieses zusammengesunkenen Kolosses eines Greises an der Seite seines jungen Sohnes, der sein Enkel sein könnte, vergessen, wie er, der sein Leben lang inkognito zu bleiben liebte, sein Haupt in Qual und Scham abwendet vor der Unbarmherzigkeit des Bildreporters, der ihn – ein Stück ehrwürdiger Riesenvergangenheit in Gegenwart der beiden sich unterhaltenden jungen Leute – in der sichtlich demütigendsten und preisgegebensten Situation seines Lebens (aber so, als handle es sich um die Krönung dieses Lebens!) zu Propagandazwecken für das neue Deutschland festhält. Aber Ihr werdet das ja selbst gesehen haben. Es ist erstaunlich und unheimlich, mit welcher Präzision diese Zeit der geheimen Ordre, sich selbst zu enthüllen, pariert; die Menschen sind wie Marionetten eingesetzt, die Grausamkeit des Spiels grotesk zu demonstrieren. Aber die monotone Automechanik, mit der dieses Spiel auf die Spitze getrieben wird, bis eben der Augenblick eintritt, wo der Sieg der Bemühung mit der Katastrophe zusammenfällt, hat etwas entsetzlich Lähmendes und menschliche Langmut Aushöhlendes. Wie wird das alles enden?

München  
17 / 4 1940

Lieber Herr Ficker

ich habe gehört, daß Sie in diesen Tagen Ihren 60. Geburtstag feiern. Es begleiten Sie meine herzlichen Wünsche beim Eingang in das siebente Jahrzehnt. Was kann ich Ihnen aber wünschen in diesen Tagen, da die Völker über einander herfallen und noch herfallen werden, wenn nicht den inneren Frieden, den nur Gott geben kann, und die Sicherheit, die in Glaube, Hoffnung und Liebe liegt.

Sie waren seit nun 26 Jahren Zeuge meiner schriftstellerischen Wirksamkeit; wir sind beide wunderbare Wege – viae inviae – geführt worden. Sie haben dem Anfänger vielfach geholfen; zweifeln Sie, bitte, nicht daran, daß ich Ihnen dafür von Herzen dankbar bin.

Herzlich

Ihr Theodor Haecker

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11, 19. IV. 1940

Lieber Herr Buschbeck!

Gerne gebe ich Ihnen die erbetene Auskunft. Daß Trakls Grab aufgelassen werden mußte, ist mir neu. Der Augenschein spricht dagegen. Das Grab wird nämlich nach wie vor von mir betreut, ist von mir bis 1950 bezahlt, und für den Fall meines Ablebens sind die Personen – Verehrer des Dichters aus der jungen Generation – bereits bestimmt (darunter auch meine Kinder), die sich eine Ehre daraus machen werden, für die Erhaltung dieses Grabes sorgen zu dürfen. Es wird also nicht so leicht in jenen Zustand der Verlassenheit kommen, den amtliche Geschäftigkeit hier offenbar gerne angenommen und – das ist das Erstaunliche, das man jetzt immer wieder erlebt! – ohne jede Prüfung des Sachverhalts als faktisch gegeben weiter gemeldet hat. Jedenfalls hat sich nie jemand in dieser Sache an mich gewendet, obwohl sie mich, der ich als Betreuer des Grabes amtlich registriert bin, in erster Linie angeht. Hören Sie aber, was sich in Wahrheit zugetragen hat!

Als vor etwa 2 1/2 Jahren die Grabmiete für das erste Jahrzehnt zu Ende ging, da erwähnte ich dies einmal im Gespräch mit meinem Hausherrn, dem Altbürgermeister von Mühlau, und dieser, der Trakl selbst gekannt hatte als Hausgenossen und informiert darüber war, wieviel Besuch das Grab im Sommer von auswärts erhält, wie oft es photographiert wird, meinte damals, die Erneuerung der Grabmiete habe noch Zeit, und gab mir zu verstehen, vielleicht lasse sich das Grab in die Obhut der Ge-

meinde übernehmen. Aber kaum einen Monat nach dem Umsturz starb Bürgermeister Rauch. Mittlerweile wurde Mühlau samt dem Friedhof nach Innsbruck eingemeindet.

Der Stadtmagistrat hat Willy Trakl einmal vorgeladen – es war kurz vor dessen Tode –, um zu erfahren, wer für die Erhaltung des Grabes Sorge, da die Verlängerung der Grabmiete (die durch die Eingemeindung um mehr als das Doppelte gestiegen war) fällig sei. Daraufhin ließ Willy Trakl, wie es sich gehörte, mich als Betreuer des Grabes eintragen.

Man hätte nun meinen sollen, daß an mich eine Verständigung in dieser Sache erfolgen würde. Nichts dergleichen geschah. Aber vor etwa einem halben Jahr, im letzten Winter, begegnete meine Frau einmal dem Mesner von Mühlau, der sie ansprach und ihr mitteilte, vor ein paar Tagen sei ein Mann von der Friedhofverwaltung dagewesen und habe ihm aufgetragen, mir auszurichten: wenn die Miete nicht bald erneuert werde, werde das Grab im Frühjahr »dem Erdboden gleichgemacht«.

Darauf ging ich natürlich zu dem betreffenden Amtsrat, dem die Friedhofverwaltung obliegt, und bat um Aufklärung über diese etwas ungewöhnliche Art einer amtlichen Verständigung. Er wurde daraufhin sehr freundlich, meinte, es sei nicht so böse gemeint gewesen, und als ich ihm klarlegte, wer Trakl gewesen sei, wie nett Bürgermeister Rauch von Mühlau die Sache mit mir besprochen habe und daß doch mindestens erst eine Anfrage bei mir oder eine diesbezügliche Verständigung von Amts wegen erfolgen müsse, ehe die Stadt sich entschließe, ein Grab, das dauernd von mir erhalten werde, dem Erdboden gleichzumachen, da legte er mir nahe, ein Gesuch an die Stadt zu machen, daß sie das Grab in ihre Obhut übernehme.

Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen. Denn wie sollte ich das Grab gerade dieses Dichters, dessen geistige Substanz uns allen lebendig ist, der Obhut einer Stadtgemeinde übergeben, die es zuwege gebracht hat, eine der Hauptstraßen der Stadt, die Fallmerayerstraße, dem Namen nach verschwinden zu lassen und damit das Gedenken an einen der bedeutendsten Geister, die Tirol hervorgebracht hat, im Stadtbild zu tilgen, wobei es besonders blamabel ist, daß dieses Kassationsurteil einen Schriftsteller betraf, der *die schönste deutsche Prosa* geschrieben hat, die von hier aus in die Welt gegangen ist. (So ist bekannt, wie geschätzt Fallmerayers Prosa, vor allem sein »Berg Athos«, im George-Kreis war). Es gibt ja doch auch einen *geistigen* Ehrenstandpunkt, der in einem solchen Falle wahrzunehmen ist, und ich frage mich, wo in solchen Fällen die Reichsschrifttumskammer bleibt, und was es für einen Sinn haben soll, daß sie »für immerwährende Zeiten« Trakls Grab behüten will, wenn ihre Innsbrucker Sachwalterschaft zugleich machtlos ist gegen die Anmaßungen einer Tageszeitung wie der hiesigen, die zum 25jährigen Todestag des Dichters, also noch im letzten November, durch irgend einen ehrgeizigen Idioten Trakl für »gehirnkrank« erklären ließ. Nein, ich bin für die Ausmerzungen alles Zweideutigen; ich wundere mich über nichts, was geschieht, aber ich bin gegen Tarnversuche und falsche Deklarierungen! Ehe hier nicht eine Klarstellung durch die Zeit erfolgt ist, die *wahrer* Pietät zum Durchbruch verhilft, – wie weit sind wir heute davon entfernt! –, solange, scheint mir, ist es besser, das Grab Trakls in der Obhut derer zu lassen, die es bisher betreut haben und für die es ein zwar ärmlicher, aber geheiligter Bezirk ist. Käme es darauf an, für eine kostbarere Ausgestaltung des Grabes Sorge zu tragen: glauben Sie mir, lieber Herr Buschbeck, die Mittel dazu würde ich im Handumdre-

hen aufbringen. So sehr sind mir die wahren Verehrer des Dichters da und dort bekannt, die hier jedes Opfer brächten.

Sie verstehen also, daß ich es vorzog, vorläufig ohne weiteres die Grabmiete für die nächsten zehn Jahre, also bis 1950, zu erlegen.

Entschuldigen Sie, daß Sie diesen Bescheid so verspätet erhalten! Aber ich war mitten im Umzug aus meiner alten Wohnung, die ich nach mehr als 30 Jahren verlassen mußte, und also in großer Unordnung, als ich Ihre Anfrage erhielt; auch bin ich in Sorge um meine beiden Töchter, die beide in Norwegen bei deutschen Konsulaten angestellt sind – die eine in Narvik, die andere in Trondheim –; es war mir bis jetzt nicht möglich, eine Verbindung mit ihnen zu erhalten. Im übrigen durfte ich wohl damit rechnen, daß eine telephonische Rückfrage der Wiener Vertreter der Reichsschrifttumskammer den Irrtum inzwischen aufgeklärt haben würde.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

946 AN PAULA SCHLIER

Mühlau, am 10. Mai 1940

Meine geliebte Petra!

Über Deine Karte aus Schlehdorf mit der schönen Ansicht des Klosters habe ich mich sehr gefreut. Da nun auch Willy zur Sammlung und Erholung dort ist, denke ich umso lieber hin und wünsche Euch von Herzen frohe Pfingsten. Wie verschieden sind sie von den vorjährigen – aber ich darf gar nicht an Chartres denken und die Tage in Paris, ohne von Trauer erfüllt zu werden über den Heldengeist der Verlogenheit, der an diesen Pfingstfeiertagen die abendländische Welt in einen feuerspeienden Vulkan zu verwandeln beliebt! Wie wird sich das alles noch rächen – und besonders an dem Volk, das in dieser europäischen Katastrophe von Sieg zu Sieg zu eilen sich selber verspricht!

Ulla, die noch immer keinen Urlaub nachhause bekommen hat, hat wirklich einen guten Schutzengel gehabt. Bei der großen Seeschlacht vor Narvik ist eine Schiffsgrenate 4 m von ihr entfernt in den Schnee gefahren, als Blindgänger Gott sei Dank, ohne zu explodieren; sonst wäre wohl nichts mehr von ihr übrig geblieben. Die zweite Bombardierung der Stadt erfolgte am Geburtstag unseres Höchstkommmandierenden zur Mittagszeit; aber auch da wurde das Hotel, in dem Ulla vom General unserer Gebirgstruppen zur Mittagstafel der Offiziere eingeladen worden war, nicht getroffen, sonst wären sie wohl in die Luft gegangen. Aber die Hafenanlagen waren schon damals, als Ulla noch dort war, völlig zerschossen.

Die Bücher von Jünger hast Du hoffentlich inzwischen erhalten. Findest Du nicht auch, daß die »Marmorklippen«, was ihren visionären Horizont betrifft, ein merkwürdiges Pendant zu »Chorónoz« sind?

Nochmals alles Gute und Pfingstgrüße Euch allen! Und Dank für das Gebet!

In Liebe, immer

Dein Ludwig



[12. 5. 1940]

Verehrter, lieber Freund!

Heute, zu Pfingsten, hat mir mein Bruder das schöne und erhebende Andenkenbild an Professor von Zumbusch gezeigt. Es atmet den Geist Ihrer Liebe und Freundschaft – ich habe nie ein tröstlicheres zu Gesicht bekommen, und gerne besäße ich es für mein Missale. Sind es doch diese kleinen Stützen unserer Erkenntlichkeit, die heute den ganzen Himmel unserer Zuversicht tragen. Eigentlich ist es etwas Wunderbares um diese Zeit, so schrecklich sie sich anläßt, da sie uns über unsere menschliche Preisgegebenheit hinweg den vollen Horizont der himmlischen Wahrnehmung erschließt, daß das Licht scheint in der Finsternis. O geliebter Freund, wie steigt von Augenblick zu Augenblick das Einleuchtende dieser Tatsache mit der Unbeirrtheit unserer Erwartung! Nochmals: nicht ehrfürchtiger, nicht furchtloser und gewissenhafter hätten Sie die Schriftstellen auswählen können, mit denen Sie den Heimgang Ihres Freundes begleiten. Es ist auch sonst der rechte Zuspruch in Tagen tiefster Niedergeschlagenheit und über den Beweggrund des Einzelfalls hinaus ein wahrer Trost für Überlebende. Es überlebt in seiner Überzeugungskraft die trauervolle Haltung derer, die spüren, was der Verlust eines hochgesinnten Menschen, der die Tragweite eines christlichen Sterbens an sich selbst erfuhr, in einer Welt bedeutet, die dem Schmerz, diesem »Prüfstein der Wirklichkeit« (wie ihn ein militanter Geist aus der Weltkriegsjugend nannte), so wenig gewachsen ist wie der reinen Freude, die ihn überwindet. Ja, Kraft durch Freude – wie wahr ist das, wenn sie die Fülle unseres Schmerzes aufhebt, um in der Überwindung durch Standhaftigkeit den Adel seiner Bestimmung vollends deutlich zu machen! Aber gibt es heute noch in Wirklichkeit die ursprüngliche Figur einer Wahrheit, die nicht zur Mißgestalt, zu einer Spottgeburt ihrer selbst würde in dem Augenblick, da sie propagandistischen Parolen, die eine niedrige Gesinnung zum Zweck der Selbstverherrlichung im Munde führt, Vorschub leisten muß?

948 VON REICHSSCHRIFTTUMSKAMMER

Der Präsident der  
Reichsschrifttumskammer  
III Z – Vo – vG

Berlin-Charlottenburg 2,  
Hardenbergstr. 6  
den 30. Mai. 1940.

An den  
Brenner-Verlag,  
Innsbruck, Innrain 27.

Betr.: Schriftenreihe »Der Brenner«, hrsg. v. Ludwig Ficker.

Ich setze Sie davon in Kenntnis, daß Ihr vorgenanntes Verlagswerk in die Liste gemäß § 1 meiner Anordnung über schädliches und unerwünschtes Schrifttum vom 25. 4. 35 eingereiht worden ist. Damit ist jede weitere Verbreitung der Schriften untersagt. Ich ersuche Sie daher, die Auslieferung mit sofortiger Wirkung einzustellen und alle etwa noch im Verkehr befindlichen Exemplare zurückzurufen.

Über das Veranlaßte erbitte ich Mitteilung.

Im Auftrag:  
gez. T h d e  
beglaubigt:  
[Unterschrift unleserlich]

949 VON OTTO MÜLLER

OTTO MÜLLER VERLAG  
SALZBURG · LEIPZIG  
SALZBURG · RUDOLFSKAI 48 · FERNSPRECHER 633  
KOMMISSIONÄRE: F. VOLCKMAR, LEIPZIG C 1 · R. LECHNER & SOHN,  
WIEN I

Salzburg, am 3. Juni 1940.  
M/B

S. g. Herrn  
Ludwig von Ficker,  
I n n s b r u c k – Mühlau  
Kirchgasse 11

Sehr verehrter, lieber Herr von Ficker!

Ihr letzter Brief hat mir eine ganz große Freude in die Gefängniszelle gebracht. Lassen Sie mich Ihnen dafür herzlich danken. Auch für Ihr Memento dafür, daß sich der Sinn dieser Haft nach dem Willen der Vorsehung erfülle und ich immer mehr in dieses Bereitsein hineinwachse. Nicht immer ist dies leicht und zu mancher Stunde bäumt sich alles auf gegen diese schreiende Ungerechtigkeit. Aber dann leuchtet doch wieder jener Funke Freude auf, aus dem dann die Kraft wächst, alles das aus einem inneren, bewußten Ja-Sagen heraus zu tragen.

Wann die Haft zu Ende sein wird? Ich weiß es nicht. Hören Sie bitte nicht auf, meiner in Ihrem Gebet zu gedenken. Dafür dankt Ihnen mit herzlichen Grüßen

Ihr Otto Müller

Polizeigefängnis, am 28. 5. 40.

950 VON REICHSSCHRIFTTUMSKAMMER

Reichsschrifttumskammer  
Abt. III (Buchhandel)  
Leipzig C 1, Postschließfach 661

Leipzig C 1,  
den 13. Juni 1940

Deutsches Buchhändlerhaus  
Fernruf 71266  
Drahtwort: Reichsbuch

*Sprechstunden nur*  
Dienstag bis Freitag  
von 11 bis 13 Uhr

Herrn  
Ludwig von Ficker  
Fa: Brenner-Verlag  
*Innsbruck*  
Innrain 27

Betrifft:

Aktenzeichen III A I –  
36876 – G

Bevor Ihr Aufnahmeantrag vom 14. Febr. 1940 hier abschließend bearbeitet werden konnte, hat der Herr Präsident der Reichsschrifttumskammer mitgeteilt, daß Ihre Schriftenreihe »Der Brenner« verboten worden ist. Sie werden daher gebeten, mitzuteilen, ob Sie künftig überhaupt noch eine buchhändlerische Tätigkeit ausüben.

Im Auftrage:  
[Unterschrift unleserlich]

951 AN REICHSSCHRIFTTUMSKAMMER

Innsbruck, 22. Juni 1940

An den  
Präsidenten der  
Reichsschrifttumskammer  
Hardenbergstr. 6  
*B e r l i n – Charlottenburg*

Auf Ihr Schreiben vom 30. 5. 40 (III Z Vo vG.) teile ich Ihnen mit, daß ich das Verbot der Schriftenreihe »Der Brenner« zur Kenntnis genommen habe. Da seit 1934

kein Heft mehr erschienen ist, befinden sich Exemplare der Schriftenreihe nicht mehr im Buchhandel. Entsprechende Maßnahmen für die Zurückziehung einzelner Hefte waren daher nicht mehr notwendig.

Heil Hitler!

952 AN REICHSSCHRIFTTUMSKAMMER

Innsbruck, 22. Juni 1940

An die  
Reichsschrifttumskammer  
Abteilung III  
*Leipzig C. I.*  
Postfach 661

Auf Ihr Schreiben vom 13. Juni (Ihr Aktenzeichen: III A1/36876 – G) teile ich Ihnen mit, daß das Verbot der Schriftenreihe »Der Brenner« lediglich diese Zeitschrift betrifft, nicht aber die Buchpublikationen des Brenner-Verlages. Mein Aufnahmeantrag vom 14. 2. 1940 wird daher von mir aufrecht erhalten, und ich bitte, um baldige Erledigung, da ich den Brenner-Verlag als Buchverlag durchaus weiterzuführen gedenke.

Heil Hitler!

953 AN FRANZ GLÜCK [P]

Mühlau, Kirchgasse 11, 17. VII. 1940

Ach, liebe Freunde, wann werde ich dazukommen, Ihnen zu schreiben?! So lang ist es schon her, daß Sie, lieber Herr Doktor, mir Ihre ausgezeichnete Kritik zu Reiferscheidt geschickt haben – eben las ich dessen Erwiderung – und noch immer habe ich Ihnen nicht gedankt! Ich bin zu erschöpft. Aber diese Erwiderung – nein, ist das möglich?! So eine Selbstentlarvung! So ein Abgleiten, so ein Versagen am wirklichen Gegner – ganz so, als hätte, von seinem blinden Ressentiment geführt, die Geistesgegenwart seiner Präpotenz es darauf abgesehen gehabt, die Richtigkeit dessen zu bestätigen, was Sie als seinen wesentlichen Konstitutionsmangel herausgestellt hatten. Wie er dann seinen Ärger über Sie in dem hervorragend stupiden Ausfall gegen Trakl abreagiert, das ist ja wohl das Aufschlußreichste an dieser Selbstenthüllung eines Sprachsatirikers. Gott sei Dank, daß in diesen Zeiten einer großen Welterschütterung noch für solche Kurzweil gesorgt ist! Auch daß der Brenner auf die Liste der schädlichen und unerwünschten Literatur gesetzt wurde, das stärkt meine Zuver-

sicht. Oft an Sie und alle Geprüften denkend grüßt Sie mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen  
stets Ihr

Ludwig Ficker

954. VON PROPYLÄEN-VERLAG

DER PROPYLÄEN VERLAG  
BERLIN SW 68  
Tr./L.

An den  
Brenner-Verlag  
*Innrain 27, Innsbruck*

den 12. September 1940

Sehr geehrte Herren,

wir beabsichtigen, dem letzten Bande der Literaturgeschichte des deutschen Volkes von Prof. Nadler ein Faksimile eines Gedichtmanuskriptes von Georg Trakl beizugeben. Das in Ihrem Verlag erschienene Werk »Erinnerungen an Georg Trakl« enthält bereits zwei solche Faksimiles, die sich in gleicher Weise für unsere Publikation eignen würden. Wir würden gern eines dieser handschriftlichen Gedichte reproduzieren und möchten deshalb bei Ihnen anfragen, an wen wir uns zur Erlaubnis wenden können, bzw. wer diese und andere Manuskripte Trakls besitzt.

Für Ihre freundliche Auskunft danken wir im voraus verbindlichst und zeichnen mit

Heil Hitler!  
DER PROPYLÄEN-VERLAG  
REDAKTION  
[Unterschrift unleserlich]

955. AN PAULA SCHLIER

[Ende Oktober 1940]

Meine geliebte Petra!

Ich war so froh zu hören, daß es Dir und Deinem Vater wieder besser geht. Da Du aber von Deinem chronisch schlechten Herzzustand sprichst, so trachte doch bitte, den Zwiespalt, in den Du durch die Aufregungen der Praxis und den Mangel an Zeit

27

für Deine eigene Arbeit versetzt wirst, dadurch zu beseitigen, daß Du Dir die Deutung der Apokalypse bis auf weiteres überhaupt aus dem Kopf schlägst; dann wirst Du sicher eine Entlastung erfahren, die auch Deinem Herzen und Deiner ganzen Gemütsverfassung zugute kommen wird. Es braucht Dich ja keineswegs zu bekümmern, daß all das, was Du nun seit Jahren in Verfolgung dieses Zieles an Dich herankommen liebest und in Qualen durchgemacht hast, dem äußeren Ergebnis nach zunächst nach einem Fiasko aussieht; daß es gleichwohl im Einklang mit der Bestimmung steht, für die Du von der Vorsehung ausersehen bist, wird die Zukunft erweisen. Aber Du mußt das nun wirklich Gott anheimstellen und von jedem Erzwingen-Wollen in dieser Sache absehen; ich glaube, Du tust Dir, aber auch der Sache und uns allen damit einen Gefallen. Im übrigen halte ich das, was Dein Bruder zu diesem Thema bemerkt, für *sehr* vernünftig; obwohl der Vorbehalte nun genug geäußert sind und man ganz sicher sein darf, daß es keine vorsichtigeren und gewissenhafteren Sondierung in diesem unerhört komplizierten Glaubenswagnis gibt als die von Dir geübte mit allen ihren Rückschlägen und Lichtblicken; die letzteren werden einmal – wann, steht allerdings bei Gott – eine solche Verdichtung erfahren, daß sie wie in einem Brennpunkt die Lichtquelle sammeln, die Dich erleuchten und Deinen Geist befähigen wird, des Wortes, das darin aufflammen wird, inne und habhaft zu werden. Aber Geduld, Geduld! Du und wir alle, wir kommen nicht so leichten Kaufes davon, wie wir uns in letzter Zeit eingebildet haben. Ich erleb's an mir selbst, daß wir in Ohnmacht, Apathie und banalste Demütigungen förmlich erst eingewickelt werden müssen, eh' uns gestattet ist, dem Schutzengel unserer Menschenwürde wieder halbwegs zu vertrauen. Davon abgesehen kann ich wohl sagen, daß es mir, Gott sei Dank, gut geht. (Es ist sehr enerzierend, im übrigen aber doch lehrreich, zur Abwechslung auch einmal vom *dummen* Teufel so an die Wand gedrückt zu werden, daß einem vorübergehend Hören und Sehen vergeht. Darüber gelegentlich einmal mündlich.)

Der Birgit hat das Auswärtige Amt nicht die Genehmigung erteilt, den Dienst zu quittieren; man hat ihr nur einen mehrmonatigen Erholungsurlaub bewilligt und sie muß im Januar wieder einrücken. Wir hätten so gern gehabt, daß sie zur Erholung hierher kommt, und sie selbst käme sehr gern. Aber – »es hieße mir mein Schicksal viel zu leicht machen«, schreibt sie und so will sie in der Zwischenzeit bei dieser Familie aushalten, obwohl sie da, wie es scheint, nicht gerade die besten Erfahrungen macht, da die Kinder laut und frech sind und keine Spur von Güte besitzen; aber gesundheitlich fühlt sie sich schon besser. Dabei wären wir so froh, wenn sie jetzt hier wäre; denn man hat uns nun noch ein weiteres Zimmer beschlagnahmt, so daß wir mit zwei Zimmern und einem kleinen Schlafräum auskommen müssen; kein Hinweis darauf, daß wir drei unverheiratete Kinder haben, die immer wieder abwechselnd nach Hause kommen, hat etwas genützt; die Stadt weiß nicht mehr, wo sie die herausströmenden deutschen Südtiroler unterbringen soll; das sind die Lebensraumprobleme, mit denen sich die neue Volksgemeinschaft, in ihrem Selbstversklavungsprozeß aus Herrschbedürfnis über die anderen Völker, herumzuschlagen hat. Ulla hofft – sie darf auch ihren Posten nicht verlassen, obwohl sie elend bezahlt ist –, daß sie wenigstens bald ins Ausland versetzt wird. Bei einem der letzten Luftangriffe sind in ihrer Wohnung alle Fenster zertrümmert worden.

Ein *sehr* schönes Buch habe ich gelesen, dessen Kenntnis auch Du Dir nicht ent-

gehen lassen solltest: »Die Brücke von San Luis Rey« von Thornton Wilder, einem jungen katholischen Romancier in Amerika. (Alfred Ibach Verlag, Wien – Leipzig). Wenn Du es noch nicht kennst, will ich es Dir gerne einmal senden. (Ich hatte es ausgeliehen).

Was die Zeitereignisse betrifft, so macht mich Dr. Z. auf die folgende Stelle in Goethes »Dichtung und Wahrheit« aufmerksam:

»Obgleich sich jenes Dämonische in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen in wunderbarem Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, so doch sie durchkreuzende Macht, sodaß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag gelten lassen könnte... Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzengüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschheit sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich gleichzeitig ihresgleichen und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheuerer Spruch entstanden sein: Nemo contra Deum nisi Deus ipse.«

In Liebe, immer

Dein Ludwig

956 VON IGNAZ ZANGERLE

Wien, 5. 11. 40.

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Mit gleicher Post lasse ich Ihnen den versprochenen Hochland-Aufsatz von H. E. Holthusen über Th. Wilder und das Corona-Heft mit den beiden Kurzspielen dieses Autors zugehen. (Entschuldigen Sie, bitte, das Papier! Es war im Augenblick kein besseres zur Hand.)

Ich muß mich berichtigen: Der Roman der Willa Cather »Der Tod kommt zum Erzbischof«, übertragen von S. v. Radecky, ist nicht im Pantheon, Akademische Verlagsanstalt, Potsdam, sondern im Scientia-Verlag, Zürich, herausgekommen. Ich habe das Buch zum zweiten Male gelesen. Es ist von einer großartigen Ruhe erfüllt. Es will mir scheinen, daß das Buch Ihnen persönlich sehr viel zu sagen hätte.

Ich lege Ihnen das Gedicht Josef Leitgeb's »Deutsches Heer 1940« bei, für welches er mit dem Lyrikpreis der »Dame« ausgezeichnet wurde.

Eigentlich ist der geistige Rang einer Zeitschrift wie »Der Brenner« durch das Verbot nur anerkannt worden. Zu welchen Zugeständnissen müssen (?) sich das »Hochland«, »Die Stimmen der Zeit« und »Die Schildgenossen« bequemen!

Anläßlich der »Woche des Deutschen Buches« wurde in der Hofburg eine Buchausstellung veranstaltet. Ernst Jünger's Bücher fehlten!

Der große Roman des Polen W. St. Reymont »Die Bauern«, der noch kürzlich von Eugen Diederichs in einer schönen Volksausgabe herausgebracht wurde, ist verboten worden.

In einem Erlaß der Reichsschrifttumskammer ist die Schaustellung und Feilbietung jeglichen Schrifttums außerhalb des Buchhandels verboten worden. Damit sind die Kleinschriften-stände in den Kirchen erledigt. – Künftig sollen »konfessionelle« Autoren überhaupt nicht mehr als Mitglieder in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen werden. So geht der Kleinkrieg weiter. Man müßte sich als Historiker nur der Mühe unterziehen, die einzelnen Stationen zu notieren.

Es ist ziemlich sicher, daß ich in der zweiten Novemberhälfte auf kurzen Urlaub komme. Hoffentlich sind Sie gesund und haben Sie gute Nachrichten von Ihren Kindern!

Mit herzlichen Grüßen:

Ihr Ignaz Zangerle.



# 1941

957 AN HEINRICH VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, 5. I. 1941

Lieber Herr von Trott!

Ein Monat schon ist es her, daß ich Ihren *herrlichen* Brief – überbracht von einem Boten, der mir auf den ersten Blick sympathisch war (und den ich hoffentlich nicht allzusehr enttäuschte) – empfangen habe, und noch habe ich Ihnen nicht gedankt. An jenem schönen Sonntag, da Leutnant Cramer hier war, war mir die Bedeutung Ihres Briefes in seinem nicht nur persönlichen, sondern auch repräsentativen Bekenntnischarakter noch gar nicht recht aufgegangen; aber nun habe ich ihn wiederholt gelesen, und da muß ich sagen, daß diese Stimme eines gebrochenen Eigensinns, die seinen Adel nun aber in einen reinen und gesteigerten Ausdruck bewahrt, mich seltsam ergriffen hat. Es ist doch die Generation, die nie zugrundegehen darf – zu keinen Zeiten –, soll eines Volkes Wohl und Wehe nicht völlig dem Vergänglichen anheimsinken; das spürte ich, als ich die Beweggründe Ihres Mitteilungsbedürfnisses tiefer auf mich wirken ließ. Daß ich hiezu nicht immer den Mut und die Kraft bringe, obwohl mir nichts so einleuchtet wie die Ausgesetztheit Ihrer Position, der persönlichen wie der repräsentativen, das werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß gerade der »Lückenbüßer« in dem furchtbaren Dilemma, in dem er steckt, des starken Schutzschildes seines Ohnmachtsbewußtseins bedarf, um seinen Schutzbefohlenen, den Auserwählten der Vorsehung, die Deckung, Sammlung und die Aufgabe zu ermöglichen, im geeigneten Moment über ihn hinweg vorzugehen. »Können Sie nicht an unseren Wegkreuzungen stehen?« fragen Sie, »und Himmel und Erde, die doch zuletzt getrennt sein müssen, uns verbinden und trennen?« Doch, das kann ich – wenn es Gottes Wille ist. Sonst nicht. Aber in jedem Fall – verstehen Sie, bitte! –, bin ich eine armselige Figur. Auch wenn ein Licht von oben auf mich fällt! Es kann nur unsere Erbarmungswürdigkeit in Frage stehen. Dies erkennen, heißt unsere Menschenwürde in dem, der sie geschaffen hat, bergen.

Wie lange werden Sie im Lazarett liegen müssen? Ich nehme an, es ist ein heilsames Pech, das Sie getroffen hat, und wenn Sie der Gedanke an das Gerümpel im Seidenen Schuh plagt – wer sagt Ihnen denn, ob nicht auch das ein Mittel ist, Sie heimlich in Ihrer Eigenfremdheit erstarken zu lassen?!

Grüßen Sie Leutnant Cramer und sagen Sie ihm bitte, wie nahe es mir gegangen ist, daß ihm Weihnachten das Hinscheiden des Mannes beschert hat, der offenbar in vorbildlicher Weise Vatersstelle an ihm vertreten hat!

Sie selbst, lieber Freund, grüßt mit allen guten Wünschen für das neue Jahr und von Herzen hoffend, daß Gott Ihr teures Leben in Schutz nehme, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

958 AN OTTO BASIL

Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

8. I. 1941

Sehr geehrter Herr Doktor!

Schönsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Welch staunenswerte Gabe in unserer Zeit – Bild und Dichtung sich einträchtig in Beschwörung unversieglichen Quellgutes der Meditation ergehend: es ist, als träten unterirdische Wortläufe, die wir in ihren Ursprüngen kannten, da die Quellen nicht offen zu Tage lagen, heimlicherweise wieder ans Tageslicht. Wohin werden sie verrinnen?

Ja, wir leben noch, wir Verstummen, seltsamerweise – ich und die andern, nach denen Sie fragen. Es könnte sogar sein, daß wir, soweit uns die Vorsehung grün ist, noch für etwas aufgespart sind.

Herr Dr. Neugebauer wird sich gewiß sehr freuen, wenn Sie ihm schreiben. Seine Adresse ist: Innsbruck, Zeughausgasse 4. Von Hans Leifhelm, den ich persönlich nicht kenne, weiß ich, daß er in den letzten Jahren in Rom aufgetaucht ist, kann aber nicht sagen, ob er jetzt noch dort lebt. Dr. Punt und Dr. Leitgeb sind beide eingedrückt, aber beide, soviel ich weiß, nicht an der Front. Dallago lebt in Arzl, einem Nachbardorf, das wie Mühlau nach Innsbruck eingemeindet wurde, aber wir sind alle ohne rechten Kontakt und wie zeitlich und räumlich aus dem Diesseits Versprengte. Nur mit Anton Santer, dem unbefangenen und weitsichtigsten, dem gefäßigsten der hiesigen Freunde, habe ich noch persönlich nähere Berührung.

Ein weiteres Erscheinen meiner Zeitschrift hat man fürsorglich verboten. Auch »Chorónoz« wird kaum mehr aufzutreiben sein. Wir befinden uns, wie es scheint, in der dubiosen Lage des Samenkorns, das in die Erde fiel und sterben muß, um Früchte zu tragen. Eine Geduldprobe – weiter nichts! Die Saat wird aufgehen.

Indem ich Ihre Neujahrswünsche herzlich erwidere, verbleibe ich mit besten Grüßen und nochmals dankend

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

959 AN PAULA SCHLIER

16. II. 1941

Meine geliebte Petra!

Von Herzen Dank für Deine neuerliche, rührende Aufmerksamkeit! Das Paketchen kam gerade zurecht, daß ich von den kostbaren Lebensmitteln – die Wurst schmeckt ganz herrlich – einen kleinen Mundvorrat meiner Frau nach Berlin mitgeben konnte. Gestern war ja die Trauung von Ulla unter Anwesenheit auch von Florian und Birgit. Leider kommt Birgit jetzt nicht mit der Mutter hierher auf Urlaub,

da sie noch verschiedene Beziehungen zum Oberkommando der Wehrmacht mobilisieren will, um dort eine Stellung zu erhalten und vom Auswärtigen Amt wegzukommen. »Erlaub mir«, schreibt sie mir, »Dir brieflich – ich weiß noch nicht genau, wann ich es tun kann – von allem zu sprechen, was mir am Herzen liegt; ich habe so vieles erlebt jetzt, ich brauche nur noch etwas Distanz.«

Florian hat bei seiner Rückkehr vom Urlaub nach Wilhelmshaven eine freudige Überraschung erlebt. Er hat als erster und bisher einziger Ingenieur der Kriegsmarinewerft das Kriegsverdienstkreuz mit den Schwertern verliehen erhalten – und zwar die Schwerter, die sonst an Zivilisten nicht verliehen werden, als besondere Auszeichnung – für seine Verdienste um den Motorenbau und die Rettung seiner wichtigen Betriebswerkstatt durch seinen persönlichen Einsatz beim großen Fliegerangriff, wo die Werft so schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Gleichzeitig erhielt er – als weitere Anerkennung – eine Kommandierung auf die »Tirpitz«, um als Assistent des leitenden Ingenieurs an den Erprobungen dieses neuesten großen Schlachtschiffes teilzunehmen. Seine Freude ist natürlich groß, aber »zunächst muß ich wahnsinnig büffeln«, schreibt er.

Ein Jenaer Professor hat jetzt die berühmten Streitschriften meines Vaters und seines Gegners Heinrich v. Sybel aus den Jahren 1859–62 über die deutsche Kaiserpolitik im Mittelalter – im Wagner-Verlag – neu herausgegeben, ein Werk von unheimlicher innerer Aktualität im Hinblick auf die gegenwärtige Situation des deutschen Expansionsdranges und seiner Grenzen und Gefahren. Die Publikation, die weite Kreise zur Besinnung rufen kann, erregt das größte Interesse und wird von allen größeren Zeitungen und Zeitschriften zur Besprechung verlangt. Ich werde Euch ein Exemplar senden – vielleicht kann sich Willy gelegentlich auf eine Lektüre einlassen, vorausgesetzt, daß er sich jetzt nach seiner schweren Erkrankung etwas Muße gönnen kann. Was hat ihm denn gefehlt? Ich lasse ihm von Herzen recht baldige und völlige Genesung wünschen. Hoffentlich wirst Du selbst durch Überanstrengung nun nicht allzusehr in Deinem Kräftezusammenhalt geschädigt werden.

Soviel für heute und nochmals innigsten Dank!

Ich bin mit Grüßen an Willy und mit allen guten Wünschen für Euch beide wie immer in Liebe

Dein Ludwig

960 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 10. April 1941  
Hochstätt 70.

Mein lieber und verehrter Freund!

Mehr schweigen als reden ist die tiefere Signatur dieser Zeit, gegen so vieles müßige laute Gerede. So nehmen sich auch die seltenen geschriebenen Briefe gegen die Massen bedruckten Papiere aus. Jetzt zu »heiliger Zeit« sollten wieder einige lakonisch kurze Zeilen an Sie mein lieber Freund gehen, eigentlich nur, Ihnen zu be-

zeugen, daß ich an Sie denke. Da kommt gestern die Anzeige der Verlobung Ihres Sohnes Florian. Man kann bei ihm das Vertrauen haben, daß er recht wählt, und so werden auch Sie, als Vater, sich gewiß seines Entschlusses freuen und ihn, auch ohne seine Braut noch persönlich zu kennen, voll billigen. Auch wird er das Seinige getan haben, Ihnen wenigstens schriftlich das Wesen seiner Erwählten getreu zu schildern. So ist nun wieder ein Glied der Kette angefügt, die durch die Generationen geht. Das Leben setzt sich über diese bewegten dunkeln Zeiten fort, unbewegt wie ein Sonnenstrahl im wütenden Sturm. So sollen es auch unsere Gedanken, eine andere, Völker und Zeitalter vielleicht noch inniger bindende Kette. Unsere Körper, unsere Nerven sind nur allzusehr erschüttert, um auch geistig nicht durch die Ereignisse zuweilen aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden. Wenn wir nur immer wieder den Ruhepunkt gewinnen, den festen Standpunkt inmitten der tobenden Brandung. So sind es jetzt die Ereignisse auf dem Balkan, wohin wir nun mit Sorge sehen. Wie sie weiter verlaufen wird die Zukunft lehren. Das können wir aber heute schon sagen, daß sie auch nur eine noch lange nicht entscheidende Episode in dem großen Ringen, an dem fast der ganze Erdball beteiligt ist, darstellen. Ich sehe sie an wie das Schneetreiben und das winterliche Bild am heutigen 10. Februar. Wir wissen, der Frühling ist nahe, und sonnige Tage lassen nicht lange mehr auf sich warten. Auf den Charfreitag, folgt der Sonntag der Auferstehung, auch wenn dieser kommende ein furchtbar blutiger noch ist. Es ist bezeichnend, daß man diese heilige Woche für unheiliges Unternehmen wählen konnte. Aber dieser Umstand ist es gerade, der unser Vertrauen stärken kann, daß Alles noch ins Rechte kommt, die überflutenden Wasser in ihr altes Bette zurückfinden werden. Ein Pendel kann nicht im äußersten Ausschlag beharren, die Statik der Dinge kann durch Nichts aufgehoben werden. Auf den endlichen Zustand müssen wir uns vorbereiten, ja wir leben ja eigentlich immer nur in ihm; er ist der im tiefsten dauernde, mag sonst geschehen was immer, mögen wir noch so wenige Genossen auf diesem unseren Wege finden. Gott bleibt und es bleibt die göttliche Ordnung, bei all der sichtlich in Erscheinung tretenden Unordnung. Ihre Werkzeuge sind, die es am wenigsten ahnen.

Vor kurzem war ich wieder einmal auf einen Tag bei Dr. Bernhart in Türkheim. Er muß für Geld schreiben und kann seine Themata nur auf Seitenwegen finden. So soll nächstens ein Aufsatz über Tierpsychologie im Hochland erscheinen. Ich fürchte daß auf solchen Seitenwegen, der Hauptweg außer Sicht kommt. – Eines tut not doch. Wir müssen uns aber Alle an die Brust schlagen; wir haben alle viel versäumt, in Gedanken und mit diesen in Worten und Werken. Dr. Bernhart hat seit Monaten die kleine für Ihren Brenner bestimmte Schrift bei sich, um sie gründlich zu studieren. Bis jetzt ist er nicht dazu gekommen, will aber eine Muße, die ihm ein kurzer Erholungsurlaub gibt, dazu benützen. Er sagt, daß jeder Satz in der Schrift zu denken gäbe und er will dies Denken nicht flüchtig sein lassen. Bei G. Ch. Lichtenberg findet sich einmal die folgende Bemerkung: »Bei einem kleinen Werkchen denke ich immer nur, das ist ein Spähbüchelchen, wodurch der Verfasser Ankergrund für ein größeres suchen läßt.« Ob nun meines bei Dr. B. solchen Ankergrund finden wird.

Von Dr. B. habe ich eine Schrift über die neuesten Atomtheorien mitgenommen. Die angeführten angeblichen Fakten sind für Unsereinen kaum zu verstehen. Schon die nicht definierten Termini hindern das Verstehen. Soviel ist zu sehen, daß da Alles noch in Fluß ist, kein Resultat fest gesichert. Man verfährt ohne irgend einen philo-

sophischen Leitfaden, verfehlt damit Anfang und Ende, plätschert im Gewässer mittlerer falsch oder mindestens halb erkannten Tatsachen. Den Grundfragen wird ausgewichen. Wäre selbst das Beigebrachte evident; Evidenz ist beileibe noch nicht philosophische Einsicht. So sind mathematische Urteile evident; geben sie darum tiefere Erkenntnis? Damit soll noch nichts gegen Mathematik, oder Wissenschaft gesagt sein. Aber sie gehört an den rechten Ort, fordert ihr rechtes Maß. Irrtümer sind zumeist entartete, mißdeutete, mißbrauchte Wahrheiten. Bei der Erkenntnis des Irrtums als Irrtum sollte man also nicht stehen bleiben, ihn vielmehr als Symptom eines tiefer liegenden Wahrheitsleidens nehmen. Wahres Wissen liegt allein in dem rechten Verhalten der Erkenntnis zu ihren Gegenständen, nicht etwa in der vielgerühmten *adaequatio rei et intellectus*. Die Eignung der Dinge für geistiges Wirken, gibt das wahre formale Objekt. Was für einen Sinn hätte es, sie einfach zu kopieren! Nicht hier hat man die Wahrheitskriterien zu suchen. Wahrheit am unrechten Ort, ist es nicht mehr.

Es freute mich Ihre alte feste Schrift auf dem Umschlage der Verlobungsanzeige zu finden, als Zeichen hoffentlich eines guten physischen Befindens. Eine kurze Nachricht darüber würde mich noch mehr freuen. Aber bitte machen Sie sich keine Mühe mit einem längeren Schreiben.

Seien Sie recht von Herzen und dem Wunsche gnadenvoller Ostertage begrüßt  
von Ihrem

Hans Kestranek.

961 AN FRANZ GLÜCK

Innsbruck-Mühlau, 19. IV. 1941

Lieber Herr Doktor!

Das tut mir aber wirklich leid, daß Sie sich meine Mitteilung über die Erfolge Florians (die Sie vielleicht etwas anders beurteilen würden, wenn Sie die näheren Umstände künnten) in einer Weise zu Herzen genommen haben, die Sie zu einer so bitteren und nicht nur für Sie, sondern auch für mich schmerzlichen Reaktion zwang. Das hatte ich, weiß Gott, nicht vorausgesehen und für diesen Mangel an Feingefühl muß ich Sie um Entschuldigung bitten. Ich tue dies in der Hoffnung, daß eine mündliche Aussprachemöglichkeit, die ich sehr wünschte – denn schriftlich läßt sich nichts mehr bewältigen –, mir die Gelegenheit geben werde, die herben Empfindungen, die meine Mitteilung in Ihnen auslöste, zu mildern, wenn schon nicht zu beseitigen, was mir natürlich am liebsten wäre.

Was die andere Sache, die Trakl-Glosse, betrifft, so gebe ich zu, daß mein Einwand weniger sachlichen als persönlichen Erwägungen entsprang. Um Ihnen diese verständlich zu machen, müssen Sie nämlich wissen, daß voriges Jahr ein infamer Anschlag gegen mich als Betreuer des Trakl-Grabs in Szene gesetzt wurde. Man hat von oder über Salzburg eine Notiz in die Presse gesetzt, daß das Trakl-Grab, um das sich niemand mehr kümmere, demnächst aufgelassen werden müsse; worauf prompt

ein Antrag der Reichsschrifttumskammer an die Stadt Innsbruck erfolgte, sie wolle das Grab des Dichters »für ewige Zeiten« in ihren »Ehrenschatz« nehmen. Ich habe diesen Angriff natürlich abgeschlagen, habe aber Grund zur Annahme, daß an diesem Pietäts-Manöver jener Dr. Br. nicht unbeteiligt war, dem Sie in Ihrer Glosse eins ausgewischt haben. Wenn ich meinte, daß dies zu scharf gewesen sei, so war dies wohl nur eine Umschreibung dafür, für wie angemessen ich es dem eigenen Bedürfnis hielte, den Ansprüchen solcher Geister nichts als Schweigen entgegenzusetzen.

Für heute nur dies! Mit herzlichen Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

962 VON IGNAZ ZANGERLE

Wien, 24. IV. 41.

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Ich habe mir Richard Billingers Schauspiel »Gabriele Dambarone« – früher »Am hohen Meer« – angesehen. Er hat die Form gefunden, in der er sich ruhig der offiziellen Förderung freuen darf.

Prof. Hänzel ist als Reserveoffizier eingezogen worden.

Dr. Matejka ist gestorben.

Ein in Wien studierender bayrischer Theologe möchte Ebner, Haecker, Newman, Kierkegaard, usw. kennen lernen, richtiger: Arbeiten, Schriften von ihnen, die nicht in Buchform veröffentlicht worden sind. Seine Anschrift lautet: Neumair Michael, Wien I., Riemergasse 8, Tür 11 (Oder: Schleißheim b. München, Kirchplatz)

Die mit –srp– gezeichneten Aufsätze in der Frankfurter Zeitung stammen von dem früheren Hauptschriftleiter der Rhein-Mainischen Volkszeitung Dr. Heinrich Scharp. Sie werden jeden Tag von Hitler gelesen.

Don Bosco hat prophezeit, daß der Papst im 20. Jahrh. 129 Tage auf der Flucht sein werde. Bernanos hat die Rede, die Hitler nach dem Zusammenbruche Frankreichs halten werde, vorauskonzipiert. Der Pfarrer von Ars hat vorausgesagt, daß die Deutschen noch ein viertes Mal über den Rhein kommen und diesmal Paris besetzen würden. (Und daß dann England noch katholisch würde.)

Herzlich: Ihr ergebener

Ignaz Zangerle.

NS: Ich werde erst zu Ostern nach Ibk kommen.

Wien, 28. 5. 41.

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Zunächst möchte ich Ihnen herzlich danken für die väterliche Art, mit der Sie meiner etwas verzagten Frau Mut zugesprochen haben. Es ist ihr durch das Ausscheiden aus dem Beruf gleichsam der Boden entzogen worden. Die uneingestandenen Müdigkeiten vieler Jahre sind ihr plötzlich spürbar geworden. Und doch glaube ich, war es höchste Zeit, sie aus dieser mörderischen Arbeit zu holen, ehe der Verzehr der Kräfte unwiederbringlich wird. Sie soll solange in Innsbruck bleiben, bis sie sich soweit erholt hat, daß sie eine Wiener Wohnung im Grünen beziehen kann.

Vor 14 Tagen habe ich zusammen mit Dr. Zechmeister Frau Jone besucht. Wir verständigten uns ganz gut, weil ich jedem gefährlichen Thema auswich. Sie sagte mir, daß Friedrich Pustet – Herr Esser ist seit kurzem eingerückt – als Verleger des Ebner'schen Werkes nicht mehr in Frage komme. Sie deutete dunkel eine ganz unerwartete Möglichkeit des Erscheinens an. Die Herausgabe der im »Brenner« erschienenen Aufsätze möchte Frau Jone vermieden wissen, um dadurch Theod. Haecker (sic!) nicht zu gefährden.

Freunde haben mir erzählt, daß der von der Wiener NS.-Kulturvereinigung – Nachfolgerin des selig entschlafenen Kulturbundes – veranstaltete Traktl-Abend sehr gut besucht war, wenn auch die Einleitung Eberhard Buschbecks das Bild Trakls im Wesenlosen beließ und Aslan nur wieder sich selbst zelebrierte.

Otto Müller hat sich über Ihren Brief sehr gefreut. Er wird Sie wahrscheinlich zusammen mit Dr. Lambert Schneider um den 18. Juli in Innsbruck besuchen. Dr. Schn. macht mir einen sehr guten Eindruck. Man müßte freilich sagen, Dr. Schn. & Frau; denn diese, ein englischer Typ, macht mindestens die Hälfte der Arbeit. Ewald Wasmuth ist der geistige Berater des Verlages. (Alles Nähere weiß meine Frau.) Im Herbst kommt bei L. Sch. in zwei Dünndruckbänden eine Gesamtausgabe des Novalis heraus. Als letztes Manuskript hat Müller einen hervorragenden Gedichtband des Wilhelm Lehmann übernommen.

Über Wilh. Szabo weiß ich, daß Josef Weinheber seine vierte Entwöhnungskur ohne nennenswerten Erfolg hinter sich gebracht hat.

Herrn Glück werde ich demnächst treffen.

Im Ganzen sollen 500 Zeitschriften eingestellt werden, darunter auch »Hochland«, »Stimmen der Zeit« und »Schildgenossen«. Der Jakob Hegner-Verlag scheint einzuziehen. Der Verlag Josef Kösel & Friedr. Pustet darf Herbst 1941 nur noch *ein* religiöses Buch herausbringen. In Wien sollen von 400 Buchhandlungen 200 gesperrt werden.

Susani scheint sein Buch noch immer nicht angebracht zu haben. Gegenwärtig liegt es bei Felician Rauch.

Unlängst habe ich Richard Billinger in einem Café gesehen. Ein aufgeschwemmtes, verwüstetes, quittengelbes Gesicht, ein schauerlicher Anblick! Sein Gehen verstärkte noch den Eindruck körperlichen Verfalls.

Dr. Rudolf ist kürzlich Kanonikus geworden. Augenblicklich weilt er in Wörishofen. Das Herz tut wieder einmal nicht mehr mit.

Folgende Bücher sind auf den Index gesetzt worden: 1.) Georg Koeppgen »Die Gnosis des Christentums« (Otto-Müller-Verl.); 2.) Pinsk »Die sakramentale Welt«; 3.) Perl »Der Christ als Christus«; 4.)<sup>\*)</sup> und 5.) der zweite Band des Werkes »Der Katholizismus Stirb und Werde«.

Meine Schwester läßt Sie herzlich grüßen. Sie hat Pfingsturlaub bekommen. Sie arbeitet nicht mehr in Tschenstochau, sondern in Krakau, ist nicht mehr im Schuldienst, sondern als Referentin für den Schulfilm tätig.

Hoffentlich sind Sie mir über diesen reinen Bericht nicht böse!

Mit herzlichen Grüßen:

Ihr ergebener

Ignaz Zangerle.

\*) Laros, Das Gewissen in der Entscheidung.

964 AN PAULA SCHLIER

Pfingstmontag, 2. VI. 1941

Meine geliebte Petra!

Ja, selbstverständlich komme ich gerne, mir die Sachen der Frau L. anzuschauen. Ohne weiteres könnte ich schon Sonntag, den 8. ds., nachmittags um 15<sup>h</sup> kommen oder, wenn Dir das lieber ist, am Montag, den 9., um dieselbe Zeit. Dienstag jedenfalls nachmittags muß ich nach Weilheim, bzw. Peissenberg weiterfahren. (Könntest Du Dich am Bahnschalter in Garmisch erkundigen, ob der Zug, der von Garmisch um 17<sup>h</sup> abgeht und in Weilheim um 18<sup>h</sup> eintrifft, dort noch einen Anschluß nach Peissenberg hat? Es ist jetzt auf den Fahrplan kein Verlaß, weil mehrere Züge eingestellt sind.) Auf der Rückreise von München fahre ich über Rosenheim, und mache von dort noch einen Abstecher nach Aschau, in die Landschaft meiner Kindheit.

Was ich im Hinblick auf die Kleinplastiken der Frau L. à prima vista (die Orientierung nach Abbildungen ist ja nie genügend) zu bedenken gab, betraf keineswegs das inspiratorische Moment, das ich im Gegenteil erstaunlich fand. Es drückt sich in der bewegten Formensprache dieser Tongebilde, die gerade in ihrem Skizzenhaften das Visionäre voll zur Geltung bringen, überzeugend aus; es spricht für sich und spricht in der ehrfürchtig gewagten Art, wie das geschieht, den geistempfänglichen Betrachter ohne weiteres an. Die Schwierigkeiten, auf die ich hinweisen wollte, beginnen auf dem Weg der Übertragung dieses Visionären, das unter den Fingern der nachgebenden Hand im kleinen Tonmodell verhältnismäßig leicht Gestalt gewinnt, aus dem Stadium des ersten Entwurfs, der sich mit Andeutungen begnügt (in denen gerade das Wesentliche gut untergebracht sein kann), in die handwerklich klar gemeisterte Vollgestalt dessen, was an innerem Gesicht zur Anschauung gebracht werden sollte. Auf diesem Weg kann vieles verloren gehen von dem, was dem Künstler in seiner ursprünglichen Ergriffenheit am Herzen lag und was er an »Gesicht« seines



»Gegenstands« noch völlig überzeugend in die Skizze, in den ersten Entwurf hinein zu retten vermochte. Dieser Weg, der keinem Künstler erspart bleibt – am wenigsten dem, der »nur« für Gott etwas tun will (aber doch als *Künstler*, nicht wahr?!), fällt als ein Dornenweg unter den biblischen Fluch; darüber darf keine Inspiration hinwegtäuschen, die als Gnadengeschenk der Vorsehung in einem leidgeprüften Menschen sozusagen über Nacht aufbrechen und ihm den Weg weisen kann. Hier also, nicht wahr, den Weg der *Kunst*, der aber zugleich ein Weg der Technik, der Bewältigung seiner Schwierigkeiten ist und als solcher dem Künstler erst eigentlich zu schaffen macht; und zwar umso mehr, je mehr sich der Gegenstand seines inneren Gesichts in der Sphäre der Transzendenz bewegt und stofflicher Fixierung im Bereich des Sinnlich-Wahrnehmbaren seiner Natur nach leicht widerstrebt. Das ist ja auch der Grund, warum religiöser Kunst, soweit sie sich an religiösem Gegenstand versucht, verhältnismäßig enge Grenzen gewiesen sind und warum sie sich dort, wo sie am deutlichsten vom heiligen Geist berührt ist, so gerne, ja fast notwendig ins Symbol flüchtet. Dieser selbst, der heilige Geist, wird stets nur in der Gestalt der Taube darzustellen sein; ihn einem Menschenwesen anzuähneln – aber notwendig dann mit gleichsam ausgelöschtem oder noch ungeborenem Antlitz (das hat Frau L. instinktiv sehr gut gespürt) –, das ist ein so gewagtes Unterfangen, daß seine Ausichtslosigkeit zweifellos gerade jenen großen Bildkünstlern bewußt gewesen ist, die allenfalls noch Gottvater im Mysterium der Dreieinigkeit sich mit menschlichen Zügen vorstellen konnten (eben als den Vater des Sohns, der uns durch sein Leiden erlöst hat), aber nicht mehr den heiligen Geist, der vom Vater und Sohne ausgeht. *Hier* liegt das Problematische, auf das ich hinweisen wollte, nicht auf theologischem Gebiet. Es sind Fragen, die ein Grundsätzliches alles Kunstschaffens berühren und seine relative Ohnmächtigkeit auch in seinen erhabensten Ausdrucksmöglichkeiten den letzten Wahrheiten und höchsten Geheimnissen gegenüber. (Das hat ja auch Michelangelo gegen Ende seines Lebens aufs klarste erkannt und ergreifend ausgesprochen – er, der den Bildraum der Kunst groß und einsam mit einem Schaffen ausgefüllt hatte, das uns heute noch als der Gipfelpunkt aller künstlerischen Selbstbesinnung in der Renaissance erscheint). Gewiß kann eine apostolische Mission auch mit einer Kunstübung verknüpft sein, in der ein religiös bewegtes Gemüt in mehr oder weniger gelungenen Tastversuchen Aufschluß über Reichweite und Grenzen seiner Begabung, Gott auf diese Weise zu dienen, erhalten möchte; aber sie wird sich mehr im Raum privater Liebhaberei auswirken, der ja zunächst allem Neuen, Kühnen, Eigenartigen unerlässlich ist und als Vorbereitungsstadium für die größere Aufgabe, die allenfalls der Verwirklichung harnt, nicht zu unterschätzen ist. Umso dringender ist natürlich die Verpflichtung, sich klar darüber zu werden, daß, wenn diese Mission in einer vollkommenen Bildgestalt der *Kunst* (und nicht bloß als Liebhaberei) sich manifestieren soll, die Ausbildung einer dem jeweiligen Vorwurf angemessenen Technik und deren Meisterung notwendig ist, umso notwendiger, je gebieterischer das innere Gesicht nach seiner ebenbildlichen Vergegenwärtigung in einem Kunstwerk verlangt. Sonst kann zwar das inspiratorische Moment, das diesem Spiegelbild zugrunde liegt, genügend begriffen werden, aber das Überzeugungsvermögen dessen, was es zu klarer Anschauung bringen soll, sich verflüchtigen, statt sich zu verdichten. Das scheint mir bei den Plastiken Deiner Freundin vorderhand der Fall zu sein, die ja nicht zufällig Kleinplastiken sind, auch wenn ein großes Empfinden in ihnen

notdürftig untergebracht ist. Denn da täuschst Du Dich, wenn Du glaubst, daß nur Mangel an Modellierten mit den Mitteln sparsam umzugehen zwang; das hat schon einen tieferen Grund. Bei jeder Übertragung in größeres Format wären nämlich die Schwierigkeiten gewachsen und mit der damit verbundenen Nötigung zu immer klarerer plastischer Ausprägung des Bildmotivs das Problematische – z.B. das Problematische einer überzeugenden Vergegenständlichung des dreieinigen Händemotivs (an sich ein wunderschöner kühner Einfall) – deutlicher in Erscheinung getreten. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Aber je mehr Frau L. solchen Erwägungen zugänglich ist – und Deinem Brief nach zu schließen, scheint sie es ja in erfreulichem Maße zu sein –, desto leichter wird ihr die Orientierung fallen und bei ihrer Standfestigkeit ihr den Boden unter die Füße geben, den sie zur Bewältigung ihrer Aufgabe braucht. Da ihr der Ausdruck »plastische Schaumschlägerbehelfe« gefiel (daß sie daran nicht Anstoß genommen hat, spricht sehr für sie), so möchte ich Dir nur mitteilen, daß sich diese Bezeichnung keineswegs auf den Engel der Verkündigung bezog, dessen Bewegungsmotiv im Gegenteil bis in den zerflatternden Kontur lebendig und klar überzeugend ist, sondern auf die oberen und auch sonstigen Umrahmungspartien der Dreieinigkeitsgruppe. Im übrigen ist es am besten, wir unterhalten uns darüber nächstens vor den Originalen.

Wir leben in einer Menschheit und in einer Zeit, die wohl schon binnen kurzem – denn wir wandeln durch Katastrophen von unabsehbarer Tragweite – nichts sehnlicher herbeiwünschen wird als eine neue Ausgießung des heiligen Geistes. Wer weiß, was da unserer Erwartung und der Liebe, wie sie in unseren Herzen lebt, noch für eine Bedeutung zukommen wird.

Auf Wiedersehen!

Immer

Dein Ludwig

#### 965 AN FLORIAN VON FICKER

Mühlau, 8. VII. 1941

Mein lieber Flo!

Zu Deinem 32. Geburtstag (Gott, wie die Zeit vergeht!) wünsche ich Dir von Herzen alles Gute. Zwar kommt dieser Gruß wahrscheinlich zu spät, aber das wirst Du mir gewiß in Liebe nachsehen; auch daß ich das unvermeidliche Buch, das ich Dir senden wollte, erst schicke, wenn Du wieder in Wilhelmshaven bist. Denn Dein Feldgepäck möchte ich nicht unnötig mit solchem Ballast beschweren.

Was mich an diesem Tag besonders freut – für Dich und für uns alle –, ist, daß dieses vergangene Lebensjahr ein besonders gesegnetes für Dich war. Es hat Dir nicht nur äußere Erfolge gebracht, auf die Du stolz sein kannst, es hat Dir auch eine Braut beschert, wie Du sie Dir besser nicht hättest wünschen können. Aus jedem Brief, den Tizza schreibt, geht zu unserer großen Freude hervor, wie rührend sie an Dir hängt. Möge das kommende Jahr der Welt den Frieden schenken, obwohl es nicht danach

aussieht, und möge es Dir und Tizza die Erfüllung Eures Herzenswunsches, das Glück im eigenen Heim, bescheren. Unsere innigsten Segenswünsche, das weißt Du, begleiten Euch auf diesem Weg.

11. VII. 1941

Diese Glückwunschzeilen kann ich nun ausgerechnet erst an Deinem Geburtstag abschließen. Mittlerweile kam heute auch Deine Nachricht mit dem Brief von Frä. Höfer, der mich für sie wie auch für Dich sehr freute. Es ist wirklich eine ausgezeichnete Generation, die heute in diesem strengen Dienst der Selbstbescheidung und der Achtung von Mensch zu Mensch aufwächst, und man kann dieser Generation nur wünschen, daß dieses Vermögen an »geretteter Freude« und Frohsinn Bestand habe und unserem Volke auch dann noch – und gerade dann – zugute komme, wenn die Türme des Hybris, von denen aus es die Welt beherrschen wollte, eingestürzt sein werden. Erst dann werden Menschen wie Du mit ihren das Beste der Nation verkörpernden Charaktereigenschaften in ihrem repräsentativen Wert erkannt werden und entsprechend zur Geltung kommen. Dies sage ich Dir zum Trost für alle Fälle; denn leicht und leicht wird unsere Zukunft, was die Wohlfahrt im Äußeren betrifft – das läßt sich heute schon absehen – auf keinen Fall sein. Die Welt wird verarmen und ihr verstörtes Antlitz lange nicht los werden, wenn der Glaube an Gott nicht ein Wunder der Liebe vollbringt und das göttliche Mitleid sich der Menschen und Völker in ihrem selbstverschuldeten Elend erbarmt. Dann freilich kann neues Leben – ein Leben von ungeahnten Aufbaukräften – aus den Ruinen erblühen. Denn in Glaube, Hoffnung und Liebe ist eine dreieinige Macht der Zuversicht und eine Zielsetzung beschlossen, die Wunder zu wirken vermag und über Abgründe hinweg den Einzelnen befähigt, sein Bestes zu wagen und anderen auf gut Glück sein Licht voranzutragen. Kierkegaard war solch ein Vorläufer als Wegweiser und Kraftspender. Gerne werde ich Fräulein Höfer die paar Schriften senden, die ich von ihm verlegt habe.

Auch den Brief von Frä. Einkemmer sende ich Dir hier endlich zurück. Sie ist ein sehr offener, wahrheitsliebender Mensch, und ich wußte ja, daß sie den Ring nicht haben konnte, weil ich ihn selbst nie besaß. Sie hat übrigens Mutter kürzlich in der nettesten Weise angedeutet, daß sie alle ihre Sachen Birgit vermachen möchte, die sie gerne einmal in Rom sähe; sie hat auch Ulla als Hochzeitsgeschenk eine sehr schöne Spitzentischdecke gesendet. Mich freut ihre Anhänglichkeit an Euch.

Ausgezeichnet ist Dein Bild in der Rekrutenmontur, über das wir uns sehr gefreut haben. Vielen Dank! Aber Du wirst froh sein, daß die Ausbildungszeit demnächst vorüber sein wird und Du wieder Deinem eigentlichen Beruf nachgehen kannst. Wenn nur nicht diese Luftangriffe wären, die ja an Häufigkeit und Heftigkeit zunehmen. Möge Dich Gott beschützen, das ist mein tägliches Gebet.

Es grüßt Dich, auch von Mutter und von Tante Miez, die heute gekommen ist, herzlichst

Dein Vater

Innsbruck-Mühlau, 1. August 1941

Verehrter, teurer Freund!

Es sind nun schon gut sechs Wochen her, daß ich Sie besuchen, die schönen Stunden am Chiemsee mit Ihnen verbringen durfte, und noch habe ich Ihnen nicht gedankt für diese Begegnung! Wohl sind es in der Hauptsache äußere Umstände, die ich zur Entschuldigung anführen könnte (so war ich eine Zeitlang von Asthmaanfällen ganz erschöpft); aber meiner Unfähigkeit, zu schreiben, lag auch ein innerer Schmerz zu Grunde, aufbewahrt in einem Bild, das mir nahe ging. Ich sah und sehe Sie, mein Freund, auf dem kleinen Bahnhof stehen, wie ich Sie noch vom Zug aus sah, nachdem wir uns verabschiedet; Sie standen am Schattenrand des Bahnsteigs vor dem hellsten Mittagssonnenschein – ernst, einsam, den Blick mit einer prüfenden Eindringlichkeit, die mir ins Herz schnitt, unverwandt auf mich gerichtet. Ich kann nicht sagen, was ich in diesem Augenblick empfand, als mir so Ihre ehrwürdige Erscheinung für dieses Mal entschwand. War plötzlich eine größere Trennung zwischen uns gelegt? Von Ihnen zu mir? Oder was sollte dies bedeuten, daß ich jetzt wegfuhr, Sie aber dort standen, unbewegt und mit einem Ausdruck im Blick, der resigniert zu fragen schien: *Gibt es denn einen Anspruch von Mensch zu Mensch, dem wir heute noch gewachsen sind?!* Eben hatte ich noch Ihren Andeutungen entnommen, wie selbst nahe und nächste Menschen und auch Intelligenzen, denen Sie gewogen schienen, Ihre Erwartungen enttäuscht hatten. Kein Wunder, daß mir da bekümmert zu muten wurde und ich befürchten mußte, durch meine notgedrungen unzulängliche Art der Teilnahme an Ihrem Schaffen (die gleichwohl einer zuverlässigen Empfängnisbereitschaft und einer Erkenntlichkeit entspricht, die mich beglückt) zur Mehrung Ihrer Bitterkeit beigetragen zu haben. Ja, Bitterkeit, das war das Wort, das Sie unten bei der Bootshütte am See vor sich hin gesagt hatten, als ich unter dem Eindruck dessen, was Sie mir aus Ihren Aufzeichnungen vorgelesen, nichts anderes zu äußern vermochte als daß dies herrlich sei. »Welch eine Bitterkeit liegt allem dem zu Grunde!« sagten Sie. Und ich verstand das. Denn ich wußte aus eigener Erfahrung, daß es im Geist und in der Wahrheit keine »gerettete Freude« gibt, die nicht einem gemeisterten Schmerz entspräche: ein Licht ist weitergegeben, vom Anderen empfangen, und ein Dunkel, ein tieferes, zurückgeblieben in dem, dem es entsprang. An sich wohl ein natürlicher Vorgang, enthält er gleichwohl ein Geheimnis, das an die unaufhebbare Eigenfremdheit unserer Existenz inmitten eines Erkenntnisraumes rührt, der – selbst ein Wunder an Ausgesetztheit – in allem Gegenständlichen, das er uns vor Augen stellt, und auch im Auge des Nächsten nur unsere eigene Fragwürdigkeit zu spiegeln scheint. O wie begriff ich und begreife ich, in meine eigene Einsamkeit zurückgekehrt, noch mehr die Unstillbarkeit ihres Wunsches, auf die Weise des Sokrates zu wirken! Aber zwischen Sokrates und heute liegt der ganze Auf- und Niedergang der christlichen Welt und rings um das Kreuz unseres Glaubens die tabula rasa einer Gotteserkenntnis, die der Mondlandschaft gleicht. So ist sie wieder die Wiege aller Träume von Liebe und die Heimat aller Monologe der Einsamen geworden: Leuchte einer abgeschiedenen Welt, die im Grabe zu ruhen scheint, aber er-

hellt vom Abglanz der Sonne, die wiederkehrt. Das ist die Situation, in der wir uns befinden, und es ist das Große und Eindrucksvolle an Ihren Niederschriften (ja, Niederschriften, denn sie sind der demütige Niederschlag eines gewaltigen Aufblickvermögens!), daß nichts davon unterschlagen ist; daß der Monolog, den Sie führen, diese eigentümliche Situation der Aufgehobenheit jeder Partnerschaft im Bilde der eigenen Ausgesetztheit ergreifend zum Ausdruck bringt, aber dem Herzen des Nachdenkenden zugleich einen Raum der Resonanz eröffnet, in dem das Unerschütterliche an Anspruch festgehalten ist, das allein die echte Unterweisung zwischen Denkern und solchen, die es werden wollen, im Geiste der christlichen Pietät und Nächstenliebe in Hinkunft sicherstellen kann. Nicht umsonst erblicken Sie in Ihren Mitteilungen an die Nachwelt Präludien und Meditationen, und so sehr sich das menschlich Schwere Ihrer Position verstehen läßt, in der ein natürlicher Anspruch Ihrer Begabung zugunsten eines höheren, der an Sie gestellt wird, geopfert ist, so erblicke ich doch gerade darin eine Auszeichnung der Vorsehung, die über Ihren (zuweilen noch etwas eigensinnigen) Kopf hinweg Ihrer einsamen Gedankenwelt einen Rang der Berufenheit und eine Fülle des Einleuchtenden verleiht, die als Orientierung in diesen undurchsichtigen Zeiten allen anspruchsvolleren guten Geistern noch einmal frommen wird. Es kann und wird Sie reichlich für alle Enttäuschungen entschädigen, die Sie an Mitlebenden erleiden, und wird Sie anspornen, diesen in Liebe gerecht zu werden. (Dies ist natürlich auch pro domo gesagt.) Im übrigen lassen Sie uns darauf vertrauen, daß unsere Stunde – die Stunde des »Brenner« – noch kommen wird, und dann wird sich ja weisen, ob die Zuversicht, der ich hier Ausdruck gab, berechtigt war oder nicht!

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Schwester und Ihrem Herrn Schwager mit meinem Dank für deren Gastfreundschaft – das Buch meines Vaters, das ich zu senden versprach, wird ehestens folgen – und bitte, sagen Sie auch Frau Geheimrat v. Zumbusch, wie gerne ich mich der Stunde beim »Wagner in Esbaum« erinnere. Schade, daß ich den Herrn Geheimrat selbst nicht mehr kennen lernen durfte; ich halte aber guten Rapport mit ihm durch das Sterbebildchen in meinem Gebetbuch.

Von meinen Kindern schwimmt nun auch das letzte, geliebteste – Birgit – davon. Sie heiratet den Leiter der Attasché-Abteilung beim Oberkommando des Heeres, Major Dietrich v. Pritzbuer, einen jüngeren Freund des Freiherrn v. Krane, der Florians künftiger Schwiegervater ist. Ich hoffe nur, daß die unaufhaltsame Verpreußung meiner Nachkommenschaft sich nicht zum Schaden ihres österreichischen Erbteils auswirken wird. Auf meine Kinder jedenfalls und ihre weitherzige Veranlagung kann ich mich verlassen.

Ihnen, teurer Freund, drückt herzlich die Hand

Ihr Ludwig Ficker

Imshausen bei Bebra  
den 5. August 1941

Sehr verehrter lieber Herr von Ficker

Noch bei Niemandem bisher fand ich einen solchen Einsatz für meinen Bruder wie bei Ihnen, noch nie wurde mir die Unzulänglichkeit des meinen so sehr bewußt wie in diesen herrlichen Innsbrucker Tagen. Es ist kein Zweifel, meine oft monotone Abwehr gegen Vieles, das Sie sagten, stand hiermit im Zusammenhang. Ich konnte mich nicht anders verhalten, wenn ich eine Grenze nicht verschleiern wollte, die ich nicht verschleiern darf. Die übergroße Unechtheit der abgefallenen Natur hier im protestantischen Norden macht es überaus schwer in einer Erhellung der Horizonte keine Luftspiegelung, kein Wahnbild der Verlassenheit zu vermuten; so daß fast notwendig jede natürliche Form der Frömmigkeit ins Fragwürdige und Dunkle gewendet und zurückgeholt werden muß. Hier wo der Glaube so leicht aber auch fast unausweichlich zum Werkzeug der Verzweiflung wird, eine verzweifelte Abwehr gegen sie, die hochmütig und lieblos in ihr verharrt kann ich in ihm nur den Ansporn sehen zu einem entscheidenderen Einsatz, der noch gründlicher die Verlorenheit menschlicher Mühen erhellt, die sich vorschnell und leichtfertig auf Gottes Hilfe verlassen, damit die unechten Gestalten der Verzweiflung und des Glaubens zu Schanden werden. So sehr droht die Natur das Gottvertrauen im Spiegel ihrer Verworfenheit einzufangen. So tief ist die Unechtheit eingedrungen, daß die Angst vor ihr auf eine schreckliche Weise an sie fesselt. So kann ich mich für meinen Bruder nicht einsetzen wie Sie. Diese hybride Skepsis, diese Koketterie mit der Verzweiflung und dieser schele Blick gegenüber allen natürlichen Gestalten des Heiligen scheint mir die Form, durch die uns in der nordischen Wüste der Feind eingefangen hat, oder doch in Gefangenschaft hält. Und ob diejenigen, die aus diesem ausgebrannten Bereich den Blick nach dem katholischen Süden werfen, um dort einen günstigeren Boden für ihren Kampf zu suchen, ihn nicht zur Unzeit abbrechen?

Mir scheint, daß hier im protestantischen Norden ein Äußerstes ausgemacht und ein Durchbruch vollendet werden muß, vor dem der Süden bewahrt blieb, auf den er aber angewiesen ist. Eine Flucht von hier in jenen geborgeneren Bereich, wäre sie nicht mehr noch wie eine Flucht und Preisgabe des uns zugewiesenen Postens, wäre sie nicht eine Preisgabe des Eigensten und damit des Kernstücks der katholischen Ordnung, die ausdrückliche Trennung von ihr, somit erst eigentlich jene Ketzerei, der sich nicht so sehr Luther wie mancher Convertit schuldig machte. In der katholischen Ordnung ist die natürliche Verkleidung ein Mittel für die Einübung des nackten Elends und der Liebe, wer sich aber in sie einschleicht, der muß sie mißbrauchen, die eigene Unechtheit, die er gesehen hat, wegzulügen, wodurch sie sich erst recht etabliert und versteift.

Darum: ich konnte mich nichts anders verhalten in Innsbruck – und je mehr ich in Bewegung kam um so weniger – sofern es mir um eine wirkliche Kommunikation ging, die mir schon seit vielen Jahren, ja fast seit der ganzen Zeit meines bewußten Lebens sehr am Herzen liegt und vor deren Anbahnung ich fast zwanzig Jahre

zurückschreckte, weil ich mich allzu verschlungen wußte im natürlichen Dickicht und allzu ungefaßt in meiner Ohnmacht und darum unvorbereitet und ihrer nicht würdig. Meine angreiferische Haltung war die für mich einzig mögliche Form des Einsatzes. Darum aber konnte auch Manches Wort von Ihnen tief hinter die Mauern meiner Abwehr fallen und von ihnen festgehalten werden, so daß ich es wie einen Köder bis in die Eingeweide schlucken muß, und hinter dem was ich antwortete Anderes vorgehen und sich in Heimlichkeit entfalten.

Das war besonders auch an dem ganzen letzten Abend so, an dem ich Sie schließlich allein durch die Finsternis nach Hause gehen ließ, weil ich von ihr überwältigt wurde.

Immer wieder fallen mir Ihre Worte über Ihren Tagesanfang ein und hinter der für mich so aufreizenden und erregenden Zweideutigkeit dieses Bildes bin ich von seiner mir so qualvoll vorenthaltenen Wirklichkeit als einer auch zwischen uns aufbrechenden Möglichkeit gedemütigt und ergriffen. Bäumler sagte mir einmal, daß sich uns in der Sprachverwirrung wieder das Symbol erschlösse, in dem das Unausprechliche zum Ausdruck käme: – die Fahne mit dem Hakenkreuz. Und man kann hier im Norden diese Ausflucht, diese Einbruchstelle des Sumpfes garnicht genug ins Auge fassen, vor deren Verwerflichkeit Bäumler nicht einen Augenblick zurückschreckte: das Ästhetische als das süßeste Opiat der Verlassenheit.

Kann die hochgestochene Haltung des Protestanten nicht Ausdruck seiner unglücklichen Liebe sein zur katholischen Liebesordnung?

Der Protestant hat das gottgewollte natürliche Maß verloren und kann von seiner unseligen Ichbezogenheit nur befreit werden, wenn er sich ständig ad absurdum geführt sieht, in der seiner Maßlosigkeit ganz ungemäßen Form und Gefangenschaft der Familienordnung immer wieder scheitert und in wachsende Not gerät, unmäßig auch noch in diesem Hang zum Engsten und Schwersten; auch in der Sphäre des Natürlichen noch in der Nötigung befangen, den Katholiken im Anspruch zu überbieten, in Wirklichkeit nicht zu erreichen.

Wie sollte er im Allgemeinen aus dem Vertrauen auf die Vorsehung leben können, wie es der Katholik kann, der Gottes Liebe im Volke wirken sieht, weil er durch sie und aus ihr mit ihm verbunden ist. Für den Protestanten ist die Durchwirkung des Natürlichen durch das Geistliche fast nur eine Aufgabe, so sehr ein Kampf gegen den Mißbrauch des Geistlichen durch das Natürliche so sehr eine Aufgabe, die ihn, je friedlicher er sie auf sich nimmt und zu erfüllen sucht, immer mehr in die Verzweiflung über die Unechtheit der ihm gelungen[en] Lösungen führt, immer wieder und wieder und immer tiefer, daß die katholische Ordnung ihm zugleich verloren und über alle Maßen wunderbar erscheint. Aus jeder neuen Finsternis, die ihn verschlingt, kann aber auch die Inbrunst seines Verlangens geläuterter und inniger hervorgehen.

Und der Drang zum politischen Einsatz: kommt er nur aus der Entwurzelung? Nicht auch aus dem Bewußtsein, daß die den Protestanten im Besonderen umdrohende Gefahr christlicher Dämonie, eines christlichen Faschismus und eines – preußischen Christentums sich eben dort besonders furchtbar auswirken kann wo sie so garnicht zu Hause scheint: in jener christlichen Welt, an der er mit der scheuen Liebe des Ausgestoßenen so schwermütig hängt. Wird nicht bei Dallago, gerade wenn man diesem unvergleichlichen Mann nicht in die Verhangenheit seines excep-

tionellen Geschickes nachgeht, sondern ihn exemplarisch nimmt dieser Aspekt in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit und entsetzlichen Unzulänglichkeit einzigartig sichtbar für diesen so gesegneten und – wie es von hier aus manchmal erscheinen muß – in seiner Ahnungslosigkeit so furchtbar gefährdeten Gotteswinkel, der Tirol heißt?

Ob nicht eine Ahnung von seiner Hilflosigkeit gegenüber dem Nationalsozialismus es ist, die Dallago instinktiv bei Küttemeyer ausharren läßt, der doch unmittelbar für die Behauptung von Dallagos unmöglichem Standort die größte Gefahr bedeutet, die sich denken läßt, eine viel größere als Häcker, der sich genügend Blößen gibt, um seine Abwehr zu erleichtern. Aber darum vielleicht auch nicht...

Von Heinrich, der noch nichts von meinem vollzogenen Besuch bei Ihnen wußte, kam heute ein Aufsatz, den er in den letzten Kampfwochen geschrieben und am 30. Juli dem Vorabend einer neuen großen Offensive, bei der sein Regiment eingesetzt wird, abgeschlossen hat: die ritterliche, die unritterliche und die christliche Existenz im Kriege. Ich lasse ihn abschreiben und Ihnen so bald wie möglich zugehen.

Ich habe mir drei freie Nachmittage dadurch erkaufte, daß ich die übrigen drei Tage incl. Fahrt 13 Stunden arbeite – so heute.

Bitte empfehlen Sie mich sehr Ihrer Frau Gemahlin.

In großer Verehrung und Dankbarkeit denke ich an Sie, wie sehr haben Sie mir geholfen beim Eintritt und am Vorabend dieses Eintritts in einen neuen gefährlichen Bereich. Es war sehr gut so.

In treuer Ergebenheit

Werner Trott

968 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 10. August 1941.

Mein verehrter lieber Freund!

Nach Ihrem Besuche hier wäre es an mir gewesen zu schreiben und für die Stunden welche Sie mir geschenkt zu danken. Grund dazu hatte ich wahrlich, denn Sie haben mich aus tiefer Niedergeschlagenheit aufgerichtet. So hatte ich auch im Sinne, gleich da Sie am Rimstinger Bahnhofs meinen Augen entschwanden. Der Abschied war mir diesmal besonders schwer, konnte er doch, bei meinen Jahren und so Manchem was an meinen Lebenskräften zehrt, der letzte sein, und ich weiß Niemanden, der mir näher stünde als Sie mein lieber Freund. Daß Sie vor mir gehen könnten, wie fast alle meine Jugendfreunde, daran mag ich gar nicht denken. – Wie ich nun diesmal den schuldigen Brief und Dank an Sie versäumt, so habe ich Vieles schon versäumt und unterlassen, in entscheidenden Momenten auch das Wort nicht gefunden. Eine Scheu vor dem Wort mag die Hemmung sein, mehr wohl aber noch der Glaube, daß Gedanken und Empfindungen, wenn sie in uns gar mächtig sind, wortlos sich mitteilen. Es gibt unvergeßliche Augenblicke, in denen wir uns wie in des Nächsten Wesen verwandelt erscheinen, was solchem Glauben Nahrung ist. Daß der Nächste wie zum Selbst werde, das ist ein großes Wort, es wahr zu haben ein Seltenes, viel-



leicht auch Einmaliges im Leben, es gibt ihm ein unverwischbares Gepräge. Im Gedenken an Tote, nachdem alle äußere Hülle von ihnen abgestreift, kein Wort ihr Ohr mehr erreicht, lebt es am ehesten noch auf. Vielleicht kreist Alles was Sie irgendwie an meinen Niederschriften anspricht, um diesen Punkt, und Sie nennen sie mit Recht Monologe, diese inneren Zwiegespräche. Und doch sind sie an ein Anderes gerichtet, wie Stimmen, die für sich fortgehen, gleichwohl einander antworten. Was ich suche ist der gemeinsame Boden der Verständigung, auf welcher im Grunde alle Politik des Zusammenlebens beruht. Es kann sich nur auf das schlicht Verständliche gründen, in dem genugsam Spuren Gottes gegeben sind. Unsere Aufgabe scheint es, das Höchste an das Niederste zu knüpfen, ohne uns allzusehr auf das Mittlere, die Anatomie der Dinge, einzulassen. Die Gefahren welche darin liegen, kenne ich aus Erfahrung. Die Kunst der reinen Töne verbindet inniger als alle wissenschaftliche Erkenntnis. An das Primitive sind wir gewiesen; das schlicht Ursprüngliche liegt am Tage, in der Helle, die unendliche technische Zurüstung, das stumm Organische, im Dunkel: »suche nicht das Verborgene«.

In Ihrem Briefe an mich, dem besten, schönsten, der mir je von Ihnen zugekommen, gehen Sie, und auf bewunderungswürdige Weise, auf Verständigung. Er erinnert mich an das was Sie über Karl Kraus, über Haecker schrieben, und an jenen, den Sie an Oesterreicher richteten. Ich glaube ermessen zu können, wie tiefe Bewegung und reife Erwägung Ihren ernstesten an Menschen gerichteten Worten zu Grunde liegt, ihr vorausgeht. Sie werden mir wohl zumuten, daß ich Alles, was Sie so warm und herzlich vorbringen, beherzige. Es geht den Menschen unmittelbar an. Sie bezweifeln, und ich meine mit Recht, ob in unseren Tagen eine »Sokratische Existenz« möglich sei. Sie findet sich nur verteilt und wir beide mögen das bezeugen. Ich will die Sache ins Reine bringen. Sie neigen zum Menschen: beides zusamt und im Gleichgewicht, das ist, was jener große Mann wollte und auch in Tat setzte. Von meinem Vater habe ich die theoretische Ader und ich erinnere mich gerne der glücklichen Stunden aus Gesprächen mit ihm und Vorträgen, die er mir hielt, fühle heute noch die fromme Stimmung, die uns dabei verband. Meine Mutter war unbeirrbar, unbestechlich durch bürgerliches Ansehen welcher Art immer, unvoreingenommen auch den Kindern gegenüber. Nichts stand zwischen ihr und den Menschen, die ihr darum unterschiedslos anhiengen. Mein Vater, in seinem tieferen Nachdenken, war, bei all seiner Warmherzigkeit, eher einsam. Ich habe es mit dem Ausgleich beider Naturen zu tun. Die Haltung meiner Mutter finde ich nur gegen ganz einfache Menschen und – Sie wundern sich wohl – gegen Tiere, zu den Pferden etwa hier im Stall, und so war es mit dem schönen treuen Tiere, das ich um mich nun vermisse. Da liegt Alles zu Tage; klar zu Tage tritt alle Empfindung, die es weckt. Den Weg zu den Menschen suche ich in der Weise meines Vaters und da träumt mir von einem Glück des Zusammenfindens, das schwer nur sich erfüllt. Ist es nicht auch der Weg, den uns die Kirche führt, zu einem dritten Höchsten, in dem die Einigung liegt? Aber, ich sagte es bereits, dazu gehört auch ein Niederstes, ein schlichtest Irdisches.

In Ihrem gar freundschaftlichen Briefe entwarfen Sie ein Bild von mir, halten Sie mir einen Spiegel vor, in dem ich mich jedoch nur aus meinen besten und seltenen Augenblicken wieder erkenne. Wie viel Anderes gibt es da noch, wie viele leere Stunden ja Tage, im Ganzen mehr Spreu als Weizen. Zum Glück spart es, bei genauerem Zusehen auch die Schatten nicht, und sie sind sicher wohl gesetzt.

Daß Sie mit Wehmut nun auch das letzte Ihrer Kinder aus dem engeren Familienverbände scheiden sehen, kann ich Ihnen nachfühlen. Birgit ist ein selten feines Geschöpf und so wird ihre Wahl sicherlich kein Fehlgriff sein. Meine Schwester, die hohe Schätzung für Ihr Töchterlein hat, meint, daß Alles für einen Mann spricht, der sie nach ihrem Wert erkennt und sich für sie als Lebensgefährtin entscheidet. Sie würde ihr gerne ein Wort schreiben. Ist sie noch unter der alten Adresse zu erreichen?

Der Schrift Ihres Vaters sehe ich mit freudiger Erwartung entgegen. Sie ist heute aktueller denn je. Und sie wird vielleicht auf den preußischen Teil Ihrer neuen erweiterten Familie ihren Eindruck zu machen nicht verfehlen, sie unserem Lager zuzuführen.

Nun seien Sie nochmals innigst bedankt für Ihren Brief für all das so Menschliche und Freundschaftliche das aus ihm spricht und von Herzen begrüßt von Ihrem

Hans Kestranek.

969 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, 31. August 1941

Meine geliebte Petra!

Entschuldige, daß ich Dir nicht schon am vorigen Sonntag geschrieben habe, aber Florian und seine Braut (die ein sehr anmutiges, gut zu ihm passendes Geschöpf ist) konnten auf ihren hiesigen Urlaub nur sechs Tage verwenden, von denen sie drei auf dem Karwendelhaus bei meiner Schwester verbrachten; es war also der einzige Tag, den ich ihnen ganz widmen konnte.

Zu den Gedichten Deines Bruders kann ich ja nur sagen, was ich in dem einen Satz als meinen Eindruck halbwegs einleuchtend angedeutet zu haben glaube. Der Gegenstand sowohl wie die Art seiner Betrachtung kennzeichnen die erhabene Welt, die erdennahe wie die sternferne, in der er mit allem, was ihm gedanklich nahe liegt und seinem Gefühlsleben nahe geht, auf eine eigentümlich angestrenzte Weise zu Hause ist. Ihre Spiegelung im dichterischen Ausdruck ist dort vollkommen, wo Motiv und Wort sich bereits in jener »höheren Region« erkennen, in der sie (in einer Art geistlicher Verschwisterung, die ihrer Abstammung auf der Spur ist) wie von selbst der Anziehungskraft eines Urheimatlichen erliegen, bewegt von jener Sphäre, in der das Bildliche, von dem das Auge des Schauenden auf Erden so rätselhaft gebannt ist, jeweils wie aufgehoben scheint von der Macht des Sinnbildlichen, das sich in ihm enthüllt. Auf das hin angesehen, scheinen mir die beiden Eingangsgedichte (also diejenigen, die seit langem für den »Brenner« bereit liegen), aber auch III und IV die reinsten, geschlossensten, transparentesten Gebilde dieser ganzen Reihe zu sein. Hier spannt sich ein schöner Bogen, der durch alle Strophen durchgetragen ist. Und nota bene: er spannt sich über etwas, das uns alle angeht – jeden von uns, die wir uns hingemäht fühlen unter dem Sternengewölbe wie Gras, das naß ist vom

Thau der Morgenfrühe. Das ist wichtig festzuhalten, um zu verstehen, warum einige andere Gedichte Deines Bruders, die in ihrer Art durchaus bestehen können, nicht diese Macht über uns erlangen: sie sind schon motivisch in privateren Bezirken zuhause, erheben sich da und dort wohl auch im Ausdruck zu einer Höhe, die überzeugt und miterhebt; aber die Welt der Erscheinungen, an der uns Dein Bruder hier teilnehmen läßt, hat auch in ihren bedrohlichen Aspekten und in den Abgründen, die sich in ihr auftun, noch etwas klug Abgestecktes, theologisch Umfriedetes, ja familiär Behütetes, das sich dichterischem Zugriff ja wohl ergeben kann und oft ergeben hat, aber nur dann uns tiefer anspricht, wenn der Dichter in den Grenzen seiner Begabung völlig zu sich und seiner Art gekommen ist und die Krücken, auf die er sich stützte, mit den Schwingen vertauscht hat, die ihm unversehens gewachsen sind. Wie sehr da Dein Bruder noch unterwegs ist – sehr einsam und ausgesetzt in allem, was echt und zuverlässig zu ihm gehört –, das zeigt die Krücke der Trakl'schen Reminiszenzen, die im Rahmen seines dichterischen Weltbilds die reinsten Lückenbüßer sind. Dein Bruder wird – Gott sei Dank, oder vorsichtiger: Gott gebe es! – nie auf diesem Standpunkt der Verlorenheit anlangen (ich meine: als Schicksalsbestimmung), wenigstens nicht in der Weise wie Trakl: daß ihm die Welt in Bilder zerbricht, die Bilder aber im Spiegel seiner Dichtung – diesem unerhörten Gnadenakt, den er mit seinem Leben büßte – wieder für die Dinge stehen, die sie uns einprägen, und die Dinge für die Namen, die sie geheimnisvoll tragen, so daß der Kreis der Schöpfung in ihrer Zerbrochenheit wie geschlossen erscheint. Denn das ist es ja, was uns an Trakl so sehr ergreift: diese Verstumtheit hinein in die letzte Sicht seines Wortes. Das läßt sich nicht wiederholen, und wo es auszugsweise geschieht, ist es ein Notbehelf, der einer echten Begabung wie der Deines Bruders sehr wohl zur Besinnung ihrer eigenen Schwermut dienen kann und wie sie im Gleichnis der Dichtung adaequat darzustellen wäre. Der Boden des Gemüts, in dem dieser Prozeß vor sich gehen und die Saat dieser Erkenntnis aufkeimen kann, ist jetzt bei Deinem Bruder gelockert genug, und wenn man ihm für die nächste Zeit etwas wünschen möchte, ist es fast dies, daß er Eindrücken, die ihm ans innere Leben gehen, den Horizont der dichterischen Gestaltung nicht früher erschließen möge, als bis sie in seinem Gewissen restlos ausgetragen und verarbeitet sind. Er hat bisweilen, so etwa in IX, X, XI, XII, noch ein zu vordergründiges Verhältnis zu seiner Erlebniswelt, um vor ihr als Dichter, der in seinem Wort ja die Gefäßtheit selbst sein muß, ebenso überzeugend bestehen zu können wie als erschütterter Denker. Wo diese beiden einen Einklang in ihm bilden, wie in den Anfangsgedichten zur Gänze und in späteren stellenweise, da deckt der erhabene Ton durchaus die erhabene Welt, die sich in ihm anspricht und in ihrer Eigenfremdheit vernehmbar macht. Hier fällt auch sanfter Zuspruch ins Herz und etwas von der Macht des begnadeten Worts, das im Gebet seine Zuflucht gefunden. Eine Sache für sich, sehr eigen und sehr bemerkenswert, wenn auch etwas zwittrig in seiner Gleichnisgestalt ist Gedicht VI, über das sich einiges sagen ließe, wozu mir hier Raum und Zeit fehlt. Laß es Dir an dem Wenigen genügen, das hier steht, und entschuldige, daß dieses Wenige den Vorbehalt mehr betont als die Zustimmung, obwohl mir nur diese am Herzen lag!

Was Deine andere Frage betrifft: was denn an dem Passus Deiner Aufzeichnung von dem »Menschen, den man auf Erden ›Paula Schlier‹ genannt hatte« so tadelnswert und unerträglich hybrid sei, so geht es hier einfach um eine Nuance. Für mein

Empfinden hätte genügt: »Der Mensch, der einst P. S. hieß« oder so. Aber offen gestanden: in diese Dinge, die schließlich doch nur Deinen geistlichen Berater angehen, mische ich mich nicht mehr gerne; leider provozierst Du mich hin und wieder dazu, ohne Dir genügend klar zu machen, daß ich hiezu keine Kompetenz besitze. Nichts liegt mir ferner, als Dich in dem Vertrauen zu Deiner geistlichen Führung wankend zu machen, das weißt Du; und wenn das letzte Fiasko, dem ich ausgesetzt war, den Erfolg gehabt hat, Dich in diesem Vertrauen zu stärken, so bin auch ich mit diesem Erfolg von Herzen einverstanden, hoffe aber, daß Du mich nicht neuerdings solchen Versuchungen aussetzt, deren Ansprüchen ich mich ja in keiner Weise gewachsen fühle. Ich lasse mich nicht gern, auch nicht vorübergehend, überschätzen.

Da Birgit mit ihrem Verlobten Mitte September kommt und vierzehn Tage voraussichtlich bleibt, so werden wir uns wohl kaum vor Oktober wiedersehen. Hab Dank noch für Deine lieben Zeilen zu meinem Namenstag!

Mit herzlichen Grüßen an Willy, Frau Lehner und Cilly, und allen guten Wünschen für Dich  
immer Dein

Ludwig

970 AN WERNER VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, d. 7. Sept. 41

Lieber, verehrter Herr von Trott!

Wahrlich, wenn ich es noch länger anstehen lasse, Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihr Brief, Ihr gewichtiger Brief von damals, nachdem Sie hier waren, erfreut hat, dann wäre ich wohl oder übel in Verlegenheit, wie ich mich selbst noch für berechtigt halten dürfte, Sie wegen meines Stillschweigens um Entschuldigung zu bitten. Daher sage ich Ihnen nun, obwohl es nur auf notdürftige Weise geschehen kann, meinen Dank, meinen ganz besonderen Dank. Denn dieser Brief, den Sie mir schrieben, hat mich in einer Weise berührt, daß ich Tage lang, ohne daß ich eigentlich recht wußte warum, in einem Zustand offenkundiger Beseligung gewesen bin. Das ist um so merkwürdiger, da Sie von unserem Zusammensein hier, wie es scheint, den Eindruck davon getragen haben, als kläfften da Gegensätze zwischen uns, die mir Sie im Zwielflicht eines hartnäckigen Eigensinns erscheinen lassen könnten, und als sei mir eine gewisse Monotonie Ihrer Abwehr auf die Nerven gegangen. Da seien Sie aber nur beruhigt! Sie sind zwar, das ist wahr, ein hartnäckiger Verteidiger Ihrer Überzeugung, aber diese Überzeugung, weit entfernt von starrem Eigensinn, hat sehr bewegte Tiefenaspekte, die in jedem Augenblick, da Sie mit sich zu Rate gehen, ein mächtig angerührtes Gewissen spiegeln, und so ist es ein Genuß, mit Ihnen im Gespräch dahin zu wandern oder beim Glas Wein den Widerstreit von Ansichten zu klären, die ein wesentlich gemeinsames Anliegen und seine notgedrungene Monotonie betreffen, wie das immer so ist, wenn einem der seltene Glücksfall begegnet, daß man einen Gegner als Gefährten, als willkommenen Gefährten empfindet; denn der

50

Gefährte ist stets ein weichender Gegner, der einem zur Seite bleibt, und in der Distanz, die Aug in Aug so zwischen zwei Menschen entsteht, gewinnt alle Wahrheit, die uns Menschen trennt und verbindet, erst eigentlich Raum und ist auch der Kampf um sie, soweit er eine konkret gegebene Situation betrifft, aufs beste aufgehoben. In diesem Sinne wird mir die Begegnung mit Ihnen und Ihrem Bruder immer denkwürdig bleiben. Denn sie statuierte in dem Wagnis eines unvoreingenommenen, auf keine Ausflüchte bedachten menschlichen Vertrauensverhältnisses das Exempel einer Gewissenshaltung, die der Aussprache über das, was not tut, erst gehörigen Nachdruck und auch in allem Gegensätzlichen den Charakter einer Übereinkunft und einer entschlossenen Bedachtnahme auf das Heil des anderen verleibt – dieses anderen, der oft so seltsam dem Wesen unserer Eigenfremdheit einverleibt erscheint. Erst in der Sphäre dieses Unentzweibaren kann ja der Mitmensch, der Mensch mit seinem Widerspruch, seinen angestammten Platz in unserem Herzen einnehmen, ein Partner unseres Einverständnisses mit dem Geiste jener Liebe, die alles neu macht. Es ist eine Sache und eine Haltung, der von Außen am Ende nicht beizukommen ist, die mit äußeren Mitteln auch nicht durchzusetzen ist; die aber, je mehr sie auf Gottes Hilfe vertraut, nach außen wirken und das Gesicht der Welt wandeln wird, wenn ihre Stunde gekommen ist. Glauben Sie, daß Ihr Bruder Heinrich zu einem anderen Ende in diese äußersten Schrecken des totalen Krieges versetzt ist als zu dem, diese Erfahrung zu machen und in der großen Stunde der Verlassenheit – immer spiegelt sich Christi Schicksal in dem unseren, wenn wir ihm anheim gegeben sind – als den Trost, den unvergleichlichen Trost der göttlichen Mitteilbarkeit im Glauben zu beherzigen?! Daneben schwindet alles, was an scheinbar Unterträglichem dieser erhebenden Erfahrung, und sei es auch als deren notwendige Voraussetzung, zugesellt sein kann, und Menschen erkennen sich als Brüder, die die Maulwurfshügel, die zwischen ihnen liegen, gestern noch für Berge hielten. Damit möchte ich nicht behaupten, daß das, was Sie mir zu verstehen geben, unbedeutend oder unrichtig sei – im Gegenteil, ich staunte, wie scharfsinnig und gewichtig Ihre Bemerkungen sind, und gestand mir, daß es wohl lohnt, sie in ihrer Tragweite – namentlich im Hinblick auf Ihre eigenen Entschlüsse – ins Auge zu fassen. Aber wenn man unterwegs ist, einsatz- und opferbereit wie Sie und Ihr Bruder, dann muß der Berg der Gewissensbedenken, den die Vorsehung vor einem auftürmt, auf einmal vollends erstiegen sein, will man die Weite des Firmaments über ihm in einem geschlossenen Rundblick wahrnehmen können; man darf sich vor dem Gipfel wohl eine letzte, vielleicht noch eine längste Rast gönnen, aber man darf nicht auf dem Rücken des Berges kleben bleiben und in der Retrospektive auf die Mühsal eines fast schon geglückten Wagnisses am Ende allen Boden unter den Füßen verlieren. Diese Gefahr ist jedem nahe, den in einem entscheidenden Augenblick gesammelter Zuversicht die Kräfte der Selbstüberwindung in seinem Vertrauen auf Gottes Hilfe verlassen. Wenn jetzt Ihr Bruder – oder Sie selbst an scheinbar gesicherterem Ort? – in diese äußerste Ausgesetztheit versetzt ist, dann weiß er, daß dies seiner Erprobung im Geist solcher Erkenntnis gilt und daß keiner als Vorbild eines zuverlässigen Führers zu seinen Mitbrüdern zurückkehren kann (auch nicht unter dem Anschein jeder Selbstverleugnung, was seine Qualifikation hierzu betrifft) der nicht diesen letzten Schwächemoment der Versuchung, sich zuviel oder zu wenig zuzutrauen, im Angesicht von Tod und Leben überwunden hat. Als Soldat Adolf Hitlers hat heute einer Chancen der

Selbstabtötung im Glauben an ein besseres Jenseits, die uns allen, die wir Kraft durch Freude kennen, noch im Diesseits zugute kommen können. In diesem Sinne bitte ich Sie, Bruder Heinrich zu grüßen, denn es gibt bei Gott in jedem Augenblick, der uns heilig ist, ein Wiedersehen zwischen uns in jener unverwüstbaren Welt, die unser aller Heimat ist. Und wenn Sie mir eine besondere Gefälligkeit erweisen wollen, dann schicken Sie mir das Manuskript, das Heinrich Ihnen aus dem Feld geschickt hat, recht bald in Abschrift. Es ist gewiß ein Dokument seiner geistigen Beherztheit. Gottes Schutz und Segen sei mit ihm, der sich in seinem Gottvertrauen als aufgehobenen Wert in seiner Hand erkannt hat! (Davon zeugt sein Brief, den er Ihnen damals vor dem Einsatz geschrieben hat).

Aber mir scheint was ich da schreibe, ist mehr oder weniger eine Paraphrase (und wohl eine unklare dazu!) über das, was ich eigentlich zu schreiben hätte, und so müssen Sie entschuldigen, daß alles so in der Luft hängt und keinen rechten Bezug auf die Anliegen Ihres Briefes zu haben scheint. Mir ging es auch im Wesentlichen nur darum, Sie zu grüßen und Ihnen die Versicherung abzugeben, daß Sie mir durch Ihr Verhalten hier und Ihre Art der Aussprache, entgegen Ihrer Besorgnis, allen Grund zur Dankbarkeit gegeben haben. Denn im Gespräch mit Ihnen und was ihm seine Haltung gibt, ist jenes beschwingt Verbindliche, das mit einem Unterton von liebenswerter Schwermut im Ernst nach Orientierung (nicht nur für sich, sondern auch für andere) sucht, gut aufgehoben. Mögen alle Ihre Wünsche, die Sie für sich und andere hegen in Erfüllung gehen. Dies wünscht Ihnen über alle Bedenken hinweg, die Sie kennen und die sich auf die Unsicherheit der Zeitläufte beziehen und auf die Fragwürdigkeit alles dessen, was wir uns als »Ziel aufs innigste zu wünschen« in den Kopf gesetzt haben, von Herzen

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

971 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 7. September 1941.-

Mein verehrter und lieber Freund!

Ihre Zeilen trafen mich gerade über den letzten Seiten der Streitschriften Ihres Vaters und Sybel's, für deren Übersendung Ihnen zu danken ich vorerst ihre Lektüre beenden wollte. Sie fesselten mich derart, daß ich ganze Tage das Buch nicht aus der Hand legte. Auch mein Schwager will es lesen, ich auch noch manchen Blick hineintun, und so bitte ich Sie es noch etwas länger behalten zu dürfen. Die Einleitung des Herausgebers finde ich, bis auf die paar allerdings recht häßlichen und entstehenden Flecken, nicht schlecht. Die passen so gar nicht zum Tenor des Ganzen, daß man den Eindruck gewinnt, daß sie bloß unter Zwang hineinkamen, oder zumindest durch die Angst diktiert sind, es könnte das Erscheinen der Schrift verhindern wenn der übliche Kotau vor den Machhabern unterbliebe. Er verhält sich zum Übrigen wie die reinste *kontradictio in adjecto*. Wer sich dadurch irre führen läßt, dem ist

auch durch die klarsten Darlegungen des Gegenteils nicht zu helfen. Diese Schriften Ihres Vaters – sind nicht noch andere den gleichen Gegenstand betreffende nach 1870 erschienen? – haben mir jetzt erst tiefere Einsicht in die Deutsche Geschichte gegeben. Sie müßten unserem Geschichtsunterricht zu Grunde gelegt werden. Daß sie zur Zeit, da sie erschienen, gegen die damals herrschenden Tendenzen nicht aufkamen, ist weiter nicht zu verwundern. Jetzt, da sie scheitern, ist die Bahn frei für ihre volle Wirkung. Der Kern der »Deutschen Frage« wird hier bloßgelegt; sie ist erneut gestellt, und um ihre Lösung wird Mitteleuropa nicht herumkommen. All das Schreckliche, wie es Ihr Vater vorausgesehen, ist eingetreten, und, was seine Warnung nicht vermocht, die harten Tatsachen zwingen nun, den Weg einzuschlagen, den er als Ausweg und Rettung gewiesen. Sein damaliger Rat und dessen Begründung bleibt gleichwohl noch immer wichtig genug. Es handelt sich ja nicht bloß um eine neue politische Gruppierung, wie sie vom Zwang diktiert ist, vielmehr noch um einen Inhalt, für den jene nur das formale Gefäß wäre, ein Inhalt, welcher das politische Gebilde erst lebendig und lebensfähig macht: Ohne ein Überpolitisches keine gesunde Politik. Amerika wird die neue Ordnung schaffen, aber es wird dabei voraussichtlich nur an ihre wirtschaftlichen Grundlagen denken. Europa wird es obliegen ihnen auch das geistige Fundament zu geben. Wird es diese seine Aufgabe erkennen, hat es dazu noch die dazu nötige schöpferische Kraft? Politische Konzessionen, nationale Autonomien, gewährte Freiheiten allein, wecken allzuleicht bloß Begierlichkeiten, erzeugen Spannungen, erregen Konflikte. Es ist zu befürchten, daß die üble Rolle, welche die Fürsten im alten Reiche spielten, nun innerhalb des neuen Reichsverbandes die Nationen übernehmen. So war es ja schon im alten Oesterreich, die Dynastie war die einzige Klammer welche die widerstrebenden Teile zusammenhielt. Aber das Reich war nach der Trennung von Deutschland nicht stark genug um zersetzende Einflüsse, die von außen her einwirkten, einzudämmen und so hatte auch der Kaiser nicht die Macht das Gefüge seines Reiches zu festigen. Stärkung des Reiches im Innern, Schwächung der von außen es bedrohenden Gewalten kann da Wandel schaffen. Aber auf die Dauer wird das nicht genügen. Etwas, das den alten Geist ersetzt, muß hinzukommen. Die Kirche zu schützen, diese Aufgabe besteht als eine politische nicht mehr. Sie wird zu einer religiösen werden müssen. Die Grundbestimmung des Menschen, die schwerste aller Aufgabe[n], der genug zu tun ihn allein ausfüllen kann, muß an die Stelle jener politischen treten. Die »Entpolitisierung« der Völker, von der so viel gesprochen wird, ist ein Negativum nur. Wir brauchen ein Positives, an welches wir unsere ganzen Kräfte setzen, durch welches allein sie wohlthätig gebunden werden.

Die Schriften Ihres Vaters zeugen von einem tief in den Gegenstand eindringenden Studium, wie die behutsame, zarte, ja innige Art die Dinge zu nehmen, von einer edlen pietätvollen Gesinnung einer tausendjährigen Geschichte seines Volkes gegenüber. Wie scharf hebt sich dagegen, die summarisch verfahrenende, demagogische, hoffährige Weise seines Gegners ab; und dessen Freude am rechthaberischen Streit gegenüber einer Abwehr, die als eher ein lästiges Geschäft doch mit Gewissenhaftigkeit durchgeführt wird. Der Gegensatz der Denkweisen gibt Manches zu denken. Und ich glaube Sie selbst mein lieber Freund in der Geistesart und sogar in der Schreibweise Ihres Vaters wieder zu erkennen.

Dr. Franz Josef Schöningh, den ich gestern in Prien, wo er jetzt sich ständig auf-

hält, sprach, freut sich auch über die Neuherausgabe der berühmten Streitschriften. Er möchte sie gerne wieder lesen. Ich darf ihm wohl auch das mir gesendete Exemplar leihweise überlassen? Erscheint das Hochland wieder, soll darüber eingehend gehandelt werden. Prof Dr. A. Mayer-Pfannholz, der sich viel mit der Kaiserfrage, unter anderem auch mit der Liturgie der Kaiserkrönung, beschäftigt hat, käme zu solcher Besprechung in Frage. Ich will ihm übrigens schreiben und auf die Publikation aufmerksam machen.

In Ihrem letzten Briefe sprechen Sie auch von dem Erblaffen des Glaubenslichtes in unseren Tagen. Der Grund liegt wohl in der allgemeinen Gemütsverdunkelung. Wir nehmen Partei ohne recht mit dem Herzen bei der Sache zu sein und glauben mit ihrer gelehrte wissenschaftlichen Behandlung oder ihrer litterarischen Verwertung genug getan zu haben. Die christlichen Lehren werden einzeln betrachtet und bleiben so unverbunden und wie tot neben einander zu liegen. Für Jeden von uns würde auch wieder jede einzelne genügen ein ganzes Leben darauf zu bauen wenn sie nur in ihre letzte Tiefe geführt, ihr nachgelebt wird. In der Tiefe vereinigen sich alle und so sind auch alle jeder von ihnen mitgegeben. Im Gotteswort soll uns das Wort schließlich fast verschwinden, das Diskursive das ihm anhaftet weit zurücktreten. Zu einem Korpus Mystikum sollten sich auch die Worte vereinigen.

Das Gegenteil davon, ein Schulbeispiel geradezu, bietet ein nachgelassenes Werk von Franz Brentano über die Lehren Christi. Man kann über seine Exegese der Evangelien die Kritik des Thomas Aquino an die Platoninterpretation des Aristoteles anwenden: *considerat ea tantum, quae exterius proponuntur*. Jetzt soll noch ein Briefwechsel Brentano – Schell erscheinen, auch eine Kontroverse, in welcher jedoch der Apologet seiner Aufgabe nicht voll gewachsen ist. Er liegt auch um 50 und mehr Jahre zurück wird sich aber diesfalls wohl recht veraltet ausnehmen.

Das ist schön, daß Sie nächstens den Besuch von Birgit bekommen und ihren Verlobten kennen lernen. Meine Schwester hat ihr bereits geschrieben, bitte sie auch von mir recht herzlich zu grüßen.

Und schließlich: für Ihre guten Worte weiß ich Ihnen nicht genug zu danken; ob ich sie aber auch verdiene, darüber ist mir wohl ein Zweifel erlaubt. Ich strebe mühsam vorwärts, bin gar weit entfernt leuchtende Spuren zu ziehen. Ich nehme Ihr Wort als Stachel, dafür kann es jedenfalls gelten, und ist Grund genug zur Dankbarkeit für Ihren

Hans Kestranek.

972 VON ARNULF MORSCHER

Rußland, den 5. 10. 41.

Lieber Herr Ficker!

Nun nimm ich mir doch einmal Zeit, auch Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Ich danke für die Wünsche in Dopplers Brief. Es geht mir soweit ganz gut und bin gesund. Nur wird es jetzt schon ganz empfindlich kalt bei Nacht im Zelt. In die »Häu-



ser« kann man unmöglich gehn, sie sind derart verschmutzt und verlaust und ein Geruch, einfach unbeschreiblich. Aber jetzt haben wir ja einen kleinen Hoffnungsschimmer wieder. Wurde die Proklamation an die »Soldaten der Ostfront« auch in der Heimat veröffentlicht? Sie bringt die Vernichtungszahlen und auch bedeutungsvolle Sätze, wie: »In einigen wenigen Wochen werden die drei wichtigsten Industriebezirke der Sowjets in Eurer Hand sein...« und »jetzt beginnt der letzte, entscheidende Kampf dieses Jahres«, der die Vernichtung der Sowjetmacht bringen soll, so ähnlich. Nur noch einige wenige Wochen soll es dauern und noch vor Beginn der eigentlichen Wintermonate soll ein Ende kommen. Das ist für uns schon ein Hoffnungsstrahl und auch letzter Ansporn. Die Verlustzahlen der Sowjets sind doch ganz ungeheuer und die Ziffern des vernichteten und erbeuteten Materials sind so hoch, daß man überhaupt nie gedacht hätte, daß sie so viel haben. Die haben doch schon lange gerüstet, wo man in Deutschland noch nicht daran dachte. Daß es zum Kampf zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus kommen mußte, sagten Sie doch auch immer. Es war denn schon so viel besser. Wenn die wirklich einmal über Europa hätten ziehen können – es ist nicht auszudenken. Das eine ist Tatsache, wenn unter den Millionen Soldaten die nach Rußland zogen, bestimmt einige waren, die mit dem Kommunismus ein bißchen sympathisierten, so ist unter den einmal wieder Heimkehrenden bestimmt keiner mehr, der dafür auch nur das Geringste übrig hat. Größere Stadt hab ich keine noch gesehen, aber was ich in den 15 Wochen jetzt gesehen hab, das genügt mir. Bobruisk (80.000 E.) und einige kleinere Städte sahen wir, Mogilew sind wir durchfahren. Die Wohnverhältnisse und sonstige Ärmlichkeit der Einwohner sind unbeschreiblich. Die Landbevölkerung hat überhaupt gar nichts als nur Schmutz u. Dreck. Noch ärmer kann dieses Volk wohl nie gewesen sein. Kultur und Zivilisation hat bestimmt jeder Negerstamm mehr oder mindestens ebensoviel. Der Kommunismus hat hier bestimmt zerstörend gewirkt. Aber wenn der Feldzug, wie gesagt, für viele belehrend und heilend ist, so wäre es doch gut gewesen, wenn auch die andern alle, hauptsächlich die »100-Prozentigen«, dabeigewesen wären und die Strapazen und Entbehrungen mitgemacht hätten, sie hätten dann auch ein Recht zum Reden. So wirklich Fanatische begegnet man eigentlich beim Militär komischerweise nie. Es wird wahrscheinlich jeder ein bißchen abgerundet. Die Verpflegung ist jetzt wieder tadellos. Eine Zeitlang (2 1/2 Monate) war es schlecht, manchmal ganz schlecht, aber das ist eben eine Nachschubschwierigkeit, denn gefunden, wie in Frankreich, hat man hier überhaupt nichts. Wir haben jetzt schon wiederholt Butter zum Kaffee bekommen und in den letzten 14 Tagen 3 Tafeln Schokolade. Auch die Raucher bekommen ganz bestimmt ihr Sach. Ja und wenn es eben nur mehr einige Wochen dauert, dann wollen wir noch durchhalten. Der Aufruf des Führers war vom 2. 10. An diesem Tag begann auch hier wieder ein Großangriff. Der russische Widerstand ist ungeheuer zäh. Unsere Division hat in den drei Tagen schon wieder ziemliche Verluste und Ausfälle. Die Leistungen der Infanterie in diesem Feldzug können wohl nicht mehr überboten werden. Unsere ist neben den Kämpfen und Einsätzen allein schon über 1700 km marschiert, man muß diese Menschen gesehen haben. Jetzt hoffen alle auf das baldige Ende und auf die Beförderung in die Heimat. Doppler hat mir in seinem Brief über alle Budineuigkeiten berichtet. Wenn es auch manchmal was zum ärgern gibt, so freu ich mich schon sehr darauf, wieder einmal an meiner Maschine sitzen zu können. Ganz besonders freu ich mich

auch, meine schöne Heimat wiederzusehen, denn die Eintönigkeit und unendliche Weite und Ebene der russischen Landschaft geht allein schon auf die Nerven. Mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit und in der Hoffnung auf ein nicht mehr allzu fernes Wiedersehen grüßt Sie herzlich

Ihr Arnulf Morscher.

Viele Grüße an alle Arbeitskameraden im Betrieb, besonders Doppler, Großauer, Benkeser. Auch an Lengauer.

973 VON HEINRICH VON TROTT

Rußland den 26. Oktober 1941

Sehr verehrter, lieber Herr von Ficker.

Wohl jeden Tag mehrmals machen meine Gedanken und die Gefühle meines Herzens den weiten Weg zu Ihnen. Ich kann nicht schweigen; und doch muß ich es den ganzen Tag und die Nacht und Woche für Woche, Monat für Monat.

Lassen Sie mich darum – auf diese Art – wieder zu Ihnen kommen!

Das Labyrinth dieses Lebens ist unendlich und unerschöpflich, zahlreich sind die Verschlingungen und auch die Wirrnisse. Aber durch die Dunkelheit finsterner Nacht tönt unaufhörlich von ferne oder ganz von Nahem der leise und doch so inbrünstige Ruf der Liebe. Dieses Leben, es ist nun in eine neue Bahn getreten; und nachträglich scheint es, es mußte diesen Weg nehmen, allem Anschein nach immer tiefer hineingelockt zu werden in die Grauen der Verirrung, als sei auch das Bisherige ein Stadium, eine Vorbereitung auf diesem Weg. Die Qualen und die Erhabenheit ritterlicher Höhe und »Geborgenheit« haben gewechselt mit der Preisgegebenheit und Nacktheit, Spielball zu sein der Willkür und der Herrlichkeit über alle Maßen. Und der Hader mit mir selbst, mit der eigenen Herkunft, um die eigene Person und um die Welt ist in ein ganz neues Stadium getreten. Anders als vorher – wird jetzt je höher die Wellen schlagen desto größer die Aussicht, die Wirkung der Liebe an sich zu erfahren und die Hoffnung, errettet zu werden, wenn man es nur recht herzhaft verlangt. Denn nun aus dem Erlebnis des Zusammenbruchs wird die Bestimmung jener ritterlichen Schutzwälle und die Wacht auf den edelsten Wachtürmen der großen Vergangenheit sehr deutlich, den in ihnen Kämpfenden und von ihnen Verführten recht tief hinauszutreiben in die Enge menschlicher Ausgesetztheit und Verlassenheit. Hier wird nun der Mensch in der Wurzel erfaßt und unendlich gebunden. Der katastrophale Vorgang wandelt sich in ihm zur Bereitschaft das Leiden auf sich zu nehmen und aus ihm den Kern einer großen Liebestat zu lösen, die doch nur dem unversiegbaren Verlangen der Schwachheit entspringt für die unendlich erhabene Liebestat des Vaters den Dank je abtatten zu können und zu wachsen in dieser einzigartigen Beziehung. Ist es ein Wunder, daß diese Wandlung vor sich geht in diesem erbarmungswürdigen Land, wo der Tod umtreibt, Anarchie und Hölle los ist? Ich habe es kürzlich auch an Herrn Dallago geschrieben: es ist schauerlich und unvorstellbar

grauenhaft da, wo die Kirche vernichtet ist. Aber ob sie nicht da wiedergeboren werden müßte, wo sie unmöglich ist, wiedergeboren werden in den Auserlesenen, die in äußerster Bedrängnis nicht vollends erblinden; und ob nicht die Katastrophe sich in ihnen wandeln müßte zu dem Wunderwerk [in dem] sie in und zusammenwachsen mit der Aufgabe und Verantwortung einer neuerstandenen weltlichen Ordnung? Wo sie noch möglich gemacht werden soll um jeden – auch ihren eigenen Preis, wo sich ihr erhabenes Bild einer im Heiligen noch verwurzelten menschlichen Gemeinschaft über den Zustand der Auflösung ihn zudeckend schiebt mit den Mächten des Terrors ein Bündnis zu schließen, wo zwar die hohen Berge noch monumental stehen aber die verheerenden Fluten schon längst über sie hineingetreten sind ins Tal, wo Alles in Ordnung sein soll und der Verlassene der verlorene Sohn völlig verstoßen und verdammt wird, der in seiner Ohnmacht doch dem Vater näher stehen soll als der gerechte, wird sie nicht da zum Gespenst, wird nicht das Ärgernis so groß, daß es Einen zu ersticken droht? Wird nicht da wieder, wie in Christi Zeiten, die Gottgefälligkeit zu einem Schutzmantel, der Gottes Zorn und Liebe nicht heranlassen will, die lieblose Rechtgläubigkeit, die die überaus frohe Botschaft und das Kreuz nicht wahrhaben will?

Aber wie könnte Einer, der so die wunderbare Gnade erfährt an das Äußerste getrieben zu werden so sehr aus seiner Not eine Tugend machen, daß er sich anmaßen dürfte über Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Heiligkeit und Scheinheiligkeit der Kirche zu urteilen über ihre weltliche Gestalt als sei er dieser enthoben. Wie phantastisch und abstrakt und überschwänglich ja wie überheblich und weltflüchtig und vor Allem lieblos ist doch *diese* Gestalt des Einzelnen, der aus seiner Verflochtenheit in das Geschlecht und dessen Verlorenheit fliehen zu können meint. Wie eigentlich heidnisch ist doch diese Gestalt, denn gleichsam in seiner Gebrochenheit und im Totenfest seines Untergangs feiert sich doch hier der Eigensinn als sei er im Absoluten eingefangen und also geheiligt. Ja das ist ein[e] Art des Eigensinns und der Selbstfertigkeit, der das Herz geraubt ist, gegen die Nietzsche mit der ganzen Inbrunst seiner verlorenen geheimen Liebe sein ganzes Leben vergeblich gerungen hat. Kann überhaupt Jemandes Not und Leiden so groß sein, daß es das der Kirche überwiegt, die doch viel mehr in die Enge getrieben ist, aber dazu auf ihren Schultern aus Liebe für die Brüder die ganze Last der Erde trägt, kann Jemand den Zug und die Klarheit ihrer Schritte durch die Zeiten zur Ewigkeit ermessen, der sich in der menschlichen Katastrophe über die Verlorenheit des Geschlechts hinwegsetzen zu können meint und vergißt, daß die Welt regiert werden muß um der Liebe willen. Gibt es dann überhaupt eine Kritik an der Heiligen Kirche, ist jenes Ärgernis unrechtfertigt? So frage ich mich oft. Gerät nicht aber dann die Welt in eine unheilvolle Verwirrung statt geheilt zu werden? *Wo ist die Kirche? Wer kann die Händler aus dem Tempel treiben?* So fragen zu können: muß man in die Verlassenheit der Orte geraten, wo allem Anschein nach die Kirche vernichtet ist und noch mehr umgekehrt wie groß erst muß die Verlassenheit geworden sein ehe die Erkenntnis reift sich ihr nicht mehr entziehen zu können!?

Wir müssen uns nun für den Winter in Rußland einrichten. Gelegenheit genug, sich dieser Frage tiefer auszusetzen. Herrlich aber ist es, daß mich nicht eine ferne phantastische Hoffnung aufrechterhalten muß sondern die wunderbare Gegenwart mich kräftigt.

Und ich weiß es, daß ich nicht für mich stehe!  
Ich grüße in inniger Verehrung, lieber Herr von Ficker  
und tiefer Dankbarkeit

Ihr Heinrich v. Trott

N.S. Darf ich Sie um Empfehlungen bei Ihre[r] Gattin bitten!

974 AN HEINRICH VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, 5. Nov. 1941

Mein lieber Heinrich von Trott!

*Wunderbar* ist der Brief, den ich heute von Ihnen erhielt. Ja, merken Sie nun? Merken Sie, welch ein Licht einem aufgeht, wenn man nur tief genug in die Finsternis hinausgestoßen ist! Welch ein Licht der Erleuchtung in der Liebe Gottes – dicht vor dem Abgrund des Lebens und am Rand der Verzweiflung! Ich habe ähnliches vor Jahren in einer Weihnachtsnacht erlebt, ganz verumumt in den Mantel meines Elends, den ich kaum mehr zu tragen vermochte, und doch plötzlich angestrahlt von einer Gewißheit, die mir alle Last von den Schultern nahm, als wiege sie nichts vor der Nacktheit, der Ausgesetztheit der göttlichen Liebe, die mit dem Kind in der Krippe lag. Ich sehe noch den Kristallpalast der eisigen Vollmondnacht vor mir, in der ich aus der Mette in St. Nikolaus heimwankte – den verschneiten Höhenweg über die Weiherburg, den Sie kennen –, noch ganz überwältigt von der gottesdienstlichen Handlung, in die mich die Vorsehung geführt hatte; denn ich war, herumirrend, am Ende meiner Kraft, am Ende meiner Auflehnung gegen die undurchdringliche Verfinsternung meines Lebens fern allen Sakramenten der Liebe und ihrer Darreichung durch die Kirche – ja, solange man draußen steht und nur ihre Fassade sieht, die der Welt zugekehrt ist, läßt sich leicht opponieren! Aber laß die Verzweiflung über Dich kommen, weil Du in Schuld versinkst und keinen Boden mehr unter Dir fühlst, und plötzlich hat Dich der liebende Arm des Vaters an sich gerissen und durch das Mitternachtstor seiner Kirche an die Krippe des Kindes und das Kreuz seines Sohnes geführt: Dann wäge noch, was Du dagegen zu sagen hast, brich in die Knie und schäm Dich der Thränen nicht, die Du in das Gebet der Gläubigen mischst! Denn Gott hat Dir Gnade widerfahren lassen und seine Barmherzigkeit hat Dich getröstet – *unendlich* getröstet! Ja, glauben Sie mir, lieber Freund, ich weiß, ich kenne das, was Sie jetzt da draußen erleben im Raum einer Ausgesetztheit, den nichts mehr erfüllen kann als die Liebe Gottes, die jeden an sich zieht, der ihr im Ebenbildlichen der göttlichen Verlassenheit entgegenkommt. Weiß Gott, hier ist einem Menschen, den ich liebe, großes Heil widerfahren, und das erhabene Zeugnis davon, Ihr Brief, ist meinem Herzen teuer wie wenig. Und weil das so ist, lassen Sie mich ein[e] persönliche Bitte aussprechen, die mir am Herzen liegt: Lieben Sie bitte auch jenen Bruder von sich, der mich kürzlich auf der Durchreise nach Rom besucht und mir sein Herz eröffnet hat! Auch wenn Sie ihm weniger verdanken als Werner (vielleicht

weil es ihm schwerer fällt, so aufzutauen, wie Sie beide es lieben): *Lieben Sie ihn, denn er verdient es! Das wird sich noch einmal weisen.*

Was aber Ihre Frage nach dem Verbleib der Kirche betrifft und was zu geschehen habe, damit die Händler aus dem Tempel getrieben werden, so kann Ihnen vielleicht eine Äußerung zur Beruhigung dienen, die der Papst, wie mir kürzlich ein Theologe berichtete, zu einem Führer der Bekenntniskirche gemacht haben soll. Er soll diesen bei einer Audienz mit den Worten entlassen haben: »Sagen Sie Ihren Brüdern, ich weiß, daß ich der letzte Papst der Kirche in ihrer bisherigen Form bin; aber ich werde dafür Sorge tragen, daß die Kirche in Ihre künftige Aufgabe und Gestalt zum Heile aller hineinwachsen kann.«

Was aber *unseren* Anteil an dieser Erneuerung betrifft, so lassen Sie uns als Memento festhalten, was heute – also am 5. November, da ich Ihren so herzerquickenden Brief erhielt – als Betrachtung der Juliana von Norwich im Deutschen Laienbrevier vermerkt steht:

»Und so verstand ich, daß, wenn ein Mann oder eine Frau mit festem Willen Gott für ihr Leben zum Gegenstand ihrer Liebe erwählen: so können sie sicher sein, daß sie ohne Ende geliebt werden; denn endlose Liebe erwirkt ihnen diese Gnade. Das heißt, die Liebe Gottes bewirkt in uns eine solche Einheit, daß bei richtiger Einsicht kein Mensch sich von Gott trennen kann. Und so lenkt Er uns, damit wir Ihn lieben, und nichts als Ihn. Denn es ist Sein Wille, daß wir merken, daß alle Macht unserer Feinde in die Hand unseres göttlichen Freundes gelegt ist: und darum wird die Seele, die dies mit Sicherheit weiß, nichts fürchten als Ihn allein, den sie liebt. Jede andere Furcht weist die Seele von sich, so wie jede Leidenschaft, körperliche Krankheiten und Einbildung. Und darum, wenn wir auch in so vielem Schmerz, in Leiden und Verzweiflung sind, daß es uns vorkommt, als ob wir an nichts anderes denken könnten, als was uns gerade umgibt oder was wir fühlen, werden wir so bald wie möglich leicht darüber hinweggehen und es als nicht bestehend betrachten. Und warum? Gott will, daß wir Ihn erkennen, und wenn wir Ihn erkennen und lieben und ihn in Ehrerbietung fürchten, werden wir den Frieden und eine große Ruhe haben. Und alles, was Er tut, wird für uns eine große Freude sein.«

Und damit für heute Gott befohlen! Und nochmals Dank, herzlichsten Dank für Ihren Brief, der mir eine so große Beruhigung ist. Ja, nun kommt also der Winter, Weihnacht und ein neues Jahr. Was wird es uns bringen?

Auch hier ist schon alles tief verschneit.

Es grüßt Sie mit allen guten Wünschen und täglich Ihrer im Gebete gedenkend in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

975 VON ARNOLD HURTZ [P]

Gfr.  
Arnold Hurtz  
I3564

Herrn / Ludwig v. Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchweg 9.

29. 11. 1941 vor dem I. Adv. Sonntag

Paterne!

»Und aus nächtigen Augen schaut stille Dich der Bruder an, daß er ruhe von dorniger Wanderschaft!« Väterlicher, wie oft hat Sie jemand bei der Lesung Traklscher Verse, der Gesänge des jüngsten Gerichtes abendländischer Jugend, Spätlese, bei dem leisen Singen des 90. Psalmes, dem Nachtgebet der Kirche ... »in Deine gütigen Hände, o Herr will ich meinen Geist empfehlen« jemand angeschaut ... ich schrieb nicht ... blieb Ihnen so vieles schuldig, aber ich weiß, daß ich auch im letzten Jahre seit Ihrem so lieben Schreiben in Ihrem Gedenken behütend und umsorgt gestanden habe. Sonst wäre vielleicht manches schon anders mit mir gekommen, als es bis heute ist ... wie viel tiefer verstehen wir nun den Sängler des »Sturmes im Osten«; »Menschheit«; »Grödek«; »Untergang« »Abendl. Lied«; *Elis?* Eine Schuld möchte ich wiederum bei Ihnen verringern, dulden Sie auch diese Weihnachtsgabe von einem Frontsoldaten, der sich nicht anders zu helfen weiß. – Ich hoffe, daß mein Kamerad es gut und recht macht in meiner Abwesenheit. Schon längst wollte ich schreiben und etwas schicken, jetzt zum Christfest, dem der menschlichen Verbrüderung, Vereinigung im Herrn. – Ihnen und Ihren Lieben ein frohes, christfrohes Weihnachten mit der bescheidenen

Bitte, Ihren Arnold, Fr. Anselm in  
freundlichem Gedenken zu bewahren.

Rechten (?) Lebens Brot u. Wein ...  
Gott ...

(Letztes Gebet?)

Verehrter Herr v. Ficker!

Sie werden sich bestimmt sehr wundern, von mir zu hören, der ich seit Jahrzehnten mit Ihnen nicht mehr in direkter Beziehung war. Nicht selten aber habe ich an Sie gedacht, nicht selten auch von Ihnen gesprochen, da ich doch mit vielen Leuten zusammentraf, die Sie kannten.

Seit 1938 allerdings habe ich mich von jeder literarischen Betätigung zurückgezogen – die Ravag vor allem fiel weg, die Literatur-Rubrik der »Wiener Zeitung« und meine gelegentliche Arbeit in den Wiener Volksbildungshäusern. Damit ging Hand in Hand eine Steigerung der Büroarbeit und zwar derart, daß ich jetzt bis weit in den Abend hinein dienstlich beschäftigt bin und todmüde zu jeder ernstesten Tätigkeit unfähig, nachhause komme. Ich erlebe die raffiniert angelegte Ausräumung der Gehirne gewissermaßen am eigenen Körper und müßte verzweifeln, wenn ich nicht im Glauben an das Unzerstörbare der Menschenseele Rückhalt und Trost gefunden hätte.

Das alles schien mir notwendig als Einleitung zu einer Bitte, die ich Ihnen gemeinsam mit Dr Wolfgang Benndorf (Graz) unterbreiten möchte. Sie kennen sicher noch den Namen des jungen und dichterisch hochbegabten Michael Guttenbrunner, der von Kufstein aus an die Front auf dem Balkan kam, in Serbien und dann auf Kreta kämpfte und uns nun plötzlich mit der Nachricht überraschte, daß er zu 5 Monaten Gefängnis (in Athen abzubüßen) verurteilt sei. Die verhältnismäßig geringe Höhe der Strafe läßt darauf schließen, daß es nichts Schweres gewesen ist, was er sich hat zuschulden kommen lassen. Ich glaubte ursprünglich es habe sich um die Verweigerung eines Befehles gehandelt, aber dafür sei die Strafe (sagte man mir) viel zu mild. Gegen eine Denuntiation wegen unvorsichtiger politischer Äußerungen spricht seine Beliebtheit unter den Kameraden. Mir schrieb er ganz verwirrt und in Scham, er wäre von Hunger gepeinigt gewesen, habe aus Verzweiflung getrunken – aber was kann man da nicht alles daraus kombinieren!

Warum wir an *Sie* schreiben hat folgenden Grund. Guttenbrunner soll nach verbüßter Haft (das ist im März) *zur Strafe* an die Front kommen, also sicher auf einen exponierten Posten und das möchten wir gerne zu vermeiden suchen. Sie werden sicher fragen, wie gerade Sie da helfen sollten. Nun, daran ist Dr Benndorf schuld, der auf den Gedanken kam, den Dichter Josef Leitgeb, der als Hauptmann in irgendeiner ostpreußischen Garnison sein soll, zu bitten, er möge über den Fall Erkundigungen einziehen und einen Rat geben, was man zu machen hätte, um Guttenbrunner vor der Strafverschärfung der *qualifizierten* Front zu bewahren. Ob Josef Leitgeb hiezu geneigt oder auch nur dazu imstande ist, weiß ich nicht; ich selbst kann ihm nicht schreiben, da er mich nicht kennt Ihnen dagegen gewiß auch persönlich noch nahesteht. Aber auch Sie, lieber Herr von Ficker sind herzlichst gebeten, Ihren Rat beizusteuern. Wollen Sie zunächst an mich Nachricht kommen lassen, ob Sie Leitgeb mit unserer Bitte befassen wollen, oder ob Sie einen andern Ausweg wüßten. Wir werden Ihnen dann, falls Leitgeb oder eine andere Persönlichkeit dafür interessiert wäre, die nötigen Daten zukommen lassen. Regimentsbezeichnung und dergleichen mehr

müßte Dr Benndorf beisteuern, da er schon in Salzburg, in dessen Nähe er sich jetzt (auf Krankenurlaub) aufhält, etwas unternommen hat, leider ohne Erfolg.

Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen mit dieser Angelegenheit zur Last falle, ich hätte es wahrhaftig nicht getan, wenn Dr B. nicht auf Leitgeb so große Stücke hielte. Da aber *ich*, von dem er glaubte, daß ich L. kenne, hier gar nicht in Betracht komme, so verfiel ich auf Sie als Mittelsperson. Wahrscheinlich leiden auch Sie unter den gleichen Qualen des Berufs wie ich und müssen sich die Energie für die Korrespondenz von Ihrer Nervenkraft absparen. Aber vielleicht sind Sie doch dazu bereit, des jungen, begabten Menschen willen, dem man vielleicht irgendwie nach verbüßter Haft zuhilfe kommen kann.

Die Aufgabe besteht also, um das Ganze zusammenzufassen, aus 2 Problemen:

- 1) Erkundung des uns unbekanntes Tatbestandes.
- 2) Bemühung um Milderung der Haftfolgen.

Unser Vorschlag geht zunächst darauf hinaus, die Zustimmung für eine Intervention Josef Leitgeb's zu erwirken bezw. Ihren oder Leitgeb's Rat für eine andere Art die Angelegenheit zu behandeln.

Ich bitte Sie vielmals, über meinen Brief nicht allzu ungehalten zu sein und mir mitteilen zu wollen, was Ihnen zur Sache einfällt. Ich soll Ihnen von Dr Benndorf herzliche Grüße übermitteln und werde ihn sofort von Ihrer Antwort verständigen, damit er Ihnen – falls Sie direkt oder indirekt etwas tun könnten – die nötige Information liefert. Und nun nehmen Sie auch von mir die besten Grüße entgegen und herzliche Wünsche für Ihr Wohlergehen (freilich soweit dies im furchtbaren Rahmen unserer Zeit möglich ist.) Ich bin wie einst, in jener Zeit, die sich die große genannt hat, Ihr dankbar ergebener

Leopold Liegler  
Wien I, Universitätsplatz 2  
Akademie d. Wissenschaften

977 VON BERNHARD BERKENFELD

Lötzen/Ostpr.  
Res.Lazarett.

4/ 12. 41.

Sehr geehrter Herr Ficker,

im zweiten Jahre sitze ich nun in Lötzen als Sanitätssoldat und erfahre den Krieg in den Gestalten und Gesichtern der Verwundeten. Es ist wie ein dunkles Tal, noch kaum erhellt von dem scheuen Lachen der Soldaten, die langsam begreifen, daß sie nicht mehr im Feuer liegen. Für uns allerdings, die wir hier mit dem Lazarett und schon mit der Stadt zu einer Einheit verwachsen sind, beginnt der hier erlebbare Kriegszustand das zu werden, was wir früher »Alltag« nannten. Das ist die Grundlage der Lebensweise. Von hier aus baut sich Richtung und Wirken des Menschen. Ich male und bringe diese Beschäftigung geschickt in der Freizeit unter. Nur wenn ich überarbeitet nachts vor meiner Staffelei stehe, empfinde ich noch, daß der Krieg



doch die Verkehrung der Ordnung ist. So suche ich über dieser Unordnung, die durch die Dauer zur scheinbaren Ordnung wird, Sinn und Möglichkeit sinnvoller Tätigkeit zu planen und zu festigen. Ich habe immer wieder an Sie gedacht, nicht nur, weil mich vor der heutigen Buchproduktion das Entsetzen packt, sondern weil ich für sicher halte, daß die Arbeit des Brenner-Verlags möglich und notwendig ist, sobald der Krieg im wesentlichen zuende ist. Ich möchte wohl wissen, ob der Verlag noch, wenn auch formaliter besteht, und ob es möglich ist – bevor er gewaltsam ausgelöscht wird durch irgendeinen Zugriff – ihn mir zu überschreiben. Dies wäre, solange ich Soldat bin eine ebenso formelle Sache. Doch liegt mir daran, das »ungebrochene Erbe« zu übernehmen, wenn es schon nach dem Krieg meine Bestimmung ist in Ihrem Verlag weiter zu arbeiten.

Nun denke ich, Anfang des kommenden Jahres einen Teil meines Urlaubs für eine Fahrt nach Innsbruck zu verwenden.

Ich bitte Sie, mir aber vorher über die Lage ein wenig zu schreiben. Ich meine nicht die wirtschaftliche Lage des Verlages, sondern seine Stellung gegenüber der Reichsschrifttumskammer. Ich fürchte, daß man ihn eines Tages einfach als nicht existierend, weil unerwünscht, erklärt.

Solange ich Soldat bin, wäre, wenn ich den Verlag übernommen hätte, diese Maßnahme unmöglich.

Ich wünsche Ihnen und mir, daß die Verknappung der Christbaumlichter nicht symbolisch sein mag für unsere Zeit. Ein gnadenreiches Fest!

Ihr Bernhard Berkenfeld

978 VON LEOPOLD LIEGLER

13. XII 1941

Lieber Herr von Ficker!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren lieben Brief wegen Guttenbrunner. Wenn Dr. Benndorf nicht so bestimmt mit Ihrer oder Leitgeb's Hilfe gerechnet hätte, so hätte ich Sie gar nicht mit der Angelegenheit befaßt, denn ich war wie Sie davon überzeugt, daß die Sache erstens nicht tragischer ist als die tausender anderer und zweitens, daß sie überhaupt nicht tragisch ist, im Gegenteil sogar verhältnismäßig günstig, weil etliche Monate, und noch dazu Wintermonate gewonnen sind. Aber der Fall Guttenbrunner hat mir Gelegenheit gegeben, Ihnen wieder einmal zu schreiben. Und heute – zwei Tage nach der Kriegserklärung an Amerika – denke ich erschüttert an die einstige »große Zeit« zurück und stelle fest, wie verfrüht eigentlich die »letzten Tage der Menschheit« damals waren, welch ein ungeduldiges Vor-Urteil! Schon daß man darüber schreiben konnte, schon daß sie in eine Form eingingen, war ein Zeichen dafür, daß es noch »allerletzte« geben müsse. Heute sind wir schon wesentlich weiter, daher ist heute weder ein K.K. noch das Wort überhaupt als Gegenposition denkbar. Daß wir aber selber noch einmal darein verwickelt würden, das kann-

63

te allerdings niemand auch nur ahnen. Und das mag vielleicht sogar den Gedanken nahelegen, daß auch der zweite Weltkrieg (ein wirklich planetarisches Ereignis) noch nicht der letzte gewesen ist.

Wie ein Gespenst geistert das Judentum durch unser Schicksal, es hat sicher eine große Mission in der Geschichte, aber sie ist noch nicht erfüllt. »Absiedelung« in irgendwelcher Form ist keine historische Lösung und daher ist die Judenfrage für die Menschheit noch nicht in Ordnung gebracht.

Es gibt – natürlich in entsprechendem Abstand – genug fast wunderbare Fügungen, die alle darauf hinausgehen, gestörte Ordnungen wieder zurechtzurücken. Derartiges habe ich z.B. vor 5 Jahren erlebt.

Sie wissen vielleicht, daß ich seit 1924 mit K.K. nicht mehr in Kontakt war und zwar wegen seiner ungerechtfertigten Einstellung gegen meinen Versuch, Nestroy-Texte herauszugeben. Durch meinen Nachruf auf ihn im Wiener Sender, den ich nur deswegen zu sprechen übernahm, um eine unwürdige Totenfeier zu verhindern, habe ich wieder Kontakt mit der Erbin des K.schen Manuskriptennachlasses (Frau Helene Kann) bekommen. Bei einem Besuch bei ihr fand ich jenes schöne Kreuzifix, das Adolf Loos ihm zur Taufe im Jahre 1911 (?) geschenkt hatte, im Vorzimmer in einem Winkel aufgehängt. Ich war über dies merkwürdige Wiedersehen betreten – hing es ja doch seinerzeit immer im Arbeitszimmer –, da erzählte mir Frau K., Kraus selbst habe es schon in *seiner* Wohnung ins Vorzimmer verbannt und sie habe es nach Auflösung dieser Wohnung analog bei sich untergebracht. Mein Interesse für das Kreuz hatte insofern etwas überraschend Erfreuliches, als Frau K. es mir zu Weihnachten 1936 schenkte. Ich hatte von diesem Entschluß gar keine Ahnung und war wie angewandert, als man es mir in die Wohnung brachte. So war es aus seiner Existenz als unnötiges Möbel erlöst und in die ihm gebührende Ehre eingesetzt. Sie können sich vorstellen, wie mich das bewegte. Ich wage es natürlich nicht einmal ahnungsweise, mir Gedanken darüber zu machen, ob K.K. versöhnt mit Gott gestorben sei oder nicht. Vielleicht soll seine etwas groteske Art, Kirche und Religiöses überhaupt aufzufassen, nur beweisen, daß Gottes Ratschlüsse unerforschlich sind, weil er sich die Seinigen holt von woher er will, denn daß K.K. ein Zeuge für Göttliches war, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wir verstehen da vieles nicht und deswegen sind wir verwirrt von der jetzigen Situation der Juden. Wie weit sind sie noch von jener Ordnung entfernt, von der Paulus gegen Schluß des Römerbriefes spricht, wo er das jüdische Volk am Ende der Tage wieder zu Gott heimkehren sieht.

Wer spürt nicht das leise Wehen des Eschatologischen und wer empfindet es nicht als Ziel und als herrlichen Trost. Ich habe mich immer mehr zum Wesentlichen und Einfachen durchzuringen versucht und bin sogar schon so weit auch Bücher nur mehr ganz ausnahmsweise zu kaufen. Die jetzige Situation erzwingt dies sogar, allerdings aus wesentlich anderen Gründen. Dabei kann ich mich nicht der Ahnung erwehren, als trenne uns nicht mehr lange Zeit von dem Augenblick, wo man religiöses Schrifttum wird abzuliefern haben, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, in Sachen der »kulturellen Belange« als politischer Gegner und Feind des deutschen Volkes zu erscheinen. Eine so geartete Verdunkelung unseres Lebensraumes steht uns wahrscheinlich noch bevor, manche Anzeichen und Anspielungen in offiziellen Reden weisen in diese Richtung, aber es muß wohl alles getragen werden. Sind wir nach Paulus in den Tod Christi hineingetauft, so sind wir das bittere Leid, even-

tuell den Tod noch schuldig und da es sich also um den wesentlichen Vollzug unserer eigenen Taufe handelt, ohne die wir ja nicht Christen sein können, so müssen wir den kommenden Dingen mit Ruhe, ja vielleicht sogar mit einem leichten Anflug von Fröhlichkeit entgegensehen.

Es freut mich unendlich, in der Erinnerung an manches Gemeinsame der Vergangenheit, Ihnen einen so stark persönlichen Brief geschrieben zu haben. Sie nehmen hoffentlich nicht krumm; für mich waren Sie immer ein Naher und Nächster, endlich ein lieber Bruder im Herrn.

Ihr L. Liegler

Wäre es Ihnen möglich mir zu sagen, wo man noch  
Ferdinand Ebners »Das Wort und die geistigen Realitäten« und  
Th. Haeckers Übersetzungen aus Newman:  
Philosophie d. Glaubens

Die Entwicklung der christlichen Lehre

bekommen kann? Es hat gar keine Eile damit, denn ich wollte diese 3 Bücher mir zu Weihnachten schenken, da aber gerade diese 3 Bücher die Kraft haben, Weihnachtsfreude aus sich selber ausströmen zu lassen, so genügt es, wenn die Nachricht über sie auch verspätet einlangt. Ich wollte, bevor ich einen Buchhändler mit der Suche darnach beauftrage, Sie noch zuvor um Rat fragen und vor Neujahr ist ja ohnedies eine Einrückung in die Suchliste ausgeschlossen.

979 AN ARNOLD HURTZ

Innsbruck-Mühlau, 21. Dez. 1941

Lieber Frater Anselm!

Das war wohl das rührendste und mich beglückendste Weihnachtsgeschenk, das ich in meinem Leben erhalten habe: diese Ihre unerwartete Geldspende aus dem Feld mit der Widmung zu freier Verwendung – Gott lohne Ihnen Ihre Güte und Ihr freundliches Gedenken! Ich werde schon trachten, mit dem Geld einen Segen zu stiften, der nach Ihrem und meinem Sinn ist. Wie freue ich mich aber, daß Sie am Leben sind – wie lange hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört! – und so war dieses Lebenszeichen mir ganz besonders willkommen. Es war mir fast wie eine Bestätigung meiner Zuversicht und wie die Erhörung des heimlichen Wunsches, Gott möge Sie und Ihr Leben in Seinen gnädigen Schutz nehmen, denn sicher haben Sie – und besonders, falls Sie jetzt an der Ostfront eingesetzt sind – manches Schwere mitgemacht und können Gott danken, daß Sie mit dem Leben davongekommen sind. Gerne wüßte ich, wo Sie überall waren und was Sie alles mitgemacht haben. Aber darüber Näheres zu erfahren, wird sich wohl hoffentlich später einmal, und hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, Gelegenheit geben. Inzwischen will ich keinen Tag versäumen, Sie in mein Gebet einzuschließen, denn dies ist wohl die innigste Art, einem Mitmenschen, den man draußen im Krieg und also in Gefahr seines Leibes und Lebens weiß, in Gedanken und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit nahe zu sein. Um

Ihre Seele braucht einem ja Gott sei Dank nicht bange zu sein, denn die ist auch in der größten Ausgesetztheit, das spüre ich, gütig- und liebevoll und voll jener Erkenntlichkeit, die das Vorrecht der Kinder Gottes ist. Und so bleiben Sie mir auch fernerhin heil und in der Liebe des Herrn verbunden, bis wir uns in der Hoffnung, daß es Sein Wille ist, wiedersehen. Dann wird uns kein Verhängnis, das über die Welt heraufzieht, in unserem Glauben an die Unvergänglichkeit Seines Wortes, das Er uns in Seinem Beispiel gegeben hat, wankend machen können und wir werden in dieser Zuversicht von der unendlichen Tragweite unserer heiligsten Überzeugung am Ende gerechtfertigt sein.

Es grüßt Sie, lieber Bruder, in unversiegliger Dankbarkeit inmitten aller Heimsuchungen unserer Geduld

Ihr Ludwig Ficker

980 AN JOSEF WENTER [Entwurf]

[1941]

Die Erzählung Deiner Kindheit ist ein seltsames und schönes Buch, in seiner Versonnenheit in alte Tage, die eine wohlbehütete Jugend bargen, sehr wunderlich und fast mimosenhaft in einer Zeit stehend, die um uns so schrecklich erwachsen und wie die Jugend, die ihr zugehört, fast nirgends mehr zuhause ist; jedenfalls nicht dort, wo einmal – im Guten wie im Bösen – die Wiege unserer Zukunft stand. Dieser Libellenglanz der alten Tage, die Du mit Glück beschwörst, und diese Flugzeugwunder, die das Aug entzückten und den Geist mit sich führten: wie sind sie durch einen Abgrund der Verlorenheit getrennt von dem stählernen Insektengebrumme, das heute die Lüfte erfüllt und die Herzen der Jungen betört. Vorläufig wenigstens. So habe ich mir von Augenzeugen erzählen lassen, wie Flieger, die von der flandrischen Küste beurlaubt an der Riviera zur Erholung weilten, mit Steinen nach Libellenschwärmen warfen und ihr Ergötzen daran fanden, möglichst viele zur Strecke zu bringen. Das *sind* Kriterien für eine Geisteshaltung, die mit den Wundern der Natur im Organisationsbereich ihrer unbegrenzten Möglichkeiten bald gründlich aufgeräumt haben wird. Scheinbar wenigstens.

981 AN HANS KESTRANEK [Entwurf]

[ca. 28. 12. 1941]

Mein verehrter Freund!

Seltsam: Sie haben diese letztübersandten Partien der Politeia nur mit Gram zur Abschrift gegeben – und *mich* haben sie in helle Begeisterung versetzt! Aber so wünscht sich offenbar die Vorsehung in diesem Fall den Autor und den Leser, und so

66

können wir uns wieder einmal die Hände reichen – erkenntlich für die Zuversicht, die wir daraus schöpfen dürfen. In der Tat: ich bin nun vollends überzeugt, daß mit dieser Politeia, diesen beherzten Richtlinien für alle Neugestaltung des Gemeinwohls nach unvergänglichen Grundsätzen und Gesichtspunkten, ein großer und kühner Wurf aus Ihren Händen hervorgehen wird. Seine Tragweite ist durch eine Geistesgegenwart gekennzeichnet, die ihr adsum sowohl der Vergangenheit wie der Zukunft zuzurufen scheint

982 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 31 Dezember 1941.

Mein lieber verehrter Freund!

Ihre guten mir gegebenen Worte, daß Sie die Überarbeitung sogar für sehr gelungen erklären, war mir eine Erleichterung. Schon war mir der Argwohn gekommen, die Sache sei so wenig gelungen, daß es Ihnen schwer würde, es mir aufrichtig zu sagen. Mein Urteil mag nach gebräuchlichen Maßstab vielleicht ungewöhnlich scharf sein. Was mir vorschwebt ist so Etwas wie eine »liebende Erkenntnis«, einen Gedanken, eine Einsicht nicht etwa gleichmütig hinzunehmen, ihr vielmehr scheu forschend sozusagen ins Gesicht zu sehen, daß sie ihre Augen voll aufschlägt, sich mir zuwendet, sich in Blick, in sprechenden Gebärden und wohl auch in Worten voll zu erkennen gibt, sich damit eine Einigung herstellt, die etwas wie eine selige Verwandlung mit sich bringt. Fehlt es daran, erscheint mir jeder Gedanke, er mag immerhin »richtig« sein doch nur als nichtiges Gerede, das wirkungslos also auch müßig ist. Was man denkt, muß man sein, sonst ist es Nichts, muß es sein, hic et nunc, nicht etwa gestern oder übermorgen. Im Grunde sind es doch nur Liebesreden nach welchen uns Allen verlangt. – Wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollen, mein Geschriebenes noch einmal durchzusehen, legen Sie doch bitte auch solchen Maßstab an. Man gewinnt so reinliche Scheidung und Sonderung; Überflüssiges muß dann wegfallen, das nur erstickt, was sonst an guten Keimen sich entfalten will. – Manchen mag es übertriebene Gewissenhaftigkeit erscheinen; aber Einmal ist Allemal, nicht Keimal, wie man meint. Nur so können wir zur echten Einfalt kommen, der Verzettelung entgehen. Und nur bei der Einfalt kehrt der Glaube ein, wie nur der Glaube auch Kraft gibt. Der Weg – ein Liebesweg.

Heute, als am letzten Tage dieses scheidenden Jahres will ich Ihnen nur noch danken für so manche Stütze, die Sie mein lieber Freund mir waren, wenn mein Mut ins Wanken kommen wollte. Vom »Toben der Heiden« wollen wir nicht sprechen; es kann uns nicht unseren Standpunkt verrücken, wenn wir nur einmal fest auf ihm Posto gefaßt haben. Reichen wir uns die Hand und bleiben wir vereint wie bisher.

Ih[re] freundlichen Grüße habe ich hier bestellt; sie werden herzlich erwidert, besonders auch jene Ihrer Tochter Birgit von meiner Schwester, die sie recht ins Herz geschlossen hat.

Mit allen guten Wünschen für Sie verbleibe ich

Ihr Hans Kestranek.

# 1942

983 VON ADAM VON TROTT

Berlin, den 17. I. 42.  
Rheinbabenallee 47.

Sehr verehrter Herr von Ficker,

nehmen Sie bitte meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie mir die Briefe meines Bruders Heinrich an Sie zu lesen gaben. In ihnen tritt er mir noch klarer und gelöster, in seiner ganzen Gestalt gleichsam objektiver entgegen als in seinen eigenen Briefen an mich, die noch immer von beschwerenden Erinnerungen belastet und verschleiert sind. Er hat sich auch über meinen Besuch bei Ihnen gefreut, obschon er wie auch Werner meint, daß mein Leben sich weit entfernt von der Welt abspielt, in der sie Ihnen begegnen. Ihre mildere Beurteilung dieses Tatbestands scheint aber auf beide Brüder eine lösende Wirkung auszustrahlen, für die ich Ihnen von Herzen dankbar bin.

Erlauben Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit auch nochmals für jenes kurze Gespräch in Innsbruck zu danken, das zum erstenmal seit Jahren in seiner klaren Einsicht und Weite so etwas wie ein Notdach über den noch schwer vereinbaren Arbeitsstätten der drei Brüder auszuspannen schien. Von der gemeinsamen Wurzel, aus der wir leben, sind wir arg verschieden erwachsen und noch scheint es nicht erwiesen, daß wir ohne einander zu verwirren oder zu erdrücken nur desto offener zum Himmelslicht emporstreben können. Vielleicht ist bei mir der Frost unserer Zeit am stärksten ins Geäst gedrunken, während er Heinrich nur von außen zu zerreißen droht. – Wenn ich den absurden Gegensatz dieser meiner Tätigkeit hier zu den Strapazen des Frontdienstes bedenke, beschämt einen die Herzenskälte, die aus der Geschäftigkeit und Erschöpfung im hiesigen Alltag zusehends hervorschaut. Die tieferen und wärmeren Ströme des geschichtlichen Wandels sind nur selten und nicht in zunehmender Stärke erreichbar. Trotzdem bewegt sich die allgemeine seelische Lage in unaufhaltbarer Vertiefung ebendorthin. Eine entsprechende willentliche Crystallisierung muß daraus dann reifen –. Unser Volk ist durch die Entwicklung im Osten wohl zweifellos in segensreicher Weise ernster geworden und wird durch die Notwendigkeit der Meisterung dieser Gefahr seiner eigentlichen Aufgabe in Europa nähergerückt, welchen Verlauf auch immer die Dinge nehmen. In den angelsächsischen Ländern herrscht dieser Perspektive gegenüber noch ein vorwiegend leichtfertiger und, wie mir scheint, unverantwortlicher Optimismus, der sich bis jetzt auch noch nicht durch seine im Endeffekt gewaltige Gefährdung im Fernen Osten hat trüben lassen. –

Ich rief heute Ihr Fräulein Tochter an, um Ihnen einen Gruß mitschicken zu können; leider war sie nicht daheim. Wir hoffen aber, sie bald einmal wiederzusehen

und so auch von Ihnen zu hören. Für Ihren freundlichen Neujahrsgruß und alle Ihre Güte nehmen Sie nochmals aufrichtigste Dankesgrüße  
Ihres sehr ergebenen

Adam Trott

984 AN ADAM VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, [wahrsch. 25. 1. 1942]

Verehrter Herr von Trott!

Ihr Brief, für den ich Ihnen herzlich danke, steht ganz im Einklang mit dem schönen Eindruck, den ich von Ihrem Besuch im Herbst beibeit. In der Tat habe ich der edlen und behutsamen Art, wie sie sich mir damals im Gespräch erschlossen, ein gutes Andenken bewahrt, und so verstehen Sie, wie sehr mich Ihre Andeutung beglückt, daß in dem Verhältnis Ihrer Brüder zu Ihnen eine gewisse Entspannung eingetreten ist, die Sie als wohlthätig empfinden. Inwieweit die Vorbehalte, an denen beide noch festhalten zu müssen glauben, berechtigt sind, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis; sie können sich aber nur auf Vorkommnisse beziehen, die im Äußeren der gebotenen Lebensumstände begründet sind (und nirgends prallen da sich ergebende Gegensätze so hart und scheinbar unerbittlich aufeinander wie im Zusammenleben sensibel gearteter Familienmitglieder!), nicht aber auf eine wesentliche Verschiedenheit von Charakteranlagen zurückzuführen sind. Denn offen gestanden, ich wunderte mich, wie ähnlich Sie Ihren Brüdern sind – nicht nur im Äußeren, sondern im Wesen, und wenn Sie auch einer weniger ausgesetzten Welt einverleibt scheinen als die Ihrer Brüder ist, so ließ sich doch leicht erkennen, daß Sie in ihr mit einer Gewissenhaftigkeit stehen, die weniger zu respektieren für mich kein Anlaß vorliegt, nur weil sie vorsichtiger orientiert und gebunden an Rücksichten ist, die offenbar einer klaren Einsicht dessen entspringen, was Sie Ihren Bewährungskräften zutrauen dürfen und Ihrer Umwelt schuldig zu sein glauben. Ich muß gestehen, daß ich dieses Element der Besonnenheit in der Konstitution eines Menschen, der die Welt aus den Fugen gehen sieht, also gerade dieses Fügsame um der Fußbreite Boden willen, die sich keiner entgehen lassen darf, um sich nach Maßgabe seiner Kräfte noch aufrecht behaupten zu können, hoch veranschlage; hier darf man sich den Blick nicht trüben lassen und den Menschen, die man liebt, einen Sprung ins Ungewisse zumuten, der wohl in der Idee zu sichern ist, aber in Wirklichkeit leider nur zu oft im Bodenlosen endet. Erst wenn man seinen willkürlichen Eigensinn aufgegeben und seine letzten à priori-Positionen hinter sich gelassen hat, erst wenn man als Wahrheitssucher die Grenze überschritten hat, die unseren Selbstbehauptungswillen unter den Willen Gottes stellt, öffnet sich das weite Feld der Erleuchtung, in der die wahren Entweder-Oder erkennbar werden und unseren Entscheidungen den Weg weisen. Vorher sieht manches nach Kompromiß aus, was in Wahrheit nur einem sicheren Instinkt für die Voraussetzungen entspricht, auf denen der einzelne, der guten Willens ist, Fuß fassen und – sich und seinen Mitmenschen ein Ansporn – zu seinem Heile kommen kann. Und das wiederum sieht beim einen Menschen so aus und beim anderen

69

anders. Gott sei Dank! So erst entsteht Erkenntlichkeit zwischen uns allen. Und darum geht es ja: einander in Liebe gerecht zu werden.

Möge dieses Wenige Ihnen wie Ihren beiden Brüdern weiter zur Verständigung dienen! Dies wünscht Ihnen allen von Herzen – ich selbst wäre glücklich darüber –  
Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

Dank auch noch, verehrter Herr von Trott, für die gute Aufnahme, die Sie meiner Tochter Birgit, meinem Lieblingskind, bereitet haben!

985 AN LEOPOLD LIEGLER [Entwürfe]

[verm. Jänner 1942]

Seien Sie von Herzen bedankt für Ihren gütigen Brief, dessen Aufgeschlossenheit mich sehr erfreut hat. Ja, auch ich denke oft an die »große Zeit« zurück und wie in ihr, die diese Ausgeburst einer fatalen Bestimmung, wie wir sie jetzt erleben, doch schon im Schoße trug, doch Menschliches und Göttliches noch einen öffentlichen Anspruch in der Stimme dessen geltend machen durfte, der mit seinem Dichten und Denken im Banne der letzten Tage der Menschheit stand, aber noch geahnt und zum Teil erlebt hat, daß alle Einbildungskraft, wie er sie besaß, von der Wirklichkeit weit überboten wurde. Ich glaube, wir machen uns im allgemeinen nicht recht klar, in welchem Abgrund der Verlorenheit wir bereits leben, wie weit die Dämme auch der inneren Abwehrstellung bereits zerschlagen sind und daß die Zuversicht, die wir als Einzelne zur Schau tragen mögen, doch nur gerechtfertigt ist, wenn sie in jedem Augenblick, in dem sie sich zu erkennen gibt, die nahen Schrecken und auch schon die ferneren spiegelt, die der Welt bevorstehen. Ich bin der Ansicht, daß die endzeitlichen Erschütterungen vor der Wiederkunft den ganzen Plan der Vorsehung, wie ihn der Aspekt des irdischen Geschehens darbietet, ebenso aktuell durchwirken wie der Sündenfall und die Erlösung, und ebenso im Ewigen entschieden sind wie diese, und was uns zukünftig an ihnen erscheint, nur wie ein Schleier über der Geistesgegenwart dessen ist, der da kommen soll – ein Schleier, der sich vor dem Blick des Schauenden – je nachdem, wie die Zeiten sind, die solchen Blick ermöglichen – hebt und senkt.

[verm. Jänner 1942]

Lieber Herr Liegler!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich erst heute für Ihren so gütigen Brief vor Weihnachten danken kann. Aber abgesehen davon, daß ich ihre Anfrage wegen der gewünschten Bücher nur negativ hätte beantworten können, war es gerade das persönlich Aufgeschlossene Ihres Briefes, das die Verzögerung verursachte. Denn viel hat dies in meinem Gedächtnis angerührt, das mein Herz nicht minder als das Ihre in

70



der Erinnerung an Karl Kraus bewegt, aber all dies, fand ich, läßt sich schriftlich so schwer mitteilen, daß mir jeder Versuch, das Ansprechende Ihrer Eröffnungen auf diesem Wege zu erwidern, schon in mißglückten Anfängen stecken blieb. Gerade, was Sie mir berichteten, die wirklich merkwürdige und symptomatische Geschichte von dem Kruzifix, das aus Ausflüchten der Verbannung seine Zuflucht (gleichsam als Haßliebesgabe!) in Ihre Hände nahm – (wie schwinden heute alle Ausflüchte vor dem Asyl der Zuflucht, das die Wahrheit ist!), das rief mir so manche erregende Begebenheit, die sich vor und nach dem Tode K.K.s in seinem nächsten Freundeskreis zutrug, ins Gedächtnis, daß ich mit dem besten Willen nicht die Ruhe und die Muße fand, mich näher darüber in einem Briefe an Sie zu äußern. Dies muß einer mündlichen Aussprache vorbehalten bleiben, und kann es umso mehr, da mir im übrigen Ihr Brief deutlich zu Gemüte führte, wie sehr wir nicht nur in der Erinnerung an den verewigten großen Freund, sondern auch in der Beurteilung der Weltlage übereinstimmen. Wie ich zu dem allen stehe und in welcher Art ich dies zusammensehe, das habe ich einmal in einem offenen Brief dargelegt, den ich – vielleicht kennen Sie ihn? – schon vor fünf oder sechs Jahren auf Wunsch des Herausgebers in der »Erfüllung« abdrucken ließ. Hierin ist alles angedeutet, was ich zum Schicksal dieser Zeit – insbesondere im Hinblick auf das Judentum – zu sagen habe. Auch heute noch. Und vielleicht ist es heute sogar verständlicher als damals. Ich hoffe, daß ich heuer im Juni oder Juli einmal auf ein paar Tage nach Wien kommen kann. Dann werde ich nicht verfehlen, Sie zu besuchen und mich weiter über diese undurchsichtigen, aber vieles erhellenden Zeitläufte mit Ihnen zu unterhalten. Wozu mögen wir nur aufgeopfert sein, da wir noch leben – wir Unzeitgemäßen? Das frage ich mich manchmal, obwohl darin eine Anmaßung liegt. Aber wissen Sie, manchmal nämlich, nein unablässig verfolgt mich das Gefühl, ich könne noch für einen »Brenner«, einen letzten, abschließenden, aufgehoben sein. Auch das ist vielleicht eine Einbildung. Aber sie scheint mir manchmal im Einklang mit Gottes Willen zu stehen. Das ist's, was mich entschuldigt. Besonders dann entschuldigt, falls sich herausstellen sollte, daß diese seltsame Zuversicht [...] hinübergehen sollte wie unter dem Triumphbogen eines Selbstbetrugs unbegründet ist. Vorderhand steht ja der Brenner auf der Liste der schädlichen und unerwünschten Literatur und in dem Dunkel, in das wir hineinmarschieren, lichtet sich so bald wohl nichts zu unseren Gunsten. Aber das macht nichts, das fördert die Geduld, und in der Geduld, das ist uns ja verheißen werden wir bekanntlich unserer Seele habhaft. –

[verm. Jänner 1942]

Lieber, verehrter Herr Liegler!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich erst heute für Ihren so gütigen Brief danken kann, der ja eine Antwort noch vor Weihnachten erfordert hätte. Aber wer die Restbestände der beiden Newman-Bände aus dem Wichmann-Verlag in München übernommen hat, kann ich nicht mit Sicherheit sagen; wahrscheinlich der Verleger F. H. Kerle in Heidelberg. Ebners »Wort und die geistigen Realitäten« hatte ich dem Verlag Friedrich Pustet in Regensburg überlassen für die geplante und dann stecken gebliebene Gesamtausgabe der Ebner'schen Schriften; es dürfte derzeit vergriffen

sein und kann natürlich wie so vieles, was aus unserer Zeit heraus zur geistigen Besinnung beitrug, und wer weiß, auf wie lange Zeit hinaus, nicht mehr aufgelegt werden. Aber das sind ja nur Symptome. Nach Ablauf dieses neuen Jahres wird keiner mehr, und besäße er alle Zuversicht, die unzerstörbare im Glauben oder, je nachdem, die hinfällige in der Verblendung, über Charakter und Ausmaß der Welterschütterung sich noch täuschen können, mit der wir uns abzufinden haben. Es kann gar keine Rede davon sein, daß der Zusammenbruch, der die Völker der Christenheit ereilen wird, nicht ein vollständiger sein müßte, damit sie sich an Hand

986 VON ARNULF MORSCHER

Rußland, den 13. Februar 1942.

Lieber Kamerad Ficker!

Ich danke bestens für Ihren Brief vom 20. Januar. Er hat nicht lang gebraucht eigentlich. Aber im Brief von der Budi haben Sie doch auch einen Weihnachtsbrief angekündigt, den hab ich noch nicht erhalten. Ich glaub, daß da einer fehlt. Es geht eben ganz unregelmäßig mit der Post. Hab jetzt schon ziemlich Post vom Januar erhalten, aber von meiner Frau fehlen mir die Briefe seit 27. Dezember alle. Da heißt es halt Geduld, es bleibt ja nichts anderes übrig.

Die Beförderung des ganzen Nachschubes ist ja auch schwierig. Die Straße nach hinten war lange verweht und nicht befahrbar mit Autos. Mit den Schlittenkolonnen kommt in erster Linie Munition. Verpflegung werfen die Flugzeuge ab. Jetzt ist aber die Straße ausgeschaufelt und es kommt auch die Post wieder schubweise nach.

Mit Urlaub oder Ablöse rührt sich ja noch gar nichts. Aber wir geben die Hoffnung nicht auf. Es muß ja doch einmal ein Ende kommen. Ich glaub, wir haben doch wenigstens die ärgste Kälte überstanden. Wir hatten mit 42–44 Grad die kältesten Tage. Der halbe Februar ist ja schon vorbei und der März wird nicht mehr so arg sein. Auch die Tage werden schon merklich länger und die Sonne wieder stärker. Das sind doch Vorgänge, auf die man sich verlassen kann.

Sonst können freilich alle menschlichen Rechnungen einmal fehl schlagen. Das haben wir hier am besten gesehen. Man kann ja den Aufruf vom 2. Oktober verschieden auslegen, aber ich hab mir schon dort viel Gedanken darüber gemacht. Wir können halt nichts anders machen, als immer wieder das Beste hoffen.

Ich gebe Ihnen schon recht, daß es das Einzigerichtige ist, um Gottes Schutz zu beten. Lieber Herr Ficker ich danke Ihnen auch von Herzen für Ihr Gebet für mich. Ich glaube auch ganz fest daran. Auch meine Frau glaubt mir am besten durch ihr Gebet helfen zu können. Und ich hab schon manchmal so das Gefühl gehabt, daß mich das vor schlimmen Gefahren bewahrt hat.

Also meinen herzlichsten Dank und ich bitte, mich weiterhin nicht zu vergessen. Dann wäre ja eigentlich das Ganze nicht so schlimm. Denn so lange man gesund bleibt kommt es ja nur darauf an, mit Geduld zu warten bis man wieder in die schöne Heimat zurückkommt zu seinen Lieben. Und einmal muß es ja wieder so weit sein.

Lieber Herr Ficker ich danke nochmals für Alles und wünsch Ihnen weiterhin beste Gesundheit.

Es grüßt Sie herzlich Ihr

Arnulf Morscher

Viele Grüße an alle Budikollegen!

987 AN JOSEF WENTER

Innsbruck-Mühlau, 16. III. 1942

Lieber Freund!

Schönsten Dank für Deinen Brief und für den Separatdruck aus dem Jahrbuch der Stadt Freiburg.

Diese Schilderung Deiner Fahrt durch Burgund trägt wieder alle Kennzeichen Deines erstaunlichen Einfühlungsvermögens in den Charakter und die wechselnden Besonderheiten einer Landschaft, ihrer Menschen und Gottesgaben, wie sie aus dem Helldunkel ihrer Geschichte und den Gegebenheiten ihrer Natur hervortreten in das Blickfeld ihrer gegenwärtigen Erscheinung: sie spiegeln sich sehr anziehend in der Empfänglichkeit einer Wahrnehmungsgabe, die jeden Eindruck, der sich dem Auge bietet, gleichsam im Nu und leichthin und doch nicht nur oberflächlich, sondern voll Rückbesinnung einordnet in den Horizont einer lebendig bewegten Gesamtschau. Schade, daß man Dir das Kapitel über Citeaux gestrichen hat; nach allem, was Du einmal mündlich darüber angedeutet hast, vermute ich, daß es der Angelpunkt gewesen wäre, um den sich Licht und Schatten Deiner eigenen Berührtheit von den Eigentümlichkeiten dieses Landes gleichmäßiger verteilt hätten; so ist damit wahrscheinlich ein charakteristisches Pendant zu der besonders ansprechenden Vergegenwärtigung von Pasteurs Geburts- und Heimstätte verloren gegangen (hier, wo echter Menschenwert in Frage steht, stellt sich auch das rechte Maß von Gerührtheit bei Dir ein, im Gegensatz zu einigen anderen Stellen, die in ihrer Gemütsbewegtheit etwas ausschweifend berühren!) – und wohl auch ein Illustrationswert, der dem Ganzen gedient und deutlich gemacht hätte, wie fest hier und unentwurzelt das Kreuz der Entsagung (man denke an diese Mannsbilder von Mönchen, die Weltkriegsoffiziere gewesen sind!) neben dem blühenden Weinstock steht. Das wäre auch der richtige Ausgleich gewesen für Deinen Horror vor dem jüngsten Gericht Rogers van der Weyden, an dem ich mich nicht im geringsten gestoßen habe, im Gegenteil, ich sage: die Voraussetzungen für den Geist der mittelalterlichen Weltanschauung (der Kreuzzüge etwa!) sind uns so gründlich abhanden gekommen, daß sich jedes pro und contra, also jede Kritik (auch die ausfällige natürlich) erübrigt; und so viel zur Aufhellung jenes Zeitalters in unseren düpierten Gehirnen von erleuchteten Geistern geschehen ist – klar ist, daß eine Anknüpfung an historisch Überwundenes sinnlos ist, wenn sie nicht die Tatsache ins Licht setzt, daß der Kampf der christlichen Mächte gegen die Dämonie des Widersachers heute ein ganz anderes, entblößteres und

gleichwohl noch nicht klar entfaltetes, weil gleichsam weltentrückteres Gesicht hat als jemals früher – und dies, obwohl der Kampf der aufsteigenden Dämonen schon fast völlig an die Oberfläche getrieben ist, wo sie alle Gewalt haben, und ihr Meister förmlich mit der Tür ins Haus fällt. Das muß man sehen, um zu wissen, wo wir heute stehen.

Es tut mir leid, daß Dir die Arbeit für den Alpenverlag so zu schaffen macht, und ich kann es ja verstehen, da Dir zugleich ein Schauspiel durch den Kopf geht. Aber selbstverständlich macht es nichts, wenn Du zu Wiederholungen greifst, um Dir die Sache zu erleichtern; das meinen auch die anderen Herren. Ich wünsche Dir also einen baldigen gedeihlichen Abschluß dieser Arbeit und dann – einen vollen Erfolg Deiner Kur in Oberschlema.

Mit Handkuß an Deine Frau grüßt Dich [...]

988 AN JOHANN HURTZ

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11, den 28. März 1942

Verehrte Familie Hurtz!

Tiefbewegt von dem Heldentod des teuren Frater Anselm und innig Ihrem Schmerz verbunden erbitte ich, wenn irgend möglich, nähere Kunde über sein Hinscheiden.

Welch ein seraphisches Menschenherz, allem Edlen und Wahrhaftigen in seiner Ausgesetztheit aufgeschlossen – ja, Welch demütigen Diener seiner Liebe auf Erden hat Gott mit Frater Anselm in seinen Frieden heimgeholt! Nie werde ich diesen jungen Bruder im Geiste, den ich täglich in mein Gebet einschloß, und seine rührende Ergebenheit in den Ratschluß der göttlichen Vorsehung vergessen; und immer wird mein Herz erfüllt sein von jener Dankbarkeit für seine Anhänglichkeit, die seiner Fürbitte im Himmel gewiß ist.

Das ist mein Trost in dieser Stunde der Ergriffenheit und meine Zuversicht, aus der heraus ich Eltern und Geschwister des Verewigten in tiefster Anteilnahme und Erkenntlichkeit grüße.

Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

989 VON LEOPOLD LIEGLER

Wien, am 29. III. 1942

Lieber Herr von Ficker!

Sie glauben gar nicht, Welch große Freude ich gehabt habe, als Ihre Antwort auf

meinen Brief nun doch eintraf und wie gerührt ich war über das tiefe Verständnis, das Sie mir in Ihrem lieben Schreiben entgegenbringen. Denn ich muß gestehen, ich erwartete überhaupt keine Antwort mehr und zwar nahm ich an, daß ich mich im Ton meines Briefes irgendwie vergriffen hätte und daß Sie mich durch die Nichtbeantwortung bestrafen wollten. Ich nahm es nicht leicht, war aber überzeugt, daß Sie recht hätten, denn der Inhalt meines Schreibens war ja tatsächlich ein Wagnis und konnte leicht im Einzelnen den Eindruck von Herzlosigkeit, von geistigem Hochmut, von Leichtsinn im Urteil, von Selbstbespiegelung, von Taktlosigkeit, mindestens von Mangel an Zartgefühl machen. Daß nun das alles nicht der Fall ist und daß Sie im Gegenteil mir die Aussicht eröffnen, über alle die großen und brennenden Dinge mündlich einmal mit Ihnen zu sprechen, das macht mich wahrhaftig froh und glücklich.

Ich halte die Idee von der *felix culpa* für einen der tiefsten und unerschöpflichsten Gedanken, die dem Menschen zu fassen gegeben ist und ich fühle, wie diese Idee übergroß im Sinn des Heute steht, und wie sich all unser Glück von der Tatsache ableitet, daß eine solche Paradoxie möglich ist. Es gibt nur dieses Glück und jedem Menschen wäre zu wünschen, daß er wisse, um was es da geht.

Sie erwähnen einen Beitrag in der »Erfüllung«, der mich sehr interessieren würde. Ich wußte um diese Zeitschrift, sah sie ab und zu, habe aber keinen einheitlichen und erfreulichen Eindruck davon gewonnen. Könnten Sie mir vielleicht Ihre Arbeit leihweise einsehen lassen? Sie bekommen Sie innerhalb von 24 Stunden wieder zurück. –

Hier in Wien gibt es viele brave Mensch[en] – sehr viel junge – die sich ihres Weges tief innerlich bewußt sind, und es ist tröstlich in ihrer Gemeinschaft zu leben und Leid und Freude mit ihnen zu teilen. Mein ganzes Leben vor 1933 war nur ein – fast möchte ich sagen: grotesk-planvoller Umweg auf die Fähigkeit des großen Umdenkens hin, die mir dann langsam geschenkt wurde. Und rückschauend muß ich voll des größten Staunens bekennen, daß von allem Anfang an mir ein Wunder geschehen ist, durch alle Jahrzehnte meiner Blindheit und Taubheit hindurch.

In diesem Sinn darf man es sogar wirklich als lustvoll empfinden, gerade heute zu leben, freilich ist das eine Art von Lust, die weder leicht umschrieben noch leicht gelebt wird. Die Einzigartigkeit unserer Situation setzt selbstverständlich eine besondere Kraft sie zu tragen und durchzustehen voraus und viele Täuschungen und Fehlgriiffe, Irrtümer und Voreiligkeiten müssen überwunden werden, bevor man die Einmaligkeit unserer gegenwärtigen Stellung im geistigen, besser geistlichen Raum in die Sicht bekommt.

Daß wir uns urplötzlich jenseits der Sprache als Wirkungsmittel von Mensch zu Mensch fühlten, war für mich als Theoretiker der Satire und Polemik, als Überschätzer des auf sittliches Pathos und Intellekt ausgerichteten Wortes besonders schmerzlich, aber gerade dieses Erlebnis war nötig, um das schier unlösbare Problem vom Verhältnis der Liebe zur Satire zu *erblicken*.

Ich konnte geraume Zeit nicht glauben, daß nun alles Wirken im bisherigen Sinn erschlagen oder mindestens restlos niedergehalten sei, ich mußte vielfach irren bis sich mir die Wahrheit eröffnete, daß das Wort durch den Logos und die Eindeutigkeit, oder sagen wir: die Eingeleisigkeit der Satire durch die Paradoxie der Liebe ersetzt werden müsse, um über den toten Punkt hinauszukommen. Es gibt noch unzählige Fragen und Schwierigkeiten, aber das Prinzip wenigstens steht klar da und das ist schon sehr viel in unseren Tagen der Verdunkelungen.

Lassen Sie mich Ihnen heute, am Palmsonntag-Abend gesegnete Ostern wünschen; sieben Tage, die nur mit der Schöpfungswoche verglichen werden dürfen. Wir wollen sie gefaßt und voll Vertrauen durchleben, diese in ihrem Unheil heilige Woche, wie lange sie auch dauern mag, in der festen Gewißheit, daß uns allen ein Ostermorgen aufbewahrt ist, ein neuer Tag der reinen Freude, der Herrlichkeit und des wahren Friedens.

Ihr Liegler

990 VON THERESIA BAUER-ZANGERLE

Krakau, Sachsengasse 12/4, am 3. April 1942. (Karfreitag.) u. 4. April.

Lieber u. verehrter Herr von Ficker!

Heute komme ich nun wieder einmal zu Ihnen. Ihr Brief, den ich unmittelbar nach Weihnachten erhielt, hat mich zuerst recht verwirrt. Ich war schon als Kind von der Vorstellung erfüllt, daß sich die Menschen meiner nicht entsinnen, wenn ich nicht bei ihnen bin. Und es hat mich bis heute allemal in Erstaunen versetzt, wenn ich nach einiger Zeit wiedererkannt werde. Dies erklärt Ihnen, Herr Ficker, daß mich Ihr sehr lieber Brief zunächst in Verlegenheit brachte, da Sie darin von mir sprechen. Die ersten Wochen des Jänners überfielen mich mit Ereignissen u. forderten mich derart, daß an ein Schreiben nicht zu denken war. Ich wurde in den folgenden Wochen immer tiefer in Schweigen eingeschlossen u. konnte mich diesem rettenden Gehäuse kaum ohne Gefahr entziehen. Erst die Begegnung mit einem sehr lebendigen u. gütigen Menschen, hat dieses Gehäuse aufgetaut.

Eine meiner Dienstreisen führte mich Ende März nach Neu Sandez, einer kleinen Landstadt in den Beskiden. Sie ist heute noch der Mittelpunkt für einige volksdeutsche Kolonistendörfer, die sich tatsächlich durch 4 u. 5 Generationen deutsch erhalten haben. Diese einfachen Bauern verstehen kaum hochdeutsch, aber sie sprechen schwäbische u. pfälzische Mundart u. singen ihre alten Volkslieder. In diesem freu[n]dlichen Talboden lebten die schlichten Bauern unbehelligt ihr Leben. Ihre Pastoren, sie waren auch Bauern u. Lehrer, lehrten ihre Kinder deutsch beten u. lesen. Die evangelische Schule u. Kirche sind meist zu einem Viereck gebaut. Als ich in Neu Sandez durch die hintere Pforte des Schulhauses in den Hof hinaustrat, war ich einen Augenblick lang betroffen: Der mäßig große Rasenplatz war links u. rechts von hohen Birken begrenzt u. öffnete sich über eine niedere Mauer zu einem wunderbaren Weitblick über das Flußtal des Dunajec u. die sanften, ausschwingenden Hügel. Wie gut war doch diese Stätte! Der unverlierbare Atem einer rechtlichen u. frohen Arbeit weihte sie. / Am Abend dieses Tages saß ich mit dem Kreisschulrat u. den Lehrern im Speisesaal des Schülerheimes, (Um die Kinder aus den Streusiedlungen besser unterrichten u. beeinflussen zu können, errichtet die Schulverwaltung solche Heime.) Nach dem Essen sangen die Kinder, es waren an die 80, ihre Volkslieder. Ich habe hier das erstemal wirkliche bodenständige Volksdeutsche gesehen.

Wir gingen nachher durch die Zimmer u. sprachen mit den Kindern. Sie liegen nach Dörfern getrennt. Und nun war ich ergriffen von der Wärme u. Stärke dieses Schulrates. Er stammt selbst aus einem dieser Dörfer u. kennt die Eltern all dieser Kinder. Wie er sie alle fragte, sich um alles bekümmerte u. unermüdlich ist, diese ihm Anvertrauten zu lenken u. zu lieben. »Schreibt ihr auch den Eltern? Ihr dürft euer Dorf nicht vergessen. Das ist ja eure Heimat.« Die Kinder schauten den alten Mann so hell u. freundlich an. Später hat er mir ein wenig von seinem Leben erzählt. Daß er heute, in all der Verwirrung der Begriffe, in diesem furchtbaren Kampf, der uns gerade die Besten dieser Randdeutschen zu Feinden macht, wie ein Bauer sein Feld weiter bestellt – ist sehr tröstlich. Daß ein starker u. guter Mensch viel vermag, hat mich zutiefst froh gemacht u. auftauen lassen.

Heute war ich in der Garnisonskirche. Sie faßt einige hundert Menschen u. war ganz voll Soldaten. Der Militärpfarrer hat sich redlich bemüht die Liturgie recht verständlich vorzubeten. Bei der Verehrung des Kreuzes – *Ecce lignum Crucis, in quo salus mundi pependit* – knieten alle Soldaten. Viele Priester sind als gewöhnliche Soldaten eingezogen; die traten nun vor der Menge an, knieten dreimal im Mittelgang nieder u. küßten das Kreuz. Ich war tief ergriffen. Es scheint so, als würde das soldatische Leben einen sehr gangbaren Weg zum Christentum darstellen. Da Leid u. Tod unausweichlich vor diesen Menschen stehen, können sie nur schwer dem ausweichen, der beides in Händen trägt.

Ein alter Hauptmann, den ich in der Kirche kennengelernt habe, hat mir eine erschütternde Geschichte erzählt.

Er hätte ein großes Gefangenlager zu bewachen, in dem zehntausende Russen von der Schlacht bei Uman aufgefangen wurden. Von diesen großen Sammellagern wurden die Gefangenen später weiter verteilt. Die Situation im Lager war recht kritisch: es gab kaum zu essen, die Leute waren vom Kampf u. den Fußmärschen erschöpft, die Verzweiflung der Leute war so groß, daß sie an einem Tage oft 7 bis 8 Fluchtversuche unternahmen. Maschinengewehre u. Handgranaten waren das einzige Mittel, um diese Massen zu bändigen. Überdies war Befehl gekommen alle Juden u. Sowjetkommissare zu erschießen. Da faßte der alte Hauptmann – er geht schon an die sechzig – einen Gedanken. Er stellte einen Baurupp zusammen u. ließ aus Baumstämmen einen Altar mit einem großen griechischen Kreuz errichten. Am Sonntag sagte er: »Bringt mir einen Geistlichen.« Der russische Pope, der ihm vorgeführt wurde, war sauber u. ordentlich gekleidet u. schaute sehr klug aus. Der Hauptmann gab ihm den Auftrag einen Gottesdienst abzuhalten. Nach einer halben Stunde knieten an fünftausend Menschen um den Altar. Der Pope segnete sie u. begann zu beten u. sein Gebet wurde von allen nachgesprochen. Der Gesang setzte sich zögernd zuerst u. dann mächtig tönend in der Menge fort. Dann sprach der Pope zu ihnen: von den »Eltern u. den Kindern« u. nun hob während dieser Predigt ein lautes Weinen u. Heulen an – »uns allen wurde es kalt, mir stand der Schweiß auf der Stirne – « so erzählte der Hauptmann. Am Schlusse reichte der Pope sein Buch u. ein kleines Kreuz zur Verehrung. Die weinenden Männer zogen in einer langen Reihe am Altar vorbei u. küßten beides. –

Wir vergessen immer wieder, daß wir im Osten sind u. ihn kaum kennen. Wer von den heutigen »Kolonisatoren« kennt Dostojewski? Und das wäre noch eine recht geringe Voraussetzung. Wie lange dauert es, bis man sich in den Gesichtern ein wenig

auskennt. Ich habe schon früh begonnen mehr auf die Sprache der Gesichter u. Hände zu hören, als auf die Reden. Seit ich nun unter einem fremdsprachigen Volke u. mit Deutschen aller Stämme lebe, hat sich dieser spärende Blick noch verschärft. Und ich sehe so selten ein gutes u. ein frohes Gesicht. Warum zwingen wir alle, denen wir begegnen, zum Bösen?

Meine Sorge um das Wesen des deutschen Menschen, ist vor allem eine leidenschaftliche Forderung nach dem *Recht*, dem Menschen, für den Gut u. Böse gilt. Es läßt sich nicht leugnen, daß all dieses für mich zu einem ganz zentralen Anliegen geworden ist. Ich weiß, daß dies bei einer Frau verwunderlich u. beinahe unpassend ist. Aber mich haben ja die letzten Wochen dieses Winters weit hinausgespült, hinweg von allem Vertrauten u. scheinbar feststehenden Gesetzen. Die Ordnung der menschlichen Gesellschaft – verständlicher gesagt: die Ordnung Europas – hängt an einigen Grundtatsachen, es sind ganz wenige. Ich bin mir nicht ganz klar, wie sie genau lauten, aber ich weiß, daß einige bereits fielen u. andere eben zertrümmert werden. Es gehört Mut dazu, mit wachen Sinnen dabei zu sein – noch mehr: es ist nur zu ertragen, wenn man sich auf irgend eine Weise selbst auslöscht o. wenn man sein *ganzes Herz* in die Wagschale wirft. Trotzdem bleibt die Frage: was hat Gott mit den Völkern Europas vor, können wir zu diesen Entscheidungen etwas beitragen?

Ich bin so froh, daß mir noch immer mein kindliches u. vertrauendes Gebet erlaubt ist.

Am Mittwoch erhielt ich von Frau Jone eine Lithographie – den leidenden Heiland. Sie kam wie ein Geschenk des Schutzengels, so ganz geeignet zur Betrachtung in diesen Tagen. Die Güte Frau Jones kommt mir tatsächlich ganz unverdient zu.

Bei uns ist der Winter beinahe vorbei. Im flachen Lande blinken noch immer Schneeflecken u. überschwemmte Äcker, die Bäume starren noch ohne Knospen, aber manchmal leuchtet der Abendhimmel mit hellen Wolken den kommenden, milden Tagen entgegen.

Lieber Herr v. Ficker, wie geht es denn Ihnen? Ein Brief ist halt doch ein recht einseitiges Gespräch! Hoffentlich haben Sie u. Frau v. Ficker den Winter gut überdauert!

Ich wünsche Ihnen stets herzlichst alles Gute u. bleibe grüßend

Ihre Resie Zangerle.

991 VON JOSEF WENTER

Kurhotel  
Radiumbad Oberschlema

den 4. April 42

Lieber Freund!

Ich bin in Baden nicht mehr dazu gelangt, Deinen letzten Brief zu beantworten, für ihn zu danken. Die Fertigstellung der Arbeit für das Moser-Buch drängte sehr, weil ich eine frühere als von mir erwartete und bestellte »Einberufung« zur Badekur

78



erhielt. Infolge der Beschlagnahmen durchs Militär mußte ich, sollte ich der Kur nicht ganz verlustig gehen, schon am 27. hieher. Ersteres hätte mir aber wohl einen bösen Winter beschert, denn mit zunehmenden Jahren scheint dieses Leiden hartnäckiger zu werden. Kommt freilich auch der harte Winter dazu und die Verwirrungen in den Lüften, die, wie sie Wetterkatastrophen auslösen, mit bösen Elektronenwirbeln und vergiftenden Ausstrahlungen wirken, auf welche alle Gefäßleiden ja ganz besonders stark reagieren. – Ich war froh und hatte das Gefühl, einen Rucksack abgeschnallt zu haben, als ich das Manuscript zur Post geschickt hatte. Es war doch schwerer, einigermaßen eine Form hier zu finden, als etwa in der »Reichsstraße 31«. Auch das so ofte Mich-wiederholen-müssen, fiel mir nicht leicht. Ich hoffe aber, daß der Verlag sich nicht enttäuscht findet, und daß sich die Arbeit doch zu den Bildern in Beziehung setzen läßt, freilich nicht in eine genau sachliche, doch aber dem Geiste und Gemüte nach. Meine Frau wird mir ja die diesbezügliche Nachricht des Verlags nachschicken. Ich bleibe hier bis zum 25. und bin dann wieder in Baden, hoffe aber ein bißl nach Südtirol und natürlich auch nach Innsbruck im Sommer zu kommen. – Es freut mich herzlich, daß Dir meine »Burgundfahrt« gefallen konnte. Ich schicke Dir von Baden aus den gestrichenen Absatz über Citeau. – In Wien habe ich noch an einer der zahlreichen Weinheber-feiern teilgenommen. Rich. Strauss saß gerade vor mir, und ich staunte über dieses flache ungeistige, rötlich blühende Greisengesicht. Ein Gedicht Weinhebers »Belvedere« hatte er vertont. Es wurde gesungen. Es eignet sich absolut nicht zur Vertonung. Ja, man könnte fast sagen, Strauss habe zu dem, worauf es in der Musik ankommt, ebensowenig ein wahrhaftiges Verhältnis, wie Weinheber zu dem, worauf es im »Gedicht« wahrhaft ankommt. Als Letzterer dann selber zwei neue Gedichte las und darin Verse zu hören gab, die etwa klangen:

Rosenverschwendende  
Düfte versendende  
Zweiglein beflügelte...

da wurde einem doch klar, warum er selber für sich die Bezeichnung »Dichter« ablehnt, weil »dies ja in 2 – 3 Jahren nicht mehr wahr zu sein braucht«, hingegen den Titel eines »Sprachkünstlers« sich vorbehält. Denn in diesen wenigen Zeilen rührte Vieles dies Gemüt an. Aber es war eben Goethe. – Sei für heute herzlich begrüßt  
von Deinem Josef Wenter

992 AN SUZAN VON WITTEK [P]

Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Frau  
Suzan von Wittek  
Hall i. T.  
Thurnfeld

9. IV. 1942

Liebe Frau von Wittek!

Ich habe in der Eile des Abschieds gestern ganz vergessen, Ihnen nochmals für das *herrliche* Buch von Kubin zu danken. Es ist eine so kostbare Gabe, und wenn man mit dem Blick des Gebannten der haarsträubenden Gewissenhaftigkeit dieser extravaganten Zeichenfeder folgt, so ist das ein so gewagter Ausflug in die »enteren« Gründe unserer Daseinsaspekte, daß jeder, dem das Enthüllbare der Wirklichkeit noch nicht in dem unheimlichen Reiz ihres sichtbar Verschleierte aufgegangen ist, schauen kann, wie er da heil zurückfindet. Es sind das Vorgänge der Anziehungskraft alles Fragwürdigen in Blick und Gegenblick, die nur in camera caritatis zu schlichten sind; aber K. weiß, was das für eine ehrwürdig altmodische Folterkammer ist und durch nichts zu ersetzen. Das macht ihn so rar. Es grüßt Sie herzlich

Ihr Ludwig Ficker

993 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, 28. IV. 1942

Soeben, meine liebe P., erhalte ich Deine erfreulichen und wahrhaft tröstlichen Zeilen vom 24. dieses Monats. Ich brauche Dir nicht zu sagen, *wie* froh sie mich gemacht haben; denn ich war natürlich doch in Sorge um Dich – nicht, wie du *innerlich* der Situation gewachsen sein würdest (darüber konnte nach der ersten Schockwirkung, die eine solche Maßnahme auf Dich ausüben mußte, kein Zweifel sein), wohl aber, ob Dir gesundheitlich ein so ungünstiger Domizilwechsel jetzt in der kalten Übergangszeit nicht sehr schaden würde. Da Du *hiertüber* nichts schreibst, nehme ich an, daß auch in *dieser* Hinsicht die Lage für Dich erträglich ist. Und damit fällt eigentlich der einzige Grund weg, der mich ernstlich beunruhigt hat.

Denn das andere, die überraschende Freiheitsberaubung im Äußeren, die konnte – darüber war ich mir sofort klar – nur den Sinn einer fast notwendigen Prüfung für Dich haben, von der Vorsehung unter anderem vielleicht dazu bestimmt, Dich spirituell völlig auf eigene Füße zu stellen und Dich dem Einfluß einer geistlichen Beratung zu entrücken, die noch im Gewand der Demut von sterilem Hochmut strotzt.

80

Vielleicht *mußtest* Du von Gott her, wenn auch durch den Arm der weltlichen Macht, erst in diesen äußersten Zustand der Ausgesetztheit, eben in diese Finsternis einer vorübergehenden Gefangenschaft versetzt werden, damit Dir das Licht Deiner wahren Bestimmung aufgehe. Denn was soll Dir noch die Seelenführung durch Diener des Herrn, die »Büchlein vom heiligen Geist« und ähnliches Erbauungszeug schreiben, in Wahrheit aber zu jedem Verrat an diesem heiligen Geist fähig sind, wenn die Rücksicht auf ihren geistlichen Machtanspruch ihnen dies nahe legt. Jedenfalls wäre ich froh, wenn die sensationelle Erfahrung, die Du jetzt machen mußt, dazu beitrüge, Dich klarer unterscheiden zu lassen, was Dir im Grunde da frommt, und was nicht. Dann ist mit dieser Heimsuchung, scheint mir, viel und Entscheidendes für Dich gewonnen. Ein Glück, daß Du sie selbst bereits als gnadenhaft empfindest. So braucht uns um alles Weitere nicht bange zu sein.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen wollte es, daß gestern ein bekannter Mailänder Verlag, der sich die Herausgabe bedeutender zeitgenössischer Werke des Auslands angelegen sein läßt, mich um Deine Adresse gebeten hat. Er beabsichtigt nämlich, sich das italienische Übersetzungsrecht für Dein Buch »Chorónoz« von Dir autorisieren zu lassen. Ich habe ihm natürlich Deine *normale* Garmischer Adresse bekannt gegeben und die Karte mit der Anfrage Frl. Cilly geschickt, damit Dr. W. sie Dir eventuell zeigen kann. Es macht Dir gewiß eine Freude, zumal ja auch dies unerwartet kommt.

Ich hoffe jetzt nur, daß diese Prüfung bald vorübergeht und die Bereinigung der ganzen Angelegenheit, die mir im Hinblick auf die Ursachen, die sie ausgelöst haben, noch unklar ist, nicht lange mehr auf sich warten läßt. Gerade jetzt läßt sich der Frühling wunderschön an, die Obstbäume stehen in voller Blüte und die Maiandachten beginnen am Ende der Woche. Wie schön wäre es, wenn Dir die Mutter der Gnaden, noch ehe der Mai vorbei ist, die Freiheit bescherte!

Auf jeden Fall bin ich voll Zuversicht wie Du und wie alle, die Dir im Geist und in der Wahrheit von Herzen verbunden sind, und in dieser Zuversicht grüße ich Dich wie immer.

Mit allen guten Wünschen

Dein L.

994 VON IGNAZ ZANGERLE

Linz, 18. V. 42.

Sehr verehrter Freund!

Ich soll Ihnen von Birgit, der ich kurz über die Angelegenheit berichten konnte, bestellen, daß sie viel an Sie denken müsse. – Wir waren vergangenen Freitag von 11<sup>h</sup> bis etwa 15<sup>h</sup> beisammen, sind miteinander mittagessen gegangen, nachher hat mir Ihre Tochter ihr Zimmer zum Briefschreiben, zur Lektüre, zum Ausruhen zur Verfügung gestellt. Sie war von einer solchen Grazie des Wohltuns, ihre Herzengüte von solcher Verhaltheit, daß ich mir wie in einer besseren Welt vorkam. Wir ha-

ben eigentlich zum ersten Mal länger und eingehend miteinander gesprochen, aber am Ende war es mir, als könnten wir uns schon lange. In manchen Augenblicken war Birgit wie eine Auslegung Ihres schweigenden Durchtragens. Der weibliche Wohlklang ihrer Mitmenschlichkeit ist ergreifend. Sie muß doch in den Menschen, die die Kraft des Guten noch nicht in sich erstickt haben, das Bessere wachrufen. Seltsame Fügung! Für das Jahr 1935 hatte ich vage geplant, Birgit in Paris zu besuchen. Im dunklen Jahr 1942 und in der babylonisch-unwirklichen Stadt Berlin bin ich ihr, an der etwas an Antigone und zugleich an Katharina von Siena erinnert, begegnet. Die Wirklichkeit des Mitmenschlichen wird einem in ihr transparent.

Verehrter Freund, ich schwärme nicht, wenn ich so schreibe, aber warum soll ich Ihnen nicht gestehen, daß ich von der inneren Schönheit, einer gleichsam gebrochenen Schönheit getroffen bin. Möge uns Gott Birgit als ein reines Zeichen eines opferbereiten Herzens erhalten!

\*

Von Lambert Schneider erfuhr ich, daß ihm Haecker bei seinem letzten Besuche in München einen außerordentlich leidenden Eindruck gemacht habe.

Werner Riemerschmid hat uns anlässlich eines Traktl-Abends erzählt, daß nach einem Bericht Buschbecks der Dichter in Salzburg an einem Weihnachtsabend mit ein paar Freunden das öffentliche Haus besucht habe, einen mit Lichtern besteckten Christbaum und ein paar Weinflaschen tragend, um mit den Dirnen den Heiligen Abend zu feiern.

Ich werde mir erlauben, Ihnen demnächst in Maschinenabschrift die neueste Novelle der Gertrud v. Le Fort »Das Opfer des Meeres« zuzusenden.

Ich habe Birgit – leider nur zur Lektüre, da das Buch nicht mir gehört – den Erstlingsroman der Sophie Dorothee Gräfin Podewils »Die geflügelte Orchidee« zugesandt. Er offenbart ein großes Maß menschlicher Besinnung. (Verlag S. Fischer).

Mehrere Priester haben mir für Schwester Paula ein Gedenken beim heiligen Opfer zugesagt.

\*

Darf ich Ihrem besorgten Vorhalt mit der Bitte begegnen, die Bücher und Schriften erst Mitte Juni begleichen zu dürfen?

\*

Das Groteske darf ich in diesem Brief nicht verschweigen. Riemerschmid hat es sehr nuanciert zum Besten gegeben. Weinheber wurde anlässlich seiner Erhebung zum poeta laureatus der Wiener Universität, zum Dr. h.c. bacchantisch gefeiert. Aber er hebt den Wein nicht immer. Er schwankte ins Vorzimmer, öffnete eine Tür des Kleiderschranks und erbrach sich ausgerechnet in den Mantel seines Literaturprofessors, des Nadler, hinein. Eingeweihte wollen wissen, daß besagter Mantel noch Wochen später von dem Odem dieses dichterischen Ausbruches erfüllt gewesen sei.

\*

Nach Berlin ist mir erst aufgegangen, wieviel reicher die Natur des Heimatlandes ist. Ich wohne auf dem Pöstlingberg in einem wahren Garten.

Mit herzlichen Grüßen:

Ihr ergebener

Ignaz.

Innsbruck-Mühlau, 20. Juni 1942

Lieber, verehrter Herr Liegler!

Hoffentlich erreichen Sie diese Zeilen noch in Ihrer Sommerfrische. Ich habe nämlich Ihren Brief, für den ich Ihnen herzlich danke, erst jetzt vorgefunden – und zwar bei der Rückkehr von meinem Urlaub, der also schon hinter mir liegt. Er hat mich, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, nicht nach Wien geführt, sondern nach Berlin, wo ich meine Tochter besuchte, und nach Danzig, wo ich der Hochzeit meines Sohnes anwohnte. Solche Reisen sind aber heute derart beschwerlich, daß ich so bald nicht mehr den Entschluß aufbringen werde, mich auf die Bahn zu setzen – wenigstens nicht auf weitere Strecken –, wenn es nicht unbedingt sein muß. So abschreckend war die Wirkung einer elfstündigen Nachtfahrt von Berlin nach München, die ich, eingekeilt zwischen Menschen und Gepäckstücken, in einem Waggon-gang stehend verbracht habe. Das ist mit 62 Jahren eine Leistung, die ich nicht gern ein zweites Mal versuchen würde.

Es ist also für heuer nichts mit dem Wiedersehen, das ich Ihnen so gern wie mir selbst in Aussicht gestellt hatte, und wie es im nächsten Jahre mit den Möglichkeiten eines solchen aussehen wird, das weiß der liebe Gott. Ich sehe alles eher als rosig in die Zukunft, in die nächste wenigstens wie in die übernächste. Unbeschadet meiner Zuversicht, was eine mögliche Wiedergeburt der Menschheit im Geiste der Liebe angeht, neige ich doch zur Ansicht, daß ohne den Eintritt einer Weltkatastrophe die Voraussetzungen hierfür nicht gegeben sind. Was soll man da wünschen? – Wie ich jetzt in Berlin war, erreichte mich die Nachricht, daß Ing. Mess., den Sie ja auch kennen und der den Winter über mit Schneeschaufeln in Frankfurt beschäftigt war, vor dem Abtransport nach dem Osten stehe; weil er zu hören wünschte, wie es mir und den Meinen ginge, haben meine Tochter und ich ihm noch ein paar Zeilen geschrieben. Von diesem Fall eines gemeinsamen Bekannten abgesehen: wo und wann ist eine Wende der Welt im Guten zu erwarten, wenn die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit edelsten Freunden, die ihrer Freiheit beraubt sind, unter irdischen Auspizien kaum mehr möglich ist?! Es ist der Einzelfall, es sind die Einzelfälle, die mir ins Herz schneiden. Dagegen helfen mir keine Bibelstunden und nicht die einleuchtendsten Theorien der Theologie. Gegen den Schmerz ist kein Kraut gewachsen, das ihn im Lichte des Glaubens nicht potenzierte! Das muß man erfahren haben, um es zu wissen und als Laie zu ahnen, daß der Drang zum Mitleid mit der Welt nicht zur Versuchung werden darf, dem Schmerz, der es aus der Taufe hebt, aus dem Wege zu gehen. – Aber wohin verlaufe ich mich da, entschuldigen Sie! Ich kann doch sonst die wehleidigen Patrone nicht leiden – und bin nun, scheint mir, selber einer!

Ich wünsche Ihnen noch recht schöne Urlaubstage und grüße Sie bis zur nächsten Aussicht auf ein Wiedersehen herzlich  
als Ihr stets ergebener

Ludwig Ficker

Ja, grüßen Sie Herrn Prof. Mauer, den ich bereits persönlich kennenlernen durfte;

ich habe gerade in der letzten Zeit von ihm und von der Wiener Seelsorge viel Rühmliches gehört. Am Ende helfen uns nur die Lichtblicke!

996 VON LEOPOLD LIEGLER

St. Jakob am 24. VI 42

Lieber Herr von Ficker!

Es ist sehr bedauerlich, daß aus der Hoffnung, Sie doch heuer einmal wieder sprechen zu können, so gar nichts werden soll. Daß Sie sich um die Ihrigen jetzt so bemüht haben, war erfreulich, wiewohl ich mir die Anstrengungen und Schwierigkeiten einer so großen Reise annähernd vorstellen kann. Sie kommen gleich mir zum Eindruck, daß der künftige Sommer wohl kaum zu Reisen in die Sommerfrische wird benützt werden können. Es wird wegfallen, wie vieles andere noch wegfallen wird. Aber Ähnliches haben wir schon erlebt. *Seelisches* dagegen hat noch unheimlichere Ausmaße. Was Sie von Ing. M. berichten, hat mich sehr erschüttert, ich kenne aber bereits einige solcher »Einzelfälle« auch solche mit tödlichem Ausgang.

Hier betritt man einen Schicksalsraum, dem wir nicht gewachsen sind. Hier werden Bergelasten von Schuld aufgetürmt, in die wir uns selber irgendwie mitverstrickt halten müssen, Schuld unter der wir uns beugen, wenn wir sie auch nicht absehen können. Wir wissen nicht, wie das sich ordnen wird, wir wissen nur, *daß es sich ordnen muß!* Auf diesem Petitem ruht unser ganzer Existential-Sinn. Wir oder der »Herr dieser Welt« – diese Antithese wird immer schärfer.

Von Donoso Cortés ist folgender Satz überliefert: »Ich für meine Person halte es für bewiesen und evident, daß hier unten das Böse am Ende immer siegt, und daß der Triumph des Guten über das Böse Gott sozusagen *persönlich* vorbehalten ist.«

Manches spricht für seine Auffassung. Wir kämen dann in die eschatologische Schau und das uralte Maran atha! stärkte uns, wo nichts anderes mehr zu helfen imstande wäre.

Ich will Ihnen keine Last aufbürden, aber seien Sie mir nicht böse, wenn ich 1 – 2 mal im Jahre an Sie schreibe. Ich hätte mir gerne Trost und Haltung von Ihnen geholt – nun gehts leider nicht, aber es genügt vielleicht schon zu wissen, daß Sie sind.

Gott zum Gruß, Sie Lieber, Guter!

Ihr dankbarer Liegler

Innsbruck-Mühlau, 20. VIII. 1942

Sehr geehrter Herr Glaas!

In der Tat ist mir Ihr Brief etwas übertrieben vorgekommen. Sie brauchen Liebe, Güte und wahres Menschentum nur in sich selbst zu entwickeln, und Sie werden einen Abglanz davon auch in Ihrer Umgebung wahrnehmen können. Ich habe den Eindruck, daß Sie allzu empfindsamer Natur sind, sich selbst gegenüber zu wehleidig und allzu wenig bereit, sich in Liebe und, wenn möglich, mit ein bißchen Humor in das Ungemach von Mitmenschen zu schicken, die nicht Ihr »Fall« sind, die wahrscheinlich robuster veranlagt sind als Sie, aber schließlich auch nicht freiwillig mit Ihnen am selben Strang ziehen müssen. Das verdient schon gegenseitig etwas Duldung, Rücksichtnahme und Verständnis, und stößt man sich bei diesem Bemühen wund, dann ist vielleicht doch ein Mangel an seelischer Weiträumigkeit und an Hochgemutheit des eigenen Herzens daran schuld. Sie schreiben von einer grenzenlosen Öde, die Sie umgibt. Das mag sein. Aber erfüllen Sie doch die Zwangslage, in der Sie sich befinden, mit einem Blick der Liebe, der über Ihr Leid hinwegsieht, und diese Öde wird unter Ihren Augen wie ein Neuland der Entsagung mit allen Anzeichen einer reifenden Verheißung aufblühen. Die Öde, die wir unter mißlichen Umständen in einer Umgebung wahrnehmen, in der wir uns mit unserem vermeintlich Besten heillos ausgesetzt fühlen, ist immer auch ein Spiegelbild des Mangels an Kraft, der Öde in unserem eigenen Inneren wirksam zu begegnen, und ich höre es nicht gern, wenn ein Mensch, dessen Herz glaubwürdig für alles Schöne und Edle schlägt, von Not, Angst und Verzweiflung in seinem Leben spricht, ohne sich selbst und nur die Umstände, in denen er lebt, dafür verantwortlich zu machen. Wo kommen wir denn da hin, wenn wir uns in solchen Schwächeanwandlungen nicht bewußt machen, wie viel in solchen Heimsuchungen noch übrig bleibt, wofür wir dem lieben Gott, der uns ja zu unserem *Heil* mitunter hart anfaßt (besonders wenn wir allzu sensibel veranlagt sind!), zu *danken* haben! Also lassen Sie sich das gesagt sein, denn ich sage es im Vertrauen darauf, daß Sie der Mensch sind, der es zu seinem und zum Heile anderer zu beherzigen vermag. Und damit Gott befohlen! Ich bin mit allen guten Wünschen

Ihr Ludwig Ficker

P.S. Von den beiden Schriften, die Sie wünschen und die beide längst vergriffen sind, kann ich Ihnen noch aus meinem Privatbesitz Haeckers »Satire und Polemik« überlassen. Das Buch geht dieser Tage an Sie ab.

München 27  
Möhlstr 34  
17 Dez 1942

Lieber Herr Ficker

vielen Dank für Ihr letztes Schreiben und die Bücher, die mir nun gestatten, noch einige lange gehegte Wünsche zu erfüllen. In den letzten Wochen war ich wieder durch einen Rückfall der Nervenentzündungen geplagt, so daß ich die Nächte nur mit Opiaten einigermaßen erträglich machen konnte. Nun bin ich sehr dankbar, daß sich einige Besserung zeigte Gott ist gnädig! Für die, die Seinen Namen anrufen. Von diesem Glauben lasse ich nicht mehr. Über Kierkegaard sind zwei neue dänische Bücher erschienen, die mir die Allg. Deutsche Literatur Zeitung, das Organ der Thomas-Akademie zur Besprechung zugeschickt hat. Ist das nicht seltsam? Die beiden Bücher sind sehr interessant und beschäftigen sich mit seinem Äußeren und seiner Klage, daß ihm »der Leib« fehlt: Sie geben mir zu vielen Gedanken Anlaß und zu einer Arbeit, die über eine bloße Besprechung, weit hinausgeht. Der Vergil ist, gut übersetzt, niederländisch erschienen. Auch eine Überraschung. Es glauben viele an eine Auferstehung nach diesem Kriege, warum nicht auch des Brenner! Vielleicht wird der Hauptvorwurf, den wir uns machen werden, der des Kleinglaubens sein. Aber was auch kommen möge: Dieu seul est grand oder das Wort Léon Bloys, wenn man in Gott ist: tout est adorable

Johannes geht es in Norwegen noch leidlich gut und meine beiden anderen Kinder sind noch zuhause; ich hoffe, daß die Sache zuende ist, bevor Reinhard 17 ist

Das mir zgedachte Honorar, bei dem Sie sich aber doch nicht zu sehr zu meinen Gunsten verrechnen wollen, bitte ich Sie, Anfang Januar 1943 an das Konto Th H N° 4667 der Spar und Girokasse München zu überweisen.

Mit herzlichen Weihnachts und Neujahrswünschen für Sie und die Ihrigen

Ihr Theodor Haecker



# 1943

999 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 13. Jänner 1943.

Mein sehr verehrter und lieber Freund! Ihr längeres Stillschweigen hat mich schon sehr in Unruhe über Ihren Zustand versetzt. Ich kann mir wohl vorstellen, wie sehr Sie das so ungewiß schwebende Schicksal eines seltenen und Ihnen nahe stehenden Menschen in Mitleidenschaft zieht. Oft habe ich ihrer gedacht und wie diese peinliche Sache sich weiter wohl entwickle. Dies hängt viel von dem allgemeinen Fortgange der Dinge ab: sie nehm[en] ihren vorauszusehenden Verlauf und einen immer mehr beschleunigten. Für gar Manchen bedeutet es einen Wettlauf ums Leben. Den Schuldigen erwartet das Gericht. Und es ist jetzt schon da, wenn es ein ewiges Gericht ist: es kennt nicht Raum nicht Zeit. Hier wird alles gezählt, alles gewogen, alles wird allem gegenüber gestellt und erhält so erst sein wahres Gewicht, sein wahres Gesicht. Zeitliches Gericht, wie es uns vor Augen liegt, täuscht. An den Früchten erkennt man den Baum und im Zeitlichen reifen nicht alle Früchte, weil nicht Alles auf Alles trifft um die Folgen zu zeitigen. Strafe – Lohn, sie sind doch bloß Folgen. Zeitliches wird zu Ewigem versponnen und verwebt. So verwebt wird es zur Geschichte. Jeder von uns steht vor einem Weltgericht, ist vor ihm verantwortlich, trägt dann auch für Alles die Verantwortung. Was man Himmel und Hölle nennt: im Weltgericht findet es sich vereinigt. Da ist überall ewiges Licht, überall auch ewiger Schatten. Das Licht durchleuchtet hier auch den Schatten, läßt in ihm die ewige Gerechtigkeit aufleuchten. Sie mag man den Himmel der Hölle nennen, die Katharsis, welche die Tragödie der Geschichte zur Lösung bringt: lux aeterna – pax aeterna; sie bleiben zusammen. Darüber können wir beruhigt sein. Wie gar viel folgt aber daraus für uns schon in diesem Leben! – Sie haben hier in nuce, was meiner Gewissenhaftigkeit, von der Sie sprechen, zu Grunde liegt. – Für diesen Ihren letzten Brief, den ich heute erhalten, schulde ich Ihnen ganz besonderen Dank. Sie haben mich durch ihre offene Kritik an der letzten Fassung der »Präludien«, die ich zur Gänze unterschreibe, geradezu aufgerichtet und den Entschluß befestigt sie noch einmal gründlich vorzunehmen. Die längeren Abschnitte lasse ich gerne weg, hätte es auch schon früher getan, wenn mich nicht eine günstige Bemerkung Ihrerseits über sie davon abgehalten hätte. Sie passen nicht zum Übrigen. Vielleicht lassen sich andere kürzere dafür einschalten, wenn Sie nicht die Kürzung des Ganzen vorziehen. Rupé haben besonders die über die Sprache gefallen. Ich hätte noch welche zum gleichen Thema. Auch über Geschichte wäre vielleicht noch etwas mehr am Platze. Die Entscheidung darüber steht bei Ihnen. Erschrocken bin ich über Ihre Bemerkung, daß ich mich gelegentlich verleiten ließ, zu überreden, statt zu überzeugen. – Sie sagen das allerdings nicht so scharf. Das ist nun gerade, was ich am ehesten zu vermeiden wünsche. Lärm der Pauken und Trompeten übertönt ja die eigene Stimme! Sagen

87

Sie mir bitte ebenso offen, ob sich nicht etwa in meiner »Politeia«, deren kleine Fortsetzung ich Ihnen hier sende, davon findet. (Sie bricht mitten in einem Satze ab, da der Abschreiber ein halb beschriebenes Blatt nicht mitgab). Ich sende sie mit einigem Zagen, da sie mir beim Wiederlesen gar ärmlich vorkommt. Überall bin ich im Zweifel, welcher Grad der Ausführung jedem Teile zu geben, wie tief jeweils die Begründung zu führen, wie weit durch Bild und Farbe das Ganze zu beleben sei. Über all das werde ich erst Urteil haben, wenn es fertig vorliegt und ich es in einem Zuge durchlesen kann. Im Büchermachen bin ich Neuling und überhaupt kein Schriftsteller. Bisher habe ich nur immer in sich abgeschlossene Gedanken und Themen behandelt; hier aber wechseln die Themen. Welche Ausdehnung ist da jedem zu geben, dem über die Ehe über die Frauen etwa? Als Nächstes nach dem, was in Ihren Händen ist, wird die sehr wichtige »vita monastica« behandelt. Sie hängt wohl auch mit dem Eingang dieses Briefes Geschriebenem Zusammen. Der darauf folgende Abschnitt ist dem Herrscher gewidmet. Sein Amt ist ja gewissermaßen auch ein Monasticum; dann das was an Herrschaft mit teilnimmt, ohne der politischen Maschinerie anzugehören. Was den Menschen leitet, das leitet auch den Staat: es steht über dem Menschen, gehört einer höheren Ordnung an. Es ist vor allem die Kirche, dann auch das was sie weltlich unterbaut. Religion die Philosophie umgreifend, diese selbst und die von beiden genährten schönen Künste. Geschichte, Recht und was auf den ersten Blick befremdend scheinen mag, auch der Krieg im weiteren und tieferen Sinn. Ausführlich gehe ich dann auf das »Werk« ein, als Menschen mitbildend, mitverbindend, und im Anhang daran manches über das Werkzeug, seine Ausartungen. Dann über den Weg, der aus einer Anarchischen Umwelt zu ihrer Ordnung führt. Eines über elementare Schule wird auch zu sagen sein, als erster Grundlage der Bildung, mit welcher wohl abzuschließen sein wird. – Ich werde froh sein wenn diese Arbeit einmal von meinen Schultern abgewälzt sein wird. Oft frage ich mich ob ich zu ihr auch wirklich berufen sei. Über die »gegenwärtige Lage« wird nichts gesagt werden, das Gesagte soll aber wenigstens über sie zu denken geben. – Was die Publikation betrifft, so mache ich mich darauf gefaßt, daß sie, als zu sehr von gewohnten Wegen abliegend, vom Verleger rundweg abgelehnt wird. Das wird aber mehr an meiner mangelhaften Darstellung als an eigentlich Sachlichen liegen. Mir liegt die Sache nämlich nicht völlig, und Sie werden vielleicht auch an manchen Zeichen merken, daß ich sie mit einiger Überwindung angreife, daß ich »contre coeur« wie man sagt schreibe. Ich gleiche einem Schauspieler der nur eine Rolle, d.i. sich selbst spielen kann. Auf Wirkung rechne ich nicht. Ich lasse aber das einmal Begonnene nicht los: wenn ich allein daraus Nutzen und Belehrung ziehe, ist es auch etwas. So mag es schließlich auch in meinen Schubladen bestattet werden. Vielleicht hätte ich Besseres zu tun gehabt, statt Gedanken zu suchen, wie es diese Arbeit verlangte, mir an solchen, die ungesucht zufließen genügen lassen sollen. – Nun aber genug davon. – Ich belaste Sie damit wahrlich über alle Gebühr. Dem »Brenner« bliebe ich gerne mit Allem zu Diensten, was sich für ihn eignet. Daß das für ihn schon Bestimmte ihm verbleibt, bedarf wohl keiner Versicherung. Gerne überlasse ich mich weiter Ihrer Führung, der ich bereits so viel verdanke. Und ich bin überzeugt: auch Sie bleiben mir, der Sie mir immer gewesen sind.

Seien Sie herzlich und dankbarst begrüßt von Ihrem

Hans Kestranek. –

1000 AN BRUNO SANDER [Entwurf]

Sonntag, 14. März 1943

Lieber Freund!

Schön war diese Wiederbegegnung mit Deiner Dichtkunst nach so vielen Jahren – schön und wunderbar zugleich. Denn diesmal erging es mir seltsam mit Deinen Versen. Wohl fand ich alles noch an seinem Platz, was je Dein Herz beschwerte und beglückte: unverrückt, gewissenhaft geordnet wie eh und je, und doch wie aufgehoben im Zwielflicht einer Eigenfremdheit, der Dein gesteigerter Wille zur Selbstbehauptung verständlicherweise und doch rätselhaft entspricht. Was mir indes neu schien und ein Anlaß zur Besorgnis wurde, ist dies: Hier ist ein Innerstes so brüsk nach außen gekehrt und doch zugleich mit dem Nimbus eines Reservateigentums umgeben, daß ich mich seinem heimlichen Anspruch, als vorbildliche Exhorte für alles lebendig Mitmenschliche in uns gelten zu dürfen, mit dem besten Willen nicht fügen kann. Ich fühle mich dem in keiner Weise gewachsen. Das aber, scheint mir, war doch die Meinung: ich sollte mich vor diesem Anspruch bewähren; ich kann mich jedoch vor ihm nur bewahren. Denn ich liebe zwar sehr das Hochgemute in Dir, das ich hinter Deinem Wort wie hinter Deinem Schweigen in allen Deinen Lebensäußerungen geborgen weiß. Aber ich nehme nicht gerne die Anwendungen von Hochmut mit in Kauf, denen Du, bei Formung von Spruch und Widerspruch Deines gehobenen Selbstbewußtseins, in camera caritatis, in der aufgeschlossenen Herzkammer Deiner Dichtkunst so gerne erliegst und mehr noch in der sie beherrschenden Verstandesregion, in der wir die Welt im Rahmen eine[r] eigentümlichen Einbildung als Gegenstand unserer Reflexion und unserer Wahrnehmung geradezu auf den Kopf gestellt sehen. Es tauchen dann jene seltsamen Blicke von Zerstreuung im Spiegelbild Deiner verdichteten Geistesgegenwart auf, die uns deshalb so nahe gehen, weil sie einem verlorenen Paradies nachzusinnen scheinen, das niemals war, wenn es im Gedächtnis der Menschheit je auslöschen könnte. Aber gerade das deutet auf einen verborgenen Grund Deiner Neigung zu Ausfalligkeiten aller Art, insbesondere gegen Kategorien von Menschen und Berufen, die Dir nicht zu Gesicht stehen, weil Du sie als tödlich empfindest, obwohl Du Dir doch sagen müßtest, gerade Du, daß jede Art von Selbstbehauptung, die nicht von bloßen Schwindelgefühlen vor der Ausgesetztheit des Lebens beherrscht sein will – auch die der »getöteten Iche« – um den Preis von Opfern erkaufte ist, die unter allen Umständen zu respektieren sind, ob sie uns mißfallen oder nicht, und daß Denk- und Lebensweisen, die der Deinen nicht entsprechen, auch an andere Arten der Entsagung gebunden sind, ohne daß sie deshalb nach Verwesung riechen müßten. Hierin erschienst Du mir früher großzügiger, zugänglicher, gewissenhafter, und über aller Freude an Deinem persönlichen Entgegenkommen in letzter Zeit bereitet es mir Schmerz, aus Deinen Dichtungen zu ersehen, wie dieser alte Finsterling im Gewand des Lichtbringers, der Geist der Lieblosigkeit, immer kategorischer von Dir Besitz ergreift und die Nackensteife Deines Charakters dazu benützt, Deiner im Grund so hochgemuten, allem echten Anspruch vornehm aufgeschlossenen Seele gleichermaßen mit einer Beharrlichkeit ohnegleichen und unter Einschärfung seiner Unüberwindbarkeit ohne Rücksicht auf die Fol-

gen in einer Weise bei Dir Gehör zu verschaffen, die zu Deinem ergreifenden Liebesbedürfnis in unerträglichem Gegensatz steht, aber auch Deinem tapferen, deinem tragischen Vorsatz, schweigend zu lieben, was sich im Grunde von Dir nicht lieben läßt, so gewagt widerspricht, daß man schon sehr hoch von Dir denken muß, um nicht auch darin noch einen schwermütigen Vorbehalt Deines Stolzes und eine fragwürdige Art von Selbstbescheidung zu erblicken.

Hast Du das nötig, Freund? Ein Mensch von Deiner Geisteskraft! Deinem Willen zur Liebenswürdigkeit! Deiner Fähigkeit zur Aufopferung! Zur Differenzierung! Zur Distanzierung von allem Mißverständlichen an Dir wie an anderen! – Mach mich nicht lachen, Freund! Hast Du nicht alle Voraussetzungen dazu, diesem luziferischen Geist, der Dich um so hartnäckiger einzuspinnen droht, je mächtiger es Dich selbst verlangt, dem Geist der Wahrheit, der auch der Geist der Liebe ist, im Bild der Schöpfung zu begegnen und

Es gibt eine Art von Sarkasmus, schwermütig angehaucht die nichts weiter ist als der aufgetaute Spiegelglanz einer schlecht zugefrorenen Schwermut. Sie ist kein tragfähiger Grund, um ihr die Last einer solchen Unerlöstheit

eine so zwiespältige Begabung wie die Deine Herr zu werden, und wenn, dann kann sie nicht verhindern

Es ist nun einmal so, daß in der Selbstentschleierung einer Welt, in die von oben auch nur ein Strahl der geoffenbarten göttlichen Wahrheit als Erleuchtung fällt, die Abgründe einander rufen, und es gibt einen Monolog der Einsamkeit, der uns ans Herz greift, weil aller Anruf des Menschlichen in ihm geborgen ist.

1001 VON BRUNO SANDER

28. 3. 43

Lieber Freund!

Dein Brief v 21. der sich mit meinem kreuzte hat mir den Eindruck gesichert, daß Dir diese Verse mehr nein als ja zugebracht haben. Damit ist die Sache als Angelegenheit der Verse klar; und Deine Rede ist gewiß besser als Schweigen gewesen.

Aber da ist noch die Sache des Verstehens und Mißverstehens außerhalb dieser Verse. Wie sie – gar nicht gleich aber doch ebenfalls – Röck seinerzeit aufrollte als er Beziehungen auf sich begegnete denen keine vereinzelte Bezugnahme meinerseits entsprach. Zu einigen Worten Deines Briefes welche, mir wenigstens, ein etwas ähnliches Mißverständnis Deinerseits möglich erscheinen lassen sind die folgenden Worte gemeint.

Du beegnest bei mir einen Nimbus von Unnahbarkeit. Nimbus dahingestellt – aber Unnahbarkeit doch nicht Dir gegenüber nachdem ich Dir eben die Verse gezeigt habe. Es sei denn daß Du Unnahbarkeit meinst wie ich, nämlich daß man auch in Versen unnahbar und zurückhaltend sein muß wenn mancher Ernst auch noch im zweideutigen Gewand von Versen und Reimen nach und nach vielleicht erkennbar werden soll.

90

Für Dich erheben die Verse den Dir schwer begreiflichen Anspruch auf eine vorbildliche Gewissenshaltung ein Anspruch vor dem Du Dich nun bewahren kannst. Nun die Verse sind Dir was sie Dir sind und daran soll nichts andersgeredet werden. Aber dazu was sie mir sind: Ich der ich Mitteilung oft so sehr wie vergeblich suchte mochte gleichwohl nichteinmal gesteigerte Mitteilungsmöglichkeit um den Preis erkaufen anderen ein Vorbild zu scheinen; für so trügerisch halte ich für mich und andere menschliches Vorbild.

Du findest Hochmut in den Versen und hochfahrende Ausfälle aller Art gegen Menschen und Berufe, einen Finsterling der nicht weiß daß wir alle in dasselbe Leidwesen der Welt eingebettet sind. Gerne würde ich hier schon das schöne Wort Hochmut wieder zum Ursinne erheben aber da muß ich warten bis Dich auch Verse davon überzeugen daß, wenn Dir die Liebe leicht fällt, mir die unbedenkliche Lieblosigkeit nicht leicht fällt.

Sei nicht besorgt – denn ich glaube an Deine Besorgtheit –; Meinen Weg den die Wegzeichen der Verse als Weg kennzeichnen nicht als Ziel werde ich trotz meiner dünnen Haut und ihren Folgen weder aufgeben können bevor es hiezu – ohne mein Ermessen – an der Zeit ist noch werde ich hoffentlich von diesem Wege aus je auf andere herabsehen; auch nicht auf Dich wenn Du mich hochmütig und lieblos sehen mußt ohne daß wir beide das ändern können oder bei unserer Achtung vor Geschehendem umkonstruieren wollten.

Nun etwas, das ich abseits vom eben Gesagten stelle, gleichviel ob Du dem bisher Gesagten folgen willst oder nicht. Diese Verse *können* Deinen religiösen Zustand – jeder hat in meiner Sprache einen solchen – nicht verneinen, aus mehreren Gründen. Aber von diesen Gründen nenne ich einen hier: Sie *wollen* es nicht – nicht weil sie anderes Leben schonen sondern weil sie es achten, – und eben weil Du dieses glaubst können sie es auch nicht. Es ist ihre Sache unbeirrbar wahr zu halten wohin man gelangt Wenn man meiner Art und meines Weges ist. Damit geht ein Verhältnis zur Sprache und eine Aufgabe mit für mich unausweichlich. Wenig einfach ist die Sache der Eigenliebe – also der Liebe dessen, dem uns das Jenseitige ganz anders gegenüber gestellt hat als allen anderen –. Soll man sie lernen oder verlernen?

Dieses schrieb ich bevor wir uns sprachen, nämlich sogleich nach Deinem ersten Briefe. Also ist es in mancher Hinsicht vielleicht überlebt – vielleicht indem Dich die Verse nichtmehr so stark abstoßen. Auch würde ich mich nachdem wir uns sprachen nichtmehr so sehr auf die Worte Deines Briefes bezogen haben. – Aber eben deshalb möge Dir der Brief sagen, welches die erste Wirkung Deines Briefes auf mich war nämlich daß auch diese erste Wirkung mich nicht ganz dorthin versetzte wo Dein Brief mich schon sah.

Herzliche Grüße

Dein Sander

Innsbruck-Mühlau, 8. IV. 1943

Lieber Freund!

So wunderbar es scheinen kann, aber ich bin nun nachträglich fast froh, daß ich zunächst vor Deinen Versen versagt habe. Das Beschämende, das für mich darin lag, wird offenbar aufgewogen durch die Ahnung, es habe sich gerade dadurch eine erneute und, wie ich glaube, gründlichere Fühlungnahme zwischen uns angebahnt im Hinblick auf das, was uns beiden, soferne wir uns recht verstehen, gleicherweise am Herzen liegen muß. Es ist das die Frage nach Wesen, Anspruch und Tragweite dessen, was Du als Niederschlag Deiner Dichter- und Denkerbesinnung – zur Selbstorientierung, wie Du betonst – in fixierte Wortgestalt bringst. Wenn Du es, gewollt oder ungewollt, als Dein Privateigentum betrachtetest, so wird das niemand bestreiten können, und der Einblick, den Du mir neulich gewährtest, ist in der Tat ein persönlicher Vertrauensbeweis, den ich um nichts in der Welt enttäuschen möchte. Aber da ist noch der Umstand, daß Poesie und Prosa von Dir schon früher einmal nicht nur ihren bevorzugten Leser in mir, sondern auch ihren Vermittler an die Öffentlichkeit finden durften und als solcher vertrat ich mit Erfolg und vertrete ich selbstverständlich heute noch gegen Dich die Meinung, daß eine Produktion von so bedeutender Anlage nicht in die Schublade gehört. Denn sie hat in der einleuchtenden Form einer zwar eigenwilligen, aber allen Umschweifen abholden Sprache, in die sie erhoben ist, alle Voraussetzungen, Mitwelt wie Nachwelt gerade in jenen Geistern mächtig anzusprechen, die für das Ausgesetzte, aber Standhafte dieses leidenschaftlich geführten Kampfes einer menschlichen Einzelseele um die eigene Wahrheit und ihre Einordnung in den Ratschluß der Vorsehung ein Ohr und ein offenes Auge der Erkenntlichkeit und also von sich aus etwas übrig haben. Daß hier nichts Vorbildliches im Sinne eines für andere Nachahmenswerten vorliegt, ist klar; immerhin enthält es ein Exemplarisches, das der Gewissenserforschung jedes Geistempfänglichen dienen kann, der sich heute ratlos zwischen zerfallende Bindungen und den Gestaltwandel von Einrichtungen gestellt sieht, die das Gefüge der Welt eben noch notdürftig zusammenzuhalten schienen, und dieses Exemplarische soll ja wohl die Selbsterkenntnis, die eigene wie die fremde, heben und fördern, nicht aber die Selbstbefriedigung des Einzelnen und seine Neigung, sich unvergleichlich zu finden. Insoferne geht es auch als Mitteilung sui generis den Mitmenschen an und ist auch in der Form des Eigenpersönlichen, das ungemäßen Anspruch leidenschaftlich abweist, ganz dazu angetan, die Resonanz oder jedenfalls die Reaktion eines Mitmenschlichen in uns wachzurufen, dem jedes Beispiel von Selbstbewahrung im Ebenbildlichen eines grundwahrhaftigen Wesens als eine vorbildliche Charakterhaltung auch im Religiösen zu denken geben muß, Selbst wenn es diese seine zwangsläufige Wirkungsweise auf die leichte Achsel nehmen und seine beherzt gewagte Übung nur als unverbindliches Spiel einer souverän gemeisterten Einbildungskraft zur eigenen Erbauung ausgeben wollte, würde dies nichts nützen, weil jeder spürt, wie sehr dieses Spiel dem vollen Ernst der Wirklichkeit und damit dem tiefsten Beweggrund alles Mitteilungswürdigen in uns entsprechen und im Wort bleiben möchte. Steht dies

aber fest, dann fragt es sich, ob die Entwicklung hin zum Statuarischen, zum Standbildhaften des eigenen Ichs im Gleichnis der Dichtung dort, wo sie als Endeffekt einer gestalteten Selbstbesinnung nolens volens ins Auge gefaßt werden muß, nicht doch vielleicht um den Preis unbefangenerer, verbindlicherer, geöffneterer Lebensformen einzelmenschlicher Ergriffenheit und ihrer Selbstverlautbarungsweisen im Geiste erkaufte ist, der in keinem Verhältnis zu dem Gewinn steht, den ein solcher Verzicht im Hinblick auf die Steigerung des Eigenmächtigen im Ausdruck solcher Kunstübung erzielen kann. Jedenfalls klafft hier, scheint mir, latent ein Widerspruch, der dem willfährigsten, dem vorbehaltlos entgegenkommenden Betrachter die Annäherung erschwert, weil er sich von dem denkmalartigen Charakter dieser Selbstenthüllung eines Ichs, das seiner Umwelt mit dem geschlossenen Kontur eines zwar rücksichtslos offenen, dabei aber völlig in sich gekehrten Eigenanspruchs begegnet, von vornherein in eine Distanz gestellt sieht, die er gewiß respektieren, doch höchstwahrscheinlich nur mit sehr gemischten Gefühlen respektieren kann. Besonders wenn er beim Nähertreten da und dort ein und die andere wunde Stelle in Form lapidarer Äußerungen einer etwas oberflächlich gehandhabten Selbstentblößungsmethode gewahren muß, die ihn, den homo ignotus bonae voluntatis, vor den Kopf stoßen und so auch seiner Bereitwilligkeit, sich der Macht einer überlegenen Verstandeskraft zu beugen, einen Stoß versetzen müssen. Das war wahrscheinlich mit ein Grund, warum ich letztthin befremdet war und zu einer solchen Fehlbetrachtung Deiner Verse im ganzen kommen konnte, auch wenn mir dann meine Kurzsichtigkeit selbst bewußt wurde. Jedenfalls schien mir, daß Du es (nicht vom Formalen, sondern vom Persönlichen her) dem Leser mitunter schwer machst, auf Dich einzugehen – bewußt schwer, wie Du zu verstehen gibst – nun gut, aber vielleicht doch schwerer, als unbedingt nötig ist. Denn hier darf ich mich vielleicht für einen maßgebenden Leser betrachten, ohne mir dabei viel herauszunehmen; und sei es nur, weil ich auf Grund meines schon einmal ermöglichten Eintretens für Deine Dichtkunst vor der Öffentlichkeit nie zugeben würde, diese Verse seien nur für Dich bestimmt oder wem Du sie eben privat zugänglich machen willst. Nein, eine solche Argumentation lasse ich, so unanfechtbar sie natürlich von Dir aus ist, eben aus jenen höheren Gesichtspunkten heraus nicht gelten, die mir seinerzeit für die Veröffentlichung Deiner betrachtenden Poesie und Prosa maßgebend waren und an denen ich festhalte, auch wenn sie durch mein momentanes Versagen neulich, das sich an Einzelheiten stieß, für Dich in Frage gestellt worden sein sollten. Und so wäre mir erwünscht zu wissen, daß trotz dieses verständlichen Motivs einer künftigen Zurückhaltung mir ein weiterer Einblick in das, was es Dich dichtend und denkend niederzuschreiben drängt, nicht ganz entzogen bliebe. Es diene vielleicht einer wechselseitigen Vertiefung unserer Freundschaft und entspräche der Weitherzigkeit Deines Wesens, die ich im persönlichen Umgang immer erfahren und bewundern gelernt habe.

In dieser Zuversicht grüßt Dich herzlich

Dein Ficker

1003 VON THEODOR HAECKER

12/4 1943.

Lieber Herr Ficker

haben Sie herzlichen Dank für Ihre guten Zeilen. Es ist wahr, ich war 8 Tage lang in einem verzweifelten Zustand. Aber ich begreife jetzt, daß diese Qualen zu meiner Erziehung nötig waren. Ich machte alle Angstschreie der Psalmen mit, aber auch die Erfahrung der Hilfe. Zur selben Zeit, als Sie Ihren lieben Brief abgaben, telegraphierte mir die entscheidende Stelle. Aus dem Gespräch entnahm ich, daß die Sache harmloser ist, als sie zuerst aussah.

Fahren Sie fort, für mich zu beten!

Herzliche Grüße

Ihr Theodor Haecker

1004 VON THERESIA BAUER-ZANGERLE

Krakau, Marktgasse 2., am 8. 5. 1943.

Lieber Herr von Ficker!

Ihr österlicher Brief hat mich wie ein Anruf aus einem fernen Erdteil getroffen. Die Güte Ihrer Worte ist mir gleich ans Herz gedrungen. Dennoch trug ich den Brief ein paar Tage mit mir herum, ihn immer wieder lesend, um wieder mit Ihnen, Herr v. F., ins Gespräch zu kommen. So habe ich die Bemühung nicht gescheut, den Abstand zwischen uns zu verringern. Und trotzdem bin ich so sehr hier, daß ich Ihnen nur hier begegnen kann. Es ist überdies seit langem mein erster Brief, den ich schreibe. –

Mit Verwunderung bemerke ich, daß wir uns allmählich an die Atmosphäre der Gefahr gewöhnt haben, so wie an dünnere Luft. Noch vor einigen Wochen wurde ein selbsterlebtes Eisenbahnattentat, ein vereinzelter Bandenüberfall lebhaft besprochen. Inzwischen hat sich vieles ereignet, und in deutschen Gaststätten u. Häusern wird davon geflissentlich geschwiegen.

In Warschau, in dem seit Kongreß-Polen eine russische Minderheit lebt u. zugleich die nationalsten Elemente der polnischen Aristokratie u. Intelligenz, verbreitet ein[e] Organisation, »Die Rächer«, großen Schrecken. Die Rächer ermorden deutsche Beamte in wichtigen Stellungen u. Polen, die als deutschfreundlich gelten. Meistens senden die Rächer ihren Opfern eine Zeit vorher ihr Todesurteil zu, in dem der Grund des Urteils u. eine Frist angegeben ist.

So kamen mitten in der Nacht deutsche Gestapo-Leute zu einem polnischen Polizisten. »Sie sind als deutschfeindlich verdächtig u. werden verhaftet.« Der Pole bestreitet dies, er sei als loyal u. deutschfreundlich bekannt. »Können Sie uns dafür Beweise zeigen?« Der Pole zeigt ein deutsches Anerkennungsschreiben, in dem er für



die selbstständig[e] Durchführung einer Aktion gelobt wird. Nun geben sich die Gestapo-Männer zu erkennen, es sind die Rächer. Sie erschießen den Polizisten sofort.

Die Rächer scheinen die zielbewußtesten Revolutionäre zu sein, denen es gelingt uns empfindlich zu treffen. Daneben gibt es viele Räuberbanden u. viele Einzelne, die ohne Plan arbeiten.

In Warschau werden jeden Tag Wehrmachtsautos überfallen, Soldaten erschossen u. Bomben geworfen. Und dies bei Tag u. Nacht.

Im Ghetto von Warschau waren noch 6000 o. 7000 Juden. Diese, russische Gefangene, die aus ihren Lagern geflohen waren u. russische Fallschirmjäger verteidigten mit schweren Waffen das Ghetto. Ihre Schlupfwinkel, unterirdische Gänge, blieben lange geheim. In der Osterwoche kämpfte die Wehrmacht mit Panzern gegen das Ghetto. Das Ghetto brannte tagelang.

Der einzige Schnellzug von Krakau nach Lublin wurde überfallen. In der Dämmerung warfen die Banditen eine Stechmine vor den Zug u. zwangen ihn so zum Halten. Sie stellten sich auf die Trittbretter der deutschen Wagen u. schossen in die Abteile hinein. Zum Glück gelang es dem Lokomotivführer sich zu verteidigen, er konnte den Zug weiterführen. In dem Zuge waren acht Tote u. viele Verletzte.

Bei meiner letzten Dienstreise in eine kleine Kreisstadt, drei Stunden von Krakau entfernt, traf ich den volksdeutschen Bürgermeister u. die Heimleiterin des deutschen Schülerheimes in großer Aufregung an. Am späten Nachmittag des vergangenen Tages waren zwei LKW mit deutschen Polizisten angekommen. Sie verlangten vom Bürgermeister Quartier für eine Nacht. Ein Teil der Polizisten wurde im Gefängnis der Stadt untergebracht. Kaum war es dunkel geworden, befreiten die Polizisten (die in Wahrheit eine polnische Bande waren) die Gefangenen, entließen sie in den Schutz der finsternen Wälder, die an einer Seite nahe an das kleine Städtchen heranreichen u. fuhren selbst davon. Der Überfall wurde erst am nächsten Morgen entdeckt. Die Behörde entschloß sich zu einer empfindlichen Maßnahme: es wurden alle Familienmitglieder der Sträflinge als Geiseln eingesperrt.

Am nächsten Tage wurde die deutsche Lebensmittelverteilungsstelle überfallen. Am Nachmittag gingen drei Männer zum Marktplatz. Es war Markttag, [es] standen da die Panjewagen in langen Reihen. Die Pferdchen u. die Bauernjungen schliefen, sie warteten auf den Bauer, der seinen Wodka trank u. auf die Bäuerin, die noch handelnd von Haus zu Haus ging. Die drei Männer »börgten« sich 5 Wagen aus, dies ging ganz ohne Lärm u. schnell u. fuhren zur Verteilungsstelle. Mit der Pistole in der Hand zwangen die Banditen den Inhaber seine ganzen Vorräte herauszugeben. Er mußte selbst die Kisten u. Säcke zu den Wagen schleppen helfen. Die Panjewagen fuhren damit davon. Nach Stunden kamen sie leer aus dem Walde zurück.

Erst wenn man diese besondere Revolution der Polen erlebt, deren Entwicklung sich am ehesten mit einer Überschwemmung vergleichen läßt, das Wasser steigt lautlos u. stetig, es kommt aus unsichtbaren, unterirdischen Quellen u. bedroht mit stummer Gewalt unser Dasein – begreift man die Haltung der polnischen Emigranten im »Falle Katyn.« Dieses Mittel die Polen für uns zu gewinnen, zur Arbeitsleistung u. als kämpfende Truppe, dünkt mich zu plump u. zu spät angewandt. Nun erwartet man sich, daß es die verschiedenen polnischen Gruppen vor einer Einigung bewahrt. In Krakau, diesem bewegten Umschlagsplatz der Ost-Armeen, sind immer

mehr östliche Hilfstruppen, Ukrainer, Tartaren, Kalmüken, Kirgisen zu sehen. Von den einfachen Soldaten hört man heute das Schlagwort: Die Russen sind nur mit Hilfe der Russen zu schlagen. – Am vergangenen Sonntag besuchte mich der Vater eines meiner Wiener Schulkinder, ein älterer Hauptmann, der in seiner Kompanie seit einem Jahr mit kriegsgefangenen Russen arbeitet. Hauptmann L. erzählte mir einen Abend lang von »seinen Russen«. Wie er dies tat, er sprach von den Gefangenen wie von ihm anvertrauten Menschen, hat mir den Mann wert gemacht. »Sie fühlen sich nur in der Masse wohl. Auch wenn man sie lange kennt, fällt es schwer den Einzelnen zu unterscheiden. In allen manuellen u. technischen Arbeiten, zu denen sie in meiner Baukompanie angeleitet werden, erreichen sie eine ebenso hohe Leistung, wie der deutsche Arbeiter. Gegen Schmerzen sind sie fast unempfindlich. Ein Mann, dem bei der Arbeit im Steinbruch die Zehen zerquetscht wurden, verzog kaum das Gesicht. Ich besuchte ihn im Krankenrevier u. schenkte ihm drei Zigaretten. Da sagte er, dafür ließe er sich nochmals die Zehen zerdrücken. Zunächst scheinen die Russen gar nicht religiös zu sein, führt man sie aber zur Praxis zurück, so sind sie es. Es ist, als entfalte sich eine harte, grüne Knospe plötzlich zu einer vollkommenen Blüte.«

Zu Ostern besuchte ich eine bekannte Stabshelferin auf einem riesigen Truppenübungsplatz im Nordosten von Krakau. – Meine ganze freie Zeit, vor allem der Sonntag, gehört meinen Bekannten, es sind viele geworden in diesen 2 1/2 Jahren Polen, u. den Menschen meiner Umgebung. –

Der Platz liegt abseits, so mußte ich mit dem Panjewagen hinfahren. Auf diese Weise reisend, erschließt sich die östliche Landschaft am schönsten. Diesmal schien mir die Weite der Ebene nicht jenes, mit Nichts vergleichbare, Empfinden des Ausgeliefertseins auszuatmen, wie ich es im Herbst u. Winter fürchte. Ist es der helle Schein der Primmel-Wiesen oder das zarte Grün der Weiden zu beiden Seiten der Straße oder ist es der große Himmelsraum, der mit weißem Frühlingsgewölk stürmisch erfüllt ist? Dies alles vereinigt sich zu einer weiten Landschaft in den zartesten Farben, dennoch erfüllt von einem kühnen Schwung des Wachstums, wie ihn die scheuen Wiesen u. Hänge unserer Heimat nie erfahren.

Ich sah das erstmal einen solchen, riesigen Truppenübungsplatz. Er ist von der Wehrmacht, der Luftwaffe u. SS belegt. Vor einigen Wochen forderte die SS russische Gefangene zur Arbeit an u. erhielt 3600 Mann ausgesuchtes Material. Die Russen wurden aber nicht zur Arbeit verwendet, sondern als Ziel bei Schuß- u. Geländeübungen. »Die SS muß zu allererst töten lernen.« Nach 14 Tagen waren noch 1500 Russen übrig, die man in ihre Lager zurücktransportierte.

Einige Tage später kam mir dieser erschütternde Mord nochmals u. diesmal deutlicher als zuerst, zum Bewußtsein. Ich hörte in einem Konzert die »Schöpfung« von Haydn. In einem wunderbaren Baß-Solo heißt es »Und die Engel rühren ihre unsterblichen Harfen« zum Preise des Schöpfers. Gott wußte alle Möglichkeiten seiner Schöpfung voraus u. dennoch schuf er die Welt u. den Menschen. Begreifen werde ich Gottes Größe nie, aber es erfährt mich immer tiefer die Sehnsucht nach dem neuen Himmel u. der neuen Erde, die uns ja verheißen sind.

Ich will es nicht leugnen, daß ich oft in großer Verlassenheit lebe, sei es durch die unaufhaltsam uns überwältigende Situation dieses Krieges, sei es durch meine körperliche Schwäche. Dennoch, nein gerade darum, habe ich in diesen Jahren immer

eindringlicher erfahren, Gott schafft noch immer aus dem Nichts. Wenn unsere Kraft zu Ende ist, unser Fuß keinen Weg mehr ertastet, unser Verstand keinen Sinn mehr finden kann u. unser Herz erstarren will, dann ist Gott am nächsten. Der Tod ist das Tor zum Leben. Nur in diesem Grunde vermag unsere Hoffnung Anker zu werfen. So wissen Sie mich also in der menschlichsten Situation.

Seien Sie, lieber u. verehrter Herr v. F., herzlichst bedankt für Ihr Gedenken u. Ihre Worte. Leben Sie wohl!

Stets Ihre Resie.

N.S. Ich habe in den letzten Wochen oft an Ihre Tochter Birgit gedacht.

1005 AN THERESIA BAUER-ZANGERLE

Innsbruck-Mühlau, 15. V. 1943

Liebe Resie!

Ihr erschütternder Brief ist in meine Hände gelangt – unbesehen, wie es scheint, worüber ich für uns beide froh bin. Ja, gäbe sich Gott nicht gleichsam durch seine wachsende Entfernung von allem grauenhaften Niedergang dieser Welt zu erkennen, es fiel schwer, in Zeiten solcher Heimsuchungen an seine Existenz zu glauben. So aber füllt sich der Abgrund, der sich zwischen ihm und uns auftut, mit dem Glauben an seine Unnahbarkeit und deren Überbrückung im Vertrauen auf die Wirkkraft des kindlichen Gebets. Aus ihr, aus nichts anderem, strömt Ihnen ja inmitten all dieser Bedrängnis der mächtige Trostquell Ihrer letzten Erkenntnis zu, daß Gott auch heute noch aus dem Nichts schafft, und mit ihr dies Gefühl der Geborgenheit in jener vollständigen Ausgesetztheit, die Sie, so ergreifend ohnmächtig vor dem Willen des Herrn und also wahrlich gottergeben, als die menschlichste Situation bezeichnen. Wie tief muß ein Mensch Fuß gefaßt haben im scheinbar Grundlosen seiner Hoffnung, im scheinbar Bodenlosen seiner Zuversicht, um zu solcher Standfestigkeit im Glauben an Gottes Liebe und unversieglige Schöpferkraft auf so wankendem irdischen Plan zu erstarren. Es teilt sich mit, liebe Resie, und was sich mitteilt, gehört schon zur Hälfte Gottes unerforschlichem Ratschluß an. Darum bleiben Sie mir stark im Bewußtsein Ihrer Schwäche und vertrauen Sie Ihrem Stern inmitten der steigenden Sturmflut, die unser Dasein bedroht – nichts unbestechlicher als Ihr Blick, nichts unerschütterlicher als der Charaktergrund, auf dem Ihre Auseinandersetzung mit den Drangsalen dieser Welt erfolgt! Sie sind in guter Hut, liebe Resie, mir bangt in keiner Weise um Sie, und was auch kommen mag – hier wie dort –: Gott wird sich Ihnen als der liebende Vater zu erkennen geben in der Stunde der Gefahr und darüber hinaus! Ich bin mit allen guten Wünschen immer bei Ihnen. Haben Sie Dank!

Birgit war eben einige Tage hier. Was sie zu berichten wußte, war eine entsprechende Ergänzung zu Ihren Erfahrungen. Auch auf sie hat Ihr Brief einen tiefen Eindruck gemacht; sie bat mich, Sie herzlich zu grüßen.

Und nun Gott befohlen, liebe Resie! Achten Sie auf Ihre Gesundheit und seien Sie  
vorsichtig!  
Immer

Ihr Ludwig Ficker

# 1944

1006 AN FRANZ GLÜCK

6. I. 1944

Lieber Herr Doktor!

Erst heute, am Dreikönigstag, habe ich Ihre Karte vom 18. Dez. erhalten. Herzlichen Dank dafür! Gott sei Dank ist uns nichts passiert, auch blieb Mühlau bis jetzt verschont. Aber in der Stadt sind die Schäden und Zerstörungen arg. Ganze Häuserpartien in der Maria-Theresienstraße, am Bozner Platz, in der Altstadt und andernorts sind in Trümmer gelegt, andere baufällig und nicht mehr bewohnbar, die Bahnhof-Umgebung wie die äußeren Bezirke schwer getroffen, die Jesuitenkirche ist im Inneren ein hochgetürmter Schutthaufen, ebenso die Servitenkirche; ein- und ausfahrende Züge um die Mittagszeit flogen waggonweise in die Luft, die Verluste an Menschenleben dementsprechend hoch, der Straßenbahnverkehr ist noch heute, nach drei Wochen, völlig lahmgelegt. Ein Glück, daß ich Mittwoch immer bis 1 Uhr Dienst habe; sonst wäre ich in meinem Stammcafé am Bozner Platz gesessen, das vollständig demoliert wurde. Was noch an Bevölkerung in der Stadt geblieben ist, zeigt lange und erschreckte Gesichter. Man reagiert hier nervöser als draußen.

Birgit hat bei dem Großangriff auf Berlin am 18. November zwar das Leben, aber sonst nichts gerettet als was sie auf dem Leibe trug, und das nicht ganz; sie hatte abends Dienst im Auswärtigen Amt, das auch zu brennen anging. Nach der Entwarnung suchte sie heimzukommen, ohne sich durch die Brände einen Weg bahnen zu können, und als es ihr am andern Tag gelang, fand sie die ganze Westarpstraße, in der sie wohnte, nur mehr als rauchenden Trümmerhaufen vor; auch der Luftschutzkoffer mit ihren Habseligkeiten im Keller war verbrannt. Bei dem Herumirren auf den nasen-, glasscherbenübersäten Straßen in der Nacht hatte sie sich außerdem das ganze Schuhwerk zerschnitten, und so kam sie eine Woche später mit geliehenen Strümpfen und Schuhen hier an, um sich das Notwendigste an Kleidungsstücken und Wäsche zu holen. Aber schon am vierten Tag wurde sie telegraphisch zurückberufen, ohne sich ein bißchen erholen zu können. Die letzten Angriffe hat sie Gott sei Dank heil überstanden. – Hoffentlich bleiben Wien solche Heimsuchungen erspart, das ist mein herzlicher Wunsch für Sie alle zur Jahreswende. Und nun Gott befohlen und so es sein Wille ist: auf Wiedersehen!

Ihr Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, 5. II. 1944

Lieber Herr Doktor!

Erst heute komme ich dazu Ihnen zu sagen, wie sehr mir der Sammelband Ihrer Gedichte gefallen hat. Er ist wunderschön. Wäre ich jünger und weniger angehängt, und wären die Zeiten danach, sich unbelasteter zu geben, so hätte ich Ihnen schon früher gedankt. So aber habe ich mir's zunächst wohl sein lassen beim Genuß Ihrer Verse – sie erinnern an alles Gute, das es heute nicht mehr gibt – und habe sie mir zugleich mit einer Bedächtigkeit zu Gemüte geführt, als gälte es, sich heute in ihre Welt erst richtig einzuleben. Wunderlich genug, wenn das einer sagt, der mit dieser Welt vertraut zu sein glaubte, mit ihrem Gegenständlichen sowohl wie mit der Geistesgegenwart des Dichters, der ihrer Willigkeit zur Wortwerdung wie der geborene Liebhaber entgegenkam. Aber seltsam: wenn man sieht, wie heute alles dahinsinkt, was im Bild der Außenwelt uns Sicherheit und Geborgenheit in fremden wie in eigenen Lebensräumen zu bieten schien, dann gewinnt dieser Rückblick auf eine umfriedete Welt der Leidenschaften, aus der noch grün des Lebens goldner Baum herüberwinkt, eine Eindringlichkeit, die fast schmerzt, und man fragt sich, woher denn dieser fremde Glanz von Überschwang und Schwermut komme, der den vertrauten eigentümlichen, der den Gedichten selber innewohnt, wie ein Spiegelbild auffängt und doch wie Patina, wie leichter Rauhreif überzieht. Was ist da Traum, was Wirklichkeit, wenn alles nicht mehr wie von dieser Welt erscheint?

Nun, der Titel, den Sie Ihrer Sammlung gegeben haben, dieser tief einleuchtende Titel gibt darauf die beste Antwort. Ja, *vita somnium breve* – und nicht bloß zwischen zwei Kriegen, die in ihrer Auswirkung zwar nicht das Bild der Schöpfung verändern, wohl aber das entstellte Gesicht des Schöpfers in seinen ebenbildlichen Geschöpfen in neuer Fragwürdigkeit werden aufleben lassen. Dann ist es Zeit, sich klar zu werden über die Tragweite dessen, was im Raume des Vergänglichen, von den Schwingen des Göttlichen berührt, an unvergänglicher Besinnung lebte und hingetragen über dieses Freud- und Leidwesen der Welt sich das offene Auge der Erkenntlichkeit bewahrt hat, das kein Tod zu schließen vermag. Ergreifend läßt sich das voraussehen, wenn man Ihr Buch zur Hand hat und den elegischen Unterton, der in der Hochgestimmtheit Ihrer Verse immer mitschwingt, wie etwas, das uns alle angeht, zu Herzen nimmt.

Dank also und alles Gute! Es grüßt Sie herzlich

Ihr Ludwig Ficker

1008 AN SUZAN VON WITTEK

Ostersonntag, 9. IV. 1944

Liebe Frau von Wittek! Ja, entschuldigen Sie, längst hätte ich für Ihr Lebenszeichen danken sollen – aber das kommt davon, wenn man in einemfort genötigt ist, sich seinen Teil zu denken und sonst nichts. Da hört sich eben alles auf, auch das Mitteilungsvermögen, und die Busenfreundin der Schreibfaulheit, die Melancholie erhebt ihr unheimliches Haupt. Sie sucht sich dem Humor, der in den Tatsachen liegt, wohl anzupassen, ist ihm aber nicht immer gewachsen. Was soll ich z.B. dazu sagen, daß auch ich jetzt endlich meinen Musterungsbefehl erhalten habe – ich bitt' Sie, ich mit meinen 64 Jahren und meinem passionierten Hang zum Draufgehertum! – wie lange habe ich darauf gewartet! Denn nun weiß ich, daß der Sieg und das Ende des Krieges nahe ist. Also seien wir guter Hoffnung, auch wenn die Autodafés der himmlischen Vorsehung inzwischen alle unsere Bibliotheken verbrennen sollten. Was läßt sich heute nicht alles verschmerzen! – Birgit ist zu Ostern für eine Woche hier und läßt vielmals grüßen. Sie ist seit November bei allen Luftangriffen heil und ohne weiteren Schaden davongekommen. Auch über dem Gebäuderest, in dem ihr Amtsräum untergebracht ist, scheint – sehr zu ihrem Leidwesen – ein unsichtbarer Engel zu schweben. Bis auf ein Fünftel etwa ist die Stadt in Trümmer gelegt. Bei allem Elend aber, das sich aufdrängt, dem grauen wie dem glänzenden, sieht Birgit da und dort viel Hoffnungsgrün in den Beziehungen zwischen Menschen aufkeimen, die alles verloren haben und nun einander voll Zuversicht als Arme im Geist erkennen, in einem Gemeinschaftsgeist, der seine Ausgesetztheit zwischen Himmel und Erde begriffen hat, aber weit davon entfernt ist, darüber zu verzweifeln. Ihnen, liebe Frau von Wittek, und Ihrem Nichtchen auch weiterhin von Herzen alles Gute. Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1009 VON THERESIA BAUER-ZANGERLE

R. Z.

Krakau, am 14. 4. 1944,

Mein lieber Herr v. Ficker!

Wie soll ich diesen Brief nur beginnen? Nicht Ihre liebe Karte vom Herbst, für die ich bestens danke, ist der Anlaß dieser Zeilen. Ich habe nur mit großer Sehnsucht nach Hause gedacht: an die Berge, an die Ruhe u. an die Menschen. Und so schicke ich Ihnen den Brief, als könnten Sie ihn der Heimat selbst vorlesen.

Der Himmel ist seit Tagen von grauen Wolken bewegt. Der Frühling kommt mit Regenschauern u. mit schwülen Mittagen über die Stadt. Auf dem großen Platz, im Schatten der dunklen Säulengänge, leuchten die ersten Primeln von den Ständen der Blumenfrauen. Es ist ein grausamer Frühling, der uns so spät u. jäh überfällt. Die

101

Stadt ist überfüllt vom Nachschub, der an die Front geht; über die Tatra in die Slowakei u. nach Ungarn o. über Lemberg nach Tarnopol u. Stanislaw. Wie sieht man in den Gesichtern unserer Soldaten die Schrift des langen Krieges! Die östlichen Hilfstruppen, denen unsere Uniformen so gar nicht auf den Leib passen will, sieht man hier jetzt seltener. – Der Krieg ist unbarmherzig. Er jagt tausende Menschen von ihrer Heimstatt u. macht sie zu Flüchtlingen. Es sind erbarmungswürdige Gestalten, die mit ihren Habseligkeiten bepackt aus den Flüchtlingszügen steigen. Sie wissen nicht wohin u. was mit ihnen geschehen wird. In unseren Schülerheimen sind viele Hunderte untergebracht. Da ist eine Frau, ihr Mann wurde schon vor 3 Jahren nach Sibirien gebracht, mit fünf Kindern. Daneben ein Mann u. eine Frau mit einem Säugling. Das Kindlein wurde auf dem Transport geboren. Ach, diese Heimatlosigkeit ist nicht aussprechbar!

Die alte Feindschaft zwischen Polen u. Ukrainern wird in den kriegsbedrohten Gebieten Galliziens aufs neue blutig ausgetragen. Ganze Familien werden heimtückisch ermordet, Kinder verstümmelt, die Söhne bekannter Familien auf der Straße erschossen. Seit in Krakau so viele polnische u. ukrainische Flüchtlinge sind, häufen sich auch hier die Morde. Es ist, als ob der Schatten der großen Gefahr alles Böse befruchte.

Im Vorfelde der Front kämpfen die Partisanen. Sie sprengen die Brücken u. Züge in die Luft. Manchmal treffen sie auch einen Lazarettzug.

Es war mir noch nie so schwer zu glauben, daß Gott unser liebender Vater ist u. die Welt lenkt. Ich kann nur denken, daß Er in seiner Liebe unendlich größer ist, als unser menschliches Begreifen reicht. Wir können unser Herz nur Tag für Tag unter Seine Größe beugen u. auf Ihn hoffen.

Mein Verlobter liegt jetzt in einem Lazarett in Preßbaum b. Wien. Seine Heilung macht gute Fortschritte. Wenn nichts dazwischen kommt, wollen wir Ende dieses Monats heiraten. Wir hatten es von Anfang an eilig damit. Wohl, weil der Tod so sehr am Werke ist u. ihn die Liebe allein überwinden kann; die wahre, die von Gott ins menschliche Herz gesenkt wird u. zu Ihm führt.

Leben Sie wohl, Herr v. Ficker! Haben Sie es gut u. bleiben Sie gesund! Ich habe an Sie gedacht u. frage nach Ihnen, deshalb habe ich an Sie geschrieben.

Herzlichst:

Ihre Resie Zangerle.

1010 AN WERNER TANTSCH

Innsbruck-Mühlau, Pfingstsonntag, 28. Mai 1944

Sehr geehrter Herr Tantsch!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute dazu komme, mich zu Ihren Fragen zu äußern – Fragen, die leichter gestellt als beantwortet sind, wenn man die Situation nicht kennt, aus der heraus sie gestellt sind. Ich glaube sie zwar zu ahnen und mir scheint, daß Sie in einer ähnlichen Lage sind wie ich, als ich vor Jahrzehnten der



Kirche den Rücken kehrte, um dann nach langem Irrsal durch eine Gnadenerfahrung, über die kein Wort zu verlieren ist, in sie zurückgeführt zu werden. Aus dieser Erfahrung heraus kann und darf ich Ihnen zugleich mit meinem Rat, keine freiwilligen Glaubenszweifel zu nähren – denn sie sind Sünde und führen immer weiter weg vom Glauben – als Laie vielleicht das Folgende sagen.

#### I.

Sie fragen: Gehören wir der Kirche nur dann an, wenn wir ihr konsequent folgen; gehören wir ihr auch dann an, wenn wir als Zweifelnde oder auch von der Kraft des Zweifels nicht mehr Überzeugte uns ihr entfremdet fühlen?

Darauf ist zu antworten: Es gibt eine dreifache Zugehörigkeit zur Kirche. 1.) Eine innerliche *und* äußerliche. Dazu gehören jene, die überzeugt nach dem Glauben leben und die Sakramente gebrauchen. – 2.) Eine äußerliche, die sogenannten Taufscheinkatholiken. – 3.) Die innerliche. Dazu gehören jene, die gläubig sind und mit ehrlichem Herzen die Wahrheit suchen, aber ohne ihre Schuld äußerlich der Kirche nicht angehören können.

#### II.

Sie fragen: Sucht man mit dem Weg zu Gott auch den zur Kirche? Findet man beide zugleich?

Darauf antworte ich: Wenn ich den Weg zu Gott suche, finde ich am Ende den Dreifaltigen Gott. Das Denken allein schon bringt den Geistempfänglichen zu der Einsicht, daß es nur einen Gott geben kann, der sich selber erkennt und der die Liebe ist, also dreifaltig sein muß. Versuchen Sie es nun, in Ihrem Denken die heilige Dreifaltigkeit immer als *Ausgangspunkt* zu nehmen, und Sie werden erkennen, im heiligen Geiste erkennen, daß Christus der Weg zum Vater und der fortlebende, sichtbare Christus die Kirche ist.

#### III.

Sie fragen: Ist die Gnade, die bei diesem Suchen zu Hilfe kommen soll, verbunden mit den Sakramenten als Gnadenmitteln oder kommt sie uns auch allein entgegen?

Darauf läßt sich antworten: Gott kommt jedem Menschen *mit der Gnade* zuvor. Ich kann Gott nicht suchen, wenn er mich nicht zuvor gerufen hat. Alles Suchen nach Gott und jedes Tasten nach Wahrheit ist schon Echo und Antwort auf einen Anruf Gottes. Die Sakramente stärken uns auf diesem Weg, der zu Glaube, Hoffnung und Liebe führt.

— —

Damit glaube ich Ihnen in knappster Form und nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte das gesagt zu haben, was Sie von mir zu wissen wünschten. Möge es Ihnen als einem, von dem ich annehme, daß er der Kirche noch anzugehören wünscht, obgleich er nicht mehr von ihr überzeugt ist, zum Heile gereichen!

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, 18. Juni 1944

Meine liebe Cenzi!

Das Herz krampfte sich mir zusammen, als wir gestern von Miez die Nachricht erhielten, Meinhart sei am Pfingstsonntag in Italien gefallen. Ich dachte an Dich – und im ersten Augenblick war mir klar: Wie gerne wäre ich an seiner Statt hinübergegangen, hätte sich damit nur erreichen lassen, daß *Dir* dieser Schmerz erspart blieb! Er selbst, Meinhart, das leuchtete mir sofort ein, war und ist ja geborgen in Gottes Liebe, die zugriff und ihn zu sich entrückte in einem Augenblick, da es galt, Wesen und Wirken dieses jungen Kämpfers im Geiste, im Einklang mit der gehobenen Stimmung, in der er sich zuletzt befand, von allem Zeitzufälligen zu befreien. Denn es war ihm ein Durchbruch zu einer Schau gelungen, die mit der aufgetauten Sicht für jenseitige Zusammenhänge eine klare Vorstellung von der Bedeutung des Augenblicks gewann, in dem das Ewige sich spiegeln und das Zeitliche gesegnet werden konnte. Es gehörte mit zur Einsicht der schönen und in ihrer Art vollendeten Schrift über den Tanz, die er uns als sein Vermächtnis hinterließ: ein ergreifendes Zeugnis seiner Begeisterung und immerwachen Überlegung. Nehmen wir dazu die Genialität seiner charaktervollen Herzlichkeit im persönlichen Verkehr, die sich in den letzten Jahren immer anziehender erschloß, dann müssen wir uns freilich sagen: das alles ist nun für *diese* Welt dahin. Aber in der anderen, in die Meinhart uns vorausgegangen ist, – glaube mir! – besteht es in seiner Vollendung fort.

Dich aber, liebe Schwester, bitte ich: Gedulde Dich, bleib stark auch diesmal und standhaft in Deinem unvergleichlichen Opfermut – um des Sinns und der Würde dieser bittersten Heimsuchung willen! Vertrau auf das Wiedersehen, in dem es sich vollends bewahrheiten wird, daß Gott die Liebe ist – die Allmacht der Liebe, thronend zur Rechten des Vaters in dem Geist, dem heiligen, einer gemeinsamen Erkenntlichkeit. Das Leid aber, das Du auf Erden durchmachen mußt und das Du stets in bewunderungswürdiger Fassung trugst, das wird einst Dein Schatz im Himmel sein, der allen zugute kommen wird. Denn es wird in den Herzen aller, die Dir im Leben nahestanden, seine Leuchtspur zurückgelassen haben, und das bahnt uns den Weg zu Gott, dem dreieinigen, in dem wir alle einmal nach dem Maß unserer Liebe gerichtet sein werden.

Es umarmt Dich innigst

Dein Ludwig

Danzig, am 31. 10. 1944

Meine lieben, lieben Eltern,

was für ein unfäßbares Leid ist da über uns hereingebrochen. Florian, Euer lieber und geliebter Sohn und mein Liebstes, ist von uns für immer fortgegangen. Für mich ist es, als fehle mir die Luft zu atmen, als wäre in mir etwas gestorben, erloschen. Er hat doch mein Leben schön und reich gemacht. Und welch unsagbaren Schmerz müßt Ihr als seine Eltern tragen. Du, die Mutter, die ihn geboren hat, Du, sein Vater. Er war doch unser Halt. Mit wieviel Liebe denke ich an Euch und Birgit und Ulla. Wäre es doch menschenmöglich, Euch einen Trost zu geben, eine Hilfe zu sein. Nur das Eine kann ich Euch ganz fest sagen und versichern, daß er keinen Augenblick geflitten hat, keine Sekunde hat er um sein Leben gerungen. Und sie haben ihn uns geborgen. Sein Grab ist neben seinen Kameraden auf dem Heldenfriedhof in Gotenhafen. Mir hat diese Gewißheit seines schmerzlosen Hinübergehens die Bitterkeit genommen.

Sofort, wie ich die Nachricht seiner schon vollzogenen Beisetzung erhalten habe, habe ich mich mit Papa auf die Bahn gesetzt. Bis Ulm sind wir gekommen. Von da war ein Weiterkommen nicht möglich. Am nächsten Tag versuchten wir die Reise wieder und kamen am 29. abends in Danzig an. Mein Vater telefonierte gleich mit Kapitän z. See Sachs, der uns ja auch benachrichtigt hat. Am nächsten Morgen trafen wir Oberleutnant Höft, der sich als wirklicher Kamerad, ja Freund erwiesen hat. Wir fuhren in seiner Begleitung mit einer Barkasse zum Wohnschiff Iberia, wo Kapitän Sachs wohnt, und ja auch Florian gewohnt hat. Herr Höft führte uns zu Herrn Sachs, von ihm haben Papa und ich den besten Eindruck bekommen. Er hat uns ganz genau erzählt, wie dieses Unfaßbare geschehen ist. Florian war als Ingenieur für das Boot verantwortlich. Der 10. Oktober war der dritte Tag, an dem er das Schiff einfuhr. Alle Manöver hatten tadellos geklappt. Während der Erprobung hatte sich kein einziger, auch nur geringfügiger Fehler gezeigt. Die Erprobung war abgeschlossen. Florian hatte seine Aufgabe beendet. Das Boot sollte freigegeben werden. Durch irgendeinen Zufall verspätet sich die Möwe, die die ganze Besatzung vom U-Boot zurückbringen sollte. Florian sieht, es sind noch zwei Stunden Zeit, und da er eben so gewissenhaft ist, veranlaßt er, die Manöver zu wiederholen und gibt das Kommando »zurück« (das Boot ist über Wasser und dieses Manöver war immer tadellos ausgeführt worden). Da sieht der Kommandant, daß das Boot achtern unter Wasser geht, bis jetzt hatte man diese Folge für eine Unmöglichkeit gehalten. Alle Vorsichtsmaßnahmen waren gewissenhaft ausgeführt. Das Tiefenruder hatte die vorschrittmäßige Stellung, die Tanks waren mit Luft gefüllt. Die Fachleute stehen vor einem Rätsel. Der Kommandant gibt die Kommando »Stopp« und »Vorwärts«, um das U-Boot wieder in die richtige Lage zu bringen. Das Kommando »Stopp« ist auch unten angekommen und ausgeführt worden. Nur dauert es eine Zeit, bis es wirksam wird, das ist technisch bedingt. Da sieht auch schon der Kommandant, daß das Wasser durch den Turm einbricht, schreit »Turmluken schließen«, der Funker, der sich zufällig auf der Treppe befand, faßt die Griffe, da wird er von den hereinbrechenden

Wassermassen fortgerissen. Das Wasser stürzt mit ungeheurem Druck in den Maschinenraum. Und durch diesen Druck sind sie erstickt, d.h. der Druck preßt das Blut aus Hirn und Lunge, ohne daß es dem Menschen überhaupt zu Bewußtsein kommt. Die Uhrzeit war 10 Uhr 10. Der Kapitän hat mir immer wieder fest versichert, Florian hat keine Sekunde leiden müssen. Stehend an seiner Maschine, die Hand am Griff, hat man ihn gefunden. Sein Schreiber mit dem Bleistift in der Hand bei seinem Notizbuch, den Kopf etwas zur Seite geneigt, wie schlafend. Drei andere Kameraden befanden sich im vorderen Teil des Schiffes, der nach oben gerichtet war, und in den die Luft gedrängt worden war. Diese haben den ungeheuren Druck nicht aushalten müssen. Man hat sie 2 Stunden später auf dem Meer treibend gefunden (die Schwimmwesten trugen sie alle, wie es die Vorschrift verlangt), sie sind an Erschöpfung gestorben. Einzig der Kommandant lebt, (die Besatzung bestand aus 17 Mann). Er befand sich auf der Brücke, wurde fortgespült, und bei ihm hat das Herz durchgehalten. Er wurde auch als Erster gefunden. Die Möwe vermißte sofort das U-Boot und begann sofort mit anderen Booten, es manövrierten viele in der Nähe, zu suchen. Sie konnten an diesem Tag nur den Kommandanten und die drei anderen bergen. Man hat dann erst an einer falschen Stelle gesucht, wo aber das Boot aller Wahrscheinlichkeit nach gesunken sein mußte. Man hat trotz fieberhaften Arbeitens über eine Woche gebraucht, bis man alle Toten hat bergen können. Das Boot war 50 m unter Wasser. Der Kapitän Sachs hat Florian gesehen. Das Gesicht war unverändert, nur sehr weiß. Sie mußten dann die Toten sofort einsargen und bestatten. Die Trauerfeier, die sehr schön gewesen sein muß, es sprach auch der evangelische Pfarrer, war am Freitag auf dem Heldenfriedhof Witomin bei Gotenhafen. Ich hat Herrn Sachs, Florians Kammer auf dem Wohnschiff sehen zu dürfen. Dort hing noch das kleine Christophorusamulett, das ich ihm einmal geschenkt habe, über seinem Bett, über seinem Schreibtisch ein Bildchen von unserem Jungen. Am Nachmittag führte uns dann Herr Höft zu seinem Grab. Der Heldenfriedhof ist ganz neu angelegt. Er liegt eigentlich wie im Wald. Das Gelände steigt terrassenförmig an. Es sind Föhren und Laubwald, den man allmählich, nur wo es notwendig ist, ausholt. Florian liegt bei seinen Kameraden. Die Gräber waren wirklich würdig geschmückt. Ich habe ihm wunderschöne Blumen von uns allen gebracht. Vom Christoph ein Alpenveilchentöpfchen, weil es doch Bergblumen sind. Und ich habe doch ihm unser zweites Kindchen gebracht. Am Montag bin ich zu unserer früheren Hausmeistersfrau gegangen. Sie hat auch Florian gekannt und er hatte sie gleich nach seiner Ankunft in Danzig vor 2 Wochen besucht, weil sie solch warmherzige liebe Art hat. Er hatte ihr die Bilder vom Christophl gezeigt und wäre strahlend gewesen. Ich selbst habe ja auch einen strahlend glücklichen Brief vom 10. Oktober, seinem Todestag. Er schrieb mir darin, wie nett die Kameraden und Vorgesetzten wären, wie interessant seine Tätigkeit und von einem wunderschönen Orgelkonzert in der Marienkirche. Am Nachmittag ging ich dann mit Frau Libotzki wieder zu Florian. Es dämmerte schon, daß ich ihm »gute Nacht« sagen konnte. Es sind jetzt die trüben Oktobertage. An dem Tag, an dem er begraben wurde, war der Himmel auch ganz grau. Nur ganz zuletzt wäre die Sonne durchgebrochen und hätte das Herbstlaub ganz vergoldet. – Ich bleibe nun noch bis zum 4. November in Danzig. Am 5. werde ich versuchen, Birgit in Berlin zu treffen. Sie und Florian haben sich doch ganz besonders nahe gestanden. Wenn es mir irgend möglich ist, komme ich dann später zu Euch. Trost oder

Hilfe vermag ich Euch ja nicht zu sein. Aber Ihr wißt ja, wie sehr wir uns lieben und wie glücklich wir waren. Florian hat mir so unendlich viel geschenkt. Er muß ja auch bei uns geblieben sein. Er muß uns ja weiter beschützen. Sein ganzes Leben lang hat er uns nur Schutz gegeben. Nur daß er so zuversichtlich war, so felsenfest davon überzeugt, der liebe Gott meint es gut mit uns, alle Not werden wir überstehen. Er selbst ist ja auch in die Seligkeit eingegangen. Ich klammere mich an den Gedanken, daß er mich, uns alle, trotzdem nicht allein gelassen hat.

Möget Ihr beschützt sein. Ich umarme Euch still.

Eure Tizza.

#### 1013 VON MAX VON ESTERLE

Innsbruck, 31. 10. 44

Liebe arme Freunde!

Ihre schreckliche Nachricht von Florian trifft mich hart. Noch vor kurzem schickte er mir Zigaretten – mein Dank hat ihn vielleicht nicht mehr erreicht. Sein Leben und sein Gedeihen war immer ein Teil meiner Sorgen – er hat sich so gegeben, daß er mir ohne viel Worte nahe war, wie sonst wenige. Und wenigen hätte ich so von Herzen das Glück gewünscht, das er sich verdient hat, hart verdient!

Nun hat gerade ihn, den grundgütigen Versöhnlichen das niederträchtigste Schicksal erwürgt, wie einen Schuldigen. Und Ihnen allen, den Eltern und den Schwestern, auch der jungen Frau, wird er immer fehlen, immer. Wie werden Sie so viel namenlose Trauer tragen können?

Meine physische Kraft reicht nicht mehr, um Ihnen mündlich mein herzliches Beileid auszusprechen. Seien Sie aber versichert, daß ich und auch meine Frau mit unseren Gedanken bei Ihnen sind – und bei Florian.

Ihre Max und Margerita Esterle

#### 1014 AN TIZZA VON FICKER-KRANE [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau [nach 31. 10. 1944]

Meine liebe Tizza!

Dein Brief aus Danzig, dieser ergreifende Bericht über Florians Heimgang und Deine Fahrt zu seinem Grab, war uns ein großer Trost. Daß Du in diesen für Dich selbst so schmerzlichen Stunden so liebevoll an uns gedacht hast und auch noch die Kraft fandest, uns so klar und gefaßt über alle Einzelheiten des Unglücks zu schreiben, das hat uns tief gerührt. Dafür können wir Dir nicht dankbar genug sein. Denn mit einem Schlag war das tragische Verhängnis, dem Dein lieber Mann, unser guter

Sohn zum Opfer gefallen ist, wie von einem Lichtstrahl des Versöhnlichen vergoldet, und unsere Herzen, die in der Ungewißheit litten, von den beiden Hauptsorgen befreit. Die eine war, Florian könne eines qualvollen Todes gestorben sein; die andere, die Bitterkeit über das Leid, das Dir die Vorsehung zufügte, könne Dein Herz überwältigen und es verhindern, seinem Schmerz gewachsen zu sein. Beide Befürchtungen haben sich Gott sei Dank als hinfällig erwiesen, und es ist wirklich so, als habe uns Gott zugleich mit dem tiefsten Schmerz schon den ersten Beweis Seiner großen Barmherzigkeit geben wollen. Welch ein Stein war uns vom Herzen, als wir erfahren durften, Florian sei schmerzlos hinübergegangen und habe keine Sekunde um sein Leben ringen müssen! Welch ein Trost liegt schon darin! Und wenn wir uns vergegenwärtigen, in welcher gehobener Stimmung er seine letzte Fahrt angetreten hat, daß er noch am selben Morgen einen glückstrahlenden Brief an Dich aufgegeben hat, dann müssen wir uns wohl sagen, daß er auf der Höhe seines Daseinsgefühls und seiner Erkenntlichkeit für alles, was er sein nennen durfte, abgerufen wurde, und uns klar machen, was es bedeutet, daß dieses Sterben, so tragisch seine Begleitumstände sind, keinen Hinweis auf die Schrecken des Todes enthält, sondern nach einem Augenblick des Dunkels wie die Überflutung mit der Fülle des Lichts anmutet, das in der himmlischen Heimat leuchtet und uns zum ewigen Leben weckt. Gerade die Sachlichkeit Deines Berichtes, Liebling, macht dieses Gnadenhafte von Florians Hingang besonders deutlich. Und daß Du das gespürt hast und die Bitterkeit von Dir genommen wurde, darin erblicke ich die Bestätigung dieses Sachverhalts von oben her, von höchster Stelle, und die erste segensreiche Auswirkung von Gottes Liebe in dem abgrundtiefen Leid, mit dem uns seine »unbarmherzige Barmherzigkeit« heimgesucht hat. Sie hat uns in die Knie gezwungen, aber nur um uns zu sich zu erheben und uns die herbe Süße der Verheißung kosten zu lassen: »Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden!« In dieser Liebe Gottes aber, die sich uns in der Selbstaufopferung des göttlichen Erlösers am Kreuz geoffenbart hat, ist Florian nun für immer geborgen und mit ihm alle Liebe, mit der er Dich und Christoph und uns alle in sein Herz geschlossen hatte. Um wieviel mächtiger wird der Schutz des Verewigten Dich und die Kinder durchs Leben geleiten, nun, da seine Liebe zu Euch für immer von den Armen der göttlichen Liebe umfassen ist. Sei überzeugt, das wirkt sich noch zu einem großen Segen für Dich und die Deinen aus, so sehr es einstweilen so aussehen mag, als sei durch Florians Tod Deinem Leben eine unheilbare Wunde geschlagen. Du mußt nur so tapfer, einsichtig und voll gläubiger Zuversicht bleiben, wie Du Dich in Deinem herrlichen Brief gezeigt hast und wie sich Florian seine Tizza, auf die er so stolz war, immer gewünscht hat. Dann wird er es leicht haben im Himmel, Dich weiter zu beschützen und Dir und den Kleinen den Weg zum Heil schon in diesem Leben wie in jenem zu ebnen. Im Bereich der irdischen Dinge droht ja zunächst nur Unheil und äußerste Unsicherheit. Aber das wird vorübergehen, und ein gläubiges, ein leiderprobtes Herz, das zum Rechten sieht und auf Gottes Hilfe vertraut, wird in Gefahren bestehen und ein Beispiel sein, an dem sich viele erbauen und aufrichten können. Etwas von der Macht dieser Möglichkeiten in Dir haben wir bereits an der Wirkung verspüren dürfen, die Dein Brief auf uns ausgeübt hat. Im Nu war unser Leidwesen in Dankbarkeit für Gottes Güte verwandelt, die unserem Sohn einen qualvollen Tod erspart hat und Dich, die so schwer Geprüfte, vor Kleinmut bewahrt hat.

1015 AN BRUNO SANDER

Mühlau, 5. November 1944

Hab Dank, lieber Freund, und sei unbesorgt! Der Macht des wirklichen Lebens, soweit sie von mir Besitz ergreifen will, sind in mir keine Grenzen gesetzt. Schon aus dem Grunde, weil ich sie immer als das Eigenfremde erfahren habe, das meine Kräfte zu übersteigen schien. So wird mir auch jetzt, wo sie mir den Sohn so jäh entrissen und entrückt hat, die Selbstbescheidung vor ihr, das heißt aber die Ergriffenheit von ihr nicht schwer fallen.

Ich weiß, das sieht nicht nach Lebensmeisterung aus, wie sie Dir vor Augen steht – *oder doch?* Denn in dieser letzten Handhabung des täglichen Todes sind wir am Ende ebenso einsam wie geeint.

Mit allen guten Wünschen für Dich und Deine Lieben  
immer Dein

Ludwig Ficker

1016 AN THEODOR HAECKER

Innsbruck-Mühlau, 26. Nov. 1944

Lieber, verehrter Herr Haecker!

Wie ich von einem Bekannten, der es gelesen hat, hörte, ist Professor Muth vor kurzem gestorben. Da möchte ich Ihnen doch im Geiste die Hand drücken, mich aufraffen und ein Wort der Beruhigung erbitten, wie es Ihnen und Ihren Lieben geht.

Einmal hörte ich nämlich, Sie seien bei einem Fliegerangriff schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, aber ich unterließ eine Rückfrage, weil das Leid, das sich um geliebte Menschen häuft, oft kaum mehr zu ertragen ist. Meine Bangnis vor neuen Hiobsposten ist so groß und das Gefühl der eigenen Ohnmacht vor all dem Unfaßbaren so bezwingend, daß ich nur mehr im Gebet an das zu rühren wage, was auszusprechen mir versagt ist.

Trotzdem möchte ich Ihnen mitteilen, daß wir unsern Sohn, unsern guten Florian, verloren haben. Als jüngster Baurat der Kriegsmarine war er zuletzt einem Unterseeboots-Abnahmekommando zugeteilt. Beim Einfahren einer neuen Type – es war während der letzten Erprobungsfahrt – ist er mit der ganzen Besatzung am 10. Oktober ums Leben gekommen. Man hat dann das Boot nach mehr als zwei Wochen aus 50 Meter Tiefe bergen können, und so ist Florians Wunsch, in der Erde und nicht im Meere begraben zu sein, am Ende doch noch in Erfüllung gegangen. Auf dem Heldenfriedhof Wytomin bei Gotenhafen, einem neuangelegten Waldfriedhof, hat er mit seinen sechzehn Kameraden die letzte Ruhestätte gefunden. Er hinterläßt die dreiundzwanzigjährige Witwe, mit der er in glücklichster

Ehe gelebt hat, ein Söhnchen Christoph und ein Werdendes, das im Frühjahr zur Welt kommen soll.

Das alles ist hart.

Möge der Herr über Leben und Tod Sie und die Ihren in seinen gnädigen Schutz nehmen! Darum betet täglich

Ihr Ludwig Ficker

1017 VON THEODOR HAECKER

THEODOR HAECKER

München 27

Ebersbergerstr 31

[Poststempel: 7. 12. 44]

Lieber Herr Ficker

ich bitte Sie und Ihre Frau von Herzen meines verständnisvollen Mitfühlens sicher zu sein mit dem Leid, das Sie durch den Tod Ihres Sohnes Florian getroffen hat Requiem aeternam dona ei, Domine, et lux perpetua luceat ei. Aller Menschentrost ist schwach und eitel, und ich schäme mich, an Ihren Schmerz mit eigenen Worten zu rühren.

Muth ist Mitte November in Reichenhall fast 78jährig gestorben. Den ganzen Winter war er schwer krank in München in der Klinik gelegen und ich habe ihn Monate lang allwöchentlich besucht. Damals hat er mir das Du angeboten und wir haben noch unvergeßliche Stunden verbracht. Mitte Juli wurde die Wittelsbacher Klinik, in die er verlagert worden war, von einer Bombe vernichtet. Dann kam er nach Reichenhall, wo ich ihn nicht mehr besuchen konnte. Auch sein eigenes Haus in Solln brannte z. Teil nieder, doch konnte seine Bibliothek gerettet werden. Seine Memoiren an denen er arbeitete, wurden leider nur bis zur Hälfte fertig. Am 20 Nov wurde er in Stille in Solln beerdigt. Leider konnte ich nicht dabei sein, aber Reinhard, der sich mit ihm gut verstand, war beim Requiem und bei der Beerdigung. Er hätte ganz gerne gewisse Dinge noch erlebt, aber für einen alten Mann ist der Tod heute das bessere Teil und der größere Erweis der Barmherzigkeit Gottes. Am 9. Juni – Vormittags wurde das Haus Möhlstr. 34 und darin meine Wohnung total zerstört. Der Keller, in dem ich war, hielt stand, und niemand wurde verletzt. Hab und Gut habe ich alles verloren, alle meine Bücher in Leipzig sind verbrannt, der Verlag ist geschlossen, aber die Kinder leben und ich bin zwar krank, aber kann noch arbeiten und Gott schenkt mir neue Gedanken Aber die Kinder sind doch alle in Gefahr. Reinhard ist am 22 Nov in den Arbeitsdienst gekommen in Franken und dann in 4 Wochen wird er Soldat. Er ist gesund und gerade an Seele und Geist. Er liebt kindlich seine Musik und ist vernarrt in Mozart. Aber sonst ist er wunderbar ausgewogen und reif, wie ichs heute noch nicht bin. Gerade diese Reife jagt mir oft eine Angst in

110



die Seele, ich könnte ihn verlieren. Mein Gott, mein Gott, laß ihn mir, nimm ihn mir nicht! Beten Sie für ihn!

Ich habe vor 10 Tagen München verlassen und lebe auf dem Lande 20 km hinter Augsburg. Leider muß Irene in München bleiben, das aus den Angriffen nicht mehr herauskommt Johannes ist noch in Norwegen, aber seine Lage ist jetzt auch gefährdet

Herzlich

Ihr Theodor Haecker.

136 Ustersbach  
über Augsburg 2  
Haus 45

# 1945

1018 AN HANS KESTRANEK

Innsbruck-Mühlau, 6. Januar 1945

Mein lieber und verehrter Freund!

Es ist so lange her, daß ich nichts von mir hören ließ, aber ich litt unter diesem Verhängnis, nicht mehr schreiben zu können, und so war mir der gütige, verstehende Brief, den ich zu Weihnachten von Ihnen erhielt, ein Trost und ein Lichtblick in dieser finsternen Zeit. Oft scheint es mir: je dunkler und undurchsichtiger der Horizont der gewaltigen Heimsuchung wird, in die wir gestellt sind, desto ausgesetzter müsse das Leben jener Einzelnen werden, auf deren Spürsinn und richtige Orientierung es schließlich ankommen wird. Und um dieses letzten Zusammenhalts willen müssen wir bei zunehmender Gefährdung unserer Daseinsweisen diese unheimlichen Einöden, die sich zwischen uns ausstrecken, im Vertrauen auf das kommende Licht gelassen auf uns nehmen. Wohl dem, der den anderen in dieser Lage versteht und ihm sein Schweigen verzeiht. Er weiß, daß in all dem Bangen zwischen schlagenden Herzen, die gleichwohl ihrer Zuversicht gewiß bleiben, im Guten wie im Bösen kaum mehr etwas geschieht, das uns nicht sprachlos machte.

Sie haben recht: was bedeutet unser kleines persönliches Schicksal! Aber wie groß kann der Schmerz sein, der darin Platz findet! So sind mir in diesem Jahr nicht nur Freunde auf tragischste Weise entrissen worden, ich habe auch meinen Sohn, unsern guten Florian verloren. Er war zuletzt, als jüngster Marinebaurat, einem Unterseeboot-Abnahmekommando zugeteilt. Beim Einfahren einer neuen Type ist er am 10. Oktober mit der ganzen Besatzung ums Leben gekommen. Man hat das Boot später aus 50 Meter Tiefe heben können, und so ging sein Wunsch, einmal in der Erde und nicht auf dem Meeresgrund zu ruhen, doch noch in Erfüllung. Man hat ihn mit seinen Kameraden auf einem neuangelegten Waldfriedhof bei Gotenhafen begraben. Er hinterläßt die junge, dreiundzwanzigjährige Frau und ein Söhnchen Christoph. Die Geburt eines zweiten Kindes, das im Frühling zur Welt kommen soll, durfte er, der ein so zärtlich besorgter Gatte und Vater war (aber auch ein Sohn und Bruder, wie man sich ihn nicht besser wünschen konnte), nicht mehr erleben. Er war, wie der Werftdirektor in Wilhelmshaven mitteilte, eine der stärksten Hoffnungen unter dem Ingenieur-Nachwuchs, und welches Ansehen er fachlich wie menschlich bei seinen Untergebenen genoß, das zeigte das Beileidsschreiben seiner Abteilung, das von jedem einzelnen seiner Werkmeister und Arbeiter unterzeichnet war. Man brauchte nur diese Unterschriften zu sehen, diese rührende Bekanntgabe von Namen, von denen jeder für sich und doch alle für den einen zu stehen schienen, dem ihre Trauer galt, um zu erkennen: Bei all seinem Niederdrückenden, wie erhebend ist doch zugleich der Ernst des Todes, wenn er ein rechtschaffenes Leben beschließt, das seinen irdischen Aussichten frühzeitig und unversehens entrückt wurde! Viel ist

auch für mich, der ich ihm das Leben geben durfte, mit meinem Sohn dahingegangen, und es dauert, bis man einem solchen Schmerz gewachsen ist. Aber Gott sei Dank: der Trost, der in Glaube, Hoffnung, Liebe liegt, bleibt!

Ein Lichtblick ist auch, daß wir Birgit jetzt zu Hause haben. Sie verbrachte den Monat August dienstlich in Begleitung ihres Chefs in Spanien und Portugal, war beglückt von den Eindrücken dieser Reise nach dem Vegetieren in den Ruinen von Berlin, und ist nun vor kurzem über Betreiben des Reichsforschungsamtes im Einverständnis mit dem Ausw. Amt – vorläufig für ein halbes Jahr – dem Institut für kosmische Physik an der hiesigen Universität zur Dienstleistung bei einer Spezialarbeit zugewiesen worden. Das ist uns Eltern eine große Hilfe und Beruhigung, ob-  
schon auch Innsbruck sich mehr und mehr in eine Ruinenstadt verwandelt und das Leben hier beim Fehlen aller Verkehrsmittel und den sich häufenden Alarmen und Angriffen anstrengend und beängstigend geworden ist. Doch ist Mühlau und unser Heim, Gott sei Dank, bisher unversehrt geblieben.

Daß auch Sie Ihr Münchner Heim verloren haben und so das Schicksal von Herrn Haecker teilen, ging mir nahe zu hören. Ja, die fremden Gewalten, die nun die Wohnstätten und allen Wohlstand der Völker zertrümmern, die sind den eigenen Herzen und ihrer Verwüstung entstiegen, und was wir uns an Verleugnung der Liebe und Preisgabe aller Pietät geleistet haben, das tritt nun im äußeren Weltbild als greifbare Wirklichkeit und furchtbares Gleichnis unserer Leichtfertigkeit in Erscheinung. Die Völker der Christenheit, das scheint mir deutlich genug, stehen in einem Gericht, dessen Tragweite ihnen noch gar nicht recht zu Bewußtsein gekommen ist, und so ist zu befürchten, daß die Schrecken der Prozedur sich noch steigern werden. Was aber den Einzelnen und seine Orientierung im Unabsehbaren dieser Heimsuchung betrifft, so wird er die gegebene Lebenssituation für sich und seinen Nächsten nur in der Perspektive des neunzigsten Psalms richtig sehen und bedenken können. Von hier aus allein ist künftig auch jeder Zuversicht im Wort zwischen Gott und Mensch, zwischen Mensch und Gott Ausdruck zu geben, sei es im Wort des Dichters oder des Denkers, denn die Ergriffenheit des auf die Probe Gestellten wird beide kennzeichnen; und nur wem es schon vorher um diese letzten Ausblicke im Bereich des Lesbaren und Hörbaren ging, wird, wenn die Zeit der Besinnung da und dem Aufruhr ein Ende gemacht ist, den Horizont seiner einstigen Bemühung getrost wieder vor Augen rücken und entsprechend weiten können. Das ist es ja auch, was mir mit dem »Brenner« vorschwebt und immer deutlichere Gestalt annimmt, so daß ich sagen kann: ich weiß schon, was mir zu tun bleibt, wenn mich Gott diese Drangsale überstehen läßt. Mag das allgemeine Bildungsniveau inzwischen noch so tief gesunken sein, es genügt mir, da und dort die wenigen empfänglichen Geister zu wissen, die weitsichtig genug sind, die Zeichen der Zeit auch an dem Wagnis einer scheinbar verlorenen Liebesmüh' zu erkennen. An sie, an diese Freunde im weitesten Sinne, richte ich meine Botschaft als ein Zeichen meiner Geringheit und also meiner Erkenntlichkeit vor ihnen. Alles andere überlasse ich dem lieben Gott. Der wird schon selbst bestimmen, was er damit anfangen kann.

Es grüßt Sie, mein hochverehrter Freund, mit allen guten Wünschen für das neue Jahr

in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

5. Sonntag nach  
Pfingsten [24. 6.] 1945.

Sehr verehrter Freund!

Aus dem Strudel der Geschehnisse auftauchend hält man Umschau nach seinen Lieben und Freunden. Wie mag es Ihnen und den Menschen, die Ihrem Herzen teuer sind, ergangen sein? Ich habe oft an Sie gedacht. Hoffentlich ist Ihnen eine Delogierung durch die Besatzungstruppen erspart geblieben! Möge an Ihnen und Ihrer Familie die Hungersnot, die wohl bis zum Herbst 1946 dauern wird, gnädig vorübergehen! Über meine Situation kann Ihnen meine Frau berichten. Von unseren gemeinsamen Wiener Freunden besitze auch ich noch keine Nachricht. Die Leute in Wien müssen sich sehr überwacht fühlen. Was man dennoch erfährt, ist schlimm genug; ist doch auch das östliche Mühlviertel besetzt. An einer Stelle sind die Russen nur noch 10 km von Linz entfernt. In der Hauptsache sind es mongolische Truppen. Sie verschleppen alle beweglichen Güter wie Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Vieh, Wägen, Eisenbahnschienen, Waggons, Lokomotiven, den Maschinenpark ganzer Fabriken. Die Räumung der von ihnen besetzten Teile unseres Vaterlandes vollzieht sich nur deshalb so langsam, weil die Fülle des Geraubten Verkehrsstockungen erzeugt hat. Wenn sie noch die kärgliche Ernte dieses Jahres mitführen, dann weiß ich nicht, wie das übervölkerte Oberösterreich die Großstadt Wien und teilweise auch Niederösterreich mitemähren soll. (Im Burgenland wurde im vergangenen Frühjahr kein Getreide angebaut. Am schwersten wird sich bei der heurigen Ernte wohl der Ausfall der chemischen Düngemittel auswirken.) – Ich weiß authentisch, daß in Wien 17 Priester erschossen worden sind bei dem vergeblichen Versuch, Klosterfrauen vor der Vergewaltigung durch die Russen zu schützen. Die Zahl der Schändungen in Wien und Niederösterreich geht in die Zehntausende. Die verlässlichsten ärztlichen Angaben beziffern sie mit 60.000. Der Stephansdom ist durch Brandgeschosse der Artillerie der SS schwer beschädigt. Der Dachstuhl ist ab-, der Turm ausgebrannt. Wir in Oberösterreich leiden sehr unter den unsicheren Verhältnissen. Noch ist ein großer Teil der 100.000 Ausländer und 80.000 KZler im Land. Dazu kommen die ungarischen Flüchtlinge und all die vielen Wiener, Niederösterreicher und Steirer, in der Hauptsache abgerüstete Soldaten, die hier auf den Abzug der Russen warten. Nehmen Sie noch hinzu die pauperisierten Massen aus den angrenzenden Teilen Böhmens und die ins Reich zurückkehrenden Soldaten und Zivilisten, dann können Sie sich ein ungefähres Bild von der Lage dieses Landes machen. Ach, die Schatten wären noch zu vertiefen! Die Greuel von Mauthausen waren noch furchtbarer, als selbst ich gewußt habe. Es beginnt bereits eine schreckliche Arbeitslosigkeit. Die Bauern werden noch immer geplündert. Wie soll da der Frieden kommen? Wie stellt man sich denn die Folgen dieser Erziehung zur Demokratie vor? Sie und Theodor Haecker haben recht behalten mit Ihren Voraussagen: daß der Zusammenbruch viel rascher erfolgen werde, als man ahne, und daß das Ergebnis des Nationalsozialismus die völlige Zerschlagung Deutschlands sein werde. Aus dem Reich ist, wenn man es genau betrachtet, ein einziges Ghetto geworden, das nur in vier verschiedene Unter-

Ghettos aufgeteilt worden ist.\*) Was die Deutschen Polen angetan haben, ist in der gleichen Weise über sie selbst gekommen. Und trotzdem wird auch die grausamen Sieger noch die Strafe für die Auslieferung des Abendlandes ereilen. Man stempelt – mit Recht – die Nazi's zu Verbrechern, aber man schweigt über die Sowjets. Darin liegt die Heuchelei. (Daß Österreich befreit wird, verdanken wir nur dem Einfluß Englands, Frankreichs und des Vatikans.) Will man aus dem Reich ein ähnliches Unruhe-Zentrum schaffen wie aus Polen oder Irland? Sind nicht die Gerichte Gottes allenthalben sichtbar? (Daß die Sudetendeutschen aus ihrer Heimat ausgewiesen werden, ist nicht so ungerecht, wie es aussieht. Vor allem in Nordböhmen war die Idee des Nationalsozialismus endemisch. Waren nicht auch im alten und neuen Österreich die Sudetendeutschen die nationalen Spaltpilze?) So häufen die Sieger und Nutznießer des Sieges, vor allem die Tschechen wieder Unrecht über Unrecht an, gar nicht zu reden von den Entsetzlichkeiten des Luftkrieges. Als das Schlimmste sehe ich an, daß sich die Deutschen weder als Einzelne noch als Volk schuldig bekennen wollen. Aber auch die Juden sind von der Bekehrung weiter entfernter denn je. Wieder tauchen die lebenden Leichname von Literaten auf, die von Theodor Haecker schon zu Beginn des ersten Weltkrieges geistig hingerichtet worden sind. Da läßt sich im amerikanischen Rundfunk Herr Thomas Mann als *der* deutsche Dichter offerieren, nachdem er vor kurzem Bischof Galen angegriffen hatte, weil dieser sich trotz allem zum deutschen Volke bekannt hatte. Da empfiehlt sich Herr Werfel mit einem Roman über die hl. Bernadette Soubirous, die Heilige von Lourdes, den er für das Gelingen der Überfahrt nach Amerika gelobt hatte, in dem er aber das Phänomen der Heiligkeit psychologisiert. Vom sichern Port aus kann man ruhig schreiben und über die geduldigen Ätherwellen sprechen. Wie neugierig bin ich auf Herrn Österreicher!

Wenn nicht alles trügt, sind die österreichischen Bischöfe willens, vom System eines Staatskirchentums endgültig abzugehen. Man strebt zwar nicht eine radikale Trennung von Kirche und Staat, aber doch eine weitgehende Distanzierung an. Die Geistlichen dürfen keine politischen Funktionen mehr ausüben, keine politischen Zeitungen redigieren oder darin mitarbeiten. Keine Partei wird zur Alleinvertreterin der kirchlichen Forderungen autorisiert. In den Schulen wird kein obligatorischer Religionsunterricht eingeführt. Die Anmeldung der Kinder gilt nur für ein Jahr. Die Kirche verzichtet auf die staatliche Kongrua. Klerus und kirchliche Einrichtungen sollen aus den Beiträgen der Gläubigen, vor allem in der Form der Kirchensteuer erhalten werden. Sie sehen, verehrter Freund, die Forderung nach Trennung von Kirche und Staat im Interesse der Kirche, die vor 11 Jahren im »Brenner« erhoben worden war, wird Wirklichkeit. Wir haben, so hörte ich von maßgebenden Geistlichen, die Generalprobe auf den Antichrist zwar über-, aber nicht bestanden. Es handle sich nicht um einen Frieden mit der Welt, die im Nationalsozialismus eben das Zusammenschießen aller antichristlichen Kräfte in einem totalen, lies: omnipotenten Staat hervorgebracht hat, sondern bloß um einen Waffenstillstand von unbestimmbarer Dauer. Nutzen wir die Atempause! Es war ein Vorspiel des kommenden Antichrist, sein Wetterleuchten. Bereiten wir uns, Zeugnis für Ihn abzulegen!

Herzliche Grüße an Ihre Tochter!  
Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin!  
Ihr ergebener

Ignaz.

NS: Weinheber hat sich vergiftet. – Dr. Strobl hat mir aus Wien Grüße geschickt.  
NS.

Martin Heidegger hat mitten im Trimester die Vorlesung über antike Philosophie abgebrochen, da die Hörer nicht mehr über die bildungsmäßigen Voraussetzungen verfügen.

Den Kard. Schulte hat der Schlag im Luftschutzkeller anlässlich des bekannten Fliegerangriffs getroffen.

\*) Ist es nicht providentiell, daß die mehrheitlich protestantischen Teile Deutschlands von den Russen besetzt sind?

1020 VON KURT HORWITZ.

Kurt Horwitz  
Zürich 7  
Schönbühlstr. 22

3. Juli 45

an  
Ludwig von Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Sehr verehrter, lieber Herr von Ficker, –

wieder muß ich schnell an Sie schreiben, da ich eben von Herrn Schifferli die Weisung erhielt, daß morgen ein Brief an Sie unterwegs sein müsse. Mit herzlichster Freude haben wir Ihren Brief und den von Paula Sch. erhalten. Meine Frau schreibt an Paula gesondert. Wir hoffen sehr, daß es Herrn Schifferli und Carl Seelig, an den mich Paula Sch. einst verwies, durch den Schweizer Schriftsteller-Verein und andere Befürworter gelingen wird, Sie Beide hierher zu bringen. Wir danken Gott, daß Sie Beide bewahrt geblieben sind. Das Schicksal Ihrer Kinder und Paula's Leidensweg hat uns erschüttert. Von Theodor Haecker haben wir keine Nachricht. Sein Sohn Johannes hat im Radio London als deutscher Kriegsgefangener gesprochen. Ich hörte es nicht selbst. Er soll vom Widerstand der Münchener Studenten und von dem des Kreises um seinen Vater geredet haben. Jedenfalls lebt der ältere Sohn von Theodor Haecker. Wie gern ließen wir ihn das wissen. – Meine Frau hat zwei alte Schwestern in Wien, von denen wir nichts mehr gehört haben, seit die Kämpfe sich der Stadt genähert haben. Sie wohnten in einem Viertel, in dem es besonders schlimm zugeht, – in der Nähe des Belvedere, am Südbahnhof.

Ich habe zwei Schwestern verloren, die man aus Frankreich und aus Hannover deportierte. Der arme Eugen Auerbach ist nach einem abenteuerlichen und überaus harten Weg über die Fremdenlegion, Bahnbau in der Wüste, größter Armut in Südfrankreich und kurz vor seiner Konversion, die wir von hier aus noch mit vorberei-

116

ten konnten, wohl auch deportiert worden. Eichholzens sind in Chile. Wir haben seit Jahren nichts mehr von ihnen erfahren. Heinrich Fischer ist in London, wo er beim Radio arbeitet. Es ist möglich, daß er Johannes Haecker dort gesehen hat. – Im Theater lesen wir morgen und am Freitag, den 6. Juli, Karl Kraus, die letzten Tage der Menschheit, und zwar zu Gunsten der Schweizerpende für die kriegsgeschädigten Länder. Else Lasker-Schüler ist in Palästina gestorben. Ihre letzten Gedichte sind wunderbar. Kurz vor ihrem Tode schrieb sie hierher, man möge Alles tun, um ihr die Reise in die Schweiz zu ermöglichen; sie könne es in Palästina nicht aushalten. –

Unsere liebe Stadt München soll sehr zerstört sein. Die Frauenkirche aber steht und Kardinal Faulhaber lebt noch. Er gilt als der Mann der Zukunft für Bayern, trotz seines Alters.

Im Großen, Ganzen wissen wir nichts von der Heimat. Die Post wird vorläufig nicht gehen und die Berichte Einzelner sind widerspruchsvoll. Die Zeitungen hier sind auf die offiziellen Agenturen angewiesen. Das ist fragwürdig.

Wir freuen uns über Ihre Briefe, und wir hoffen, daß Sie die Brenner-Folge und Paulas Buch hier vorbereiten werden. Ich gab dieser Tage Herrn Schifferli Petras Aufzeichnungen. In dem Buch liegt eine Photographie von P. Sch. Auf der Rückseite heißt es:

»Zum Andenken –  
Im heiligen Jahr 1933« –

Nun sind wir im Jahre 1945. Unsere Ruth wird im Juli 24 Jahre alt.

Wegen Trakl habe ich noch einige Fragen: Wenn wir Ihre Ausgabe benützen (1938, bei Otto Müller, Salzburg), so können wir doch wohl nicht besser verfahren? Sie ist gewiß mustergültig, – oder sollen wir etwas anders machen? Im Anhang möchten wir Folgendes aus Ihrem Erinnerungsbuch bringen:

Ihre kleine, insofern klassische Biographie, als sie nichts zerschwatzt und zerredet.

Die 12 Zeilen von Karl Kraus

Vielleicht die Briefstellen von Rilke, obwohl ich sie nicht allzuhoch schätze.

Teile von Karl Borromäus Heinrich.

Hans Limbach, – Begegnung mit G. T.

Ihre letzte Begegnung und den Brief von Mathias Roth.

x

Ferner: Sätze aus der Schrift von Emil Barth, – zum Gedächtnis des 50. Geburtstages von G. T., die Ihnen gewiß bekannt ist. Ihr Urteil über diese Schrift würde mir außerordentlich wichtig sein, – wie überhaupt Ihre Meinung über den Plan, der immer noch geändert werden kann und geändert wird, wenn Sie es wollen. Ich glaube, daß es heute darauf ankommt, den von Christus bewegten Georg Trakl zu zeigen, oder besser, auf den vorläufig letzten großen Dichter hinzuweisen, der absolut ein Christ war. Ich selbst möchte kaum etwas dazu schreiben. Ich kann es auch nicht. Wäre es möglich, daß Sie ein Nachwort schreiben? Wenn es nun Gott so gefügt hat, daß die Verbindung zwischen uns wieder möglich geworden ist, so wäre es doch das Natürliche und Schönste, daß Sie das sagen würden, was ich doch nur unvollkommen ausdrücken könnte, nämlich die Tatsache, daß Trakl erst heute in seiner einsamen und erschütternden Bedeutung erkennbar wurde. –

Wir grüßen Sie und Paula in alter Verehrung und Treue, und wir hoffen, Sie bald wiederzusehen.

Ihre Kurt, Dela und Ruth Horwitz

1021 VON ALFRED KUBIN

Absender: Alfred Kubin Wernstein a. Inn Ob.Öst.

17/7. 45

Sehr geehrter Herr von Ficker – Ich nehme an – daß es Sie interessieren dürfte zu erfahren über eine Illustrationsfolge für † Trakl's *Prosastücke*. Ein Hinweis des Verleges Dr. Horodisch z. Zt. Bibliothekar an der Cantonalbibliothek in Fribourg i. d. Schweiz – verdichtete sich zu dem Unternehmen, welches als kleine Luxusausgabe gedacht war\* – äußere wie innere Gründe unterbrachen meine Arbeit – welche trotz Versenkung in die beiden Bände (1. die Dichtungen b. Otto Müller, und 2. Erinnerung a G. Trakl) im vergangenen Jahr nicht vorwärts kamen, – so daß ich den Auftrag zurückgab und – nicht befriedigt über die einzige Zeichnung die ich *damals* – machte – das Ganze ad akta legte – – der Stoff rumorte aber im *Unbewußten* scheinbar weiter – tief einschneidende seelische Ereignisse schwemmen ihn gleichsam wieder herauf und aufs neue ward ich ergriffen\*\*. – Nun sind sämtliche 12 Tafeln sowie ein Frontispice wie in einem Sturm fertiggemacht – Herrn Dr. Horodisch kann ich im Augenblick aber nicht verständigen darüber .. wie sich die Lage so günstig änderte bei dieser Aufgabe welche doch mir *bereits unausführbar* schien – – Frau v. Wittek erzählte mir von Ihnen aus Ihren »Erinnerungen« weiß ich was Sie für † Trakl – taten und nehme an, daß diese Nachricht Sie erfreuen wird. Sollte die Verbindung mit Horodisch auch die äußere Möglichkeit für die schöne Ausgabe verwirklichen, so werde ich Ihnen gerne nachricht s. Zt. darüber geben – –

Für heute mit den besten Grüßen Ihres ergebenen

Alfred Kubin –

Zwickledt N° 6 b. Wernstein a./Inn Ob. Österreich

\* etwa 150 Ex. welche zwischen mir und Horodisch der die Herstellung übernehmen sollte, geteilt zu gleichen Teilen werden sollten

\*\* ich packte die Sache *völlig verändert in der Einstellung*, wieder an



München, 27. Aug. 1945.

Lieber Herr v. Ficker,

Es hat mich sehr gefreut, durch Herrn P. von Ihnen zu hören. Man ist jetzt so sehr abgeschnitten von allen guten Freunden und Bekannten und hätte sie doch gerade in diesen Zeiten so besonders nötig. – Seit 2 Monaten bin ich wieder in München und habe, nachdem die Diätschule vorerst noch nicht in Betrieb sein kann, die Leitung der Küche im Haus des Bayer. Roten Kreuzes (Wagmüllerstraße) übernommen. Wenn dies auch eigentlich nicht mein Fach ist, so bin ich doch froh um die Arbeit, die mich ausfüllt und es mir möglich macht, auf eigenen Füßen zu stehen. Meine größte Sorge ist, daß ich von meinem jüngeren Bruder Reinhard, der auch mit meinem Vater in besonders innigem Verhältnis stand – in einem seiner letzten Briefe schrieb Vater beglückt über Reinhard: »...er ist gerade geistig erwacht und zeigt Fähigkeiten, die Gedanken seines Vaters zu verstehen« – keine Nachricht habe. Er kam als 17-jähriger Ende März, wenige Tage vor Vaters Tod, noch an die Ostfront zum Einsatz und ich konnte bis jetzt nur erfahren, daß seine Kompanie völlig aufgegeben sei. Und nun warte ich und warte ich und hoffe jeden Tag, daß er doch noch einmal zurückkommt. Der ältere Bruder ist in englischer Gefangenschaft.

Herr P. sprach mir davon, daß Sie im Brenner-Verlag einiges aus Vaters Kriegstagebüchern, sowie die »Versuchungen« herausgeben möchten. Die Kriegstagebücher habe ich alle einem guten Freund von uns zur sicheren Aufbewahrung übergeben, sie sind zur Zeit nicht zugänglich. Ich möchte auch, daß sie im ganzen veröffentlicht werden und dafür muß man wohl noch warten, bis sich die Verhältnisse etwas geklärt haben. Die »Versuchungen« sind vom Verlag Alsatia, Kolmar (Gen. Dir. Rosse) schon 1944 gedruckt worden (noch unter Vaters eigener Korrektur), sie sollten Ende 1944 erscheinen. Vater hörte dann nur noch indirekt, daß das Verlagshaus durch Artilleriebeschuß zerstört sei, über das Schicksal der Versuchungen, des Verlags und des Direktors konnten wir nichts erfahren. Ist es unter diesen Umständen überhaupt verlagsrechtlich möglich, die »Versuchungen« auch im Brenner-Verlag erscheinen zu lassen? Eine Verbindung mit Kolmar, die zu diesem Zweck wohl unbedingt nötig wäre, dürfte jetzt wohl unmöglich sein – oder haben Sie dazu eine Möglichkeit? Mir wäre es überhaupt lieber, wenn die »Versuchungen« in Deutschland erscheinen würden, oder wenn wenigstens ein Weg gefunden werden könnte, einen Teil der bei Ihnen verlegten Auflage in Deutschland zu vertreiben; oder würden Sie sich im Vertrag bereit erklären, ev. zu gegebener Zeit einem deutschen Verlag das Recht für Deutschland abzutreten? Wie soll ich es vor den vielen deutschen Lesern verantworten, wenn die sehnlich erwarteten »Versuchungen« zwar erscheinen, aber für uns – bei ev. Grenzschießung – keine Möglichkeit besteht, in den Besitz des Buches zu kommen. Und mein Vater hat doch in Deutschland gelebt und in der Hauptsache für den deutschen Leserkreis geschrieben. Es ist das alles für mich sehr schwer und ich wollte in dieser Angelegenheit auch mit Dr. Schöningh sprechen, der Reinhard's Vormund ist, aber ich konnte ihn leider bis jetzt nicht erreichen. *Auf jeden Fall* muß Dr. Schöningh, bevor irgend et-

was gedruckt wird, genauestens informiert sein, denn ich bin ja nicht allein bestimmend, da noch die beiden Brüder da sind, die beide Anspruch auf Mitentscheidung haben.

Das Erscheinen eines Nachrufes (aus Ihrer Hand) wäre bestimmt eine große Freude für uns alle und die Erfüllung des brennenden Wunsches von so vielen. Für diesen Kreis wären dann vielleicht Sonderdrucke zum Verteilen besonders erwünscht, wenn dies möglich ist, und ich möchte Sie herzlich bitten, mir in diesem Fall einen Teil davon zu überlassen. Könnte als Nachschrift nicht eine kurze biographische Notiz über Vaters letzte Lebenszeit und viell. die Reproduktion einer Photographie beigefügt werden, es kommen so viele zu mir, die danach fragen. Ich will darüber gern einiges schreiben, auch für Sie selbst, und Sie können dann daraus veröffentlichen, was Ihnen geeignet erscheint.

Die Kriegsjahre waren für Vater besonders schwer, da ja nicht nur seine Bücher nicht mehr erscheinen durften, die Erlaubnis zu deren Übersetzung in Fremdsprachen nicht gegeben wurde, sondern ihm auch strengstes Redeverbot, selbst für den kleinsten Kreis, erteilt worden war. Mehrere Verhaftungen, Haussuchungen zehrten sehr an seiner körperlichen Kraft, ohne daß sein Geist im Kampf erlahmte. Trotz Müdigkeit, trotz Schmerzen, trotz Gefahren hat er eisern gearbeitet, um jeden Tag sein »Pensum« zu erfüllen. Er ging einerseits auf in seiner Arbeit, in dieser seiner von Gott erhaltenen Berufung – wie er selbst einmal davon schreibt: »...dann halte ich es für meine mir eigens aufgetragene Mission und daß, was ich heute schreibe, eben nur ich in Deutschland und überhaupt im untergehenden Abendland nur ich vor meinem Tode noch schreiben kann« – andererseits in der Sorge um die Kinder; die besondere Liebe galt dem jüngsten, Reinhard, der in seinen Gedanken dem Vater so nahe folgen konnte. Was Vater innerlich unter dieser Zeit gelitten hat, vermögen wir nicht zu ermessen. Einmal schreibt er in einem Brief: »... Ich kann nicht leug[n]en, daß ich manchmal eine ganz schwarze Wand sehe, die mir Angst macht. Aber Gott ist Licht und Gott ist gut und Gott ist die Liebe.

Ist nicht um mich diese finstre Wand

Der Schatten nur von Seiner zärtlich ausgestreckten Hand!

wie es bei Thompson heißt und wie wir eben dennoch in einer unzugänglichen Tiefe fest glauben.«

Am 9. Juni 1944 war das Haus in der Möhlstraße durch Sprengbombe völlig zerstört worden und uns damit, Heim, Bibliothek und aller Besitz genommen. Vater trug es mit wunderbarer Ruhe. Danach konnte er bei guten Freunden im Schwarzwald einige Wochen Erholung finden und vor allem wieder seine Arbeit aufnehmen, die in München durch die vielen Angriffe und Alarme nicht vorangehen konnte. Im Herbst 1944 waren wir wieder in München, aber Vater hatte keine Ruhe zum Arbeiten, und so entschloß er sich Ende November wieder aufs Land zu gehen, nach Ustersbach bei Augsburg. Er war voller Dankbarkeit für dieses Asyl und schreibt in einem Brief von dort: »... Das unverdiente Glück, das ich jetzt habe, fern von den Greueln der Verwüstung hier in relativer Sicherheit wohnen zu dürfen, betrachte ich nur unter der Bedingung gegeben, daß ich mein Pfund nicht vergrabe und schreibe, solange ich noch kann.« Er konzentrierte sich mit seinem ganzen D[e]nken auf die Arbeit an der »Metaphysik des Fühlens«, die er nicht mehr vollenden konnte. In einer Tagebuchnotiz schreibt er einmal:

»Nachdem ich ›Der Geist des Menschen und die Wahrheit‹ geschrieben habe, müßte ich noch schreiben

2. der Wille des Menschen und das Gute

3. Das Fühlen des Menschen und die Seligkeit

aber es wird kaum geschehen, wenn auch Vorgesandten und Vortitzen dazu da sind.« –

Während all der Zeit aber war er in seinen Gedanken und seinem Gebet mit all denen, die ihm nahestanden, die von ihm Hilfe erwarteten und brauchten, er vergaß niemand. Ich führe dazu eine Stelle aus einem Brief an: »Vor Jahren, im Anfang des Krieges kam ein junger Mensch zu mir für eine halbe Stunde, er mußte sofort wieder zurückfahren ... Er war von der Trostlosigkeit der Welt und der Ereignisse so zerrissen, daß er nichts, nichts mehr verstand. ... Nun bete ich für ihn. Ich kenne seinen Namen nicht mehr, aber Gott kennt ihn.«

In Ustersbach ist Vater am 9. April nach 2tägigem Kranksein in den Frieden eingegangen. Er liegt dort auf dem kleinen Dorffriedhof begraben.

Das Letzte von Vaters Leben kann ich Ihnen, lieber Herr v. Ficker, nicht schreiben. Bitte, verstehen Sie mich recht. Ich kann nur schweigen vor der Größe und dem Geheimnis dieses Erlebens.

Und nun bitte ich Sie, meinen Brief so aufzufassen und anzunehmen, wie er gemeint ist, in dem ernsten Bestreben, alles in Vaters Sinn zu tun und das kostbare Vermächtnis, das er uns hinterlassen hat, richtig zu verwalten.

Mit lieben Grüßen und guten Wünschen für Sie und Ihre Familie  
bin ich Ihre

Irene Haecker.

1023 AN LEOPOLD LIEGLER

Herrn  
Leopold Liegler,  
Wien IV, Argentinierstr. 30a  
(Funkhaus)

Innsbruck 3. Nov. 1945

Lieber Herr Liegler!

Dank, herzlichen Dank für Ihren Brief vom 30. Oktober. Erst heute kann ich Ihre Anfrage dahin beantworten, daß die Herren der Verlagsanstalt Tyrolia, in die der Deutsche Alpenverlag zurückverwandelt wurde, an der Aufrechterhaltung des von diesem mit Ihnen abgeschlossenen Vertrages, wie vorauszusehen war, nicht interessiert sind.

Sie können daher über Ihre Nestroy-Bearbeitungen, die Gegenstand des Vertrages waren, wieder frei verfügen. Das wurde mir soeben mitgeteilt.

Ich selbst bin vor einigen Wochen aus dem Tyrolia-Verlag ausgeschieden, nachdem man mich als Korrektor in die Setzmaschinenabteilung der Druckerei zurückverwie-

sen hatte. Da ich mich den Anstrengungen eines solchen Dienstes – ich leide an einer zunehmenden Verengung der Herzkranzgefäße – nicht mehr gewachsen fühle, so nahm ich meine Entlassung. Dadurch bin ich zwar momentan ohne sicheren Existenzboden, aber es ermöglicht mir, den Rest meiner Erdentage für den Brenner und die Reaktivierung des Verlags einzusetzen, die ich für aussichtsreich halte, so schwierig auch unter den gegebenen Verhältnissen die Verwirklichung dieser Absicht ist.

Vielleicht rückt eine jüngere Generation nach, die dann auf dem Fundament meiner Bemühungen weiter aufbauen kann. Im übrigen: wie Gott will. Als nächstes liegt mir in der Tat die Herausgabe der nächsten Brenner-Folge am Herzen..

Froh, sehr froh war ich, von ihnen zu hören, daß Sie heil, wenn auch durch Bombenangriff schwer geschädigt, durch die furchtbaren Kriegserfahrungen, denen Wien zuletzt noch ausgesetzt war, gekommen sind. Von Herzen wünsche ich, daß Sie auch den bevorstehenden Krisenwinter leidlich überstehen möchten.

Was die Vorsehung mit uns noch vorhat, ist ja momentan nicht abzusehen. Das Licht jedoch wird wahrnehmbarer, das in der Finsternis leuchtet. Das muß uns genügen.

Über die Schicksalsschläge, denen ich selbst ausgesetzt war, lassen Sie mich lieber schweigen! Am schwersten hat mich der Verlust meines Sohnes getroffen, der im Oktober vorigen Jahres als Marinebaurat mit der ganzen Besatzung eines Ubootes ums Leben gekommen ist. Er hinterläßt die junge Witwe mit einem zweijährigen Söhnchen und einem Töchterchen, das heuer im April – ein halbes Jahr nach seinem Tod – auf die Welt gekommen ist.

Wer ihn kannte, hat um ihn getrauert, seine Vorgesetzten sowohl wie seine Arbeiter an der Werft.

Es grüßt Sie lieber Herr Liegler, mit allen guten Wünschen für Ihr Wohlergehen, herzlich Ihr

1024 AN AUGUST ZECHMEISTER

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
6. November 1945

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Ihr Brief, dieses gute Lebenszeichen, war mir eine große Freude, und Ihre Ausführungen zum Tode Haeckers haben mich geradezu aus einer Verlegenheit befreit. Ich selbst habe zwar ein kleines Resümee meiner Erkenntlichkeit für den Verewigten niedergeschrieben, das in seinem ersten Entwurf schon seinerzeit dem »Hochland« zugehört war, als es Stimmen der Verehrung zu Haeckers 60. Geburtstag sammelte; aber ich konnte darin nichts unterbringen, was mir Ihren Beitrag nun so wertvoll macht. Ich schlage Ihnen daher vor, daß wir uns beide zu einem Abschiedsgruß an den großen Toten im »Brenner« vereinen, und zwar so, daß ich den Ihren, der Haeckers Persönlichkeit in der Vielgestalt ihrer Beziehungen zum geistigen Gesamtaspekt unserer Zeit würdigt, vorgehen und den meinen folgen lasse. Sie müßten nur so freundlich sein, aus Ihrer Würdigung alles herauszunehmen, was dem »Bren-

ner« und mir zu viel Ehre erweist, ohne daß die Perspektive geändert zu werden bräuchte, in der Sie Ihre Betrachtung stellten; in Wahrheit verhält es sich ja so, daß das Beispiel Haeckers dem »Brenner« die entscheidende Wendung gebracht hat und daß es wesentlich *sein* Verdienst ist, nicht das meine, wenn der »Brenner« dorthin gelangen konnte, wo er – hoffentlich bald schon allen sichtbar – heute steht. Ich verlasse mich da auf Ihr Feingefühl, und so sehr ich es begrüße, daß in diesem Zusammenhang an Trakl, Ebner, Kraus erinnert wird, so sehr möchte ich Sie bitten, mich hinter dem Ratschluß der Vorsehung verschwinden zu lassen, die es nun einmal so gefügt hat, daß ich diesen Geistern, die uns so viel bedeuten, dienlich sein durfte. Dagegen könnten Sie noch einiges einflechten, was ich einer Mitteilung der Tochter Haeckers über die letzten Lebensschicksale ihres Vaters verdanke; ich lege es hier in Abschrift bei. Außer den Tagebüchern, die unter Verschuß sind, liegen aus Haeckers letzten Lebensjahren noch zwei größere Arbeiten vor, von denen Durchschläge auch bei mir deponiert sind: »Der Buckel Kierkegaards« und »Die Versuchungen Christi«; sie sollen in einem Schweizer Verlag erscheinen.

Wann der »Brenner« herauskommen wird, kann ich noch nicht sagen. Die Genehmigung werde ich ja wohl bekommen, aber hier läßt sich der empfindliche Papiermangel kaum beheben, und die wenigen betriebsfähigen Druckmaschinen stehen fast nur für Aufträge der Besatzungsbehörden zur Verfügung.

Wie erfreulich, daß Sie in Wien bereits ein eigenes kleines Buch herausbringen können! Die mir zugedachte Widmung eines Kapitels nehme ich selbstverständlich gerne an. Herzlichen Dank dafür!

Bitte, schreiben Sie mir, ob Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind. Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P.S. In Berichtigung des Obigen möchte ich hinzufügen, daß es vielleicht noch besser wäre, den Bericht Irene Haeckers über die letzte Lebenszeit ihres Vaters im Wortlaut als selbständigen Abschnitt zwischen unsere Betrachtungen einzuschleiben; er ist ja in seiner Schlichtheit sehr schön und gäbe dem Ganzen, gerade von der menschlichen Seite her, erhöhtes Gewicht und als Kindesgedenken ein rührendes Gesicht. Auch würde Ihnen und wohl uns beiden die Aufgabe dadurch erleichtert. Sie könnten sich dann mehr auf die Würdigung des Gesamtwerks Haeckers und seines Einflusses auf die jüngere Generation ohne so betonten Aufruf des oesterreichischen Interesses, wie es die Rundfunkansprache nötig machte, konzentrieren. Auch müßte bei der Kennzeichnung Haeckers als Satiriker wohl gesagt werden, daß die polemische Begabung bei ihm von vornherein in den Horizont des Philosophen eingebettet war, der von Kierkegaard herkam, daß er als Christ sie eher in sich zu unterdrücken als zu fördern bestrebt war, ganz im Unterschied zu Kraus, der ihm an ursprünglicher Kraft seiner Satire zweifellos überlegen war und sich zu Haecker verhielt wie ein Prophet des Alten Bundes zu einem Sendboten des Neuen in unserer Zeitenwende. Nicht umsonst hat Haecker, der gegen die Segenswirkung der Satire mißtrauisch in steigendem Maße war, von K. wiederholt gesagt: er haßt zu viel. – Auch bitte ich Sie, Ihr Augenmerk bei Überarbeitung Ihres Nachrufs auf da und dort noch notwendige stilistische Verbesserungen zu richten.

Herzlich d.O.

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
15. November 1945

Lieber, verehrter Freund!

Es ist eine gütige Fügung der Vorsehung, daß ich Ihnen durch Ihren wohlbehalten heimkehrenden Neffen Nachricht übermitteln kann, wenn auch eilige. Dank vor allem für die Schätze, die Brink von Ihnen brachte: die drei Notizhefte, die ich kaum mehr benötige, und die Fortsetzung an der »Politeia«, die ganz in dem gehobenen Duktus der vorangehenden Partien ist; doch fehlt mir eine dieser Partien, nämlich die Manuskriptseiten 159 – 191, entweder ist die Sendung Ihrerseits unterblieben oder sie hat mich nicht erreicht.

Nun muß ich aber sagen, daß gerade diese letzte Sendung, die mir Brink überbrachte und die mit dem Blick auf das Weltbild, das sich uns heute darbietet, dieses sozusagen in jene höhere Ordnung einfügt, deren sichtbare Verwirklichung wir für die Zukunft erwarten wollen, auch manches, ja vieles enthält, was in den »Präludien« und selbst in der »Zulassung« andeutend vorweggenommen ist: daß gerade diese Abschnitte mir einen besonderen Eindruck gemacht haben. Und seltsam: als ich das las, und wiederholt las, hat sich mir unabweislich der Gedanke aufgedrängt, daß gerade diese Partien – nämlich von Seite 197 (»Eine zu enge Fassung des Begriffes vom Staat« u.s.w.) bis Seite 224 (»...sein Haus zu vollenden«) als Ausblick an den Schluß des »Brenner« gestellt von stärkster Wirkung sein müßten, weil sie den Weg aufzeigen und die Gesichtspunkte, nach denen eine Neuordnung der Welt auf dem irdischen Plan in der weiterwirkenden Unheilssituation, wie sie heute gegeben ist, in Angriff genommen werden müßte; ihr Einleuchtendes geht gleicherweise Sieger wie Besiegte an, denn beiden muß man wünschen, daß ihnen in der gegebenen Situation die Augen aufgehen und die Verblendung im Hinüberwechseln von den einen zu den anderen sich nicht in einem fortwährenden *circulus vitiosus* bewege. Ihrem meditativen Verdienst würde sich in diesem Fall die sublimen Wirkung eines besonders zeitfälligen Mahn- und Gewissensrufs von überzeugender, ja versöhnlicher Tragweite zugesellen, und ich brauche nicht zu sagen (obwohl vorerst nur ich es beurteilen kann), wie sehr dem nächsten »Brenner« gerade dieser Ausblick als krönender Abschluß seiner großen, in die Zukunftweisenden Betrachtungen zustatten käme. Das würde freilich den Verzicht auf die »Präludien« und die »Zulassung« wegen der darin enthaltenen Reminiszenzen bedingen, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen das zumuten darf. Aber mir selbst wäre damit ein Dienst erwiesen – denn ich komme mit den »Präludien«, die in so verschiedenen Fassungen vorliegen, noch immer nicht recht zu fassen –, aber auch Sie selbst, glaube ich, würden es nicht zu bereuen haben, wenn Sie hier sozusagen gleich in Vollfigur Ihrer Denkerpersönlichkeit und zugleich als Wegweiser zur Neuorientierung für geistempfängliche Mächte im Menschen hervorträten, die aufbauwillig nach einem Ausweg aus der schwer behebbaren Unordnung im äußeren wie im inneren Gefüge der Welt nach dieser furchtbaren Katastrophe suchen. Diese würden sich im Bereich der reinen philosophischen Spekulation, wie er in der »Zulassung« gegeben ist, wahrscheinlich schwerer zurechtfinden, als in

diesen Kapiteln aus der »Politeia«, deren Heilsblick offenkundiger die gegebene Situation einschließt. Und zugleich wäre es (was ja vermerkt würde) der wirksamste Hinweis auf das künftig erscheinende Buch. Es fragt sich nur, welcher Gesamttitel diesen Parteien zu geben wäre. Vielleicht finden Sie einen Weg, mir eine Verständigung zugehen zu lassen, wie Sie zu diesem meinem Vorschlag stehen. Es grüßt Sie in herzlicher Verehrung

Ihr Ludwig Ficker

1026 AN ALFRED KUBIN [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
6. Dezember 1945

Verehrter Herr Professor!

Wie soll ich Ihnen danken! Als ich Ihre Zeichnungen zu Trakl sah und Blatt um Blatt auf mich wirken ließ, da war ich zunächst betroffen, dann erstaunt; denn es ging mir auf, daß ein solches Nacherlebnis dichterischer Offenbarung, wie es hier gestaltet ist, nicht nur im Rahmen Ihres eigenen Werks, sondern auch darüber hinaus ein Einmaliges bedeuten müsse. Erschütternd wurde mir klar, daß der Versuch, im Wandelpanorama Trakl'scher Gesichte als Zeichner festen Fuß zu fassen, Schwierigkeiten und Widerständen fast grundsätzlicher Natur begegnen mußte; er konnte nur gelingen durch eine beherzt solche Bedenken ausschaltende Macht der Erleuchtung nach entsprechend beharrlicher Vertiefung in die gleitenden Beweggründe und in die Tragweite der seelischen Ergriffenheit, aus der heraus die Trakl'sche Vision in jedem Augenblick ihrer Gestaltwerdung gehoben ist, um als Firmament der Schwermut den eigentümlichen Bildersturz in die Tiefe einer Wahrnehmung, die nicht von dieser Welt scheint und doch unerschütterlich in ihr gründet, gleichsam unbegrenzt zu überwölben. Die Gefährlichkeit dieses Experiments und das zunächst wohl Abschreckende für einen Künstler, der das Sehertum der Trakl'schen Dichtung im Spiegel einer Bildkunst, die den heterogenen Ausdrucksmitteln der Zeichenfeder anvertraut ist, wesenhaft verdeutlichen und doch zugleich bei sich geborgen bleiben möchte, liegt auf der Hand. Die Schwierigkeit des Unternehmens leuchtet aber erst vollends ein, und auch, welch ein Weg der Selbstversenkung bei diesem Aufgehen in eine schwer zugängliche und doch mächtig anziehende Bruderpsyche hier zurückgelegt ist, läßt sich erst ermessen, wenn man Ihre Blätter vor sich sieht und feststellen muß, wie sehr das große Wagnis geglückt ist. Ja, es ist so, wie mir Dr. Zangerle, der gütige Überbringer Ihrer Zeichnungen, schon früher mitteilte: »Ich hatte nicht geglaubt, daß es zwischen Dichtung und bildender Kunst eine derartige Osmose geben könne. Wieviel Dunkles des Dichters hat die Zeichenfeder Kubins erhellt! Der Gang des Trakl'schen Schicksals selber ist, Stufe um Stufe hinab, gezeichnet. Der Opfercharakter dieses Lebens leuchtet dem Betrachter unmittelbar ein.«

1027 VON WILLI REICH

Dr. Willi Reich  
Riehenring 11, Basel

Basel, am 13. Dezember 1945.

Hochverehrter, lieber Herr von Ficker,

Hoffentlich haben Sie die Grüße, die ich Ihnen im Sommer durch Herrn Professor Nicolussi sandte erreicht. -- In den letzten Monaten habe ich ganz besonders viel an Sie gedacht, da ich Herrn Kurt Horwitz, mit dem ich mich vor zwei Jahren im Zeichen von Karl Kraus in einer mich sehr ehrenden und beglückenden Freundschaft zusammengefunden habe, bei seiner Trakl-Neuausgabe helfen durfte. Immer wieder kamen uns die Zeugnisse Ihrer großen helfenden und erklärenden Leistungen am Werke Trakls entgegen, und bei allen unseren Maßnahmen war unser erster und letzter Gedanke: »Was wird Herr von Ficker dazu sagen? -- Wird es ihm auch recht sein?« -- Nun werden Sie inzwischen das Buch wohl erhalten haben. Mit banger Spannung erwarte ich Ihre Stellungnahme dazu. Und nochmals möchte ich Sie des guten Willens und der Freude versichern, mit denen ich an dem großen Werk mitgearbeitet habe. Hoffentlich ist das Resultat nicht allzusehr hinter der guten Absicht zurückgeblieben!

Bei unseren letzten Begegnungen in Zürich hat mir Herr Horwitz viel von den Nachrichten erzählt, die er von Ihnen und Paula Schlier empfangt. Alles, was ich hörte, hat mich tief erschüttert. Ihr fester Glaube, daß all das Leid, das über Sie und die Ihren gekommen ist, doch das Prüfungswerk einer unendlich gnädigen Vorsehung ist, hat mich aber ebenso erhoben, wie Ihr sicher für Sie sehr tröstlicher Dienst an Ihrem großen »Brenner«-Werk und an dem neuen Buch von Paula Schlier.

Sehr schön wäre es, wenn der Plan, Ihnen eine Fahrt in die Schweiz zu ermöglichen, gelingen würde. In diesem Falle rechne ich damit, Sie hier in Basel bei uns oder in Zürich zu sehen.

Von mir ist nicht viel zu berichten: Eine unbeschreibliche Fügung hat mich im Januar 1938 auf einen journalistischen Posten nach Basel geführt. Beim »Anschluß« konnte ich meine Frau und Tochter nachkommen lassen. Meine lieben Eltern und meine beiden Schwestern fielen leider in die Hände der Nazi und mußte[n] elend zugrundegehen; auch meine Frau hat unter ihren Berliner Verwandten schwere Verluste. -- Auch sonst hörten wir von allen Seiten viel Trauriges. Ganz besonders schmerzlich hat mich in letzter Zeit die Nachricht von der Ermordung Anton Webers getroffen. Unter all den Musikern unseres Kreises stand er Trakl am nächsten. Wir hatten noch das Glück, ihn zweimal bei uns in Basel während des Krieges zu sehen. Einmal bei einer sehr schönen Aufführung seiner Lieder nach Texten von Hildgard Jone. -- Wissen Sie etwas von ihr und ihrem Gatten???

Sehr hat sich nach Ihnen bei mir Freund Krenek erkundigt. Er lebt schon seit 1938 in den USA und ist schon amerikanischer Bürger.

Es hat sich auch gefügt, daß ich der Verwalterin des Nachlasses von Karl Kraus -- Frau Helene M. Kann -- in manchen Angelegenheiten zur Seite stehen konnte (sie



lebt seit 1939 in Lugano). Gemeinsam mit Herrn Horwitz haben wir manches Unziemliche, das hier mit Karl Kraus verbunden werden sollte, verhütet. Auf die vor kurzem erfolgte Neuauflage der »Letzten Tage der Menschheit[«] konnte ich leider nicht in dem Maß Einfluß nehmen, wie ich gerne gewollt hätte, da der Verleger nicht genügend Zeit zur Korrektur ließ. -- Ich hoffe aber, Ihrem Brenner-Verlag bald manches Wertvolle aus den Beständen des Kraus-Archives zuführen zu können. -- Auch in jeder anderen Beziehung bitte ich Sie, über mich für Ihre Verlagsarbeit und auch sonst jederzeit zu verfügen.

Heute möchte ich mir noch eine Anfrage wegen des Tyrolia-Verlages erlauben. Dort ist 1937, herausgegeben von Rudolf Blüml, das Buch »Der Friede« von Ignaz Seipel ersch[ie]nen. Ich habe nun vielleicht die Möglichkeit, die beiden ersten Teile dieses Buches in einem Schweizer katholischen Verlag neu herauszugeben. Könnten Sie mich darüber informieren, wie die Rechtsverhältnisse bei diesem Buch sind (ob man sich an die Tyrolia oder an die Erben Seipels -- wer ist das? -- wenden muß)? Verzeihen Sie bitte, daß ich Sie mit dieser Angelegenheit belästige und befassen Sie sich nur damit, wenn es Ihnen nicht die geringste Mühe verursacht. Herzlichsten Dank im voraus und innigste Grüße und Festtagswünsche an Sie alle!

Herzlichst Ihr ergebener

Willi Reich

1028 VON KURT HORWITZ

Kurt Horwitz  
Zürich 7  
Schönbühlstr. 22

16. XII 45

an  
Ludwig von Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Sehr verehrter, lieber Herr von Ficker, --

gestern Abend kam Ihr lieber Brief vom 1./2. XII., -- zugleich mit dem Paula's vom 6. XII. -- Beides kam via Genf; der Absender verlangt eine umgehende Antwort. Ich muß mich also wieder beeilen, -- aber wir hoffen, daß man bald wieder normal nach Österreich schreiben kann -- wenigstens heißt es so -- und vor Allem hoffen wir, Ihrer Tochter bald das sagen zu können, was schwierig zu schreiben ist, und wir hoffen, ihr das für Sie mitgeben zu können, was Herr Dr. Eckl nicht mitnehmen konnte. Ihr Dank für das Wenige beschämt uns sehr; es war deshalb so wenig, weil Dr. E. einfach nicht mehr mitzunehmen wagte. Dabei wäre es jetzt ziemlich einfach, zu helfen, -- ohne daß Sie das Gefühl haben müßten, es sei bei dieser Hilfe irgend etwas an Opfer dabei. Im Gegenteil: Der Trakl wurde von Goverts für Deutschland über-

127

nommen, und auch hier begegnet er großem Interesse. Birgit wird Ihnen hoffentlich darüber berichten können. Mit Bangen erwarten wir Ihr Urteil. Der Rohabzug, den Sie erhielten, ging ohne mein Wissen an Sie ab; die Fehler sind alle getilgt worden. Bei den Korrekturen half mir ein Herr Dr. Willi Reich aus Wien, der seit Jahren in Basel lebt. Ohne seine treue und fachmännische Hilfe wäre das Buch noch lange nicht herausgekommen. Herr Dr. R. – dessen Brief an Sie ich hier beilege – gab in Wien eine Musikzeitschrift heraus, die er im Sinne von Karl Kraus führte. Dr. R. ist Konvertit und sein ganzes Wesen ist Bescheidenheit und Treue zu Karl Kraus, Haecker und zu seinen Freunden Alban Berg, Krenek, Anton von Webern. Er hat, ebenso wie ich, mit Freude an der Trakl-Ausgabe mitgewirkt, deren greifbare Früchte von Schifferli, Dr. R. und mir für Sie bestimmt sind, und hoffentlich – Gott gebe es! – für den »Brenner« und Paula's Buch. Ich habe hier im sogenannten »Literarischen Club« einen kleinen Vortrag über Trakl gehalten, – wobei ich auch Ihre letzte Begegnung mit G. T. vorlas, die wiederum – wie einst in München – Alle erschütterte. Es war eine große Ehre für mich, in diesem Zusammenhang von Ihnen, Kraus und Haecker sprechen zu dürfen. Wahrscheinlich soll ich vor der Basler Studentenschaft den Vortrag wiederholen. Die Trakl-Ausgabe werden Sie hoffentlich bald erhalten. Ihr Äußeres ist für die momentanen hiesigen Verhältnisse – auch hier ist das Material knapp und schwer zu beschaffen – anständig. Die ersten Hinweise in den Zeitungen sind gut und voller Achtung. Man hält hier noch bei Rilke, Hofmannsthal und George, und meine absolute Einordnung Trakls mag diesem oder jenem nicht passen, – auch Karl Kraus und Theodor Haecker begegnen hier noch oft einer Einstellung, die in jedem Sinne von gestern ist. Aber die jüngeren Menschen sind aufgeschlossener und dankbar für die Vermittlung des kaum Gekannten. –

Lieber Herr von Ficker, – wir hoffen innig, Sie doch im Frühjahr (wenn nicht schon früher) hier zu sehen, denn vorläufig fahren Ruth und ich nur für kurze Zeit nach München, um erst einmal zu sehen und zu hören. Ruth hat noch kein Engagement. Ich werde wohl im Herbst ein Stück in München inszenieren, aber noch nicht ganz übersiedeln. Für uns ist das Alles ja nicht so einfach, – Ruth kann in Anbetracht ihrer Jugend unbeschwerter zurückkehren. –

Johannes Haecker hat uns aus England geschrieben. Er ist wieder in einem Lager, wo es ihm nicht gerade gut, aber auch keineswegs schlecht geht. Haecker's Ansehen in Deutschland ist groß. An der Universität Bonn soll ein Theodor-Haecker-Institut gegründet werden. –

Aus München, Wien und von Ihnen wissen wir, was für ein Winter überall in Deutschland und Österreich zu überstehen ist, und ich sprach amerikanische Offiziere, die in Bayern Dienst tun, und die mit Bangen von dem Mangel an Allem redeten, obwohl es sie persönlich nicht betrifft. Es wäre nicht schwierig, ein wenig zu helfen, wenn man regelmäßig und in normaler Zeit Pakete senden dürfte. Wir hoffen aber doch, daß man ein Einschen haben wird, und daß wir Ihnen und den Wiener Angehörigen wenigstens mit dem Allernotwendigsten beistehen können. –

Heute ist der dritte Sonntag im Advent: Wir gedachten in der Kirche Ihrer und der Ihren und Paulas, und wir werden auch an Weihnachten an Sie Alle innig denken. Gott behüte Sie!

Mit den herzlichsten Grüßen und in treuer Ergebenheit –

Ihre Horwitzens

Innsbruck-Mühlau, 21. Dezember 1945

Sehr verehrtes Fräulein Kockerbeck!

Ihr Brief war mir eine Mahnung und Beschämung. Er hat mich tief berührt, tief wie der erste, den ich bis heute unbeantwortet gelassen habe. Als jener erste in meine Hände gelangte, war ich eben von schweren Schicksalsschlägen getroffen worden, die es mir unmöglich machten, ihn so zu beantworten, wie es einer schwesterlichen Seele gegenüber, deren Leideinsamkeit mir nahe ging, meine Schuldigkeit gewesen wäre. Es kommt manchmal so viel Leid zusammen, daß man nach außen ganz gelähmt wird, während im Inneren alle Quellen mitmenschlichen Verstehens aufbrechen. So erging es mir damals, als ich Ihren Brief erhielt. Ich legte ihn zu jenen wertvollen, deren Beantwortung zu geeigneter Stunde mir besonders am Herzen liegt. Aber meine Kräfte, die Kräfte eines alternden Mannes, der seine und die Existenz seiner Familie nur mühsam über Wasser zu halten vermag, schwanden und schwinden dahin, und so muß ich Sie gütigst um Entschuldigung bitten, daß ich erst heute Ihrem ergreifenden Anruf mit diesem schwachen Zuspruch, der mir jedoch vom Herzen kommt, zu begegnen suche.

Vor allem: fürchten Sie nichts für sich und Ihre geistige Widerstandskraft, so sehr es den Anschein haben mag, als seien Sie momentan – und vielleicht auch noch eine kurz befristete Zeit lang – von allen guten Geistern in Gestalt wahrer Freunde, die Ihrer Bedrängnis zu Hilfe kommen könnten, verlassen. Diese Befürchtung wird sich als grundlos erweisen. Sie sind ein tiefveranlagtes Wesen, ein Wesen von ungewöhnlicher Charaktersubstanz und einem Einfühlungsvermögen in die Ausgesetztheit menschlicher Kreatur, das erstaunlich ist und um so mehr erschüttert, als sein An- und Aufschlußbedürfnis mit einem leidenschaftlichen Selbstbewahrungsdrang gepaart ist. Noch nie habe ich Trakl und die ganze Tragweite seiner gefaßten Verzweiflung von einem weiblichen Wesen so tief verstanden und in ihrer gefährlich lockenden Macht erkannt gefühlt wie von Ihnen. Das will etwas heißen, und ich glaube ermessen zu können, was für Sie und Ihr künftiges Schicksal damit auf dem Spiel steht. Ich weiß aber auch, daß solche Naturen wie Sie *nicht* dem Untergang geweiht sind – vollends heute nicht, wo Menschen, die in ihrer Geistempfänglichkeit zu jedem Opfer bereit sind (auch zu dem ihrer Selbstbehauptung vor Gottes Willen), von der Vorsehung einer Erleuchtung zugeführt werden, die vielen Mitmenschen zugute kommen wird. Darauf deutet auch hin, daß der verborgene Lenker unserer Geschicke Sie und Ihre heimlich wachsende Erkenntniskraft derzeit unter Sperre hält, was Ihnen und Ihrer Sehnsucht nach Licht – denn vorderhand leben Sie ja wie in einem dunklen Verließ, nicht wahr – täglich schwerer erträglich vorkommen muß. Solche Akte der »unbarmherzigen Barmherzigkeit« Gottes betreffen fast nur Menschen, die er zu seinen Lieblingen erkoren hat, und die Heimsuchungen, die er ihnen schickt, dienen der Erprobung ihrer Demut und Geduld, denn ohne diese taugen wir als Werkzeuge der Vorsehung nicht viel.

Lassen Sie sich also bitte von Ihren jetzigen Bedrängnissen nicht unterkriegen und fürchten Sie keine Umnachtung! Sie sind ein Mensch von aufgespeicherten Kräften,

denen das Schindeldach über dem Kopf den Atem benimmt – ein Zeichen, daß die Stunde der Befreiung nicht fern ist und der Himmel schon nahe, unter dessen Firmament sie sich werden geborgen fühlen. Auch Art und Maß unseres Opfers bestimmt uns der Herr, und jeder Vorgriff in seine Verfügungsgewalt rächt sich. Ihr Geist ist, trotzdem er zur Schwermut neigt, gesünder, als Ihnen heut zu Bewußtsein kommt. Das sagt mir jedes Wort, das Sie mir schreiben, und darauf bauen Sie, bitte!

Im übrigen bin ich der Ansicht, daß aus all den Katastrophenabgründen, die sich vor uns aufgetan haben, ein sehr geistesmächtiges Zeitalter im Aufsteigen begriffen ist, und daß wir da – in diesem de profundis – den anderen Völkern etwas voraus haben werden.

Es grüßt Sie in Ergebenheit, mit allen guten Wünschen für das neue Jahr

Ihr Ludwig Ficker

1030 AN FRANZ GLÜCK

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
27. Dez. 1945

Lieber Herr Doktor!

Auch ich wollte Ihnen nach Wiedereröffnung der Postverbindung mit Wien ehestens schreiben, aber die Sorgen und Heimsuchungen, die über mich und meine Familie gekommen sind, haben mir so zugesetzt, daß mir jede Mitteilung schwer fällt. Wohl hätte ich jetzt mehr Zeit, da ich meine jahrelange Beschäftigung als Korrektor in der Tyrolia aufgegeben habe, um den Lebensrest, der mir noch bleibt, ganz dem Brenner und, soweit dies möglich ist, der Wiederbelebung des Verlags zu widmen. Aber die nächste Folge war, daß mir die Abspannung und der Schwund meiner Kräfte nun erst recht empfindlich zu Bewußtsein kam und alle Versuche, meiner Erschöpfung Herr zu werden, an den drückenden Lebensumständen zunächst scheiterten. Wohl rechne ich damit, daß ich den nächsten Brenner – voraussichtlich im März, wenn alles gut geht – herausbringen kann, und ich möchte glauben, daß er der Welt, soweit sie geistiger Besinnung noch zugänglich ist, etwas zu sagen hat. Aber ich weiß nicht, ob er nicht meine letzten Kräfte aufzehren wird – denn Erleichterungen, die sich mir in letzter Zeit anzubieten schienen, habe ich ihrer fragwürdigen Natur halber schließlich abweisen müssen – und so halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß ich nach Erscheinen dieses Brenner reif zum Hinfallen sein werde. Das ficht mich indes nicht an, im Gegenteil: es erfüllt mich mit Zuversicht. Denn persönlich lösche ich gern aus – wenn nur das Licht wächst, dem ich gefolgt bin! Dann haben auch die Prüfungen, denen ich jetzt ausgesetzt bin, ihren Sinn.

Froh bin ich für Sie, wirklich froh für Sie und die Ihren, daß Sie doch sichtlich behütet durch diese furchtbare Zeit gekommen sind und nun wieder ungescheut Ihrer so sehr ersprießlichen Tätigkeit im Verlage Schroll nachgehen können. Die schönste Frucht haben Sie uns ja sogleich mit dem herrlichen Weihnachtsalmanach für das kommende Jahr beschert, der wieder oesterreichische Luft aus entfernteren

Himmelsgegenden einströmen läßt, als sie heute, nach dieser beispiellosen Unwetterkatastrophe, trotz versprechender Ansätze mehr zusammengeschwefelt als überzeugend wahrgenommen werden. Die oesterreichische Wendigkeit im Verkennen der eigenen Situation, wie sie im Gesamtbild der europäischen Verschuldung gegeben ist, hat etwas beunruhigend Problematisches an sich, und Sie haben recht, wenn Sie im Nachwort zu Ihrem Almanach die Gefahren, die sie heraufbeschwört, ungeschweht andeuten. Sollten wir mit einem blauen Auge davonkommen, was noch gar nicht so sicher ist, dann kann man nur wünschen, daß wir uns nicht zu viel darauf einbilden; sonst steht zu befürchten, daß nach Rückgang der Konjunkturgeschwulst die alte Verblendung übrig bleibt und alle guten Vorsätze an der Kultivierung unseres optimistisch geschwächten Sehvermögens scheitern. Zum Glück ist die Wirklichkeit, die sich durchsetzt, mächtiger und in ihren Konsequenzen die Gewissen aufrüttelnder als alle programmatische Betriebsamkeit, mit der man ihr begegnen oder gar zuvorkommen möchte. Dies sage ich, gerade weil ich überzeugt bin davon, daß aus den Abgründen, die sich vor uns aufgetan haben, ein sehr geistesmächtiges Zeitalter im Aufsteigen begriffen ist.

Also nochmals: haben Sie Dank für den Almanach und die schöne Publikation über Konrad Witz, die Sie meiner Frau zu Weihnachten beschert haben!

Eine kleine Freude hoffe ich Ihnen mit dem beiliegenden Bildchen zu bereiten. Es ist eine Aufnahme vom Palatin in Rom aus dem Jahr 1907. Sie zeigt ganz rechts Ihren Vater (der hoffentlich die böse Zeit in London gut überstanden hat), vor ihm sitzend mit Bocksbart und weißer Weste – mich; links von mir Viktor Fleischer und Voitech Birbaum, im Hintergrund stehend Ernst Diez, alles – bis auf mich – erprobte Kunsthistoriker von der Tafelrunde beim alten Fiorelli hinter San Carlo al Corso. War das eine schöne, sorglose Zeit!

Es grüßt Sie, Ihre liebe Frau und Wolfgang mit allen guten Wünschen für das kommende Jahr, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P.S. Hans Kestranek ist nun wieder nach St. Gilgen übersiedelt. Auch von ihm wird der nächste Brenner einen Beitrag enthalten – ich hoffe, zu seiner Freude; es ist die erste Arbeit, die der 72-jährige der Öffentlichkeit anvertraut!

# 1946

1031 AN GERTRUD VON LE FORT

Innsbruck-Mühlau, 3. März 1946

Verehrteste Baronin!

Endlich habe ich die Möglichkeit, Ihnen meinen Dank für die wunderschöne Gabe zukommen zu lassen, die mir im Herbst Michael Brink von Ihnen für den »Brenner« überbrachte. Diese Verse vom vergessenen Vaterland, dem Vaterland der Vergessenen: Dieser wehende Schleier der Pietät über allem, was unseren Herzen, den Abschied nehmenden, teuer blieb, ist so ergreifend, daß er im Bildraum des nächsten »Brenner«, seiner Trauer und seiner gleichwohl alle Trauer übersteigenden Zuversicht, unvergeßlich bleiben wird. Haben Sie Dank, teuerste Baronin, für Ihr Entgegenkommen! Ich hoffe, diesen »Brenner« noch vor Pfingsten herausbringen zu können.

Mit allen guten Wünschen für Sie und Ihr Werk bin ich in Ergebenheit stets Ihr  
Ludwig v. Ficker

1032 AN MARIA STRACHWITZ-TRAPP

Innsbruck-Mühlau, 9. März 1946

Dank, verehrteste Gräfin,

für Ihren köstlichen Gruß! Aber bitte, erwarten Sie nichts von mir – auch nicht von einer erzählten Biographie, deren ich gewiß so wenig mächtig bin wie einer geschriebenen. Denn erstens ist mein Leben von der Wiege bis zum Grabe ein einziger faux pas; und zweitens lebe ich wesentlich stumm wie ein Fisch, noch dazu wie einer, der des Gewässers, in dem er sich bewegt, nie ganz sicher sein konnte. Einstmals wähnte ich, ein Hecht im Karpfenteich zu sein, aber dann blickte ich der Wahrheit auf den Grund und sah mich nun in meinem Element: als der alte Karpfen im Hechtsee, der nun nur noch darauf wartet, von der Liebe Gottes vollends verspeist zu werden. So ist man in diesen Zeiten der Hungersnot vielleicht doch zu etwas nütze gewesen und aufgefressen ad majorem Dei gloriam kann man den Hechten nur zurufen: wohl bekomm's!

Aber sehen Sie, teuerste Gräfin, das ist nun so eine Art, geistreich sein zu wollen, die mir noch fürchterlicher erscheint als die Geistlosigkeit. Denn sie spielt sich lediglich im Bereich des Interessanten ab, des – wenn auch verbindlich – Amüsanten,

132

und das ist ein fragwürdiger Tummelplatz für geistige Haltungen, die Gott und der Wahrheit die Ehre geben möchten. Jedenfalls ist das *mein* Fall und das Bedenken, an dem *ich* laboriere, und da haben Sie in nuce die ganze Biographie, die ich in ihren Einzelheiten weder erzählen noch schreiben kann. Dafür, das spüre und sehe ich, haben Sie, die Sie Gott sei Dank so manches nicht verstehen, was nur im Raume abstrakter Erkenntnisse – und da oft nur schwer – begreiflich zu machen ist, ein ausgezeichnetes Verständnis, und ich rechne es Ihnen und Ihrem prächtig gewachsenen Humor, dieser seltenen Gnadengabe der Vorsehung über den abgrundtiefen Kümernissen des Lebens, hoch an, daß er mir gestattet, in Ernst und Scherz jene Aufrichtigkeit zu wahren, die ich Ihnen und Ihren eigenen Gewissensnöten ganz besonders schuldig zu sein glaube.

Selbstverständlich bekommen Sie den »Brenner«, sobald er erschienen ist. Hier lege ich Ihnen die Äußerungen Goethes zu Riemer über die Deutschen bei, deren ich neulich Erwähnung tat.

Mit allen guten Wünschen für Ihren Aufenthalt in Oberoesterreich  
grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig v. Ficker

1033 AN MICHAEL BRINK

Innsbruck, 14. März 1946

Lieber Herr Brink!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht sofort zurückschreiben konnte. Es ist schon richtig, was Sie mir zu verstehen geben: Ich hätte vorsichtiger sein müssen. Ich hätte mir überlegen sollen, wohin es führen konnte, wenn ich Ihnen, der Sie mich ja nie darum ersucht hatten, das noch unfertige und lückenhafte Brenner-Konzept zur Einsichtnahme anvertraute. Das war in der Tat eine Unvorsichtigkeit von mir, umso mehr, als ich meinen Anspruch auf Alleinbetreuung dieser Brenner-Folge ja nie aufgegeben hatte. Aber warum tat ich das? Weil ich Sie überzeugen wollte, welch überstürztem Unternehmen es gleichkäme, wenn ich Ihrem damaligen Drängen nach unverzüglicher Herausgabe des Brenner (das Sie mit der bevorstehenden Währungsumwertung begründeten) nachgeben würde.

Es war also für meinen Entschluß doch eine sachliche Erwägung und jene Respektierung Ihrer Person maßgebend, die ich einem Menschen, der sich mir als Verlagshelfer angeboten hatte, schuldig zu sein glaubte. Diese Rücksichtnahme auf eine Vorzugsstellung, die ich Ihnen in meinem Herzen wie in meinen Dispositionen als Verleger eingeräumt hatte, können Sie mir doch heute kaum zum Vorwurf machen. Nach einem solchen sieht es aber aus, wenn Sie Ihre sonderbare Reaktion auf mein argloses Verhalten nun mit dem Hinweis zu erklären versuchen, ich hätte diesen meinen spontanen Vertrauensbeweis eben eigens noch und ausdrücklich als solchen kennzeichnen müssen, um ihn vor Mißdeutung durch Sie zu schützen. Nein, wahr-

haftig, darauf war ich nicht gefaßt. Das konnte mir einem Manne gegenüber, der wußte, welche Herzenssache mir der Brenner ist, und dessen Feinfühligkeit anzuzweifeln ich bis dahin keinen Grund hatte, nicht in den Sinn kommen. Sonst hätte ich Sie natürlich um Geheimhaltung gebeten oder aber, was wahrscheinlicher ist, die Sachen einfach für mich behalten.

Nachdem mir aber dieses Mißgeschick nun einmal passiert war und auch noch das weitere: daß Sie Brenner-Beiträge, die Ihnen selbst noch nicht bekannt gewesen, anderen Menschen zur Lektüre auslieferten (und nicht bloß Ihrer Frau und Herrn Thurmair – da läßt Sie Ihr Gedächtnis im Stich, Herr Brink!), dann durfte ich doch wenigstens erwarten, daß Sie Ihre Einwände und Bedenken auch mir anvertrauen würden, der ich ein erstes Anrecht darauf zu haben glaubte. Diese Rücksicht, scheint mir, hätte ich verdient. Statt dessen beschränkten Sie sich darauf, Ihr Mißfallen an dem Aussehen dieses Brenner in Kreisen kundzugeben, mit denen Sie offenbar mehr Fühlung hatten als mit mir und die schon vorher, noch ehe der wahre Sachverhalt mir klar durchschaubar war, Versionen über eine Umgestaltung des Brenner in Umlauf gesetzt hatten, die zu Rückfragen (selbst von auswärts!) führten und mich zu Richtigstellungen zwangen, die ich lieber vermieden gesehen hätte. Wie peinlich mir diese Erfahrung war, habe ich Ihnen nicht verschwiegen, und wenn Sie schon der Meinung sind, daß die Vorgänge, die zum Entstehen solcher Gerüchte führten, auf einem Mißverständnis Ihrer Aussagen beruhen müßten, Sie also nichts angingen, dann war es doch wirklich hoch an der Zeit, nun endlich auch mich wissen zu lassen, was Sie an meiner Führung des Brenner eigentlich auszusetzen haben. Das war doch auch der Zweck des ersten Briefes, den ich Ihnen nach Barwies schrieb – damals, als ich Ihnen sagen mußte, warum mir die Arbeiten Ihres Freundes Thurmair, die Sie mir zur Annahme empfohlen hatten, bei aller Schätzung seiner Begabung nicht recht in den Brenner zu passen schienen. Dabei bezog ich mich, um Sie mit meinem Standpunkt in dieser Angelegenheit vollends vertraut zu machen, auch auf jene Gerüchte, die mir zu Ohren gekommen waren und die mir eine Klarstellung der Situation zwischen uns dringend wünschenswert erschienen ließen. Aber auch in der folgenden Unterredung, um die ich Sie gebeten hatte, gingen Sie aus Ihrer Zurückhaltung in diesem Punkt nicht heraus, obwohl ich Ihnen dies leicht zu machen suchte, sondern schwiegen sich darüber auch weiterhin mir gegenüber aus. Das sind keine Haltungen, die ich acceptieren kann, und wenn Sie heute andeuten, es sei Ihnen eine Offenheit, wie sie Ihnen anderen gegenüber ein Bedürfnis war, mir gegenüber verwehrt gewesen, weil ich mir ja die Alleinentscheidung über diesen Brenner ausbedungen hatte und Sie dies respektieren wollten, so weiß ich nicht, ob eine solche Erklärung einem Manne, der freundschaftlich mit mir zusammenarbeiten wollte, mir aber so wenig Einblick in die Hintergründe seines eigentümlichen Verhaltens gewährte, gut zu Gesicht steht. Nun, darüber mögen Sie mit sich selbst zu Rate gehen. Nur möchte ich Sie herzlich bitten, für all das Verstimmende, das sich in unseren Beziehungen herausgestellt hat, nicht Menschen mitverantwortlich zu machen, die wissen, was sie ihren Mitmenschen an christlicher Rücksicht schulden und die Ihnen und Ihren persönlichen Anliegen immer mit jener Unbefangtheit, Wahrheitsliebe und Empfänglichkeit für sachliche Klarstellungen begegnet sind, die ihrem aufgeschlossenen Wesen entspricht.

Ich hoffe, Ihnen die Korrekturfahnen Ihrer Abhandlung »Der Armut entgegen«



demnächst übermitteln zu können, und grüße Sie inzwischen mit allen guten Wünschen für eine baldige Behebung Ihrer augenblicklichen Schwierigkeiten  
als Ihr

Ludwig Ficker

1034 AN JOSEPH BERNHART

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
am 31. März 1946

Sehr verehrter Herr Doktor!

Jetzt endlich ist die Postsperre nach Deutschland aufgehoben, und so sei es mein Erstes, Ihnen Dank zu sagen, von Herzen Dank für die wertvolle Gabe, die Sie durch Michael Brink seinerzeit dem »Brenner« zukommen ließen. Nichts hätte mir als Beitrag erwünschter sein können als diese großgefaßte Betrachtung über das technische Zeitalter, die ich aus den Abhandlungen, in die Sie mir gütigerweise Einblick gewährten, ausgewählt habe, weil sie die katastrophale Tragweite der Gefahr, in die das Menschenwesen, das vielfach ahnungslose, heute verstrickt ist, in einer Weise wahrnehmbar macht, die allen Geistempfänglichen, denen das eigene wie das Heil der abendländischen Menschheit Sorge bereitet, auf weite Sicht die Augen öffnen muß. Es ist mein innigstes Bestreben, mit dem nächsten »Brenner« allen Denkenden und einer tiefer aktuellen Kontemplation Zugänglichen die ganze Weite des katholischen Geisteshorizonts neu zu erschließen – vor allen auch jenen, die mit ihrem erschütterten Gewissen noch außerhalb der Kirche stehen – und da werden Sie, ohne daß ich weiter ein Wort darüber verliere, begreifen, was mir bei Verfolgung des gesteckten Ziels Ihre grundlegende Betrachtung als willkommene Hilfe bedeutet. Daß Sie dem »Brenner« diese Aufmerksamkeit erwiesen, war mir eine besondere Freude; und eine weitere, daß ich in demselben Band eine Arbeit unseres verehrten Freundes Hans Kestranek veröffentlichen darf, seine schöne Abhandlung über Zulassung und Rechtfertigung.

Die Satzarbeiten an diesem »Brenner« sind fast vollendet – es wird ein ziemlich umfangreiches Heft, das auch volles Verständnis bei der Druck genehmigenden Besatzungsinstanz fand – und so hoffe ich, ihn bis Pfingsten herausbringen zu können. Gebe Gott, daß er dann seine Wirkung in jenem Geist der Besinnung übt, in dem er als Ganzes wie im einzelnen konzipiert wurde!

Da die Sendung von Spaltenabzügen derzeit untunlich ist, bitte ich mit der Zusicherung vorlieb zu nehmen, daß ich selbst für Korrektur und Revision des gesetzten Textes gewissenhaft besorgt sein werde. Und mit der weiteren Bitte, das Honorar für Ihren Beitrag erst nach Erscheinen überweisen zu dürfen, grüßt Sie in besonderer Hochschätzung und Dankbarkeit

Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, 16. April 1946

Sehr verehrter Herr Doktor!

Ihr freundliches Schreiben, das ich heute erhielt, wagte ich kaum zu öffnen. Mußte ich doch besorgen, daß es ein Ausdruck der Ungehaltenheit sein würde, weil ich noch immer nicht meinen Dank für Ihre gütige Sendung vom Februar abgestattet habe. Meine Furcht indes war unbegründet, und so will ich dieses Aufatmen gleich benützen, um das Versäumte nachzuholen.

Ihre Gedichte haben mich sehr interessiert und im Spiegel Ihrer Dichtkunst gewinnen auch die Erläuterungen, die Sie dazu geben – die Einfügung z.B. vokalverwandelter, nur auf die Konsonanten hin gewagter Reimgestaltungen – überzeugende Beweiskraft. Aber diese artifiziellen Dinge sind es nicht, an denen ich mit meinem Interesse hängen bleibe, ja ich erblicke in ihnen eher eine Gefahr, die Aussicht auf die Tiefenführung Ihrer Gestaltungsperspektive zuvörderst in ein Augenmerk für diese artistischen Gekonntheiten abzulenken. Man muß sich erst tiefer in Ihre Verse und in das Blickfeld ihrer Motive hineinversetzen, um der Adaequanz mit ihrer zunächst auffallenden formellen Meisterung gerecht und der Tragweite ihrer Resonanz vollends inne zu werden. Ist man so weit, dann hat man das Eigentümliche Ihrer Begabung unter dem Führungsbogen einer altvertrauten, kaum da und dort befremdenden Formgesetzgebung entdeckt, und man darf sich des Fundes wie der Begegnung erfreuen. Wenn Sie einverstanden sind, würde ich z.B. die Gedichte »Der Baum«, »Stilleben von Cézanne«, »Van Gogh« und »Kubin« unter einem einheitlichen Titel (etwa »Die späten Horizonte« – oder?) für die Veröffentlichung im »Brenner« in Betracht ziehen; nur weiß ich nicht, ob ich sie noch in diesem, der um Pfingsten erscheinen soll, unterbringen kann. Vielleicht äußern Sie sich darüber umgehend.

Trakls Selbstporträt, das Sie gesehen haben, wurde von Frau Jone, soviel ich mich erinnere, beschnitten. Wohl um es künstlerisch zu heben. Ich fragte nicht nach dem Grund. Aber als ich es sah, gab es mir einen Stich durchs Herz. Es scheint mir, schon aus Pietätsgründen wäre es angezeigt gewesen, das Bild, das Trakl in einer Stunde der Verzweiflung gemalt hat, in seinem ursprünglichen Zustand zu belassen: also mit der braunen Mönchskutte, die nun fehlt. Aber sagen Sie bitte Frau Jone, der ich das Bild seinerzeit geschenkt habe, darüber nichts!

Von der en-face-Photographie Trakls besitze ich selbst noch ein Exemplar, aber Abzug kann keiner mehr hergestellt werden, da die Platte dazu nicht mehr existiert. Doch ließe sich vielleicht bei Rückkehr normalerer Verhältnisse eine Ansichtskarte darnach im Brenner-Verlag herausbringen. Das würden mit Ihnen sicher viele Verehrer des Dichters begrüßen.

Sollte es mir gelingen, nach Erscheinen des nächsten »Brenner« dem Verlag noch irgend welche Zukunftsaussichten zu sichern, dann würde es mich freuen, in Ihre weitere Produktion – auch in Ihre Übersetzungsproben – Einblick nehmen zu dürfen.

Es grüßt Sie für heute in Hochschätzung

Ihr dankbar ergebener

Ludwig Ficker

1036 AN GUSTAV KECKEIS [Entwurf]

Encyclos-Verlag A.G.  
Herrn Dr. Gustav Keckeis  
Zürich, Münsterergasse 4

[wahrsch. 1946]

Sehr geehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute Ihrem Wunsche entsprechen kann, da Ihr Brief verspätet in meine Hände gelangte.

Geboren bin ich in München am 13. April 1880 als Sohn des Historikers Julius Ficker. Gymnasialstudien in München und Innsbruck, kunstgeschichtliche Studien in Berlin, Wien, Rom.

Juni 1910 versuchsweise Herausgabe des »Brenner« als Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur in Innsbruck mit dem Südtiroler Naturphilosophen Carl Dallago als Hauptmitarbeiter und offenem Bekenntnis zur ehtischen Mission des damals noch totgeschwiegenen und lange verkannten Wiener Satirikers Karl Kraus. Weitere Mitarbeiter von Bedeutung: Theodor Däubler, Karl Borromäus Heinrich und der damals auftauchende Dichter Georg Trakl, dessen Förderung ich mir besonders angelegen sein ließ. Zu ihnen gesellte sich kurz vor dem ersten Weltkrieg mit polemischen Beiträgen der noch unbekannte Kierkegaard-Interpret Theodor Haecker.

Nach Ausbruch des ersten Weltkriegs, der mich 1916 an die Südtiroler Front und später nach Galizien bis zum Zusammenbruch 1918 ins Feld rief, erschien noch das Brenner-Jahrbuch 1915, das seine Signatur durch Trakls letzte Dichtungen, Dallagos Laotse-Übertragung und Haeckers Kampfansage an den Krieg und die Führer des Geistes erhielt.

Der Krieg und die Inflation brachten mich um Wohlstand und Vermögen. Ich arbeitete, um mich und meine Familie aus einer prekären Notlage zu befreien, in der Folge als Korrektor in Druckereien, und suchte im Rahmen des Universitäts-Verlags Wagner hier den Brenner-Verlag nach Gesichtspunkten, wie sie für die Zeitschrift maßgebend gewesen, auch als Buchverlag neu aufzubauen. Das gelang in den begrenzten Möglichkeiten, die mir damals geboten wurden. 1919 bis 1921 konnte der »Brenner« wieder als sechste Folge in 10 Heften erscheinen, und von da an in zwanglosen Folgen, meist in Abständen von einem oder auch mehreren Jahren. Tief beeindruckt von der Konversion Haeckers und der Entfaltung seiner ungewöhnlichen Begabung war es dabei mein Bestreben, sowohl der Zeitschrift wie der Buchproduktion die ganze Weite des katholischen Geisteshorizonts zu erschließen, wie sie mir in Haeckers Erscheinung deutlich vor Augen stand. Das führte zum Ausscheiden Carl Dallagos und anderer Mitarbeiter, die meine Unbefangenheit in der Führung des »Brenner« ernstlich bedroht sahen. Aber schon vorher hatte ich in Ferdinand Ebner, der ebenfalls verehrend zu Haecker aufsaß, einem Denker den Weg in die Öffentlichkeit gebahnt, der dem »Brenner« seine Anhänglichkeit bewies und als gewissenhafter Bedenker des Worts, das im Anfang war, ihm zur Sicherung seiner entschieden christlichen Orientierung und Bewegungsfreiheit im Glauben an dieses Wort verhalf. So hatte der Atemraum des »Brenner«, statt verengt, sich im Gegenteil

pneumatisch geweitet, und neue Begabungen konnten in ihm aufleben, um ad majorem Dei gloriam ihrer Berufenheit inne zu werden: Der Geschichtstheologe Ignaz Zangerle z.B. und Dichterinnen wie Hildegard Jone und Paula Schlier. Von dieser ist noch eine besondere Entwicklung zu erwarten, wie die 16. Folge des »Brenner«, die ich – nach zwölfjähriger Unterbrechung – eben vorbereite, allen Geistempfänglichen zur Genüge dartun wird.

Damit lassen Sie mich schließen! Denn von mir selbst ist weiter kein Aufhebens zu machen.

Es wird mich freuen, verehrter Herr Doktor, in Bälde Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, und ich verbleibe inzwischen, mit schönsten Grüßen auch an Ihren Sohn Peter, in Ergebenheit

Ihr

1037 AN AUGUST ZECHMEISTER

Innsbruck-Mühlau, 25. IV. 1946

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Endlich, heute, kann ich Ihnen einen Abzug Ihres Haecker-Gedenkblattes schicken. Wie Sie sehen, habe ich stellenweise vervollständigt und das Ganze ein bißchen nachfrisiert, im übrigen aber Ihr Konzept unangetastet gelassen. Nur der neue Schluß, den Sie hinzufügten, schien mir die Wirkung abzuschwächen, und so ließ ich ihn fort. Bitte, setzen Sie in die Anmerkung das Datum Ihrer Wiener Rundfunkansprache ein, oder teilen Sie mir dieses *umgehend* auf einer Postkarte mit! Ich benötige nämlich den Abzug nicht mehr, falls Sie sonst mit allem einverstanden sind und selbst keine Korrekturen mehr anzubringen haben (was mir natürlich lieb wäre). Ich glaube, es liest sich jetzt alles gut, und auch die Hervorhebung des »Brenner« in seiner Beziehung zu Haecker ist in dieser Form gerechtfertigt und, ohne daß sie ein schiefes Licht auf meine Haltung im Hintergrund wirft, motiviert. Schließlich hat der »Brenner« ja wirklich einen beschwerlichen Weg zurückgelegt – ich spür' es an meiner Erschöpfung, die mich mitunter fast umwirft. Ich hab' ja, das kann ich sagen, in den gewagtesten Augenblicken die Entscheidung immer als Einzelner getroffen und unter Umständen, die mich einer steigenden, oft schmerzlich gespürten Ausgesetztheit überantworteten. Aber bald bin ich über dem Berg – nur weiß ich nicht, ob das nicht der Augenblick sein wird, in dem mir auch stante pede das irdische Lebenslicht ausgeblasen wird.

Entschuldigen Sie, daß ich so unverzeihlich aus mir herausgehe! Aber ich wollte Ihnen nur andeuten, wie sehr die Ausblicke, die Sie in Ihrem Buche eröffnen, meinem eigenen Wahrnehmungsbereich entsprechen und meinem Herzen, das sich heute jeder Zuversicht, deren Quelle die Einsamkeit ist, mehr als je aufgeschlossen hat, entgegenkommen. Es ist ein trostreiches Buch für alle, die sich den Glauben im Innenraum ihres Gewissens, auch wo er von der Kirche und der Barmherzigkeit Gottes umhegt ist, nicht leicht machen können, und darum begrüße ich es ohne Vorbehalt im Hinblick auf den Segen, den es in den Herzen vieler stiften kann, die den Ernst der Stun-

de spüren, aber auch ahnen, daß ihm auf ausgetretenen Pfaden nicht zu begegnen ist. Gerne will ich es Ihnen glauben, daß das Buch im katholischen Lager einen Widerstreit der Meinungen hervorruft. Aber das ist gut so. Was werden die Leute erst sagen, wenn dieser »Brenner« erscheint mit seinem endzeitlichen Aspekt?! Die Apologie der christlichen Einzelnen – nochmals danke ich Ihnen für die Widmung dieses Kapitels – wird da eine vielfältig konzentrierte Beleuchtung erfahren. Die aufschlußreichste durch Paula Schlier, die an Ihrem Buch ebenfalls großes Gefallen fand.

Leben Sie wohl für heute! Zu den Verlagsprojekten, die Ihnen in Verbindung mit Herder vorschweben, kann ich mich vorläufig nicht äußern. Erst muß ich diesen »Brenner« von mir abgewälzt haben, der mich schrecklich bedrückt, ehe ich wieder für anderes aufatmen kann. Sollte der »Brenner« weiterbestehen und Sie Lust haben, mitzuarbeiten, dann werden Sie mir und Dr. Zangerle, der hoffentlich die Sache einmal weiter betreuen wird, stets willkommen sein.

Es grüßt Sie herzlich, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1038 AN AUGUST ZECHMEISTER [P]

Abs. Ludwig Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Innsbruck-Mühlau, 29. Juli 1946

Herrn  
Dr. August Zechmeister  
Wien II  
Miesbachgasse 7/11

Lieber Herr Doktor! Trakl war zweifellos, obwohl ich nie darnach frug, evangelisch nach dem Augsburger Bekenntnis getauft. Aber das Protestantische trat in seinem Wesen überhaupt nicht hervor und bestimmte so wenig die Eindrücke, die er von seiner barock-katholisch geprägten Umwelt in seiner Salzburger Kindheit empfing, daß das konfessionelle Moment bei Beurteilung der christlichen Haltung, die seinem Seherblick das eigentümlich Orientierte verlieh, kaum ins Gewicht fällt. Man sollte hier vorsichtig sein und Gesichtspunkte, die heute vordringlicher scheinen mögen als damals, nicht als Trakls Intuition mitbestimmend in den Vordergrund rücken. Sonst ergibt sich zum Schluß ein ganz falsches Bild von den christlichen Beweggründen, die seine Dichtung zur Reife brachten und in Zusammenhang mit seiner persönlichen Schulderfahrung ihr jene Weite des Horizonts erschlossen, deren Firmament ihm vorbildlich im Werke Dostojewskis vor Augen stand. Jede andere Auffassung verengt das Gesichtsfeld seiner Bedeutung und kehrt das Konkrete seiner Besinnung ins Abstrakte weniger unbeträchtlicherer Bezüge. – Ich freue mich, daß Ihr Buch nun in zweiter Auflage erscheint. Auch der Brenner kommt nun end-

lich im August heraus, und ich hoffe, daß er zur Klärung der gegebenen Situation zwischen Anathema-Bereitschaft und doch schließlich sich empfehlender Zurückhaltung das Seine beitragen wird.

Es grüßt Sie herzlich Ihr ergebener

Ludwig Ficker

1039 AN FRANZ GLÜCK [P]

Abs. Ludwig Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Innsbruck-Mühlau, 29. Juli 1946

Herrn  
Dr. Franz Glück  
Wien III  
Landstraßer Hauptstr. 140

Lieber Herr Doktor!

Schönsten Dank für Ihren Brief und die beiden Nummern der »Wiener Zeitung«! Gott sei Dank, daß hier wieder eine Kritik am Werke ist, die nicht schieft, keine falschen Rücksichten kennt, sondern das sagt, was zu sagen nottut. Ich hatte meine helle Freude an der freimütigen Gewissenhaftigkeit, mit der Sie und Dr. Rollett, den ich zu grüßen bitte, diesem unparteiischen Ausspracheraum seine Bedeutung sichern. Meine eigene Existenz ist aber momentan wie zwischen Mühlsteinen zerrieben und ich fühle mich so erschöpft, daß ich Ihrer Einladung zur Mitarbeit – ganz abgesehen davon, daß mir die entsprechenden Voraussetzungen fehlen – nicht folgen kann. Doch hat mir Dr. Zangerle versprochen, Ihnen eine klärende Stellungnahme zu dem umstrittenen Zechmeister-Buch (ca. 3–4 Maschinschreibseiten) zu senden, da es ihn selbst drängt, den Katholiken einmal ein offenes Wort zu sagen. Denn mit der offiziellen Scheuklappenpolitik gegenüber allem, was von der Wirklichkeit Christi tiefer berührt und ergriffen ist, ist heute niemandem mehr gedient, so sehr auch zu wünschen ist, daß über der Gewissensnot des Einzelnen nicht ein anarchischer Kirchenbegriff entsteht. Ich hoffe, daß hier der nächste Brenner die notwendigen Aus- und Durchblicke vermittelt, die mir am Herzen liegen, mag er auch dem gläubigen Durchschnitt verstiegen vorkommen. Er wird etwa Mitte August erscheinen.

Es grüßt Sie und die Ihren herzlich

Ihr Ludwig Ficker

P.S. Freute mich sehr zu hören, daß Martina Wied lebt. Erhielt *keine* Nachricht von ihr. Wie ist ihre Adresse? Grüßen Sie bitte vorerst von mir!

140

1040 AN MARTINA WIED [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
[wahrsch. Anfang September 1946]

Liebe, verehrte Frau Martina!

Es ging und es geht manches über meine Kraft. Das ist auch der Grund, warum ich Ihnen nicht schreiben, nicht danken konnte für Ihren herrlichen Brief, der mich so tief bewegt und beschämt hat. Nehme ich dazu die geistvollen Buchkritiken, die Sie in der »Wiener Zeitung« veröffentlichen, dann wahrlich muß ich voll Bewunderung sagen: Wie tapfer haben Sie sich durchs Leben geschlagen in dieser Zeit der Verbannung, da alles, woran unser Herz hing – Menschen, Pflichten und Dinge der Heimat – schon wie in ein unerbittliches Jenseits entrückt schienen, und wie verdient reifen Ihnen nun unter Gottes Gnadensonne die Früchte Ihres mutigen Ausharrens in den schrecklichen Stürmen der letzten Jahre! Sie sind dahin und die Verwüstung ist groß. Aber Welch ein Glück, bei allem Anlaß zur Melancholie Welch schmerzliches Glück, daß ich mir, Ihr Beispiel, das Ihres Sohnes, des sterbenden Rosé und mancher Freunde, die sich in völliger Ausgesetztheit bewährt haben, vor Augen, am Ende bestätigen darf: Es liegt im Ratschluß der Vorsehung eine unbegreifliche Macht, der sich in Demut zu beugen den ganzen Adel und die Durchschlagskraft unseres Selbstbehauptungswillens bestimmt. Wenn ich das sage, so weiß ich zugleich, was Sie vor mir voraushaben. Denn es ist kein Zufall, sondern eine Fügung, die ich nachgerade begrüße, daß ich, der ich – untergetaucht in mein armseliges Korrektoren-Dasein – die Diktatur der Gewalt unzerzaust überstehen konnte, nun wie ein Welkes Blatt vom Stamm einer Zuversicht sinke, die ich immer schon – o tröstliches Verhängnis! – mehr für andere als für mich selbst genährt habe. Die Nichtigkeiten, mit denen ich mich noch herumzuschlagen habe, lohnen den aussichtslosen Kampf nicht mehr gegen Erschöpfungszustände, die

1041 VON ALFRED KUBIN

Zwickledt 13/IX 46

Sehr geehrter Herr von Ficker – herbstlicher von Tag zu Tag – der »farbenfrohe Untergang« – und gleich nachher soll ich zu einer Beerdigung eines Nachbarn in meinem Alter den ich durch 40 Jahre als fleißigen Bauer sehen konnte – so rundet sich dieser Sommer welchem ich mit doch etwas mehr Hoffnungen entgegenseh. Immerhin Einiges hat sich mir auch verwirklicht – die letztvergangnen 2 1/2 Monde konnte ich untertauchen in einen weit wichtigeren – geistigen »Nachtraum« der Welt. Für E.T.A. Hoffman galt es Blätter zu schaffen – das bedeutet mir sehr viel und ich verehere Ihnen einen kl. Dämon anbei – auch für Anerkennung für den Brennerband – welcher auch Frau von Wittek hoch erfreut – die ich gestern traf – – Seltsamer überrascht hat mich Th. Haeckers Bildnis in der Zeichnung meines Collegen

141

Seewald – ein alter Freund dessen Spuren ich im B. wieder gerne begegne – als ich meine Ausstellung in Köln hatte wohnte ich bei ihm – Er erzählte mir von seiner Conversion – über seine schlechten Eindrücke der Schriften Cardinal Newman's. Diesem war es wirklich ernst! – Freilich meine Kindheit stand so innig verwachsen mit dem Kirchlichen Element – *damals* im *wahrhaft* wundervoll erhellten Zell am See – das mir *heut* wie eine Fratze vorkommt als »Alpenstadt« ohne jede Spur der Traulichkeit –

Auch Prof Mauer war letzthin bei mir und hofft jetzt tatsächlich mein Traktverleger zu werden (Ich werde ihm 2 Entwürfe zu meiner Folge stiften – verlor O. M. doch soviel seiner Bildschätze –

Bitte verehrter Herr Sie wissen wie ich zu 100% auf die 2 Bücher aus dem Archeverlag für den in 3 Wochen herangekommenen – 72. Geburtstag zähle\* – Ein junger Anhänger Hans Fronius war als Internierter in der Schweiz auch mit Vater u. Sohn Schifferli bekannt geworden – der Sohn ist ja irgendwie kränklich – auch von u über den Laxen Koester wußte er. – – Na seien wir froh daß die *schlimmsten* Jahre doch hinter uns liegen, doch *noch* ist es arg! das Traumbuch – Cronoz – von Frau Schlier gab mir viel ich besitze es seit es erschien –

Inzwischen bin ich freilich wieder – altersgemäß abwärts gerutscht  
– Alles Gute Ihr Ergebener

A Kubin

\* das Eintreffen der Sendung paßt mir zu *jedem* Tag.

1042 AN OTTO BASIL

[Herbst 1946]

Ich verdanke dem französischen Geist die Überzeugung, daß er in seiner Klarheit, Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit für alles, was einer wahren Verständigung zwischen Menschen und Völkern entgegenkommt, heute eine Aufgabe erfüllt, die allen Regungen der Unvernunft, der Hartnäckigkeit und Unduldsamkeit im europäischen Schicksalsraum mit Erfolg entgegenwirken und zu dessen Neugestaltung Wesentliches, ja Entscheidendes beitragen kann. Denn dieser Geist wächst aus dem Boden einer unverlorenen Besinnung über alle Versuchungen zu willkürlicher Selbstbegrenzung hinweg wie von selbst in das Zukünftige seiner eigentlichen Bestimmung hinein: nach Maßgabe seiner Tradition und Weitherzigkeit ein Regulativ des europäischen Gewissens zu sein, ein Ausgleichs- und Versöhnungselement im Widerstreit der Mächte (und nicht bloß der politischen!), von denen Wohl und Wehe unseres Erdteils abhängt.

Ludwig Ficker



Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
am 14. Oktober 1946

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es war mir eine Freude, Ihr freundliches Schreiben und das Bändchen Gedichte von Werner Kraft zu empfangen. Haben Sie für beides herzlichen Dank!

Es ist die alte Standhaftigkeit in ausgesetzter Lage, dieses ergreifende Wurzelfassen im scheinbar Bodenlosen eines persönlichen Geschicks, das mich als tragender Grund seiner reflektierten Gewissenhaftigkeit im Wort, als Gruß aus der Ferne treulich gehüteter Erinnerungen an diesem Bändchen Verse von Werner Kraft so besonders anspricht und nachhaltend bewegt. Ich weiß nicht, ob er die Absicht hat, in eine Heimat zurückzukehren, die hier wie dort für ihn nur mehr einen problematischen Wert haben dürfte – jedenfalls bitte ich Sie, ihm meinen Dank zu übermitteln und ihm zu sagen, wie respektvoll ich seiner stets gedachte und mit allen guten Wünschen auch heute seiner gedenke. Denn er ist, wachsend in Neues und atmend die Luft einer anderen Umgebung, der Alte geblieben, der weiß, was er einem Vaterland schuldet, in dem alles irdische Elend versiegt.

Ihrem Wunsche, für das »Silberboot« bzw. die »Fähre« etwas über Theodor Haecker zu schreiben, muß ich mich leider versagen. Ich bin erst dieser Tage von einer mehrwöchigen Spitalsbehandlung nach Hause zurückgekehrt und fühle mich kaum noch imstande, auch nur meine dringendste Korrespondenz zu erledigen, geschweige denn etwas Ordentliches zu schreiben. Auch fehlen mir gewisse Voraussetzungen, um eine Erscheinung wie Haecker vom Standpunkt des Philosophen und Theologen entsprechend würdigen zu können. Sonst hätte ich nicht schon im »Brenner« mich zunächst mit solchen Verlegenheitsgriffen begnügt und andere in die Bresche springen lassen, obwohl das fürs erste auch seinen guten Sinn haben mochte.

Im übrigen bekenne auch ich mich gerne als interessierten Leser Ihrer Zeitschrift, der man gerade durch ihren Kontakt mit Kreisen in Deutschland und der Emigration so viele Hinweise und Aufschlüsse verdankt, die zu erhalten auch für unsereinen wichtig und von Nutzen ist. (Im speziellen Dank auch noch für Ihren Hinweis kürzlich auf den »Brenner«!)

Es grüßt Sie, sehr geehrter Herr Doktor, in Hochschätzung und Ergebenheit  
Ihr Ludwig Ficker

P.S. Beinahe hätte ich vergessen: Dr. Küttemeyer ist heil aus dem Verhängnis hervorgegangen und lebt in Heidelberg. Nähere Adresse ist mir unbekannt. Doch erreicht ihn Nachricht auch über Heinrich von Trott zu Solz, (16) Imshausen über Bebra, Hessen, Deutschland (Amerikanische Zone).

Ewald Wasmuth

Tübingen-Derendingen, d. 21. 10. 46  
Bernhalde

Sehr geehrter Herr v. Ficker,

Ihr liebenswürdiger, ausführlicher Brief soll nicht ohne Antwort bleiben. Habe ich doch vor allem eines aufzuklären, daß meine kritischen Bemerkungen, die ich in meinem Brief äußerte, nur am Rande wichtig zu nehmen sind und daß sie keineswegs eine Kritik an der gelungenen Gestaltung des Brennerheftes sein wollten. Die Schwierigkeiten der Drucklegung sind mir wohl bekannt und ich glaube gern, daß Sie manche Ängste ausgestanden bis das Heft vorlag und nun doch als ein echtes Brennerheft vorliegt. Ich bewundere, wie es Ihnen gelungen ist, die Kontinuität so genau zu wahren und in der geänderten Zeit dem gleichen Geiste zu dienen. Ich weiß auch, daß zum Gesicht des Brenner, wie es allen Freunden des Brenners lieb geworden ist, die Schlierschen Beiträge gehören, über die ich kein maßgebendes Urteil haben kann. Sie haben sehr recht mit dem, was Sie über die Problematik des pneumatischen Redens schreiben; aber grade, weil ich Ihren Dienst an diesem Werke hochachtete, meinte ich, daß ein Zuviel, das ja nicht genug sein kann, die Gefahr in sich birgt, zu einem vorschnellen Urteil über das ganze Werk zu verführen. Aber vielleicht irre ich mich darin, ja ich hoffe durchaus, daß ich es tue und daß Sie mit der ausführlichen Wiedergabe der merkwürdigen Schauungen von Paula Schlier die Wirkung für die Autorin erreichten, die Ihnen am Herzen liegt. Denn zum Schluß entscheiden in einer Zeitschrift wie im Leben und überhaupt die Herzenstöne und die sind wohl wichtiger als objektives Befinden. Daß aber Ihr Herz mit dem Brenner verbunden und daß es sich in dieser Zeitschrift nicht um die Pfauenfedern eines intellektuellen Selbstspiegels handelt, das ist es, was den Brenner durch diese ganzen Jahre ausgezeichnet und worin er ausgezeichnet war und ist. Und deshalb wird Ihre Zeitschrift auch immer wieder Herzen finden und zu Herzen sprechen. Und weil das so ist – – und weil das so selten und ganz selten Natur ist, werden Sie mich immer zu den Freunden des Brenner zählen müssen, wie ich dankbar und stolz sein werde, wenn Sie mich weiter unter die Mitarbeiter Ihrer Zeitschrift rechnen wollen.

Dieses hätte ich wohl in meinem letzten Brief Ihnen schon sagen müssen, damals aber drängte es mich zuerst jene kleinen Mängel, die mich betrübten, zu erwähnen, weil ich meinte auch das müsse gesagt werden, was vielleicht doch nicht so arg wichtig war. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir gelegentlich Kenntnis von Ihr(e)n weiteren Plänen geben würden.

Das Honorar erhielt ich inzwischen über Hamburg, haben Sie vielen Dank, die Freistücke trafen bisher nicht ein, aber ich denke, daß sie bald kommen werden. Wir lernten es ja Geduld zu haben.

Es grüßt Sie herzlich und in Verehrung

Ihr E. W.

P.S. Sollte in öffentlichen Erwähnungen der Hefte Nennenswertes zu meinem Beitrag gesagt werden, so wäre ich Ihnen für eine Mitteilung dankbar.

Lieber und geehrter Herr von Ficker – vor einigen Tagen kam ein *hochbefriedigendes* Schreiben von Prof. Mauer – die Herstellung unseres Traklprosabandes – hat eine weitere Basis also gefunden; *das Material ganz* so wie *Sie es* vorhatten – eine Einleitung von O. Mauer *oder* Dr. Zangerle, – wegen des Papiers allerdings bitte er um »ein bischen« Geduld, – das ist nicht schlimm – Jedenfalls freute es mich, daß gleichsam unter Ihrer Ägide dieses »Gedenkbuch« – den Verehrern des Dichters in *absehbarer* Zeit zukommen kann – Dr. Zangerles Aufsatz über Tr. wird auch im Jännerheft erscheinen\* – sei es wie immer – ich vermag mir wenigstens vorzustellen wie der merkwürdige Zusammenklang *meiner* Welt mit der Trakls zur Greifbarkeit gedeihen wird – – auch ich selber erlebte mit dem – nach sovielen Jahren – Neuerscheinen der »anderen Seite« (*aus 1908!*) insoweit *etwas* Bedeutsames! – als ich die 51. Illustrationen in den letzten Monaten *wiederholt* – natürlich nicht mehr so *naiv – kraftvoll* – es liegt ein 40 jähriges Zeichnerleben ja dazwischen – in einer Art *verklärten* Impressionismus\*\*, Damit gewinnt mein *Totalwerk* einen *ringförmigen* [...] Charakter – und es waren gute Wochen des Schaffens!

Ich entdeckte *damals* 1907 u. 1908 jene seltsame Region sie fand überraschendste Beachtung bei den Geistigen jener Zeit. –

Dann [beim Entschwinden der Nervenkraft] nachdem ich Zustand wie Wandlung der a.S. so lange stärkste wie aufmerksam eindringlichste Tätigkeit schenkte taucht sie wieder auf – was mir weiter noch glücken würde nehme ich mehr »in den Schoß fallend« nicht mehr als verpflichtend im alten Sinn denn die leichte Ermüdbarkeit macht sich auf mannigfachste Weise bemerkbar. – – –

Nicht eingelöst leider hat der *Arche* Vg – meine Erwartung – Es scheint sie haben jenen ominösen Herrn Coester beauftragt mir die beiden Bücher von dort irgendwie zu vermitteln – sie kamen nicht bis zum 5. d. M – Ich verschaffte der Jubilarin eine »Ersatzgabe« – Vielleicht (*jeden Tag* würde ich es gerne empfangen – kann ich am Weihnachtstisch damit auftauchen – ?? Die hiesigen Augenblicksverhältnisse zeigen sich recht kritisch in wirtschaftlicher Beziehung –; hoffentlich ist in Innsbruck manches leichter was ich Ihnen auch herzlich wünschen würde – – Bei unseren vorgeschrittenen Jahren steigert sich die Leidensfähigkeit wieder. Wie immer mit den besten Grüßen Ihr sehr ergb.

Alfr. Kubin

P.S. Prof. O. Mauer unternimmt eben wieder eine Pariserfahrt!

P.S. Mit dem Salzburger Verleger Otto Müller werde ich mich hier nächstens treffen um einen reichhaltigen Bilderband aus bislang unbekanntem Sachen für 1947 (bitte *privat!!!!* als Nachricht!) zu verabreden –

\* Wort u. Wahrheit

\*\* aufgelockert [...] *einheitlicher*

1046 VON ALFRED GEORGE GALLAS

Alfred Gallas  
1 Berlin 0 112  
Simon-Dach-Str. 28–29

Berlin, den 10. November 1946

An den  
»Brenner-Verlag«  
Innsbruck (Österreich)  
früher: Maria-Theresien-Straße 29

Aus einer Pressenotiz des christlichen Nachrichtendienstes »Der Überblick«, München (Nr. 6), konnte ich zu meiner großen Überraschung und Freude feststellen, daß auch der »Brenner« und unser hochverehrter Herr Dr. Ludwig Ficker wieder zur Stelle ist, und daß somit nicht alle Fundamente der europäischen Kultur und des abendländischen Geistes restlos vernichtet werden konnten, wozu unser Brenner aus seiner tiefen christlichen Verantwortung heraus ganz konkret gerechnet werden muß: – wieviel grünende und mächtige Zweige kamen aus diesem zähen Wurzelstock, durch all diese Jahrzehnte und Generationen, die es anging und stets angehen wird.

Am 23. III. 1936 erreichte mich ein Brief unseres hochgeschätzten Herrn Dr. Ludwig Ficker (es war für mich die letzte Nachricht aus Innsbruck), bevor das Chaos über uns herniederging ... Noch heute lese ich dies Schreiben oft und meine Gedanken bleiben wie immer bei dem Satz stehen:

»...Sehen Sie, manchmal denke ich mir – und zwar im Hinblick auf Deutschland wie auf Österreich –, ob dort, wo scheinbar mehr verloren ist, am Ende nicht doch mehr gewonnen sein wird! ...«

Es gab 1936 noch viele bittere Überraschungen. Der »Michael« war uns durch die Gestapo zunächst sehr trocken und kalt aus der Hand geschlagen worden (Siehe Anlage!). Mit Vernehmungen und Verhaftungen fing es an. Hausdurchsuchungen riefen noch andere Situationen auf den Plan. Bei meiner Vernehmung interessierte man sich deshalb auch für den »Brenner«. Eventueller Briefwechsel mit Innsbruck und so. – Doch diese Versuche waren zu kläglich. – Anfang und während des Krieges kamen jedoch noch schwere und tiefe Wunden in das persönliche Leben.

Doch zaghafte sein, wo der Stachel des Leides vielleicht in weiser Vorsehung Gottes den menschlichsten aller Wege zeigt? – So begann dann das Schicksalhafte. 1939/40 Vermögensbeschlagnahme. 1941/42 endgültige Beschlagnahme und Enteignung unseres alten Familienbesitzes im Werte von 96.000.– RM, der trotz allem weiter verloren bleibt, da dieser Besitz im ehemaligen Osten von Deutschland liegt. Dann kamen die Toten der dunklen Bombennächte dazu; mein Vater 1944. Ohnmächtig und zitternd in dieser apokalyptischen Zeit bargen wir unsere lieben Angehörigen und Freunde.

Noch voll der Betäubung und Dumpfheit der langen Kellerwochen war es für unsere Kinder, Frauen und uns selbst hier in der Ruinenstadt Berlin ein schweres und benommenes Erwachen: – keine Bomben mehr! – Doch galt es noch viele schmerz-

vollen und grausamen Wunden mit einem Maße der Liebe zu decken, in dem sich das Herz verkrampfte und Männer wie Kinder weinen konnten. – Schließlich suchte von den Verbliebenen einer den anderen und es begann ein banges Fragen.

So erreichten uns im Februar 1946 die ersten unvollkommenen Nachrichten, daß auch Theodor Haecker für immer von uns gegangen ist. Etwas später erhielt ich von Fräulein Dr. Dorothee Dofifat ein Schreiben, daß auch über Herrn Dr. Ludwig Ficker und den Brenner-Verlag noch nichts zu erfahren sei.

So können Sie sich ja wohl vorstellen, was es für uns hier bedeutete, plötzlich zu wissen, »Der Brenner« kommt wieder, die 16. Folge sei bereits erschienen!

Deshalb habe ich auch eine Bitte! Lassen Sie mich wieder zu Ihren Dauerbeziehern gehören. Wie das allerdings möglich sein wird, ist mir zur Zeit wegen der postalischen und finanziellen Überweisungsschwierigkeiten noch nicht ganz klar. Wenn nicht anders, legen Sie mir bitte alle Folgen des Brenners, wie auch alle Neuerscheinungen an Büchern und Schriften unter meinen Namen zurück, bis die Grenz- und Postfragen zwischen Österreich und Deutschland geklärt sind. Das letzte Brenner-Heft, welches ich erhielt, war Nr. 14. Demnach habe ich Nr. 15, auch nicht mehr erhalten.

Eine stolze und für Sie sicherlich auch sehr erfreuliche Nachricht wird sein, daß nach der totalen Vernichtung der Bibliothek des Bischöflichen Ordinariats von Berlin durch Bombeneinwirkung ein neuer Bestand dafür wieder zusammengetragen wird. So konnte in den Sommermonaten bereits eine vollkommene Ausgabe aller bisherigen Jahrgänge und Folgen Ihrer Zeitschrift »Der Brenner« für die Ordinariatsbibliothek käuflich erworben werden. Was das bedeutet, werden Sie selbst ermessen können.

Wie sieht es nun mit Ihren Archiven und Unterlagen aus? Haben Sie trotz Gestapo alles erhalten können? Wenn nicht, so stelle ich Ihnen eine fast komplette Sammlung aller Ausgaben der Zeitschrift »Michael« (vormals: »Junge Front«) kostenlos zur Verfügung, da ich mir seinerzeit diese Sammlung doppelt anlegte. – Wie ich Ihnen diese nun eventuell zustellen könnte, bleibt auch noch ungelöst. Ich erwarte Ihre Nachricht.

Wichtig ist besonders noch eins. Können Sie mir nach Möglichkeit Angaben über die schwere Zeit der letzten Jahre machen, damit wir in der Berliner und vor allem in der katholischen Presse dieses publizieren können? – Natürlich nur mit Ihrer werten Zustimmung. Interessieren tut der »Brenner-Verlag« und das Schicksal von Herrn Dr. Ludwig Ficker, dem tapferen Herausgeber der als »europäisch« anerkannten Zeitschrift »Der Brenner«. Ich glaube, dem Brenner damit auch propagandistisch zu seiner Verbreitung dienen zu können.

Ich persönlich besitze den Brenner nur noch ab der 12. Folge (1928). Alles, was vordem liegt, ist verlorengegangen. Sollten Sie noch Jahrgänge oder einzelne Exemplare übrig haben, so legen Sie diese zu meinen anderen Sachen.

Damit grüßt Sie in aller Ergebenheit

Ihr Alfred G. Gallas.

14. November 1946

L. P.! Erst heute habe ich Deine Karte vom 28. Oktober erhalten – immerhin rechtzeitig genug, um sie noch vor dem 19. beantworten zu können. Ich hoffe, daß inzwischen auch der Brief in Deine Hände gelangt ist, den ich vor etwa zwei Woche[n] mitnehmen und einwerfen ließ. Inzwischen hat sich nichts von Belang ereignet, und auch mir ergeht es so wie Dir, daß von den Menschen, die uns nahestehen, außer Kestranek und Dora König niemand noch zu Deinen Beiträgen im »Brenner« sich geäußert hat. Ich führe es aber darauf zurück, daß die meisten von ihnen, die den Entwicklungsprozeß unserer persönlichen Beziehung durch zwei Jahrzehnte mit den Augen eines am Ausgang dieses höchst problematisch, im tiefsten Sinne fragwürdig scheinenden spirituellen Wagnisses neugierig Interessierten verfolgt haben, nun doch perplex sind über die neuartige, in ungewohntem Licht erstrahlende Blüte der Offenbarung, die sich da am Kreuzweg unserer Leiden und unserer Zuversicht wie über Nacht erschlossen hat. Ich merke das an dem verwandelten Wesen von Freunden wie Sander und Sailer, die plötzlich, frei von Zweifelsucht und Bevormundungsgelüsten, mir viel unbefangener und in sich selbst erleuchteter begegnen als früher, obwohl sie kein Wort über den Eindruck verlieren, den ihnen dieser Brenner gemacht hat. Jede Spur von Mißtrauen und Reserviertheit dem Wagemut eines Gottvertrauens gegenüber, wie es sich in unserem christlichen Einverständnis erfüllt und enthüllt hat, ist bei ihnen wie weggewischt. Davon abgesehen kommt aber dieser Geisteseinbruch von oben, diese Überschüttung einer weiblichen Psyche mit einem Gnadenstrom von Erleuchtungen, gespiegelt in Bildern, denen Deine Einbildungskraft in erstaunlichem Grade gewachsen ist, den meisten – und wahrscheinlich auch jenen, die eine spirituelle Botschaft der Vorsehung an diese Zeit erwarteten – vielleicht doch zu überraschend, als daß sie sich in ihr sogleich, d.h. ohne weiteren Klarstellungsprozeß, zurecht fänden. Denn die Intellektuellen, auch die für Theologie empfänglichen, halten sich noch an die überlieferten Maßstäbe, die ihnen das abstraktive Denken – dieses Denken, das im heute zerstörten Abendland seine privilegierte Heimstätte hatte – an die Hand gegeben hat, und sehen sich bei Deiner in Bildern überquellenden Geistesmacht vor ein Phänomen gestellt, das ihnen vorläufig noch Kopfzerbrechen macht. Das habe ich auch Andeutungen im Gespräch mit Prof. Dr. Michael Pfliegler aus Wien entnommen, der neulich vor beängstigend überfülltem Saal einen sehr eindrucksvollen Vortrag über die religiöse Situation der Gegenwart hielt und Dr. Zangerle vorher schrieb, er wünsche hier nur zwei Menschen zu besuchen: den Bischof und – mich. Ich habe mich während seines fast zweistündigen Besuchs bei mir recht gut mit ihm verstanden und freute mich über die Aufmerksamkeit, die er mir durch seinen Wunsch, mich kennen zu lernen, erwies.

Im übrigen scheint mir doch, daß Bedeutung und Tragweite der Mission, wie sie sich in Deinen Brenner-Beiträgen ankündigt, da und dort schon klar erkannt sind. Dafür spricht das Interesse, das sowohl Dr. Wild vom Hegner- als auch Dr. Schmidhüs vom Herder-Verlag für Dein Buch bekunden. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß du Dich mit ihnen ins Einvernehmen setztst, falls sie bei Annahme

des Buches sein Erscheinen in absehbarer Zeit zusichern können. Denn hierzulande macht die herrschende Papiernot und Mangel an notwendigstem Buchbindematerial die halbwegs würdige Herausgabe eines solchen Werkes in entsprechender Auflage und erschwinglichem Preis derzeit fast unmöglich. 88% der Papiererzeugung geht ins Ausland und der Rest steht dem Inlandsbedarf nur hinten herum unter Schwarzhandelsbedingungen zur Verfügung; es ist ein Skandal, an dem ich mich nicht beteiligen kann. Das ist in Deutschland, scheint es, doch anders, wo die Verleger zusammenhalten, nur die wertvolle Buchproduktion fördern und zur Hebung des geistigen Ansehens ihrer Bestrebungen zwischen sich aufteilen. Du wirst ja sehen, welche Verlagsbeziehung da Deinen Interessen zunächst dienlicher ist. Ich würde Hegner, der sich in London eine feste Position geschaffen hat und mit Kösel in München zusammenarbeitet, den Vorzug geben, weil er wählerischer und ein Meister der Buchherstellung ist, der in Dr. Wild einen erfahrenen Vertreter seiner Verlagsrichtung besitzt. Aber auch Herder in Freiburg hat Weltruf, versteht sich, und hat in Harling und Dr. Maaßen, den Betreuern des Alber-Verlags, der Herder gehört, erprobte Stellvertreter in München sitzen, sodaß in beiden Fällen mündliche Verhandlungspartner in Deiner Nähe wären. Daß Dein Buch zur rechten Zeit, sei es wo immer, und in einer dem Willen der Vorsehung entsprechenden Form erscheinen wird, davon bin ich fest überzeugt, und die Stimme, die Dir das verheißen hat, ist dieselbe himmlische, die Dich durch alle Anfechtungen des höllischen Verführers und alle Heimsuchungen hindurch bisher so sicher und so wundermächtig geführt hat. Wer sollte weniger daran zweifeln als ich, der alle Stadien Deines Leidensweges miterlebt, sie von allem Anfang unserer Beziehung vorausgesehen und in allen Prüfungen seiner Liebe und Anhänglichkeit eine durch nichts zu erschütternde Zuversicht bewahrt hat. So ist es mir auch jetzt nur willkommen, daß die Auswirkungen unserer gemeinsamen Gnadenerfahrung, wie sie in dem inspirierten Zeugnis Deiner Wortempfänglichkeit im Geiste nun plötzlich so mächtig hervortreten, in ihrer überpersönlichen Tragweite und ihrem Heilscharakter für Kirche und Welt nicht sofort erkannt werden, wenigstens nicht allgemein, – daß sie zunächst bei weniger Orientierten einer Befangenheit des Urteils begegnen, die einem nicht leicht zu behebenden Vorurteil gleichkommen mag, und also unsere Geduld und Standhaftigkeit, unser Vertrauen auf Gottes Allmacht vor eine neue Belastungsprobe stellen. Wir werden sie bestehen – darum ist mir nicht bange!

Im übrigen ist der »Brenner« jetzt in 10.000 Exemplaren im deutschen Buchhandel verbreitet und findet das größte Interesse, wie mir Zeitschriften beweisen. Unter anderen hat mir der Generalsekretär der Akad. Bonifatius-Einigung seine Freude über das Wiedererscheinen des »Brenner« ausgedrückt und seinem Schreiben eine Liste beigelegt mit der Bitte, alle darin verzeichneten Studenten-Seelsorger in Deutschland mit einem Exemplar zu betheiligen. Auch ist hier ein früherer Hochschul-Dozent aus einem Entnazifizierungs-Lager bei Hamburg zurückgekehrt, der Birgit hocheifrig mitteilte, daß ihnen der geistliche Gefangenenbetreuer dort schon vor Wochen den Brenner ins Lager gebracht und wiederholt daraus vorgelesen habe. Also es rührt sich draußen schon viel – mehr und erfreulicher als hier, wo alle guten Neuansätze im katholischen Leben vielfach noch dem Widerstand reaktionärer Kreise begegnen. Zangerle weiß ein Lied davon zu singen. Aber er nimmt sich, wo immer er zu Rate gezogen und zu Vorträgen gebeten wird, unter Billigung des Bi-

schofs und des Seelsorgeamtes kein Blatt mehr vor den Mund. Seine Abhandlung über die Bestimmung des Dichters wird übrigens mit meiner Zustimmung ebenfalls bei Herder separat in einer Schriftenreihe, die Schmidhüs über das Wesen der Dichtkunst im Spiegel namhafter Essayisten herausgeben will, erscheinen. Als nächstes, was er, Dr. Z., schreiben und nach Möglichkeit dem Brenner-Verlag vorbehalten will, schwebt ihm ein Buch vor mit dem Titel »Kirche und Welt anno Domini 1946«.

Wie geht es Euch draußen? Ich bin schon gespannt, weitere Nachrichten von Dir zu erhalten. Hoffentlich gute. Bei uns hier wird der Winter die Lage immer schwieriger machen. Seit einigen Tagen ist unser Mädchen einem verlockenden Angebot in ein Wintersporthotel gefolgt, so daß wir wieder ohne Hilfe im Haushalt sind. Zum Glück ist seit ein paar Wochen Florians junge Witwe aus Sigmaringen bei uns, die tüchtig zupackt und bis in die erste Dezemberhälfte hinein bleiben will. [...]

18. Nov.

Annie Kraus ist seit einigen Tagen hier und bekommt bei Professor Urban Hochfrequenzbestrahlungen. Sie wird voraussichtlich acht Wochen bleiben, kann bei ihren früheren Quartierleuten in Arzl schlafen und will mir bei Erledigung meiner redaktionellen Korrespondenz an die Hand gehen, worüber ich sehr froh bin.

Elisabeth ist vorläufig notdürftig in Schwaz untergebracht, bis ihr Prof. Lakner hier eine Unterkunft beschaffen kann. Ich habe sie seit den ersten Tagen nicht mehr gesehen und kenne auch ihre nähere Adresse jetzt nicht, solange sie nicht hierher übersiedeln kann.

Von Kestranek lege ich zwei Briefe bei, die ich gelegentlich zurückerbitte, da es mir leid wäre, wenn sie verlorengingen. Denn mir liegt an einem vollständigen Besitz seiner Briefe, in denen – ebenso wie in dem noch unveröffentlich[t]en Werk »Politeia«, von dem die Rede ist –, ein Schatz von Bildung und Weisheit niedergelegt ist, dem ich seit Jahren einer wahrhaft freundschaftlichen Zuneigung, die er für mich empfindet, viel, sehr viel verdanke. Ich schicke Dir die Briefe nur, weil auch da an einigen Stellen die hohe Einschätzung Deiner Begabung angedeutet und auch sonst manches enthalten ist, das die Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Lage in Oesterreich im Gegensatz zu den Verhältnissen in Deutschland, was seine geistige Zukunft betrifft, gekennzeichnet ist. Entschuldige nur, daß ich Dir so viel zeitraubende Lektüre zusammen mit der Länge dieses Briefes zumute!

Es grüßt Dich in Erwartung weiterer Nachrichten, betreffend Deine Pläne, und in Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, von Herzen

Dein L.



1048 AN JOSEF LEITGEB [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, 12. Dezember 1946

Lieber Herr Doktor!

Habe soeben in »Wort und Tat« die herrliche Erzählung von Saint-Exupéry »Brief an einen Ausgelieferten« in Ihrer meisterhaften Übertragung gelesen.

Welch ein beherztes Dasein, Welch abenteuerlicher Aufbruch einer fast schon legendär gewordenen Menschenwirklichkeit, gespiegelt in Leben und Werk dieses über seiner Heimat abgestürzten und spurlos, aber unvergeßlich in die Ewigkeit verschollenen französischen Aufklärungsfliegers! Erstaunlich und beglückend zu sehen, wie es jetzt überall von den Ursprüngen her über die Augenblicksschmerzen einer sich wandelnden Weltordnung hinweg verheißungsvoll in das noch undurchsichtige Gesicht einer freilich ungemein gewagten helleren Zukunft weht! Es bestärkt mich in der Überzeugung, daß aus den Abgründen unserer gegenwärtigen Seinsnöte hervorgehend eines der geistesmächtigsten Zeitalter der Geschichte im Aufsteigen begriffen ist. Was davon in der Reminiscenz Saint-Exupéry's, dieses wahren Avantgardisten, bezaubernd vorbildlich in Erscheinung tritt, hat in dem Deutsch Ihrer Nachschöpfung offenbar überzeugende Resonanz und damit bezwingenden Ausdruck gefunden Möge es vielen die Zuversicht schenken, die uns so nohtut.

1049 AN GOTTFRIED HOHENAUER

Innsbruck-Mühlau, 15. Dez. 1946

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Habe soeben in der »Furche« Ihren wunderschönen Essay über die geistigen Wandlungen bei Beethoven gelesen und bin erstaunt und beglückt zugleich über Ihre Fähigkeit, bei so subtilem Einfühlungsvermögen in den Gegenstand Ihrer Betrachtung einen so umfassenden Überblick über die Entfaltung des Beethoven'schen Genius im Rahmen einer kurzgefaßten Darstellung zu geben. Ich weiß ja nicht, wie vielen, die das lesen, einsichtig wird, Welch gewissenhaft erworbene und ständig überprüfte Urteilsberufenheit einem Liebhaber von Kunst und Wissenschaft erst innewohnen muß, ehe es ihm gelingen kann, dem Ergebnis seiner Reflexion die Diktion einer ebenso sachlich fundierten wie gedanklich überzeugenden Sprache zu verleihen. Aber wer in diesen Dingen Witterung und Erfahrung besitzt, weiß um die Ausgewogenheit einer Leistung, die wie hier unter dem Anschein einer gewissen Mühelosigkeit ein hohes Maß von Selbstzucht und persönlicher Hingabefähigkeit verrät. Es beglückwünscht Sie von Herzen, mit Grüßen auch an Frau Leni und die lieben Kinder, Ihr ergebener

Ludwig Ficker

151

# 1947

1050 VON HANS KESTRANEK

St. Gilgen 7. Jänner 194[7].–

Mein lieber, verehrter Freund!

[...]

Daß sich die Wirkung des Brennerbandes nicht gleich einstellen werde, habe ich erwartet gerade wegen einer hohen Qualität der Beiträge, die nicht leicht Eingang findet. Ich habe es zumal für den Beitrag der Paula Schlier nicht anders erwartet, hätte doch auch mir selbst vor einigen Jahren noch das Verständnis dafür gefehlt. Einsichtsvoll haben Sie die Abhandlung Dr. Bernharts über das technische Zeitalter und meine über den Rang der Logik vorangestellt. Die auf eine Denk und Anschauungsweise deutet, die sich vom Maschinellen und in weiterer Folge vom Logischen frei hält, von ihm absieht und damit erst die Welt des Seelischen und Heiligen voll erschließt. Man muß auf Leser rechnen, die das erkennen und zu würdigen wissen. Unter den in uns wirkenden Kräften, sind uns unbekannt unbenannte, die doch alle zum Einsatze und wie Stimmen zu einem vollen Akkorde zusammenklingen sollen. Einzeln aufgerufen, klingen sie, vorerst gleichsam versuchsweise präludierend durcheinander, traumgleich sich verschlingend. Beim Traum ist dann freilich kein Verbleiben. Er wirkt aber immer noch aus dem Dunkel, von der Tiefe her, wie die Inspiration aus dem Lichte von der Höhe her wirkt. Beide: Licht und Dunkel verweben sich zum Werke des Lebens. Es ist gar seltsam, daß man heute eine Wunderwelt, einen ganzen Kosmos in den Atomen entdeckt und daraus keinen Schluß zieht, auf eine ähnliche Wunderwelt der seelischen Monade, die man immer noch nach der alten Korpuskulartheorie nimmt. Freilich besteht die Gefahr sich in den Irrgängen der eigenen Seele zu verlieren und vielleicht ist auch zu bedenken, ob es auch recht sei, so tief Verborgenes aufzudecken. Aber dieses Geschlecht darf da nicht Richter spielen, das im Übrigen aus reiner Wissensneugier blind in den Eingeweiden der Dinge wühlt. Man versinkt in den Tiefen sucht nicht Stützpunkt an ihnen.

Daß die Beiträge der Paula Schlier ein »gewisses Unbehagen bereiten«, und »mehr oder weniger abgelehnt werden« erklärt sich wohl daraus daß man befremdet vor einer fremden Welt steht. Fremdartiges wird unwillig aufgenommen, halb dann nur verstanden, halb vielleicht sogar nur gelesen. Man liest ja heute viel zu viel, liest flüchtig und ist dann auch bald fertig mit seinem Urteil. Aber Paula Schlier kann getrost sein: auf ihr Werk wird man noch zurückkommen. Nahezu 10 Jahre ist ja auch mein kleiner Aufsatz in der Schreibtischlade Dr. Bernhart's gelegen, ehe er erkannte, daß er mehr als bloß ein abseitiges Kuriosum bedeute. In etwas trifft auf Paula Schlier ein Wort Fr. Nietzsche's zu: »Man muß genug Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können«. Es ist aber doch anders: Für einen ganzen Sternhimmel heiliger Schriften, einer heiligen Liturgie werden die Augen aufgetan.

152

Und viele Wege gibt es zu dem einen Ziele; jedem soll es unbenommen bleiben den seinen zu gehen.

Mit Dr. Bernhart will ich es so halten, daß ich ihm vorläufig nur eine Abschrift des Vorwortes zur Politeia, des Schlußabsatzes und irgend eines Abschnittes mitten heraus, vielleicht über das Wissen sende, aus dem er sich ungefähr ein Bild des Übrigen machen kann, bis sich, wenn ihm das Eingesandte zusagt, eine Gelegenheit ergibt, das ganze Manuskript über die Grenze zu bringen.

Darüber wird noch eine Zeit hingehen. Möge sie Ihnen mein lieber Freund Erleichterung der Last bringen, die jetzt so schwer auf Ihrem Gemüte lastet. Das wünscht innigst für Sie

Ihr Hans Kestranek.–

1051 VON ERIKA SPANN-RHEINSCH

31. I. 1947. Neustift über Oberwart, Burgenland.

Sehr geehrter Herr Ludwig Ficker!

Verzeihen Sie, daß ich Sie wahrscheinlich falsch anrede; Sie werden ja wohl Doktor sein oder andere Titel haben; ich kenne sie aber nicht. Ich kenne zwar aus früherer Zeit den Namen des »Brenner« – aber wie lange ist das her! Heute las ich die -y-Besprechung Ihres letzten Sammelbandes in der »Presse« und mache den Versuch, bei Ihnen Dichtungen unterzubringen, da ich heute, mehr als je produzierend, ganz heimatlos bin. Aus der Besprechung, die Sie ja kennen werden und die in freundschaftlich-ironischem Tone geschrieben ist, kenne ich mich nicht genau aus; man könnte meinen, daß dort nur die Dogmen in Verse umgesetzt werden, aber z.B. Trakl hat das auch nicht getan. Vollkommen aber muß ich der Definition des Dichters zustimmen, welche Sie gebracht haben; mein Gedicht »Der Engel vor dem Throne« das ich am 15. XI. 46 geschrieben habe, ist schon allein dafür Beweis genug; freilich ist es den Dichtern ins Herz gegeben, die Gottheit allenthalben zu loben und womöglich keines ihrer Liebeszeichen zu übersehen! Auch schon von Jugend an, als ich die endgiltige Formel: das Lob Gottes – noch nicht klar gefunden hatte, wußte ich doch, daß der Dichter dazu da sei, die Welt zu trösten und zu erfreuen, und daß Eines ihm ganz verwehrt sei – das Leid der Erde noch zu vermehren. Vielleicht brauche ich gar nichts zu sagen und Sie wissen von meinen Dichtungen ohnedies. Was das Spezielle anbetrifft, das Katholische schlechthin, so sage ich zu meiner Empfehlung zweierlei: 1. daß ich viele Jahre lang in Monsignore Mörzingers, meines unverschmerzbaeren Freundes, Kirchenblatt Aufsätze geschrieben habe, ganz besonders aber die Übersetzungen sämtlicher lateinischer Hymnen, welche das Meßbuch enthält, neben vielen anderen, deren lateinische Originale mir die Schottenpriester liehen; und daß diese Übersetzungen in den Wiener kirchlichen Kreisen als »kanonisch« galten; und gewiß hätte ich es als eine Schande betrachtet, z.B. Thomas von Aquino nicht wort- und sinngetreu zu übersetzen! 2. hat mein teurer Freund, jetzt auch schon längst nicht mehr hier, Kardinal Piff ein Buch von mir, »Geistliches Bilderbuch«, wie er mir selber einmal

sagte, ein Jahr lang »auf seinem Nachttisch« liegen gehabt und sich dieser Visionen, von welchen weder Gläubige noch UNgläubige sonst Notiz nahmen, erfreut und sich daran erbaut. – Im übrigen glaube ich natürlich, um nicht zu lügen, daß auch Goethe nie etwas anderes als Gottes Lob, und zwar bewußt, geschrieben hat, weit über Georg Trakl u. andere hinaus! Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß Sie mir darin nicht beistimmen, es ist nur die komische Notiz, die mich unsicher macht.

Im übrigen sende ich Ihnen eben jetzt, weil ich nicht weiß, was für Gedichte Sie eigentlich bringen, solche aller Arten; und auch eins von mir aus dem chinesischen Original übersetzt – von denen ich 60 noch ungedruckt habe; die allermeisten auch nichts anderes als Gottes Lob, wenn auch trübe und verzweifelte dabei sind, von denen ich aber nur ein einziges des Beispiels halber übersetzt habe; viele andere lesen sich zu meiner eigenen höchsten Überraschung geradezu wie orthodoxe Meßgesänge! Man könnte sie, ohne auch nur ein Wort zu ändern, in unsern Kirchen singen – und sie sind auch gar nicht anders gemeint – 1000 Jahre vor Christus freilich nicht christlich, aber die Dichter sind eben trotzdem bis in den Himmel hinaufgedrungen!

Ich meine nun nicht, daß Sie alle diese Gedichte nehmen und drucken sollten, sondern ich will durch diese unbescheiden dicke Sendung nur erfahren, ob und was Sie von mir haben wollen! Die Welt braucht heute, um nicht zu verzweifeln, nicht nur Gedichte, die Gebete sind – obgleich mir speziell solche genug zufließen; sie muß überhaupt wieder an die Freude gewöhnt werden, und über alles an den größten Freudenquell, an die Liebe! Wäre es durch Zauberschlag zu machen, daß nur alle Verbundenen einander wirklich liebten und ehrten – wir brauchten uns nicht mehr vor dem Weltuntergang zu fürchten!

Ich muß noch hinzufügen, daß mein Mann und mein jüngster Sohn am Tage von Hitlers Einzug in Wien gefangen wurden. Beide waren zum Tode bestimmt; meinen jungen Sohn erschöß der junge SSMann nicht, der dazu hingeschickt worden war, sondern schloß später Freundschaft mit ihm; die Mörder meines Mannes entflohen aus unserm Hause, als sie dort den Helm meines mit Hitler eingezogenen älteren Sohnes, eines Offiziers, erblickten. Natürlich kamen trotzdem beide ins Gefängnis, mein Sohn entging noch manchen Nachstellungen nach seinem Leben, und endlich brachte ich beide nach 5 Monaten wieder heraus. Mein Mann wurde zugleich pensioniert, dann seiner Pension eine Zeitlang gänzlich beraubt, bekam sie aber dann durch Staatsprozeß zurück. Lesen kann er nicht, trotzdem er jetzt reaktiviert ist; denn die rechte Farbe hatte er nie. Ich konnte seit 1936 nichts mehr veröffentlichen, denn auch kein österreichischer Verlag hatte von da an noch den Mut, mir etwas abzunehmen; natürlich kam ich nicht in die Reichsschrifttumskammer; es ist also jetzt das 11. oder 12. Jahr, daß ich schweigen muß, und es tut mir leid; denn immer wurden mir meine Dichtungen geschenkt, um die Menschen damit zu erfreuen. Doch verwaltet dies der Himmel wie er will; Ehrgeiz und Ungeduld sind mir unbekannt. Tun also auch Sie mit meinen Sachen was Sie wollen! Um es zu erwähnen – ich schreibe jetzt mehr Dramatisches als Lyrisches; durch das Leid das ich erdulden mußte, ist mir das Objektive aufgegangen, das im Drama seinen vorbestimmten Ausdruck findet!

Ihre ganz ergebene

Erika Spann-Rheinsch.

1052 AN ALFRED FOCKE

Innsbruck-Mühlau, 11. Februar 1947

Hochwürden, sehr geehrter Herr Pater!

Ihre Arbeit über Rilke, deren Lektüre ich soeben beendet habe, hat mich ungemain angesprochen. Ich darf mich zwar nicht als einen Rilke-Kenner bezeichnen, auch habe ich die Literatur über ihn nur mangelhaft eingesehen. Umso glücklicher aber darf ich mich schätzen, daß mir durch Ihre Darstellung die Erscheinung des Dichters in einer Weise nahe gebracht wurde, die mich Ihnen zu größtem Dank verpflichtet. Denn sie hat bewirkt, daß mir die Tragweite meines Versäumnisses oder besser: meines Versagens vor dieser Erscheinung beschämend zu Bewußtsein kam, aber mir doch auch zugleich die Gründe erhellt, warum meine Bewunderung für das unerhört subtile Ausdrucksvermögen des Dichters und die Gewissenhaftigkeit seiner gepflegten Korrespondenz immer mit einer eigentümlichen Scheu verbunden war, mich tiefer von seinem Weltbild ergreifen zu lassen – vielleicht, weil ich spürte, daß es sich in seinem aufgeschlossenen Horizont in einer Art Exklusivität eigenschöpferischer Beweggründe entfaltete und so – eigenbenedet, wie es schien – in einen reinen Widerspruch zum wahren Schöpfungsgeheimnis in der Welt der Erscheinungen geraten mußte. Das aber, wie gesagt, wurde mir erst durch Ihre innig behutsame, in jedem Betracht ihrem Gegenstand ehrfürchtig angepaßte Untersuchung vollends deutlich, und das danke ich Ihnen persönlich, denn es hat mich von der Last eines Vorurteils, das ich mir nie ganz erklären konnte, aber auch nicht gern auf mein Gewissen nehmen mochte, befreit.

Vielleicht darf ich Sie, hochwürdiger Herr Pater, bitten, daß Sie mich ehestens wieder besuchen, damit ich Ihnen notdürftig – denn zu mehr langt's bei mir nicht! – andeuten kann, worin ich im besonderen die Vorzüge Ihrer Arbeit erblicke.

Es grüßt Sie bis dahin in Hochschätzung und Erkenntlichkeit

Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

1053 AN PAULA SCHLIER

8. Mai 1947

L. P.! Wie ich es schon ahnte, konntest Du Dein Vorhaben, hieher zu kommen, am vorgesehenen Tag doch nicht verwirklichen. Ich fürchte, es wird auch weiterhin seine Schwierigkeiten für Dich haben, einen Passierschein zu bekommen; es ist jetzt eine zu kritische Zeit. Und so müssen wir wohl weiter Geduld haben. Schade! Ich habe, obwohl unser Bote selbst nicht fuhr, vor acht Tagen eine eilige Nachricht von Elisabeth für Dich hinausnehmen lassen, bin aber im Zweifel, ob Du sie erhalten hast. Vielleicht kannst Du mir dieses Mal postwendend darüber kurz Auskunft geben.

155

Wie Du aus beiliegender Stellungnahme zum »Brenner« in der »Furche« (Wien) ersiehst, sind nun bei uns reaktionäre Kreise am Werk, den »Brenner« vor der katholischen Öffentlichkeit auf die verschlagenste Art zu diskreditieren. Es darf und soll uns dies aber nicht irritieren, zumal mir auch aus Theologenkreisen Äußerungen bekannt wurden, die eine so absichtliche Verkennung der Gesichtspunkte, nach denen das Wagnis des »Brenner« sich orientiert, mißbilligen und sich klar sind darüber, in welche Zwangsjacke der Rückständigkeit die philosophia perennis gegenüber einer so gründlich veränderten und weithin dämonisierten Zeitlage gesteckt werden soll. Welch eine Verblendung z.B., die spirituelle Eingebung, die Deiner Ergriffenheit von heiligen Texten und ihrer Diktion die tiefdurchdachte Glaubwürdigkeit verleiht, gleichzusetzen einem Irrationalismus im Wort, der auf das Denken verzichtet und die Gefahr heraufbeschwört, nicht nur der schönen, sondern auch der scheusäßigen Lüge Vorschub zu leisten, wie sie das Nazi-Experiment praktiziert hat! Als wären *wir* dieser Lügenpropaganda auf den Leim gegangen und nicht Kirchenfürsten, die in ihrem von der Ratio diktierten Opportunismus die »gespaltene Zunge der Schlange« nicht erkannten und den Folgen ihrer Kurzsichtigkeit nun nicht gerne ins Gesicht sehen!

Es liegt mir nun erst recht daran, das Gesicht des »Brenner« und was es an Erleuchtung von oben im Rahmen seiner augenblicklichen Bestimmung empfängt, so klar wie möglich herauszustellen. Und da möchte ich Dich fragen, ob Du eventuell damit einverstanden wärest, daß ich statt des »Weckrufs« die visuell analogen, aber bereits näherhin in das Interpretationsfeld der Apokalypse eingerückten Partien aus dem neuen Buch aufnehme: die beiden Deutungen und Apostrophierungen der Kirche von Sardes und Philadelphia (im Manuskript von Seite 82, Mitte, bis S. 101). Das ist nur ein Vorschlag, und wer weiß, ob sich das Konzept in dieser Hinsicht nicht noch ändern kann. Es wäre dann auch der Haupttitel des Buches zu erwägen, unter dem die Proben daraus im »Brenner« erscheinen könnten.

Wie gut wäre es, wenn wir dies alles mündlich besprechen könnten! Letzthin schrieb ich Dir schon, daß Frau Steiner keine Möglichkeit hat, Dich unterzubringen. Aber bei Bitterlichs bist Du jederzeit willkommen.

[...]

Dir und Euch allen von Herzen alles Gute!

Dein L.

1054 AN HANS GROSSRIEDER

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
19. Mai 1947

Sehr geehrter Herr Großrieder!

Von Herzen danke ich Ihnen für die kostbaren Gaben, die mir durch Ihre Güte zukamen: Ihr Brief und die Auswahl aus Dichtungen von Lubicz-Milosz in Ihrer, wie mir scheint, vortrefflichen Übersetzung. Ich brauche nur die herrliche »September-

Symphonie« auf mich wirken zu lassen, um mir über die Größe dieses Dichters, der mir bisher unbekannt war, und den Tiefgang Ihrer Übertragung klar zu sein. Was Sie an Einführung in Wesen und Bedeutung dieses phänomenalen Erlebniskristalls in Geist und Sichtweite der Dichtkunst, das Milosz darstellt, beisteuern, macht Ihre Veröffentlichung besonders wertvoll. Es ist ein hoher Genuß, den Sie mir da bereitet haben, und ich empfind ihn umso dankbarer, da ich, kaum noch genesen von schweren Erschöpfungszuständen und von Schicksalsschlägen in letzter Zeit arg heimgesucht, besonders empfänglich war für das Tröstliche, das diese Lektüre barg. Ich fand nämlich jene Züge einer einleuchtend einbrechenden erhabenen Geistesmacht in ihr, die (im Falle Milosz vielleicht doch magischer dem Worte noch einverleibt, als Sie wahrhaben wollen) mich immer wieder in der Zuversicht bestärkt, daß dieses »Esoterische«, mit dem die Welt vorläufig noch nichts anfangen kann, obwohl es da und dort und schon in greifbarer Gestalt durchbricht, sich eines Tages als das eminent Soterische auswirken wird. Meine ganze Hoffnung mit dem »Brenner« – so, wie er mir für das nächste Mal vor Augen steht (es wird wohl das letzte Mal sein) – beruht darauf.

Bitte, grüßen Sie Herrn Roud und sagen Sie ihm, daß mein leidender Zustand mir seit vielen Monaten jede Korrespondenz unmöglich gemacht hat. Auch eine Anfrage der Editions Mermod in Lausanne konnte ich aus demselben Grunde bis heute nicht beantworten. Es handelte sich um die Verlags Erlaubnis zur Herausgabe einer Übertragung von Trakls Dichtungen in Frankreich; in dieser Sache kann nur der Verlag Otto Müller in Salzburg Aufschluß geben, der seinerzeit die Verlagsrechte erworben hat. Würden Sie die Güte haben, Herrn Roud, bzw. den genannten Verlag in Lausanne in diesem Sinne zu verständigen und mein Versagen, das mir selbst sehr peinlich ist, zu entschuldigen. Herr Roud hat sich mir durch die Verehrung und das einführende Verständnis, das er Trakl entgegenbringt, sehr ins Herz geschrieben, und ich möchte Ihnen beiden sagen, wie wohlthätig ich Ihre Aufmerksamkeit empfinde und wie froh ich bin, daß das teuerste Vermächtnis, das mir die Vorsehung in die Hand gespielt hat, durch so pietätvolle Hände weitergetragen wird nach Frankreich.

Es grüßt Sie in herzlicher Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

1055 AN ANNIE KRAUS

Innsbruck-Mühlau, 23. Mai 1947

Liebe Annie!

Über den grundlegenden Erkenntniswert Ihrer Abhandlung brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Er ist Ihnen selbst einsichtig und hat in seiner spirituell fundierten Aktualität meinen *höchsten* Beifall. Ja, so muß die Sache heute angepackt, aus *solcher* Sicht heraus muß das Oben vom Unten, das Etwas vom Nichts in der Beurteilung der Existenzphilosophie kategorisch geschieden werden, soll Klarheit in den phänomenologischen Prozeß dieser Bewegung kommen. Es verschlägt dabei im

157

Gründe nicht viel, daß Sie im Interesse dieser Klarstellung zuvörderst genötigt sind, sich in extremis zu bewegen; denn diese extremen Unterscheidungspositionen ermöglichen Ihnen offenbar erst jene subtileren Feststellungen im Bereich der spirituellen Zusammenhänge, auf die es Ihnen ankommt und die entscheidend ins Auge zu fassen in der Tat wichtig und von äußerster Dringlichkeit ist. Was da von Ihnen wahrgenommen ist als Erklärungsgrund für das Umschlagen einer Geistesbewegung aus scheinbarem Lebensüberfluß in offenen oder getarnten Lebensüberdruß, hat in Wahrheit Bestand. Ich erinnere nur, was Sie über die Situation Christi in der Tragweite unseres Augenblicks, die Seine Stunde ist, oder über Wesen und Gewicht des Vorbehalts sagen. Da sind Sie entschieden tief eingedrungen. Und das teilt sich natürlich auch einem Menschen mit, der sich in den Formulierungen einer abstrakt theologischen Begriffssprache nicht so zu Hause fühlt wie Sie. Gleichwohl muß ich sagen, daß Ihre Diktion pneumatisch aufgelockerter ist als früher, auch wenn sie sich, in Herz und Verstand der alten Neigung treu, im Übergang auf neu gewonnenes Terrain noch etwas unbeherrscht bewegt. Diese Unausgeglichenheit im Wort- und Satzgefüge drückt sich z.B. in Ihrem anhaltenden Bedürfnis aus, die Standfestigkeit eines Hauptworts (auf dem nun einmal die Ausdruckskraft der deutschen Sprache beruht) durch überflüssig verdeutlichende, meist zelotisch gefärbte Epitheta zu stützen, während sie in Wahrheit dadurch geschwächt und ihres dominierenden Akzents beraubt wird. Das scheint eine Kleinigkeit, verführt Sie aber bisweilen zu übertrieben ausfälliger oder doch übertrieben ausfallender Kennzeichnung eines Sachverhalts, dem bei ausgesparterer Bedachtnahme auf Gewicht und Eigenleben der Worte wirksamer gedient wäre. So schleicht sich in Ihre Darstellung bei allem Anschein des Gegenteil leicht ein Affektmäßiges ein, das zu dem scheinbar streng objektivierenden Charakter Ihrer spirituellen Observanz in einen fühlbaren, wenn auch nicht leicht zu bestimmenden Gegensatz tritt. Es ist ein Moment des Eifervollen, das Ihre Darstellung bisweilen gefährdet, Ihrer Erleuchtung die Überzeugungskraft im Ausdruck Ihrer theoretisch so tief fundierten Besonnenheit schmälert und uns die Erwägung nahelegt, ob die Doktrin der Liebe, auf die Sie sich mit Recht als Allheilmittel berufen, im Reflexspiegel Ihrer Diktion nicht selbst ein gelöstes Gesicht annehmen müßte, ehe sie ihre auftauende Wirkung auch auf andere ausüben könnte. Ich würde Ihnen das gern an einigen Stellen exemplifizieren, muß es aber der nächsten mündlichen Gelegenheit vorbehalten. Im übrigen müssen Sie, was an meiner Wahrnehmung falsch sein sollte, meiner erschreckend zunehmenden Nerven- und Geisteschwäche zugute halten. Mein Versagen in allem, was Denken und Gedächtnis betrifft, kennet nachgerade keine Grenzen mehr.

Im nächsten (und, wie ich glaube, seine Mission abschließenden) »Brenner« kann ich, so verlockend es in mancher Hinsicht für mich wäre, Ihre Arbeit nicht bringen. Das verhindert schon ihr Umfang, der eine Einzelpublikation rechtfertigen würde. Inzwischen sind nämlich die Schwierigkeiten der Papierbeschaffung für Verlage, die nicht über Lagervorräte verfügen, so ins Unermeßliche gestiegen, daß ich zweifle, ob ich überhaupt den »Brenner« noch in absehbarer Zeit herausbringen kann. Auch darüber Näheres noch mündlich. Die Macht des Widersachers gegen alle guten Geister, die den Herrn loben, wirkt sich doch als eine nachgerade niederschmetternde Realität aus, und ich weiß noch nicht, ob und wie ich damit fertig werde. Es ist, als sollte man vorher noch zur Strecke gebracht oder zumindest ganz nutzlos gemacht werden; auch



Zangerle, der heute mehr in Anspruch genommen ist als jemals früher, hat kaum die Möglichkeit, seinen weitsichtig konzipierten Beitrag für den Brenner entsprechend zu fördern; trotzdem hoffe ich, daß er sich auf die Lektüre Ihrer Abhandlung einlassen kann. An Erholung kann ich nicht denken, solange diese Unsicherheit bezüglich des Herausbringens des Brenner besteht. Sonst hätte ja die Möglichkeit einer Sprechgelegenheit mit Paula schon etwas Verlockendes für mich – aber vielleicht können wir es für den Fall ins Auge fassen, daß späterhin die Möglichkeit ihres zeitweiligen Hieherkommens nicht mehr besteht. Übrigens kommt sie noch diese Woche auf Wunsch von Kaplan Fischer ganz kurz hierher und ich werde sie von dieser ihrer neuentdeckten Möglichkeit von Begegnungen an der Grenze in Kenntnis setzen.

Und nun noch die Mitteilung, daß für Brink alles geschehen ist, um ihn in die Schweiz zu bringen. Bischof Preysing hat den Bischof von Basel gebeten, ihm einen Freiplatz zu verschaffen, und wir haben von hier aus über Horwitz dieses Ansuchen unterstützt. Ich hoffe, es hilft.

Die Fleischmarken, liebe Annie, haben wir erhalten. Aber bitte, berauben Sie sich keiner Lebensmittel mehr! Wir bekommen immer wieder Pakete, die uns mit dem Nötigsten versorgen.

Tausend Dank und alles Herzliche von Ihrem

Ludwig Ficker

P.S. Franks Vortrag unter dem kurz- und bündigen (vielleicht etwas hochgegriffenen) Titel »Zeit und Verantwortung« ist bereits erschienen. Haben Sie ihn schon erhalten?

1056 AN HANS KESTRANEK

Innsbruck-Mühlau, 17. Juni 1947

Mein lieber, verehrter Freund!

Ich nehme an, daß Sie von Ihrem Aufenthalt in Wien bereits zurückgekehrt sind, und da möchte ich Sie bitten, mir, wenn auch noch so kurz, mitzuteilen, ob und welchen Erfolg Ihre Fühlungnahme mit dortigen Verlagen gezeitigt hat. Ich war bisher der Meinung, Sie faßten, dem Rat Dr. Bernharts folgend, zunächst nur reichsdeutsche Verlage ins Auge. So kam mir nicht in den Sinn, Sie könnten eine Verbindung mit der Styria erwägen. Sonst hätte ich Ihnen geraten, sich doch mit Dr. Reiner mann, dem Leiter des Pustet-Verlags in Salzburg, zu besprechen; denn dieser Verlag gehört ja auch der Styria und Dr. R. (der ja damals in der »Austria« so anerkennend auf den »Brenner« hingewiesen hat) dient als literarischer Anwalt dem Gesamtunternehmen und fährt zu Konferenzen mit Dr. Stepan des öfteren nach Graz. Jedenfalls bitte benachrichtigen Sie mich, wie Ihre Sondierungen in Wien verlaufen sind. Für den Brenner-Verlag habe ich momentan in der Tat keine Aufbaumöglichkeiten und ich muß froh sein, wenn ich für die nächste Brenner-Folge die Papierbeschaffungsschwierigkeiten in absehbarer Zeit beheben kann. Aber ich kann Sie vielleicht schon

159

bald mit einer Nachricht überraschen, die unserer gemeinsamen Bemühung um Publikation Ihres Werkes, sei es der »Politeia« oder des ihr noch folgenden Gedanken- gutes, neue Aussichten eröffnet. Es handelt sich da um ein Projekt, das sich noch im Vorbereitungsstadium befindet, in jeder Hinsicht gewissenhaft fundiert werden soll, westeuropäische Kultursicherung im Rahmen der heute gegebenen Notwendigkeiten bezweckt und in dem man mich gebeten hat eine beratende Funktion zu übernehmen. Mehr kann ich vorderhand nicht verraten und ich bitte Sie, auch diese Andeutung streng vertraulich zu behandeln, bis ich Ihnen Näheres mitteilen kann. Jedenfalls möchte ich Ihnen für den Fall, daß ein anderer Verlag sich um die »Politeia« bewerben sollte, nahelegen, sich vertraglich das Verfügungsrecht über Ihre weitere Produktion – eben im Hinblick auf die hier sich anbahnenden Möglichkeiten – nicht nehmen zu lassen.

Die Stellungnahme zum »Brenner« in der »Furche« habe ich mit einem Gefühl gelesen, das ganz dem Ihren entspricht. Angestrebter kann man sich an einer Sache, die einen geraden, offenen Blick verlangt, nicht vorbeischieben, als es hier geschehen ist. Natürlich liegt hier eine Weisung und ein Wunsch von oben vor. Aber daß im Anfang das Wort (und nicht die Ratio) und das Wort bei Gott und Gott das Wort war, das können diese um die Unanständigkeit ihres theologischen Bildungsguts besorgten Dozenten nicht aus der Welt schaffen. Ihrem uninspirierten Blick entgeht völlig – oder zum mindesten wollen sie es nicht wahrhaben –, daß eine solche Wortergriffenheit, wie sie im »Brenner« zum Ausdruck kommt, gegen das Abgleiten in einen dämonisierten Wortfetischismus, wie ihn die politische Propaganda handhabt, unbedingt feht und daß das, was sie als esoterisch empfinden, sich morgen schon als das eminent Soterische erweisen kann, wenn anders es als sicher gelten darf, daß wir in einem nihilistisch ausreflektierten Zeitalter leben, dem mit bewährten Scheuklappen nicht mehr beizukommen ist. Was da gegen den »Brenner« mit dem Anschein der Besorgtheit um das, was ihm frommt, geschrieben ist, berührt wie das Ablenkungsmanöver eines schlechten Gewissens, und als solches wurde es auch hier in aufgeschlossenen Theologenkreisen, die sich von alten Zöpfen freigemacht haben, vorwiegend empfunden. Im übrigen hoffe ich schon noch erweisen zu können, daß ich mit dem »Brenner« auf dem rechten Weg bin. Wenigstens für jene, die ihn unbefangen und mit dem Blick aufs Ganze zu lesen vermögen.

Es grüßt Sie, lieber Freund, in herzlicher Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

1057 AN KLARA KOCKERBECK

Innsbruck-Mühlau, 29. Juni 1947

Liebes Fräulein Kockerbeck!

Ihr Brief hat mich sehr erschüttert. Aber hören Sie: Es geht gar nicht mehr um das Verständnis von Generation zu Generation und um den *scheinbar* abgerissenen Kontakt zwischen beiden, sondern es geht um die lebendige Beziehung zwischen

Mensch und Mensch, sei er welchen Alters immer, im Raume einer aktuellen Geistempfänglichkeit, die den Anschein und das Stigma gegenseitiger Preisgegebenheit wieder von uns nehmen kann und wird. Hiezu, ich weiß es, ist überzeugende Haltung und lebendiger Zuspruch im Geist der Liebe nötig. Dieser fehlt mir weiß Gott Ihnen und allen gegenüber *nicht*, die vom Opferbeispiel der Erscheinung Trakls angezogen den Boden der Hoffnung und der Zuversicht im Glauben unter sich zu verlieren drohen. Gerade *sie*, diese teuersten Seelen, gilt es zu stützen unter Hinweis darauf, daß zwar der Bildraum von Trakls Sehergabe das Weltbild, das ihm vor Augen stand und dem er sein persönliches Schicksal aufgeopfert wußte, in Nacht und Grauen versinken läßt, aber unter Lichtblicken – übersehen Sie das bitte nicht! –, die dem Untergehenden immer wieder die Gewißheit eines kommenden Auferstehungsmorgens erschlossen. An *dieses*, immer deutlicher hervortretende Vermächtnis seiner Sehergabe haben wir uns heute zu halten, wollen wir den einmalig vorgesehenen und von keinem verzweifelten Bewunderer nachvollziehbaren Opfersinn dieses Lebens in seiner weittragenden Bedeutung nicht gründlich verkennen und Trakl die Qualen des Fegefeuers womöglich noch in der Ewigkeit mehren. Sie verstehen, daß ich hier einen ernststen Appell an Sie richte.

Ich lasse Ihnen dieser Tage durch Freunde in Deutschland einen im letzten Herbst neu erschienenen »Brenner« zugehen. Dort finden Sie eine große Abhandlung »Die Bestimmung des Dichters«, der Ihnen für das Thema Ihrer Arbeit über Trakl, wie ich hoffe, wertvolle Aufschlüsse geben wird. Die Anordnung in der Gesamtausgabe der Dichtungen, obwohl nach Zyklen zusammengestellt, spiegelt doch einigermaßen zuverlässig auch die Reihenfolge ihres zeitlichen Entstehens. Was in die frühe Salzburger Zeit gehört, ist in der Hauptsache nach in den beiden Eingangszyklen (»Die schöne Stadt« und »Kleines Konzert«) untergebracht, alles andere, wenn in Entwürfen auch mitunter in früheren Jahren konzipiert, gehört als endgültige Gestaltung den entscheidenden drei letzten, meist in Innsbruck verbrachten Jahren an.

Entschuldigen Sie, daß ich es bei diesen Andeutungen bewenden lassen muß. Aber ich bin alt, lebe in großer Erschöpfung und Existenzunsicherheit, meine Kräfte sind aufgebraucht, und da muß ich meine ganze Aufmerksamkeit den Dingen zuwenden, die mir noch zu ordnen übrig bleiben. Sie sollen aber spüren, daß mein Zuspruch auch noch in meinem Stillschweigen, das mir durch die Umstände aufgenötigt ist, lebendig bleibt.

Mit allen guten Wünschen

Ihr Ludwig Ficker

1058 AN KLARA KOCKERBECK [P]

Ludwig Ficker  
Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11

*Deutschland*  
Französ. Zone  
Frl.  
Klara Kockerbeck  
Freiburg i. Brg  
Moltkestr. 30<sup>III</sup>

18. August 1947

Liebes Fräulein Kockerbeck!

Sie haben schon die rechte Witterung: Wirklichkeit ist das zeugende, Realität das gezeugte Prinzip. Dieses geht aus jenem hervor: Wirklichkeit (als ursächlicher Begriff) gehört dem Schöpfer, Realität der Schöpfung an. Beides sind Wechselbegriffe, aber unterscheidbar in ihrer Rangordnung (eben als Wirkendes und Gewirktes).

Natürlich bezieht sich die Stelle bei Trakl (»O Mund, der durch die Silberweide bebt« als Nachklang von »Wahrlich! Ich werde immer bei Euch sein«) auf den Heiland. Auf wen denn sonst?!

In Eile – verzeihen Sie! – noch eines: Keine Begegnung ist sinnlos, die den Menschen, der liebt, vor Schmerz und Entscheidung stellt. Hier gehen oft die Wege auseinander, um sich in einem höheren Ziel, das allen Heimsuchungen ein Ende setzt, zu finden.

Es grüßt Sie mit allen guten Wünschen

Ihr Ludwig Ficker

Merken Sie noch dies: Es gibt bisweilen Schwebestände über den Abgründen des Lebens, in denen uns alles so verkehrt erscheint, daß ein Mensch dann nicht mehr zu erkennen vermag, ob die Hand der Vorsehung, in die er sich gegeben weiß, ihn fallen lassen oder höher heben will. Hier gilt es, Angst und Wagemut in das richtige Verhältnis zur Stimme des Gewissens bringen. Das ist das Mittel, sich wieder auszukennen – und *besser als zuvor!*

1059 AN OTTO MÜLLER

22. August 47.

v. Fi/MI  
Herrn  
Verleger Otto Müller,  
*Salzburg*,  
Nonnberggasse 11

Lieber, verehrter Herr Müller!

Leider kann ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen. Mir fehlt die Sicherheit in der Beurteilung bildender Kunst, die Professor *M a u e r*, wir mir scheint, in hohem Maße besitzt. Sie ist aber unbedingt nötig, darüber hinaus auch noch ein besonderes Einfühlungsvermögen in das Unterschiedliche der beiden, scheinbar einander so ähnlichen Seherwelten, die hier in Frage stehen, um zu den Trakl-Zeichnungen von Kubin in Kürze etwas grundsätzlich Einleuchtendes sagen zu können. Denn ein Problem liegt hier vor; darüber ist sich Kubin, wie die Entstehungsgeschichte dieser Blätter beweist, selbst klar gewesen. Wenn Sie also den Text der Prosa-Dichtungen Trakls nicht mitveröffentlichen wollen, dann versteht sich, daß ein entsprechender Hinweis nötig ist, um dem aufmerksamen Beobachter dieser zunächst befremdenden, aber noch in ihren gewagten Aspekten aufschlußreichen Blätterfolge das Verständnis ihrer Schwierigkeiten zu erleichtern. Inwieweit diese überzeugend, ja überraschend, dann doch wieder schwächer und fragwürdig gemeistert sind, das könnte sehr wohl den Gegenstand einer verdienstlichen Einführung bilden, für die sich Otto Mauer, glaube ich, besonders geeignet hätte. Auf ein, zwei Maschinenseiten freilich läßt sich das kaum bewältigen.

Scheidet Mauer aber aus – obwohl ich nicht einsehe, warum die Ablehnung durch Herder ein Hemmschuh für ihn sein sollte –, dann mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag: Bitten Sie doch Kubin selbst, sich zur Entstehung seiner Trakl-Blätter zu äußern. Das läßt sich kurz machen, wird vom Erlebnis des Meisters selbst her interessant sein und mehr Überzeugungskraft haben als alle reflektierenden Wenn und Aber, die wir kritisierenden Zwittergeschöpfe auf Gottes Erdboden zu dem Thema beisteuern könnten. Verzeihung, ich meine damit nur mich. Und ich sage das nur, weil Bedenken und Einwände prinzipieller Natur, die sich vor den Trakl-Zeichnungen Kubins bei aller Bewunderung des gewagten Einsatzes einstellen (man denke nur: dort immerfort sinnbildlich durchleuchteter Farbenhorizont der wandernden Dichtung, hier notgedrungene Fixierung und Zusammendrängung abzubildender Motive in der linear bewegten Tonsprache der Zeichenfeder!), in der schöpferische(n) Einsicht des Meisters sicher tiefer verankert und besser aufgehoben sind als bei mir. Jedenfalls wage ich es nicht, von meinen Vorbehalten in diesem Falle vor mir selbst, geschweige denn vor der Öffentlichkeit viel Aufhebens zu machen – jetzt, da die prachtvolle Totentanzmappe Kubins uns diesen Idylliker des Grauens in einer Entfaltung und Sublimierung seiner schöpferischen Kräfte zeigt, die uns vielleicht gestattet, seinen Durchbruchversuch durch die Trakl'sche Seherwelt (auch wenn und gerade weil er

163

einer ehrfürchtig abgeworfenen Zwangsjacke gleich) erhöhte Bedeutung beizumessen.

So hoffe ich, daß Sie uns die Trakl-Mappe auch ohne mein Zutun bald zugänglich machen können, und grüße Sie inzwischen als

Ihr ergebener

1060 VON ALBERT BLOCH

Lawrence, Kansas  
den 16. IX '47

Sehr geehrter Herr Doktor von Ficker,

darf Ihnen ein alter, leider nur gelegentlicher Leser des »Brenner« zu dessen Neuerscheinen herzlichst gratulieren! Zwar habe ich noch kein Exemplar der Zeitschrift gesehen, aber insoweit als heutzutage überhaupt etwas noch herzerwärmend zu sein vermag, ist es die Tatsache dieser Auferstehung! Schon lange – während und seit dem vorläufigen Ende der jüngsten Grauenszeit – denke ich immer wieder an Sie, wengleich wir uns nicht persönlich kennen: wie es Ihnen ergangen, was aus Ihnen geworden sein mag; brachte aber begreiflicher Weise den Mut nie auf, mich zu erkundigen. Jetzt aber, durch Freunde in New York und Boston (aus der ganz ansehnlich gewordenen amerikanischen Karl Kraus-Gemeinde), erfahre ich plötzlich zu meiner dankbaren Freude, daß Sie den alten »Brenner« wieder herausgeben!

Leider aber muß meinem Glückwunsch sofort der Ausdruck der Trauer und des Beileids folgen: mit dem guten und tiefen Geiste Theodor *Haeckers* haben Sie und Ihre Leserschaft einen unersetzlichen Verlust erlitten ... Wie Ihnen bekannt oder noch Erinnerung sein dürfte, hatte Haecker szt. die große Freundlichkeit, mir bei der Herausgabe meiner englischen Nachdichtungen aus »Worten in Versen« behilflich zu sein und gelegentlich manchen wertvollen Vorschlag zu machen. Kraus war zwar ohne weiteres damit einverstanden, daß ich das Buch einfach erscheinen lasse; ich aber weigerte mich, es zu tun, ohne die Begutachtung eines unparteiischen Dritten, der in meiner Sprache ebenso zu Hause sei wie ich in der Deutschen, und der mindestens so innig wie ich mit den »Worten in Versen« vertraut sei. So schlug Kraus schließlich Theodor Haecker vor; und diesem werde ich solchen Liebesdienst am englischen wie am deutschen Wort nie vergessen – wie vielleicht noch weniger einige Aufsätze, die mir aus alten Jahrgängen des »Brenner« sehr lebhaft in der Erinnerung geblieben sind.

Inzwischen ist man alt und krank geworden – schwer herzkrank, hauptsächlich als Folge der Aufregungen der jüngsten Vergangenheit – und zu Anfang des Frühjahrssemesters habe ich mich leider emeritieren lassen müssen – weshalb ich mich nicht sofort mit einem Abonnementsauftrag an Ihre Expedition gewendet habe!

Es dürfte Sie vielleicht nebenbei interessieren, daß im Frühsommer ein Gedichtband von mir erschienen ist: Gedruckt von *Jahoda u. Siegel* in New York! – nur daß der Schlafmütze von einem Verleger (ein Idealist, wie man mir versichert, und »Karl

Kraus-Verehrer«), entgegen seinem gegebenen Wort, den Druckereivermerk verschlampen ließ; was mich umso mehr verdrießt, als sich der liebe Mensch Martin Jahoda ganz besondere Mühe gab – mir zur Überraschung –, Format und Druckbild des Buches der äußeren Erscheinung eines Verbandes von Karl Kraus anzunähern. Denn außer meist eigenen Versen enthält das Bändchen ungefähr zehn neue Nachdichtungen aus »Worten in Versen«, nebst einigen nach anderen deutschen Lyrikern. Ich würde nun sehr gerne, wenn ich nur sicher sein könnte, daß ich Ihnen damit nicht lästig falle und ich wüßte, daß Sie des Englischen mächtig sind, dem Verlag Auftrag geben, Ihnen ein Exemplar zugehen zu lassen; muß Sie aber bitten, sich ja nicht verpflichtet zu fühlen, die kleine Aufmerksamkeit anzunehmen.

Schon im Universitätsjahr '41-'42 mußte ich mir einen monatelangen Krankenurlaub gefallen lassen, aber während der langsamen Rekonvaleszenz habe ich zeitweise das Leiden der armen Welt (wie das abnehmende eigene) in den Hintergrund des Bewußtseins zurückschieben und meine Tage und Nächte soweit verschönern können, indem ich, unter anderer Arbeit, eine große Anzahl von Sprüchen aus den drei Aphorismenbänden von Karl Kraus verenglischt habe. Bald darauf reitet mich wieder mein Sprachteufel, und so war es mir vergönnt, fast den ganzen achten Band der Trakl'schen Gedichte (Kurt Wolff) ins Englische zu setzen. Diese Nachdichtung, mit einer kritisch-würdigenden Betrachtung als Vorwort, liegt längst druckfertig vor, aber da die amerikanischen Literaten und Übersetzer (daß Gott erbarm!) einstweilen die große Trommel für Rilke und – Werfel rühren, interessiert sich für Trakl natürlich kein New Yorker Verleger (*am allerwenigsten Kurt Wolff*, der während des Krieges sein Verlagsgeschäft nach New York verlegt hatte und es vielleicht noch immer dort betreibt. – Die Aphorismensammlung nach Karl Kraus aber existiert leider vorläufig noch immer in furchtbarem Durcheinander bloß als erste Niederschrift.

Nun habe ich aber, verehrter Herr Doktor, Ihnen weit mehr als genug Zeit mit diesem Gekritzel gestohlen. Wenn nur die Maschinschreiberei nicht so sehr anstrengend wäre und ich den Brief abschreiben könnte, oder aber, wenn ich bei rüstigerem Körperbefinden gar Sätze mithilfe der Schreibmaschine zu bilden imstande wäre, hätten Sie's wesentlich leichter. So aber muß ich um Ihre freundliche Nachsicht bitten\*, und verspreche, Sie künftig in Ruhe zu lassen.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen und für das Gedeihen des »Brenner«,

grüßt Sie bestens  
Ihr ergebener

Albert Bloch

\* auch für die vielen Schreibfehler und Korrekturen!

1061 AN JOSEF LEITGEB

Innsbruck-Mühlau, Allerheiligen 1947

Lieber Herr Doktor!

Dank, herzlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Aber das fehlte noch, daß Sie *mich* um Nachsicht bitten! Dieses Buch von Blumen, Bäumen und Musik ist doch von A bis Z eine so *entzückende* Darbietung, daß man nur staunt und dem Augenblick der Erleichterung, den es verschafft, am Ende zurufen möchte: Verweile doch, du bist so schön! Sie sind eben Ihrer ganzen Natur nach ein Liebhaber der Schöpfung in ihren heimlichsten wie unheimlichsten Aspekten, ein Liebhaber, den die Sprache, dieses eigensinnigste und doch preisgegebenste Geschöpf im Raume göttlicher Verlautbarung, wie eine Wolke Goldregen in ihrem Schoß empfängt. Da schlagen Sie jeden, der sich umständlicher um Ihre Gunst bewerben muß, von vornherein mit Leichtigkeit aus dem Feld. Das ist es auch, was es an Ihrer Dichtung immer zu bewundern gilt: den mühelosen Liebesbund von Auge, Ohr und Wort, kulminierend in einer Geistesgegenwart, die auch allen Grund zur Schwermut einem beschwingten Frohsinn, dem Geburtshelfer aller wahren Zuversicht, einverleiht.

Das ist es, was dieses neue Prosabuch von Ihnen, scheinbar loser zusammengefügt als frühere, besonders anschaulich macht, und was das für uns bedeutet – heutzutage, da Trauer und Bangnis nicht leicht von uns weichen wollen – das brauche ich Ihnen, lieber Freund, nicht zu sagen.

Es grüßt Sie, nochmals dankend, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1062 VON ALFRED EICHHOLZ

Valparaiso, den 30 November 1947.

Lieber, sehr verehrter Herr von Ficker,

Schon seit einiger Zeit sind wir in den Besitz zweier Exemplare der 16. Folge des »Brenner[«] gelangt, einer von Fräulein Schlier, einer von Ihnen abgesandt. Einen wirklich adäquaten Dank dafür auszusprechen, geht über meine Kräfte. Es war wie ein Zurückversetztwerden in die Jugendzeit, und viele liebe und wehmütige Erinnerungen tauchten auf an die einzig fruchtbare Epoche unseres Daseins, wichtig insoweit, als man sich dabei der Ephemerität und Fragwürdigkeit eines Daseins wie des unsrigen, erhebend und schmerzlich zu gleicher Zeit, ständig bewußt ist. – Daß etwas Derartiges, Geistiges überhaupt je in unser Leben trat haben wir Ihnen und dem »Brenner« zu danken, und diese Dankesschuld ist so groß, daß wir uns bewußt sind, sie nie abtragen zu können, ganz gewiß nicht mit den kleinen materiellen Gaben, die zwar Ihnen in Ihrer gegenwärtigen unvorstellbaren Not etwas bedeuten mögen, von

166



uns aber mehr als symbolische Zeichen des Gedenkens gedacht sind. Deshalb beschämen uns auch Ihre unverdienten Dankesbezeugungen. Es genügt uns zu wissen, daß – hoffentlich – alles ankommt. – Ein »Brenner« liegt nun, wie in alten Zeiten, allabendlich auf meinem Nachttisch, aber, ungleich jenen alten Zeiten, ist das bißchen Geist, das mir verliehen ward, gleich einem alten Schwert an der Wand eingerostet in den langen Jahren der Nichtbenützung. Es langt gerade noch zu erkennen, daß der »Brenner« der alte geblieben ist oder, vielmehr, genau wie damals, sich ständig im Geiste neu gebärt, geleitet von dem Herausgeber, der unbeirrbar auf dem als richtig erkannten Weg dem einen, ewig alten, ewig neuen Ziel zustrebt. Die Freude der Lektüre wird vervielfacht durch das Erlebnis des Wunders, daß es das heute, heute noch gibt, daß alle gegen Gott und die Welt losgelassenen Dämonen diesen Keim der Wahrheit, des Geistes und des Guten nicht vernichten konnten.

Den 7. Dez. 1947.

Heute erst komme ich dazu, weiterzuschreiben. Ich weiß, daß viel Arbeit keine Entschuldigung ist, besonders Ihnen gegenüber nicht, der Sie schon in quasi »normalen« Zeiten die Arbeit am »Brenner« erst nach der ermüdenden und aufreibenden Arbeit um's tägliche Brot aufnehmen konnten. Dies also nur als Ausrede!

Es ist für mich sehr, sehr schwer, mich zu Ihnen über den Inhalt des »Brenner« auszusprechen. Das wäre eigentlich nur mündlich möglich. Aber da ich weiß, daß Sie jede Stimme aus dem Leserkreis interessiert, werde ich versuchen, Ihnen das eine oder andere, was mir dazu durch den Kopf gegangen ist, mitzuteilen: Ich bin mir erst in den letzten Jahren und zu meinem eigenen Erstaunen bewußt geworden, wie sehr mein Denken und Empfinden im Jüdischen verhaftet ist.\* Daß die grauenhaften Erfahrungen, welche die jüdische Gemeinschaft in diesem Zeitraum erleben mußte, mich ihr näherbrachte, ist verständlich und selbstverständlich. Aber ausschlaggebend war nicht das, sondern etwas mit mir Geborenes, das mir mit zunehmendem Alter nur bewußter und klarer wird. Nur um Ihnen die Stärke dieses Gefühls anzudeuten und auf die Gefahr hin, den Gefühlen Andersgläubiger zu nahe zu treten – nichts liegt mir natürlich ferner! – muß ich sagen, daß für mich in dem Begriff »Mutter Gottes« schon etwas nahezu Blasphemisches liegt. Daraus allein erhellt schon, daß ich den Gedanken und Gefühlen der »Brenner«-Autoren nur bis zu einem deutlich erkennbaren Punkt folgen kann. Aus dem Bereich darüber hinaus bleibe ich ausgeschlossen. Das hindert mich aber nicht, mit Freude und Stolz (Stolz auf die persönliche Beziehung) zu erkennen, daß der »Brenner« im zeitgenössischen Geistesleben etwas Einmaliges, von keiner anderen Seite annähernd Erreichtes darstellt, ebensowenig wie es mir den geistigen Genuß der Lektüre verkümmert. Hingegen, wie Sie nach dem Gesagten gleich einsehen werden, sind mir die Beiträge Paula Schliers, Ihnen das wichtigste, nahezu gänzlich verschlossen. Dazu kommt noch, daß mir von jeher ein Gefühl für das Symbolische abgeht, ein Mangel, der sich auch in anderen Zusammenhängen oft störend bemerkbar macht. Wenn mir trotzdem bei Paula Schlier ein Eindruck prophetischer Visionen und dichterischer Bewegtheit zurückbleibt, so ist das alles, was ich erwarten darf. Daß Beiträge wie die von Kestranek, Brink und Bernhart nicht nur begeisterte Zustimmung, sondern auch Dank für den geistigen Genuß der Lektüre und die Vertiefung alter und Eröffnung neuer

Erkenntnisse verdienen, ist nicht mehr als eine Feststellung, die diese Aufsätze bei jedem einsichtigen Leser hinterlassen müssen. – Nur den »Abschied von Theodor Haecker« mit der erstaunlichen Porträtskizze von Seewald – ich hätte nie geglaubt, daß man mit so einfachen graphischen Mitteln das Beseelte und Durchdringende dieses unvergeßlichen Blickes wiedergeben könne – hatte ich vorweggenommen. Sonst bin [ich] in meiner Lektüre bei der Abhandlung Zangerles über »Die Bestimmung des Dichters« angekommen. Unendlich ist mein Respekt vor der wahrhaften Bildung und dem In-die-Tiefe-Gehen seines Geistes. Wenn ich es trotzdem wage, im Bewußtsein meiner geradezu lächerlichen Unterlegenheit in beiden und anderen Hinsichten und ganz abgesehen von meiner oben angedeuteten grundsätzlich ganz anderen Geisteshaltung, die Stellung dieses oder jenes Autors am dichterischen Sternhimmel ein wenig anders zu erblicken, so kann ich mich dabei auf nicht mehr, aber auch auf nicht weniger berufen als auf ein Gefühl, ein Gefühl allerdings, von dem ich mich von Anfang an bei allen Versuchen, mich zu orientieren, habe leiten lassen und das mich, wie ich glaube in aller Bescheidenheit feststellen zu dürfen, nicht schlecht geführt hat. Es fällt mir sehr schwer, meinen Einwänden das richtige Leichtgewicht zu geben, die sie, angesichts der Fülle von bedingungsloser Zustimmung und dankbarer Erkenntnis neuer geistiger Perspektiven verdienen, aber ich muß den Versuch machen: Mag sein, daß mir der Weg zu Kafka durch meinen fehlenden Sinn für das Symbolische versperrt ist. Aber darin glaube ich mich nicht zu irren: Daß Kafka für keinerlei wesentlichen Bestandteil des Judentums repräsentativ ist und daß sein Werk von vielen, um mit Brink zu sprechen, ismen in Anspruch genommen wird, was einer Vieldeutigkeit zu danken ist, die nicht unbedingt Tiefe zu sein braucht. Gleichfalls einige Punkte zu hoch scheint mir die Gestalt Rilkes bei Zangerle zu stehen zu kommen. Man muß ihn doch nur mit dem auch für Zangerle gültigen Maßstab der Sprache messen und er verschwindet neben einem Trakl, einem Brecht, einer Lasker-Schüler, einer Le Fort! Etwas in umgekehrter Richtung scheint mir bei Thomas Mann passiert zu sein. Nicht, daß ich den Dichter von »Charlotte in Weimar« oder der »Josephslegende« auch nur ein Haar höher schätzte als den der »Buddenbrooks« oder des »Zauberbergs«. Er bleibt mir gleich fern und undichterisch. Aber der Mann, der Thomas Mann, der in seinen Reden an die Deutschen von dem nur zufällig sicheren Port aus so richtige von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte in der von ihm selbst einst so überheblich abgetanen Rolle des »Schriftstellers« (Kraus, im Gegensatz zu ihm, dem Dichter) fand, gegen sein Volk, das keineswegs, zum mindesten heute noch nicht »unter das Joch einer Schuld und einer Sühnenotwendigkeit gebeugt ist« ... Diese Worte des Schriftstellers Mann haben mir und vielen mit mir zur Zeit [i]hres Erscheinens das Bild des wahrhaft deutschen Menschen erhalten, als es in einem Meer von Blut und Grauen zu versinken drohte.

Lieber Herr von Ficker, ich hoffe, Sie halten mir diesen kindischen Versuch, von einem rostigen Schwerte Gebrauch zu machen zugute, er hat mich viel Mühe und Zeit gekostet und es ist nicht viel, was dabei herauskam.

Wie dem auch sei, ich verbleibe in Treue

Ihr stets dankbarer

Alfred Eichholz

\* ohne weder synagogal-religiös noch national-zionistisch zu sein.

Lieber Herr von Ficker, tausend Mal Dank für den Brenner, der uns sehr glücklich macht. Ich schreib Ihnen bald mehr! Bleiben Sie nur gesund! Mit herzlichsten Grüßen

Ihre Lisl Eichholz

1063 VON WERNER KRAFT

Jerusalem  
31 Alfasi Rd  
27. 12. 1947

Sehr verehrter Herr Ficker,

ich bedaure unendlich, daß ich Ihnen auf Ihren so überaus freundlichen Brief und auf die Übersendung des Brenner erst heute antworte. Aber abgesehen von der Lähmung durch die finstere Zeit und meine persönliche Lage, die mir wenig Zeit und Lust zu geistiger Konzentration ließ, fällt es mir so besonders schwer, mich zu einer Kundgebung zu äußern, deren sittlicher und sprachlicher Ernst mir feststeht, von der ich mich aber durch das in sich folgerichtige und geschlossene Bekenntnis zu der katholischen Glaubenslehre vielfach bis zur Unaufnehmbarkeit des rein Gedachten entfernt fühle. Dennoch darf ich sagen, daß ich besonders aus dem Aufsatz von Ignaz Zangerle, der vorzüglich geschrieben ist, stellenweise reiche Belehrung gezogen habe und vielleicht noch mehr aus dem Aufsatz von Ewald Wachsmuth [!] ziehen würde, wenn ich nicht leider so wenig von Mathematik und Physik verstehe. Zangerles christliche Deutung von Kraus und Kafka muß ich ablehnen, obwohl auch ich christliche Züge in Kraus finde. Über Kafkas Stellung zum Religiösen habe ich mich in einem Aufsatz geäußert, der im Anfang dieses Jahres – ich habe leider das Heft im Augenblick nicht zur Hand, um es genau zu bezeichnen – in der in München erscheinenden »Fähre« veröffentlicht wurde. Dagegen fand ich die Ablehnung von Kafkas Weltruhm auf Grund von Übersetzungen so treffend, daß ich in den Anmerkungen zu einem Kafka-Manuskript, welches eine geringe Aussicht auf Druck hat, darauf hingewiesen habe. Darf ich Ihnen auch noch dies sagen, daß ich in der Aufzählung der großen österreichischen Dichter bei Zangerle – Trakl, Rilke, Kraus, Kafka – die Weglassung von Hofmannsthal als schwer möglich empfinde? Natürlich hält Zangerle, vielleicht unter dem Einfluß von Karl Kraus, diese Weglassung für möglich. Ich halte Hofmannsthal ganz unabhängig von seinen Schwächen und Fehlern für eine der ernstesten Künstlerpersönlichkeiten der hinter uns liegenden Epoche und bin bereit, diese Behauptung ausführlich zu begründen. Daß ich schließlich das Dichterische der hochbegabten Paula Schlier in ihren Beiträgen nicht aufzunehmen vermag, macht mich ehrlich traurig, da ich weiß, wieviel sie für Sie und andere bedeutet, deren Urteilskraft ich anerkenne.

Ich möchte heute nicht mehr darüber sagen und nur mit Nachdruck betonen, daß ich alles was von Ihnen kommt, jederzeit mit Ernst und Aufmerksamkeit lesen werde.

169

Einen Aufsatz, den ich in der letzten Zeit geschrieben habe, lege ich bei, in der Hoffnung, daß er Ihre Zustimmung finden wird. Falls Sie die Möglichkeit haben, weitere Hefte des Brenner erscheinen zu lassen, wüßte ich keine würdigere Stelle des Erscheinens für ihn als eben hier. Ich möchte Sie nur, in diesem Fall, bitten, durch eine Fußnote oder in einer redaktionellen Bemerkung anderer Art darauf hinzuweisen, daß ich Jude bin und als solcher außerhalb des religiösen Zusammenhangs Ihrer Zeitschrift stehe.

Sollten Sie aber den Aufsatz ablehnen oder sollte der Brenner in absehbarer Zeit nicht erscheinen, so bitte ich Sie, das Manuskript zunächst bei sich liegen zu lassen, bis ich Ihnen schreibe, wohin Sie es schicken mögen. Ich bitte Sie auch, die vielen Verbesserungen zu entschuldigen, aber die nochmalige Abschrift des Ganzen würde die Absendung, die mir am Herzen liegt, wieder verzögern.

Der Tod Ihres Sohnes ist mir sehr nahegegangen.

Ich bin, sehr verehrter Herr Ficker,  
mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen

Ihr Werner Kraft

Ich gebe den Brenner in diesen Tagen Martin Buber zu lesen, der ihn nicht kennt.

# 1948

1064 VON OTTO MAUER

WORT UND WAHRHEIT

Schriftleitung: Wien I · In der Burg · Säulenstiege · 2. Stock/54

Wien, den 2. Jänner 1948

Herrn

Ludwig v. Ficker

*Innsbruck-Mühlau*

Kirchengasse 11

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Ich freue mich, daß Sie grundsätzlich keinen Einwand gegen die Herausgabe der Ebner-Aufsätze durch die Thomas-Morus-Presse sehen. Mit Frau Jone werde ich mich wohl oder übel auseinandersetzen müssen. Es wird nicht leicht sein, da sie der Meinung ist, daß jeder Ebner-Text nur mit Ihrer Einleitung versehen das Licht der Welt erblicken könne.

Bezüglich Paula Schlier: ich habe mit den Veröffentlichungen der Katholischen Hochschuljugend und ihrer Rezension des »Brenner« nichts zu tun. Ich habe sie nicht einmal gelesen. Der »Brenner« wurde in »Wort und Wahrheit« deshalb nicht besprochen, weil ich mir über den wesentlich theologisch orientierten Artikel von Kestranek selbst nicht ins Klare kommen konnte und es für unanständig hielt, gegenüber einer so bedeutenden Ausführung etwas Beiläufiges zu sagen. Das erste Heft wird aber sicher noch besprochen werden, sobald das zweite erscheint. Es ist mir ein ausgesprochen inneres Anliegen, den neuen »Brenner« zu würdigen.

Meine Ansicht über Paula Schliers Arbeiten im ersten »Brenner« seit 1945 hat eine Wandlung durchgemacht. Zuerst war ich über die Methode betroffen, aus Texten der Heiligen Schrift (und wie unglaublich bringt sie diese Texte) ein letztlich doch literarisches Ergebnis zusammenzusetzen, das wegen seiner unausgesetzten stillschweigenden Zitationen fast der Heiligen Schrift gleichkommt und gleichzeitig in dieser neuen Zusammensetzung fast den Charakter einer Prophetie beansprucht. Das beunruhigte zunächst mein theologisches Gewissen und schien mir entweder ein ungeziemendes Plagiat zu sein oder einen ungebührlichen Anspruch zum Ausdruck zu bringen, der der christlichen Demut von Grund auf widerstreitet. Wir können uns nicht selbst zu Charismatikern machen. Bei näherer und genauerer Überlegung klärte sich mein Urteil aber dahin, daß die »apokalyptischen« Texte es im Grunde genommen ja doch dahingestellt sein lassen, was sie sind. Sie gebärden sich

171

genau genommen doch nicht anders als seriöse, gewissenhafte, von tiefer Frömmigkeit erfüllte christliche Literatur. So sind sie auch annehmbar. Ja, so stellen sie eine außerordentliche Leistung dar, die auf Grund einer ungemeinen Schriftkenntnis, ja eines Atmens und Lebens aus den Heiligen Schriften und einer sehr genau überlegten Dogmatik dichterische Visionen darbieten, die zum Eigenartigsten unserer Zeit gehören. Man kann neben Paula Schlier hier nur Gertrud von Le Fort und seit neuestem Elisabeth Langgässer nennen.

Daß ich bei einem inzwischen erfolgten Besuche nicht wieder auf Schlier zu sprechen kam, geschah entweder nur aus Zurückhaltung oder, was das Wahrscheinlichste ist, aus ganz gewöhnlicher Vergeßlichkeit, die mich seit einiger Zeit besonders plagt.

Für den Psalm Paula Schliers, den Sie uns zusandten, herzlichen Dank. Möge das Jahr 1948 für Sie ein trostreiches und gesegnetes sein. Dies wünscht Ihnen herzlich  
Ihr Otto Mauer

1065 AN FRITZ TRAKL

Innsbruck-Mühlau, 18. Januar 1948.

Sehr geehrter Herr Major!

Jawohl, auch mich hat dieses Buch peinlich berührt. Am liebsten würde ich mich darüber ausschweigen, so gewagt im einzelnen und verfehlt im ganzen scheint mir dieses Mixtum compositum von Eindrücken, die der Verfasser aus Georgs Dichtung und Berichten über sein Leben gewonnen hat. Ich verstehe nicht, wie Dr. Riemerschmid, den ich zwar nicht persönlich, wohl aber als einen Mann von ernsthaften literarischen Neigungen kenne, dem Gegenstand seiner Betrachtung so distanzlos und sich selbst so kritiklos gegenüberstehen konnte, daß er, der offenbar Büchners »Lenz« als Vorbild vor Augen hatte, seinen Mißgriff in diesem Fall gar nicht merkte. Jedenfalls hat Riemerschmid seine eigene Begabung überschätzt und das Gewicht des geistigen Vermächnisses, das uns Georg Trakl im Bilde seiner Dichtung als Denkmal seiner tragischen Sendung hinterlassen hat, gewaltig unterschätzt. Sonst hätte er vor dem aussichtslosen Wagnis zurückschrecken müssen, aus dem in seine Seherwelt entrückten Dichter, den er zweifellos verehrt, eine schattenhafte Sensationsfigur zu machen, die in ihren vagen Umrissen wie für den Film zurechtgeschnitten scheint. Es ist weiß Gott ärgerlich und kaum erträglich, wie falsch motiviert und willkürlich hinzuphantasiert hier auch noch Episoden und schicksalhafte Einzelzüge aus Georgs Leben und Dichtung wirken, die als solche beglaubigt und in ihrer Tragweite und Bedeutung längst dem Verständnis seiner erschütterten Bewunderer erschlossen sind. Wer da Bescheid weiß, wird dieses Buch, das den Fanfarentitel »Trakl« trägt, als unstatthaften Versuch ablehnen, all das Tragische, das des Dichters Erkenntlichkeit im Verhältnis zu seiner Schwester, der »Jünglingin«, der »Fremdlingin«, unwittert, aber im Bereiche seiner Dichtkunst gleichsam ins Unsägliche aufgehoben ist, als Abziehbilderbogen einer abgründig in ihr Unheil versenk-

ten Schicksalsbeziehung zwischen Bruder und Schwester in peinlich wirkenden Szenen dem Mißverständnis neugieriger Leser vorzuführen. Daß dies ohne die gebotene Zurückhaltung und ohne Rücksicht auf die noch lebenden Geschwister des Dichters geschieht, ist eine Feststellung, die man als berechtigten Vorwurf dem Verfasser dieses auch sonst recht überflüssigen Machwerks nicht ersparen kann.

Trotzdem möchte ich Ihnen empfehlen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Das Buch ist in jeder Hinsicht ein Versager und wird als solcher bald vom Büchermarkt verschwinden. Reichen Sie aber eine Klage gegen seinen Verfasser ein, so kann dieser Fall eine Wendung nehmen, die Ihnen und Ihren Geschwistern erst recht unwillkommen sein muß. Denn Dr. Riemerschmid würde vor einem gerichtlichen Forum, das ja nicht über Takt- und Pietätsfragen, sondern über das Meritorische des Streitfalls zu entscheiden hat, wahrscheinlich mit Erfolg geltend machen, daß er auf Grund der über Trakl vorliegenden Literatur (die freilich viel gewissenhafter vorgeht) zu seiner, wenn auch freien Darstellung im Rahmen eines belletristischen Versuchs berechtigt war. Eine Abweisung Ihrer Klage würde aber dem Verleger erst die Handhabe zu einer Propaganda für das Buch geben, das ohne diese zum Mißerfolg verurteilt ist, und so die Aufmerksamkeit der Leserwelt gerade auf jenes verhängliche Leitmotiv der Darstellung konzentrieren, dessen skrupellose Ausbeutung mit Recht Ihren Unwillen erregt hat. Denn Trakl ist heute »Mode«, und Verleger und Literaten wissen diesen Vorteil für sich zu nützen. Ich habe mich von diesem Treiben ein- für allemal distanziert, wohlwissend, was ich dem Andenken Georgs und seiner Schwester Grete an Ehrfurcht schulde, und rate Ihnen, mir zu folgen und lieber die Unbill subalternen Geister, die doch nur sich selbst blossstellen können, vorübergehend über sich ergehen zu lassen.

Es grüßt Sie mit Empfehlungen an Ihre Frau Schwestern  
in Ergebenheit  
Ihr

1066 AN WERNER KRAFT

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
13. Februar 1948

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihr Brief und Ihre Sendung vom 27. Dezember waren mir ein sehr willkommenes Lebenszeichen von Ihnen. Zwar las ich da und dort – in »Silberboot« und »Fähre« – Aufsätze, auch Gedichte von Ihnen, darunter die ausgezeichnete Abhandlung über »Karl Kraus und die Sprache«. Aber Sie verstehen, wie sehr man um das Schicksal eines Menschen bangt, dem man so sehr gesicherten Boden unter den Füßen wünschen möchte – nach all dem, was sich an Schrecklichem hier abgespielt hat! Und nun kommen von drüben, vom alten Zionsland, fast täglich alarmierende Nachrichten, die mich nur wünschen lassen: Gott behüte Sie und alle, die Ihrem Herzen nahe stehen!

173

Angesichts des Unheils, das uns alle heute, Juden wie Christen, umfängt und bedroht, darf es keine Rolle spielen, daß die Horizonte unserer Heilswahrnehmung im Glauben sich nicht decken; ihre Bezogenheit auf einander im Rahmen einer Offenbarungsperspektive, die unter allen Umständen Licht in unsere Finsternisse bringt, steht auf nahe wie auf weite Sicht fest. Dies ist auch der Gesichtspunkt, der sich mir unwillkürlich als richtungsweisend für das Konzept des neuen Brenner anbot, und so glaube ich, daß er entre nous – d.h. zwischen Menschen, die guten Willens und ohne Scheuklappen sind – als Fügung der Vorsehung begriffen werden kann.

Es traf sich nun sehr merkwürdig, daß die Satzarbeiten an diesem neuen Brenner mitten im Gange waren, als ich Ihre feine Betrachtung über den Sonntag erhielt. Schade, dachte ich, daß sie zu spät kommt, um noch entsprechend berücksichtigt werden zu können – aber siehe da, bei näherem Zusehen fand ich, daß sie sich doch noch günstig einfügen lasse, und so gab ich sie noch rasch in Satz. Ihren Wunsch nach einer Notiz, die Ihr Distanzverhältnis zum Brenner ausdrückt, werde ich berücksichtigen; die Tatsache, daß Sie sich zu diesem Vorbehalt genötigt sehen, wird ja mit die Tragweite der Verantwortung bezeichnen, von der ich Thema und Gesamtaspekt der nächsten Folge bewegt und getragen weiß. Ich hoffe, in dem Klarstellungsprozeß, der mir am Herzen liegt, auch Ihnen dann ein deutlicheres Bild meiner Zuversicht erschließen zu können, als dies noch im Rahmen des letzten Brenner möglich war – eben auch im Hinblick auf Stellen, die sich dort noch wie in einem Vexierspiegel darboten.

Gerne würde ich mich darüber näher auslassen und auch auf einige Bemerkungen Ihres Briefes Bezug nehmen, die Hofmannsthal und Kafka betreffen. Ersterem gegenüber sind auch bei mir gewisse Residuen der Voreingenommenheit geschwunden, die wir unter dem Eindruck der Kraus'schen Satire, die ihre Schlagfertigkeit aus dem Glossar der Zeitumstände bezog, mitbekommen hatten, und Jahrzehnte nach seinem Hingang wird seine Erscheinung reiner und bedeutungsvoller faßbar, speziell als Spätrepräsentant edelsten oesterreichischen Geisteswesens in Anlehnung an eine kulturelle Tradition, die einst den Glanz des Abendlands in ihrer völkerverbindenden Mission ausgemacht hatte. Was Kafka betrifft, so überrascht mich die Abwehrstellung, die neuestens nicht nur gegen den Modekult, dem sein Name in Frankreich verfiel, sondern auch gegen die Relevanz der religiösen Einschätzung, die seiner Erscheinung von Christen zuerkannt wurde, von jüdischen Intellektuellen – wenn auch vermutlich von vorwiegend religiös indifferenten – bezogen wird. Das ist ein Zeichen, das uns zu denken geben muß, und vielleicht will es zunächst mehr beschwiegen als beredet sein.

Damit möchte ich für heute schließen und Ihnen nochmals von Herzen Dank sagen für Ihre Aufmerksamkeit. Ich hoffe, daß der Brenner um Ostern herum zum Versand bereit liegen wird, und wenn Sie ihn erhalten haben, dann werden Sie sehen, wie gut Ihr Beitrag darin zur Geltung kommen wird.

Es grüßt Sie mit allen guten Wünschen für Ihr Wohlergehen  
in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker



1067 AN WALDEMAR GURIAN

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
Februar 1948

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute für das *herrliche* CARE-Paket danke, das mir in Ihrem Namen vor gut einer Woche übermittelt wurde. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welch willkommene Hilfe eine solche Liebesgabe in unserer, wenn auch leidlichen, so doch mannigfach bedrängten Lage ist; aber es ist schade, daß Sie und keiner der gütigen Spender, die unsrer hin und wieder in so edelmütiger Weise gedenken, mit dabei sein und mit ansehen können, mit welcher Freude so ein Geschenk der Vorsehung in einem Haushalt wie dem meinen, der sich keinen Anschluß an den Schwarzmarkt leisten kann, begrüßt wird. Besonders staunten wir in diesem Fall, wie sorgfältig der Inhalt eines solchen Pakets der augenblicklichen Notlage in Oesterreich angepaßt ist, und bei meinen zwei kleinen Enkelinnen, die eben erkrankt zu Bette lagen, hat ein erfrischendes Aprikosen-Kompot, dessen Zubereitung eben diese CARE-Fürsorge ermöglichte, wahre Wunder gewirkt. Nehmen Sie also, verehrter Herr Doktor, auch und vor allem im Namen meiner Familie den allerherzlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Das Band der Erkenntlichkeit, das so auf weite räumliche Entfernungen hin zwischen Menschen geknüpft wird, die es kaum mehr durch einen Händedruck besiegeln können, scheint mir immer mehr vom Ratschluß einer Vorsehung gewirkt zu sein, die seine Bedeutung erst in Zukunft enthüllen wird. Es ist ein Band der Zuversicht, dem ich auch die Aussichten des nächsten »Brenner« anvertrauen möchte, der nun bald erscheinen wird.

In diesem Zusammenhang möchte ich Sie auf ein Buch aufmerksam machen, das mir vor einigen Tagen leihweise in die Hände gefallen ist und mich aufs tiefste bewegt und erschüttert hat. Es ist der Roman »*Das unauslöschliche Siegel*« (Claassen & Goverts Verlag, Hamburg) von *Elisabeth Langgässer* – ein Werk, vor dessen weitgespanntem Wirklichkeitshorizont die Abgründe der Hölle auf Erden mit den Abgründen des himmlischen Firmaments darüber in wahrhaft unvergeßlicher Weise konfrontiert sind. Sie *müssen* dieses Buch kennen, um sich ein Bild davon machen zu können, was aus dem Schutthaufen Deutschlands und der abendländischen Welt der durch und durch realistische Blick einer Dichterin, die nicht ihresgleichen hat, an glühender Besinnung noch heranzuholen vermag.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit Ihr

Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, 30. April 1948

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Erschöpft und von Schwierigkeiten heimgesucht, die ich in meinem Alter kaum mehr zu meistern vermag, bitte ich Sie zu entschuldigen, wenn ich Ihnen erst heute die längst fällige Auskunft auf Ihre Anfragen vom Februar geben kann.

Was zunächst Ihre Anregung betrifft, den Leser durch eine redaktionelle Notiz auf den experimentellen Charakter Ihrer Szenenfolge vorzubereiten, so scheint mir eine solche Vorsichtsmaßregel im Rahmen des Brenner unnötig zu sein. Ich strebe nämlich mit diesem Brenner einen gewissen Klarstellungsprozeß seiner Funktion im religiösen Weltbild der Gegenwart an. Damit wird auf jeden Beitrag vom Ganzen her ein besonderes Licht fallen und seiner Eigenbedeutung eine Tragweite erschließen, die er aus sich selbst heraus kaum so deutlich zu erhellen vermöchte. Der Ihrige ist mir in diesem Zusammenhang deshalb so wichtig, weil er zwischen Glaubensveduten, die verschiedenartig gestuft am Ende doch alle den Blick des empfänglich Fragenden nach oben weisen, in seinem Zeittheaterrahmen das Bild einer erlebten Wirklichkeit spiegelt, in der die Abgründe einander rufen und die Drangsale einer Hölle auf Erden am Beispiel Ihrer eigenen »konzentrierten« Erfahrung sichtbar gemacht und in einem transzendental gedachten Gestaltungsversuch sinnbildlich »aufgehoben« sind. Das geschieht hier (doch nur entfernt an Thornton Wilder erinnernd) in einer Art Zwiebelichtung der dargestellten Vorgänge, in der das sentimentale Pathos, das ihnen zugrunde liegt, mit seiner Glossierung »von oben her«, wie sie durch das Terzett der Philosophen besorgt wird, am Ende leicht fertig wird. Zu leicht vermutlich im Blickfeld Ihrer Intuition, um diesem Konfrontationsspiel von Ernst und Ironie den Rang eines Dichtwerks zu sichern. Wohl aber kommt es in seiner Art dem Demonstrierbedürfnis des beherzten »Existentialisten« entgegen, der Sie sind, und gerade das: der ethische Dozenturwert Ihrer dramatisierten Auseinandersetzung mit dem K.Z.-Erlebnis, sowie der metaphysische Frageernst, in den sie ausklingt, muß mir mit zur Verdeutlichung und Klärung der besonderen religiösen Aspekte dienen, die sich dem Ensemble dieser Brenner-Folge wie von selbst zur Wahrnehmung darbieten. Ich glaube also, wir können Gabriel Lion in diesem Ensemble getrost seine Extempore-Rolle spielen lassen, ohne besorgen zu müssen, sie bedürfe, um in ihrem Anspruch nicht mißverstanden zu werden, erst eines verklausulierten Hinweises auf die Essay-Bedeutung Ihres Sprungs auf die Bühne. Nein: Sie werden schon sehen, wie gut sich der Anschauungsunterricht, den Sie da *more dramatico* von einer Wirklichkeit geben, die Ihnen auf Tod und Leben naheging, in die Perspektive eines christlichen Weitblicks einfügt, wie ich ihn eben im nächsten Brenner überzeugend aufleben lassen möchte, damit alle Fragen, die Ihre metaphysische Conférence nach oben hin aufwirft, von dorthin eine Antwort erfahren können, die in die Tiefe dringt und zur Besinnung ruft.

Damit ist der Wert, den ich Ihrem »Theaterstück« gerade im Hinblick auf den Brenner beimesse, deutlich gekennzeichnet. Dieser Brenner wird wahrscheinlich der letzte sein. Denn ich bin am Ende meiner Kräfte und Mittel und sehe, vielleicht auch

aus momentaner Verzagtheit, keine Möglichkeit, ihn fortzusetzen. Damit wird aber auch das Schicksal des Verlags besiegelt sein, für den mir ja immer nur der notdürftigste Apparat zur Verfügung stand, so daß ich Begabungen, die ich entdeckt und gefördert hatte, nie auch verlegerisch entsprechend betreuen konnte. So möchte ich auch von Ihrem gütigen Anerbieten, Ihr Stück als Sonderpublikation im Verlag herauszubringen und im Buchhandel einschließlich der Vergebung von Aufführungsrechten zu vertreiben, keinen Gebrauch machen; denn ich kann es unter den gegebenen Umständen nicht verantworten, auch Sie zum Leidtragenden meines geschäftlichen Versagens zu machen. Gerne aber werde ich Ihnen Separatdrucke Ihres Beitrags in jeder gewünschten Anzahl herstellen lassen und sie Ihnen, bezw. einer interessierten Wiener Firma zur Auslieferung an Buchhandel und Bühnenvertrieb zur Verfügung stellen. Ich bitte Sie dann nur um eheste Bekanntgabe der Auflagenhöhe und der Sondervermerke, die Sie allenfalls angebracht wünschen, und ich werde Ihnen dann die Kostenberechnung der Druckerei übermitteln. Die Absatzfähigkeit des Brenner, bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage an sich ein schweres Problem, wird durch das Erscheinen einer Sonderausgabe Ihres Beitrags freilich noch weiter gedrückt werden. Vielleicht könnten wir aber dieses erhöhte Risiko für mich zum Ausgleich Ihres Honoraranspruchs an den Brenner heranziehen.

Den Brenner hoffte ich schon zu Ostern herausbringen zu können. Aber da es voraussichtlich der letzte sein wird, hat auch Dr. Zangerle, dieser einzig anhängliche Freund hier, der weiß, um was es geht, Wert darauf gelegt, mit einem Beitrag darin vertreten zu sein. Und so will ich noch ein wenig zuwarten, da er infolge Überbürdung mit Arbeit erst jetzt darangehen kann, diesen Beitrag fertigzustellen. So wird es wohl Ende Mai, Anfang Juni werden, bis der Brenner hinausgehen kann.

Auch für diese letzte Geduldsprobe, die ich Ihnen noch zumuten muß, Ihre Nachsicht erbittend grüße ich Sie, verehrter Herr Doktor, in aufrichtiger Erkenntlichkeit als Ihr ergebener

1069 AN WERNER RIEMERSCHMID [Entwurf]

[nach dem 7. 5. 1948]

Sehr geehrter Herr Doktor!

Schade, daß Sie sich eine Antwort auf Ihren Brief höflich, aber entschieden verbitten. So muß ich die Distanzen respektieren, die Sie zwischen sich und mir abstecken, obwohl mir ganz deutlich ist, daß es sich hier um ein Verhängnis handelt, das unter anderen Umständen leicht hätte vermieden werden können. Denn nicht um die Verschiedenheit von Kunstauffassungen geht es hier, sondern darum, daß die peinlichen Konsequenzen einige Fragen grundsätzlicher Natur, die in diesem besonderen Fall auch und gerade ein vorwiegend kunstaesthetisch orientiertes Interesse gewissenhaft zu erwägen hatte, weil ihre Nichtberücksichtigung die peinlichsten Konsequenzen nach sich ziehen mußte. [Ich stand vor einem Rätsel, gerade weil mir Ihr differenziertes Kunstverständnis, mit dem sich das meine gewiß nicht messen

kann, aus Ihren Essays, Ihren vortrefflichen Nachdichtungen und eigenen Versen nicht minder bekannt war und ist als Ihre Verehrung Trakls, die ja noch]

Gerade weil ich Ihr differenziertes Kunstverständnis, mit dem sich das meine gewiß nicht messen kann und will, aus Ihren kritischen Sondierungen, Ihren eigenen Versen und vortrefflichen Nachdichtungen kenne und schätze und weil ich weiß, wie sehr Sie Trakl verehren, stand ich nach der Lektüre Ihres Buches vor einem Rätsel. Es war mir unfaßbar, daß Ihnen entgehen konnte, wie sehr diese Dekomposition der Wahrgestalt des Dichters und des Wahrgehalts seiner Dichtung, nach Gesichtspunkten die in der ergreifendsten Weise für sich selbst sprechen

Denn wenn schon Ihre Untergangspanthasie, die den Namen »Trakl« trägt, ihren eigenen Raum hat, den zu beurteilen meine Kunstauffassung nicht berufen sei,

1070 VON ROBERT EISLER

28 Sussex Square W. 2  
London, 15. 8. 48

Lieber Ludwig,

endlich kann ich Ihren lieben Brief vom 14. Juli beantworten, der mich aufs tiefste erschüttert hat. Als er ankam, war ich sehr schwach und – post hoc oder propter hoc – kurz nachher war wieder ein schwerer Anfall. Aber langsam hat es sich gebessert und ich konnte, meist im Bett, aber doch die dringendste Arbeit erledigen. Nun ist das TS. meines zu einem kleinen Buch erweiterten Platovortrags vom 5/3 beim Drucker und mit einem ebensolchen Buch »Man into Wolf. The Origins of Sadism, Masochism and Lycanthropy« – ein Vortrag vom 8/6 – kurz nachdem ich den schweren Herzklops hatte, habe es aber doch gezwungen – in der Roy. Soc. of Medecine – bin ich bald ebensoweit. Heute hab ich ganz langsam wieder hinunter in den Hyde-park gewagt u. bin die Stiegen wieder heraufgekrochen. So nehme ich mir den Abend frei, Ihnen zu schreiben, – für Lili, die mirs tippt, auch ein freier Abend –. Ich hoffe nur, daß es auch um Sie besser steht. Zuerst nur eine Frage: Ist Cissy bei Ihnen und haben Sie sich wieder zusammengelebt in diesen furchtbaren Jahren? Wenn ja, sagen Sie auch ihr von Lili und mir alles Liebe. Um Florian ist mir unendlich leid\*, ich hab ihn als einen so lieben Jungen in Erinnerung. Die Nachrichten über Ulla haben mich ganz niedergeschmettert. Für uns war die Gestapo natürlich eine unpersonliche feindliche Macht, die Verkörperung alles Teuflichen in diesem entsetzlichen Dritten Reich. Daß es auch in dieser Höllenmaschine anständige Menschen gegeben hat, geht fast über menschliches Begreifen. Aber es ist wahr, daß Lili als sie meinetwegen immer wieder in Berlin zu intervenieren versuchte, in einem kritischen Moment einen rettenden Wink von einem der dortigen Beamten bekommen hat. Aber hätte das Grauen so weit gehen können, wenn die anständigen Menschen lieber in den Tod gegangen wären, als mitschuldig zu werden? Und wie kamen anständige Menschen in diese Verbrecherbande? Kann man persönlich anständig und amtlich ein Schurkengenosse sein? Man wird an allem irre. Vielleicht bleibt das einzig wah-

178

re jenes »richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet«. Goethe hat ja geschrieben, er halte sich jedes Verbrechen fähig. Robert Burns, der schottische Dichter, der einen Mörder abführen sah sagte: Here, but for the grace of God, goes me. Aber kann man das noch sagen, wenn man an die Gestapo denkt? Ich weiß nicht, ob Ihnen Mörl gesagt hat, daß mein armer Bruder Otto zu den Millionen gehört, die ermordet wurden – in Auschwitz vergast. Die Generäle, bei denen er Adjutant war, haben ihn geschützt, solange sie konnten, aber nach dem Attentat auf Hitler waren sie ohnmächtig u. nichts konnte ihn retten. Ich kann mir besser vorstellen, wie dieses Ende ausgesehen hat. Ich war in einem Eisenbahnviehwagen, Brust an Brust stehend zusammengepreßt, auf dem Boden ungelöschter Kalk gestreut, für die die Wasser nicht halten konnten, morgens waren sechs Tote unter den Stehenden, die in Dachau aus dem Waggon stürzten. Ich war 15 Monate in den Händen dieser Unmenschen. Meine eigene Schuld, ich war hier in London mit dipl. Paß zu finanz. Verhandlungen für die Regierung, als Schuschnigg nach Berchtesgaden zitiert wurde u. hätte einfach bleiben können, zumal ich die Berufung für Oxford in Aussicht hatte. Blöderweise u. trotz Warf[n]ung hier vom Foreign Office bildete ich mir ein, ich könne Lili in der krit. Zeit nicht allein lassen (dabei hat sich natürlich niemand an die P[...] Familie gewagt u. sie hätte fast alles retten können, wenn ich nicht so dumm in die Falle gegangen wäre). Sie haben mich in Unterach verhaftet, nach Linz ins Gefängnis u. dann nach Dachau und Buchenwald verschleppt. Am 25/7 1939 bin ich freigekommen, nachdem die Gestapo meinen hiesigen Freunden 10.000 £ Lösegeld – u. auch Dr. [Boks] in Würzburg eine Unsumme abgepreßt hatte. Mein Kehlkopf ist durch Würgen beschädigt, meine beiden Trommelfelle eingeschlagen worden, das ist geheilt, Stimme u. Gehör nicht wie früher, aber vor allem ist das Herz dauernd geschädigt worden u. im Sept. 40 auf der Isle of Man – wo alle Ausländer nach dem französischen Zusammenbruch interniert worden waren u. wo ich im Freien ohne Lautsprecher für c. 500 Mann Vorträge hielt – hatte ich den ersten schweren Anfall. Freigelassen, hatte ich in Oxford im Nov. noch einen als ich dem Omnibus ein paar Dutzend Meter nachlief (die Station war verlegt worden). Und nun hatte ich Anfang Juni eine ganze Reihe. Nun ist es – unberufen – anscheinend besser, aber man muß auf alles gefaßt sein. [...] Mörl wird Ihnen erzählt haben, was wir für Steine schleppen mußten, unter Tritten und Schlägen. Wer von uns hätte in unserer Jugend und noch im letzten Krieg gedacht, daß die Menschen sich gegenseitig so quälen können. Und nun – wie sieht es jetzt wieder aus! Ich freue mich zu hören, daß Birgit so ein Engel ist. Ich hätte es nicht anders erwartet, ich denke so gern an sie in Paris zurück, an den letzten Besuch den ich ihr in dem hochgelegenen Zimmer mit dem schönen Blick über die Seine gemacht habe, wie sie bei unsrer Gesandtschaft gearbeitet hat, das muß wohl 1931 oder 32 gewesen sein. – Für die beiden Brenner danke ich Ihnen aufs herzlichste. Paula Schlier's Gedichte sind das schönste, glaub ich. Es trifft sich, daß ich aus ihrem ersten Buch »Petra's Aufzeichnungen« p. 45 eine sehr charakteristische Stelle über den »Willen zum Schmerz« (Kieselsteine im Schuh' u. die Dichterin von Gedanken wie von Wölfen angefallen) zitiert habe. Ich wüßte gern, wie es mit Ihnen beiden geworden ist. Ich erinnere mich noch so an unsere Gespräche in Innsbruck zuletzt auf dem Bahnhofsperron auf der Durchreise. Die armen Lehmann-Haupts! Miryam habe ich hier in Checkendon gesehen, sie ist sehr dick geworden u. hat ihren alten Charm ziemlich verloren, es war enttäuschend. Ich hoffe Sie haben

unser Bild u. meinen Aufsatz bekommen. Wir hätten so gern ein Bild von Ihnen, von Birgit, was immer Sie haben. Im Burlington Magazin ist eben ein Aufsatz von mir erschienen, der das Problem von Leonardo's Madonna in der Felsengrotte endlich aufklärt, aber wegen Papiermangel kriegt man keine Separata, würde Ihnen sonst so gern einen Abdruck gesandt haben.

Aber nun muß ich aufhören. Es schlägt zwölf. Alles Liebe und Gute Ihnen und den Ihren, Ihr alter getreuer

Robert Eisler

\* Walde hatte mir geschrieben, er sei gefallen, wußte aber nichts näheres.  
+ Sie spricht dort von Andersen's Prinzessin auf den Schwertern« statt »auf der Erbse – ein höchst interess. Versehen!

Wohnen Sie nicht mehr in der Rauch Villa? Lili führt hier das Haus u. kocht für einen Botschaftsrath vom Foreign Office (35 J.) u. seine junge Frau (25, geborene Asquith). 3 Jahre lang hat sie auf [...] ein großes Haus geführt, davon leben wir. Was ich verdiene, seit Oxford aus ist, deckt gerade die persönl. Ausgaben.

1071 VON MARTINA WIED

Wien III; Reiserstraße 48, d. 20. August 1948

Mein Freund,

Daß ich meinen Namen von Ihrer Hand – nach, ach, wie langer Zeit! – wieder auf einem Brief fand, hat mich tiefer erschüttert als ich sagen kann. Sie dürfen nicht glauben, weil ich es richtiger fand, mein Wissen zu beschweigen, ich hätte nicht, seit ich weiß was Sie durchgemacht haben – und »noch durchmachen« es nicht im Innersten mitgelitten. Daß es gerade S i e getroffen hat – und gerade S i e – s o getroffen hat, könnte mich an dem, woran ich doch trotz allem glaube, zweifeln machen, wenn ich nicht dahinter eine geheimnisvolle Absicht der Vorsehung ahnte, die den am Härtesten prüft der ihr jeder Prüfung wert erscheint. Zuweilen aber meutere ich gegen solche Demut – denn mein altes wildes Herz ist (obschon es, physisch genommen, mich jetzt der Spuren des Erlittenen bei jedem schnelleren Schritt, jedem sich Bücken oder Recken eingedenk macht) noch nicht ganz beschwichtigt und besänftigt. Wissen Sie aber was mir an Ihrem Brief, trotz seinem Inhalt, am Tröstlichsten war? Ihre Schrift. Ich habe mich in der Bibliothek des Britischen Museums, wo ich seit dem sogenannten Friedens-Schluß meine Schulferien – drei Monate im Jahr dreifach aufgeteilt, – zu verbringen pflegte, mit Graphologie befaßt, wie mit einer unerlaubten Ausschweifung, weil ich um anderer Studien willen hinging und mir die Zeit für die Handschriftenkunde sozusagen stahl – überdies mit einigen Hemmungen, weil ich die Autorität in der Graphologie, Ludwig Klages, von seiner Philosophie her mit einigem Mißtrauen betrachte, vielleicht liegt es daran, daß ich es über

180

eine blutige Anfängerschaft nicht hinausgebracht habe, aber der *Blick* für eine Schrift ist mir aufgegangen: Ihre nun zeigt, wie Sie im Kern unverwüstlich, immer derselbe geblieben – oder, vielleicht richtiger, jetzt bei sich angelangt sind, so nämlich wie der Schöpfer Sie beabsichtigt hat – und es ist mir schon mehrfach untergekommen, daß eine Schrift dem der sie schreibt oft weit vorseilt. In diesem Zusammenhang möchte ich von einem Erlebnis sprechen, das mir in meinen letzten Londoner Tagen zuteil wurde: Ich hatte dahin einen Koffer geschickt bekommen, der vier Jahre lang in Glasgow eingelagert gewesen war; als ich ihn aus- und umpackte, fand ich darin das Päckchen Ihrer Briefe, alle, mit Ausnahme, der letzten, entscheidenden, 1926 geschriebenen... (Es ist der größte Teil der mir gehörenden Briefe, die von Stoessl, von Paul Ernst und andere von geringerem Affektionswert vor meinem Auszug in einem großen Auto da Fè umgekommen, Ihre sind mir erhalten. Das war nach den beiden Briefen die ich Ihnen, aus London und aus Blackheath geschrieben hatte.) Ich verbrachte die halbe Nacht mit dem Lesen Ihrer Briefe, in unbeschreiblichem Gefühl. Alles stand wieder in mir auf und alles wurde lebendig, ich hielt mein Leben in einer Handvoll beschriebenen Papiers – oder, genauer: Das Beste meines Lebens. Es stört mich deshalb, wenn Sie Worte wie Erkenntlichkeit oder Dankbarkeit, oder Beschämung mir gegenüber anwenden. Sie haben mir einmal gesagt, und das schien mir damals hart, es sei unabänderlich, daß ein Mensch für den anderen Schicksal – und, in der Umkehrung nur Zufall sei (es war gewiß besser ausgedrückt, dieses aber war der Sinn.) Sie haben es sich vielleicht niemals klar gemacht – wollten es sich nicht klar machen – in welcher Weise und wie tief Sie in mein Leben eingegriffen haben. Ja, wenn ich heute, eine kränkliche alte Frau, anderen Menschen etwas sein und auf sie wirken kann – wenn Sie, wie Sie mir so gütig sagen, auch aus meinen Kritiken in der »Wiener Zeitung« das was sie hintergründet herausfühlen – und, hoffentlich, auch in einem Buch das Ihnen demnächst zugehen wird, herausfühlen werden – wem anders als Ihnen hab' ich das zu verdanken? Wenn irgend ein Mensch einen anderen – im Maß des ihm ihm Verliehenen und Erlebten, umgeschaffen hat – dann haben Sie das in mir vollbracht. Es waren Gegenströmungen da, gewiß – und zwar notwendige, weil man ja erst über die Stromschnellen im Inneren hinweg zu seinem gottgewollten, maßvollen Lauf gelangt: Sie aber waren es der dem Strombett die Richtung vorgegraben hatte. Leichter haben Sie es mir nicht gemacht, im Gegenteil, schwerer, sehr schwer. Aber, hätte ich anders gelebt und gehandelt, als nach dem Maß das Sie mir gegeben haben und das ich seither in mir trug, ich würde mit mir zerfallen sein. Wenn ich heute, über so viel – so viele Leiden hinweg, dennoch den Mut zum Weiterleben, so lange es Gott von mir fordert, aufbringe, dann verdanke ich's Ihnen. (Sie mögen auch daran ermessen, wie es mich getroffen hat, schlimmer als Verbannung, Verarmung, ins Elend, als ich annehmen mußte, daß auch Sie mich verbannten, daß ich auch in dem was ich noch von Ihnen zu besitzen glaubte, verarmt war) Heute aber, denk' ich, tut es Ihnen vielleicht auch wohl, zu wissen, wie sehr ich mich als Ihre Schuldnerin – als Ihr, wenn auch sehr unvollkommenes und mangelhaftes – aber dennoch – als *Ihr* Geschöpf fühle, wissend, was an einigem Wert in mir stecken mag, ist von Ihnen in mich hineingelegt worden. Ich bitte Sie darum, das hinzunehmen, als meine wahrste Wahrheit, unwidersprechbare Wahrheit. So etwas sagt man, und gar als alte Frau, die daran geht ihr Haus zu bestellen (obschon ohne sichtbares Haus, ja sogar ohne eigene Wohnung) so

etwas sagt man nur einmal und kommt auch nie wieder darauf zurück. Aber gesagt mußte es sein.

Die äußere Existenz freilich, ist nicht leicht. Hanno ist noch in Brasilien er, auf dessen Wunsch allein ich zurückgekommen bin: Er war krank, hat zwei Operationen hinter sich, es ist ein *circulus viciosus*, die Krankheit rührt vom Tropenklima her und hindert ihn zugleich, sich in ein gesünderes zu begeben. Ich hatte von genau zwei Jahren bereits meinen Schiffsplatz nach Rio, mein Visum, und ließ mich von Hanno umstimmen. Jetzt dauert die Trennung schon fast 10 Jahre! Zehn Jahre Fasten und Karenz. Und die zitternde Furcht: Ob es überhaupt noch zu einem Wiedersehen – einer Wiedervereinigung kommen mag? Bei dem allen ist der Hanno ein Mensch geworden, vor dem ich mich immer unzureichend fühle und ein bißchen schäme. Aber gerade das macht die Trennung noch härter.

In Treuen

Ihre Martina

Den Brenner habe ich mir gestern erst von Glücks abgeholt und nicht mehr davon als das Inhaltsverzeichnis gelesen: Vorläufig nur herzlichen Dank!

1072 AN GERTRUD FUSSENEGGER

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
9. Oktober 1948

Sehr verehrte Frau Doktor!

Für die schöne Überraschung, die Sie mir bereitet haben: die so gütige Widmung eines Exemplars Ihres neuen Romans sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Schon nach einem ersten, aber da und dort gebannt verweilenden Durchblättern des Buches glaube ich sagen zu dürfen: diese »Brüder von Lasawa« sind hohe Kunst, ein groß angelegtes und meisterlich durchgeführtes episches Werk, und ich bin sicher, daß eine eingehende Lektüre, auf die ich mich schon freue, diesen vorläufigen Eindruck bestätigen wird. Für heute möchte ich Ihnen nur danken und meiner Freude Ausdruck geben, daß Sie mit einer so gewichtigen Gabe wieder an die Öffentlichkeit treten konnten und daß Otto Müller das Buch so gut ausgestattet hat. Der Erfolg – hoffentlich und vermutlich ein großer – dürfte nicht ausbleiben.

Es grüßt Sie in Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

10. Okt.

Bin schon mitten drin im Lesen und kann nur sagen: Das ist ein großer Wurf! Gratuliere!



1073 VON MARCEL RAY

HAUT COMMISSARIAT  
DE LA RÉPUBLIQUE FRANÇAISE  
EN AUTRICHE  
COMITÉ EXÉCUTIF  
DIVISION INFORMATION

Vienne, le 17. XII 1948

Verehrtester, lieber Freund!

In der Anlage finden Sie die Abschrift eines ungemein interessanten Briefes von O. Kokoschka, den ich vorgestern erhielt. Aus diesen Zeilen springt sozusagen der echte Oskar, wie er leibt und lebt. Es wird Ihnen sicherlich zur Freude gereichen, ihm wieder einmal und wenn auch nur »brieflich« zu begegnen.

Die Antwort darauf kann ich schwerlich nach Florenz schicken, da die Frist so knapp bemessen ist oder zu sein scheint. Mit O.K. weiß man nämlich nie, wie und wann er die eigenen Pläne ausführt. Auf alle Fälle will ich ihm an die Londoner Adresse schreiben.

Ich hätte so gerne den Brief mit Ihnen besprochen. Wann ich dazu komme, weiß ich nicht. Ich gedenke, in den letzten Tagen des Jahres auf eine Woche nach Paris zu reisen. Wenn ich zurückkomme, so haben wir vor uns den Anfang vom Ende unseres Wiener Aufenthalts. Seit Monaten mußte ich mich selbst fragen, wozu ich eigentlich weiter in Österreich bleibe, da es sich nur noch um eine Politik des »Durchfretens« handelt. Andererseits habe ich die sogenannte Altersgrenze überschritten. So wäre Jedermann zufrieden in der besten aller Nachkriegswelten. Nur der Zeitpunkt meines Rücktritts ist noch in der Schwebe, dürfte aber zwischen Neujahr und Frühjahr kommen. Voraussichtlich Mitte Februar.

Zweierlei tut mir leid. Erstens, daß mir wegen der »besonderen Umstände« nicht gegönnt wurde, mehr in Österreich zu erreichen und für eine sehr unbestimmte Zukunft zu sichern. Fleiß und guter Wille werden vergebens vergeudet, wo mit den allernötigsten Mitteln gekargt wird.

Ferner werden wir ein paar teure Freunde vermissen. Darüber brauche ich keine Worte zu verlieren. Immerhin sind wir in Wien Ihnen näher, als in Paris, und die Grenze bleibt die Grenze.

Ihnen, Ihrer lieben Frau und B[ir]git senden wir im Voraus die herzlichsten Weihnachtsgrüße, und ich verbleibe stets

Ihr treu ergebener

Marcel Ray

BEILAGE: OSKAR KOKOSCHKA AN MARCEL RAY

Hotel Berchielli, Lungarno, Firenze  
bis zum 15. XII., später die Londoner  
Adresse, die die brave »Nylon« weiß

Mein lieber, lieber Marcel Ray!

Ich schleppte Ihren herzerquickenden Brief in meiner Brusttasche seit fast einem halben Jahr mit mir herum, so daß ich kaum mehr recht ihn lesen kann. Bevor die Schrift aber ganz unleserlich ist und weil ich noch immer nicht (wie ich es fest vorhatte und mir wünschte) nach Wien fahren kann, um Ihnen persönlich alles zu sagen, was ich kaum in einem Brief unterbringen kann, will ich doch noch schnell Sie meiner umwandelbaren Freundschaft versichern. Denn es hatte mich *ungeheuer* gefreut, daß Sie, lieber Freund, noch so treu zu allen guten Geistern stehen, die wir gemeinsam gekannt haben, daß Sie und Ludwig Ficker und Matejka an mich denken und so viel von meiner Arbeit halten zu einer Zeit, wenn die Künstler aussterben, weil man sie nicht braucht und die misère zu allgemein wurde, als daß man noch Gedanken an deren Werke verschwendete. Vor allem hatte ich mich aber darüber gefreut, daß Sie die ganze Kanaillerie überlebt haben, denn ich war schon unruhig geworden, als ich nach »Friedensschluß« immer wieder erfuhr, daß man nichts über Ihr Schicksal gehört hätte. Ich wollte im November wieder nach Wien kommen, um meinen Bruder aufzusuchen (wie im vorigen Jahr), der im Herbst eine ganzseitige Gelenkentzündung durchmachte als Folge der Unglücksjahre aber ich kann erst im Frühjahr dort sein. Schauen Sie, bitte, gelegentlich bei meinem Bruder nach. Es ist zu mancherlei, das zu umständlich brieflich zu erklären ist, was mich zu dem Aufschub bewogen hat. Ich bin auch etwas abgerackert und kann gesundheitlich nicht mehr so drauf losgehen, wie ich es gewohnt war, der Winter wird sehr hart sein in Wien. Und dann ist doch die verdammte Schererei mit den vielen Stempeln und Visen, die plötzlich nichts wert sind, wenn man nachts aus der Eisenbahn mitten auf der Strecke herausgeholt wird. Im Frühjahr kann man eventuell zu Fuß weitermarschieren. Im vorigen November wäre es mir bald so gegangen.

Meine Bilder sind jetzt alle, soweit sie gefunden und gerettet oder in den nicht von Hitler überfallenen Ländern gesichert waren, von den Besitzern zu einer Museumstour nach Amerika gesandt worden. Es ist das erstmal, daß ich in Godsown Country würdig ausgestellt werde. Bisher war ich ja keiner Entdeckung würdig, weil ich zu wenig produziere, als daß der internationale Kunsthandel in meinem Werk eine business-proposition gesehen hätte. Jetzt denkt man wohl, der Kerl ist über 60, wie lange kann er es noch aushalten, dann mag man die Bilanz ziehen. Unter meiner etwas runzelig gewordenen Haut grinse ich wohl dazu und sehe dazu, daß mir vor Wundern über die große Welt der Atem nicht ausgeht. Gestern kamen mir Thränen, als ich unversehens vor dem Sarkophag des Michelangelo in der San Lorenzo Kirche stand. Es war mir zum ersten Mal bewußt geworden, daß dieser Herrgott von einem Künstler tot ist, denn Geburts- und Sterbedaten von Künstlern, die ich verehere, nehme ich einfach nicht zur Kenntnis. Die Italiener sind spaßhafte Leute, immer erwischen sie den richtigen Moment für eine große Gebärde. Da stand in den Zeitungen diese Woche, daß sie den David nach Washington geliehen hätten, um ihre Dankbarkeit für die Marshallhilfe so auszudrücken. Ich war entsetzt und regte mich einige Tage über diese Barbarei auf, daß man, nach der Zerstörung von so viel uneretzlichem Kulturgut während der zwei Kriege, nun dazu übergeht, im Frieden die-

selbe Hundekälte gegenüber dem Kunstwerk zu systematisieren und mit schönen Phrasen zu verkleistern. Warum man nicht die Kopie hingeschickt hätte, die auf dem Platz der Signorien steht, fuhr ich den superintendente an, die Kopie hätte den Amerikanern genau so gut gefallen und wer hätte schon den Unterschied gemerkt. Heute ging ich mit dem superintendente Dr. Poggi ins Akademiemuseum und – da stand der David, der Göttliche, wie die andern hundertmale als ich ihn gesehen hatte. Und mit einem schlaun Lächeln sagte mir der Direktor, daß man ja den kleinen »David«, der gar nicht ganz von Michelangelo und auch nicht unersetzlich ist, nach Amerika verschifft hatte. Trotz der Kälte ist mir ganz heiß vor Freude geworden, daß es doch noch so etwas wie ein Kulturgewissen gibt. Italien ist noch immer unermeßlich reich, wie viel auch die Sieger in allen »gerechten Kriegen« zusammengehaut, verbrannt, gestohlen und verschleppt hatten! Ich finde als ein besonderes Greuel, daß die Sieger sich über die Kunstwerke hermachen, statt diese dort zu belassen, wo sie entstanden sind und zum geistigen Erbe eines Volkes gehören, welches Volk, einmal geistig verarmt, natürlicherweise verroht. Dafür liefert die Geschichte zu viel Beispiele! Von der österreichischen Geschichte wissen Sie, lieber Freund, ja selber genug, um das Schicksal der Schönberg, Loos, Trakl, Altenberg u.s.w. aus der geistigen Verarmung und sittlichen Verrohung Wiens zu erklären. Es begann mit dem geistigen Ausverkauf zu jedem Preis, den ein Bieter bot und Waldmüller, Grillparzer, Nestroy und Karl Kraus haben die Augen offen gehalten und zu ihrer Zeit es gesagt. Von mir im bescheidenen Abstand zu sprechen, auch ein Drittel meines Werks ist nicht mehr zu eruieren trotz aller offiziellen und diskreten Nachforschungen in den beiden Deutschlands von heute. Mein Werk ist an Zahl nicht so groß, aber es war und ist doch für die Jugend in vielen Ländern vielleicht wichtiger als alle die schönen Kunsttheorien, die zu meinen Lebzeiten Mode gemacht hatten. Mir kamen diese Theorien immer mehr wie die theologischen Disputationen der byzantinischen Mönche vor, aber das Kraut haben sie nicht fett gemacht, bloß im Spiegel des chaotisch mentalen Zustandes der Gesellschaft sind diese Sekten geblieben. Zu einer Zeit, da man so viel von Menschenrechten schwätzt, verschwindet der Mensch gänzlich aus der Kunst, die abstrakt wurde! Es ist ein Spaß zum Totlachen! So, jetzt sind meine Finger blau vor Kälte, mein Herz aber warm vor Vergnügen darüber, daß wir eine lang ausständige Unterhaltung hatten. Empfehlen Sie mich, bitte, recht herzlich an Ihre liebe Frau, an die ich mich recht gut aus Paris dazumal erinnere. Grüßen Sie mir den lieben Ludwig Ficker vielmals, alle unsere wenigen Freunde und auf Wiedersehen im Frühjahr. Bleiben Sie gesund, es umarmt Sie

Ihr zugetaner

OK

Das mit Corbusier bei der  
Loos-Feier in Wien war ein  
herrlicher Spaß!

# 1949

1074 AN CARL DALLAGO

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
12. Januar 1949

Lieber Freund!

Obwohl ich Dich gestern im Obus traf und weiß, wie wenig Du darauf gibst, bitte ich Dich, es nicht ungütig aufzunehmen, wenn ich Dich zum vollendeten achtzigsten Lebensjahr auch noch schriftlich beglückwünsche. Jedenfalls möchte ich diesen Gedenktag nicht vorübergehen lassen, ohne Dir gesagt zu haben, wieviel er auch mir Grund zu ernster Besinnung und Erkenntlichkeit gibt. Denn über allem, was uns einst verband und nun seit Jahren getrennte Wege führt, bleibt wahrnehmbar, wenn auch unabsehbar in seiner zeiträumlichen Erstreckung, das Firmament jener im Heiland offenbar gewordenen göttlichen Wahrheit bestehen, die am Ende – sofern wir nur ehrlich bemüht sind, ihren Ansprüchen zu genügen – unser aller Irrsal auf Erden ausgleichen und im Ratschluß der Vorsehung aufheben wird. In der Perspektive dieser Zuversicht weiß ich mich aber heute wie ehemals der Tragweite und Bedeutung eines Lebensbeispiels aufgeschlossen, das wie das Deine, zwar auf ungewöhnlichen und unübertragbaren Eigenschaften und Voraussetzungen beruhend, in seiner wesentlichen Beziehung zum Religiösen doch richtungweisend, ja vorbildlich für jeden sein kann, der in sich die Berufung fühlt, Macht und Gewicht seiner Überzeugung, aber auch seiner Selbstbescheidung, in einsamem Widerstand gegen die Ansprüche dieser Welt in die Waagschale zu werfen. Freilich, was hier den Sonderling, der von der Welt genug hat, vom Auserwählten, der unauffällig in die Welt zu wirken bestimmt ist und also heilsgeschichtlich von Bedeutung ist, scheidet, bewegt sich oft auf des Messers Schneide, und der Wunsch, der Welt verloren zu gehen, kann beiden eigentümlich sein. Daher – aus den Schwierigkeiten dieser Unterscheidung – stammen ja auch meine Vorbehalte in der Beurteilung Deiner Erscheinung, die damals akut wurden, als Du Dich von mir zurückzogst, unser Einverständnis in Brüche ging und das Schicksal des »Brenner« auf dem Spiel stand.

Nun, das liegt als Entschiedenenes hinter uns, und so kann ich Dir über alles Trennende hinweg heute, da wir beide alt, heimgesucht und lebenssatt sind, in alter Erkenntlichkeit die Hand reichen, auch wenn Du meine Überzeugung, daß Glaube, Hoffnung und Liebe auch noch in dieser zum Untergang bestimmten Welt in und um uns Wunder zu wirken vermögen, nicht gelten lassen solltest. Und so grüße ich Dich mit allen guten Wünschen, auch noch für Deine menschliche Teilnahme herzlich dankend  
als Dein

Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
12. Januar 1949

Mein hochverehrter Freund!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich erst heute für Ihre mich so sehr erfreuende und rührende Aufmerksamkeit danke. Ich wollte dies sofort tun, aber erneute Sorgen um das Schicksal meiner jüngeren Tochter, dringende Korrespondenzverpflichtungen in dieser Angelegenheit, und nicht zuletzt die schrecklichen Föhneinbrüche der letzten Wochen haben meinen Nerven wieder einmal so übel mitgespielt, daß ich aus meinen Erschöpfungszuständen kaum mehr herausfand. Ich bedauerte dies um so mehr, als der prächtige Brief Kokoschkas und die herzlichen Zeilen von Ihrer Hand, die seine Abschrift begleiteten, eine wirkliche Wohltat für mich waren und das schönste Weihnachtsgeschenk, das ich heuer empfangen durfte.

Sie brauchen sich ja nur in meine Lage zu versetzen, teurer Freund. Wenn man notgedrungen so zurückgezogen lebt wie ich und im Alter kaum mehr fähig ist, sich aus der Erstarrung zu lösen, in die einen das furchtbare letzte Jahrzehnt versetzt hat; wenn man, von Existenzsorgen heimgesucht, die Jugend hingemäht sieht, die einem ans Herz gewachsen war, und von der überlebenden zum alten Eisen geworfen wird; dann werden Sie verstehen, daß ein so unerwarteter Zuspruch wie der Ihre und das erstaunliche Lebenszeichen eines Oskar Kokoschka eine so auftauende Wirkung auf mich haben, daß sie mir Thränen in die Augen treibt. Wo, in welchen Abhandlungen und aktuellen Betrachtungen zur Lage da und dort, ist der Gesamtzustand der heutigen Welt so aus dem Fundus einer unzerstörbaren Ironie und Zuversicht ins Auge gefaßt wie hier in diesem köstlichen Brief Kokoschkas, der seine ganze Ergriffenheit von dem, was Größe und Bedeutung eines Kunstwerks ausmacht, zugleich mit seiner Fähigkeit, den Platz des Künstlers, der seinem Stern vertraut, inmitten einer Umwelt zu behaupten, in der die Abgründe oft in der possierlichsten Weise einander rufen, unübertrefflich spiegelt. Es tut so wohl, in diesen ausreflektierten Zeitläuften noch einer künstlerischen Vollnatur zu begegnen, wie er es ist: er, der im Grunde pneumatisch bewegt alle Errungenschaften der modernen Malerei, an deren Anfang er steht, samt ihrer abstrapazierten Experimentiersucht in seinen Altersjahren in den Sack seiner gewachsenen Weisheit steckt – und zwar mit einem nassen und einem fröhlichen Auge und jenem undefinierbaren Mondlächeln, das nur er besitzt.

Sie haben, lieber Marcel Ray, die Zeit ja miterlebt, in der dieses »Ver sacrum« unter den Anzeichen einer stürmischen Herausforderung und Aufbäumung gegen allen Schlendrian im österreichischen Geistesleben aufgebrochen ist, und sind seinen Repräsentanten: Kraus, Loos, Altenberg, Schönberg, Kokoschka, Trakl persönlich nahegestanden. Wahrscheinlich als der einzige Franzose, der begriff, was hier vorging und als unwillkürliche Konsonanz echt oesterreichischer Besinnungsdurchbrüche allen Versuchen, sie als quantité négligeable und als Verlegenheits-Intermezzo abzutun, gelassen standhielt und allen Windbeutelereien trotzte, die sie verhindern wollten

1076 VON BRUNO SANDER

Innsbruck, 30. 1. 49

Lieber Freund!

Obwohl ich spüre, daß meine mitteilbaren Jahre vorübergehen, – und ich sogar Facharbeiten nur aus einer fragwürdigen Gewissenhaftigkeit trotz aller Ermüdung veröffentliche – freut es mich daß Du, lange Zeit Leser und opferwilliger Betreuer Santerischer Stücke, an den diesmal gedruckten Sachen etwas Dich Berührendes begegnet hast.

Da ich zwei Stücke schon abseits aller Publikation an Freunde gegeben habe und das Gedicht »Der Rabe« aus persönlicher Liebe für Poe (wegen einiger Gedichte) erneut habe, bin ich auch wenigstens bisher ohne Unbehagen über diese Publikation. Durch die Publikation – ich wußte weder den Buchtitel noch andere Autoren als Röck, Punt und Leitgeb – habe ich zum erstenmal Gedichte von Röck zu lesen bekommen. Ich glaube mit einem Buch aus Röcks Sachen könnte man wahrnehmbar machen, wie er die Umwelt untragisch – dankbar begegnet, hierin unverwechselbar mit allen anderen. Wie anders ist aber auch diese untragische Begegnung der Welt als die aller Journalistik! Manches hiezu kann man fast nur bei solchen Gelegenheiten deutlich machen.

Es hat mir leid getan, Dallago schon lange nichtmehr begegnet zu haben. Wenn ich ihm bei diesen Gelegenheiten halb so erfreulich gewesen bin wie er mir, so wiegt es wenig, daß wir wohl beide einander nicht gelesen haben; etwa weil sozusagen er mir zu divergent in die Weite, ich ihm zu konvergent in die Enge schrie und wüste. Am Grabe sprach ein mir Unbekannter der meinte daß man mit religiösen Dinge keine »Gedankenspiele« spielen dürfe. Vielleicht, dachte ich mir, *muß* manchem »tolerant« und »leichtfertig« weniger verschieden erscheinen als mir.

[...]

Mit herzlichem Gruß

Dein Bruno Sander

1077 VON HUGO NEUGEBAUER

Barwies am 22. Februar 1949.

Lieber und verehrter Freund!

Lassen Sie mich Ihnen zunächst von Herzen dafür danken, daß Sie, ungeachtet Ihrer Überbürdung mit Berufsgeschäften, die große Mühe nicht gescheut haben, mir einiges über Carl Dallagos Erkrankung und Tod mitzuteilen.

Geradezu erschüttert hat mich die Nachricht, daß er noch wenige Stunden vor dem Schlaganfall, den er erlitten, seiner Abneigung gegen das sogenannte Kirchenchri-

stentum unverhohlen und öffentlich, wenn auch mit gedämpfter Stimme, die Zügel schießen ließ. Ich lege daher auch keinen großen Wert auf die Bemerkung des Herrn Pfarrers von Mühlau: »Herr Dallago ist ja noch gut hinübergekommen.« Denn selbst wenn man daraus schließen dürfte, daß er die letzten Tröstungen nicht geradezu abgelehnt habe, bleibt es denn doch fraglich, ob er wirklich »wohlvorbereitet«, das heißt mit der Kirche versöhnt und mit aufrichtiger Reue über seine mannigfachen Verirrungen hinübergegangen, mit anderen Worten, ob er kurz vor seinem Ableben gründlich anderen Sinnes geworden sei. Ist uns doch beiden nur zu wohl bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit er zeitlebens an vorgefaßten Meinungen festhielt, wobei er sich dessen kaum bewußt geworden zu sein scheint, daß diese zumeist, wenigstens ursprünglich, nicht seine eigenen gewesen sind. Es bleibt uns daher nichts anderes übrig als zu hoffen, daß er zuletzt doch bei Gott Gnade gefunden habe, dessen Barmherzigkeit mit armen, irrenden Menschen ja unergründlich ist. Denn ein böser oder schlechter Mensch ist ja der Verstorbene nicht gewesen, vielmehr zählte er ohne Zweifel zu denen, die guten Willens sind, und darauf kommt ja letzten Endes alles an.

Mein eigenes Befinden hat sich, wie ich bereits mitteilte, eher verschlimmert als verbessert, sodaß ich beständig gleichsam zwischen Tod und Leben schwebe. Gestern vor einer Woche hatte ich in der dritten Morgenstunde einen so schweren Anfall von Übelkeit, daß noch in der Nacht der Arzt geholt werden mußte. Ich war über und über in kalten Schweiß gebadet, hatte heftigen Kopfschmerz und mußte mich wiederholt erbrechen. Dazu kam noch ein noch nie in solcher Stärke erlebtes Gefühl von Schwindel, sodaß sich das Fenster, auf den ich den Blick gerichtet hielt, im Kreise zu drehen schien.

Durch Vermittlung eines Bekannten erhielt ich dieser Tage die Nachricht, daß die erste Auflage meiner »Platonischen Mystik« beinahe ausverkauft sei. Es sind nur noch 20 bis 30 Exemplare auf Lager. Ob eine zweite Auflage geplant ist, ist mir unbekannt. Dagegen äußerte der Verleger, der über beträchtliche Mittel verfügt und dessen Verlag nun wieder in vollem Betrieb ist, sein Interesse für meine beiden Buchmanuskripte »Magie« und »Ursprung und Entwicklung des Hexenglaubens«, die noch bei mir liegen und, gleichfalls durch Vermittlung des erwähnten Bekannten, über die Grenze geschafft werden sollen, da es nicht rätlich erscheint, sie der Post zu übergeben. Es ist mir das um der Sache willen sehr erwünscht, da es denn doch bedauerlich wäre, wenn diese Schriften, auf die ich viel Zeit und Mühe verwandt habe, liegen bleiben müßten oder gar Gefahr liefen, verschleudert zu werden oder in Verlust zu geraten.

Herr Professor Dr. Christoph Schröder in Berlin, der schwer unter den Verfolgungen der Gestapo zu leiden hatte, teilte mir mit, daß er die Absicht habe, eine zweite Folge der von ihm herausgegebenen »Zeitschrift für metapsychische Forschung« in einem Münchener Verlage erscheinen zu lassen. Er bat mich um Beiträge und ersuchte mich, ihm die Anschriften von Forschern auf diesem Gebiete bekanntzugeben, an die er sich allenfalls wenden könnte. Es ist mir in Innsbruck nur ein einziger bekannt, der allenfalls hiefür in Betracht käme, nämlich Herr Ingenieur Emil Rüdiger. Sie würden mich zu Danke verpflichten, wenn Sie dessen Adresse aus dem neuesten Jahrgang des Innsbrucker Adressenbuches ermitteln und Sie mir anläßlich Ihres freundlichst angekündigten Besuches, dem ich erwartungsvoll entgegen sehe, bekanntgeben wollten.

Es versteht sich von selbst, daß Sie von uns beiden aufs herzlichste eingeladen

sind, uns sobald als möglich zu besuchen. Ich muß nur abermals bitten, uns rechtzeitig Tag und Stunde Ihres Kommens mitzuteilen. Es wird für mich ein Freudentag sein, da ich mich sehr vereinsamt fühle und schwer darunter zu leiden habe, daß meine schriftstellerische Tätigkeit infolge meiner Kränklichkeit so gut wie lahmgelegt ist. Ich empfinde es daher als Wohltat und Erleichterung, von Zeit zu Zeit Briefe wechseln zu können, doch ist die Zahl meiner Korrespondenten begreiflicherweise äußerst beschränkt. Von einer Antwort auf dieses Schreiben bitte ich in Anbetracht Ihrer Überbeschäftigung abzusehen und sich auf die erbetene kurze Mitteilung zu beschränken. Es grüßt herzlichst und empfiehlt sich Ihren Lieben:

Hugo Neugebauer

1078 AN RUDOLF VOLLAND

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
4. März 1949

Sehr geehrter Herr Volland!

Ich habe im letzten Sommer, verursacht durch Schicksalsschläge, denen ich mich nicht mehr gewachsen fühlte, einen Nerven- und Existenzzusammenbruch erlitten, unter dessen Nachwirkungen ich in meinen alten Tagen schwer leide. Nur so ist es zu erklären, daß Ihr Anliegen so lange unberücksichtigt blieb. Ich kann Ihnen meine Situation und die Umstände, die mich zur Aufgabe meiner gewohnten Tätigkeit und zur Annahme eines Notverdienstes zwingen, nicht näher darlegen. Aber sie sind nicht ohne Rückwirkung auf meine Fassungskraft dichterischen Gebilden gegenüber geblieben, deren Sinngestalt sich nur einer angestregten Leistung geistigen Entgegenkommens enthüllen mag, wie sie mir augenblicklich nicht wieder – und vielleicht überhaupt nicht mehr – zu Gebote steht.

Zu diesen, vermutlich auch einem ungeschwächten Intellekt schwer zugänglichen Dichtungen gehören aber auch die carmina Ihres Freundes Paul Wühr, für die Sie sich so liebe- und zweifellos auch verständnisvoll einsetzen. Sie haben, wie es scheint und Ihre »Porta« glaubhaft macht, den Schlüssel dazu. Ich selbst trage in meinem noch etwas benommenen Zustand Bedenken, die Schwelle Ihrer Begeisterung mit zu überschreiten. Es genügt mir ein Blick auf Ihre und Ihres Freundes offenbare Begabung, sich in einen Kult des aufflugbereiten Wortes hineinzusteigern, der Ihrer wie Ihres Freundes Ergriffenheit in der Schweben zwischen den Abgründen, die einander rufen, pathetisch entspricht. Was hier an geistiger Bemühung vor sich geht, um die Beweggründe einer seelischen Not, die in überraschenden Gesichten ihrer Qualbesessenheit entbrennt, in Einklang zu bringen mit Gottes Wort, spielt sich aber für mein Empfinden vorläufig noch zu sehr und zu undurchsichtig im hymnisch getönten Raum eines exaltiert reflektierten Sendungsbewußtseins ab, als daß ich ihm in meinem anders heimgesuchten, nach letzter Klarheit ausblickenden Geisteszustand derzeit willfährig genug begegnen könnte. Gerade das Emphatische bedarf ja



einer weithin entspannten, unverkrampft bewältigten Ausdrucksform, um nicht nur sich, sondern auch den empfänglichen Hörer – eben jenen, der hier, wie Sie andeuten, »einzig erwartet« ist – überzeugend ansprechen zu können. Sonst bleibt das »Tua res agitur«, das gewiß ein schönes Vorrecht der Jugend ist, ohne jene Tragweite des rhythmisch Gemeisterten, die ihm ein Echo, ein unvergeßliches, auch im Resonanzraum einer Alterserfahrung sichern könnte, die ihren Jugendeindrücken die Treue hält. Ich sage und betone das, gerade weil ich der Begabung Ihres Freundes die Kraft zu diesem Klärungsprozeß zutraue. Grüßen Sie ihn!

Von diesen Andeutungen abgesehen, wüßte ich freilich nicht, wie ich Ihnen noch entgegenkommen könnte. Denn der Verlag wie auch der Fortbestand meiner Zeitschrift ist unter den gegebenen Verhältnissen ganz ins Unsichre gestellt.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Die Texte der »Carmina« gehen gleichzeitig an Sie zurück.

1079 VON JOSEF LEITGEB

Dr. Josef Leitgeb  
Innsbruck  
Hoher Weg 8

19. 5. 49.

Verehrter, lieber Herr von Ficker!

Ihre Zustimmung zu der Rede, mit der ich mich lange geplagt habe, ohne dafür mit dem Gefühl belohnt worden zu sein, es sei etwas richtig Ganzes entstanden, hat mich getröstet und von Herzen gefreut. Ich danke Ihnen. Schon längst habe ich eine Bitte vorbringen wollen: wäre es Ihnen möglich, uns für den heurigen Band von »Wort im Gebirge« Ihre Rede am Grabe Carl Dallagos zu geben? Oder kommt sie im nächsten »Brenner«? Abgesehen von dem Eigengewicht der Rede – es läge uns außerordentlich viel daran, die Verbundenheit mit dem »Brenner« auch durch Ihren Namen zu dokumentieren. Wir hoffen, der 1. Band hat Ihnen doch so gut gefallen, daß Sie es nicht als Anmaßung empfinden, wenn wir mit dieser Bitte zu Ihnen kommen. Wir glauben uns verpflichtet, in diesem Band auf Dallago hinzuweisen, und wissen keinen Berufeneren als Sie; auch das Einschränkende, das Sie nicht verschwiegen haben, hat unsere volle Zustimmung.

Darf ich auf ein Ja hoffen?

Herzlichst Ihr

J. Leitgeb.

1080 VON CLAIRE GOLL

Paris, 3. Juni 1949  
Hotel Palais d'Orsay  
7 Quai d'Orsay  
Paris 7<sup>e</sup>  
(France)

Sehr verehrter Herr von Ficker,

Herr Dr. Gebert vom Verlag der Arche teilt mir mit, daß Sie die Rechte der französischen Übersetzung der Gedichte Georg Trakl's zu vergeben haben.

Yvan Goll und ich möchten diese gerne übertragen. Ich nehme an, daß Sie einiges von uns Beiden kennen. Mein Mann hat ja viele Gedichtbände veröffentlicht. Jetzt erscheint von ihm ein Band französischer Elegien mit 4 Originallithographien von Pablo Picasso. Und von mir ein Buch: »Rilke et les Femmes« mit Gedichten und Briefen von Rilke an mich, da ich noch ein sehr junges Mädchen war. Dies alles zu Ihrer Orientierung.

Übrigens, glaube ich, hatten wir eine gemeinsame Freundin: Else Lasker-Schüler.

Ich habe für Trakl große Liebe und würde mich freuen ihn dem französ. Publikum ans Herz zu legen. Ist er eigentlich nie übersetzt worden? (von einigen einzelnen hier erschienenen Gedichten abgesehen.) Ich hoffe bald von Ihnen zu hören und bin mit ergebenem Gruß

Ihre Claire Goll

1081 VON ANNIE KRAUS

4. 7. 49

Sehr verehrter lieber Herr von Ficker! Anbei das F. H. Dr. Zangerle möge bitte nicht vergessen, es baldigst H. H. Pfarrer Ruepp/Nassereith weiterzuleiten.

Ihnen noch vielen herzlichen Dank für Ihr Kommen an den Autobus. Ich selbst hätte es infolge des unvermuteten Zusammentreffens mit P. Rahner nicht mehr geschafft, zu Ihnen zu kommen, und war froh, daß Trudl Brock, die mir auf dem Weg zu Ihnen begegnete, versprach, diesen Weg Samstag für mich zu erledigen. Es wird Sie interessieren, daß P. Rahner (er war übrigens rührend, führte mich trotz Sträubens noch ins Sprechzimmer, schenkte mir Kaffee, Ihren Zucker u. andere amerikan. Kleinigkeiten, mit denen er in seiner »Bude« nichts anfangen zu können behauptete) mir auf meine Frage, wen er in seinem Vortrag gemeint habe, antwortete: vor allem Ernst Michel mit seinen drei neuen nach Kriegsende erschienenen Büchern, der s. E. eine große Gefahr darstelle. Schon hätten sich Ernst Michel-Zirkel gebildet, die ihr Unwesen trieben, man spräche von Gesetzesmolochismus im Beichtstuhl und glaubt, sich nur noch als Sekte innerhalb d. Kirche behaupten zu können usw. usw. Auf Michel (namentl. im 1. Teil) hatte er es mehr abgesehen als auf Graham Greene

192

(den er nannte) und andere Romanschriftsteller. Er sagte mir auch, Dr. Knecht habe ihm wegen meiner Büchlein geschrieben, und trotzdem ich ihm alles erklärte u. dringend bat, Knechts Ansinnen abzulehnen, meinte er: nein, er wolle es schon erfüllen, nur müsse einmal die Flut seiner (anscheinend üb(e)r großen) Überlastung abschwellen. – Ich war vom ersten bis zum letzten Augenblick d. Fahrt nach Schattwald seekrank. Hier traf ich dann einen sehr lieben Menschen sterbend an. Morgen begraben wir sie. Es ist mir recht nahe gegangen. Und die Umstände waren auch geradezu tragisch.

– Schattwald ist unvorstellbar schön, die Leute alle in höchster Betriebsamkeit, um das gute Wetter noch zur Beendigung des »Heubens« auszunützen

– Ich hinterließ Birgit 100 Sch, 80 Sch betrug meine Schuld an Sie (die Fahrt Ibk-Sch kostet nur 18 Sch), 20 waren für Mme. de Chambrai bestimmt, die mir freundlicherweise versprach, meine Schulden von 440 fr.frs. bei Desclée in Paris zu begleichen, die mich seit 1 Jahr (durch Reinermanns Schuld) drücken. 440 frs sind 16,30 ö.Sch. Ich danke Ihnen nochmals sehr herzlich für diesen Reisezuschuß – trotzdem ich die Annahme eigentlich nicht verantworten kann.

Und nun verzeihen Sie mir, daß ich es überhaupt ausspreche und so ausspreche: ich war sehr froh, wieder einmal in Ibk. gewesen zu sein und Sie wiedergesehen zu haben, denn ich hänge mehr an Ihnen, und dies zusehends, als Sie ahnen, und bin sehr dankbar, daß es so jemanden wie Sie gibt auf dieser Welt. Immer mehr geht mir auf, was dies bedeutet.\*

– Von Deutschland leider nichts Entlastendes, Thurmair hat 4 Beiträge (natürlich ohne seine Schuld) honorarlos von mir geschluckt. Den Karamasoff-Aufsatz habe ich heute an Cl. Münster geschickt. Von Herder katastrophale Nachrichten (Rahner sagte allerdings spontan, Herder sei ein »Jammerpeter«, es sei zwar schlimm, aber doch nicht s o schlimm, wie er es macht). Jedoch besteht eine schwache Möglichkeit, daß Knecht (mir offenbar wohlgesonnen) mir ein französ. Manuskript (von Fessard – wer ist das?) zum Übersetzen gibt für den Fall, daß die Publikation überhaupt für ihn tragbar ist.

Für heute von Herzen gute Wünsche und Grüße Ihnen und Ihrem Hause  
Ihre dankbare

Annie

+ Immer mehr aber auch schäme ich mich geradezu, daß Sie sich mit mir abgeben (das ist keine Phrase).

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
8. September 1949

Sehr verehrter Herr Doktor!

Dank, verbindlichen Dank für Ihre gütigen Zeilen, über die ich mich sehr gefreut habe! Gewiß, ich schätze mich glücklich, Ihre Betrachtung im Brenner bringen zu dürfen. Erst beim Lesen nämlich und unter dem Titel »Welttheater« ist mir eigentlich faßbar geworden, was mir seinerzeit im Vortragssaal (wohl auch infolge meiner Schwerhörigkeit) zu einem Gutteil entgangen war und, soweit ich es verstand, kein kleines Wagnis schien. Als solches erscheint es mir in gewisser Hinsicht auch heute noch. Denn viele wird es überraschen, das Mysterium der Trinität in dem schöpferischen Ineinanderwirken der drei göttlichen Personen an den tragenden Stützen einer Vergleichswelt gemessen und verdeutlicht zu sehen: eben dieser unserer Schauspielwelt, in der man heute schon nicht mehr nur die Travestierung, sondern geradezu die Persiflierung der Wahrheit zwischen Gott und Mensch zu erblicken geneigt ist. Eine freilich immer ohnmächtiger werdende Persiflierung, das ist klar. Und zur Klarheit dieser Erkenntnis trägt, wie mir scheint, Ihr dialektisch so ins Einfach-Überzeugende gehobener Vergleich Wesentliches bei, so daß ich mich nach der Lektüre unwillkürlich fragte: Wie war es nur möglich, daß noch kein Theologe unserer Zeit auf die Idee kam, diesen Versuch – einleuchtend und offenbar zeitfällig, wie er nun bei Ihnen vorliegt – zu wagen? Wohl weil keiner noch aus praktischer Erfahrung diese lebendige, diese besonnene Beziehung zur Sinnbildertiefe, zur metaphysischen Wirklichkeitsdimension jenes Welttheaterhorizonts aufbrachte, wie er im Bildraum großer Dichtung heute Gottseidank wieder aufzuleben beginnt. Auch und besonders im imaginären Blickfeld der Bühne. Dieses aktuelle Phänomen im Bereich der Dichtkunst erkannt und in seinen eigentlichen Beweggründen begriffen zu haben, das bleibt Ihr merkwürdiges Verdienst. Eines, zu dem Sie – namentlich als Übersetzer und Ausleger Claudels – alle Voraussetzungen mitbrachten, und das Ergebnis ist, daß Sie uns im Medium Ihrer Wahrnehmungskraft die Tragweite einer neuen Sicht erschlossen, in der sich der bewegte Abenteuerraum der Weltgeschichte wieder als erschütterndes Ganzes, das unerschütterlich im Schoße und im Ratschluß Gottes ruht, ehrfürchtig begreifen und überschauen läßt. Wer, dem dies alles nahegeht, wollte Ihnen dafür nicht dankbar sein?

Ich jedenfalls bin es sehr und umso lieber, als ich Ihre nachträglichen Bedenken gegen die Form der vorliegenden Arbeit ganz und gar nicht teile. Das Schriftzitieren ist in diesem Fall ein ungemein erhellendes Moment, das ich nicht missen möchte, und lieber als daß Sie darauf verzichten sähe ich die andere Anregung verwirklicht: das Bibelwort schon früher, vielleicht schon eingangs anzuwenden. Doch ist dies mehr ein Wunsch pro domo, zurückgehend auf die Erwägung, daß der Brenner (dem selbst erst nach langem Irrsal ein Licht aufgegangen ist) ja nicht nur zu überzeugten Katholiken spricht, sondern auch zu religiös gestimmten Intellektuellen, die noch unbekehrt und unter respektablen Schwierigkeiten nach einem Heilsweg für sich suchen. Das Thema »Welttheater« wird aber gerade solche (darunter manchen Reprä-

sentanten irritierter jüdischer Geisteshaltung) anziehen, und da sind richtig angesetzte Bibelzitate Fingerzeige, die unter Umständen Wunder zu wirken vermögen. Wenigstens bilde ich mir das ein.

Was mich bedrückt, ist nur, daß ich vorläufig noch nicht sagen kann, ob und wann ich einen neuen Brenner herausbringen kann. Doch hoffe ich, daß die Vorsehung auch diesmal noch ein Einsehen mit meinen grotesk anmutenden Startnöten hat und mich nachgerade völlig Erschöpften zur Absolvierung einer letzten Erkenntlichkeitstour zuläßt.

In dieser zuversichtlichen Erwartung grüßt Sie, verehrter Herr Doktor, nochmals für Ihren Beistand dankend,  
Ihr ergebener

1083 AN PAUL CELAN

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
28. September 1949

Sehr geehrter Herr Celan!

Nun, da Frau Rouveyre nach Paris zurückkehrt und diese Botschaft mitnimmt, ist es mir ein herzliches Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie stark der Eindruck, der wiederholte Augenblickseindruck Ihrer Gedichte auf mich war. Zwar ist mir – vielleicht weil ich alt bin und in Gegenwärtiges schon wie in Vergangenes versponnen – deutlich, daß auch dieser »Sand aus den Urnen« *Goldsand* ist, der schon nahe daran ist, aus der Weite und Tiefe der Erinnerung in das Meer des unvergeßlich Vergänglichen geschwemmt zu werden; aber es ist ein ergreifender Anblick, das Eigentümliche Ihrer Lyrik unter den Zeitzeichen ihrer Beweggründe in so gefaßter und doch irgendwie verschwimmender Gestalt ins Unabsehbare ihrer endlichen Bestimmung münden zu sehen. Damit möchte ich ausgedrückt haben, wie sehr mir im Spiegel Ihrer Dichtkunst alles zusammengedrängt erscheint, was als reflektierter Ausdruck subjektiv gemeisterter Erschütterung der beispiellosen Ausgesetztheit dieser Zeit ihr signifikantes Gepräge gibt. Es ist für jeden – auch und besonders für den Christen –, der sich noch ein Herz bewahrt hat für einsames Menschenschicksal unter den Sternen der Nacht, die das jüdische Volk in seiner Zerstreuung heimgesucht hat, keine Kleinigkeit, den Spuren einer Auseinandersetzung zu folgen, in der Bild- und Gefühlsverschlungenheit der Wortgestalt so repräsentativ das Ursprüngliche ihrer Herkunftswelt zur Resonanz bringt wie bei Ihnen. Hier wird man – das wird besonders im letzten Abschnitt Ihrer Sammlung deutlich (und das habe ich Ihnen schon einmal mündlich angedeutet) – an jene ergreifende Rückverbundenheit erinnert, die noch aus der Weise der Lasker-Schüler sprach und nun in Ihnen elegisch nachklingt.

Mit allen guten Wünschen für Ihr Wohlergehen grüßt Sie, sehr geehrter Herr Celan, in Hochschätzung

Ihr Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
16. November 1949

Sehr verehrte gnädige Frau!

Mit tiefer Rührung habe ich das Andenkenbildchen zum Gebetseinschluß für Ihren verewigten Bruder empfangen, seien Sie von Herzen dafür bedankt! Die Aufnahme von ihm ist so lebendig und seinen klaren, erleuchteten Blick wieder auf sich ruhen zu fühlen wie ehemals, wenn man im Gespräch ihm gegenüber saß und seinen Ausführungen lauschen durfte, ist so tröstlich und eine willkommene Stütze des Erinnerungsbildes, das dieser demütig seiner Gedankenwelt hingeebene Weise uns hinterlassen hat. Die Zeit, die sein Vermächtnis, das vorläufig noch in Verborgenheit bewahrt, zu Ehren bringen wird, wird kommen, sobald das Unheil, das die Welt heute verdüstert, die Menschen wie die Völker dazu nötigen wird, sich nach neuen Richtlinien zur Ordnung ihres Zusammenlebens im Geiste einer Verständigung nach tiefdurchdachten unerschütterlichen Prinzipien umzusehen. Denn Hans Kestranek, dieser einsame und doch so gesellige, nie von sich selbst eingenommene Denker, war ein Meister in der Klärung von Lebensfragen, die das Heil des Einzelnen wie das Wohlergehen der Menschheit im Rahmen ihrer öffentlichen Institutionen berühren, Revolutionär in seiner konservativen Haltung, ein Anreger ungewöhnlicher Besinnungen im Kreise namhafter Freunde, hat er sein Gedankengut ausgestreut wie aus einem Erfahrungsschatz, dessen Verwertung in der Öffentlichkeit ihm nie vor Augen stand. Wohl immer auf beste sprachliche Formulierung bedacht, ein Kenner und selbständiger Bedenker philosophischer Tradition im Bereiche abendländischer Besinnung, hat er – der einstige Architekt – von seinen schriftstellerischen Fähigkeiten gleichwohl keine hohe Meinung gehabt, und es ist vielleicht nur dem Zuspruch einiger weniger Freunde zu danken, daß er seine Scheu vor sich selbst überwand und das Werk, dessen Konzeption ihn jahrelang beschäftigte: seine »Politica«, der schriftlichen Fixierung und in einer dem komplizierten Gegenstand gerecht werdenden Form der Vollendung zuführen konnte. Wenn dieses Werk, das in würdig betontem Abstand nicht unwürdig den Vergleich mit Plato heraufbeschwört, erst einmal gedruckt vorliegt und in der Gelöstheit seiner Diktion und dem Adel seiner Betrachtungsweise alle Hüter europäischen Geisteserbes ansprechen und ihrem Verantwortungsbewußtsein bei Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten von hoher Warte aus einleuchten wird, dann wird erst klar werden, welchen Tribut der Erkenntlichkeit wir diesem verborgen geführten Denkerleben zu entrichten haben. (Wer vollends Briefe von ihm besitzt, wird wissen, welche Liebe zur Wahrheit und welche Sorgfalt der menschlichen Beziehung ihm die Feder geführt haben.)

Wie ich hörte, soll in einer Schweizer Zeitung ein Nachruf auf ihn erschienen sein. Falls dies stimmt – ich konnte nämlich nichts Näheres darüber in Erfahrung bringen –, würden Sie, verehrte gnädige Frau, so freundlich sein, mir mit einem Hinweis an die Hand zu gehen? Es hieß, daß darin auf sein Wirken als Architekt in Amerika Bezug genommen war, was mich wie manches andere, das bestimmend in sein Leben eingriff, besonders interessieren würde.

Entschuldigen Sie bitte, daß ich erst diesen Zeilen meinen Dank auch für den Bericht über die letzte Lebenszeit und den erbaulichen Hingang Ihres verehrten Bruders hinzufüge. Aber ich bin von Erschöpfungszuständen heimgesucht, die ich kaum mehr zu meistern vermag, und vielerlei Sorgen lasten in diesen meinen alten Tagen schwer auf mir.

Es grüßt Sie, nochmals für Ihre Aufmerksamkeit dankend, mit dem herzlichen Ersuchen, mir Aufzeichnungen der Art, wie sie zuletzt im »Brenner« erschienen sind, allenfalls zu entsprechender Verwertung gegen Rückschuß vorübergehend zu überlassen, in Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1085 AN FELIX BRAUN

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
29. November 1949

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Leider komme ich unter den Nachwirkungen einer Grippe, die mir durch Wochen zugesetzt hat, erst heute dazu, mich für Ihre gütigen Zeilen vom Anfang des Monats zu bedanken.

Es war mir eine Freude zu hören, daß der Insel-Verlag die Neuauflage des Trakl-Bändchens Ihren gewissenhaften Händen zur Betreuung anvertraut hat. Denn so werden unverzeihliche Schlampereien – willkürliche Strophenauslassungen, falsche Lebensdaten und dergleichen –, die dem Auswahlbändchen in seiner ersten Fassung anhafteten, zweifellos verschwinden und eine pietätvollere Herausgabe ermöglichen. Ihre Einfühlungsgabe in das Wesentliche des Dichters war ja schon damals, gleich nach Trakls Tod, erstaunlich, und inzwischen hat ja die Nachwirkung seiner Erscheinung Ihrer Voraussage recht gegeben. Es unterstreicht also den Wert Ihrer Einbegleitung, daß die Tragweite Ihres frühen Einsatzes zum Gedächtnis des Dichters daran zu ermessen sein wird. Daß Sie dabei auch mich und was ich allenfalls zur Beglaubigung und zeitweiligen Erleichterung dieser qualvollen Dichterexistenz vor Jahren beitragen durfte, erwähnen wollen, hat mich ebenso gerührt wie beschämt. Denn glauben Sie mir: dieses geringe Verdienst – ein Glücksfall, den mir die Vorsehung beschert hat – wiegt nichts im Vergleich mit den Orientierungsmöglichkeiten, die mir der Umgang mit Trakl im Hinblick auf die Unterscheidung der Geister verschafft hat. Ohne das Gerüst dieses Erlebnisses hätte ich den »Brenner« nie aufbauen und als ein Wagnis, das es mit aller Art Ausgesetztheit aufnahm, konsequent durchhalten können. Nur so – durch Rückwirkung solcher Glücksfälle in meinem Leben auf meine Empfänglichkeit – kann ich mir auch die rührende Sympathie und Wertschätzung erklären, die mir Ferdinand Ebner entgegengebracht hat. Erst jetzt, als seine Tagebücher in einer Auswahl erschienen, habe ich ja erst erfahren, in welchem Ausmaß dies der Fall war. Dies hat mich – so viele Jahre nach seinem Tode! –

wahrlich überrascht und erschüttert. Denn im persönlichen Verkehr ist er über Gefühlsandeutungen, gesammelt in einem Blick oder Händedruck, der mehr verschwiegen als kundgeben wollte, nicht gerne hinausgegangen. Und nun dieser wie für die Ewigkeit bestimmte Dank für eine selbstverständliche Gefälligkeit! Sie verstehen, lieber Doktor Braun, wie sehr mir das alles nahe gehen muß und wie wenig ich am Ende selbst davon begreife, wenn ich mir mein Leben vergegenwärtige und denke, wie viel es im übrigen versäumt hat und anderen schuldig geblieben ist.

Dieses Geständnis, scheint mir, ist gerade Ihnen gegenüber am Platz, der Sie Ihren Prüfungsweg durch das Elend dieser Zeit in einer Weise zurücklegen, die beispielhaft durch ihre Tapferkeit und lautere Güte nun Früchte eines Lebens einheimen darf, das, auf wahre Selbstbescheidung angelegt, vielen, denen es auf letzte Sichtung und Erkenntnis ihrer Kräfte ankommt, zum Vorbild dienen kann. Das hab' ich mir erst letztthin wieder gedacht, als ich Ihren »tausendjährigen Rosenstrauch« durchblättern konnte. Welch herrliche Gabe!

Das Unheil, das sich Dr. Schlorhauser zugezogen hat, muß wirklich alles Mitgefühl in einem wachrufen. Wie glücklich war er noch über die herrlichen Wochen, die er in Italiens Sonne und Meeresluft verbringen konnte – und nun dieser düstere Rückschlag! Es soll ihm nicht gut gehen und man kann ihn auch nicht besuchen. [...]

Und nun haben Sie nochmals Dank und seien Sie herzlichst von mir und den Meinen begrüßt!

Immer Ihr

Ludwig Ficker

1086 AN ALFRED FOCKE

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
15. Dezember 1949

Sehr geehrter Herr Doktor!

Leider komme ich erst heute dazu, Ihren Brief von der Rottmannshöhe vom vorigen Monat zu beantworten; ich bin von Heimsuchungen und Existenzsorgen nachgerade so erschöpft, daß es mich Mühe kostet, mein armseliges Mitteilungsvermögen noch in Bewegung zu setzen. Auch dann, wenn Anfragen wie die Ihren meinem eigenen Klarstellungsbedürfnis im Hinblick auf manches Rätselhafte in Trakls Dichtung entgegenkommen. Entschuldigen Sie daher diesen mir selbst oft peinlichen Hang zur Saumseligkeit!

Daß es sich bei den von Ihnen angeführten Namen nicht nur um lyrisch-poetische Klangformen handelt, ist sicher. So entstand das Gedicht »Afra«, nachdem Trakl von Karl Röck einmal die Legende der hl. Afra vernommen hatte, die in ihrer Jugend eine Hure zu Augsburg war und von einem Mönch bekehrt wurde. Ähnlich verhält es sich mit »Sonja«, die zu Trakls Lebzeiten eine vielbesuchte, schon bejahrte Prostituierte in Salzburg war, die entweder wirklich so hieß oder in Trakls Erinnerung die Züge von

198



Dostojewskijs Sonja annahm, nicht ohne tieferen Grund, versteht sich. Jedenfalls ersehen Sie daraus, welch konkrete Wirklichkeitsbezüge Trakl zur Welt der Gefallenen hatte, der er sich ja selbst zugehörig wußte, wie nahe er sie im Charakter ihrer Selbstaufopferung der göttlichen Barmherzigkeit verbunden sah und wie sehr daher das Mitleid, mit der er sie in seinem Gedächtnis umfing, ihm zu einem Siegel seiner eigenen Erkenntlichkeit und Erlösungsbedürftigkeit wurde. Da er die Pfeile der Verachtung der bürgerlichen Welt wie jene im Fleisch der eigenen Bestimmung haften spürte, so haben Sie auch eine Erklärung dafür, warum das Bild Sebastians in ihm aufstieg, wenn er über sich und seine Gebundenheit an den Pfahl der Schmerzen nachsann. Was den Namen Elis betrifft, der als Mannesname im skandinavischen Norden vorkommt (siehe auch Hofmannsthals »Bergwerk zu Falun« und Strindbergs »Ostern«), so bezieht er sich bei Trakl offenbar auf einen frühverstorbenen Jugendgespielen, der ihm in der Rückschau als das zerbrochene Spiegelbild seiner eigenen einstigen Reinheit erschien. Bemerkenswert ist ja in diesem Zusammenhang der verschwebende Dreiklang Elai! im »Nachtlied« (mit seinem Anklang an »Eli! Eli...« des Christus am Kreuz und seiner Reminiscenz an den Namen Elis) als sprachloser Ausdruck eines Augenblicks, der dem Dichter die stillen Spiegel der Wahrheit erschließt. Und Azrael ist ein gefallener Engel – wenn ich nicht irre: der Engel der Schwermut und Geistesverfinsterung (doch bin ich hierin nicht ganz sicher).

Die »ungebornen Enkel« und »Ungebornes, seufzend aus blinden Augen«: da läßt sich wohl kaum etwas anderes hineininterpretieren, als was in der gewaltigen Vorausschau Trakls über zwei Weltkriege hinweg sich an dem Kinderschicksal der damals noch ungeborenen Enkelgeneration heute so vielfach herzerreißend erfüllt hat. Das ist ja das Erschütternde an Trakls Gesichtern, daß sie den Zeitenwandel des Wirklichen in seiner unheimlichen, weil unabsehbaren Prüfung durchschauen und keiner Zuversicht mehr Raum zu geben vermögen, die sich auf Irdisches bezieht. Er hat den Elendsplan der Welt vor sich gesehen, und das genügte ihm. Genügte für den Ausdruck seiner sprachlosen Trauer und seinen Anruf der ehernen Altäre.

Zu jener Stelle im »Abendländischen Lied« würden Sie wahrscheinlich mit Gewinn eine Abhandlung von Friedrich Pater »Über Sprache und Kunst« lesen, die 1922 im »Brenner« (7. Folge, 1. Band) erschienen ist. Darin heißt es: »Es liegt aber eine große Sehnsucht verborgen in allen Menschen nach jenem Zustand, an den das Genie nur eine Wiederannäherung darstellt, nämlich an jenen wahrhaft jungfräulichen Stand der Einheit des Weiblichen und des Männlichen. Daher geschieht es, daß das geistige Wesen des Mannes, wenn es das Geistige in einem Weibe erblickt, alsbald eine große Sehnsucht empfindet, im Verein mit ihm wieder die verlorene Einheit zu bilden und so die Kraft und die Seligkeit jenes Zustandes wieder herzustellen. Gleichzeitig aber wird durch den Anblick auch die Erinnerung an den ihm selbst nur in Vergessenheit gesunkenen eigenen weiblichen Seelenteil wieder wach, den er mit dem männlichen einmal als Ganzes besessen hat, bevor die Teilung in Geschlechter ihn von dem Ewigen schied«.

In einer Anmerkung hiezu sagt Pater (nach einem Hinweis darauf, daß diese Auffassung der Erotik in vielem mit der platonischen übereinstimme und der Begriff der Androgyne für das Ideal der Romantik bedeutungsvoll gewesen sei): »Erst durch diese Auffassung wurde mir auch der tiefe Sinn jener Stelle im »Abendländischen

Lied« von Georg Trakl klar, der Sinn, den ich lange darin ahnte, bevor ich ihn ganz verstand, und der oft genug mißverstanden werden dürfte:

»Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden:

*Ein Geschlecht.«*

Man wird aber auch hier noch einen Schritt tiefer steigen und das tragische Schuldverhältnis zu seiner Schwester (der »Jünglingin«, der »Fremdlingin«) in Betracht ziehen müssen, um die völlig unromantische Wurzel und den erschütternden Erlebnisgrund dieser Auferstehungsvision in ihrer Tragweite für die persönliche Erlösungsbedürftigkeit des Dichters ganz zu erfassen.

Mit dieser Andeutung will ich mich verabschieden. Sehr erfreut über die Aussicht eines baldigen Wiedersehens wünscht Ihnen, verehrter Herr Doktor, für heute frohe Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

# 1950

1087 VON SIDONIE NÁDHERNÝ-BORUTIN

38, Victoria Road  
London, W 8.

1. 1. 1950

Sehr geehrter Herr von Ficker,

Zufällig habe ich Ihre schöne Gedenkrede vom 10. 7. 49 »Karl Kraus und die Sprache« zu Gesicht bekommen, u. falls Sie Abschriften haben, wäre ich um 2 sehr dankbar (für mich u. für den großen K.K. Verehrer Prof. Bloch in U.S.A.) Und wenn sonst etwas über ihn im »Brenner« von Ihnen erschien, wäre ich um Zusendung sehr dankbar. Ich erwähne dies, weil mir – ich weiß nicht mehr, ob via Mariassy oder Mladota – ein solches freundliches Angebot gemacht wurde. –

Ich habe im September mein Heimatland »illegal« verlassen, lebe momentan in London, reise aber Ende Januar weiter nach Süd-Irland, wo ich bei Bekannten leben werde. Komme vielleicht im Frühjahr wieder her zurück. Vorläufig bleibt meine Adresse wie angegeben.

Indem ich hoffe, daß es Ihnen gut geht u. Ihnen alles Gute im Neuen Jahr wünschend, bin ich mit herzli. Gruß Ihre aufrichtige

Sidonie Nadherny

1088 AN WILHELM KÜTEMAYER

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
10. Januar 1950

Lieber Herr Doktor!

Leider kann ich Ihnen vorderhand durch Dr. Zangerle nur diesen Gruß und eiligen Dank für Ihren Brief und die beiden Frankfurter Hefte senden. Sowohl Ihre Abhandlung über das Christliche bei Hölderlin (die ich, wenn ich sie vorher gekannt hätte, um so viel lieber im »Brenner« gebracht hätte als die schwächere von Lachmann) war mir bereits bekannt wie auch die famose Sache Ihrer Frau. Diese hat mich schon seinerzeit entzückt, als sie mir Heinrich v. Trott bei einem Fronturlaub im Manuskript zu lesen gab. Mut und Anmut, Kühnheit und Unbefangenheit der Anschauung wie der Diktion bilden hier wirklich ein bezauberndes Ensemble von Naturkindlichkeit und reflektiertem Tiefsinn. Bei Mannsbildern ist das doch überhaupt nicht zu er-

201

leben, daß Satzperioden von so übermütiger Länge diese Fülle von Quellfrische und besonnerer Übersichtlichkeit ausströmen können. Wirklich, ich hatte meine Freude dran!

Es ist nun leider so, daß ich momentan nicht weiß, ob ich überhaupt noch einen »Brenner« herausbringen kann; und wenn, dann dürfte es sich empfehlen, nichts aufzunehmen, was schon draußen in Deutschland gedruckt vorliegt, denn die Beachtung und das Verständnis für das Wagnis des »Brenner« war draußen immer reger als hier, und speziell in den Kreisen, die Ihnen nahestehen und Ihrem Schaffen schon so vielfältige Resonanz in der Öffentlichkeit ermöglicht haben. Hier in Oesterreich läßt sich der Brenner kaum mehr absetzen – auch ist das Absatzgebiet, solange die Abgesperrtheit von draußen andauert, zu klein –, den Interessenten draußen aber kann ich nicht mit Beiträgen aufwarten, die sie bereits kennen.

Wie wäre es aber, wenn Sie oder Ihre so originell begabte Frau mir für alle Fälle ein kleines Gedenkblatt für Dallago zur Verfügung stellen könnten, das dem Tribut der Erkenntlichkeit, den ihm der Brenner schuldet, wie dem Verhängnis, das ihn zur Preisgabe seiner Beziehungen zu ihm veranlaßte, in einem erleuchteten Rückblick gerecht würde? Denn die hiesigen Freunde, die damals mit ihm ausschieden, haben seiner weder am Grabe noch in ihrem neuen Publikationsorgan »Wort im Gebirge« (das als Jahrbuch tirolischen Geistesgepräges erscheint) auch nur mit einem Wort gedacht. Das sagt alles. Wie schön wäre es, wenn Sie, gerade Sie, dem Dallago so anhänglich war, in gerechter Abwägung der Umstände, die zu seinem Zerwürfnis mit mir führten, von Ihrer heutigen gereiften Erkenntnis heraus im »Brenner« seiner gedächten. Darum bäte ich sehr, denn nicht mir, sondern Ihnen darf ich die Berechtigung und Eignung zutrauen, zur Klarstellung all dieser Mißverständnisse in einer Weise beizutragen, die aus dem erlebten Fond Ihrer Erfahrung heraus Bedeutsames zur Erhellung Ihres eigenen wie des Schicksalweges des Brenner zutage fördern könnte. Überlegen Sie das mit Ihrer Frau! Die Form, in der Ihnen das möglich und annehmbar erscheint, bliebe selbstverständlich ganz Ihrem Ermessen anheimgestellt.

Birgit, die zu Weihnachten hier war, hat mir erzählt, wie schön und beglückend die Begegnung mit Ihnen und Ihrer Frau in Heidelberg war.

Grüßen Sie bitte die Brüder Trott, an deren Schicksal, Bedrängnissen und Wohlergehen ich immer innigsten Anteil nehmen werde, und seien Sie selbst mit Ihrer Frau aufs herzlichste begrüßt

von Ihrem, Ihnen beiden aufrichtig verbundenen

Ludwig Ficker

1089 AN WILLY STADLER

Innsbruck-Mühlau, 8. Mai 1950

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich, eben erst von einer Grippe genesen, Ihnen erst heute für all die Aufmerksamkeiten danken kann, die Sie mir in letzter Zeit – namentlich auch in Zusammenhang mit meinem 70. Geburtstag – zuteil werden ließen!

Die vornehme, aber vernichtende Abfuhr, die Sie der Schneditz'schen Trakl-Ausgabe erteilten, habe ich als eine besondere Wohltat empfunden. Aber was Sie mir heute – soeben – schicken, dieser Ausschnitt aus der »Tat«: das sollte man ja weiß Gott nicht für möglich halten! Das ist doch der infamste Dreh, den man sich auf Kosten eines mißbrauchten und hereingefallenen Verlegers leisten kann! Otto Müller war gewarnt; aber er hat den Herrn Schneditz offenbar nicht mehr abschütteln können, und nun muß er als Sündenbock für dessen Unverschämtheiten herhalten. Als ob dieser Wolfgang Cordan und dieser Wolfgang Schneditz einander nicht gleichen wie ein faules Ei dem anderen, und als ob der Herr Major Trakl (der zu Lebzeiten seines Bruders ja keine Ahnung von dessen Bedeutung hatte) nicht beiden, sofern sie nicht siamesische Zwillinge sind, die Steigbügel hielte! Das sind doch abgekartete Sachen! Ich weiß nicht, wie die »Tat« sich auf Kosten Trakls zu einem so gräulichen Literaten-Unfug hergeben kann! Das Andenken Trakls so zu verkitschen – das Deutsch allein dieser Reportage hätte doch abschrecken müssen!

Gott sei Dank, daß da doch jemand ist, der den Schwindel durchschaut – und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mich gleich avisiert haben!

Für heute nur dies und alles Herzliche von Ihrem  
stets ergebenen

Ludwig Ficker

1090 AN DANIEL SAILER

Innsbruck-Mühlau, 5. Juli 1950

Lieber Herr Sailer!

[...]

Sie sind übrigens der einzige, der meinem schweigsamen Leben eine gestaltenbildende Kraft und damit eine Bedeutung zuerkennt, wie sie mir wohl selbst manchmal vor Augen steht, aber mehr oder weniger als Wunschtraum und in immer fragwürdigerer Gestalt. Jedenfalls, was dabei herauskommt, wenn ich aus meiner Not (die sich heute völlig in mich zurückgezogen hat) eine Tugend zu machen suche: es wiegt gering vor dem großen Werk der Nächstenliebe, das Sie, lieber Freund, um Gotteslohn – nein, nicht einmal um den!, doch unbehaust und wie der Heiland stets auf Wanderschaft, vollbringen. Was könnte es auch Bemerkenswerteres geben als die Aufgabe, der Sie sich mit so viel Mühe und Gewissenhaftigkeit, doch zweifellos als ein Berufener, gewidmet haben: von geistverschütteten und -verschatteten Kindergemütern das Odium der Zurückgebliebenheit zu nehmen, dem Licht der Gnade durch Weckung der Verstandeskkräfte Zugang zu normalen Lebensfunktionen zu verschaffen und es so seiner natürlichen Bestimmung zuzuführen: die Seele des jungen Menschen mit Vertrauen und Zuversicht zu erfüllen. Es ist auch kein Zweifel, daß nach allem, was Sie mir mitteilten, die Gnadenzeichen einer besonderen Erwähltheit für diese Aufgabe sich immer deutlicher bei Ihnen einstellen und zwischen Leiden und möglichen Enttäuschungen sich beglückend Ihrem Gedächtnis einprägen – dem Ihren, aber auch dem Gedächtnis derer, die davon hören (ganz zu schweigen natür-

lich von jenen, die Ihrer Hilfe zu ihrem Heile direkt teilhaftig wurden). Das mag Ihnen ein Trost für vieles Ungemach und im übrigen ein Hinweis darauf sein, wie beharrlich Gottes Güte und Barmherzigkeit sich erst in den Seelen einzelner Bahn brechen und unterwegs sein muß, ehe sie sich mit Erfolg auch anderen überzeugend mitteilen kann.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

#### 1091 AN DAS UNTERRICHTSMINISTERIUM

[Herbst 1950]

Gutachten für die Verleihung des österreichischen Staatspreises 1950 – Literatur

Anna Maria Achenrainer  
*Appassionata*

Eine echte und ursprüngliche lyrische Begabung kredenzt hier den Glühwein ihrer Liebesleidenschaft in einem Gefäß der Sprache, das von erlesener Formkunst zeugt. Nur schade, daß dort, wo die Dichterin die Tragweite ihrer Mission im Spiegel ihrer Wirkung auf andere abschätzen zu müssen wähnt, ihr Blick nicht frei ist von überspanntem Selbstbewußtsein und so auch ihren sprachlich gemessenen Gestaltungsdrang mitunter in Gefahr bringt, ins Großsprecherische umzuschlagen. [Note:] 2

Ingeborg Bachmann

Nach ihren eigenen Worten ein »Kind der großen Weltangst«, hängt diese Dichterin in ihren Versen dem Schauer von Traumgesichten nach, die in sparsamen Konturen angedeutet doch das Äußerste an illusionslos preisgegebener Wirklichkeitserfahrung offenbaren. [Note:] 2

Rudolf Bayr

Vortrefflich sind die Übertragungen aus der Dichtung der Hellenen, und etwas von dem philologischen wie poetischen Einfühlungsvermögen in Form und Anspruch dieser Vorbilder geht auch stark in das Aussehen der eigenen Dichtung ein, die gleichsam die Klangfarbe einer Nachdichtung behält. [Note:] 1–2

Christine Busta  
*Jahr um Jahr*

Eine der stärksten, wenn nicht überhaupt die stärkste lyrische Begabung, die wir in Oesterreich heute haben. [Note:] 1

Johann Gunert

Ein echter Dichter! Was ihn auszeichnet, ist die Qualbesessenheit seines Herzens im Anblick und Erlebnis aller Schreckensvorgänge, die das Antlitz des Menschen im Spiegel dieser Welt bis zur Unkenntlichkeit entstellen. Es ist ein Gutteil enttäuschter und leicht verwundbarer Liebeshoffnung, die das Pathos seiner Anklagesprache fundiert, aber auch allem, wofür sein Herz in Rührung und Bewunderung schlägt, den Tiefgang einer wahren Erkenntlichkeit sichert. [Note:] 1

Michael Guttenbrunner

Schönsprecherei sind diese Gedichte nicht, im Gegenteil. Aber was sie an Gewagtheiten im Ausdruck ihrer Affektgeladenheit enthalten, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich im Grunde hier ein sehr sensibles Gemüt gegen die scheinbare Herzlosigkeit, vielleicht aber auch nur gegen die klarere Besinnung seiner Umwelt aufbäumt. [Note:] 2

Ernst Jirgal  
*Schlichte Gesänge*

Sehr distanziert in ihrer Haltung und oberflächlichem Verständnis so gut wie entrückt, sind die Gesänge Ernst Jirgals doch wahre Weihegesänge; gründlich bedachte Schönheit steckt in ihnen, die da und dort in kühnen Wagnissen der Sprache aufbricht, um das Gesicht auch unserer Tage einem Sagenbereich einzuverleiben, in dem ihr Verborgenes wie ihr Offenbares unantastbarer bewahrt bleibt. [Note:] 1-2

Franz Kießling  
*Das ungefragte Herz*

Schön, edel und von innigster Besinnung beseelt ist die Lyrik dieses Dichters. Erleuchtet in Blick und Wortfindung fliegen seine Gedichte wie Gedanken, die die Wirklichkeit umspielen, seinen Wachträumen zu, und was er zu sagen hat, ist schlicht und geistvoll zu Herzen gehend. [Note:] 1

Hermen von Kleeborn  
*Gedichte*

Die Dichtung der Hermen von Kleeborn ist Liebesdichtung in einem hohen und weiten Sinne. Im Symphonischen ihrer Reminiscenzen, von dem toten Geliebten über die Jahreswunder der Zeit bis zum Eros Creator Spiritus reichend, lebt ein Ton ehrfürchtig entrückter Pietät, der bei aller Vibration zwischen Leid und Leidenschaft von statuarischer Schönheit ist und dem Melos ihrer Stimme einen ungemeinen Klang und Glanz verleiht. [Note:] 1

Hans Leb

Durch die hier beigebrachten Zeugnisse seines Schaffens rechtfertigt der Kärntner Dichter die Aufmerksamkeit, die man seiner lyrischen Begabung schon früh entgegengebracht hat. (1936, Lyrikpreis der Stadt Wien) Kein Zweifel, daß er die Fähigkeit hat, insbesondere landschaftliche Motive, aber auch andere, mit Eigenzügen einer Ablesekunst zu durchdringen, die ihren Sinnbildgehalt oft in einer erstaunlich knappen und doch überzeugenden dichterischen Formel aufleben läßt. Jedenfalls: sehr talentiert. [Note:] 1

Hans Lebert  
*Metamorphosen*

Ein Lyriker von großer, ursprünglicher Begabung. [Note:] 1

Franz Petuelli  
*Die seligen Orte*

Dieser Dichter gehört mit zu den sehr beachtenswerten lyrischen Begabungen, die jetzt da und dort mit Merkmalen einer Neubesinnung dessen, was wahrer Dichtkunst frommt, bei uns hervortreten und ihrer Beziehung zum Wort wieder ein verantwortungsbewußtes Aussehen geben. [Note:] 1-2

Erika Spann-Rheinsch  
*Reichtum und Verlust*

Man muß sagen, daß aus dem unversieglichen Quellborn der Lyrik von Frau Spann-Rheinsch hier eine Auswahl getroffen ist, die ihr unsere menschliche Teilnahme sichert. Gleichwohl glaube ich nicht, daß man ihren Versen, die zu Verstiegheiten neigen, den hohen Rang zuerkennen darf, den sie selbst ihnen zuspricht. [Note:] 3



Rudolf Stibill

Die schönen und besinnlichen Verse Rudolf Stibills sind ein Versuch, die Erde als Welt der Erscheinungen, die uns angehen, in einen Gleichnisraum vertrauter Wirklichkeiten hinüberzuträumen, die halb von Bangigkeiten einer stets ins Alltägliche wie ins Allnächtliche verdämmernenden Umwelt, halb schon von fernem Paradiesesglanz erfüllt sind. Nicht ganz frei von Traktl-Anklängen, ist dieser Dichter jedenfalls eine bemerkenswerte Erscheinung. [Note:] 1-2

Wilhelm Szabo

*Das Unbefehligte*

Ich halte Wilhelm Szabo für die stärkste lyrische Begabung, die bei uns in neuester Zeit hervorgetreten ist. Was die Schwermut dieses Dichters an Tiefe der Besinnung – auch der Sprachbesinnung – offenbart, hat das Gewicht großer Eigenständigkeit. Die Art, wie er seine Wortwahrnehmung im Dunkelönenden seiner Verse einer Lichtspur anvertraut, die alle Fremde, die in und über den Dingen liegt, in ein Gleichnis seiner eigenen Ausgesetztheit inmitten eines Heimatlichen verwandelt, das ihn fremd berührt und seiner Liebe wie ein Stachel ist: diese Rückbesinnung auf alles Wesentliche, was zum eigentlichen Beruf des Dichters gehört und seinen Rang bestimmt, hat augenblicklich, scheint mir, bei uns nicht ihresgleichen. [Note:] 1

1092 AN JOSEF LEITGEB

Innsbruck-Mühlau, 18. September 1950

Lieber Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute für Ihre Aufmerksamkeit danke! Beim ersten Lesen Ihrer lyrischen Ernte aus dem letzten Jahrzehnt ist es mir nämlich seltsam ergangen. Da steht gleich im ersten Teil ein Zyklus von Gedichten, betitelt »In einem fernen Park«, der hat einen so starken Eindruck auf mich gemacht, daß vor dem Horizont dieses erstaunlichen Einklanggebildes von Wort und Schweigen mir manches zunächst ferner rückte, was in dem Band sonst vordringlicher, gleichsam persönlicher, unser Mitgefühl anspricht. Hier schiess mir, überraschend und doch wieder nicht, in der vollkommenen Ausgeglichenheit von Bild und Anschauung eine Blickweite gewonnen, in der die Dinge und ihre Beziehung zum sinnenden Menschen deutlich und einleuchtend für sich selbst sprechen. Dabei spürte ich, daß in die Welt des Aufruhrs und der leidenschaftlichen Beweggründe, die das Um und Auf Ihrer dichterischen Wahrnehmungskraft und menschlichen Erkenntlichkeit bilden, hier eine Besinnung eingeströmt ist, die durchaus in der Konsequenz einer natürlichen Entwicklung Ihrer Begabung liegt und das Seherische in Ihnen am Ende geklärt in

207

Erscheinung treten lassen wird als wie das Rhetorische, das Ihnen im Blute liegt und in der Klage um den entrissenen Sohn hier seinen erschütterndsten Ausdruck findet.

Dann freilich, bei wiederholtem Lesen, gewährte ich, daß der ganze Band als solcher, wenn man ihn nur richtig ins Auge faßt, diesem Gestilltheitsstadium der In- und Auseinandersetzung mit allem, was Sie bewegt, zustrebt, und daß nicht nur in dem genannten Zyklus, sondern auch in anderen (vorwiegend ungereimten) Dichtungen dieses schmalen Bandes eine Sprachmelodik auflebt, die an Tragweite ihrer Aufgeschlossenheit wie Insichgekehrtheit die Ihnen bisher gemäß, verhältnismäßig leicht in Reim und Strophenform gebundene, übertrifft. So kämpft sich hier Ihre Poesie, im Blick des geprüften Mannesalters noch das Überquellende vergangener Jünglingsjahre bewahrend, zur Bekräftigung eines Wirklichkeitssinnes durch, in dem Melancholie und Zuversicht sich die Waagschale halten, ohne daß die Sinne dem Geist der Anschauung und Empfindung entsagen müßten, dem sie von jeher anvertraut waren. Das macht für mich den Reiz dieses Triptychons einer lyrischen Selbstbesinnung aus, als das sich mir Ihre Lebenszeichen von 1940 bis 1950 darstellen, und es war mir lieb und wertvoll, daß ich mich damit vertraut machen konnte, noch ehe ich nach Wien fahre.

Es grüßt Sie herzlich und nochmals dankend

Ihr Ludwig Ficker

1093 AN PAULA SCHLIER [P]

Ludwig Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Deutschland  
Frl.  
Paula Schlier  
Bahnhofstr. 4  
Tutzing  
am Starnbergersee, Obby.

20. Sept. 1950

L. P.! Nein, die Kurzform der Verse ist nicht besser, sondern schlechter. Der weite Bogen ihrer Melodik geht dadurch verloren, auf den ihr Inhalt, adaequat seinen Gesichten, angewiesen ist. Das geistige Band, das alles zusammenhält, scheint schon dem lesenden Auge in einem fort wie mit der Schere zerschnitten und der nachprüfende Verstand hat es schwer, die aus ihrem melodischen Zusammenhang gerissenen, willkürlich und abstrakt anmutenden Versverkürzungen dem visuellen Gesamteindruck einzuordnen. Inhaltlich und in ihrer visionären Konzeption sind diese Versgebilde, sofern Du sie nicht zu dieser künstlichen Kurzatmigkeit verurteilst, nach wie vor bedeutend und eigenartig. Ich fahre am Montag nach Wien zur Jurysitzung

208

für den Staatspreis und bin voraussichtlich am Freitag zurück. Freute mich sehr zu hören, was Du über München schriebst.

Für heute nur dies und alles Herzliche!

L.

1094 VON FRIEDRICH FUNDER

die österreichische

Furche

Wien VIII. Strozzig. 8

Wien, 4. 10. 50

Sehr verehrter Herr Professor!

Friedrich H e e r hat mich soeben über seine gestrige Unterredung mit Ihnen unterrichtet. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich über das Ergebnis dieser Aussprache bin. Ich habe nicht leicht an dem Gedanken getragen, daß zwischen uns und Ihnen irgend ein Schatten stehen könnte, der unsere brüderliche Zusammenarbeit und unsere Freundschaft trüben könnte. So möchte ich dort wieder anknüpfen, wo unser beider Gespräch einmal geendet hat, in dem Entschluß, im Namen der Sache, der großen, heiligen Sache, der wir beide dienen, brüderlich zusammen zu halten und alles abzuwehren, was uns darin stören könnte. Wenn ich zufolge meines körperlichen Zustandes leichter beweglich wäre, würde ich Ihnen dies gerne in Innsbruck persönlich sagen.

Empfangen Sie den herzlichen Gruß

Ihres sehr ergebenen

(Dr. Fr. Funder)

1095 AN MARIA STRACHWITZ-TRAPP

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11

14. November 1950

Verehrte, teuerste Gräfin!

Immer wieder staune ich über den leidenschaftlichen Ernst Ihrer Bemühung, mit sich und den Gewissensnöten, die Sie bedrängen, ins Reine zu kommen. Könnte ich Ihnen dabei nur behilflich sein! Ich selbst wünschte nichts sehnlicher als dies. Aber wie?! Ich kann mich so gut in Ihre Lage versetzen, denn ich bin selbst immer in einer Lage gewesen, die der Ihren gleicht, und wo ich eine Entscheidung gesucht habe, die mir schwer fiel, hat immer die Passivität, ein unseliger Hang, mich gehen und in die Arme von Mächten treiben zu lassen, gegen die mein Widerstandswille am Ende

209

nichts auszurichten vermochte, den Sieg über mich und meine beherzten Anläufe davongetragen – und ähnlich ergeht es ja wohl Ihnen. Das ist natürlich schmerzlich und ein Erlebnis, das Menschen wie Ihnen und mir, die sich wunderlich und doch vergeblich um Normalisierung ihres Daseins bemühen und, wo dies mißlingt, nicht bloß anderen die Schuld geben wollen, oft Tränen in die Augen treiben kann. Aber was ist da zu machen?! Ich vergegenwärtige mir Ihre Situation und kann es förmlich wie am eigenen Leibe spüren, wie sehr Sie unter diesem Zwiespalt, dieser Unentschiedenheit und Unfähigkeit, sich aus Verhältnissen loszureißen, die Ihnen – Sie wissen kaum, wie – als eine verhängnisvolle Verpflichtung zugewachsen sind, wie sehr Sie darunter leiden. Ich kenne das und kenne die vorgerückte Stunde der Heim-suchung, in der uns der »Jagdhund des Himmels« wie ein Versucher anspringt, um unser Vertrauen in die Kräfte unserer Bewährung zu Fall zu bringen. Sie leiden – ja, Gott weiß; und es ehrt Sie, daß Sie leiden. Aber ich wünsche nicht, geliebte Gräfin, daß Sie zwischen »Theater« und Wirklichkeit eine Unterscheidung treffen, die zur Entscheidung ausgereift Ihnen erst recht den Boden unter den Füßen wegziehen müßte, auf dem Ihre gequälte Seele (die ja gerade in ihrer scheinbaren Anspruchslosigkeit erfreulich anspruchsvoll ist) zu einem Lastenausgleich kommen kann, der Ihrem Heil nicht mehr im Wege steht. Dieses Theater gehört nun einmal zur Wirklichkeit, und wo es uns auf den Leib rückt, gibt es keine Abwehrbewegung, die seine Übergriffe nicht erst recht ermutigen würde. So kann man bei voller Erkenntnis der Gefahren, die eine solche Zwangslage heraufbeschwört (solange man nur den Wunsch hat, ihr zu entfliehen, nicht aber zugleich die Kraft, ihr wirksam zu begegnen), zum wehrlosesten Geschöpf auf Gottes Erdboden werden. Sie so gut wie ich und jeder andere, der im Frieden mit der Umwelt leben möchte und nicht begreifen kann und will, warum es ihm die Vorsehung versagt hat. Aber keiner von uns, der nicht im Abgrund seiner Ratlosigkeit einen Blitz der Erleuchtung und also Hilfe von oben empfängt, weiß schließlich, wofür er seine Haut zu Markte trägt oder (was auf dasselbe hinausläuft) aufs Geratewohl sie dem Zufall anheimgibt. Was wir aber alle erfahren, ist dieses: das Selbstverständliche zunächst, daß wir nicht aus unserer Haut herauskönnen; und dann: daß wir mit dieser Haut – auch wo wir glauben, sie uns über die Ohren stülpen zu können – doch inniger der feindlichen Umwelt verbunden sind, von der wir uns losreißen wollen, als wir wahrhaben oder zugeben möchten. Sie revoltieren, ich weiß es, gegen das Verpflichtende eines Traditionsmilieus, das Sie heute als einen Anachronismus und als eine Belastung Ihrer Bewegungsfreiheit empfinden. Aber diese absterbenden Lebensformen, in denen Sie aufgewachsen sind, haben die eigentümliche Macht, einen lebendigen Pietätsraum um sich zu schaffen, der – selbst mit unglückseligen Erinnerungen vollgestopft – einen Boden der Bewährung für Ihren Opfersinn, d.h. aber für den Adel Ihres Herzens abgeben kann, wie Sie sich ihn im Augenblick vielleicht nicht einmal vorstellen können oder mögen. Die Notwendigkeit, in diesem Milieu, dessen Bevorzugtheit doch auch dem Adel Ihrer Erscheinung zugute gekommen ist, auszuharren, die hat der Frische und der Blühkraft Ihres natürlichen Wesens doch nicht das Geringste anhaben können, auch nicht der Aufgeschlossenheit Ihrer erquickenden Verstandeskkräfte, im Gegenteil – aber ich sehe schon, jetzt lachen Sie und zünden sich eine Zigarette an! Und das ist der Moment, wo ich mitlache, aber Sie inständig bitte: Überlegen Sie sich jeden Schritt, den Sie jetzt (wo Sie wännen nur Fußtritte zu empfangen – Fußtritte für

Wohltaten! –) zu tun gedenken! *Ich möchte nicht, daß Sie zugrunde gehen, weder so noch so.* Ich möchte, daß ich Sie vor etwas bewahren darf, über das Sie sich vielleicht keine letzte Rechenschaft geben. Die Jahre und das Dunkel der Zeit dämmern über uns zu. Auch über Ihnen, teuerste Gräfin! Ich kenne die Ängste, die da den Menschen befallen, wenn er vor sich hin und das Leben immer deutlicher schwinden sieht, soweit es ihm lebenswert schien. Aber auch das sind Durchgangspforten, notwendige, unserer menschlichen Natur zur lichtereren Bestimmung unserer Geistesanlagen. Und in dieser Hinsicht traue ich Ihnen – einfach, weil ich Sie ernst nehme und liebe – etwas zu; mehr jedenfalls, als Sie selbst sich und andere Ihnen zutrauen (vorläufig wenigstens, und wahrscheinlich mit Recht). Ein Beruf, da haben Sie recht, könnte Ihnen über vieles hinweghelfen. Aber meditierende Menschen wie Sie und ich haben es schwer, sich in ein Berufsschema einzupassen; innerhalb eines solchen erscheinen wir leicht zerstreut und geistesabwesend, und ein Wirken im karitativen Raum, das uns als erstrebenswert vor Augen stehen könnte, verlangt eine Selbstabtötung, zu der wir vermutlich beide nicht fähig sind (ach, ich rede schon wie zu einer heimlich und schmerzlich Geliebten!!!). Was also bleibt uns da übrig?! Offenbar nur jene Art von Selbstabtötung, die uns durch den Ratschluß der Vorsehung nahegelegt ist und unserer Notlage entspricht. Und darum sage ich: Wenn Ihnen nicht (was ich ja nicht weiß) ein Asyl der Geborgenheit bereit steht, in dem Agape, die unverwelkliche, dem armselig dahinsiechenden Eros die Hand reicht, dann hüten Sie sich, der Stimme eines Selbstbewahrungsdranges zu folgen, von dem Sie ja nicht wissen können, wohin er sie führt und um welche Möglichkeiten einer wahren Selbstbehauptung er sie im Geiste jener Liebe betrügt, die in der Opferliebe nach dem Vorbild des Herrn ihre Erfüllung auf Erden findet und ihre Krönung im Himmel erfährt.

Und damit Gott befohlen, geliebter Klopfgeist an der Türe meiner himmlischen Erwartung, und nichts für ungut, daß ich mir's so leicht mache und Ihnen so schwer!  
Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1096 VON MARIA STRACHWITZ-TRAPP

Wien 3. 12. [1950]

Lieber Herr von Ficker!

Juhe! Ich höre durch Ihren Leidensgefährten Paul Thun, daß Sie nächstens zur Lyrik Juri – oder wie das heißt, nach Wien kommen.

Werden Euer Liebten geruhen, sich blicken zu lassen? Oder soll ich Ihnen nachlaufen?! (Wohin Sie wollen!) Aber auskneifen werden Sie mir hoffentlich nicht!

Ihre Maria Str.

1097 AN MARIA STRACHWITZ-TRAPP [P]

11. XII. 1950

O wie Sie mich *kennen*, teuerste Gräfin!  
*Natürlich* wäre ich ausgekniffen!  
Aber das ist nun *Gott sei Dank* unmöglich!  
Also auf Wiedersehen! Ich werde mich melden.  
Immer

Ihr Ludwig Ficker

1098 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
24. Dezember 1950

Liebe Frau Busta!

Wunderschön ist das Gedicht von dem frostzersprengten Christus am Wegrand, und es rührt und ehrt mich schon *sehr*, daß Sie es mir gewidmet haben. Bitte, tun Sie noch ein übriges und schenken Sie mir's für den »Brenner«, falls ich noch einen herausbringen kann (und dann selbstverständlich *ohne* Widmungsvermerk)! Wenn *nicht* – wenn sich herausstellen sollte, daß die Sache, an der ich nun schon seit vierzig Jahren wie an einem Angelhaken hänge, nicht mehr zu machen ist, dann gehört das Gedicht zu anderweitiger Verwendung wieder Ihnen. Abgemacht?! Bis Frühjahr wird sich das ja entschieden haben, und die paar Monate bis dahin bitte ich Sie mir das Veröffentlichungsrecht zu reservieren. Oder haben Sie es schon vergeben?

Auch für die schöne Neujahrsgabe des Herder-Verlags, die Ihre Gedichte enthält – fast alle konnte ich ja schon als gute Bekannte begrüßen –, sage ich Ihnen innigsten Dank. Ich brauche Ihnen hoffentlich nicht zu sagen, wie sehr ich mich gefreut habe – nicht nur, daß Ihnen der Preis zuerkannt wurde, sondern auch daß ich in Wien Ihre herzerquickende persönliche Bekanntschaft machen durfte. Ich gebe etwas auf Begegnungen im Raum müheloser Aufgeschlossenheit. Wahrscheinlich, weil ich schon wie ein alter Zuggaul bin, der vor jeder neuen Anstrengung leicht scheut.

Ich habe noch eine Bitte, liebe Frau Busta. Herr Felmayer hat mich um Hinweise auf Begabungen gebeten, die mir bei Durchsicht der Wettbewerbseinsendungen aufgefallen sind. Ich sende Ihnen hier einen kleinen Schüppel meiner Einser-Begutachtungen, darunter eine (Hilde Engartner-Klem), aus der Sie ersehen werden, um was es hier ging. Dieser Fall, offen gestanden, interessiert mich, weil ich es für möglich halte, daß hier eine ausgesprochen lyrische Begabung aus zeitsymptomatischen Gründen einer gewissen Ächtung und Verkennung verfällt, während sie in Wahrheit Achtung verdient – keine geringe, wie mir scheint, wenn man den Dingen dieser Welt und menschlichen Verhaltensweisen auf den Grund geht. Vielleicht sollte man da doch ein bißchen nachforschen. Mir jedenfalls will das Menschenschicksal, das

212

sich in diesen Versen spiegelt, nicht aus dem Kopf gehen. Gerade heute, am heiligen Abend, nicht.

Und nun sage ich Ihnen nochmals Dank und wünsche Ihnen von Herzen ein recht glückliches neues Jahr.

Immer Ihr ergebener

Ludwig Ficker

# 1951

1099 AN BRUNO SANDER

Innsbruck-Mühlau, Neujahrstag 195[1]

Lieber Freund!

Entschuldige, daß ich erst heute für Deine gern begrüßte Gabe zu Weihnachten danke, die ich erst für später erwartet hatte. Ich habe wohl auch Deine Vigilien noch nicht gründlich genug gelesen, um mir ein Urteil darüber erlauben zu dürfen, das über den ersten (wenn auch keineswegs oberflächlichen) Eindruck hinausgeht. Eini-ges wenige nämlich ist mir noch dunkel geblieben in diesen Nachtwachen, die mir im Zwielflicht eines Morgendurchbruchs zu stehen scheinen, der für Dich, den Lieb- und Leidhaber Deiner mächtigen Monologe in ihrer mächtigen Apostrophenform, wahrscheinlich mehr bedeutet, als der Leser, auch wenn er Dir noch so willig zu fol-gen bereit ist, zunächst fassen kann. Denn noch scheinst Du ihm wie eine unein-nehmbare Festung, in der Eigensinn und Fremdsinn im Streit um ihr Einverständnis liegen und um das Recht ihrer Ausfälligkeit gegen eine Umwelt, die sie beide als eine Belagererwelt empfinden, auch wenn sie sich noch so passiv verhält und die ei-gentümliche Position Deines entschiedenen Selbstbehauptungswillens inmitten wankender Frontsicherheiten aus schuldigem Respekt vor solchem Charakterbei-spiel von sich aus unbedroht läßt. Darin scheint mir die grundlegende Bedeutung und der wichtigste Aspekt dieser Deiner Vigilien zu liegen, und aus einer unvorein-genommenen Betrachtung ihrer Tragweite an Für und Wider ergeben sich zweifellos Gesichtspunkte, die nicht nur Ausblicke auf eine gerechte Würdigung ihres Gehalts und Deiner persönlichen Mutprobe, sondern auch solche auf die notwendige Iso-liertheit Deines Wagnisses im Gesamtbild jener geistigen Auseinandersetzungen eröffnen, wie sie heute fällig und als Klärungsprozeß intellektueller Bedrängnisse überall im Gange sind. Diesem Kräfteressen zwischen Herzglut und Verstandes-kühle in der Geisteshaltung eines Einzelnen, dem man sich befreundet weiß, nach-zuspüren, hat natürlich etwas geheimnisvoll Bewegendes – auch und gerade für den, scheint mir, dem aus irgendwelchen achtbaren Gründen die Voraussetzungen fehlen, den komplizierten Vorgang eines solchen Ausgleichs innenweltlicher Spannungen in der Seele eines Nächsten so auf sich wirken zu lassen, daß der Gerechtigkeit wie der Liebe zu ihm damit Genüge geschieht. In diese etwas prekäre Lage fühle ich mich versetzt, wenn ich mich frage, woran es liegen mag, daß Deine Dichtung (soweit ich sie nach langer Zeit wieder kennenlernen durfte) immer mehr das Aussehen einer anspruchsvollen Privatdozentur für mich gewinnt, deren tiefere Beweggründe einem Menschen wie mir zwar einleuchten, unbefangener Gemüter aber, denen das Mo-ment und Gewicht Deiner seherischen Leistung darin entgeht, mehr oder weniger



auf die Eselsbank verweisen. Entschuldige, daß ich unter vier Augen das so drastisch ausdrücke und scheinbar ohne Rücksicht auf die Verletzlichkeit eines dichterischen Anspruchs, der im Rahmen seines Selbstbehauptungsdranges ohnedies das Äußerste an Gewissensprüfungen im Abstandnehmen von fremden Ansprüchen zu spiegeln gewohnt ist. Aber das scheint mir bei Dir eben so weit zu gehen, daß die ganze Monologie wie die Liquidität Deiner mühelos gemeisterten Ausdrucksformen (hier des vorgegebenen Sonettenschemas) Gefahr läuft, in der Auseinandersetzung mit allem, was ihr wohl oder übel entgegensteht oder zuwider läuft, zu einem merkwürdigen Spiegelbild betonter Sonder-, ja Sonderlingsbedürfnisse zu erstarren. Merkwürdig deshalb, weil der gewagte und zwiegesichtige Versuch, Dich in Gestalt des Dichters, der anderen Lektionen erteilt, zu einem erhabenen Gegenstand der Selbstbetrachtung und Individualpsychologie zu machen, das Moment der Selbstbeherrschung in dieser unablässigen Konfrontation mit der Umwelt so ins Fragwürdige und Zweifelhafte rückt, daß man ihm zunächst auch nur mit zwiespältigen Gefühlen begegnen kann. Das gleichwohl Bedeutungs-, ja Verheißungsvolle besteht für mich darin, daß dieses Gewölk von angestaumtem Mißmut, Abwehrwillen und Ungeduld an seinen Rändern doch überstrahlt ist von einer Zuversicht, die dieses ganze Mischgebilde von anziehenden und abweisenden Eigenschaften unter das Zeichen einer Erwartung stellt, die dem Ratschluß der Vorsehung am Ende mehr zutraut als mancher mit verbundenen Augen ins Gehäuse seines Glaubens Gebannte sich heute noch träumen läßt. Daß sie noch den Standpunkt einer Überlegenheit verfißt (vielleicht bis zum letzten Atemzug verfechten wird) gegenüber jenen, die ihre persönliche Freiheit, ihre intellektuellen Fähigkeiten und ihre Weitherzigkeit in der Liebe zum Nächsten durch ihren Glauben an Christus und seine Offenbarung *nicht* bedroht fühlen, ist zu verstehen und kann unter Umständen paradigmatische Bedeutung haben. Dies auch im Hinblick darauf, was die scheinbar passivste, in Wahrheit wohl aktivste menschliche Tugend: die *Geduld* im Wirkraum geistiger Entscheidungen auszurichten vermag. Ich weiß, ich sage Dir damit nichts Neues, ja es könnte eher einer Weisheit gleichen, die ich Dir gestohlen habe. Aber ich betone es trotzdem, weil gerade die Lichtblitze, die Deine Verse durchstrahlen, das Problematische der Situation, die sie zu meistern wännen, beleuchten. Für Dich freilich mag dieser Versuch, mit Dir und Deiner Beziehung zur Umwelt ins Reine zu kommen, etwas absolut und zwangsläufig Verpflichtendes haben; nicht so für den Leser (es sei denn jener »imaginäre« Leser, der Dir vorschwebt), der mit dem besten Willen, dem Geist dieser Vigilien gerecht zu werden, sich am Ende doch fragen muß, ob das, was Dich veranlaßt, den Denker wie den Dichter in Dir allnächtlich in Einverständnis und Bewegung zu setzen, sich nicht in einem Reservatbezirk Deiner Bestimmung begibt, von dem er sich, bestärkt auch noch durch Deine unverbindlich verbindliche Haltung, bestenfalls in Ehren ausgeschlossen fühlen darf. Kein Wunder, daß er am Ende zur Einsicht kommen muß, über wieviel sich, ebenso geistreich wie beherzt, hinwegdichten und hinwegdenken läßt, das für andere, anspruchlosere Geister keine geringere Nötigung zur Selbstbesinnung bildet.

Bei diesen Andeutungen möchte ich es bewenden lassen. Ich glaube, sie rühren an etwas, das nicht zu bagatellisieren ist, auch nicht von Deiner Seite, und mir scheint, darüber läßt sich eine Verständigung erzielen, die – ob schweigend oder gesprächsweise weitergeführt – schließlich sicher uns beiden frommt.

Und damit wünsche ich Dir und den Deinen alles Gute im neuen Jahr und verbleibe in alter Freundschaft

Dein Ludwig Ficker

1100 VON PAUL CELAN

31, rue des Ecoles  
Paris, den 5. Februar 1951.

Sehr verehrter Herr von Ficker,

spinnt diese Stunde den richtigen Faden? Spinnt sie ihn lang genug, spinnt sie ihn aus? Ich muß es hoffen! Ich muß hoffen, daß sie nicht allein diesen Faden, in den sie Schweigen, auferlegtes und in sich selber beschlossenes, Schweigen, das ein Nicht-reden-können war und solches, das Nicht-reden-müssen zu sein glaubte, hineinwirkt – nein, daß sie zugleich auch sich selber hinspinnt zu einer Stunde, die über ihr waltet, daß sie sich hinwegspinnt über all das, was ihr bisher den Weg vertrat, sich hinanspinnt zu einer Stunde, die zusammen mit nur sehr wenigen anderen Stunden zu nennen ist: ich meine die Stunde, in der ich Ihnen Gedichte vorlesen durfte.

Seither sind Jahre verstrichen, Jahre, deren Sinn ich noch nicht erfaßt habe, vielleicht deshalb, weil er zu nahe liegt, weil es mir bisher unmöglich war, Abstand zu gewinnen, Abstand und Übersicht, weil dieser Sinn sich an meine Sohlen geheftet hat und mir folgt, während ich ihm entgegenreuen versuche – mit einem Wort: weil dieser Sinn – wenn er wirklich bestehen sollte – mir mitgegeben ist, und zwar so, daß ich ihn nur da, wo ich strauchle und falle, berühren darf. Vielleicht.

So muß ich diesen Sinn immer wieder in meinen Gedichten suchen, denn sie, die Gedichte, sind es ja, die mich so behindern, sie haben sich mir um die Gelenke gelegt und geben mich nicht frei, sie folgen mir überall hin, wollen überall, wo ich unterschlüpfen muß über Nacht, mit eingelassen werden und pochen dabei auf ihr Recht, das älter sein soll als das meine – und wer läßt einen Fremden denn ein, wenn er vor lauter Dunkel schon unkenntlich ist und dazu noch in fremdster Begleitung erscheint?

Und das Schwerste: dieses Haus, an dessen Tür man geklopft hat und das ja nicht unbewohnt ist, nicht unbewohnt sein kann – wen beherbergt es denn? Hier könnte es ja neue Gedichte geben, seltsame und ungeahnte, die nur warten, daß einer kommt, der so frei und unbeschwert ist, daß die Nacht, die Nachtzeit, die Nacht- und Lebenszeit, ihm diese Gedichte anvertraut, weil er jetzt wieder Kraft hat, sie zu tragen?

Lieber Herr von Ficker, Sie waren so gütig, mir zu schreiben, so gütig, in die Mitte meines zur Last gewordenen Schweigens die Worte zu stellen, säulenhaft emporragend aus einer älteren Zeitschicht (aus einer Zeitschicht, der ich weit mehr verpflichtet bin, als alle diejenigen es ahnen, die meine Gedichte gerne zu den »Irrtümern der Moderne« zählen), die Worte, an denen meine betäubte Hoffnung sich hochranken konnte, um zu erkennen, daß über das stumme Land hinweg das Versuchte seelenbezogen blieb.

216

Denken Sie, lieber Herr von Ficker, *glauben* Sie mir, daß Ihr Brief nur deshalb so lange unbeantwortet blieb, weil ich nicht schreiben *konnte*, weil etwas mir die Hand lähmte, das ich auch heute noch nicht zu nennen weiß!

Hier ist nun wieder das alte Gedicht-Manuskript, vermehrt um ein paar neue Stücke, denen sich – so glaube, so hoffe ich – das, was man am äußersten Rande aufsucht, ein wenig deutlicher mitgeteilt hat als bisher.

Ich bitte Sie, das Manuskript zu behalten. Ich weiß, daß ich Sie nicht bitten darf, den Gedichten mehr zuteil werden zu lassen als einen Augenblick Ihrer Aufmerksamkeit. Aber ich fühle, daß mir eine Chance gegeben würde, wenn diese Gedichte durch Sie in die Hände von Menschen gelangten, die sie unter Dach und Fach bringen, die sie drucken könnten. Denn zuweilen ist mir, als sei ich der Gefangene dieser Gedichte ... und zugleich ihr Kerkermeister. Aber nun habe ich zu laut gesprochen – verzeihen Sie mir!

Ich bin, sehr verehrter Herr von Ficker, mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohlergehen  
sehr dankbar und sehr ergeben

Ihr Paul Celan

1101 VON IDA HERZ-KESTRANEK

St. Gilgen 13./II. 51.

Lieber Herr von Ficker!

Sie glauben gar nicht wie sehr ich mich über Ihren mir so lieben, wertvollen Brief gefreut habe. Haben Sie herzlichsten Dank. Oft dachte ich an Sie u. die liebe Birgit u. hatte stets vor Ihnen zu schreiben, aber – ich weiß nicht ob Sie das drückende Gefühl von Entschlußunfähigkeit kennen, – die war es die mein Vorhaben nie zur Ausführung gelangen ließen.

Nun ist aber durch Ihren Brief das eiserne Muß an mich herangetreten u. ich bin so froh darüber.

Es ist mir eine große Freude, lieber Herr von Ficker daß Sie gemeinsam mit Bernhart das Andenken meines lieben Bruders mit einem Nachruf ehren wollen. Wenn die beiden Namen Ficker u. Bernhart aufscheinen werden, dürfte endlich auch meines Bruders Schmerzenskind, die Politeia, einen Verleger finden. Schmerzliche Enttäuschungen hatte Hans mit einigen erlebt u. es war nicht verletzte Eitelkeit daß sein Lebenswerk nicht herauskam, – er selber wollte ja am liebsten ungenannt sein, – es war ihm nur darum zu tun seine Ideen der Menschheit zugänglich zu machen.

Es ist schwer für mich, Ihnen Daten für den Lebensweg u. Werdegang von Hans zu geben, schwer, kurz u. zusammenfassend zu sein.

Schon in seiner frühen Jugend zeigte sich bei Hans, man könnte fast sagen, ein Zeichengenie. Wenn er in seinen späteren Jahren in seinen Jugendskizzenbüchern blätterte war er selber erstaunt über Manches, das man als Produkt eines gereiften Künstlers ansehen konnte. Nach dem Gymnasium wollte er sich ganz der Malerei

widmen, aber die Familie riet zu einem »Beruf« – u. so wählte er die Architektur. Nach beendetem Studium ist er nach Amerika gegangen arbeitete da in einem großen Architektenatelier, entwarf auch für einen Bildhauer das Architektonische für dessen Werke.

Mit seinen Ersparnissen, die er in Amerika gemacht, konnte er sich nun das Malen leisten, studierte zuerst in München, dann in Paris. Von Reisen nach Italien u. Spanien entstanden wundervolle Copien von Michelangelo, Velasquez u. Tizian, die von den Originalen nicht zu unterscheiden waren, so hatte sich Hans in den Geist der Meister hineingelebt u. deren Farbenmischungen studiert. Auch sehr gute Familienporträts entstanden in dieser Zeit. Zu erwähnen ist, daß sein erstes Zusammentreffen mit den Fresken Giotto's in der Capella dell Arena in Padua der Anstoß war zu erforschen, welche geistigen Fundamente dieses Werk trügen, was ihn erstmals auf Thomas von Aquin führte. Bernhart dürfte davon wissen. Es war der erste Schritt sich ganz der Philosophie zu widmen, die ihn von nun an ganz erfüllte.

Das Manuskript der Politeia befindet sich bei mir u. ich würde es gerne Josef Bernhart für den Köselverlag schicken, aber schon vor kurzer Zeit erbat es Urs von Balthasar, der sich, von Dr. Beutler u. Beckmann auf Hans aufmerksam gemacht, sehr für dessen Arbeiten interessierte u. sich sehr bemühte die Politeia bei einem guten Verlag unterzubringen u. ich schicke es ihm, der es dem Kerle Verlag, auf dessen Ersuchen, weitergeben wird. –

Eben bringt mir die Post einen Brief von Dr. Beutler aus dem ich ersehe, daß er mit Ihnen in Verbindung steht u. Sie lieber Herr von Ficker von allem unterrichtet sind. – Hoffen wir daß es den vereinten Bemühungen der Freunde meines geliebten Bruders gelingen wird der Menschheit die Schätze seiner Weisheit zugänglich zu machen. – Mit den allerherzlichsten Grüßen für Sie u. die liebe Birgit bin ich Ihre  
Ida Herz

1102 AN HANS JAEGER

Innsbruck-Mühlau, 21. April 1951

Lieber Hans Jaeger!

Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihren gütigen Brief und glauben Sie mir, daß auch ich sehr froh war, Sie nach so langer Zeit wieder begrüßen zu dürfen. Ihnen gegenüber hatte ich ja das schlechteste Gewissen, aber auch die sicherste Gewähr, daß Sie mein Nichtschreiben nicht als Nachlassen meiner lebendigen Anteilnahme an allem, was Ihnen inzwischen widerfuhr, mißdeuten würden. Und sehr erkenntlich bin ich Ihnen dafür, daß Sie auch Werner Trott in der richtigen Weise zu verstehen gaben, wie wenig er Grund hat, mein schreckliches Unvermögen, mich noch zu schriftlichen Mitteilungen zu sammeln, als ein Absinken meiner freundschaftlichen Beziehungen zu ihm zu betrachten. Ich habe ihm übrigens gestern selbst geschrieben und seine Besorgnisse hoffentlich zerstreut.

Sehr freuen wird mich, wenn Frau Küttemeyer mir das, was sie im Gedenken an

Dallago in poetischer Form sich vergegenwärtigt hat, schon nächstens vorlegen kann. Die Erwägung, um die es ihr (entsprechend Ihrer Andeutung) dabei geht und was auch ihr Gatte als entscheidendes Merkmal ins Auge gefaßt hat: Das vollständige Versagen D.s vor dem Institutionellen, ist tatsächlich der Angelpunkt, um den sich eine gerechte Beurteilung eines solchen Vorstoßes aus dem Vollen seiner Beweggründe in die Leere ihrer verstandesmäßigen Bewältigung drehen muß. Geradezu peinlich ist, was nun nach D.s Tod in diesen Tagen noch von ihm herausgegeben wurde: die kleine Broschüre »Zum Stand des Christentums der Gegenwart«, die Ihnen und den anderen Freunden dort wohl auch inzwischen zugegangen ist. Damit hat man seinem Andenken wohl den schlechtesten Dienst erwiesen, und ich frage mich, ob man nach einem so ungenießbaren Dokument der Anmaßung und einer so subalternen Affektbesessenheit, die nicht einmal merkt, wie weit sie von dem Geist des Christlichen entfernt ist, für den sie sich einsetzen zu müssen wähnt, überhaupt seiner noch in einer Würdigung gedenken kann, die ihn ernst nimmt. Ernst nämlich nicht nur im Hinblick auf seine Person (die einem schon zu denken geben kann), sondern ernst auch in Hinsicht auf die Art und Weise, wie er noch als Achtzigjähriger polemisch verbissen in namentlich aufgespießte, mehr oder weniger beträchtliche Repräsentanten einer Welt, die ihm ein Dorn im Auge ist, sein fixes Herzensanliegen, das er für ein christliches hält, verfißt. Wie kann man sich so um allen Verstand reden, verblendet von der Vorstellung, ein Weiser zu sein! Ein katholischer noch dazu! Ist das noch eine Sprache, die am göttlichen Wort orientiert ist – und nicht eine Hülle der Unzugänglichkeit, aus welcher der Hochmut des »großen« Unwissenden mit seinem Besserwissen hervorblickt?

Jedenfalls möchte ich zur Entlastung des Herrn Dr. Küttemeyer sagen, daß es mir wichtiger scheint, er bringt seine Habilitationsschrift unter Dach, als daß er sich von meiner Anregung, über D. zu schreiben, behindert fühlt. Hingegen erwarte ich, wie gesagt, mit Spannung Frau Hildes Gedenkblatt. Beide lasse ich herzlich grüßen.

Ihnen selbst, lieber Hans, Dank und Gruß!

Ihr Ludwig Ficker

1103 VON DANIEL SAILER

[27. 8. 1951]

Lieber Herr von Ficker,

Ich möchte Sie sehr bitten, mir, wenn möglich, ein Dutzend von Prospekten zur Versendung bereitzustellen. Meine Nichte, die Ihnen diesen Brief überbringt, könnte Sie bei Ihnen in *Mühlau* abholen (weil sie dort arbeitet.) Ich möchte Sie auch bitten, daß Sie an die Direktion der *Lehrerbildungsanstalt* in *Feldkirch*, dann an den dort wirkenden Lehrer für deutsche und engl. Sprache: Prof. Dr. A. Wirtensohn, dzt Dooren, Bregenz-Wald (einen jungen in seiner Gesinnung und seinem Umgang mit den jungen Leuten wahrhaft adeligen Menschen) diese Einladung zur Subskription zu senden. An Wirtensohn vielleicht mit einer kurzen Zuschrift, darin mitgeteilt

219

wird, daß Ebner Lehrer an der Volksschule in Gablitz war und daß die Herausgabe seiner Werke unter dem Protektorate des Unterrichtsministerium steht. Auch schiene es mir gut, wenn ein ähnlicher Hinweis an alle *Landesschulräte* erginge. Ich kenne, trotz meines nicht großen Bekanntenkreises so viele Lehrer, junge u. alte, in der Stadt und auf den Bergen, die im Gefühle, daß das Verstehen des Kindes vom Ringen um jene andere, zweite Kindheit, die das Ziel aller großen Religionen ist, abhängt, einen harten, stummen Kampf führen und denen Ebner in einem hohen Sinne Führer sein könnte.

Jahrzehnte lang habe ich um die Gestaltung dieser Ideen gerungen. Als ich (1923?) mit Ebner zwei längere Aussprachen hatte, sind wir von Jean Paul (»Levana«) ausgegangen und während der ganzen Zeit vom Thema »Kindheit« nicht mehr abgekommen. Ich habe in seinem Werke so viele direkte Hinweise gefunden, daß ich mich leicht und freudig erbötig mache, diese Gedanken zusammenzuschließen etwa um das Thema: »Von der Gotteskindschaft«. Vielleicht könnte eine solche Betrachtung die Keimzelle für ein kleines Buch darstellen wie etwa Mahrhólds Aufsatz für das Traklbuch. Als ich an die Rede des Bürgermeisters v. Gablitz dachte, von der Sie mir erzählt haben, fiel mir ein, daß es im Wienerwald wohl viele Menschen geben wird, die Ebner diesseits abstrakter Denkbewegungen an den schönsten Früchten seiner edlen Bekümmernis, seines Glaubens, seiner Liebe, Mensch zu Mensch, erlebt haben, daß die kurzen Berichte darüber gerade dann, wenn sie, wie jener Brief des Bergarbeiters M. Roth »als ein schönes Bild der Rechtschreibung des Herzens« erschienen, in ihrer Wahrheit mehr als eine tiefgehende Abhandlung von der empirisch gegebenen Persönlichkeit Ebners zur Verborgenheit des Denkers hinüberleiten könnten. Andere wieder wird es geben, die ihn als Kind naïv erlebt haben und später, Mann geworden, an jener unheimlichen Brücke, worüber jeder muß, der seine Seele retten will, ihn *wiederfanden*, in ihrer Ratlosigkeit und Gottesferne, (die ja auch er in ihrem Grunde erlebt u. erlitten hat) zum *zweiten Male* als einen *Führer* und *Wegweiser* in Worten, die das, was das Kind von ihm dereinst empfing, nun erst ganz deutlich machten. Ja, solche Berichte wären mehr als gelehrte Essays. Ich weiß wohl, daß sie fast da sein müssen; daß sie aber, wie Tiefes fast immer, im Verborgenen leben, (viele im Verborgenen bleiben muß). Doch ist ein großer Freundeskreis da; vieles aus dem unmittelbaren Leben E. ist noch in frischer Erinnerung, sodaß oft eine leichte Anregung genügt, um erscheinen zu lassen, was als kleiner oder großer Zug am Bilde des geliebten Hingeschiedenen vom Werte ist. Doch kann es wohl sein, daß Ähnliches schon geplant ist; vielleicht als Einleitung zu seinen Werken. Es ist vielleicht auch möglich, daß der Gedanke als nicht glücklich gefunden wird oder daß man, als einem mehr Außenstehenden, von meiner Person absehen möchte. Möglich; aber, da Sie mein Mißtrauen gegen alles Literarische kennen, so werden Sie mir auch glauben, daß ich über eine Ablehnung meines Vorschlages, sei es aus finanziellen oder was für Gründen immer, gewiß nicht ungehalten sein werde.

Mit freundl. Grüßen

Ihr Daniel Sailer

Noch etwas:

In *Bürs bei Bludenz* lebt ein treuer Anhänger Ferdinand E. Er heißt *Edmund Butzerin* u. ist *Leiter* der Volksschule in *Bürs*. Da er über einen großen Kreis vielfach

wohl gleichgestimmter Menschen verfügt, so würde ich Sie sehr bitten, ihm eine Anzahl von diesen Werbeprospekten zu schicken, selbstverständlich, wenn Sie es für zweckmäßig erachten, so wie auch in den anderen Fällen, mit Berufung auf mich.

Noch eine Adresse:  
Direktion des »Sonnenhofes«  
Institut médico paedagogique Bischwiller,  
Bas-Rhin  
Frankreich

1104 VON CHRISTINE BUSTA

Wien, 19. XII. 51

Lieber, sehr verehrter Herr Professor Ficker,

ich schäme mich entsetzlich vor Ihnen, daß meine Antwort auf Ihren reizenden Weihnachtsbrief vom Vorjahr so spät kommt. Aber eben dieser Brief in seiner wunderbaren Menschlichkeit gibt mir doch auch wieder Mut, auf Ihr Verständnis u. Ihre Vergebung zu hoffen.

Sie ahnen nicht, was mir dieser Brief u. der Umstand, daß Sie gerade am Hlgn. Abend an mich gedacht haben, bedeutet hat. Ich habe ihn das ganze Jahr hindurch mit mir herumgetragen u. immer wieder gelesen u. oft u. lange darauf geantwortet im Geiste. Aber zu anderer Antwort hat Mut u. Kraft – physisch u. psychisch – nicht ausgereicht.

Aus persönlichen Gründen ist Weihnachten seit Jahren für mich eine der schlimmsten u. trostlosesten Zeiten im Jahr u. wenn es ein Mittel gäbe, das einen für Tage in einen tiefen, ununterbrochenen Schlaf versetzt, so würde ich es augenblicklich anwenden, denn ich fürchte mich heuer fast noch mehr als im Vorjahr.

Gerade am Hlgn. Abend des Vorjahres erlitt ich einen scheußlichen Nervenzusammenbruch u. in den folgenden Wochen u. Monaten wurde es immer schlimmer mit mir. Eine Fülle physischer u. psychischer Momente wirkte zusammen, bis ich keinen Ausweg mehr sah u. mich an Prof. Frankl wandte, der mich augenblicklich auf Urlaub sandte wegen schwerer Depressionen u. Melancholie. Dank seiner Hilfe ist nun wenigstens vom Physischen her durch Injektionskuren u. dergl. alles getan worden, das Schlimmste zu beheben u. ich weiß nicht, ob ich ohne seine großzügige u. selbstlose Hilfe dieses Jahr überhaupt überstanden hätte. Rein äußerlich lasse ich mir ja kaum je etwas anmerken, aber das macht alles nur ärger, weil ich immer alles in mich hineinfresse u. nicht schlapp machen will. Und da ich nicht gern klage, sondern es lieber mit mir allein ausmache, mied ich fast alle Menschen u. schrieb auch niemandem. Überdies mußte ich auch noch Gemeinheiten erfahren, die mir allen Mut nahmen. Sie hingen z. Teil auch mit der Verleihung des Förderungspreises zusam-

men, der von irgendeiner Neiderseite Anlaß zu übelsten Gerüchten gab, was mich unsagbar verstörte. Unter anderem hinterbrachte man mir, Sie hätten sich über meine Arbeiten geäußert, sie seien verlogen u. dürftigstes Klischee, ein begrenztes Vokabular, das mit Routine zu Tode gehunzt würde u. dergl. mehr. Es war alles sehr häßlich u. liegt Gott sei Dank nun doch schon wieder eine Weile zurück, man wärmt es also besser nicht mehr auf. Es war ja auch nur ein winziger Kreis, von dem das ausging, u. zur Rede gestellt verhielt er sich überdies wenig mutig u. stellte alles in Abrede. Man vergißt das besser! –

Leider bin ich auf Grund meines Zustandes sehr wenig konzentrationsfähig, daher braucht jede Arbeit viel länger als sie normalerweise dürfte, was mein Unfähigkeitsgefühl noch arg verschlimmert. So frette ich mich halt weiter auf Güte und Nachsicht meiner Vorgesetzten angewiesen. Vorige Woche habe ich Gott sei Dank wenigstens die Bibliothekarsprüfung mit Auszeichnung hinter mich gebracht, mehr mit der Wut der Verzweiflung als mit echter Sachkenntnis. Heute komme ich mir dümmer vor denn je.

Ist der neue Brenner zustande gekommen? Es wäre mir eine große Ehre gewesen, darin mit dem »Geborstenen Gekreuzigten« Platz zu finden. Leider aber war er damals schon an die »Furche« vergeben, die ihn allerdings erst zu Ostern brachte. Aber vielleicht findet einmal ein anderes Gedicht Ihre Gnade für Ihre ebenso schöne wie seltene Zeitschrift. So gern würde ich Sie einmal wiedersehen! Ich bin im allgemeinen sehr leutscheu u. schüchtern, aber zu Ihnen hatte ich vom ersten Augenblick an Zutrauen gefaßt u. da geht von Mund zu Mund, von Aug zu Aug u. von Herz zu Herz alles viel einfacher u. besser!

Darf ich Ihnen als Weihnachtsgabe nun meinen ersten größeren selbständigen Gedichtband in die Hände u. ein bißerl auch an Ihr menschenfreundliches Herz legen? Wenn er ein bißl Ihre Zustimmung finden könnte, wär mir das eine ganz, ganz große Freude. Ich wäre Ihnen aber auch dankbar, wenn Sie mir soviel Zeit schenken, mir zu schreiben, was Ihnen mißfällt u. warum. Es ist seltsam, die karg gelesenen u. herben Früchte langer not- u. liebgetreuer Jahre zum erstenmale beisammen in die Welt zu schicken u. nicht zu wissen, ob einer ihr Wesen schmeckt u. an- u. aufnimmt u. ob sie wirken können, ein wenig Freude, Liebe u. Nachdenklichkeit bewirken können. Denn ohne die bleibt ja doch alles verloren, ist alles eitel. Und das Eitle hab ich nie wollen, nur das Vergebliche muß man in Demut tragen lernen. Vergessen Sie mich, bitte, nicht ganz, ich hab's so bitter nötig. Ein wenig von meiner persönlichen Geschichte werden Sie ja wohl aus der Reihung der Verse lesen können u. in zwei Tieren dürfen Sie auch mein Selbstporträt suchen. Ich bin so froh, daß es Sie irgendwo in der Welt gibt u. denke viel an Sie u. das Leben, das hinter Ihren Worten steht u. hinter Ihrem Gesicht. Geben Sie mir, bitte, ein winziges Zeichen, daß Sie mir über mein langes Schweigen nicht böse sind. Es würde mich arg bedrücken, Sie mir nicht gut zu wissen. Denn es gibt Menschen, mit denen man zwar *das eine* lange gute Gespräch, das jeder im Leben nötig hat, nie führt, weil es einfach nicht dazu kommt, aber es genügt oft, zu wissen, daß man es mit ihnen führen könnte. Zu diesen Menschen gehören für mich Sie, lieber Herr Professor. Und nach diesem Geständnis darf ich wohl schließen, denn auch diese Zeilen sind so unzulänglich wie alles, was ich tue.

Ich wünsche Ihnen u. allen, die Sie lieb haben u. um die Sie Sorge tragen, ein recht



schönes, inniges Fest u. viel Freude u. Kraft fürs nächste u. alle kommenden Jahre.  
Immer

Ihre Christl Busta  
Wien XV./101.,  
Turnerg. 26 II./21

*P.S.* Leider wollte der Verlag die Dedikationen aus Gründen typogr. Aesthetik (mit Ausnahme meiner Mutter) nicht unter die Titel setzen u. hat sie nur auf einer gesonderten Liste in *meine* Freixemplare eingebunden, im Buchhandel aber weggelassen, was mich kränkt, weil es als Undankbarkeit mißverstanden werden könnte.

1105 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
26. Dezember 1951

Liebe Frau Busta!

Ich weiß nicht, wer Ihnen diesen lieblosen Unsinn über mich zugetragen hat. Es interessiert mich auch nicht. Aber ich habe gestern, am ersten Weihnachtsfeiertag, Ihre Gedichte gelesen, habe jedes einzelne und das Ganze in seiner Haltung auf mich wirken lassen, und kann nur sagen: ich kenne keine Dichterin im Zeiträumlichen einer mir vertrauten Gegenwart, die es an echter lyrischer Begabung mit Ihnen aufnehmen könnte – mit diesem Schwebezustand einer menschlich fundierten Schwermut zwischen Heimlich und Unheimlich, konzentriert in Angst und Stille vor aller Überwältigung durch das unaufhebbar Eigenfremde in Berührung mit einer Umwelt, die Mitleid und Trauer und Weitsicht der Seele über alles Genügen und Ungenügen eigener Provenienz hinweg erweckt. Das ist doch leicht zu sehen und zu hören für einen, der für die Transmutationen des sinnlich Faßbaren im Spiegel des gedichteten Worts, wie es durch Sie herausgefordert und in Distanz gerückt wird, Auge und Ohr hat. Da gibt es doch nichts zu kritisieren. Das ist ein geistiger Vorgang, der an die Wunder des heimlich Aufschließbaren im Sprachleib der Dichtung rührt, wenn dieser in einem Sinne begnadet ist, daß er das Diesseits und Jenseits seiner Empfänglichkeit für das gegebene Wort in den wandelbaren Grenzen seiner Ausdrucksmöglichkeiten nicht mehr zu trennen vermag. Nur im Stadium der Ergriffenheit von allem, was sozusagen im Guten wie im Bösen über unsere Kräfte geht, vollziehen sich solche Wunder der Erleuchtung.

Übrigens hat der Verlag gut daran getan, die Widmungen fortzulassen. Denn was da insgesamt und gleichsam im Geiste einer rührenden Erkenntlichkeit von Ihnen umfassen ist, zerfällt bei Nennung der Namen, der vielen Einzelnamen, die niemanden etwas angehen. Es kommt auf *Sie* an – und wohl auch auf das, was Sie im Leben stützt. Aber das bleibt, soweit es persönlich in Frage steht, besser und wohl auch be-

glückter im Verborgenen. Es grüßt Sie – und daran lasse ich von niemanden rütteln,  
verehrte Christine unterm Regenbaum! – in Ehrerbietung und Bewunderung

Ihr Ludwig Ficker  
(weder Doktor noch wirklicher Professor)

1106 AN CHRISTINE BUSTA [P]

Frau  
Christine Busta  
Wien XV/101  
Turnergasse 26<sup>o</sup>/21

30. XII. 51

Nochmals: Ihre Gedichte sind *wunderschön*! Ein Labsal aller Traurigkeit im  
Sternbild unserer Zuversicht!

Ihr L. F.

# 1952

1107 AN SUZAN VON WITTEK [P]

Frau  
Suzan v. Wittek  
Salzburg  
Wolf Dietrich Str. 37

9. IV. 1952.

Liebe Frau v. Wittek, wie schön, daß Sie mir nicht gram sind! Aber Briefschreiben ist heute, wie man's auch drehen und wenden mag, ein solcher Luxus, daß ich ihn mir nicht mehr leisten kann. Darum auch jetzt nur diesen Ostergruß und diese Aufnahme von mir und Josef Leitgeb, von dessen Sterbelager ich soeben komme. Alles Herzliche von Ihrem

Ludwig Ficker

1108 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, 10. Juni 1952

Verehrte Christine Busta!

Wir lieben und beerdigen uns hienieden doch alle schon *hinüber!* Aber der Lebensatem, der dazu nötig ist – den bitte erhalten Sie sich für Sie und für uns, die wir diese Gottesvogelstimme aus dem Regenbaum mit Staunen vernommen haben! Dann wird auch der Kußbefehl des heiligen Geistes vom Pfingstsonntag seinen Sinn gehabt haben, als dieser Schwerenöter als ausländischer Vergnügungsreisender mit Anhang im Auto an uns vorbeiflitzte und nach Erfüllung seines Wunsches uns noch lange Beifall zuwinkte in den paar Sekunden, da er die Himmels serpentin hinauffuhr. Und anschließend dann der Abstieg durch den Innsbrucker Hörselberg mit den zweisamen Vogelstimmen, die noch nicht schlafen gegangen waren, war auch nicht ohne und war, scheint mir, von Ihm.

Ja, wo ist so ein Herz zu Hause, das aus lauter Angst in Heiterkeit zerfiel? Wo anders als über den Abgründen, die über unseren Köpfe hinweg einander rufen?! Wo anders als beim Schöpfer unserer Zuversicht, der nicht dulden will, daß wir Seiner Barmherzigkeit zuvorkommen und selbst Hand an uns legen.

Im Ernst: es liebt Sie sehr

Ihr Ludwig Ficker

225

Bald hätte ich vergessen: die Besprechung in den »Tir. Nachrichten« war von Dr. Hans Faber.

1109 VON CHRISTINE BUSTA

Wien, 23. 6. 52

Mein lieber, guter, getreuer Professor Ficker,

was sind Sie doch für ein herrlicher Mensch u. Freund! Ihr letzter Brief u. Ihr Bild gehen jetzt immer mit mir u. sind ein guter, wirksamer Trost, den ich mir immer wieder vornehme. Wenn Menschen wie Sie an einen glauben u. einen liebhaben, dann kann's doch nicht so schlimm um einen bestellt sein, wie man oft fürchtet u. dann muß man sich wohl ein bißl abstrampeln, um sich solche Zuneigung zu verdienen u. zu erhalten, obwohl ich recht gut weiß, daß Glauben u. Liebe eine ewig unverdiente Gnade sind.

Überhaupt – all das Freundliche, was die guten Tiroler über mich geschrieben haben, beschämt mich fast ein bißl. Nicht daß ich mich nicht bemühte um die Einheit zwischen Leben u. Gedicht, alles was ich schreib ist ein ehrlich erlittenes Stück meines Lebens u. zeitweis wiegt mein Leben vorm lieben Gott wohl auch ein bißl schwerer als die besten meiner Gedichte, wie ich hoffen will, aber im Ganzen gesehn ist so ein Leben halt doch ein verflixtes Hindernisrennen, bei dem man recht oft übers eigene Temperament u. das eigene liebe Ich stolpert, u. dann liegt man für lange Zeit wieder jämmerlich auf der Nase u. schnaubt nichts als Dreck. Über sich selber wegzusteigen ist halt allemal das Schwerste u. ich wollt ich wär auf *längere* Sicht auch menschlich schon so weit, wie mich die lieben Tiroler in meinen Versen sehn. Was mir fehlt, ist ein Mensch, der mich sieht in meiner ganzen Unzulänglichkeit u. mich trotzdem sehr lieb hat, ohne zu vergessen, mir hie u. da einen tüchtigen Stups zu geben, der mich daran erinnert, wie ich sein müßte. Man vergißt das unter allerhand gewiß nicht zu unterschätzenden Wehwehs nur allzu gern u. leicht u. kommt in ein verdächtiges sich-Rechtfertigen hinein, das einem vor den Menschen bestimmt nicht soviel nützt, wie es einem vorm lieben Gott schadet. Ach, ich bin ja so froh, daß Sie da sind u. daß ich an Sie denken darf als an einen, der zwar schmerzlich weit weg wohnt für meine unbescheidenen Bedürfnisse nach guter, tröstlicher Nähe – ich bin leider so schrecklich ungeistig u. irdisch organisiert! – aber der doch ein bißl inniger zu mir gehört als die vielen andern unter denen man so qualvoll einsam ist, ohne allein zu sein. Aber Ihr Herz »derpackts« schon noch, mich auch auf Distanz noch beim Schopf zu halten. Wenn ich Sie noch etwas bitten darf: schreiben Sie mir doch um Gotteswillen nicht mehr »verehrte Christine« usf. Schreiben Sie »schliche« od. »nährische« od. was Sie wollen, aber Sie müssen doch spüren, daß ich vorläufig die Liebe noch viel nötiger hab als die Verehrung, daß mich die auf einen dünnen Ast setzt, der mein Lebendgewicht – wörtlich u. metaphorisch – nicht aushält! Ich weiß ja, daß ich's nicht bin u. daß mir dazu wohl einiges fehlt – nehmen

226

Sie es halt nicht so streng u. genau! – aber für Sie wär ich halt doch viel lieber eine »liebe« als eine »verehrte« Christl.

Der Volksbote hat am 22. 6. meine »Legende vom Stein« u. 8 Tage früher meine »Sonnenblumen« (leider mit einem sehr dummen sinnstörenden Druckfehler) gebracht. Den »Stein« schick ich Ihnen mit, die Sonnenblumen folgen später einmal, bis ich sie zurückkrieg – ich hab sie jemandem geborgt. Ich weiß nicht, ob die Prosa schon das Stillgelesenwerden aushält, od. ob man nur vorlesend über ihre Schwäche wegmogeln kann. Ich wär Ihnen für eine aufrichtige Meinung dankbar. Ich schick Ihnen ein paar neueste Verse mit, die ein bißl hieroglyph[h]isch geraten sind, die ich aber – zu meiner Schande muß ich's gestehn – ganz gern mag.

So, jetzt hab ich wieder ein bißl geschwätzt mit Ihnen u. das ist immer eine ganz große Freude für mich u. diesmal hoffentlich kein Kummer für Sie. Grüßen Sie mir alle Ihre Lieben – auch Frau Glaninger, Dr. Santer, Leitgeb u. Punt – u. besonders Frau Ulla, die mich äußerlich u. im Wesen sehr an eine liebe Jugendfreundin erinnert. Und Sie selber?! Leider ist nicht alle Tage Pfingstsonntag u. man darf für seine Herzenswünsche wohl nicht immer Befehle des Hlgn. Geistes zum Vorwand nehmen – od. doch?! An Ihrer Interpretation des kleinen Vorfalles erkannte ich's doch wieder deutlich, daß an Ihnen ein Dichter verlorengegangen ist, aber dafür einer gewonnen wurde, der lebt, was die andern schreiben.

Den letzten Satz Ihres Briefes kann ich – gleichfalls im Ernst – nur ebenso einfach erwidern u. bleibe damit vom ganzen Herzen

Ihre dankbare

Christl

1110 AN OTTO MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 3. Juli 1952

Lieber, verehrter Herr Müller!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich, durch verschiedene Umstände abgehalten, erst heute in der Lage bin, mich zu Ihrem Projekt einer Publikation von Abhandlungen über Trakl zu äußern, die womöglich den fatalen Eindruck abschwächen soll, den Ihre Gesamtausgabe des Dichters hervorgerufen hat. Dieses Vorhaben in der von Ihnen angeregten Form würde aber die Situation, die für Sie und uns alle mißlich genug ist, nicht klären, sondern weiter vernebeln. Das wäre aber nicht zu verantworten, weder von Ihnen, der unsere seinerzeitigen Mahnungen zur Vorsicht in den Wind schlug, noch auch von mir oder sonst einem, in dem das Gedächtnis der Ehrerbietung, die wir Trakl schulden, noch im stillen wirksamer lebendig ist als in dem Propagandabereich des vorlauten Herrn Dr. Schneditz. Ich verstehe ja, daß Sie als Verleger die geschäftliche Weiterbetreuung dieser verzettelten Dreibände-Ausgabe Trakls, so verhängnisvoll sie ist, nicht aufgeben wollen, vielleicht auch gar nicht können. Dann würde ich Ihnen aber empfehlen, es dabei bewenden zu lassen und nicht durch neue Improvisationen, die Ihnen als Korrektur Ihres Mißgriffs vor-

227

schweben, aber im Rahmen eines Festhaltens an Ihrer bisherigen Trakl-Betreuung höchst sonderbar wirken müßten, die Eindeutigkeit Ihres gern und mit Recht respektierten Verlegergesichtes aufs Spiel zu setzen. Von mir jedenfalls bitte ich abzusehen, denn ich schätze Offenheit nach allen Seiten. Was ich dem Herausgeber Ihrer Trakl-Gesamtausgabe zu sagen habe, werde ich, sobald die Umstände es erlauben, dort vorbringen, wo es allein Sinn und Gewicht hat: im Brenner.

Darüber hinaus möchte ich auf Ihre Entschließungen in dieser Sache keinen Einfluß nehmen. Das bitte ich Sie, lieber Herr Müller, nicht als Unfreundlichkeit zu verstehen. Ich bin aber ziemlich gut darüber orientiert, was in Deutschland und im fremdsprachigen Ausland, ohne viel Aufhebens davon zu machen, an wirklichem Verständnis für Trakl aufgebracht wird (erst kürzlich zehn Vorlesungen über ihn von Lenz-Médoc an der Sorbonne, und im Herbst werden uns die grundsätzlichen Betrachtungen zugänglich gemacht werden, die Martin Heidegger im Hinblick auf das Gedicht Georg Trakls über Dichten und Denken angestellt hat.) Also Grund genug, daß wir hier in Oesterreich uns nunmehr etwas Zurückhaltung auferlegen, nachdem das Protektorat, das sich Herr Dr. Schneditz angemaßt hat, dem Andenken des Dichters nicht bekömmlich war.

Mit ergebensten Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

1111 AN KARL THIEME

Innsbruck-Mühlau, 4. August 1952

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Ihr Brief hat mich tief gerührt, aber auch *tief betroffen*. Um das Wichtigste gleich vorwegzunehmen: *Nie hat mir Herr Dr. Schmidhüs einen Dialog von Ihnen »Die Gibeon-Aktion« übermittelt*. Vielleicht hat er um meine schrecklichen Erschöpfungszustände gewußt und in Kenntnis davon, daß der größte Teil des letzten Brenner schon seit etwa 3/4 Jahr gedruckt ist, mich nicht in weitere Verlegenheit bringen wollen. Ich bin ja mit Herz und Nerven so fertig, daß ich selbst am meisten erstaunt sein werde, falls mir die Herausgabe dieses Brenner am Ende doch noch in diesem Jahr gelingen sollte. Ich komm mir selbst schon ganz lächerlich vor und kann es nicht ändern.

Für diesen neuesten Beweis Ihres Einsatzes für den Brenner sage ich Ihnen von Herzen Dank. Er ist mir speziell Ebners wegen sehr willkommen. Herder-Wien will nun doch die Herausgabe seiner Werke (unter Redaktion von Hänsel und Pfliegler), zunächst die Neuauflage von »Wort u. geist. Real.« in Angriff nehmen. Auch Daniélou will Auszüge aus Ebner in »Dieu vivant« bringen. Vielleicht läßt sich nun doch das Verhängnis, das in erster Linie dadurch entstanden ist, daß Ebners Nachlaß von Frau Jone so lange für sich reklamiert wurde, beheben. Gott gebe es!

Ich schicke Ihnen hier den Durchschlag Ihres Memorandums mit kleinen Korrekturvorschlägen und mit der Bitte zurück, *ihn mir möglichst bald wieder zukommen*

228

zu lassen. Denn in der Hand von Hofrat Hänsel, der nun die Ebner-Herausgabe mit Nachdruck betreiben will, ist er eine gute Waffe, Herder Mut zu machen.

Bitte, lassen Sie keine Bitterkeit in Ihrem Herzen aufkommen! Das vermehrt nur meine Verzagtheit. Ich kann mein Verhalten weder vor mir noch vor sonst jemandem rechtfertigen. Darin besteht ja meine Pein.

Es grüßt Sie in herzlicher Dankbarkeit

Ihr Ludwig Ficker

1112 AN ANNIE KRAUS [Entwurf]

[Zw. 24. 8. und 4. 9. 1952]

Herzlich gerne bestätige ich, daß Frl. Annie Kraus, deren jüdische Abstammung mir bekannt ist, auf der Flucht vor den Nachstellungen des Nazi-Regimes mitten im Winter 1942 nach Tirol gekommen ist, wo sich eine Wirtin in Schattwald sich ihrer angenommen und unter Verzicht auf Lebensmittelkarten, die Frl. Kraus natürlich nicht beibringen konnte, sie immer wieder über die ärgsten Not- und Verfolgungszeiten hinweggebracht hat.

In diesen zehn Jahren hat Frl. Kraus, ein hochgebildetes Wesen, tapfer und unverdrossen in diesem hoch- und abseits gelegenen Grenzdorf, abgeschnitten von allem geistigen Verkehr, gelebt, weil sie, aller Mittel entblößt, nirgends so billig leben konnte wie hier. Was aber mich und die Meinen und alle, welche Gelegenheit hatten, Frl. Kraus bei ihren vorübergehenden Aufenthalten in Innsbruck kennen zu lernen, am meisten bewunderten, das war neben ihrer Bescheidenheit trotz hoher Geistesgaben vor allem die großherzige Selbstlosigkeit, mit der sie Liebesgaben, die hin und wieder sie durch einen Vetter in Amerika erhielt, zur Gänze an Notleidende ihrer Bekanntschaft in Deutschland weitergab; sie hat also, obwohl selbst mittellos und in prekärer Lage, als Einzelperson eine karitative Tätigkeit großen Stils ausgeübt, die in den Herzen derer, die sich ihrer erfreuen durften, unvergessen bleiben wird. Für sich selbst hat Frl. Kraus das Allernotwendigste zum Leben durch schriftstellerische Arbeiten verdient.

Als Firmpate von Frl. Kraus, der ich auf ihren Wunsch vor ein paar Jahren werden durfte, muß ich sagen, wie sehr ich es begrüßen würde, wenn Frl. Kraus durch Anerkennung des verdienten Entschädigungsanspruchs in die Lage versetzt würde, ihrem durch Krankheit und schreckliche Vereinsamung gefährdeten Dasein in dem genannten Dorf die Möglichkeit eines Domizilwechsels und damit die ersehnte Wendung zum Besseren zu geben.

Prof. Ludwig v. Ficker  
Herausgeber der Zeitschrift »Der Brenner«

1113 AN PAULA SCHLIER

München, 8. Okt. 1952

Liebe Paula!

Dank für die Verständigung. Den beiliegenden Brief habe ich am letzten Freitag, als ich hier übermachtete, aufzugeben vergessen.

Ja, auf der Bühlerhöhe war es sehr schön. Ich bin in der Tat in einer Art gefeiert worden, wie ich es mir nie hätte träumen lassen, und ich war wie aus den Wolken gefallen über die Aufmerksamkeit, die man mir dort erwiesen hat. Die ganze Feier war vorzüglich gelungen. Heideggers Trakl-Interpretation, in drei Teilen aufgebaut und vom Südwestfunk auf Band aufgenommen, war wirklich eine Durchleuchtung seines Gedichts vom Schlüsselpunkt seines Satzes »Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden« und von der Betonung her, was Abgeschiedenheit bei Trakl bedeutet. Einleitend schickte H. persönliche Bemerkungen voraus, wie ihm im Jahre 1912 als Student der Brenner mit den Gedichten Trakls in die Hände fiel und wie ihn beide bis heute begleitet hätten. Schon da erwies er mir eine Aufmerksamkeit, die mich rührte. Am Sonntag vormittag, als die Dichter Georg Friedrich Jünger, Britting und Podewils aus Trakls Dichtungen gelesen und eine Aussprache gepflogen wurde, mußte ich mich doch auch zu einer kleinen Stegreifansprache entschließen (der ersten in meinem Leben!), sie hat aber merkwürdigerweise den Leuten Eindruck gemacht und auch Heidegger (wie mir Birgit sagte, die ihn aus der Nähe beobachtete) so gerührt, daß er Thränen in die Augen bekam. Ich mußte dann an der Mittagstafel neben ihm Platz nehmen, und er überreichte mir neben einem schönen Bild von Trakls Grab, das ein Schüler von ihm, der mich aber nicht zu besuchen getraute, voriges Jahr aufgenommen hatte, einen unverkäuflichen Separatdruck seines »Feldwegs« mit der eigenhändigen Widmung: »Für Ludwig v. Ficker in Verehrung und Dankbarkeit Martin Heidegger – Bühlerhöhe, 4./5 Okt. 1952.« Es war wirklich ein Erlebnis für mich.

Auch Ruth Horwitz war zu meiner großen Freude da, mit Peter Schifferli, dem Verleger der Arche in Zürich, und Otto Müller hatte den Jesuitenpater Dozenten Focke in Wien (ein alter Bekannter von mir) auf seine Kosten geschickt – er hat sich in der Diskussion recht bewährt – und beide habe ich veranlaßt, sich Deines Anliegens wegen »Chorónoz« anzunehmen, indem ich ihnen zu verstehen gab, wie aktuell in seiner Voraussicht eine entsprechend verdichtete Neuauflage dieses Buches heute wirken müßte.

Soviel für heute. Ich muß schließen, sonst versäum ich den Zug.

Meine Sache über Trakl lese ich anfangs November im Bildungswerk in Innsbruck (Glaube und Dichtung)

Alles Herzliche

Dein L.



Innsbruck-Mühlau, den  
12. Oktober 1952

Nachsinnend den schönen Eindrücken, die ich von der Bühlerhöhe mitnehmen durfte, möchte ich Ihnen, verehrter Herr Professor, nochmals von Herzen Dank sagen für die würdige Feier zu Ehren Georg Trakls, deren Seele und aufschlußbereiter Mund Sie gewesen sind.

Trotz meines abnehmenden Gehörs und der Möglichkeit, daß mir manche Feinheit dadurch entgangen ist, habe ich doch, wie ich glaube, Ihren Ausführungen zum Aufspüren und Erhellen des Orts, an dem das Trakl'sche Gedicht west und seine Bedeutung enthüllt, mit genügender Empfänglichkeit für das Tiefbegründete Ihrer Darlegungen folgen können. Glaube ich doch zu ahnen, aus welchen Notständen des Denkens im geistigen Gefüge unserer Zeit sowohl die Sicht wie die in Wort und Satzgefüge erstaunlich lapidar wahrzunehmende Verdeutlichung Ihrer Bemühung gehoben sind, und welcher Zurückgezogenheit in die Werkstatt einsamer Auseinandersetzung mit den Beweggründen Ihrer Ergriffenheit von diesem Dichter es bedurfte, um das schwer Durchschreitbare seines Gedichts in einer Weise kenntlich zu machen, die tieferhin zugleich ihr Einleuchtendes mitzuteilen und an die Grenze jenes Einzusehenden heranzuführen vermag, wo unser aller Zuversicht beginnen muß, soll unser Einverständliches in Fühlungnahme mit den Lichtspuren der Wahrheit, die vor uns aufleuchten, in diesen finsternen Zeitläuften nicht verloren gehen.

Das alles freilich läßt sich, wie ich auch Herrn Professor Stroomann schrieb, besser beschweigen als bereden. Vorläufig wenigstens. Und sollte meinen armseligen Dankesworten auf Bühlerhöhe nichts anderes anzumerken gewesen sein als dies, so will ich mich ihrer nicht schämen.

Es war aber auch Ihr persönliches Entgegenkommen, verehrter Herr Professor, das mich bewegt und als eine rechte Wohltat berührt hat. Und daß Sie mir nebst der schönen Aufnahme von Trakls Grab ein Separatdruck-Exemplar Ihres »Feldwegs« dediziert haben, hat mich besonders gefreut. Ist es doch dieses lehrreiche Lesestück zum Verständnis alles Sinnbildlichen im Gegenständlichen von Gottes Schöpfung und seiner Ausersehenheit zum Lob des einfach Wahrzunehmenden im Bereiche visuellen Zuspruchs, das ich schätze, seit ich es kenne.

Erlauben Sie mir bitte, daß ich Ihnen, zum Dank für alles, das beiliegende Original-Manuskript eines Gedichts von Trakl übersende. Es ist die Erstfassung des Gedichtes »Afra«, leider mit Bleistift geschrieben, aber eines der wenigen noch mit Trakls Namen darauf.

Es begrüßt Sie, verehrter Herr Professor, in wahrer Hochschätzung  
Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1115 VON MARTIN HEIDEGGER

z. Zt. Meßkirch, 16. Nov. 52  
(Baden)

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

In den letzten Wochen hoffte ich, meinen Dank für Ihr kostbares Geschenk dadurch bezeugen zu können, daß ich Ihnen die Abschrift meines Trakl-Vortrags sende. Aber andere, drängende Arbeiten ließen nicht die Sammlung zu, deren ich bedarf, um Trakls Gedicht immer wieder neu zu hören und von da aus meinen Versuch zu überprüfen.

So muß ich Sie denn bitten, aus diesen Zeilen Dank und Freude zu vernehmen, die mich stets neu erfüllen, wenn ich der unmittelbaren Nähe des Dichters in der Handschrift begegnen darf.

Dieser Entwurf hat seinen eigenen Glanz, der in manchen Versen das gedruckte Gedicht übertrifft.

Und ich sinne den Möglichkeiten tieferer Einsicht nach, die sich im Handschriftlichen der werdenden Dichtungen verbergen.

Bei all dem begleitet mich das Andenken an die Begegnung mit Ihnen und Ihren Worten auf Bühlerhöhe. Keiner der Anwesenden blieb unbetroffen von der durch Sie zum Scheinen gebrachten Gegenwart des Dichters.

Mir selbst wurden die beiden Tage zu einer hilfreichen Bestätigung dessen, was ich in meinem langen Suchen zu treffen mich bemühte.

Nur zu kurz in der Zeit war diese unvergeßliche Begegnung.

Aber ich hege die stille Hoffnung, Sie möchten bald einmal wieder in Freiburg sein und uns ein ruhiges Gespräch gegönnt werden, das dem Dichter gilt und dem, was er vorausgelitten.

In dankbarer Verehrung wünsche ich Ihnen günstige Stunden fruchtbarer Arbeit und grüße Sie herzlich.

Ihr Martin Heidegger

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
26. November 1952

Sehr verehrter Herr Professor!

Ihr gütiger Brief hat mich tief berührt und entlastet. Er ist zwar noch in Unkenntnis des argen Mißgeschicks geschrieben, das mir bei meiner Danksagung für die kostbare Gabe Ihres »Feldwegs« widerfahren ist; aber die persönliche Zuneigung, die er zum Ausdruck bringt, läßt mich hoffen, daß die Bitte, die ich in meiner begreiflichen Verlegenheit an Herrn Professor Stroomann gerichtet habe, von diesem weitergegeben und von Ihnen, verehrter Herr Professor, in einer Weise erhört wurde, die Ihrem Wohlwollen für meine Person entspricht und meinem Versagen in alten Tagen Nachsicht und Verständnis entgegenbringt. Bin ich mir doch klar darüber, wie viel für mich und insbesondere für die Sache des verewigten Dichters, dessen Andenken zu ehren uns beiden am Herzen liegt, von einer ungetrübten Bewahrung dieser überraschend aufgeschlossenen Vertrauensatmosphäre abhängt. Sie leichtfertig aufs Spiel gesetzt zu haben, das war ja die naheliegende Befürchtung, die mich jetzt so niedergedrückt hat. Ein Glück, daß ich sie nach Erhalt Ihres Briefes, der mir eine wahre Freude und ein Trost war, für behoben ansehen darf!

Soeben (wie wunderbar!) bestärkt mich eine Nachricht, die mir von Professor Stroomann zukommt, in dieser Zuversicht. Und so kann ich mir die Lehre des »Feldwegs« als willkommenen Denkkzettel auch für mich erst recht zu Herzen nehmen. Denn wo sollte das groß und immer größer hervortretende Einfache, das uns der Gegenstand Ihrer Betrachtung im Geiste Ihrer Wahrnehmung zu bedenken gibt, als Zuspruch und Ermutigung zu inniger Verheiterung alles dessen, was dem oft so schwermütig machenden Bewußtsein unserer Eigenfremdheit aufhilft, besser aufgehoben sein und tieferen Anklang finden als in der Großherzigkeit des Menschen, der im Verzicht auf anders landläufige Erklärungsweisen seiner ursprünglichen Bestimmung in der Konfrontation mit einer Umwelt auf der Spur ist, die noch vom Atem des Schöpfergeistes durchweht ist, und dem es dabei um ein Letztes an rechtschaffener Besinnung geht. Dies alles ist bei Ihnen behutsam auf die Waagschale des Philosophen gelegt und auf eine Formel bewundernswerter Abgewogenheit im Wort gebracht, die dem dafür Empfänglichen Aussichten über Aussichten am Horizont Ihrer denkerischen Bemühung eröffnen kann.

Aber damit überschreite ich wahrscheinlich schon die Grenzen meiner Zuständigkeit in dem Bestreben, Ihnen das Maß meiner Erkenntlichkeit für alle Aufmerksamkeit deutlich zu machen, die Sie mir – auch *mir!* – als ein gründlich Ergriffener von Trakls Dichtung und Schicksal zuteil werden ließen. Glauben Sie mir: Die Begegnung auf Bühlerhöhe, der ich – ich weiß nicht warum – mit einigem Bangen entgegengesehen hatte, wird auch mir unvergeßlich bleiben. Und schon freue ich mich auf den Tag, den hoffentlich nicht allzu fernem, da ich in Freiburg an Ihre Türe klopfen darf.

Bis dahin Grüße der Verehrung und Dankbarkeit  
Ihres ergebenen

Ludwig Ficker

1117 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg-Br. 29. Nov. 52.

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren Brief. Inzwischen hat mir Herr Stroomann Ihnen ihm übersandten Brief vom 16. Nov. d. J. geschickt.

Aber ich darf Sie dessen versichern, daß Ihr Brief vom 12. Okt., der das herrliche Geschenk begleitete, *ohne jedes Versehen ist*. Sie schreiben vom »Feldweg« u. daß Sie »das Lesestück« schätzen, »seit ich es kenne.« Sie kennen es nämlich, wie ich aus Ihrem Brief an Herrn Stroomann entnehmen muß, seit Ihnen der Theologiestudent den »Feldweg« aus einer Zeitschrift vorlas. Er erschien nämlich in der Wiener Zeitschrift »Wort und Wahrheit.« Von den »Holzwegen« ist *nie* etwas in einer *Zeitschrift* erschienen.

Aber selbst *wenn* Ihnen, sehr verehrter Herr v. Ficker, eine Verwechslung zwischen »Feldweg« und »Holzweg« unterlaufen wäre, dürfte dies nicht im geringsten eine Beunruhigung bei Ihnen auslösen, oder gar die Befürchtung aufkommen lassen, meine Verehrung und Dankbarkeit Ihnen gegenüber könnte dadurch auch nur eine Spur von Trübung erfahren. Wie sollte sich mein Verhältnis zu Mitmenschen, und gar in Ihrem Fall, darnach bemessen, ob sie eine oder mehrere oder keine meiner Schriften gelesen haben.

Je mehr ich der unvergeßlichen Begegnung mit Ihnen nachdenke, um so dankbarer und staunender werde ich für die Gnade, die Ihnen geschenkt wurde, *der* entdeckende und helfende Freund dieses Dichters zu werden und zu bleiben.

Als kleines Zeichen meiner Dankbarkeit sende ich Ihnen gleichzeitig die Übersetzung eines Chorliedes aus der »Antigone« des Sophokles. Sie entstand vor 18 Jahren für eine Vorlesung.

In aufrichtiger Verehrung  
verbleibe ich Ihr dankbar ergebener

Martin Heidegger

1118 AN LUDWIG HÄNSEL

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
9. Dezember 1952

Lieber, verehrter Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr freundliches Lebenszeichen, das mich umso mehr berührt hat, da ich so lange nichts von mir hören ließ! Ich hatte schon einige unsichere Kunde davon, daß Sie mit einer österreichischen Delegation in besonderer Kulturmission in Paris seien. Ob zu beneiden oder zu bedauern – jedenfalls freue ich mich, daß damit ein Licht auf das Ansehen Ihrer Person auch im Ausland fällt.

234

Nein: nichts habe ich von den letzten Kämpfen gehört, die sich um die Ebner-Ausgabe abgespielt haben. Vielleicht dürfte ich Sie bei Ihrer Rückfahrt von Paris während des hiesigen kurzen Aufenthalts auf dem Bahnsteig begrüßen, damit ich etwas darüber erfahre. Das Erscheinen der Neuauflage von »Wort u. geist. Real.« habe ich in einem Weihnachtskatalog vermerkt gesehen.

Wie Sie aus beiliegenden Belegen ersehen, hat mein schrecklich einschläferndes Dasein hier eine unerwartete und zunächst kaum begrüßte Unterbrechung durch meine wiederholt dringend gewünschte Anwesenheit bei einer Trakl-Feier auf der Bühlerhöhe in Baden-Baden erfahren. Martin Heidegger sprach dort über den Dichter, und ich war erstaunt und wie aus den Wolken gefallen, welche Aufmerksamkeit speziell er mir zuteil werden ließ, mir als Trakls Entdecker sowohl wie als Herausgeber des »Brenner«, den er seit 1912 kennt. Er ist ganz anders, als ich mir ihn vorgestellt habe: grazil in der Erscheinung und vollständig unpräntiös, von behutsamer Schlichtheit in seinem Wesen. Aufleuchtend ist nur sein Blick in der Verhaltenseit seines Lesens und Sprechens. Wie erfreulich die Begegnung auch für ihn war, mögen Sie den beiliegenden Abschriften zweier handgeschriebener Briefe von ihm entnehmen, die ich von ihm erhielt, nachdem er mir schon auf Bühlerhöhe einen Separatdruck seines »Feldwegs« und eine wunderschöne Aufnahme des Trakl-Grabs geschenkt hatte, die ein Schüler von ihm (der mich nicht zu besuchen wagte!!) im vorigen Sommer für ihn auf dem Mühlauer Friedhof gemacht hatte. Es war ein rührendes Erlebnis für mich, das mir viel zu denken gibt.

Die, wie mir scheint, vorzügliche Betrachtung Ewald Wasmuths »Das Schweigen Ludwig Wittgensteins« in »Wort und Wahrheit« werden Sie ja gelesen haben. Die Bezugnahme auf W. als Spender jener munifizenten Zuwendung an bedürftige Dichter und Künstler und in Zusammenhang damit die noch unveröffentlichten Briefe Rilkes an mich sind die einzige Sache, die mir noch zu schaffen macht für den »Brenner«. Es ist schrecklich, wie schwer mir alles fällt, doch hoffe ich, daß zum Frühjahrstermin nun doch diese letzte Folge erscheinen kann. Der Prospekt mit den Subskriptionseinladungen für die Ebner-Ausgabe ist ja nun hinfällig geworden, aber vielleicht läßt sich ein geeigneter Text für eine Notiz finden, die sein Fehlen wegen Überfälligkeit entschuldigt und doch auf das Erscheinen (zunächst also von »W. u. geist. Real.«) zweckentsprechend aufmerksam macht. Da ich über den Stand der Dinge in dieser Sache nicht recht Bescheid weiß, müßte ich Sie bitten, mit Direktor Beuchert sich diesbezüglich gütigst schlüssig zu werden.

Mit allen guten Wünschen für Ihren restlichen Aufenthalt in Paris grüßt Sie herzlich ergeben

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Die Abschrift der Heidegger-Briefe lasse ich Ihnen bei späterer Gelegenheit zukommen!

Innsbruck-Mühlau, 9. Dezember 1952

Sehr verehrter Herr Professor!

Schön und überraschend ist nun alles geklärt, seit ich Ihren gütigen Brief vom 29. November erhielt. Ja, ich muß wohl der Vorsehung dankbar sein, daß sie meinem Gedächtnis diesen seltsamen Streich gespielt hat. Denn ohne ihn, der sich nun Gott-seidank in Wohlgefallen aufgelöst hat, hätte ich mich wahrscheinlich nicht so bald jener Erkenntnis versichern dürfen, die mir jetzt so nahe geht: welch einem denkwürdigen Fundus an großzügigen Einsichten nicht nur Ihre Bemühung um den Dichter entstammt, dessen Bedeutung Sie uns auf Bühlerhöhe erst tieferhin erschlossen, sondern auch die hohe Einschätzung jenes mitmenschlich Gegebenen in mir, das dem verewigten Freunde zu seinen Lebzeiten eine geringe Hilfe und zuletzt vielleicht sogar ein Lichtblick in der Finsternis sein durfte. Nie wissen wir ja ganz Bescheid, was uns da als Gnade, was als Entzug an Selbstsicherheit zugemessen wird. Aber ich muß gestehen: das starke Rückgrat der Zuneigung, die Sie mir aus eben diesem Grunde – einem für Sie providentiell erleuchteten Grunde – entgegenbringen, macht mir Mut, mich von ihm tragen zu lassen und im übrigen der Macht des Schicksals zu vertrauen. Auch hierin, scheint mir, kann etwas Gottgewolltes sich verbergen, das morgen vielleicht schon deutlich zu Tage tritt. Jedenfalls habe ich das bestimmte Gefühl, daß Einweisungen in Herzen von Mitmenschen, die unterwegs einander notdürftig erkennen, den Geist der Suchenden noch immer auf die Fährte einer Wahrheit zu setzen vermögen, die in Wort- und Schweigegehalt der göttlichen Offenbarung geborgen zeitweilig anziehend und beunruhigend gerade in ihrer vorläufigen, ihrer vorübergehenden Verhülltheit ist. Was mir da vorschwebt, entspricht, scheint mir, in manchem den Beweggründen jener Gewissenhaftigkeit im Denken, wie sie, der Stufenfolge Ihrer behutsamen Fragestellungen anvertraut, gerade in Ihren Aufschlüssen über das Wahrgesicht von Dichtern, die einer gefallenen Welt in Wahnsinn verfallen scheinen, eine Höhe von Ausblicken gewinnt, deren Zeitfälligkeit dem sinnenden Geist tief einzuleuchten bestimmt ist.

Im Zusammenhang mit solchen Erwägungen weiß ich, verehrter Herr Professor, auch die frühe Probe einer Chorlied-Übertragung aus Sophokles' Antigone zu schätzen, die Sie mir zugänglich machten, wie auch die überzeugenden Ausführungen anderer zum Darstellungsstil des Unwandelbaren im antiken Drama im Geiste der Bühnen-Bedürfnisse unserer Zeit, die den Inhalt dieses instruktiven Forumheftes bilden.

Ich glaube Sie damit einverstanden, wenn ich Ihnen als Dank für Ihre Aufmerksamkeit das Foto einer Trakl-Büste sende, die in meinem Besitz und sehr sprechend ist. Sie ist zwar nicht nach dem Leben geformt, aber nach Bildern aus Trakls letztem Lebensjahr, und stammt von dem Bildhauer Josef Humplik in Wien. Bitte, lassen Sie sich dadurch zu keinem Dank bewegen, denn ich weiß, was ich dem Respektsraum Ihrer Arbeit wie Ihrer Muße schulde!

Es grüßt Sie in Ehrerbietung  
Ihr ergebener

Ludwig Ficker

Innsbruck-Mühlau, 16. XII. 1952

Liebe Paula!

Du hast ganz recht, daß Du bei diesem unwirtlichen Wetter und der furchtbaren Kälte jetzt nicht hieher kommst; es wäre wirklich nicht zu verantworten. Auch hat man vor Weihnachten so wenig Ruhe; für mich ist es immer die Zeit der größten Erschöpfung im Jahr.

Im übrigen geht es mir aber verhältnismäßig ganz gut, das Herz funktioniert augenblicklich ganz leidlich, besser als das Gehirn, das sich noch immer nicht zu richtigem Denken aufrufen kann. Zwar habe ich den Anfang dessen, was ich über Rilke und Wittgenstein zu berichten habe, zu Papier gebracht, und ich hoffe doch, daß ich jetzt bald damit zum Abschluß komme. Möglichst zu Beginn des neuen Jahres möchte ich ja so weit sein, daß der Brenner bald fertig gedruckt werden kann, dieses mich schrecklich hernehmende Schmerzenskind! Schon deshalb liegt mir so viel daran, weil *nach dem Erscheinen des Brenner Deine Chancen sofort steigen werden* und damit auch die Aussicht einer Neuauflage von *Chorónoz*; während ich jede Insistenz, Verleger vorher dazu zu bewegen, eher für schädlich als nützlich halte; auch wird erst dann einleuchten, warum ich mit solcher Konsequenz auf Dich »gesetzt« habe, und die Autorität der Vorsehung, der ich dabei vertraut habe, wird gerade aus meinen Beiträgen in dieser Folge überzeugend zutage treten. Faß Dich also im Verein mit mir noch ein bißchen in Geduld! Es wird Dein Schaden nicht sein. Halt Dich an das, was Du gerade jetzt zu schreiben genötigt bist, und schick mir bald eine Probe! (Druckfahnen der »Zeichen der Zeit« benötige ich *nicht* mehr! Auch kein Kukident, da jetzt meine Zahnprothese tadellos repariert wurde.)

Gestern habe ich an Ruth Horwitz meine Traktat-Arbeit geschickt. Daß sie von H.s Ausführungen »entsetzt« war, hat nicht allzu viel zu bedeuten; es waren ja auch andere, Küttemeyer vor allem, die mir dies schon an Ort und Stelle zu suggerieren versuchten. Es liegt da eine Art Befangenheit vor, die ich nicht teile; denn ich glaube zu sehen, in welcher Art und mit welchem Recht H. unterwegs ist. Er hat mir übrigens erst neulich wieder, in Sachen meines vermeintlichen Irrtums (*der gar keiner war!*), sehr schön und dankbar geschrieben. Sobald ich eine Abschrift davon habe, schicke ich sie Dir.

Meine Schwester ist nun schon zwei Wochen in der Schweiz, und es scheint ihr besser zu gehen. Vielleicht schickst Du ihr zu Weihnachten einen Gruß: Cenzi Sild, bei Familie Hoffmann, St. Gallen, Dufourstr. 138.

Auch Frau Prof. Hittmair bitte ich zu beglückwünschen, da ihr Sohn Hans übermorgen, wie Du aus beiliegendem Zeitungsausschnitt ersiehst, in besonders feierlicher Weise promoviert wird.

Vorgestern war ich zu einem kleinen Empfang von Thornton Wilder ins Hotel Europa geladen. Er ist ein prächtiger Mensch, voll Charme und heiterer Aufgeschlossenheit; er interessierte sich sehr für meine Bekanntschaft mit Karl Kraus, Kokoschka und all die anderen, die damals in Wien einen so bedeutenden Durchbruch in Neuland vollzogen haben.

Und nun wünsche ich Dir, auch von den Meinen, recht gesegnete und erleuchtete  
Weihnachten! Auf Wiedersehen!

Dein Ludwig

1121 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg, 18. Dez. 52.

Hochverehrter Herr v. Ficker!

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren zugeneigten Brief, der mir, wie jeder vorher,  
immer als zu große Ehre gilt. Froh bin ich darüber, daß Ihre Unruhe geschwunden  
ist, daß Sie gern an die Ehrung G. Trakls denken können, die mir auch wie ein un-  
verhofftes Geschenk kam.

Jetzt steht das schöne Bild der Büste G. Trakls vor mir auf meinem Arbeitstisch.  
Das große Gesicht mit den weit vorausblickenden Augen spricht jeden Tag lebendi-  
ger und reicher. Ein echtes Glück ist es, diesem Blick, mit tastenden Schritten frei-  
lich, folgen zu dürfen in die Weite des Wesentlichen, aus der nur Gott spricht.

Gern hätte ich Ihnen heute schon die Abschrift des Trakl-Vortrags geschickt; aber  
die Herstellung der ursprünglich weiteren und durchgesehenen Fassung wird sich  
noch etwas verzögern.

So erlaube ich mir, Ihnen zu Weihnachten einen vorjährigen Vortrag zu senden,  
der noch um einiges deutlicher zeigen mag, von wo aus ich das Gespräch des Den-  
kens mit den Dichtern versuche.

Mit verehrungsvollen Grüßen wünsche ich Ihnen, hochverehrter Herr v. Ficker,  
zugleich im Namen meiner Frau ein stilles Fest und von Herzen ein gutes neues Jahr.

Ihr Martin Heidegger



# 1953

1122 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 4. Januar 1953

Verehrter Herr Professor!

Unlängst meinte jemand, dem ich gerne zuhöre, man müsse die Besonderheit der Land- und Himmelsstriche kennen, in denen Sie aufgewachsen und zu Hause sind; dann könne man, von Ihrem Feldweg aus, auch in den Gründen von Sein und Zeit, wie sie in Ihrer Vorstellung auflebten, um fortzuleben, noch das Waldtaubenherz der alten Schwarzwälder Uhren schlagen hören (noch ehe diese der Fabrikerzeugung verfielen!) –: ein so merkwürdiges Spannungsverhältnis bestehe zwischen der Anziehungskraft des Erdreichs, dem Sie entstammen, und dem fälligen Stundenschlag der Geistregion, in der sich Ihr Denken ergeht; insbesondere Ihr Nachsinnen über Dichter, deren abgründig Seherisches zwischen Himmel und Erde als zeitentrückte Wirklichkeitserfahrung dem Ermessen wie dem Tiefblick Ihres aufschlußreichen Einsehvermögens verwandt entgegenkomme.

An diese mir sehr zusagende Bemerkung mußte ich denken, als ich Ihre neueste Hölderlin-Studie »...dichterisch wohnet der Mensch« auf mich wirken ließ, die Sie mir als hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk zu übermitteln die Güte hatten. Die Einsichtnahme in diesen Vortrag verpflichtet mich zu besonderem Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Denn er erhebt sich in seinen wichtigsten Partien zu einer Höhe der Erkenntnis, die wahrzunehmen keinem von uns erlassen werden kann, der sich in Wahrheit um das Wesen des Dichterischen als Inbegriff alles Seherischen im Wirk- und Wohnraum unserer menschlichen Daseinsbestimmung bemüht. Erst dann werden wir uns klar werden darüber, welche Bedeutung Ihren Ausführungen zukommt, besonders dort, wo das behutsame Vorgehen Ihres ständig seine Verständlichkeit überprüfenden Zuspruchs selbst den willig Gefolgschaft leistenden Mitdenker an Aussichtspunkte in schwierigstem Gelände heranführt, wo einer schon sehr schwindelfrei sein muß, um mit heiler Haut davonzukommen. Gerade der aber, der es darauf abgesehen hat, den Boden unter den eigenen Füßen nicht zu verlieren, wird einen Blick haben für die Tragweite und das Verdienst solcher Ausmessungen im Heilsraum zwischen Dichten und Denken, und den Wagemut eines Mannes bewundern, der solcher »Interjektionen« im Gefüge einer Wissenschaft fähig war, die mit ihnen nichts anzufangen weiß. Aber das wird sich ändern. Hora et tempus est.

Ich freue mich nun erst recht auf die gedruckte Wiedergabe Ihres Trakl-Vortrags, der, wie ich höre, schon bald veröffentlicht werden soll. Es sind dies alles, scheint mir, lichtvolle Zeichen. Sehr gerührt hat mich in diesem Zusammenhang ein mir unbekannt gebliebenes Jugendbild Trakls, das ich in einem Verlagskalender von Otto Müller fand, der mich mit gleicher Post erreichte wie Ihre und Ihrer Frau Gemahlin

239

gütige Weihnachtsgrüße. Ich hatte die Empfindung, ich müsse Ihnen dieses Bild sofort schicken, und so bitte ich Sie zu entschuldigen, daß es in allzu eifertiger Adjustierung an Sie abging.

Und nun nehmen Sie nochmals meinen Dank, verehrter Herr Professor, am Ende eines Jahres, das gerade durch die Begegnung mit Ihnen für mich bedeutungsvoll wurde, und gestatten Sie, daß ich auch in diesem neuen Jahr verbleibe

Ihr in Hochschätzung ergebener

Ludwig Ficker

1123 VON ERNST GINSBERG

ERNST GINSBERG  
ZÜRICH 7  
HINTERBERGSTR. 75

9. I. 53

Sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker,

ich danke Ihnen von Herzen für Ihre ausführlichen Zeilen vom 30. XII. und bin mit Ihren Änderungen, den Lasker-Schüler-Passus betreffend, voll einverstanden! Was sagen Sie übrigens dazu, daß gerade Gottfried *Benn* – der in der »3. Walpurgisnacht« so furchtbar gezeichnete – in Berlin eine große Gedenkfeier für die Lasker veranstaltet hat?! Solche ungehemmte Schamlosigkeit ist immer wieder erschreckend und unfäßlich.

Für heut nur dies. Ich bin wieder tief in der Arbeit (Inszenierung von Wallensteins Tod, mit Horwitz als Wallenstein. Es wird seine Zürcher Abschiedsrolle sein. Am 1. IV. fahren wir gemeinsam nach München, wo ich vorgestern, anläßlich einer Funktätigkeit dort, die Wohnung besichtigte, in der H. – ganz nah bei seiner früheren Wohnung – einziehen wird.)

Nochmals Dank für Ihr so liebevolles Hinhören auf unsre vielleicht schulmeisterlichen (aber gewiß nicht so gemeinten) Anfragen.

Von Herzen ergeben  
stets

Ihr Ernst Ginsberg.

Freiburg-Br., d. 9. Januar 1953

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Ihr schöner Brief, der mich bewegt, weil er an Wesentliches meiner Versuche rührt, ist meinem Dank für Ihr Weihnachtsgeschenk und die Neujahrswünsche zuvorgekommen.

Das Jugendbildnis G. Trakls steht in dieser einfachen Ausstattung auf meinem Schreibtisch, zusammen mit dem Bild der Büste, deren Reichtum im Anschauen nicht auszuschöpfen ist. Jeder der sie sieht, ist betroffen.

Im Jugendbild blickt einen die Frühe an; ich muß immer an einen Hirtenbuben denken: »Hirten gingen wir einst an dämmernden Wäldern hin« –

Und das Kerzenlicht, das gute.

Wie weit vorausblickend dieses Kinderbild ist.

Aus diesen Bemerkungen mögen Sie entnehmen, welche Freude mir mit diesem spontanen Gruß von Ihnen zukam.

Dem füge ich jetzt meine und meiner Frau aufrichtigen Wünsche für das begonnene Jahr an, in dem Sie gesund und frisch bleiben mögen. Wie schön wäre es, wenn Sie einige Frühlingstage in Freiburg verbringen könnten. Ich selber dürfte dabei noch so viel lernen und hören über unseren Dichter. Denn sein Werk wird erst ein Maßstab *werden* müssen für die heutige Maßlosigkeit und Willkür im Reden und Schreiben. Und die aufwachsende Generation muß erst lernen, das in diesem Werk Gesagte zu schauen und zu hören.

Noch ist das Werk des Dichters und Ihre unvergängliche Sorge darum verborgen, und gar geschützt wie das stille Kerzenlichtchen auf dem Bildnis des Knaben.

Zu Weihnachten schenkte mir ein Jugendfreund aus unserer gemeinsamen Gymnasialzeit in Konstanz die Erstausgabe von G. Trakls »Dichtungen« in einem schönen Einband.

Nun besitze ich neben dem Werkstattband »die Dichtungen« in dieser festlichen Gestalt. Und jedes Mal ist es ein neues Hören.

»Blaue Blume,

die leise tönt in vergilbtem Gestein.«

In aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Ihr Martin Heidegger

1125 VON OSKAR KOKOSCHKA

120 EYRE court, Finchley Rd, London N. W. 8.  
10. I. 53

Lieber Herr v. Ficker

Ich sende Ihnen auf Wunsch von Fred meinen Munchaufsatz, weil er sagt, Sie wollten ihn so gerne lesen. Ich wäre natürlich froh diese Kopie, die meine einzige ist, weil die Zeitung alle vorrätigen Exemplare sofort ausgeben mußte, so sehr verlangt war sie, nach einiger Zeit wieder zurückzuerhalten, sobald Sie den Aufsatz gelesen haben.

Ich schrieb den Artikel nicht nur für Edgar Munch, den ich als großen, vielleicht letzten großen Künstler bewundere, sondern auch um den Zusammenhang zwischen einem Werk der Kunst mit dem Denken einer Zeit wieder in Erinnerung zu bringen. Heute, wenn die bildende Kunst zu sehr kommerzialisiert wurde, die Gesellschaft selber keinen Zugang zur Kunst aus eigenem Vermögen mitbringt und im Urteilen abhängig vom Experten auch in dieser Hinsicht wie in allen übrigen Lebensmöglichkeiten wurde, woran zum Teil die staatlich kontrollierte Erziehung schuld sein mag, hielt ich es für wichtig wieder einmal auf den Zusammenhang geistiger Vorgänge in einer bestimmten Zeit hinweisen zu sollen. Es tut mir, als optimistischem Menschen leid, so schwarz in schwarz unsere kurze Lebenszeit ausmalen zu sollen, doch glaube ich trotzdem nicht fatalistisch an den Untergang des Abendlandes solange eine Instanz wie der hlg. Vater in Rom angerufen werden kann, der in seiner ehrwürdigen Person das geistige Erbe des Abendlandes, seit den Tagen der alten Griechen, bewahrt. Ich war so froh als ich in seiner Nähe war vor zwei Jahren.

Ich hoffe daß es Ihnen, lieber Freund, wunschgemäß ergeht und daß Sie meinen Fred so gerne haben, freut mich nicht nur seinetwegen sondern auch für Sie, wenn es nicht zu Vielerlei heute gibt, worüber man sich freuen darf. Ich bin zur Zeit sehr unglücklich weil meine arme Schwester in Prag, die ich so innig liebe, hoffnungslos mit einer schweren Krankheit im Spital liegt und diese unbarmherzige Welt einem nicht die geringste Möglichkeit Hilfe oder Trost zu bringen erlaubt.

Mit den herzlichsten Wünschen im Neuen Jahr und freundschaftlichsten Grüßen  
Ihr dankbarer

Oskar Kokoschka

1126 AN ALFRED FOCKE [P]

27. I. 1953

Sehr geehrter Herr Doktor!

Leider muß ich Ihnen abschreiben. Ich liege an Grippe mit Fieber im Bett und bin nicht imstande, ehe ich nicht endlich den Brenner herausgebracht habe, Ihnen er-

spießlich an die Hand zu gehen. Ich habe übrigens O. Müller, der kürzlich hier war, zu verstehen gegeben, daß eine Biographie Trakls das Überflüssigste von der Welt ist; sein Beredtes liegt doch in der schweigenden Existenz seiner Dichtung und in den paar Daten seines Lebens, die bekannt sind.

Ergebenst

Ihr Ficker

1127 VON RUTH HORWITZ

27. II. 53.

Sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker, –

mit Schrecken und Beschämung sehe ich das Datum Ihres Briefes, der mir eine so tiefe, ehrende Freude war, daß ich ihn unmöglich nur mit ein paar Zeilen beantworten wollte. Dennoch mache ich immer wieder den selben Fehler, indem ich es jeweils unterlasse, wenigstens kurz zu danken. So muß ich meinen Brief also nicht, wie es sich eigentlich gehören würde, mit einem Dank, sondern mit einer Bitte beginnen: Sie mögen mir, lieber Herr v. Ficker, die etwas außergewöhnliche Situation, in der wir uns seit Mitte Oktober befinden, zu gute halten und mir mein allzu langes Schweigen gütig verzeihen!

Ihre Stellungnahme zum Vermächtnis Georg Trakls habe ich mit großer Freude, und, ich gestehe es offen, mit einer gewissen Genugtuung, gelesen. Alles, was Sie über Georg Trakl sagen, lieber Herr v. Ficker, empfinde ich vor allem als wahr. Ich glaube Ihnen völlig. Heidegger glaube ich nicht. Darin besteht der Unterschied, und das trifft den Kern des ganzen Problems, so wie es sich für mich darstellt. Von »Heidegger's Witterung für die Besonderheit des Traklschen Gedichtes« und »seinem Verständnis« bin auch ich völlig überzeugt, – nicht aber von der Lauterkeit seines Fühlens und Wollens. Hier scheint mir ein Riß zu sein, der nicht zu überbrücken ist, auch nicht durch Heidegger's Ergriffenheit im Augenblick.

Ich breche über niemanden den Stab, und ich würde nie eines Menschen Gesinnung und Handlungen verurteilen, sofern derjenige im besten Glauben, oder aus Angst, oder einfach verblendet gedacht und gehandelt hat. Einem Heidegger aber, der wahrhaftig gescheit genug ist, und der sich seiner geistigen Verantwortung als führender, einflußreicher Kopf wohl immer bewußt war, ihm kann ich seine nationalsozialistischen Tendenzen nicht verzeihen – oder besser, ich kann sie nicht vergessen. Jetzt, da Sie auch auf Bühlerhöhe waren, lieber Herr v. Ficker, erinnert er sich des »Brenner« und seines Kreises und bekennt sich zu diesem Geist; 1933 hatte er jenen Einfluß nicht mehr gespürt! Bitte verzeihen Sie mir die harten Worte, – aber ich gehöre mit meinen 31 Jahren eben auch noch zu der Generation, die so ungeheuer verlassen und verraten wurde von den sogenannten geistigen Führern, – und Heidegger gehört nun einmal zu ihnen. Freilich, ich kenne ihn nicht näher und weiß nicht, wie weit er eingesehen und vielleicht sogar bereut hat. Er braucht auch seinen Gesinnungswechsel nicht an die große Glocke hängen; aber er soll nicht so tun, als

243

habe er bereits seit 1920 im Geiste Trakls und des »Brenner« gelebt, gedacht und gefühlt!

Hat Heidegger in seinen zum Teil tiefen, immer gescheiterten Ausführungen nicht unter Richtigem auch schön tönende, glänzend formulierte Sätze gesagt, die, weniger feierlich vorgetragen und angehört, sehr an Inhaltsschwere einbüßen, wenn man sie klar und ehrlich betrachtet? Ich könnte den Beweis leicht erbringen, hätte ich den Vortrag gedruckt zur Hand. – An jenem Samstag Abend habe ich mich sehr wohl erinnert, daß das Gedicht »Herbstseele« noch eine Strophe hat, in der von »Brot und Wein« und »Gottes milden Händen« die Rede ist und war recht erstaunt, wie Heidegger dies übergangen hat. Sie werden sich erinnern, daß keinerlei Möglichkeit zu einer Diskussion oder Frage gegeben war. Am Sonntag Vormittag nun wurde einem vorwurfsvoll mitgeteilt, daß da noch eine wichtige Strophe existiere und er, Heidegger, sich gewundert habe, daß dies von niemandem beanstandet worden sei. Da durch den hilflosen Pater aus Wien das Thema von Trakls Beziehung zu Christus, zu Gott, immerhin schüchtern angetönt worden war, wischte Heidegger alle Fragen, die sich daraufhin hätten ergeben können, mit dem lapidaren Satz unter den Tisch: »Gott ist da!« (In Trakl's Gedicht.) Darauf könnte man Einiges antworten, doch es geht mir nicht darum, sondern daß ich diese Art der geistigen Auseinandersetzung als unlauter empfinde: sie blendet, mehr noch, sie blufft. Heidegger sicherte sich nach allen Richtungen, indem er am Abend vorher verkündete, daß das Thema Religion, Christus, Gott, bei Trakl sehr schwierig zu erfassen sei und man durch ein zu direktes Aussprechen dieser Dinge Gefahr laufe, zu simplifizieren und banalisieren. Es wurde eben die genannte Strophe des Gedichtes »Herbstseele« nicht gesprochen – (sie ist sehr einfach und sehr groß!) Am andern Tag wird dann plötzlich feierlich erklärt: »Gott ist da«. Nein, da klopft mir das Herz!

Lieber, verehrter Herr von Ficker, Sie werden, – so hoffe ich fest – mich nicht für einen ehrfurchtslosen Menschen halten. Sie wissen um mein großes Vertrauen zu Ihnen: darum glaube ich, daß Sie meine Kritik an Heidegger nicht als dumme Frechheit auslegen werden, sondern als das, was sie im tiefsten Grunde bedeutet: die große Enttäuschung eines suchenden Menschen, der sich von einem Manne, welcher heute nun einmal einer der geistigen Führer der Jugend in Deutschland ist, bitter betrogen fühlte.

Trotz alledem denke ich gerne an die Tage auf Bühlerhöhe, denn sie brachten mir das so lange ersehnte Wiedersehen mit Ihnen, lieber Herr v. Ficker. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß wir Sie in München bald bei uns haben dürfen. Es wäre auch für den Vater eine große Freude! Der Abschied von hier rückt unerbittlich näher, – er fällt uns sehr schwer. Wir haben doch 20 Jahre in dem lieben, schönen Land mit seinen treuen Menschen gelebt. Nun, wir vertrauen, wenn uns bange wird, nur umso tiefer auf »unseren guten Engel«, wie die Mutter immer sagte, und daß er uns weiter leiten möge!

Ihre Ausführungen hat schon längere Zeit ein Dr. Weber, Redaktor an der »Neuen Zürcher Zeitung«, der ein aufrichtiger, begeisterter Trakl-Verehrer ist und auch von Ihnen und dem Brenner weiß. Schifferli wartet sehnsüchtig darauf – er läßt Sie bestens grüßen. Von Einsiedeln schrieb man an den Vater das Todesjahr von Karl Borromäus Heinrich: 25. Oktober 1938. Er ist auf dem Gottesacker dort beigesetzt. Seine Gattin ist zu erreichen unter der Adresse: Krankenhaus Einsiedeln. –

Ich hoffe, daß es Ihnen, lieber Herr v. Ficker, gut geht sowie Ihrer Familie, und ich bin mit allen guten Wünschen für Sie stets  
Ihre treue, dankbare

Ruth.

1128 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 17. März 1953

Sehr verehrter und – darf ich es wagen? – lieber Herr Professor!

Entschuldigen Sie, daß ich – Wochen hindurch schwer grippekrank und noch nicht ganz genesen – erst heute imstande bin, für Ihr gütiges Schreiben vom 9. Januar zu danken.

Gerne würde ich Ihrer Anregung, einige Frühlingstage in Freiburg zu verbringen, folgen. Aber ich muß jetzt trachten, endlich diesen verflixten Abschieds-Brenner herauszubringen, der in seinen Hauptteilen schon seit mehr als einem Jahr gedruckt vorliegt, mich aber dann (gleichsam über Nacht) in einen Zustand der Rat- und Hilflosigkeit versetzte, unter dem ich jetzt noch leide. Habe ich das alles erst hinter mich gebracht, dann steht meinem Kommen zu Ihnen nichts mehr im Wege. Drängt es mich doch selbst, an Hand von Unterlagen, die ich noch besitze, Ihnen wie mir die Möglichkeit zu geben, die Aufschlüsse, die uns Ihre Erörterung des Trakl'schen Gedichtes erbrachte, auf die Tragweite ihres Einleuchtenden zu prüfen. Der Lernende in dieser Situation dürfte freilich nur ich sein. Denn ich weiß nicht, inwieweit es genügt, daß mir als Autodidakten, der ich im Grunde bin, (auch wieder gleichsam über Nacht) die Augen aufgegangen sind für die erstaunlichen Ausblicke, die Ihr konsequent gewagtes Denken gerade in Berührung mit Dichtern wie Hölderlin und Trakl gewinnt; mit Dichtern also, die im Bilde ihres Dagesewenseins, jeder auf seine Art, eine Licht- und Leuchspur hinterließen, die mir bisweilen wie ein Hinweis auf ein kaum noch beschriebenes oder kaum mehr lesbares Blatt geistesgegenwärtiger Wahrheitsfindung vorkommt. Handelt es sich doch in beiden Fällen um Dichter, die aus ihrer Zeitperspektive heraus ein weithin helllichtiges, ein schmerzlich entrücktes Verhältnis zum Quellgrund jener Wahrheit hatten, die uns heute (und gerade in Trakls tragischer Sicht) als »grünendes Kreuz« wieder deutlicher vor Augen zu stehen beginnt. Aber schwer ist zu klären, was die Vorsehung damit und mit einem Einsatz, wie er Ihnen in so auffallender, die Geister der Empfänglichen beträchtlich alterierender Weise anvertraut wurde, am Ende zu verstehen geben will. Um all das waltet ein Geheimnis, das bleibt und in Distanz hält, auch wo es scheinbar zu lüften ist; doch darf als sicher gelten, daß es heute, da uns so vieles verschüttet ist, was ehemals unsere Zuversicht und Zufluchtssicherheit ausmachte, sein Ehrfurchtgebietendes in der behutsamen Art Ihres Vorgehens bei Vollbringung einer exponierten Bahnbrecherleistung ergreifender mitzuteilen vermag als in den Sicherungen gelläufiger Orientierungsmöglichkeiten, wie sie das Geleissystem repektabler theologischer Einsichten zu bieten versteht. Nur fällt mir, wenn

245

ich Ihre Schrift »Vom Wesen der Wahrheit« (deren Lektüre ich mir gerade jetzt während meiner Krankheit angelegen sein ließ) mit dem »Feldweg« vergleiche, ein entscheidender Schritt zu eingänglicherer Ausgereiftheit Ihrer Betrachtungsweise auf, so daß ich mich frage, ob der Gewinn, den wir und wohl auch Sie selbst davon haben, den Wahrnehmungsbereich rein philosophischer Interessen am Ende nicht übergreift, so sehr Ihnen diese als dem Denker und anerkannten Durchdenker phänomenaler Bezüge und Zusammenhänge fast ausschließlich am Herzen liegen müssen. Was liegt nicht alles an unbeabsichtigten und unvorhersehbaren Selbsterschließungsmöglichkeiten im Schoße einer lebendigen Denkerleistung, die gleichsam mit jedem Atemzug, den sie tut, sich vor das Herz aller Dinge gestellt sieht, denen sie in der Schöpfung, auch der eigenen, scheinbar unvoreingenommen, in Wahrheit aber einer heimlichen und eigentümlichen Berufung folgend, begegnet! Denn dieses Eigentümliche, das in der Annäherung und Hingabe an das fremde Wesen der Wahrheit, wie es im Wort wie im Schweigen unseres Staunens vor der Welt der Erscheinungen auflebt, nur zu leicht den Anschein von Eigenmächtigkeit gewinnt, folgt damit nur einer Bestimmung, die uns allen schließlich über den Kopf wächst.

Entschuldigen Sie das Naseweise dieser Bemerkungen, das mich selber stört! Aber ich habe in diesen Tagen das neue Merkurheft mit dem vollständigen Text Ihres Trakl-Vortrags auf der Bühlerhöhe erhalten, und da muß ich sagen: je mehr man Ihre Ausführungen auf sich wirken läßt, desto eindringlicher teilt sich die Atmosphäre der Morgendämmerung mit, in die Sie die Gesichte des Dichters (an Hand vornehmlich des »Fremden«, dessen Spuren er folgt) als Denker hinausgeleitet. Damit ist etwas Wesentliches vollbracht, das schwer zu fassen, aber einleuchtend ist. Wohl führt der Weg an Fragezeichen vorbei, aber sie bedeuten nichts vor den Rufzeichen der Erleuchtung, die aus der Nacht herausführen, sich ausbreiten und alles kenntlich machen wird. Dann wird vielleicht auch anderen spürbar, daß das, was Ihnen an der Erscheinung Trakls wie unter dem Eindruck von Hieroglyphen les- und deutbar wurde, sich kaum von jener Witterung für Morgenluft unterscheidet, die mich (nach der entscheidenden Begegnung mit diesem Dichter) befähigte, das Wagnis des »Brenner« als einen Klarstellungsprozeß zu begreifen und sein Konzept ohne programmatische Absichten durch vierzig Jahre gleichsam aus sich selbst entwickeln zu lassen. Hier besteht eine Parallelität des Angerührtseins von einer Zuversicht, die wie Wissen und Glauben verschieden sich auswirken mag und doch im Zeichen einer Verständigung den Plänen der Vorsehung dient.

Und so danke ich Ihnen nochmals, verehrter Herr Professor, für ein Entgegenkommen, das erfreulicher für mich und bedeutungsvoller für die Einschätzung des Dichters, der uns beiden teuer ist, nicht hätte sein können.

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin und lassen Sie mich Ihnen, ehe wir uns hoffentlich wiedersehen, recht gesegnete Ostern wünschen!

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker



1129 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER

Innsbruck-Mühlau, 7. April 1953

Lieber, verehrter Herr Guttenbrunner!

Ihr Brief hat mich *sehr* gerührt und Ihre Herbst-Ode, mir gewidmet, *getröstet*. Sie ist ein lichtvoller Nekrolog, mit dem ich mich schon heute, da ich mich über nichts mehr hinausseehe, einverstanden erklären kann. Einverstanden aus einem einleuchtenden Grunde: Was so im Gleichnis lebt, geht ein in die Nacht des Vergänglichen und dient doch der Wahrheit. *Dem Licht in der Finsternis!*

Mit allen guten Wünschen für Sie und herzlichem Dank

Ihr Ludwig Ficker

1130 AN WALTER MANGGOLD

Innsbruck-Mühlau, 7. IV. 1953

Lieber Dr. Manggold!

Leider kann ich für nächsten Sonntag zu Helgas hl. Erstkommunion nicht abkommen, aber ich werde in Erinnerung an die schöne Tauffeier im Geiste gerne auch an dieser Feier teilnehmen und Helga besonders in mein Gebet einschließen.

Heidegger hat mich nach vorheriger Anfrage am Palmsonntag mit Graf und Gräfin Podewils, bei denen er in Weilheim zu Gast war, besucht. Er war zum ersten Mal in Innsbruck, und wir haben einen schönen Nachmittag bei uns zuhaus verbracht. Ich hatte Gelegenheit, in meinem Zimmer längere Zeit allein mit ihm zu sprechen, und wir haben uns – *es ist doch sonderbar!* – überraschend gut verstanden. Ja, es schien mir, er sei in manchen Wesenszügen mir so ähnlich, daß es mich beinah' beunruhigte. Aber da ich spürte, daß es eine echte Zuneigung ist, die er mir (persönlich) entgegenbringt, hatte ich doch Freude an dieser einverständlichen Haltung über das meiste, was wir uns zu sagen hatten. Er interessierte sich für manche Trakl-Reminiszenz, die ich ihm erzählen oder zeigen konnte, und er stand auch sehr ergriffen vor Trakls Grab, das ich mit ihm besuchte. Seine Erörterung des Trakl'schen Gedichts finden Sie im Märzheft des »Merkur«. Ich verstehe gut und es ist in einem gewissen Sinn auch richtig, daß man dieses Philosophieren als einen Block vor Trakls Dichtung empfinden kann. Aber in den Grenzen dieses Vorbehalts ist H. in die Tiefe gestiegen, das merkt man an der Resonanz der Trakl-Verse in seiner Zitierung am Schluß der Abhandlung, auch wenn sie ein und das andere Fragezeichen nahe legt.

Und nun nochmals Dank und Ihnen allen Freude und Erhebung am nächsten Sonntag!

Immer Ihr

Ludwig Ficker

1131 VON ALFRED MARNAU

Alfred Marnau,  
92, Adelaide Road,  
London, N.W. 3.

21. April, 1953

Geliebter Herr von Ficker,

gestern erhielt ich endlich zwei Exemplare des »Merkur«, so daß ich nun das Ihnen gehörende zurückschicken kann. Ein Exemplar gab ich sofort Oskar Kokoschka, dem ich von diesem außerordentlichen, wundersamen Einblick Heideggers in Georg Trakls Werk schon erzählt habe, und der selber schon ungeduldig wartete, das Essay lesen zu können.

Tatsächlich ist Heideggers Artikel ein Fest, das selten beschert wird. Wie gerecht erscheint es, daß Trakl nun einen zweiten Wegbereiter erhielt! Mit großem Erstaunen verfolgte ich die genaue Darlegung, die, von der Erläuterung der einzelnen Wörter ausgehend, die Wörter auf ihre ursprüngliche Werte zurückführend nur, allmählich das ganze Bild Trakls entfaltet, von der Erörterung, der Gedicht-Auffindung, bis zur Durchleuchtung des Zustandes, der Abgeschlossenheit, bis zur Benennung des Ortes, des Abend-Landes. Und wie er die immer wiederkehrenden Worte und Farben des Trakl Gedichtes aus einer scheinbaren Verschwommenheit heraus fixiert wie mit einem Brennglas, wie er die Bedeutung des »leise« oder des »blau« usw vor unseren Augen verdichtet und aufklärt; wie er, vor allem, ein verlässlicher Führer wird auf einer ungeheuer fahrmisvollen, ungewissen Fahrt. Ich finde, ich kann jetzt Trakl längere Zeit überhaupt nicht aus der Hand legen.

Die Verhandlungen wegen des Trakl-Buches ziehen sich immer noch, die Leute sind unentschlossen, aber es wird schon was werden. Inzwischen arbeite ich an meinem Jesuitenpater, dem großen Dichter Gerald Manley Hopkins, in dem noch einmal, ein geistiges-geistliches, innenlandschaftliches Barock erblüht in einer kargen Zeit, in einem in dieser Hinsicht seit langem kargen Lande.

Wie gern möchte ich Sie bald wiederssehen! Grüßen Sie bitte Ihre liebe Familie.  
Es umarmt Sie Ihr

Fred.

1132 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg-Br. 4. Mai 53.

Sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker!

Vollends seit dem unvergeßlichen Besuch in Mühlau möchte ich es wagen, Ihre freundschaftliche Anrede mit der gebührenden Verehrung zu erwidern.

248

Wie oft denke ich zu Ihnen, seitdem ich bei Ihnen im Kreise Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihrer Frau Tochter und zugleich am Grab des Dichters verweilen durfte.

Alles, sein Sagen und sein Schmerz, die verborgenste stille Zuversicht und die Schönheit seines Wesens rückte mir in eine neue Gegenwart.

Ganz Anderes als das nur historisch-biographisch Vorstellbare kam mir seit diesem Besuch näher und fließt in die immer besinnlicheren stillen Gespräche mit dem Dichter ein.

Gerade in diesen Wochen, da ich wieder – für einen Vortrag in Bremen – wo meine Frau und ich auch Frau Clara Rilke in Fischerhude besuchen wollen – an Nietzsches »Also sprach Zarathustra« mich abmühe, erfahre ich, *welchen* Schritt G. Trakl in Verwindung des Dionysischen bei allem Schmerz hat vollziehen dürfen. –

Das blaue Bändchen sei ein geringes Zeichen des Dankes für die Begegnung mit Ihnen, die mir die Jahrzehnte seit 1911 in einer neuen Weise zu tieferer Wiederholung versammelt.

Mein Grüßen zu Ihnen und den verehrten Ihrigen geht nun nicht mehr ins Anschaulich Unbestimmte. So wünschen meine Frau und ich auch, daß Sie eines Tages bei uns den Anblick einer weniger großen, aber in ihrer Milde reichen Landschaft erfahren.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Arbeit und Ihr Wohlergehen grüßen wir Sie und Ihre verehrten Angehörigen in bleibender Dankbarkeit.

Ihr Martin Heidegger

1133 AN MARTIN HEIDEGGER [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, Juni 1953

Sehr verehrter, lieber Herr Professor!

Wieder muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich erst so spät einer Dankespflicht genügen kann, die mir im Grunde doch ein Herzensbedürfnis ist. Das bezieht sich sowohl auf die Freude und Ehre, die Sie mir mit Ihrem Besuch am Palmsonntag erwiesen haben, wie auch auf das schöne Bändchen mit dem Separatabdruck Ihrer Trakl-Studie, das Sie mir zur Erinnerung daran zugleich mit einem gütigen Begleitschreiben vor ein paar Wochen übermittelten. Beides hat zur Festigung einer Erkenntlichkeit in mir beigetragen, die ich mit Staunen wahrnehme und als ein Freiwerden von Vorurteilen, die meinem Wesen nicht gemäß sind, in meinen alten Tagen nicht mehr missen möchte. Immer schwebt mir ein Pietätsraum von Verständigungsmöglichkeiten vor, in dem alle Denkbewegungen, die der Wahrheit dienen wollen, aus verschiedenen Richtungen und über Gegensätzliches hinweg am Ende auf einander zustreben, um sich in einem gemeinsamen Festhalten an dem, was sie eint – sei es nun das Wort oder das Schweigen Gottes, das ihnen zuvörderst zu Gesicht steht – gegenseitig aufzuheben.

Darum war es mir so wertvoll, daß ich Sie an das Grab Georg Trakls führen darf.

te, und als ich Ihre Ergriffenheit, die Ergriffenheit eines berühmten Denkers unserer Tage, davor sah, war mir der Ernst und die Bedeutung der Stunde im Herzen meiner Mitergriffenheit völlig klar. Aber was in solchen Augenblicken einer offenkundigen Berührtheit von Unsagbarem vor sich geht, läßt sich besser und wohl auch wirksamer beschweigen als bereden. Darum bitte ich Sie mir zu gestatten, daß ich dies alles im Geiste einer Empfänglichkeit erwäge, die sich wohl bewußt ist, was sie Ihnen an Dank für Ihr persönliches Entgegenkommen schuldet, darüber hinaus aber mit Staunen das Walten einer Vorsehung ins Auge faßt, die über dem Grabe eines Dichters, dessen Tiefblick der Ihre ehrfürchtig zu begegnen wußte, solche Hellsichten der Verständigung im Grundsätzlichen ermöglicht. Dies ist ja vorzugsweise auch der Gewinn an Einsichten, die mir wiederholtes Lesen Ihrer Trakl-Studie (auch an den ein, zwei Stellen, wo ich zunächst zurückscheuen wollte) nahegebracht hat, und diese Studie nun in dem schön gebundenen Separatabdruck mit Ihrer Widmung zu besitzen, das ist mir ein Anlaß zu Freude und Dankbarkeit, an dem auch das freundliche Begleitschreiben, das Sie beischlossen, gebührenden Anteil hat. (Nur die Erhebung in den Freiherrnstand, den ich nie besessen habe, darf ich nicht annehmen!)

1134 VON WALTER MANGGOLD

Konstanz-Allmannsdorf  
Äschenweg 10

21. Juni 1953

Lieber Herr von Ficker!

Erst als ich eben das Datum schrieb, wurde mir mit Erschrecken klar, *wie* lange es nun schon her ist, seit ich Ihnen einen Brief schulde. Als schwere Last lag er mir schon lange in meinem Gewissen. Aber es war nicht einfach Bequemlichkeit, wenn er trotzdem nicht geschrieben wurde. Auch nicht einfach die leidige Berufsarbeit allein ließ diesen Brief ungeschrieben, wenn natürlich gerade dies unselige Gewerbe, das sich Journalismus nennt, viel dazu beiträgt, einen zu zersplittern und zu dekonzentrieren.

Nein der Grund, warum ich so schweigsam war, liegt tiefer. Es war und ist ein noch immer nicht fertig-werden mit Heideggers Aufsatz über Trakl. Ich habe ihn inzwischen oft und immer wieder gelesen. Umso gründlicher und intensiver, als dieser Versuch einer Trakl-Deutung ja Ihnen gerade so gültig und beispielhaft erscheint. Da wäre es von mir vermessen, mit einer Kritik zu kommen, die man sicherlich da und dort an Heideggers Arbeit üben könnte. Aber auf Einzelnes kommt es da nicht an, am wenigsten dann, wenn man einem so bedeutenden Philosophen wie Heidegger schließlich noch mehr als jedem anderen Menschen das Recht auf subjektive Auffassung zubilligt.

Es ist aber auch nicht so, daß ich, wie Sie einmal vermuteten, Heidegger heute noch nachtrüge oder vorwürfe, sich politisch einmal geirrt zu haben. Auch ein Heidegger hat das Recht auf Irrtum. Außerdem hat seine damalige politische Instinkto-

sigkeit, abgesehen von ihrer schädlichen Beispiel-Wirkung auf seine Studenten, schließlich nichts mit seiner Darstellung des Traklschen Gedichts zu tun. Wenn man dieses Fehlurteil Heideggers überhaupt in Beziehung zu seinem Philosophieren setzen wollte, dann könnte man es höchstens insofern tun, als es mißtrauisch machte gegen das Heideggersche Denken überhaupt und skeptisch gegenüber seiner je eigenen Argumentation eines gegebenen Sachverhaltes. Doch welchem Philosophen, vielleicht mit Ausnahme der Vorsokratiker, könnte man solche zweifelnde Haltung nicht entgegenbringen?

Ich habe lange gegrübelt und nachgedacht. Heideggers Aufsatz, in dem manchmal so bestechende, so verführerische Formulierungen von dichtender, nicht deutender Aussage über die Dichtung Trakls stehen, dieser Aufsatz nun, immer wieder vorgenommen und durchgearbeitet, er ließ mich trotz allem nicht froh werden, sowenig wie der Vortrag auf Bühlerhöhe. Aber was dort noch auf ein Unverständnis, auf ein so rasch nicht zu begreifendes Nach-Denken zurückgeführt werden konnte, hier, in der Ruhe und Konzentriertheit des Lesens, traf das nicht mehr zu.

Und doch wehrte sich in mir immer wieder etwas, das ich nicht benennen und formulieren konnte, gegen Heideggers Deutungen und Definitionen. Ich las Zangerles Aufsatz im »Brenner«, in dem er auch über Trakl schreibt, ich sah immer wieder in Ihr Trakl-Erinnerungsbuch hinein und ich trug tagelang Trakls Gedichte mit mir herum, um sie wieder und wieder zu lesen. Dabei geschah es, daß, was mir aus Trakl, in Ihrem Buch oder in Zangerles Darstellung alles klar und hell erschien, in Heideggers Interpretation nicht mehr Erhellung sondern Verwirrung brachte. Nichts soll damit gesagt sein gegen manche großartige sprachliche Ent-Wurzelung in Heideggers Aufsatz, nichts gegen manche sicher erfüllende Deutung Traklschen Wesens. Aber – was ich bei Heidegger schon immer fand, wenn er nicht reine Philosophie lehrte sondern Auslegungen von Philosophen oder Dichtern gab – das empfand ich so störend auch hier: indem er einen Dichter zu interpretieren vorgibt, interpretiert er sich nur selbst. Was mich aber in den Versuchen über Nietzsche, Hölderlin u.a. gar nicht so sehr störte, mir sogar Vergnügen machte, nämlich das Vergnügen einer Beobachtung denkerischen Vorgangs und des sich-selbst-denkenden Philosophen, hier bei Trakl hat es mich geradezu aufgebracht.

Aufgebracht in dem Sinne, daß ich mich gegen eine gewisse gewalttätige Eigenwilligkeit der Heideggerschen Interpretation wehre, von der ich meine, daß sie in Manchem Trakl Gewalt antut, um nur ein Eigenes auszusagen. Natürlich ist mir auch klar, wie viel Wesentliches in solchen Gedankengängen erscheint, Wesentliches auch über Trakl, mehr aber über Heidegger. Der Aufsatz über Trakl hat, so scheint es mir, mehr die die Bedeutung einer Etappe auf dem Wege Heideggers – auf dem er seit »Sein und Zeit« ist, um den Sinn von Sein zu suchen, mehr also eine Station des Heideggerschen Philosophierens denn ein Weg zu Trakl. Ich erinnere Sie, lieber Herr von Ficker, an das erläuternde Wort in den »Holzwegen« von Heidegger, in dem von diesen gesagt wird, daß sie »jäh im Unbegangenen« enden.

Und so scheint mir auch der Aufsatz über Trakl ein solcher Holzweg zu sein, der jäh im Unbegangenen endet. Daran, an diesem Eindruck, vermag bei mir auch nichts zu ändern, daß mir die Feinheit vieler sprachgeschichtlichen Definitionen, auf Trakls wortschöpferisches Dichten angewandt, Freude macht und mich zur Bewunderung zwingt. Aber ich werde trotz allem, was ich an Positiven der Heideggerschen Inter-

pretation, an Transparenz der gedanklichen Erfassung von Trakls einzelnen Gedichten in dem Aufsatz finde, den Verdacht nicht los, daß Heidegger mehr will als nur auslegen oder, wie er sagt, erörtern, sondern – das verrät ja auch schon die Stelle am Anfang »Das Gedicht eines Dichters bleibt ungesprochen« – daß er, wie sein Schüler Professor Löwith es so schön formulierte, in seinen Auslegungen »in der Tat über alles Verdeutlichen dessen, was dasteht, hinausgeht. Es ist ein deutendes Interpretieren, bei dem sich etwas dazwischenlegt, und ein Übersetzen des Textes in eine andere Sprache, die beansprucht, »das Selbe« zu denken. Die subtile Erschlossenheit für den Text ist dabei eben so groß wie die resolute Entschlossenheit, mit der Heidegger seine Vorhabe durchsetzt.« Und ich habe den Eindruck, daß die Behauptung Löwiths – in Bezug auf eine Anaximander-Auslegung Heideggers – hier gehe Heidegger »nicht nur weit über den auszulegenden Spruch hinaus, sondern an ihm vorbei und über ihn hinweg, indem sie ein Nichtgesagtes in einer Weise auslegt, worin sich der auszulegende Spruch nicht mehr erkennen läßt«, daß also diese Darstellung der Heideggerschen Interpretation auch auf den Trakl-Aufsatz, z.T. mindestens, anwendbar ist.

Sie sehen, lieber Herr von Ficker, wie sehr ich da in eine philosophische Auseinandersetzung geraten bin. Und ich frage mich selbst, ob das richtig ist, wenn man sich mit Trakl beschäftigt. Ich komme mir, wenn Sie diesen Vergleich mir erlauben wollen, dabei vor, als ob ich, um die Heilslehre der christlichen Religion zu begreifen, nur und allein der theologischen Wissenschaft bedürfte. Aber ich glaube, Sie verstehen, was ich mit diesem Vergleich meine.

Und so will ich nur noch einmal abschließend sagen, daß mir Heideggers Aufsatz sehr viel Anregungen gegeben und mir zu manchem Verständnis Trakls verholfen hat. Aber mir ist Trakl trotzdem verständlicher, wenn ich Ihre Grabrede lese, von seinem Wesen erfahre ich – für mich – entscheidenderes in seinen Briefen. Und dann lese ich immer und immer wieder die Gedichte. Heideggers »Erörterung« aber ist mir viel interessanter in Bezug auf den Erörternden selbst und als philosophiegeschichtlicher Essai in der Entwicklung Heideggers.

Es ist mir bewußt, wie sehr ich mit diesem Brief mich nicht nur mit Heidegger auseinandersetze, sondern wie groß die Gefahr ist, auch mit Ihnen mich auseinander-zu setzen. Aber glauben Sie mir, lieber Herr von Ficker, daß mir vor allem daran liegt, mir selber klar zu werden über das, was Trakls Dichtung ist. Ich weiß auch, daß dies eine Aufgabe ist, die mich noch mein ganzes Leben beschäftigen wird, und ich bin im Zweifel, ob ich sie je lösen kann. Desto mehr warte ich auf Ihren Aufsatz im nächsten »Brenner«, von dem ich mir erhoffe und auch überzeugt bin, daß er mir mehr und letztlich wesentlicheres zu sagen hat als Heideggers Versuch.

Im übrigen hoffe ich, daß, wenn alle unsere Pläne verwirklicht werden können, ein Wiedersehen mit Ihnen im August möglich ist. Wir hoffen nämlich ein paar Tage nach Innsbruck fahren zu können. Ich würde mich von Herzen freuen, wenn sich eine gute Stunde fände, um dann mit Ihnen einmal auch über Trakl – und über Heidegger reden zu können.

Bis dahin bin ich, mit allen guten Wünschen für Sie und Ihre Familie, und mit den herzlichsten Grüßen

in alter Freundschaft

Ihr Walter Manggold

Innsbruck-Mühlau, 17. Sept. 1953

Liebe Birgit!

Ja, entschuldige bitte, daß ich so lange nicht geschrieben habe und mich noch gar nicht bedankt habe für den sehr interessanten wie in seiner Haltung sympathischen und ernst zu nehmenden Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen«. Ich habe auch die anderen Stellungnahmen, die dort noch und anderswo erschienen sind, gelesen, aber als beträchtlich (weil ein grundsätzlich Fragwürdiges in H.s Haltung betreffend) erscheinen mir nur die Ausführungen, die von diesen zwei Studenten in Bonn und in Düsseldorf geliefert wurden. So aufklärungsbedürftig natürlich die Sache ist, an der sich jetzt so viele stoßen, sie hat doch auch ein Gesicht, das nicht so eindeutig zu bestimmen ist. Es wäre durchaus denkbar, daß H. gerade von dem Bestreben geleitet war, nichts zu beschönigen, nichts zu entschuldigen, was an seiner Haltung anfechtbar war, und sich zunächst geradezu begierig den Pfeilen auszusetzen, die man in diesem Fall für ihn bereithalten mußte. Natürlich nicht in der Absicht, sich ihrer Wirkung als Märtyrer seiner Überzeugung auszusetzen, sondern um mit ihnen – und das haben die beiden jungen Studenten als seinen wesentlich wunden Punkt herausgespielt – dialektisch fertig zu werden (dialektisch in einer Situation, die keine Zwi-spältigkeit und keine Zweideutigkeit verträgt). Trotzdem kann man einen Denker wie H., von dessen sorgfältig revidierender Tiefsicht ich mich gerade in letzter Zeit unter dem Eindruck von christlich ernst zu nehmenden Bezugnahmen auf ihn überzeugen konnte, nicht vor das Forum von Presse-Polemiken zitieren und von dorther die Frage an ihn richten: »Warum schweigt H.?« Das sind Ausfrage-Reaktionen, die sich in einem anderen Raum des Appellabeln abspielen, als wo H. mit seinem Denken autochthon zu Hause ist. Seine Situation mag seinem eigenen Verantwortungsgefühl mißverständlich scheinen und Ansätze zum Tragischen aufweisen: einen ursprünglicheren Philosophen im Vorfeld des Glaubens, einen wagemutiger ergriffenen haben die Deutschen in neuerer Zeit nicht gehabt. Das wird mir immer deutlicher, so mißverständlich das wiederum anderen scheinen mag, die mit fertigen Maßstäben an die Beurteilung dieser Dinge herantreten. Im übrigen wird sich im Gesamtaspekt des nächsten Brenner und insbesondere in der Betrachtung, die ich Wittgenstein gewidmet habe, manches aufhellen, das indirekt auch auf H. Bezug nimmt und von diesem sicher so verstanden wird, wie es gemeint ist und dem Respektsverhältnis entspricht, das uns beide verbindet. Hoffentlich nimmt sich nun auch die Druckerei der Fertigstellung des Brenner so an, daß er noch im November erscheinen kann.

Innsbruck-Mühlau, 2. XI. 1953

Lieber Herr Doktor!

Nur das Gewicht und die Bedeutung Ihres Briefes über Heidegger haben es vermocht, daß ich mich bis heute nicht einmal *bedanken* konnte für den Ernst und die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, die Sie an seine Abfassung trotz Überbürdung mit anderer Arbeit gewendet haben. Ihn *angemessen* zu beantworten, war ich nicht in der Verfassung. Denn vieles von dem, was Sie mir zu bedenken gaben, ging und geht mir natürlich in Konfrontation mit dem Erlebnis, das mir mit Heidegger überraschend begegnete, selbst durch den Kopf. Aber da ja dieser letzte Brenner das flagrante Wagnis für mich ist, das mich nicht zur Ruhe kommen läßt, so mußte ich alles, was ich eigentlich *Ihnen* als Erwiderung zgedacht hatte oder doch andeutungsweise zudenken wollte, in das Maschennetz dieses mehr oder weniger herzerreißenden Konzepts mit hineinverstricken. Was ohne direkte Bezugnahme darauf – coram publico sozusagen en passant – daraus geworden ist, das werden Sie ja bald in Augenschein nehmen können. Dann werden Sie ja sehen, ob das Monokel, das ich mir in Hinblick auf Heidegger (wie auf vieles andere) ins Auge klemmen mußte, um über seine Blößen, ohne sie aus dem Auge zu verlieren, hinwegsehen zu können, mir zu Gesicht steht oder nicht. Es ist dies alles nur aus der *Gesamtphysiognomie* des nächsten Brenner zu beurteilen, der jetzt gerade fertig gesetzt wird, den ich aber nicht mehr *vor* Weihnachten herausbringen möchte, sondern bald nachher im neuen Jahr. Dann, hoffe ich, werden Sie mir verzeihen, daß ich mich so lange vor Ihnen ins Unrecht gesetzt habe. Vieles davon ist auf Konto meiner mir selbst so peinlichen Herz- und Gehirnerschöpfungszustände zu setzen. Aus der Blitzvisite, die Ulla einmal im Sommer bei Ihnen machen konnte, haben Sie aber wohl entnehmen können, wie leid mir wäre, wenn Sie mir Ihre gute und so willkommene Zuneigung je entziehen könnten.

Über Helgas in jeder Hinsicht ausgezeichneten Brief habe ich mich damals nicht minder gefreut wie über Ihre wohldurchdachten Ausführungen zu einem Thema, das reif wird, von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet zu werden. Für mein Patenkind lege ich ein Bildchen bei, das diesen Sommer im Koreth-Garten von mir aufgenommen wurde.

Für heute nur dies und alles Herzliche Ihnen dreien  
von Ihrem dankbar ergebenen

Ludwig Ficker



1137 VON FRIEDRICH AUGUST HAYEK

F. A. HAYEK  
COMMITTEE ON SOCIAL THOUGHT  
UNIVERSITY OF CHICAGO  
1126 EAST 59TH STREET  
CHICAGO 37, ILL.

Herrn Professor  
Dr. Ludwig von Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

24. November 1953

Sehr geehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 30. Oktober und die heute eingetroffenen Fahnen Ihres schönen Aufsatzes, der mir besonders wertvoll ist. Er stellt eine ganz wesentliche Bereicherung unseres Bildes von L.W. dar.

Darf ich Sie jedoch noch mit ein oder zwei Fragen bemühen? Sie erwähnen, daß W. ein Schüler G. Frege's war. Es besteht natürlich keine Frage, daß er durch Frege's Werk ungeheuer beeinflußt war und ich weiß auch, daß er Frege etwa 1912 kurz besucht hat. Was aber niemand mit Sicherheit weiß und wir alle nur vermuten, ist ob W. schon früher, wahrscheinlich bevor er zu Russell ging, länger mit Frege gearbeitet hat. Seine Erzählungen gaben vielen seiner Freunde den Eindruck, daß dies der Fall war, aber niemand weiß es sicher. Die Frage ist von einer gewissen Wichtigkeit. Wissen Sie mehr darüber?

2. Sie erwähnen daß Wittgenstein »noch im Spä[t]sommer 1919« Sie in Innsbruck besucht hätte. Der Rücktransport aus dem Gefangenenlager in Monte Cassino began am 21. August, er war dann jedenfalls längere Zeit in Wien, lang genug um die Formalitäten des Vermögensverzichts durchzuführen und dann noch, bevor er Sie besuchte, auf der von Ihnen erwähnten Reise in Norddeutschland. Vermutlich war das dieselbe Reise auf der er »im Herbst« 1919 mit Bertrand Russell im Haag zusammentraf. Aber wenn es wirklich in diesem Jahr war, muß dann das Zusammentreffen wohl schon ziemlich im Herbst stattgefunden haben?

3. Wittgenstein soll sich zwei oder drei Jahre später, wahrscheinlich im Sommer 1922, in Innsbruck noch einmal mit Bertrand Russell getroffen haben. Wissen Sie etwas von diesem Besuch in Innsbruck und hat er Sie damals aufgesucht?

Die von Ihnen erwähnten Aufsätze [v]on E. Wasmuth und I. Bachmann waren mir auch noch unbekannt und ich muß versuchen, sie mir zu beschaffen.

Nochmals mit dem allerbesten Dank und den freundlichsten Empfehlungen, Ihr sehr ergebener

F. A. Hayek

1138 VON LUDWIG HÄNSEL

Wien, 2. Dez. 53.

Verehrter und lieber Freund!

Wittgenstein ist mit mir aus der italienischen Kriegsgefangenschaft (*Lager Cassino*, einigermaßen am Fuß von *Monte Cassino*) am 26. August 1919 zurückgekommen.

Dort haben wir uns kennen gelernt, dort hat er mich in die Logistik eingeführt und mich seinen *Tractatus Logico-Philosophicus* im Manuskript lesen lassen, dort haben wir mitsammen Dostojewski und die *Confessiones* des Augustinus gelesen – eine wunderbare Zeit für mich.

Von Herbst 1919 bis Sommer 1920 hat Wittgenstein (der Realschulmatura hatte – dann Technikstudium – dann Philosophie –) den IV. Jahrgang der *Lehrerbildungsanstalt*, Wien III, Kundmannngasse, besucht. *Erst ab Herbst 1920* war er also im *Lehrerdienst* (hauptsächlich in Trattenbach a. Wechsel, in Puchberg a. Schneeberg und in Ottertal, eine Wegstunde vor Trattenbach). 1924/25 verfaßte er – sehr sorgsam – ein »Wörterbuch für Volksschulen« (Verl. Hölder-Pichler-Tempsky 1926) 1926 erhielt er auf Grund »freiwilliger Dienstesentsagung« seine Enthebung vom Schuldienst.

(Prof. Hayek hat sich alle diese Daten bei mir geholt.) –

In der letzten Zeit habe ich oft an Sie gedacht. *Der II. Bd. Ebner ist in Gefahr*. Prof. Pflieg[er] fürchtet das Imprimatur dafür nicht zu erlangen. Eben jetzt wird darüber im erzbischöfl. Ordinariat verhandelt (noch unverbindlich). – Wegen der Tagebuch-Stellen, die Walter Ebner gebracht hat, werde ich auch Sie, lieber Herr Professor, um Ihr Gutachten bitten.

Jetzt aber – und schon jetzt – nur die besten Grüße und *Weihnachtswünsche!*

Ihr herzlich ergebener

Ludwig Hänsel

1139 AN THEODOR SPOERRI

Herrn  
Dr. Dr. Theodor Spoerri,  
Psychiatrische Universitätsklinik,  
*Waldau bei Bern*

Innsbruck, 9. Dezember 1953.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich, mit anderer Arbeit überhäuft, erst heute dazukomme, mich mit Ihrem Anliegen, das mich überrascht hat, brieflich zu befassen. Was ich dazu zu sagen habe, ist dies:

256

Ich weiß nicht, was Psychiater im Interesse ihrer Wissenschaft einander mitzuteilen für nötig erachten. Vor allem geschieht es, nehme ich an, um lebenden Patienten, die sich ihnen anvertrauen, unter Respektierung jener Rücksichten, auf die jeder Einzelne von ihnen ein Anrecht hat, (z.B. Geheimhaltung seines Namens in der Fachliteratur) helfen zu können. Nie aber habe ich für möglich gehalten, daß im Bereiche eines ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Forscherehrgeizes das Andenken eines toten Dichters von der Bedeutung Trakls so verunglimpft werden könnte, wie diese »anthropographische« Beleuchtung seines Falles es zur peinlichen Überraschung aller enthüllt, die sich klar darüber sind, welchem Geist der »Wahrheitsfindung« hier skrupellos und ohne Ahnung seiner Überlebtheit geopfert wird.

Gewiß, Sie sind mit dem Werk des Dichters und der Literatur über ihn genügend vertraut, um sich das Feld Ihres Interesses an ihm nach Gutdünken abstecken zu können. Auch ist Ihre Belesenheit in einschlägiger Fachliteratur und deren Verwertung im Hinblick auf das Thema Ihrer Betrachtung zweifellos imponierend. Umso verwunderlicher, daß Sie, wie Sie selbst bekennen, in psychiatrischer Hinsicht zu keinem sicheren Ergebnis gelangt sind. Aber wenn Sie dieser Feststellung leichthin die Bemerkung anfügen, daß es ja schließlich darauf nicht ankomme, vielmehr sei die ganze Persönlichkeit, das Werk in seiner Einmaligkeit wichtig und allein ausschlaggebend, dann darf ich, der ich da ganz Ihrer Meinung bin, wohl fragen, wem und welchem Interesse Sie mit dieser wahl- und hemmungslosen Preisgabe von Äußerungen, die Sie auf Ihren Blitzvisiten per Auto durch Österreich über Trakl und seine zum Teil noch lebende Familie sammeln konnten, nun eigentlich zu nützen wähten? Fragen Sie sich das bitte selbst, und Sie werden verstehen, daß ich mich von einem solchen Mißbrauch arglosen Entgegenkommens zu Zwecken, mit denen ich nichts zu tun haben will, für meinen Teil gehörig zu distanzieren wünsche. Dies besonders für den Fall, daß Ihrer Bemühung, der Arbeit über den Rahmen der zuständigen Fachliteratur hinaus Publizität zu verschaffen, Erfolg beschieden sein sollte. Für heute genüge die Feststellung, daß Ihre Behauptung, ich sei Ihnen während der Niederschrift Ihrer Arbeit immer wieder mit meinem Rat zur Seite gestanden, auf einem Irrtum beruht, über den ich mich nicht genug wundern kann.

Das überraschend und wohl nur in einer momentanen Verlegenheit (auf den Bescheid Otto Müllers hin) mir zugeleitete Exemplar Ihrer Habilitationsschrift sende ich Ihnen daher, ohne auf Einzelheiten einzugehen, zurück, bedauernd, daß es zu solchen Mißverständnissen zwischen uns kommen mußte. Dafür können Sie aber kaum verantwortlich machen

Ihren ergebenen

Ludwig Ficker

1140 AN THEODOR SPOERRI [Entwurf]

10. XII. 1953

Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Nachtrag zu dem Brief, den ich heute an Sie abgesendet habe und dessen Schroffheit ich zu entschuldigen bitte, möchte ich vor Rücksendung Ihrer Schrift nur noch bemerken, daß ich selbstverständlich die Subtilität nicht verkenne, mit der Sie Ihren Standpunkt innerhalb der Deutungen, die das Gedicht Trakls schon erfahren hat, ins Gleichgewicht zu bringen trachten. Es scheint mir in diesen Partien jene Vorsicht im Spürsinn gewahrt, die ich bei Beurteilung und Abschätzung der Aussagen über Trakl im Hinblick auf gewisse Pietätshintergründe, ohne die das Anthropographische ins Anthropophagische abzusinken droht, so schmerzlich vermisste. Wer aus konkreten Situationen heraus, die entscheidend und einmalig den Blick in ihr tiefer Wahrnehmbares zogen, dem Menschen Trakl begegnet ist und in lebendiger Erinnerung heute noch begegnet, der kann das Gewicht dieser persönlichen Schicksals Erfahrung natürlich nicht gegen die unbeschwerte Objektivität einer Wißbegierde in die Waagschale werfen, wie sie der Ehrgeiz einer psychiatrischen Untersuchung, die sich auf alle bisher erschienene Literatur stützen kann, nun ungescheut ihren eigenen Interessen widmen kann, vor unsereinem aufgetürmt. Dementsprechend müssen auch die Geisteshaltungen zum Phänomenalen des Erlebnisses Trakls auseinanderklaffen.

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

1141 AN OTTO MÜLLER [Entwurf]

Prof. Ludwig v. Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

14. Dez. 1953

Sehr geehrter Herr Müller!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute Durchschläge meiner Briefe an Herrn Dr. Dr. Theodor Spoerri in Bern übermittle. Ich weiß nicht, warum diese Psychiater ihre Untersuchungen plötzlich nicht mehr in der Fachliteratur unterbringen wollen, wohin sie gehören. Sollten sie am Ende schon in dieser peinlich wirken und die Grenze des Zulässigen überschritten haben? Und warum glauben sie, daß dergleichen in unseren heimgesuchten Ländern leichter unterzubringen sein mußte und in Verlagen, die auf Wahrung ihres anders gearteten Horizonts bedacht sein müssen, wenn schon in der unversehrten Schweiz kein fachwissenschaftlich orientierter Verlag mehr darauf anbeißt?! Es liegt so viel Schändliches in all diesen zudringlichen

258

Zwitterbemühungen, dem Ansehen eines Dichters, dessen Ruhm wie einst sein Werk in der Stille gereift ist, auf Ebenen zu begegnen, die sein Menschenbild bei allem Aufwand an anekdotisch Aufgeschnapptem fälschen und in ein schiefes Licht setzen müssen – eben in ein Licht der Wißbegierde, das inkommensurabel ist an dem Tiefgang der Erleuchtung, der diesem Dichter als sein Verhängnis zugefallen ist. Kein wissenschaftliches Interesse rechtfertigt den Versuch, diesen ehrwürdigen Patienten, der tot und dessen Schicksal besiegelt ist, in seiner Wehrlosigkeit vor solchen Zugriffen vor einer Öffentlichkeit zu entkleiden und als interessanten Fall vorzuführen, die entweder empört oder vor den Kopf geschlagen sein muß, wenn sich eine solche Prozedur außerhalb des psychiatrischen Fachinteresses und seiner gegebenen Publikationsmöglichkeiten vollzieht. Selbst da scheint man sich aber schon Gedanken zu machen, wohin denn dieser Verlust an Diskretion und Schamgefühl die eigene Wissenschaft noch führen soll.

1142 VON GERHARD SZCZESNY

DER BAYERISCHE RUNDFUNK  
ANSTALT DES ÖFFENTLICHEN RECHTS  
BAYERISCHER RUNDFUNK • MÜNCHEN 2 • RUNDFUNKPLATZ 1

Abteilung  
Nachtstudio

MÜNCHEN  
20. 12. 53

An den  
Brenner-Verlag  
Innsbruck

Sehr geehrte Herren!

Wir wurden im Juli darauf aufmerksam gemacht, daß in der »demnächst erscheinenden Nummer« des BRENNER eine Arbeit von Ludwig v. Ficker über Ludwig Wittgenstein sowie Briefe von Wittgenstein an Rilke und v. Ficker veröffentlicht werden sollten. Falls das den Tatsachen entspricht, würden wir Sie bitten, diese Nummer auf unsere Kosten möglichst rasch an folgende Adresse zu senden:

Frl. Dr. Inge Bachmann, Klagenfurt, Henselstr. 26.

Mit Dank für Ihre Bemühungen  
und vorzüglicher Hochachtung

Dr. Gerhard Szczesny  
»Das Nachtstudio«  
[Unterschrift unleserlich]

259

1143 VON MICHAEL PFLIEGLER

Universitätsprofessor  
Dr. MICHAEL PFLIEGLER  
Wien XIX., Iglaseegasse 42

Wien, 22. Dez. 1953

Hochverehrter Herr Professor!

Heute komme ich mich ausklagen. Im Stillen hoffe ich, Sie wüßten einen Rat und Ausweg.

Die Herausgabe der Ebner-Werke ist in eine Krise geraten. Gerade die Brennerabhandlungen, auf die ich am meisten Wert legte, brachten sie. Näher gesagt: wie die Sache jetzt steht, bekomme ich für »Die Wirklichkeit Christi« kein Imprimatur. Der Aufsatz ist eine einzige Attacke gegen die Tatsache des Dogmas, damit der Theologien, ja der Kirche.

Ich stehe nun auf dem Standpunkt, daß im Vorwort alles gesagt werden soll über das Stadium, in dem Ebner damals stand, und daß darum zunächst, ja nur bei der Ausgabe mein Vorwort der Beurteilung unterliegt.

Ich hoffe, daß ich mich durchsetze. Zusage habe ich keine. Hoffnung nicht viel.

Bekämen wir keine Druckerlaubnis, dann müßten Hänsel und ich die Herausgeberschaft zurücklegen, ich auf alle Fälle, damit zöge sich auch der katholische Verlag zurück. Das ganze Unternehmen ist zum zweiten Mal in Frage gestellt.

Wie gesagt, ich hoffe noch, daß ich die hiesigen Bischöfe für eine weitherzige Entscheidung gewinne. Der Zensur ex officio ist, höre ich »totus, quantus« dagegen.

Wahrscheinlich, wenn überhaupt, wird sich ein neutraler Verlag der Herausgabe annehmen. Auch das ist aber fraglich, weil sie nur gewagt werden kann mit Subventionen, die wieder z.T. von der Herausgeberschaft, besser vom Vertrauen in sie abhängen.

Das ist die Lage.

Ich bin traurig, daß ich Ihnen keine frohe Weihnachtsbotschaft bringen kann.

Dennoch: allen Frieden der Hl. Nacht!

Ihr sehr ergebener

Michael Pfliegler

1144 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 28. Dezember 1953

Sehr verehrter, lieber Herr Professor!

Immer hatte ich gehofft, ich würde Ihnen zu Weihnachten den neuen Brenner überreichen können. Wieder wurde nichts daraus, und das Fatale für mich ist: wenn ich von meiner Zerschlagenheit absehe, weiß ich eigentlich nicht, woran das liegt.

Notgedrungen bilde ich mir dann wieder ein, es liege eine Fügung vor, die mich zwar schmerzt, aber in einemhin ermächtigt, Mut und Zuversicht gerade jetzt nicht sinken zu lassen. Kurz, es ist ein Zustand der Ratlosigkeit wie der Erwartung, der mich da heimgesucht hat, und merkwürdiger Weise hat er mich sehr empfänglich gemacht für den einleuchtenden Tiefgang der Sentenz, mit der Sie kürzlich Ihre Ausführungen in München geschlossen haben: »Das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.« Nur daß diese Art Fragebereitschaft bei mir nicht ganz frei ist von Auflehnung gegen ein Geschick, das nachgerade als ein arges Mißgeschick zu empfinden mich auch der Umstand nicht hindert, daß ich es vor meinem Schuldgewissen gern mit der beschönigenden Etikette »Saumseligkeit« versehe.

Aber da Sie mir mit einem Gruß zuvorgekommen sind, über den ich mich sehr gefreut habe, so möchte ich doch das Jahr nicht ganz vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu sagen, wie sehr auch ich oft und gerne zu Ihnen hindenke, obwohl ich ja im Hinblick auf Ihr Werk, das nur in lückenhaften Umrissen vor mir steht, kaum ein tiefer zu begründendes Recht dazu habe. Gleichwohl dürften Sie es, scheint mir, nicht ungütig aufnehmen, daß mir durch die schöne Ansichtskarte von Meßkirch, die Sie mir im Oktober sandten, mit dem Turm der Martinskirche hinter der Schloßmauer (immer bewegen wir uns in einer Symbolwelt der Wirklichkeit) die Bedeutung des »Feldwegs« für Sie und Ihr Denken über meine anfängliche Ahnung hinaus wieder um ein Stück näher gebracht wurde. Und so glaube ich förmlich zu sehen, welch wichtigen Einschnitt in das Gefüge Ihrer Selbstbesinnung dieser Feldweg bildet, welcher Wendepunkt mit ihm gegeben ist in der Rückbesinnung auf die Vorgegebenheiten Ihrer Wahrnehmungsgabe, Ihrer Selbstversenkung in einen spannungsreichen, schwer zu bewältigenden denkerischen Erkenntnisprozeß, von dem wir nicht wissen können, wozu er im Grunde bestimmt ist. Denn so offenbar ist, daß seine Ausstrahlungen dem jeweiligen Augenblick Ihres Verweilens vor allem fragwürdig vor Sie Hingestellten angehören, so wahrnehmbar ist, daß sie sich darin nicht erschöpfen; sie zielen auf Verhüllteres: auf Erfüllteres ab.

An dieses halte ich mich im Gedenken an Sie und an das große Geschenk Ihrer Zuneigung, für das ich nicht genug danken kann. Möge es mir erhalten bleiben! Dies wünsche ich mir, und wenn ich Ihnen zum Jahreswechsel diesen egoistischen Wunsch ans Herz lege, dann werden Sie ihm, das spüre ich, entsprechende Berücksichtigung nicht versagen.

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin! Und selbstverständlich werde ich Sie im neuen Jahr besuchen, sobald es mir möglich ist. Ich freue mich schon darauf und grüße Sie inzwischen herzlich und in Ehrerbietung.

Ihr Ludwig Ficker

# 1954

1145 AN PAULA SCHLIER [P]

Prof. Ludwig v. Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Frl.  
Paula Schlier  
Tutzing vor München  
Bahnhofstr. 4

8. III. 19[54]

L.P.! Dank für Deine erfreulichen Mitteilungen! Habe soeben die Rundfunkübertragung gehört, *gut* gehört. Horwitz las ausgezeichnet, und ich freute mich sehr und war sehr gerührt, seine Stimme zu vernehmen. Wie schön auch, daß er alles als Überraschung für Dich und so zu Deinen Gunsten arrangierte! – Was Pic. betrifft, so meinte ich (was Du ja auch herausgeföhlt hast), daß er mit seinem an sich gewiß erstaunlichen Gesichtssinn autochthon nur dort zu Hause ist, wo er in eine magisch-eklektizistische Beziehung zu seinen Betrachtungsgegenständen treten kann; sein Blick und seine Kombinationsgabe gehen eigentlich nur zwischen Menschen-, Kunst- und Landschaftsmotiven wie Wünschelrutengänge hin und her, aber nichts weitet sich ihm zu wahrer religiöser Ergriffenheit, im Gegenteil: sein Spürsinn gleicht dem eines Genußspechts. Den »Brenner« hoffe ich noch vor Ostern fertig drucken zu können, auch wenn sich die Auslieferung bis gegen Pfingsten hinziehen wird.

Bitte, komm noch nicht am nächsten Samstag, weil der Neffe meiner Frau, der Pastor aus Genf, über das Wochenende auf der Durchfahrt sich angemeldet hat. Lieber erst am übernächsten, oder wenn es Dir sonst am besten paßt!

Alles Herzliche für heute!

L.



1146 VON LUDWIG HÄNSEL

Wien, 25. März 1954.

Hochgeehrter Herr Professor und lieber Freund!

Statt eines »kurzen Winkes« gebe ich doch besser einen (auch nur kurzen) Überblick über die Situation.

Die Bedenken Prof. Pfliegler haben zu einer inoffiziellen Anfrage in Rom geführt. Bischof Hudal gab darauf den Rat, das Ordinariat in Wien möge die Sache »im eigenen Wirkungsbereich« (wie man in unserem Amtsdeutsch sagt) »erledigen«. Das Vorwort müsse nur klar die Distanzen aufweisen und die Gedanken der Brenner-Aufsätze als ein *Stadium* auf dem *Wege* zu erkennen geben. Schließlich habe ja auch der heilige Augustinus noch retractationes geschrieben. – So stand die Sache anfangs Februar. – Ich habe Prof. Pfliegler und Monsignore Mauer (dem Verantwortlichen für die Thomas-Morus-Presse, den Vorschlag gemacht, das Ordinariat, d.h. Erzbisch.- Koadjutor Jachým, zu einer Erklärung zu bewegen, daß gegen die Herausgabe der Brenner-Aufsätze *ausnahmsweise* kein Einwand erhoben werde und zwar: angesichts ... angesichts ... angesichts.... Diese Erklärung, die ich auch vollständig formuliert habe, sollte auf der Rückseite des Titelblattes abgedruckt werden. Prof. Pfliegler hat den Entwurf auch vorgelegt. Erzb. Koadj. Jachým aber hat, wie ich befürchtete, diese von den jurid. Gepflogenheiten abweichende Erklärung *nicht* gewagt, sondern nun *offiziell* um die »ausnahmsweise« Druckgenehmigung in *Rom* angesucht. Darauf ist natürlich noch keine Antwort da.

Unter so tanen Umständen würde ich bitten, in der Anzeige der Ebner-Ausgabe die Thomas-Morus-Presse (Herder Wien) *noch zu belassen*.

Die (sehr schwachen) Subventionen sind für den II. Bd. auch noch unter dieser Voraussetzung bewilligt worden. –

Aber – woran mir *mehr* liegt: es ist sehr schade, daß wir uns nie sehen! Kommen Sie nie mehr nach Wien? – *Alles Gute!*

Ihr herztl. ergebener

Ludwig Hänsel

1147 VON ERNST KNAPP

Schwaz, 22. Mai 1954.

Lieber Freund!

Gestern erhielt ich mit dem Schlußwort »Ende des Brenner« die achtzehnte Folge/1954 Deiner seit 1910 herausgegebenen Zeitschrift »Der Brenner« zugesandt. Vielen Dank!

Mich hat Deine Zeitschrift, insbesondere die Beiträge »Carl Dallagos«, mit dem ich ohne jeden Mißklang durch 63 Jahre befreundet war, zum denkenden Menschen

263

gemacht, der in der Genesis 3. Kapitel mit der Verheißung des Messias, in der wirklichen Messianität Jesu u. in der Revolutionierung des Christentums durch Dallago als Durchbruch bis zum Anfang mitten im Verfall seine subjektive Wahrheit gefunden hat. Diesem »Neuen Adam«, dem Landschaftsmenschen Carl Dallago, war die Schöpfung Gottes, das Paradies wieder offen, da er dem Hochhinauswollen, dem Sündenfall nicht erlag. In dieser Bewunderung habe ich die Ruhe in Gott gefunden.

Ich wünsche Dir für den Lebensabend Wohlergehen, empfehle mich Deiner Frau u. sei Du herzlichst begrüßt von Deinem langsam etwas müde werdenden

Ernst Knapp

1148 VON KARL RAHNER

25. 5. 54.

Sehr verehrter Herr von Ficker,

Sie haben mir den – Ihren – Brenner zukommen lassen. Am Ende steht: Ende des Brenner. Aber wenn das Werk vollendet ist, so vollendet ist, wie der Brenner, dann dürfen Sie dem Geber aller guten Gaben und dem Vater der Lichter danken, und wir müssen Ihnen den großen, stillen ehrfurchtsvollen Dank sagen, der diesem Werk, das vollendet ist, geziemt. Daß Sie mir selber diesen letzten Band widmeten, das erfüllt mich mit einer großen Dankbarkeit. Aber ich frage mich auch erschreckt: wie werden wir dem Erbe gerecht werden, das Sie uns Jüngeren hinterlassen haben? Bis jetzt habe ich nur Ihr »Frühlicht über den Gräbern« gelesen. Der süße Ernst, mit dem Sie diese großen Toten, die leben, beschwören, ergreift mein Herz.

Nicht als Gegengabe (als solche wäre sie nicht würdig), aber als bescheidenes Zeichen meiner Dankbarkeit und Verehrung erlaube ich mir, Ihnen, sehr verehrter Herr von Ficker, mein »Kleines Kirchenjahr« zu widmen.

Mit vielen guten und herzlichen Grüßen bleibe ich

Ihr sehr ergebener

Karl Rahner SJ.

1149 VON MICHAEL GUTTENBRUNNER

Wien 19. Juni 1954

Sehr geehrter Herr Ficker,

es war nicht leicht für mich, hier den Brenner aufzutreiben; er ist in allzuvielen Buchhandlungen, selbst der inneren Stadt, nicht vorrätig; ein Angebot, ihn zu bestellen, auf das ich einging, wurde, wie sich später zeigte, nicht verwirklicht, und so weiter! schließlich beauftragte ich mit der Herbeischaffung des Heftes einen andern

und die Verwicklungen wurden immer ärger – denn ich selbst bin mit freier Zeit sehr knapp gehalten, ich arbeite von früh bis spät mit Krampen und Schaufel. Seit gestern bin ich im Besitz Ihres letzten Brenner-Heftes, und ich staune ob des unverminderten Hoffnungslichtes, das über seinen reinen Seiten liegt. Was Sie dem Herausgeber der Salzburger Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen schrieben, las ich. Antwort auf meine vor Jahren gestellte Frage, wie solche schmierige Befassung mit der schwierigen und geheiligten Materie zu Ihren Lebzeiten in Österreich möglich sei? – Die halbstündige Mittagspause eines schweren 9-Studententages verbringe ich in einem, neben dem Arbeitsplatz gelegenen, Wirtshaus, das zur Mittagszeit ausschließlich von Arbeitern besucht wird; das gibt Lärm genug von Kehlen, die nicht weniger grob als die Hände und der Hände Werk sind. Ich kann aber inmitten all der Augenblicks-Worthändel, die hier in Wien vor allem Fleischkost und Fußballspiel betreffen, allein sein mit meinen Gedanken. Ich esse mein Brot und trinke dazu ein Viertel Heurigen, der erfrischend und billig ist. Gestern und Heute hab ich in diesen Pausen Ihre Schlußschrift »Frühlicht über den Gräbern« gelesen. Zu Ende des 4. Abschnitts rann mir, süß und sauer, tief ergreifend, gruselige Herzens-Wehmut durch alle Glieder meines Leibes. Jean Paul hat mir kürzlich die »weiße Gestalt des Verblutens« gezeigt, und den »Schmerz, der drunten auf und ab ging«, auf dem Schlachtfeld; diese Erscheinungen riefen sofort das Gedächtnis Trakls in mir wach, und wann immer ich an Trakl dachte, wenn ich über seinen Gedichten saß, trat Else Lasker-Schülers Schatten hinzu, durch keine Ähnlichkeit des Wortbildes gerufen, allein beschworen durch die Völligkeit der gleichen leidenden Sehnsucht nach Erlösung und Ergänzung. Doch ist den Dichtungen beider etwas Altdeutsches und Biblisches gemeinsam. Ihre Zurückweisung des erbärmlichsten, schmutzig-eitlen Schwätzers, Wolfgang Schneditz, läßt mir in ihrer, mir unerreichbaren, Vornehmheit nichts zu wünschen übrig, und ich setze mein Gewissen für das seine und nehme die Ermahnung in mich auf, für die er vielleicht nicht mehr zugänglich ist. Auch Riemerschmieds Buch über Trakl, diese Auswalzung Trakl'scher Wortbilder und Inhalte zu einer Reportage, in welcher ein längst ins Gleichnis des Gedichts eingegangenes Schicksal herausgezerrt und von Moment zu Moment peinlichst vergrößert erscheint, hat mir vor Jahren wie eine Schmach auf dem Herzen gebrannt. Es war eine Entweihung. Mir fehlt die siebzehnte Folge (1948) des Brenner, will sehen, ob ich das Heft noch auftreibe. Häeckers Tagebücher las ich kürzlich, und meine jüngste Entdeckung ist Konrad Weiß! Doch hab ich nichts von ihm in der Hand.

Einen Empfang des – Pen-Clubs hab' ich mitgemacht, ich hab' was mitgemacht! ich werde es nie mehr tun. Diese Literaten-Gesellschaft ist schrecklich in ihrer Zeitnähe und Geistesferne. Ich gab Csokor einen Brief Benndorfs zu lesen; er sagte, nachdem er ihn überflogen hatte: B. sei auch einer, der von Graz einmal weg müsse! So stellt sich der alte Reisende die Lösung sittlicher Probleme und die Ablösung sittlicher Verpflichtungen vor. Und unvermittelt machte er einen Ausfall gegen Karl Kraus, dessen »grammatikalischer Kampf gegen Hitler« Unsinn gewesen sei. Da horchte ringsum alles auf, und ich sagte: Die ihn totgeschwiegen haben, solange er lebte, sollten jetzt, da er tot ist, von ihm schweigen im Sinne einer höheren Verpflichtung, wenn es ihnen schon nicht und niemals möglich sei, den Sinn seines Werkes und Kampfes zu fassen. – Ich ging drohend weg. Aber in einigen Zusammenkünften mit jungen und jüngeren Künstlern und Dichtern ist es mir nicht besser

ergangen. Ich fühlte mich sofort ausgeschlossen aus den Kreisen Ihrer Interessen, verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit durch Berufung, aber auch gnädig entückt in Landschaften der Liebe. Ich habe noch nicht das Glück gehabt, unter meinen Altersgenossen und unter den jüngeren mehr als einen zu finden, der die Kunst mit ganzer Seele treibt und dem Zwang seiner Bahn in Ergebenheit folgt, von keinem Seitenblick beirrt. Die Lüge, daß man leben müsse, ist hier oberstes Gesetz des Handelns, einer leidenschaftslosen Hingabe und Angleichung an alles, »was Partei und Poesie bieten«.

Ich aber bin lieber Arbeiter, als Mitarbeiter; die Region des Brenner wäre für mich – nicht als Leser, doch als Mitarbeiter – immer zu hoch gewesen, und an Zeitungen und Zeitschriften, die es gibt und geben wird, mitzuarbeiten, verbietet mir mein Ernst, meine Empfindlichkeit für das wahllose, bestellte Spiel der intelligenten Köpfer mit allen möglichen Stoffen und Formen. Ich liebe alle diese Nachbarschaften nicht. Mir gegenüber am Tisch, durch die Lampe von mir getrennt, sitzt eine Neunzehnjährige, die für die Schule einen Aufsatz über Karl Kraus schreibt, mit Wangen weiß und rot, abwechselnd nachdenklich und eifrig. – Ich bin jahrelang nicht in Wien gewesen, nun habe ich hier, für meinen Unterhalt, Arbeit auf Monate hinaus. Ins Theater gehe ich nicht, auch nicht ins Burgtheater, weil ich die reduzierte Kunst der Schauspieler zu ebensolchen Preisen in der »Illustrierten« leichter zugänglich finde: fotografiert die ganze Prominenz am Christi-Himmelfahrts-Tag beim »Match des Jahrtausends.« Ich habe gewählt und nehme von Kunst und Kultur dieser Stadt nur noch durch die Presse Notiz!

– Nun habe ich Ihre Schlußschrift »Frühlicht über den Gräbern« durchgelesen – mich erstaunt, früher Aufsätze von Ihnen gedenkend, die ungebrochene Kraft und Kunst Ihres Satzbaus und noch mehr, als etwas für mich fast Unbegreifliches und doch zugleich Tröstendes und Erhebendes, Ihr *Glaube!*

Mit innigstem Dank und mit den besten Wünschen verbleibe ich

Ihr Michael Guttenbrunner

Wien 7, Lindengasse 57/6 bei Thill

1150 AN DIE SALZBURGER LANDESREGIERUNG

[Herbst 1954]

Lyrik-Gutachten für den Georg-Trakl-Preis 1954

Gerhard Amannshäuser

Eine echte lyrische Begabung, aller Beachtung wert. [Note:] 1

Ingeborg Bachmann

Eine echte, aus dunkelgründiger Schmerzempfindlichkeit in eine unerbittlich illusionslose Wahrnehmung ihrer bedeutenden Gesichte aufbrechende lyrische Begabung. [Note:] 1

Rudolf Bayr

Es lebt ein gewisses Maß des Gerechten in der Neigung dieses Dichters zu gehobener Sprache, doch scheint sie im Ton mitunter zu hoch gegriffen, geht man der Substanz seines Ausdrucksvermögens nach. [Note:] 1-2

Christine Busta

Die überzeugendste, weil gnadenhaft erleuchtete Verwirklichung des Lyrischen, die wir heute in Österreich haben. [Note:] 1

Jeannie Ebner

Selten dürfte das Schreckensantlitz menschlichen Daseins in unserer Zeit so qualvoll gespiegelt sein wie in den Versen dieser Dichterin, die sich durch alles und nichts mehr hindurchsieht, was nicht von ihr unerbittlich und illusionslos ins Auge gefaßt wäre. [Note:] 1

Gerhard Fritsch

Eine Fähigkeit zu großen Gesichtern ist diesem Dichter und seinem knappen Formulierungstalent verliehen. [Note:] 1

Gertrud Fussenegger

Trotz beträchtlicher Züge vielleicht zu ichumspinnen und an Stimmungsbildern haftend. [Note:] 2

Michael Guttenbrunner

Was hier gesehen und aus einer tiefreichenden Besinnung ans Licht gehoben ist, verleiht diesen knapp umrissenen lyrischen Gebilden eine Strahl- und Schwingungsweite des im Wort Bezwungenen, die Wunder nimmt und dem Ausdruck des Erhabenen entspricht, das hier angestrebt ist. [Note:] 1

Hans Heinz Hahnl

Man wird diesem monoton gehäuften Ton der Klage in der Ineinssetzung mit allen Daseinsnöten, wie er hier einem illusions- wie hoffnungslosen Fremd- wie Selbstbeobachter Bedürfnis ist, kaum folgen können, ohne zu bedauern, daß ihm ein Letztergreifendes fehlt. [Note:] 2

Ernst Jandl

Kaum jemals seit Morgensterns »Palmström« – aber anders und ganz aus den verwegenen Perspektiven unserer Zeit heraus – dürfte so viel hintergründige Versonnenheit in die vordergründigsten Aspekte einer verdichteten Beobachtungsgabe eingegangen sein wie in dieses scheinbare und scheinbar skurrile Willkürspiel von Blick, Wort und Reflexionseinverständnis. [Note:] 1

Christine Lavant

Wie sie, mit allem Vergänglichem im Bilde der Schöpfung eins und uneins, ihr Herz in alle Abgründe des Daseins versenkt, um daraus Gesichte von unheimlicher

Strahlkraft zu heben, ist einmalig und den Beweggründen von Trakls Dichtung sonderbar und ergreifend benachbart. [Note:] 1

Hans Lebert

Ein echter Dichter, den Motiven seiner Lyrik als ergriffener Seher in ihr hintergründig Absehbares folgend und so als ebenbürtig hingebener Lauscher dem abgründig bewegten Strophenwandel ihrer innersten Gesichte aufgeschlossen. [Note:] 1

Friederike Mayröcker

Augenblicksnotierungen eindringlich begegnender Gesichte und Motive von eigentümlicher Reizempfänglichkeit und Tiefenwirkung. [Note:] 1-2

Andreas Okopenko

Ein Dichter von kraftstrotzender Urwüchsigkeit. Von einem Schauedürfnis, einem Schauvermögen ergriffen, das die flüchtigsten, die scheinbar heterogensten Bilder der Alltagswirklichkeit in einen Blick zu sammeln versteht, der immerfort Frühling und neuen Aufbruch auszustrahlen scheint, beweist er im Austragen der Daseinsfülle unserer Zeit in seinen lyrischen Gebilden eine Innigkeit und Unbefangtheit, die allem zugetan ist, was seiner Kindlichkeit und Männlichkeit entgegenkommt. [Note:] 1

Wieland Schmied

In diesen Gedichten sind Zeitperspektiven erschlossen von großer Durchdachtheit ihrer mühelos ins metaphysisch Anschauliche geweiteten Augenblicksbesinnungen. Welt offen in höchstem Grade und gleichsam filmisch bewegt stellen sie sich sozusagen als visionär notierte Momentaufnahmen von Sinneseindrücken dar, die ebenso durch entsprechendes Distanzhalten wie beherzte Hingabefähigkeit an ihre abschließbare Wortgestalt auffallen. (Prächtig neben anderen das Gedicht »Die Fischer«.) [Note:] 1

Wilhelm Szabo

Die ganze Gewissenhaftigkeit, die Szabo in der Bemühung um Einklang von Blick und Wort schon immer auszeichnete (hier ein anschauliches Beispiel: Die beiden Fassungen von »Liebeslied«), zusammen mit den abgründigen Veduten, aus denen seine Verse wie seine Lebensbesinnung sich nun zu eindringlicher Geklärtheit erheben, würde seine Berücksichtigung bei Vergebung des Trakl-Preises wohl rechtfertigen. [Note:] 1

Karl Wawra

In der aufgewühlten Auseinandersetzung mit seinen lyrischen Beweggründen bewährt dieser Dichter eine große Konzentrationskraft seines subtilen Wahrnehmungsvermögens. Staunenswert die Geste der Gelassenheit, mit der er den Samen seiner Lust- wie Schmerzeindrücke in das aufgelockerte Erdreich seiner Bildempfänglichkeit streut. [Note:] 1

Innsbruck, 20. Oktober 1954

Lieber Herr Ludwig von Ficker!

Ihr Glückwunsch hat mich außerordentlich gefreut, denn Sie standen als erster wichtiger Zeuge vor den ersten Sonetten, die Sie in Ihrem »Brenner« veröffentlicht haben. Ich erhielt damit ein Signum in das strenge Reich der Dichtung. Nun betrachte ich ergriffen wieder Ihre Unterschrift; sie hat sich nicht geändert, seit dem ich sie das erstmal vor zweiundvierzig Jahren und dann noch öfter in für mich bedeutungsvollen Briefen sah.

Aus Anlaß des Hinscheidens Ihres Bruders, des Professors Rudolf von Ficker, hätte ich Ihnen und den Hinterbliebenen gerne mein Beileid ausgesprochen, aber ich konnte bei meinem gesundheitlichen Zustande an der Bestattung nicht teilnehmen; ich fühlte mit Ihnen und gedachte des selig Entschlafenen im Gebete.

Jetzt muß ich Ihnen erzählen, bei welcher Gelegenheit ich Ihren Bruder kennen lernte. Georg Trakl und ich machten im Winter 1913/14 eines Nachmittags einen Ausflug nach Lans. Dort kehrten wir beim Isserwirt zu. In der getäfelten Bauernstube am Erkertische, den Trakl deshalb liebte, weil man sich mit aufgestützten Unterarmen darüber beugen konnte, wie er sagte, tranken wir Wein. Es blieb recht einsilbig zwischen uns beiden. Wenn Trakl redete, war es ein Selbstgespräch, und es schien, als träte ein unterirdischer Strom von Gesichtern, Gefühlen und Gedanken für einen Augenblick ans Oberlicht. Wir waren, so weit ich mich erinnere, bis gegen Abend die einzigen Gäste. Im Verlauf der Stunden nahm Trakl ein Blatt Papier, schrieb ein fünfzeiliges Gedicht darauf und gab es mir. Ich sehe das Schriftbild klar vor mir, weiß aber vom Inhalte nichts mehr. Leider habe ich das Andenken verloren. Spät erst brachen wir auf; der letzte Zug der Iglerbahn war schon weggefahren. Da wir keine Lust hatten, in der Dunkelheit zu Fuß bergab zu wandern, schlug Trakl vor, auf die Hohenburg hinüber zu gehen und dort bei Ihrem Bruder eine Rodel auszuleihen. Die Schlittenbahn würde gut sein. Wie das wohl enden wird, dachte ich, denn Trakl hatte viel Wein getrunken – ich spürte ihn – aber meinerwegen, man merkte ihm nicht das Geringste an. Auf der Hohenburg, dem Fickerschlößl, wie er es nannte, trafen wir in einem hell erleuchteten Zimmer eine kleine Gesellschaft. Ich erinnere mich an eine junge Dame mit jugendfrischen Wangen, Ihre Schwester, und an Ihren Bruder Rudolf. Er lud uns ein, ein wenig zu bleiben, aber Trakl drängte fort. Und so übergab uns jener die Rodel mit der gleichen lebenswürdigen Vornehmheit und mit derselben gewinnenden Art seines ausgeglichenen Wesens, die ich stets an ihm bewundert habe.

Dann ging es los. Trakl lenkte. Er hat niemals gebremst, auch nicht in den Kurven und über Glatteis, Kälte, Winternacht, rasendes Hinsausen am Abgrunde und neben den felsigen Steilhängen schien ihm kein Wagnis, sondern ein Spiel, über dessen fröhlichen Ausgang er voll traumhafter Sicherheit war, oder das zu gewinnen er sich gegen alle Gefahren vorgenommen hatte. Trotzdem ich sah, wie er Rodel und Bahn beherrschte, vermochte ich die leise Angst vor einem Unfalle nicht ganz los zu werden. Wie leicht hätten wir in die Sillschlucht stürzen können, oder an den Berghang

geschleudert werden! Heil kamen wir in der Stadt an. Trakl zeigte keine Ermüdung, als läge die Fahrt in ferner Vergangenheit. Wir suchten noch ein Cafe auf, und Trakl versank wieder in sein brütendes Schweigen.

In herzlicher Verehrung grüßt Sie und dankt Ihnen

Ihr Joseph Georg Oberkofler

1152 VON CHRISTINE BUSTA

Wien 28. X. 54

Aber lieber Herr Professor Ficker,

da haben Sie sich wegen mir dummer Rübe ganz umsonst Gewissensbisse gemacht, ich habe Ihre Andeutung von der Abschleifung der Preise schon ganz richtig verstanden. Überdies hätte ich auch ohne das nicht mit der Verleihung eines Spitzenpreises zu rechnen gewagt u. habe von 1950 her u. von einem Lyrikpreis der Wienerzeitung, der mir heuer im Frühjahr anlässlich eines Wettbewerbes zu ihrem 250jährigen Bestande zuerkannt wurde, schon genug Erfahrung, daß, wenn ich wo einreiche, die Preise immer durch Teilung herabgesetzt werden. Ich betrachte das gewissermaßen als den Ring des Polykrates u. habs bei Ihrer guten Botschaft schon automatisch einkalkuliert, zumal bei der allgemeinen Misere unserer schöpferisch Tätigen die österreichischen Preise von der Ebene gültiger Anerkennung freundlicherweise eine Abruschtendenz zur Kulturrente entwickelt haben. Als einsichtige Humoristin überschätze ich die landesüblichen Quoten daher weder in ihrem geistigen noch in ihrem materiellen Wert u. muß mich schon sehr zufrieden u. glücklich schätzen, wenigstens zu den kulturell Befürsorgten zu gehören u. bin weit davon entfernt, mich darüber beklagen zu wollen. Denn wenn ich ehrlich bin, gehör ich ja gar nicht zu denen, die selbstbewußt Literatur machen wollen – ich will einfach, so gut ich's kann, Gedichte schreiben, die dem einen od. anderen Freude machen u. ans Herz greifen. Und wenn sie angenommen werden, so bedeutet das eigentlich viel mehr, als daß man etwas kriegt dafür, wenn man auch das Kriegen oft bitter notwendig hat. Wenn ich nicht so ein Schlucker wär, wie ich's leider bin, u. noch andern ein bißl aushelfen möchte u. müßte, hielt ich's für viel anständiger, für Gnaden, die man selber geschenkt bekommen hat – auch wenn in jeder Gnade das ringende: »Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn« steckt – sich nicht noch extra ent- u. belohnen zu lassen. Aber zwischen der Theorie unserer Einsichten u. der Praxis unseres Verhaltens klafft eben der ewige Riß unserer beschämenden menschlichen Not u. Unzulänglichkeit u. die Schwäche, mit letzter Konsequenz nach den unüberhörbaren Gesetzen unseres eigenen Inneren zu leben. Wenn ich etwas schreib, dann will ich irgendwie den Schatz der Liebe, des Staunens, der Bereitschaft zum Guten u. der Einsicht mehren, das hat vielleicht mit der absoluten Kunst gar nichts zu tun u. ich bin weit davon entfernt, über den eigenen Geltungsbereich hinaus mir anzumaßen, es zum gültigen u. allgemein verbindlichen Gesetz erheben zu wollen; alles was ich bin, bin ich aus Liebe u. um der Liebe willen u. war's von Kindheit auf durch alle

270



Ängste, Nöte, Irrtümer u. Bedrängnisse hindurch – die Liebe ist aber eine Berufung u. man kann daraus keinen Beruf machen od. man sollte es nicht, wenn man ihr geheimstes Wesen nicht verraten will. Und das Wort – ich kann u. will's nicht leugnen, daß ich es liebe u. suche u. für etwas Wunderbares halte, aber sehr oft ist es mir einfach nur mehr verdächtig – es ist so flink geworden wie die Rotationsmaschinen. Darum freuts mich, zu hören, wieviel Mühe es Ihnen bereitet u. daß Sie seine Qual kennen, denn die wenigen echten Worte, die uns geblieben sind, die kosten wie eh u. je früher od. später das Leben.

Mit dem Geleitwort, um das ich Sie bat, können Sie es selbstverständlich halten, wie Sie wollen. Bis zum Frühjahr hats ja noch Zeit u. wenn Sie sich dann besser fühlen, wär's mir eine Freude, aber wenn Sie's lieber nicht machen, kann ich's gut verstehen. Auch mir fällt's schrecklich schwer, über jemanden was zu schreiben od. zu sagen u. jede Buchbesprechung, die ich machen muß, ist mir ein Greuel, der größte Greuel wär mir allerdings, über meine eigenen Sachen was zu sagen, außer was sich etwa zufällig einmal von Freund zu Freund ergibt. Freilich beruht auch das meiste, was etwa über einen gesagt wird, auf greulichen Mißverständnissen u. ein wenig gruselts mich noch, wenn ich an die Mehrzahl der Regenbaumbesprechungen denke. Drum hab ich Sie auch gebeten, denn Sie hätten mir's gewiß erspart, daß ich zum xten Mal hätt lesen müssen, daß ich eine »feinsinnige« Dichterin bin. Über soviel nichtssagende Verleumdung möcht ich manchmal vom Herzen gern ein kotzen-grobes Weibsbild werden. Aber ich hoffe, Otto Müller wird mir den Waschzettel-nachhang ersparen. –

Nun hoffe ich, daß Sie sich nach meinen beruhigenden Erklärungen unbekümmert Ihrer Erholung widmen werden. Vom Ministerium weiß ich noch immer nichts Offizielles, dafür hab ich wieder ohne mein Zutun durch allerlei Sickerkanäle erfahren, daß die Verleihung auf unbestimmte Zeit verschoben wurde u. das hat dem Hlgn. Hieronymus und mir das Salzburgprojekt viel gründlicher verdorben als alles andere. Aber daran sind Sie noch viel unschuldiger als an allem anderen. Sie sind allein schuld daran, daß ich immer eine närrische Freud hab, wenn ich von Ihnen höre od. lese u. wenn mir Ihr guter Zuspruch hilft, ein bißl zu glauben, daß einiges von meinen Versuchen doch nicht ganz verloren bleibt auf dem Weg zu den Herzen. Und dafür dank ich Ihnen immer wieder u. bleibe mit vielen guten Wünschen u. vom Herzen

Ihre Christl

1153 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER

Innsbruck-Mühlau, 30. Nov. 1954

Lieber, verehrter Herr Guttenbrunner!

Ihr Brief enthält nichts, mit dem ich nicht herzlich einverstanden wäre. (Schade, daß Sie nicht in Salzburg waren – ich hätte Ihnen gerne einmal persönlich die Hand gedrückt!) Insbesondere teile ich Ihre Ansicht über den wahren »bodenständigen«

Wert der Lyrik Theodor Kramers, und ich weiß noch, wie sehr sich Joseph Leitgeb geärgert und gegen die Engstirnigkeit der Leute gewettert hat, bei denen er mit seinem Versuch, Kramers Lyrik nach dessen Rückkehr nach Wien wenigstens hierzulande Beachtung zu schaffen, abgeblitzt ist. Nun, wer die Machenschaften kennt, oder wie ich, der zu abseits davon lebt, nur wie ein Spürhund, der den Kopf hebt, wittert, der hat auch eine Witterung für die unbedingte Zuverlässigkeit der Charaktersubstanz, mit der Sie ihnen zu Leibe rücken. Ich bitte Sie daher, mir mitzuteilen, ob Sie eventuell geneigt wären, eine Auswahl aus Kramers Lyrik vorzunehmen, eben nach den Gesichtspunkten, die Sie andeuten und die mir durchaus einleuchten. Vielleicht läßt sich dann eine Möglichkeit ausfindig machen (ich sprach heute darüber mit Dr. Zangerle, der mir da lebhaft recht gibt), um die Publikation eines solchen Auswahlbandes in die Wege zu leiten.

Nur dies für heute und in Eile! Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1154 VON ERNST GINSBERG

25. XII. 54.

Mein sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker,

es mußte schon dieser erste Weihnachtsfeiertag herankommen, um mir den Mut zu geben, Ihnen den so unentschuldig lang versäumten Dankbrief doch noch zu schreiben. Im fast unwürdigen Arbeitsgehetze des Züricher Theaterbetriebs verschob ichs von Premiere zu Premiere, dann begann ich mich der Unterlassung zu schämen, aber statt nun endlich zu schreiben – ließ ichs ganz. Ich habe keine andre Entschuldigung, als diesen wahrheitsgemäßen Bericht, –

Der letzte Brenner – soll er wirklich der letzte bleiben? Braucht die keineswegs entschiedener, heller, christlicher werdende Zeit Sie nicht noch? Mir ist oft, als wäre alles zu Hitler's Zeit viel einfacher und eindeutiger gewesen als heut. (Gott verhüte, daß sie wiederkehre! Ich meine nur die geistige Situation) Damals war so beglückend klar, was der Glaubende zu tun, oder nicht zu tun hatte. Heute? Daß Christus die *Wahrheit* ist, leugnen weniger Menschen, als früher; sicherlich. – Aber wer, der nicht das Glück hat, in eine Ordensexistenz berufen zu sein, kann von sich sagen, – von sich oder seiner Umwelt – daß Christus als *Weg* sichtbar wäre? Verzeihen Sie diese verzagten Worte! Aber wie soll man in dieser Zeit, – einer Zeit ohne wesentliche Dichtung, für die es sich einzusetzen lohnte – als Schauspieler ein auch nur einigermaßen sinnvolles Dasein spüren?! Unsereinem bleibt im Grunde nur ein egozentrisches Sich-Begnügen mit der aus allen Fährnissen der Vergangenheit geretteten Existenz, – welche unerträgliche »Zufriedenheit«, müde, und ziellos im Irdischen! – Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß mein Sohn Arzt wird, ein Beruf, der *immer* christlich sinnvoll sein kann, von nichts abhängig als von Gott und dem eigenen Einsatz, helfend und liebend – ein Beruf wie der von Ruth Horwitz, die ja nun auch so glücklich ihren Platz findet.

272

In einer Woche gehe ich für ein Jahr nach München zu Horwitz, der es drüben, nach anfänglichem Aufstieg, nicht mehr einfach hat. Ich hoffe, ihm dort künstlerisch und freundschaftlich etwas zur Seite stehn zu können.

Sie, lieber verehrter Herr v. Ficker, mögen noch lange nicht das Lied des »Vogels Zeitvorbei« singen, das ist mein und meiner Frau herzlicher Wunsch zum Jahreswechsel! Und haben Sie zum Schluß noch besonderen Dank für Ihre Treue zu unserer alten, in ihr geliebtes Blau aufgenommenen Else Lasker-Schüler.

Ihr getreu ergebener

Ernst Ginsberg

# 1955

1155 VON MICHAEL HAMBURGER

26, Campden Hill Gardens  
London W, 8.

9/1/55

Sehr verehrter Herr von Ficker.

Mit dem Geschenk des letzten Brenners und Ihrer eigenhändigen Widmung haben Sie mir eine große und ganz unerwartete Freude gemacht. Meinen herzlichsten Dank für dieses Zeichen, welches ich umso mehr schätze, als Sie es einem Ihnen gänzlich unbekanntem Schreiber freimütig und freigebig gewährt haben.

Ihre eigenen Beiträge habe ich sofort mit dem größten Interesse und mit der höchsten Anerkennung gelesen. Carl Dallago war mir nur als ein Bekannter Trakls vertraut; durch Ihre Rede wurde mir manches klarer, besonders das in der Schweizer Trakl-Ausgabe wiedergegebene Gespräch zwischen Trakl und Dallago. Ferdinand Ebner kannte ich schon durch die Auswahl »Das Wort ist der Weg«, welche mir vor Jahren der Dichter Felix Braun geschenkt hat; nun werde ich versuchen, andere Werke von Ebner kennenzulernen, da mich schon die Auswahl tief beeindruckte. Was Sie über Wittgenstein, Rilke und Trakl berichten, hat mich besonders bewegt; da ich Wittgenstein nur für den Gründer des mir sehr unsympathischen »logischen Positivismus« (der hier so viele oberflächliche und negativ eingestellte Anhänger hat) hielt, habe ich mich nie mit seinen Werken befaßt. Das tut mir nun leid. Am wichtigsten für mich war Ihre Schrift über Trakl, für die ich Ihnen ganz besonders dankbar bin. Es war schwer, das Mißtrauen, welches ich gegen den Herausgeber der Trakl-Ausgabe (besonders nach dem Band »Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde«) empfand, aus der Ferne zu begründen; auch war ich ja auf seine Ausgabe in vielen Beziehungen angewiesen. Die schöne Schrift von Josef Leitgeb über Trakl, aus der Sie zitieren, kannte ich gar nicht; nun werde ich versuchen, mir ein Exemplar zu verschaffen.

Andere Beiträge konnte ich noch nicht lesen, werde es aber sobald wie möglich tun. Manches ist mir schon bekannt; so zum Beispiel die Gedichte Alfred Marnaus, den ich seit 1942 persönlich kenne; und »Das Menschenherz« von Paula Schlier.

Vielleicht darf ich Ihnen in der nächsten Zeit eine kleine Arbeit von mir schicken; aber ich schreibe nur englisch, möchte Sie auch nicht belästigen

Mit herzlichem Dank und freundlichen Grüßen.

Ihr Michael Hamburger

1156 VON FRANZ THEODOR CSOKOR

F. Th. Csokor

c/o HOTEL-RESTAURANT  
SEEHOF – BOLLEREI  
ZÜRICH

ZÜRICH I, den 13. IV. 1955

Hochverehrter Herr von Ficker,

in der Heimreise lese ich von Ihren Fünfundsiebziger, den ich, so Gott will, am 6. September a.c. mit meinem Siebziger folge. Was Sie unser Generation bedeutet haben, brauche ich nicht wiederholen; die Journalisten werden es jetzt von allen Redaktionsdächern pfeifen. Aber das sittliche Vorbild, das Sie einem durch zwei Weltkriege geprüften Geschlecht bedeuteten, das kann nur der Dichter, der Künstler in seinem ganzen Umfang ermessen und werten. Das reicht über Ihr irdisches Dasein so hinaus wie die Schneehäupter der Berge um Ihre Heimatstadt; an ihnen vollzieht sich Werden und Vergehen, aber ihre strahlende Weisheit – wobei ich Weiße mit weiße identifiziere – bleibt unveränderlich über alle Verwandlung hinaus. So sehen wir Sie, so fühlen wir Sie, so lieben wir Sie!

Stets der Ihre!

Franz Theodor Csokor

1157 AN GERTRUD VON LE FORT

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11,  
am 12. Mai 1955

Verehrteste Baronin!

Der Brief, den Sie zur Vollendung meines 75. Lebensjahres an mich zu richten die Güte hatten, ist mir so beglückend nahe gegangen, daß ich die längste Zeit nicht dafür danken konnte. Strahlt er doch einen Geist der Hochsinnigkeit aus, dem meine Erkenntlichkeit nur beschämt und beinah bestürzt begegnen kann, so beschwingt erscheint er mir und einleuchtend in seiner Herkunft. Vergewärtige ich mir dazu die Spannweite des Horizonts im überzeiträumlichen, dem nachsinnend Auge und Herz Ihrer Dichtung das Gehobene und Erhebende verdanken, so verstehen Sie, was mir Ihr Zuspruch heute, an meinem Lebensabend, bedeuten muß. Nach dem Heimgang des »Brenner«, diesem Ausdruck und Inbegriff meiner vielen Ratlosigkeit im Leben, fühle ich mich zunächst ja doch etwas aus der Fassung gebracht und wie verwaist. Und so sehe ich mich mehr denn je genötigt, Ausschau zu halten, was meiner erschütterten Zuversicht, gerade weil sie im Grund nicht zu erschüttern ist, am

Ende noch frommen mag. Denn Sinn und Wagnischarakter eines Lebenseinsatzes, der mir immer schon über den Kopf zu wachsen drohte, stehen ja im Spiegel des endlich abgeschlossenen Unternehmens nun erst recht für mich in Frage. Begreiflich, scheint mir, wenn auch Symptom eines Erschöpfungszustands, daß ich gern, ja nur allzu gern, der Resonanz nachhorsche, die mein Versuch in Mitmenschen, die ich verehere und bewundere, geweckt haben könnte!

Wie tröstlich – ja befreiend wie kein anderes – hat da das Zeichen Ihrer Anteilnahme auf mich eingewirkt! Ihr, wie ich spüre, aufgeschlossenes Verständnis für die Tragweite von Skrupeln, die, mögen sie persönlich wie immer bewältigt werden, am Ende und im Grunde doch dazu bestimmt sind, der Ausbildung einer zuverlässigen Heilssicht in uns zu dienen. Hier hat die Aufgeräumtheit Ihres erleuchteten Mitteilungsvermögens letzte Bedenken in mir beschwichtigt und meiner Einsicht Wege gewiesen, auf denen wir sicher sein können, daß Gottes Barmherzigkeit uns entgegenkommt.

In tiefster Dankbarkeit verbleibe ich  
Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1158 VON CHRISTINE LAVANT

am 4. 7. 55.

Sehr verehrter Herr Ludwig von Ficker!

Herr Dr. Zangerle aus Innsbruck hat mir geschrieben daß ich es mir wohl erlauben könnt Ihnen einige Gedichte von mir zu schicken. Ich tu es so gern, weil Sie gut zu mir gewesen sind, deswegen zuerst und dann erst, weil Sie der Herr von Ficker sind der so vielen Dichtern eine so große Hilfe war. Sie sind so sehr klug und trotzdem gut, das ist so selten weil in der Klugheit eine große fast übermenschliche Versuchung liegt.

Ich lebe hier in St. Stefan in einem Dachstüblein, einsamer als eine Klosterfrau. Heut spür ich das besonders. Es ist mein 40. Geburtstag und im Radio wird von mir gel[es]en und die es hören, werden alle meinen wie viel gute Wünsche mir heute wohl zugekommen sein mögen und dabei ist nicht ein einziger Brief oder auch nur eine Karte auf der Post gewesen. Und denken Sie ich hab geweint deswegen. Das ist weil ich noch in Vielem so kindisch bin. Natürlich ist es nicht wie ein Unglück, bei einem Unglück weint man nie. Um irgendwie über diese kindische Verlassenheit wegzukommen hab ich die Gedichte für Sie durchgeklopft. Bitte nehmen Sie sie mit guten Willen an. Ich hab gar keine N[e]bgedanken dabei will gar keine »Förderung« von Ihnen oder sonst was. Nicht einmal ein Urteil sollen Sie darüber mir schreiben, es wird davon so kein Wort anders als es ist. Ich möcht nur daß Sie wissen daß ich Ihnen für Ihr Gutsein zu mir – damals in Salzburg – noch immer dankbar bin und auch für die Karte die Sie mir als Antwort auf die Geburtstagswünsche geschickt haben. Es hat mich wirklich so gefreut und ich hatte gar nicht damit gerechnet.

276

Es ist gar kein geistreicher Brief dieser, ich bin heut zu kindisch-traurig dazu zu sanftmütig-traurig. Man kann auch anders traurig sein das tut dann viel viel weher und zersetzt oder kristallisiert in einem etwas.

Bitte ärgern Sie sich nicht über diesen Brief. Ich hab jemanden schreiben müssen und wußte sonst niemanden. Zeigen Sie den Brief aber niemanden, es ist ja doch eine Schande so zu schreiben.

Ich wünsche Ihnen Gesundheit und viel frohe Stunden!

Christine Lavant.

1159 VON CHRISTINE LAVANT

[Juli 1955]

Sehr verehrter Herr Ludwig von Ficker!

Ihr Brief hat mir so wohl getan und ich hätte Ihnen am liebsten gleich wieder geschrieben; aber dann hab ich mir doch Zurückhaltung auferlegt gerade weil ich in Ihnen so viel Nachsicht Güte und Verständnis spüre. Auch um meinetwillen hab ich es getan um es immer nah vor mir zu haben.

Jetzt aber weiß ich daß über Kurzem wieder alle Härte und Drangsal über mich kommen wird (man spürt das vor) und da möchte ich meinen Brief bei Ihnen wissen und auf Antwort von Ihnen, hoffen und warten können.

Ich muß Ihnen was sehr Ernstes schreiben: Es ist so, daß ich glaube, daß Sie mir sehr viel helfen könnten. Das – nämlich, was ich am meisten brauche, ist eine Stelle im Menschlichem, welche Ehrfurcht und Vertrauen in mir auslöst.

Für Geschöpfe meiner Art ist es sehr weit bis zum Herzen Gottes. Deshalb mangelt es ihnen dann so sehr, so am allermeisten, an der wichtigsten Nahrung des Gemütes, – an Ehrfurcht und Vertrauen. Geraten sie in ein normales Leben so wird dieser Mangel durch Liebe und menschliche Wärme verdeckt oder auch ersetzt, ist ihnen das aber vorenthalten, dann bricht wider alles Dämonische immer und immer wieder der tragischste und zugleich naivste Zustand durch, in welchem ein menschliches Gemüt sich überhaupt befinden kann, der Zustand wo alle Kräfte darauf aus sind die Entfernung zu Gott hin zu verringern und das um jeden Preis – (und meist mit verfehltesten Mitteln.)

Man muß nicht östlich eingeweiht sein – die verborgene Weisheit in jedem von uns zeigt mittels Begehrt auf *das* Tägliche Brot dessen wir am meisten bedürfen. Und schon als Kind hatte ich die größte Sehnsucht nach Ehrfurcht und Vertrauen. Nicht jeder bekommt das Tägliche Brot unmittelbar von Gott. Ich glaube, daß es in den meisten Fällen innerhalb des Menschlichen von Stufe zu Stufe hinabgereicht wird.

Dies alles hab ich Ihnen, verehrter Herr von Ficker, geschrieben, schon mit den leisesten Anfängen jener beiden Empfindungen die ich so sehr mir erwünsche, die meine »Seele« für mich wünscht.

Vielleicht mögen Sie mir helfen wenigstens eine Strecke lang? Freilich müßte sich

diese Hilfe ganz natürlich in Ihnen herstellen, nicht als Verpflichtung und noch weniger als Last. Denn das Brot das von oben nach unten gereicht wird muß – glaube ich – wie aus Überfluß kommen, und nicht wie etwas vom Munde Abgespartes. Überfluß freilich kann auch kommen wenn von den Unteren her die Not so hoch hinaufsteigt daß es dem Nächsten oben den Herzboden erhöht. Auf Grund solcher Ausgleiche können manchmal langwährende u. ausschlaggebende Hilfeleistungen entstehen ohne daß Gott gezwungen wird ein Wunder zu tun (oder sonst, eine Seele zu verlieren).

Um es noch einmal und ganz klar zu sagen: Kreaturen meiner Art die sich erst entkrampfen müssen um endlich eine Mitte zu bekommen welche kein Knoten ist, brauchen als Erstes und Wichtigstes einen Menschen der in ihnen Ehrfurcht und Vertrauen auslöst und ich glaube das Sie verehrter Herr von Ficker, dies bei mir vermögen.

An diesem Brief sind Herz und Verstand beteiligt und somit Hoffnung und Einsicht.

Ich brauche einen Menschen bis ich Gott habe.

Christine Lavant.

#### 1160 VON CHRISTINE LAVANT

am 4. 8. 55.

Sehr verehrter Herr Professor Ludwig von Ficker!

Es ist so schad daß ich mit niemanden über die Sachen im Brenner reden kann. Wahrscheinlich sind sie für einen normal gebildeten Menschen gar nicht so neu und aufregend, für mich zum Teil sehr. Dabei weiß ich nicht einmal ob ich auch nur ein Körnlein richtig verstehe. Ich lese ja auch nicht ordentlich sondern schlage einfach wo auf und bin dann mitten drin – jetzt zum Beispiel im »Der Mitreisende« .. Dabei leuchtet mir alles sofort ein auch wenn ich die Fremdworte nicht verstehe. Mich wundert und erschreckt es aber dann immer daß doch so viele Menschen von der Wahrheit was wissen und daß scheinbar trotzdem nie die richtigen Stücke zusammenkommen denn sonst müßten eine Menge Menschen schon die Einsicht und Ruhe Gottes haben. Vielleicht liegt es daran daß jeder glaubt schon die ganze Wahrheit zu haben und daß jeder seine Ansicht als Übersicht nimmt und vielleicht ist es genau so gut und richtig für hier? ..

Bitte verzeihen Sie, daß ich Ihnen schreibe. Ich habe es mir schon in der Nacht vorgenommen aber ganz anders, der Anfang ist nur so geraten weil ich eben zufällig den Mitreisenden aufgeschlagen hab und weil mich darin was sehr gepakt hat. Ich hab in der Nacht plötzlich das Gefühl gehabt daß mein letzter Brief an Sie nicht gut war. Ich hab ihn in einem besonders verkrampften Zustand geschrieben, ein Zus[t]and in den ich immer gerate wenn ich plötzlich unter die Leute gekommen bin und dann wieder zurück in meine Einsamkeit. Wahrscheinlich ist das alles für Sie vollkommen bedeutungslos – ich weiß es nicht, ich kenne mich so wenig in anderen



Menschen aus – aber für mich selber muß ich das in Ordnung bringen um wieder ohne Unbehagen an Sie denken zu können was ja doch jedesmal mit dem Aufschlagen des Brenners verbunden ist [.] Ich kann es mir nicht leisten ein Unbehagen stehen zu lassen wenn nur die geringste Möglichkeit da ist es auszulöschen. Und ich glaube an diese Möglichkeit weil Sie gütig und klug sind und soviel von dem Elend eines ausgesetzten Herzens verstehen. *B i t t e* schreiben Sie mir ein paar Worte, ich weiß daß es freundliche verständnisvolle Worte sein werden – bitte tun Sie es und lösen Sie in mir das undeutliche aber zähe Schuldgefühl auf. Sagen Sie mir bitte auch ob Sie etwas von meinen Gedichten für die Festzeitschrift haben wollen und ob ich Ihnen noch welche schicken soll um die Auswahl zu erleichtern. Das was hinter der gewesenen Verweigerung steht ist ein von fremder Hand zerschlagener Knoten der mich in allem hoffnungslos frei gemacht hat.

Vielleicht werde ich diese Nacht besser zur Ruhe kommen? Die Nervenschmerzen haben sich zwar auf beide Arme verlegt aber die größte[n] körperlichen Schmerzen sind nicht so schlimm wie das leiseste Unbehagen in der Seele. Ich habe es vielen Menschen gegenüber (wohl weil ich zusehr nach innen lebe und die Kräfte der Verständigung für Selbstdurchleuchtung mißbrauche – siehe: »Der Mitreisende.« –) ich hab es fast allen Menschen gegenüber und es kommt nur selten vor, daß ich zu Jemanden solches Vertrauen in mir vorfinde wie es not ist um eine[n] Brief wie diesen zu schreiben. Ich glaube wirklich, daß Sie mir antworten werden und das gütig und freundlich. Bitte.

Christine Lavant.

1161 AN CHRISTINE LAVANT

Innsbruck-Mühlau, 7. VIII. 1955

Liebe Frau Christine Lavant!

Denken Sie, mir ist es ganz ähnlich ergangen wie Ihnen: ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich »in Hochschätzung und Ergebenheit« geschrieben hatte, ohne zu bedenken, daß Sie an dieser scheinbaren Höflichkeitsformel – und vielleicht noch an anderem – Anstoß nehmen konnten. Es war mir aber *ernst* mit dem, was ich da scheinbar unbedacht, doch in Wahrheit aus bewegtem Herzen hingeschrieben hatte. Mißverständlich also und doch gut überlegt, sollte es Ihnen zu Gemüte führen, wie sehr ich unter dem Eindruck einer Dankesschuld stand, die das wiederholte Lesen Ihrer Gedichte in mir geweckt hatte. Dabei war ich mir wohl bewußt, wie auf gut Glück hier alles gewagt war, was nach so schmerzlichen Erfahrungen, wie Ihre Gedichte sie spiegeln, einer Verständigungsweise zustrebte, in welcher Anspruch und Zuspruch einander nur wie aus der Distanz entgegengesetzter Einsamkeiten zu Hilfe kommen können. Ein mitfühlendes Herz weiß um die Abgründe, die sich da dem Verstand erschließen, *ehe er und noch während er* seine Erleuchtung von oben empfängt. Und wo Befangenheiten im Hin- und Herdenken zwischen derart veranlagten einsamen Naturen entstehen, ist das immer ein Zeichen, daß Gott sich ihrer Feinfüh-

ligkeit bedienen will, nicht nur um ihnen Wunden zu schlagen, sondern auch um Wunder der Heilung an ihnen zu vollbringen. Diese Erkenntnis – glauben Sie mir, verehrte Christine Lavant! – habe ich nicht aus der Luft gegriffen.

Ich kann Ihnen das auch nur sagen – und zwar aus dem gesicherten Besitz eines entsprechenden Wahrnehmungsvermögens heraus –, weil ich Ihren Gedichten so tief auf den Grund gesehen habe, um mir darüber klar zu sein, was an Bedeutung in dieser Hinsicht in ihnen ausgeschöpft ist. Es ist einfach erstaunlich und ein solches Ringen in Wortgestalt mit dem Engel der Schwelle, wie es hier vorliegt, ohne vergleichbares Beispiel im Sichtraum der heutigen Lyrik. Es verging fast kein Tag während der Zeit, da ich Ihnen nicht schrieb, an dem ich nicht Ihre Gedichte vorgenommen und mich in den Tiefgang dessen, was da an unverschmerzter Erfahrung so eigentümlich überwältigend in Blick und Wort aufbricht, versenkt habe. *Und ein- und anderemal erschütterte es mich mehr.* Es verschlug mir den Drang und die Befugnis, Ihnen zu schreiben. Erst jetzt, nach den Eröffnungen Ihres letzten Briefes mit dem beigelegten neuen Gedicht, vermag ich das.

Ich habe Herrn Dr. Zangerle nicht im Zweifel gelassen, welchen Wert ich darauf legen würde, Ihren Gedichten in dem, was er für mich vorbereitet, zu begegnen, und ich bin überzeugt, daß er im Einvernehmen mit Otto Müller das Entsprechende vorkehren wird, um mir diesen Wunsch zu erfüllen. Von einer »Festschrift« kann ja keine Rede sein, das hab' ich mir verboten (mir fehlen ja alle Voraussetzungen, um mich in meinen alten Tagen als »Jubilar« zu empfinden), aber ich habe ihm geraten, – wenn schon –, das Ganze so zu gestalten, daß es unter anderem Namen als eine Fortsetzung des »Brenner« erscheinen kann und der geistigen Herzensanliegen, die mir als seinem Herausgeber in ihrer gewagten Zusammenschau vor Augen standen. Das hat einen Sinn und kann unter Umständen bei entsprechender Einfühlungsgabe weiter riskiert werden.

Es grüßt Sie herzlich und dankbar

Ihr Ludwig Ficker

1162 VON CHRISTINE LAVANT

[Ende August 1955]

Verehrter lieber Herr Professor, Ludwig von Ficker!

Ihren Brief werde ich sehr oft noch durchlesen müssen um alles zu verstehen. Wenn Sie also aus dem meinem auf irgendein Mißverständnis schließen müssen, so nehmen Sie das *b i t t e* nicht arg. Mein Gehirn ist wiedereinander ganz stumpf von den Nachwirkungen der Schlafmittel. Es tut mir wohl Ihnen schreiben zu dürfen und das – da[s] Gefühl es zu dürfen – ist wohl kein Mißverständnis gelt?

Daß das was ein Mensch dem anderen sein kann, der liebe der herrliche Gott entscheidet – o wie ich das weiß. Aber mein Herz wird in allem glorreich bleiben immer wieder und wirklich in allem auch dann noch wenn das Ärgste geschieht. Sein –

meines Herzens – ewiges Widerbild (wenn es ewige Widerbilder überhaupt gibt!) wird Gott und das Gute weiterlieben auch dann noch wenn ich durch Irrsinn oder Selbstmord auf die andere Seite geworfen werde.

Eines Eines – ich bitte Sie! müssen Sie immer wieder einmal in mir stärken dies, daß meine grauenhafte Selbstpreisgabe gerechtfertigt ist. Wenn Sie wüßten – aber Sie wissen es ja – wie mich das immer wieder überkommt als Scham als Angst als Verantwortungsangst – ich fürchte mich vor dem Erscheinen meines Gedichtbandes und möchte es doch bald hinter mir haben. Es wird einen Zustand über mich bringen von dem ich mir noch immer nicht vorstellen kann, daß ich ihn werde ertragen können. Mein Mann ahnt noch nichts von diesem Gedichtband. Da er völlig mittellos ist und mich also nicht verlassen kann ist es eine Ungeheuerlichkeit gegen ihn. Bei den anderen Menschen unter denen ich lebe wird es Peinlichkeit und bestenfalls Hohn auslösen. Meine Geschwister werden so Mitleid mit mir haben, daß es mich von ihren lieben einfachen Herzen zurückschlagen wird.

Ich höre schon damit auf – ich fing damit ja nur an um meine Bitte zu unterstützen. Wäre ich allein – und nicht nur einsam – so brauchte ich mich nur vor dem Hohn zu fürchten alles Unrecht fiele weg. An Hohn bin ich durch meine kranke Kindheit gewöhnt damit würde ich leicht fertig. Aber das Unrecht! Als ich mich zu der Veröffentlichung entschloß war ich halbirsinnig von einem Verlust der mein ganzes Leben ein für alle Mal aus der Versorgung mit dem täglichen Brot der einfachen warmen Menschenliebe ausgeschlossen hat. Es war eine Schoc-wirkung. Das drückt alles um viele Ebenen tiefer.

Aber ich hatte schon vor Ihren Zusprüchen Momente wo ich in allem den Finger Gottes sah nicht nur im Schmerz sondern auch in meinem Versagen und in der Schmähhlichkeit meiner Reaktion die diesen Schmerz als Vorwand nahm um andere schmerzen zu dürfen, die das Einsamgewordensein ausnützte um vor sich und der anonymen Welt noch irgendwie zur Geltung zu kommen. Einer Natur wie der meinen – so obskur das im Anbetracht meiner armseligen Erscheinung klingen mag – fällt nichts so schwer als die Umwandlung des wilden Wirkungswillens in Passivität. Gott hat mir jeden leichten Ausweg verschlossen. Von den beiden die mir offenblieben habe ich den dämonischen gewählt – damals. Aber vielleicht habe ich gar nicht gewählt. Denn würde ein Herz mir damals nur einen Strohalm gereicht haben so hätte das genügt mich auf die andere Seite hin zu retten. Der Halm war nicht vorgelesen. Und die andere Seite wo die Übervorteilten mit Getreusein und Demut jeglichen Vorteil herrlich einholen ist mir damit verlorengegangen. Ich will meine Schuld mein Versagen nicht auf diesen fehlenden Strohalm abwälzen, aber er ist das an das ich mich jetzt klammere er bedeutet für mich den Finger Gottes.

Ihre Brief[e] mit den schönen tiefen Zusprüchen haben in mir von allem Anfang an diese tröstliche Vermutung bestärkt. Sicher war dieser Umstand ausschlaggebend dafür, daß das – was Sie mit gewisser Bangnis erwartet haben – so eingetroffen ist.

Diese Bangnis aber möchte ich in Ihnen beruhigen dürfen. So reich an gültigen wirksamen Zuspruch wie Ihr erfahrenes Gemüt ausgestattet ist bedarf es keiner außertourlichen Mitwirkungen um ein trostreiches hörendes und dann und wann antwortendes Gegenüber zu werden anderen denen ihre Erfahrungen noch nicht bis zu diesen hohen Standort verholfen haben.

Bitte nehmen Sie den Ernst und die Demut in dieser meine[r] Erklärung wahr, ich bitte Sie.

+

Der Turmbund hat mich zum Dichterkongreß eingeladen. Wenn die Kärntner Landesregierung das mir für diesen Zweck versprochene Geld rechtzeitig schickt dann komme ich am 9. 9. um 15.42 in Innsbruck an und fahre um 16.45 nach Igls weiter. Wie sehr ich mich freuen würde Sie, verehrte[r] Herr Professor, sehen zu können das wissen Sie sicher. Aber ich rechne nicht damit, ich rechne mit lauter fremden Menschen unter denen sich vielleicht zufällig jemand finden könnte der gutmütig genug ist sich dann und wann um mich zu kümmern daß ich nicht immer ganz allein in der fremden Stadt bin. Vielleicht sehe ich auch Frau Teuffenbach-Capra einmal die ich herzlich lieb habe. Sonst kenne ich wohl niemanden in Innsbruck.

Ich sage Ihnen danke und vergelts Gott für Ihren Brief und dafür daß ich Ihnen schreiben darf. Es wird wahrscheinlich nicht so häufig geschehen als Sie vielleicht fürchten, ich mußte nur diesmal – so hatte ich wenigstens das Gefühl – es gleich wieder tun, ehe Furcht und Erschöpfung dazwischengeraten und die möglichen Mißverständnisse ver-ärgern könnten. Jetzt bin ich voll Dank und Erleichterung daß Sie mir überhaupt wieder schreiben und so schrieben.

Mit den innigsten guten Wünschen empfiehlt sich weiterhin Ihrer Güte

Christine Lavant.

1163 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, 6. Nov. 1955

Liebe Christl!

Auch ich wundere mich und frage mich, wie so etwas möglich ist. Hier liegt eine so offenkundige Ranküne gegen das vor, was den eigentlichen Beweggrund Ihrer Lyrik bildet und sie auszeichnet, daß man sich vor Staunen kaum fassen kann. Es ist doch gerade das Mitmenschliche, das mitkreatürlich Weitblickende, das im Eigenanspruch Ihres Menschlichen einen Tiefgang gewinnt, wie er im Bilde einer Lyrik selten und in so behutsam ausgeschöpfter Wortgestalt heute nur Ihnen zugehörig ist. Wie kann ein Zunftgenosse von der Einsicht und Begabung Hakels das verkennen oder vielmehr sich einbilden, vor der Öffentlichkeit darüber hinwegsehen zu dürfen?! Es gibt doch Notzustände der menschlichen Seele, die gerade dort, wo sie aus schöpferischen Tiefen kreatürlicher Benommenheit herausgeholt sind, einem Klärungsprozeß von Mensch zu Mensch, von Eigenwelt zur Umwelt unterliegen, der doch wahrhaftig nicht mit Neigung zu Sentimentalität verwechselt werden kann. Im Gegenteil: Will der Dichter Hakel, daß man dem Anspruch des Mitmenschlichen, wie *er* es postuliert und an Ihnen vermißt, im Spiegel seines respektabel versifizierten Emigrantenschicksals volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, dann hätte er sich doppelt davor hüten müssen, den Eigenwuchs Ihrer Dichtung mit irgendwelchen Ismen in Verbindung zu bringen und einem Ressentiment die Zügel schießen zu lassen, das ihn – nur

282

*ihn!* – und seinen Mangel an Selbstbeherrschtheit bloßstellt. Das tut mir, offen gestanden, leid. Denn ich wäre nicht fähig und nicht leichtfertig genug, *seine* Dichtung, der ich immer hohe Achtung bezeugte, mit einem Maßstab zu messen, wie er ihn – weiß Gott: *gewissenlos!* – an Ihren so eindrucksvollen Gedichtband »Lampe und Delphin« anlegen zu dürfen wähnte. Diese Art Gereiztheit, verbunden mit dem Bedürfnis, nur von sich zu sprechen und über die Wohlbegründetheit seiner hohen Selbsteinschätzung keinen Zweifel zu lassen, war schon damals, als Sie ihn mir bei der hießigen Dichtertagung vorgestellt hatten, ein schreckliches Erlebnis für mich. Ich spürte: hier scheiden sich die Geister. Wie ich das meine und wie mich das schmerzt, können Sie vielleicht ermessen, wenn Sie bedenken, daß ich Felmayers eben herausgekommenen Band Emigrantenlyrik für ein wichtiges Dokument, zur Besinnung rufend wie keines, und für ein großes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst ansehe. Aber wie ungleich sind auch innerhalb dieses tragischen Connexes die Opferlose der Einzelnen gefallen, und man tut gut daran, den Stimmen der hingeopferten verstummten Dichter im Gedächtnis unserer Erschütterung den Vorrang einzuräumen vor jenen, die noch Lebenden angehören und uns für taub halten!

Hoffentlich richtet Sie, liebe Christl, dieser Zuspruch, der vom Herzen kommt, wieder auf. Er ist nur eine *kleine* Entschädigung für das schöne Gedicht, das Sie mir gewidmet haben. Ulla läßt grüßen, ihr Haxl kommt allmählich wieder in Ordnung. Dafür hapert's mit meinem, und ich bin wieder einmal drauf und dran, für ein paar Wochen ins Spital zu übersiedeln. Von einer Rotlaufinfektion im letzten Jahr ist mir ein Oedem geblieben, und nun reicht mir im linken Bein das Wasser bis ans Knie. Eine unerwünschte Bescherung!

Grüßen Sie alle, die Ihnen gutgesinnt sind und auch mir, und lassen Sie nur um Gotteswillen den Kopf nicht hängen!

Immer Ihr

Ludwig Ficker

# 1956

1164 VON FRANZ SLOVENCIK

Wien, am 23. Jänner 1956

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Verzeihen Sie bitte, wenn ich Sie wieder belästige. Ich komm nur ganz kurz auf meinen Brief zurück. Die darin enthaltene Kritik war natürlich zu summarisch ausgesprochen. Die Gedichte in »Wort in der Zeit« habe ich nicht gemeint, die sind sehr schön. Aber bei Henz fand ich einen etwas überheblichen Ton.

»Kein Dichter habe sein Gesicht gewagt«

u. s. w.

Als wäre Karl Kraus nicht gewesen, der »Brenner«, unser Freund Benndorf – den er freilich nicht kennen wird –: ich erinnere mich heute noch mit Rührung seiner Spottverse, die er uns zu eigenen Kompositionen vorgesungen hat, als Hitler auf der Höhe seiner Macht war. Aber andere wird er sicher noch kennen, die mit dem Ungeist der Zeit nicht mitmachen.

Auch der Aphorismus Werner Riemerschmids: »Jederzeit bereit sein, die Wegrichtung zu ändern! Das ist die einzige mögliche Lösung, wenn die Gegend vom Feinde umstellt ist,« riecht sehr nach einem Alibi. Doch Guttenbrunners »Opferholz« hat er sehr schön besprochen, das freut mich!

Vor allem aber hat meine Kritik Ernst Jirgal ausgelöst. Nicht so sehr was er über Riemerschmid sagt als wie er es sagt, paßte mir nicht. Ich finde seine Sprache geht auf Stelzen.

Doch lieber hätte ich gar nichts gesagt!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Franz Slovencik

1165 AN KURT MAUTZ

Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11  
30. März 1956

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gerne gebe ich Ihnen die gewünschte Auskunft. Trakl stand weder in einem Briefwechsel mit Heym noch hat er ihn persönlich kennen gelernt. Trakl ist erst im März 1914 für kurze Zeit in Berlin gewesen, und auch nur zu dem Zweck, um seiner Schwester beizustehen. Heym aber ist im Januar 1912 ertrunken.

Sicherlich hat Trakl die Dichtungen Heyms, soweit sie ihm vereinzelt aus Veröffentlichungen wie dem Kurt Wolff-Almanach »Das bunte Buch« bekannt wurden, sehr geschätzt; ich glaube mich sogar an Äußerungen zu erinnern, die darüber keinen Zweifel ließen. In ihrem Naturell dürften der schweigsame und zurückgezogen lebende Trakl und der explosiv sich verausgabende Georg Heym freilich grundverschieden gewesen sein, und was beider Vorliebe für Hölderlin, Rimbaud und die poètes maudits betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß das Verständnis für diese Dichter im Spielraum der deutschen expressionistischen Literatur gerade damals durch Übertragungen und interpretierende Hinweise aufzukommen begann.

Mit ergebensten Grüßen

Ihr Ludwig v. Ficker

1166 VON CHRISTINE LAVANT

[April 1956]

Lieber, verehrter Herr Professor!

Wie gut, daß Sie mir wieder geschrieben haben! Ich hatte mir verboten über die Gründe Ihres Schweigens nachzudenken, denn wo man keine Aussicht hat auf den wahren Grund zu kommen, dort soll man [auch] nicht herumrühren. Ganz am Anfang ist mir wohl einmal der Gedanke aufgetaucht, daß Sie vielleicht die Baruscha gelesen haben könnten und daß Sie nun vielleicht fänden, daß bei einem solchen Grad von Durchtriebenheit kein Leid je richtig durchlitten worden wäre. Das aber, daß Sie lieber verehrter Herr von Ficker, auf solche (die von Ihnen angedeutete Art) davon er- oder an-gegriffen werden könnten, darauf wär ich mein Lebtag nicht gekommen. Fast hab ich bei Ihrem Brief geweint aber zugleich war es für mich wieder so herzlich komisch – zu denken daß Sie durch mich verlegen gemacht worden sind – nicht böse sein bitte! – aber es hat mich direkt gefreut. Wenn Sie wüßten wie sehr ich die ganze Zeit her – trotz Ihres Schweigens – durch Sie und von Ihnen gestärkt worden bin und daß mir durch einige Ihrer Worte eine ausschlaggebende Weisheit in Fleisch und Blut übergegangen ist, wenn Sie das alles wüßten, dann würden Sie be-

285

greifen wie schön wie wohltuend wie ins Innerste ergreifend und zugleich befreiend komisch Ihr »Besser-wisser-Kapitel« für mich zu lesen war.

Ich werde Ihnen nie genug für diesen Brief danken können. Er war die Osterfeiertage über immer in mir vorhanden – nicht im Gedächtnis sondern bloß im Gefühl als wortlose Freude.

Wissen Sie herr Professor daß ich von Ihnen begeistert bin! Das ist ein dummer Satz aber wenn Sie das Wort »begeistert« ursprünglich nehmen nicht in seinem abgegriffenen Zustand, dann werden Sie vielleicht ein bißchen froh davon werden. Ich finde es so herrlich, daß zwischen Menschen so rührende Irrtümer möglich sind, dies geht nur anhand einer unfaßlichen Demut zu einander. Und was das für ein großes Geheimnis ist! Ich meine die Kraft in uns die unabnutzbare Kraft Ehrfurcht vor einander zu haben durch alle Hüllen hindurch. Verstehen Sie nun was ich mit »begeistert« meine? Mein Außen, das in jeder Beziehung elend und jämmerlich genug ist und so hinwelkend daß eine gefährliche völlige Trennung von Außen und Innen oft als das Notwendigste erscheint, wird jetzt vielleicht für lange Zeit wieder durchstrahlt werden können weil ein Mensch wie Sie durch das Hinwelkende hindurchgeschaut hat. Es gibt auch hier schon Augenblicke – von Angesicht zu Angesicht – und das Wunder ist um so schöner und tröstlicher wenn es auf eine so weite Spanne hin geschieht.

Seltsamerweise bin ich durch Ihr Schweigen keinen Augenblick lang gekränkt geworden und das nicht bloß weil Ihre Tochter mir einigemal so lieb schrieb. Und einige Tage bevor Ihr brief kam fiel mir in der Nacht Ihr Versprechen ein, allabendlich meiner zu gedenken und ich hoffte sehr daß Sie davon nicht abgekommen wären. Daß ich nie gekränkt worden bin, verdanke ich Ihnen selbst. Erstens wird nie die Freude und das Erstaunen in mir darüber vergehen, daß Sie mich damals in Innsbruck am Bahnhof erwartet haben. Mit dieser Mühe mit dieser Aufmerksamkeit haben Sie unsagbar viel an mir gutgemacht was von anderen Seiten beschädigt worden ist. Dann kam noch dazu daß eine Weisheit von Ihnen her in mir Fuß gefaßt hatte und buchstäblich seither in mir und mit mir wächst. Die: Daß ohne Zutun ohne den Willen Gottes keine Hilfe von Mensch zu Mensch möglich ist. Ich habe das in mir erkannt, vielfältig von Formung zu Formung und die letzte davon gleicht wieder der Ihren: *Es muß der heilige Geist hinzukommen.*

Von dieser Seite angeschaut hört soviel Schuld soviel Versagen auf tödlich zu sein. Mit diesen einfachen Worten die Sie mir damals einmal geschrieben haben Sie in mir den Knoten zerschlagen.

Verstehen Sie nun wieviel ich Ihnen verdanke? Und daß ich immer ungekränkt und ehrfürchtig Ihrer gedacht hätte auch wenn Sie mir nie mehr geschrieben hätten.

Aber wie gut daß Sie es nun doch taten. Es ist ein Geschenk über das tägliche Brot hinaus. Dazu hat es mich noch so vielfältig erfreut. Und das Komische daran ist für mich besonders kostbar. Ich seh alles meist in Bildern. Ich seh Sie die Baruscha lesen und darüber in sich gehend ich seh mich in der Stube auf und abgehen und dem heiligen Geist nachsinneln (unübersetzbarer Ausdruck) an ehesten: sehnsüchtig nachschauend oder nachsinnend ... Und dabei ist der he[i]lige Geist ja doch überall auch dort wo er für unsere Sinne nicht zustande kommt.

Bitte verzeihen Sie den langen Brief. Ich habe schon lange nimmer so gern an jemanden geschrieben. Auch das ist wie eine Heilung. Und gelt – Sie nehmen mir



nichts übel? Meine Mittel etwas zu sagen sind ein sonderbares und für mich selbst unübersehbares Gemisch in das ich am besten mit zugemachten Augen hineingreife.

Bitte denken Sie doch weiter abends an mich! Mein Wesensgrund ist ja doch Hilfslosigkeit und warten auf ein Wunder.

Es grüßt Sie ehrfürchtig und innig dankend

Ihre Christine Lavant.

1167 VON WALTER HÖLLERER

Akzente ZEITSCHRIFT FÜR DICHTUNG

Schriftleitung: Frankfurt am Main,

jetzt: Arndtstr. 25 • Verlag: Carl Hanser

Herrn

Ludwig von F i c k e r

– Brenner-Verlag –

*Innsbruck*

Innrain 27/9

FRANKFURT/MAIN

20. April 1956

Dr. Hö./Schr.

Sehr verehrter Herr von Ficker,

nach dem deutschen Leseabend in Innsbruck im vergangenen Herbst hatte Christine B u s t a die Freundlichkeit, mich Ihnen vorzustellen. Ich habe mich damals außerordentlich gefreut, Sie kennenzulernen. Ihre Zeugnisse über Georg Trakl und Ihre Bemühungen um sein Werk hatte ich seit langem bewundert. Ich sagte Ihnen damals, daß ich kurz vorher die letzte Nummer des »Brenner« bekommen hatte, wie sehr ich mich über diesen Band freute und wie sehr ich hoffte, daß es nicht der letzte Band bleiben möge. Inzwischen habe ich in diesem Band immer wieder gelesen. Ihre Erinnerungen und Ihre Veröffentlichung der Briefe von Rilke, Trakl und Wittgenstein beschwören die Atmosphäre jener entscheidenden Jahre so unmittelbar, daß neben diesen historischen Zeugnissen alles Sekundäre, was in letzter Zeit über Trakl geschrieben worden ist, unwichtig erscheinen muß. Ich möchte Ihnen dies ausdrücklich schreiben, damit Sie sehen, daß gerade Ihre Arbeiten von den Jüngeren hochgeschätzt werden und daß sie in deren Gedächtnis nicht durch die anderen, lauterer Stimmen verdrängt worden sind.

Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit den Gedichten Trakls befaßt. Hoffentlich falle ich Ihnen nicht lästig, wenn ich Sie um drei Dinge frage, die ich nirgends sonst habe richtig aufklären können. In der Gedichtgruppe »De profundis« hat mich besonders das Gedicht »Trübsinn« interessiert. Könnten Sie mir sagen, wann dieses Gedicht geschrieben und wann es zum ersten Mal gedruckt worden ist? Das ist meine erste Frage. Sodann: gibt es wohl zu diesem Gedicht irgendwelche abweichenden

Lesarten? Ich hatte immer den Eindruck, als müßte zu ihm noch eine andere Überschrift bestehen. – Meine dritte Anfrage bezieht sich auf das letzte Gedicht Trakls, ›Grodek‹, das doch wohl im September 1914 entstanden sein dürfte. Sie erwähnen an einer Stelle, daß der Schluß, der sich auf die »ungeborenen Enkel« bezieht, in der ersten Fassung ausführlicher gehalten war. Ist es wohl möglich, diese erste Fassung irgendwo einzusehen oder existiert sie nicht mehr?

Ich würde Sie gern einmal wiedersehen. Unsere Begegnung im vorigen Jahr war leider so kurz. Gerne würde ich in unserer Zeitschrift noch ungedruckte Fassungen von Gedichten Trakls mit Ihren Bemerkungen abdrucken, sodaß die bisherigen Trakl-Ausgaben, die auf diese Dinge leider nicht eingehen, von berufener Seite ergänzt würden.

Mit Dank und in aufrichtiger Verehrung.

Ihr sehr ergebener

Walter Höllerer.

1168 VON CHRISTINE LAVANT

25. 4. 56.

Lieber verehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen für Ihre beruhigenden Zeilen. Zwar – sehr beruhigen tun sie mich nicht weder für Sie noch für mich aber wenigstens weiß ich, daß sich nicht eine neue richtige Krankheit zu allem anderen über Sie geworfen hat. Das mit dem mehr Drüben- als Hier-sein kenne ich nur zu gut eine Schwäche die sich von dem Mittelpunkt her auf alles erst[reckt] so daß man nicht einmal mehr zusammengekrümmt wo sitzen oder etwa eine Schale heben kann sondern man fällt hin und ist zu dreiviertel weg stundenlang. Sollten meine Gedichte Sie wirklich aus so einem ähnlichem Zustand ein wenig aufgerissen haben, so sind sie wenigstens nicht ganz umsonst geschrieben worden. Nein, sie sind nicht von der Bettlerschale abgespart, sie sind erst in der letzten Zeit – wie die Schale schon in Druck war, – entstanden. Sonderbar ist nur daß ich sie selbst gar nicht verrückter finde als die vorherigen. Freilich kommen sie aus einem Zustand der auch mich erzittern läßt aber eigentlich nicht für den Verstand erzittern sondern für Alles überhaupt. Aber wie sollte es anders sein, wenn sogar ein Mensch wie Sie zu dem grauenhaft-demütigen Bekenntnis ge[zw]ungen wird sich zu fürchten daß sein Leben unter Umständen verpfuscht sein könnte? Das ist viel erschütternder als alle meine Gedichte zusammen. Gibt es eine Hilfe unter uns? Es m u ß sie geben!!! Wenn auch nur Notbehelfe. Mehr kanns nie sein. Aber wir müssen jeden Tag mindestens einen Strohalm aus der Erde stampfen um ihn einen Ertrinkenden hinzuhalten auch wenn uns selbst das Wasser schon in den Mund rinnt. Sie haben das wohl ohnehin Ihr ganzes Leben hindurch getan und es ist keine Schuld und kein Versagen wenn eben immer nur e i n Strohalm da ist – reichen tut es sowieso nie. Oft ist es das Schwerste zu entscheiden wem man den erstrittenen Halm hinhalten sollte. Wahrscheinlich – dem »Nächsten« dem wirklich Nächsten dem,

288

den das »Schicksal« zu unserem Nächsten gemacht hat. Und wie hart das oft ist! Und wahrscheinlich hängt doch alles gerade davon ab. Aber es ist meist furchtbar. Es tötet den Funken unserer Kräfte meist bis zu einer Lauheit herab die nichts mehr vermag. Wenn da nicht die Über-Anstrengung einsetzt zu der wir Gnade oder ein fast übermenschliche[s] Erbarmen brauchen, dann stirbt man entweder völlig ab oder es tritt der vorletzte Zu[s]tand – der des Überspringens – ein, wo man von Hilferuf zu Hilferuf hetzt und dabei von jedem Ertrinkenden die eigene Rettung erwartet. Verzweiflung ist eine Todsünde. Aber wer bis zu einem ganz *genauen* Grad verzweifelt hat, der kann vielleicht noch am ehesten retten weil sein eigenes Gewicht nicht mehr an ihm hängt.

Ist dies ein schrecklicher Brief? Ich weiß es nicht, ich rede ganz aus m i r her[au]s mich verlassend auf die Erkenntniskraft Ihres Herzens. Sorgen Sie sich aber nicht um mich, bitte!, zumindest nicht um meinen Verstand, der ist lange nicht das Angreifendste. Schwerer ist es den Funken zu erhalten das Mindestmaß an Wärme ohne welche nicht einmal mehr Mitleid vorkommen kann.

Wenn Sie meiner gedenken dann bitte in diesem Sinne, daß ich nie aufhören möge Erbarmen zu empfinden, reines – von keinem Vorwand maskiertes – Erbarmen.

Ich danke Ihnen nochmals innig für Ihren Brief und überhaupt für das Da-sein Ihrer Teilnahme.

Bitte grüßen Sie Ihre Frau Tochter und empfehlen Sie mich auch Ihrer Frau Gemahlin.

Ihre Christine Lavant.

1169 AN PAUL SCHICK

Innsbruck-Mühlau, 29. IV. 1956

Sehr geehrter Herr Doktor!

Nehmen Sie meinen verbindlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Ich habe die Untersuchung, die Sie als Versuch einer typologischen Deutung dem Thema des Satirikers in seinem Verhältnis zum Tod angedeihen ließen, mit großem Interesse gelesen. Hier ist an etwas gerührt, das als wichtigen Erkenntnisbehelf ins Auge zu fassen sich wohl lohnt. Wenigstens für diejenigen unter uns, die das Bild des Satirikers in seiner großen Fragwürdigkeit dem Leben wie dem Tode gegenüber von dem entschiedenen Anspruch eines Karl Kraus her noch als beunruhigendes Moment im Gedächtnis und im Herzen tragen. Für sie, für diese von einleuchtenden Rückblicken Bewegten, sind Ihre Darlegungen auch im Hinblick auf die Abgrenzungen, die Sie zwischen den von Ihnen gewählten Beispielen großer Satiriker vornehmen, äußerst aufschlußreich und dankenswert. Hier ist doch einmal die scheinbar schwache Seite derer, die sich mit Recht berufen fühlen dürften, im Geisteskampf mit ihrer Zeit und Umwelt ihr Leben als Satiriker einsetzen zu müssen: hier ist ihre reale Todesfurcht samt allem Unterschiedlichen, das sie von einander abheben mag, im Ganzen und im

289

Grundsätzlichen ihrer Sendung trefflich wahrgenommen und in einer Art begriffen, die uns weiterhin zu denken geben sollte.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1170 VON CHRISTINE LAVANT

[Mai 1956]

L i e b e r Verehrter herr Professor!

Sie sind einer der herrlichsten und demütigsten Menschen die es gibt. Verzeihen Sie wenn dies etwa geschmacklos übertrieben klingen sollte. Ich empfinde es ganz so, es ist so erstaunlich für mich so beglückend in die wichtigsten Erkenntnisse hinein. zu wissen daß d i e s möglich ist, daß es solche Menschen wirklich gibt und daß daher dieser Grad an Güte und Lauterkeit h i e r schon erreichbar ist.

Ich habe solche schöne Freude mit Ihrem Brief, so als ob mir Ihre Hilfe nochmals und noch in einem viel stärkerem gültigerem Grad angeboten worden wäre. Und ich bedarf dieser Hilfe, ganz gleich wie weit sie im Faßbarem wirksam wird, es geht ja nicht ums Faßbare, nichtmehr in diesem Zustand wo auch das Elend nimmer faßbar ist. B i t t e bleiben Sie gut zu mir. Nein nein ich vergesse den heiligen Geist nicht und nicht die Zulassung oder Verwehrung des lieben herr[ic]hen Gottes. D a s ist immerfort in mir das vergesse ich nie mehr auch wenn ich noch so elend und abwesend herumtorkle halb und halb abgetötet und angestiftet von den Schlaf- und Wach-Pulvern. Ich weiß daß diese Einnahme des Giftes eine schwere Sünde ist aber ich danke Gott tatsächlich alle Tage für das Gift, daß er es auch hat wachsen lassen, es gehört ja auch ihm und gehört – meinem Sinn nach – auch zum täglichem Brot, wenn eben das andere das einfache und heilige Brot nimmer und nimmer ausreicht.

Wenn Sie wüßten was für eine gute starke Hilfe Sie mir sind! Natürlich hätte ich es klaglos ertragen wenn Sie meinen letzten Brief als schrecklich empfunden hätten und wenn er ein entgültiges Schweigen zwischen uns ausgelöst hätte, aber die Freude jetzt ist so groß und füllt mich so aus daß ich sie wohl kaum werde verhalten können.

Ein Mensch kann mit einem Reiskorn täglich herrlich auskommen wenn er dieses Reiskorn zu seiner heilsamen Mitte macht – Mitte für hier – wo noch Substanz nötig ist. Gelt ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen daß ich meinen letzten Brief nie bereut habe und hätte, denn ich habe ihn aus Ehrfurcht heraus geschrieben. Unser aller Reden ist ein zerlegtes Eins und kann in vielen Teilen verschieden erfaßt werden. Erst dort wo es gilt »Von Angesicht zu Angesicht« wird auch unser Reden wieder Eins sein eindeutig unmißverständlich und einfach Licht.

Aber Sie müssen mir wohl schon um Meilen voraus sein – (das weiß und spür ich schon lange) daß Ihr Wesen so lauter auf[faß]t so demütig und rein und herrlich zugleich auf sich bezieht Dinge die wirr und unklar auf Sie zukommen. V i e l ist der Mut. Der Mut sich dem Andern wahr hinzustellen auf jede Gefahr hin. Das ist viel-

leicht die einzige Leistung die manchmal von mir schon gut geübt wird. Ich habe viel verloren gerade weil ich weiß wie wenig mir helfen könnte und daß dieses Wenige für mich unerreichbar ist (mit helfen meine ich hier die entgeltige Hilfe die Normalisierung im Menschlichem hier.) das Wissen daß man diese Art Hilfe dieses ganz gewöhnliche Krümmelchen Brot nie bekommen wird, das gibt einem den Mut alle anderen Ver[us]te zu ertragen wenn es um den Kern des Ich-seins geht. Menschen die Ihr Bestes nicht in Form eines Kindes aus sich her[aus]stellen können müssen sich als an das Nächstbeste an das Ich-sein wenden. Ich glaube nicht daß ich bei Ihnen in Gefahr laufe hier mißverstanden zu werden. Ich meine das Mystische Ich-sein. Aber besser als jeder Mystische Grad ist es ein Kind zu haben. Das ist für hier vorgesehen und eine der ersten Stufen des Weges. Ach ich rede schon wieder soviel und dabei kann ich normalerweise schon seit langem an niemanden mehr ohne Überwindung auch nur einen kurzen Brief schreiben. Nur Ihnen kann ich noch und es ist eine Erleichterung für mich wie Sie es sich vielleicht gar nicht vorstellen können. Ich bin so froh daß ich Sie kenne! Vielleicht klingt es gräßlich abgeschmackt wenn ich sag daß Sie mein Strohalm sind, aber ich sag es trotzdem.

Vergelt Ihnen Gott Alles was Sie für mich tun!

Ihre Christl.  
Christine Lavant

1171 AN PAULA SCHLIER

19. VI. 1956

Meine geliebte Paula!

Ich kann Dir gar nicht sagen, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit ich den ganzen Verlauf und die Auswirkungen Deiner Begegnung mit dieser fabelhaft hell-sichtigen Frau verfolge. Kein Zweifel, daß sie mit Engelskräften, die ihre irdische Hülle förmlich zu sprengen scheinen, die ganze Gigantomachie der Widerpartsmächte spiegelt, die unser Weltbild heute erschüttern und bis auf den Grund seiner Bestandfähigkeit in Frage stellen. So kündigt sich in ihr zugleich die Stunde der Entscheidung an, der wir uns – und gerade wir beide, Du und ich – gewachsen fühlen müssen, sollen und wollen wir unsere Bestimmung im Plane der Vorsehung nicht fahrlässig verfehlen.

Und da möchte ich gleich bemerken: Was diese zerrupfte Engelserscheinung in humpelnder Menschengestalt aus scheinbar chaotisch aufgebauter Umgebung heraus in sinnbildlicher Größe vor uns hinstellt, hat Hand und Fuß im Hinblick auf eine durchdringende Wahrheit, deren Zeitfälligkeit von uns nicht länger verkannt werden sollte. Gerade dieser Brief an den sicher ratlos gewordenen Arzt, den Du mir gestern sandtest (gewiß ein Dokument höchster geistiger Raffinesse, aber in dem paulinischen Sinn: »Seid klug wie die Schlangen!«) hat mir vollends die Augen geöffnet für die großartige Nonchalance und Vernünftigkeit, mit der diese weitblickende erleuchtete Frau allen subalternen Anfeindungen ihres vorerst notwendig verrückt und verdächtig

291

scheinenden Beginnens zu begegnen weiß. Es scheint wirklich eine »Paradieswäscherei« zu sein, die sie als Mission im Umkreis ihrer unerhörten Fähigkeiten und unabsehbaren Neigungen wie auf höheres Geheiß betreibt, und die »Grünlandinseln«, die sie aus ihren verstiegen anmutenden Zuversichtsexperimenten hervorzuzaubern gedenkt, verdienen in jedem Betracht (auch in einem »hiesig«, nicht nur drüben verankerten!) unsere Aufmerksamkeit. Daran bitte ich Dich nicht zu zweifeln. Die »Sensation«, die diese Frau mit ihrer fragwürdigen Erscheinung und scheinbar zwiespältigen Haltung in Dir erregen muß, hat zweifellos providentielle Hintergründe, deren Tragweite und Bedeutung noch nicht abzusehen sind; sie gehen aber konform mit Phänomenen, die überall heute mit augenscheinlichen Vordergrundaspekten des Unbegreiflichen aufbrechen. Wir dürfen uns über das Unzufällige dieser da und dort schon anvisierten Rückgewinnungsmöglichkeiten paradiesischer Aussichten nicht täuschen, ja nicht einmal uns wundern, trotzdem unsere Augenblicksvorstellungen davon wie aus den altgewohnten Geleisen unserer persönlichen Zielstrebigkeit geworfen scheinen. Die Realität dieses Umwandlungs- oder vielmehr Durchbruchprozesses in Erfahrungswelten, in denen die Aspekte alles Gegensätzlichen sich erst in ihrer innigsten Durchkreuzung von einander ab- und aufzuheben scheinen, hat natürlich für jeden von uns, die wir zu richtiger, d.h. gerechter Wahrnehmung berufen sind, ein verschiedenes Gesicht. Hier aber gilt es, uns in auftauender Liebe zur Erkenntnisfülle des Herrn und Seinem ergreifenden Erkenntlichkeitsbedürfnis einander so ins Auge zu fassen, daß kein Rest von Vorurteil und Zaghaftheit in uns mehr bleibt. Das weiß Frau Dr. Sp. inmitten und am Ende ihres Marterdaseins, das sie gleichsam zum Blitzableiter aller Gewitterkontroversen zwischen Himmel und Erde gemacht hat, ganz genau. Erschrick nur nicht davor, denn sie leitet, was die Welt in Brand setzen könnte, unter offenbaren Unheilsaspekten in das Selbstaufopferungsreservoir ihres heilen Fassungsvermögens ab, und das ist ein Vorgang, der sie auch klar erkennen läßt, was mit Dir und Deiner Berufung los ist, wenn Du in *Deinem* Empfängnisbereich – wie sie in dem ihren – ohne Vorbehalt und Voreingenommenheit, kurz ohne Eigendünkel, die alles erhellende Hingabe an das Wort zu Ende leistest, wie sie als Eingebung von oben in Deinem »Gott sprach: Es werde Licht!« zum ersten Mal wieder durchbricht und in bedeutender Zeitfälligkeit aufscheint. Es ist unbedingt so, daß sie hier, kundig aller Abhorch- und Eigensinnkünste, an den Fels der Bereitschaft in Dir geklopft hat, dem einmal »Ströme lebendigen Wassers« entfließen sollen. Und wenn sie dabei ihre »Schlangenklugheit« ausspielt, so doch aus jenem Erlösungsbedürfnis heraus, das Euch beiden zugute kommen soll und wird. Denn jedes Wort, das sie Dir im Hinblick auf Dich zu verstehen gibt, ist ein überzeugender, ein vollgültiger Hinweis darauf, daß sie Dich als notwendige Ergänzung und Vollendung der Opfermission empfindet, die Euch beiden in einem geheimnisvollen Auftrag der Gottesmutter anvertraut ist. Ja, ich habe den Eindruck, daß sie das ganze Waffenarsenal ihrer unglaublichen Glaubens-Klugheit noch im Sterben dem Belieben Luzifers anheimstellen würde, da sie in Dir die sanfte Taube des heiligen Geistes noch hinter den armseligen Versuchungen Deiner Selbstverschanzung erkannt hat und in den künftigen Bereich einer erleuchteten Wortbegnadung aufsteigen sieht. *Hilf ihr und Dir in dieser kühnen Erwartung, und es wird am Ende uns allen geholfen sein!* Jetzt oder nie entscheidet sich unser Schicksal – und es entscheidet sich über alle vorsichtigen Erwägungen unserer Sicherungsbedürfnisse hinweg!

Das gilt es zu erkennen, und damit Gott befohlen für heute!  
Es freut sich auf das nächste Wiedersehen

Dein Ludwig

P.S. Mir geht es gut, sehr gut. Aber meine arme gute Schwester in Nürnberg scheint keine Aussicht mehr zu haben, am Leben zu bleiben. Das geht uns allen sehr nahe.

1172 VON CHRISTINE LAVANT

[nach 10. 7. 1956]

Verehrter, lieber Herr Professor (alias »Tölpel«)!

Es gibt aber auch einen Vogel der »Tölpel« heißt – soll einen geben irgendwo im amerikanischen – häßt immer schon gern einen gesehen weil Tölpel auch für einen Vogel ein wunderbarer Name ist eine Verstoßung ins noch mehr Ausgesetzte hinein von wo man jegliche Kreatur so gern zurückholen möchte in die klare Sicht die aber freilich immer noch tölpelhaft ist im Hinblick zu Gott. Sie s[e]hen, verehrter! Herr Professor Sie sehen – wie alles schwankt, ich wollte aus Ihrem rührenden Bekenntnis (der Harmlosigkeit zuliebe) einen Ulk machen und komme auf den geradesten Weg damit ins Bereich wo jeder Ulk aufhört. Die Worte sind magisch, manchmal, – jedes voll tausend und einer Wurzel und niemand weiß welche treiben wird. Und schon ist alles gefangen im lebendigen Zaun. Aber es gibt einen Zaunkönig – das Herz. Tölpel oder Zaunkönig – beide kommen der Gefangenschaft aus, ganz gleich welche Wurzeln getrieben haben.

Vor neun Tagen hab ich Ihnen einen Brief geschrieben ihn aber nicht abgeschickt weil er voll Elend und Klage war. Wohl ein Zeichen des Vertrauens das wohl auch aber zu teuer, für Ihr mitleidendes Herz sicher viel zu teuer. Und wozu Schuld auf Schuld? Wer schwer davon ist kommt nie in die strahlende Hälfte der Welt. Wer die Trübsal vermehrt mindert das Brot Gottes. Wir wollen es lieber mehren so gut oder schlecht wir können. Ihr »Tölpel-Brief« hat es – das Brot Gottes, die Freude nämlich, herrlich vermehrt. Auch Ihre Worte sind magisch aber aus der tausendsten Wurzel. (Vielleicht leben Tölpel ständig davon und darin?)

Verzeihen Sie mir das Hängen an diesem einen Wort! Man weiß nicht wie so eine Anziehung vor sich geht – das ist unberechenbar,; vielleicht weil es so ein herzlich-einfaches Menschenwort ist noch im Ur-Zustand und von keiner Schlange gebissen. Alle anderen Ihrer gesegneten Worte sind geheimnisvoll und eine Verheißung aber das Wort »Tölpel« ist das Brotstück das schon da ist. Erklären kann ich Ihnen das nicht. Und Gott verhüte daß Sie mißverstehen wo ich selbst nicht verstehe. Sie aber h a b e n zu verstehen weil Sie in Vielem viel klüger sind und weil sich in Ihnen die Spuren aller Begegnungen zu einer Wissenschaft zusammengefügt haben müssen. Und dann: – Auch Sie sind einfach und durchtrieben zu gleich aber alles im Herzen Gottes dem Knoten aller Fäden. Ich verknüpfe nur das Ende eines Fadens immer und

immer wieder blindsichtig zu Fallen und Schlingen. Meinen Sie – für den Irrsinn? – Auch das wenn Gott will. Mir wäre freilich lieber die Wiege der Welt und darin das Kind, das lebendige Wort. Oder sagen wir: Den Anfang der Ordnung, die Sänftigung und das Sich-in-alles-fügen und damit das: In-die Kraft-Treten auf seinem Ort. Aber freilich so lange ich Schlingen knüpfe werde ich immer wieder nur selber hineingeraten und ausgelöst werden müssen von Gott oder einem seiner Tölpel. Jede Erfreueung b[.]efreit, jede Betrübung verschlingt. Ich werde oft noch verschlungen werden kommen Sie mir bald wieder zu Hilfe!

Ihrer Christine Lavant.

P.S. Das »Dankeschön« ist so selbstverständlich daß ich es immer zu schreiben vergesse.

1173 VON NELLY SACHS

Stockholm d. 12. 7. 56.  
Bergsundsstrand 23

Hochverehrter Herr Professor von Ficker,

Ihre lieben Zeilen die mir Friedrich Torberg einsandte haben mich tief beglückt. Wie lange ist mir Ihr Name verbunden mit jener geheimen Kraftausstrahlung die bewirkt das bisher Unsichtbares, Schönstes sein Antlitz ins Licht heben kann. Nur als ein Dank für Ihr lebendiges Werk war damals die Zusendung meiner Bücher erfolgt. Nun in Ihren Zeilen gedenken Sie meiner in so ergreifenden Worten die ich von Ihnen annehme als ein herrliches Geschenk.

Dies ist es und nichts anderes was uns Menschen so not tut – das Gedenken einer Seele.

Hier in Schweden lebt es sich wohl gut nach allen Erschütterungen. Ein kühles herbes Klima, die Menschen human und freundlich. Nur Grund zur Dankbarkeit. Aber wir von innen Getroffenen atmen nicht mehr im Takt der Anderen. Viel Mühe kostet jede Minute die gelebt werden soll. Aber in der chassidischen Mystik lernte ich die Heiligung des Augenblicks der im Alltag vergraben lebt.

Alle guten Wünsche sende ich Ihnen  
hochverehrter Herr Professor  
und den Dank meines Herzens

Ihre Nelly Sachs



1174 VON CHRISTINE LAVANT

am 13. 8. 56.

Sie sehr sehr Verehrter!

Gurdjieffs Lehre hat (vor langer Zeit schon) mein Gesamt-Denken verändert, Ihre demütigen Worte aber – die Sie unten in das Buch schrieben – haben jetzt mehr getan.

Bitte vergegenwärtigen Sie sich manchmal – wenn es sein kann? – daß ich Ihrer sehr bedarf. Ich bin sehr erschüttert und habe noch keine rechten Worte dafür. Wahrscheinlich habe ich wirklich noch nie einen Menschen so verehrt wie ich Sie jetzt verehere. Ich weiß nicht was mich dabei so schmerzt und in Furcht versetzt? Vielleicht das Vorgefühl einer Abhängigkeit die hier im Menschlichem nahezu immer Un-Heil bedeutet und die wir doch alle immer wieder suchen müssen weil sie das Vor-Heil, der einzige Ausweg aus dem steinernen »Ich« ist. Das heile Heil ist bei Gott. Ich weiß wohl. Aber es ist so entsetzlich weit bis dorthin. Wir alle müssen oftmals vorher rasten und es ist gräßlich und ermüdend bei sich rasten zu müssen, (oder gar an Stellen die die Richtung so verändern, daß man Gott aus den Augen verliert).

Ich bete darum daß Sie mich so sehr verstehen wie ich Ihnen vertraue.

Ihre Christine L.

1175 VON MICHAEL GUTTENBRUNNER

Wien, 6. Oktober 1956

Sehr verehrter Herr Ficker,

Da in dieser altehrwürdigen Stadt niemand mehr auf meine Fragen antwortet, wollen Sie gütigst erlauben, daß ich an einen Außenstehenden mich wende, der zugleich ein Hochstehender ist.

Vielleicht bin ich blöd; aber mir scheint, daß unsere Literatur von Idioten und Gaunern allein gemacht wird. Sie wird gemacht, alles wird gemacht – geschaffen wird nichts mehr! – Doch hätte mir wenigstens gelingen sollen, einigen unserer Besten, wie Weigel und Torberg, das »Kraus, Kraus!«-Sagen abzugewöhnen. Aber ich bin zu schwach und stehe wohl zu ferne.

Sie verehern Kraus und sie benützen Kraus und sie bestehlen Kraus und imitieren Kraus und sie schlagen ihren Gegnern mit Kraus auf das Maul – und selbst sind sie Sudler, die eine ausgedehnte qualitätslose journalistische Wirksamkeit entfalten. – Wahlbefähigung und Wahlfreiheit befinden sich im Widerspruch.

Nehmen Sie zum Beweise dessen jeden Zeitungsartikel, der aus ihren Federn fließt, aber insbesondere Weigels »angriffigen« Nachruf auf B. Brecht in den Salzburger Nachrichten (das Wort »angriffig« ist von Weigel), seinen in Düsseldorf gehaltenen Vortrag über Österreichische Literatur »von Doderer bis Waggenerl, von Lernet bis Holenia, von Aichinger bis Zusanek« und im Augustheft »Wort in der Zeit«

295

seinen gestuftesten Schmus über Doderer. Ich möchte sagen, daß Doderers »Dämonen« ein großer Dreck sind (das Buch hat über 1300 Seiten); doch findet sich hier niemand (und dort auch nicht) der nur ein bischen Kritik an ihm übt; alle einschlägigen Artikel sind nach Weigels speichelleckerischem Muster abgefaßt.

---

Weinhebers Briefe sind erschienen. Ein Blick in sie genügt, um vorhersagen zu können, daß sie den hiesigen Kraus-Verehrern (die, soviel ich sehe, ästhetische Spießer sind) willkommen sein würden wegen der darin vorkommenden Berufungen des spießerhaften Ungeheuers auf Kraus als Sprachlehrer. – Als ob es Kraus darum zu tun gewesen wäre, angehenden Nationalbestialisten die *äußere* Form des Verses zu lehren, für den man dann den Inhalt von der Muse eines Baldur von Schirach oder einer Ingeborg Teufenbach bezieht. – Ein Hampelmann, ein so trommelnder und trompetender wie sich gräßlich die Brust aufreißender und schluchzender Hampelmann! – Aber die Kraus-Verehrer wissen so wenig wie er gewußt hat, was ein Gedicht ist und wie es entsteht, und sie ahnen nicht, daß Weinheber es am allerwenigsten wagen dürfte, mit seiner Poesie auf Kraus sich zu berufen. Wie nie zuvor ein kunstfertiger Spießer hat er Form und Inhalt als zwei verschiedene Dinge betrachtet. Seine Kunststücke verdanken sich einem kalten Pedanten, der nicht ahnte, daß Hölderlin der in voller Glut erscheinende Poet gewesen ist.

Dies nur für mich, da ich mit Niemandem mehr rede. – Mit den besten Wünschen  
Ihr sehr ergebener

Michael G.

1176 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER [P]

Innsbruck-Mühlau, 8. 10. 1956

Lieber Herr Guttenbrunner!

Ihr Gedicht ist schön, wunderschön, aber förmlich überdimensioniert in seinem Anschauungsraum!

Was das andere betrifft – ich sehe wie Sie, daß alles in Unfug ausartet, aber es kümmert mich nicht; ich kümmere mich nicht mehr darum. *Was bleibt, ist das, was nicht wegzuverfälschen ist.* Bleiben Sie bei dem, was die Kernsubstanz Ihrer Gesichte im Gedicht bildet, ihr Ergreifendes ausmacht! Dann wird auch das Gesicht der Mutter im Bild aller Bereiche, durch die es Sie verfolgt, neue, anziehendere, mildere Züge für sie gewinnen.

Es grüßt Sie, wie immer, voll Zuversicht

Ihr Ludwig Ficker

## 1177 AN DAS UNTERRICHTSMINISTERIUM

Lyrik-Gutachten für den Förderungspreis des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst 1956

[Herbst 1956]

Thomas Bernhard

Hier ist eine erstaunliche und durchaus eigenwüchsige lyrische Begabung im Aufsteigen begriffen. Man sollte alle Hebel in Bewegung setzen, damit den tönenden Konturen dieses ausgeschöpften Existenzelends im Spiegelbild von Gottes ausgesetzter Kreatur, unter Brüdern der entsprechende Resonanzraum gesichert werde. [Note:] 1

Rudolf Felmayer

Schön, sehr schön und eindringlich ist die Durchmodulierung seiner wahrgenommenen Motive im Strophenresonanzraum von Felmayers sinnend bewegter Dichtkunst. Hier wird besonders deutlich, welch ein Hochquell eigener Erfüllung von vielfältig sich Bahn brechender dichterischer Intuition dem unvergeßlichen Einsatz zugute kam, den Felmayer, ein respektabel sachkundiger Entdecker und Förderer bedeutender lyrischer Talente bei uns in Österreich, immer wieder für andere geleistet hat. [Note:] 1

Gerhard Fritsch

Eine eigentümliche Weite des Gesichtssinns kennzeichnet die konzentrierte Wahrnehmungsgabe dieses Dichters, der den Sturz alles vordergründig Geschauten im Wandelbild seiner Traum- und Natureindrücke so mit dem Einleuchtenden eines hintergründig längst sich abzeichnenden Katastrophenaspekts zu durchdringen weiß, daß dieser merkwürdig gelöste Verdichtungsprozeß seiner Gesichte und deren melodisch nicht minder geglückte Überführung in den denkbar knappsten Wortausdruck förmlich lapidar in Erscheinung treten. [Note:] 1

Johann Gunert

Man kann dem rhapsodisch beschwingten Duktus der Dichtungen von Johann Gunert nur mit jener Achtung und Bewunderung folgen, die allem echtblütigen Gesang eines sensiblen Poeten gebührt, wenn er wie hier seine Blicke auf allem Denk- und Preiswürdigen im vergänglichen Gesicht von Gottes armseliger Kreatur ruhen läßt – und zwar mit einem Ausdruck gebändigten Schmerzes, der auch noch im Reimgefüge eines Bänkelsangs Abglanz einer erhabenen Trauer wäre. [Note:] 1

Ernst Jandl

Ein frappierend origineller Augenblicksbeobachter von ungemein sarkastisch sich einprägender und doch melancholisch aufgeschlossener Sicht- und Schwingungsweite. (Bei leiser Gefahr freilich von leichter Handhabung einer Spezialität.) [Note:] 1-2

Christine Lavant

Wie diese Dichterin, mit allem Schreckgespenstischen im Bild der Schöpfung erschütternd eins und uneins, ihr Herz in alle Abgründe ihres ausgesetzten Daseins versenkt, um daraus Gesichte von unheimlich eindringender Strahlkraft zu heben: das ist außerordentlich und preiswürdig in hohem Grad. [Note:] 1

Andreas Okopenko

Ein fabelhaft beherzter Einfänger lyrischer Impressionen, die in den Momentaufnahmen seiner geistesgegenwärtigen Besinnung eine eigentümliche Dichte und gleichwohl Weiträumigkeit ihrer ironisch-melancholischen Beweggründe offenbaren. [Note:] 1

1178 AN JACQUES LEGRAND

Innsbruck-Mühlau, 22. X. 1956

Sehr geehrter Herr Legrand!

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit!

Ich habe Ihre Ausführungen über »Übersetzungsprobleme bei Georg Trakl in französischer Sicht« mit entsprechender Aufmerksamkeit gelesen und kann, was Sie an Beispielen gegebener Übersetzungsschwierigkeiten hervorheben, weil einleuchtend, mit ungeteilter Zustimmung begleiten. Mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Sie da vorgehen, wurde mir besonders an Ihren Aufhellungsversuchen der Traklschen Grundbegriffe von »Abgeschiedenheit« und »Verwesung« für den Übersetzer deutlich. Da ist Ihr Einfühlungsvermögen durchaus auf der rechten Spur. (»Abgeschiedenheit« war und ist aber im Deutschen ein so geläufiger Begriff, daß er nicht erfunden zu werden brauchte, weder von K. B. Heinrich noch vom Dichter selbst).

Was Sie zu Ihrer Übersetzung der ersten Verse von »Abendland« bemerken, zeugt für Ihr Feingefühl im Abschätzen von Klangnuancen im metrischen Spiegelbild der Originalfassung. Zweifellos, daß der langgedehnte Vers den dumpfen Klang von »Totes« am besten wiedergibt. Dieser ergibt sich aber auch bei Trakl aus den unbetonten, alles Scharfumrissene gleichsam aufhebenden Endsilben der Verse (»Totes«, »Höhle«), während »morte« und »bleue« aussprachemäßig eine härtere, männliche Akzentuierung trägt. Aber dies nur nebenbei!

Im übrigen Ihre deutsche Diktion bewundernd grüße ich Sie in Hochschätzung als Ihr ergebener

Ludwig Ficker

[Dezember 1956]

Sie lieber gütiger Mensch!

Was Sie da getan haben kam so unvermutet, daß ich mich zuerst in einer noch tieferen Bedrückung hab erholen müssen. Aber es wäre unnatürlich gewesen bedrückt zu bleiben. So getreues *Da-sein* so echtes Mitfühlen muß einem bis ins Herz wieder erwärmen ganz gleich in welcher Erstarrung man war. Daß ich mich auch habe schämen müssen das geschieht mir ganz recht aber mehr noch es ist auch heilsam für mich weil es bei mir sehr selten ist. Geschämt hab ich mich gr[un]dlich weil ich damals in meiner ärgsten Zerrührtheit der lieben Ingeborg so einen unbeherrschten Brief geschrieben hab. Und sie ist so zart und so gut und Sie sind das auch. Ich aber bin eine rechte Armenleute-Krott, aber das wißt Ihr ja sowieso und Ihr mögt mich trotzdem gelt.? Ihr Geschenk werde ich – wenn nicht noch ein Unglück dazwischenkommt für die Innsbrucker.Fahrt aufbehalten. Das soll schon jetzt m e i n Christkindl sein. Für die anderen hab ich ja schon das ganze Jahr her gestrickt oder sonstwas weggetan.

Es ist kein schöner Brief dieser da – ich werde vielleicht nie wieder schöne Brief schreiben können und Gedichte noch weniger, vielleicht auch wohl? aber jetzt kann ich mir das gar nimmer vorstellen. Es bedrückt mich aber auch nicht weil sowas ja sowieso bloß eine Zugabe ist. Die Hauptsache ist ja das Leben das eigene und das der anderen. Ich weiß nicht – aber ich würde es schrecklich empfinden wenn Sie lieber verehrter Mensch das Gedicht oder überhaupt das Werk höher stellen würden als den Menschen. Ich würde nie auf diese Idee gekommen sein aber Einer der einmal ein wirklicher Dichter war der denkt jetzt so; ich finde das furchtbar unnatürlich und fast sündig. Ich schreibe mit Schlafpulver – es ist spät abends – ich muß jetzt schon mehr nehmen wie früher aber vielleicht wird auch das wieder einmal besser. Ich habe Ihnen oft oft schon schreiben wollen und es nicht getan weil aller Glanz von mir abgefallen ist. Aber das was Sie jetzt an mir getan haben tut man ja nicht einem Menschen im Glanz oder vielmehr: nicht wegen dem Glanz, sondern das tut man bloß dem Menschen allein und das hat mich wie es mir eingefallen ist sofort aus der Bedrückung heraufgeholfen in eine warme Freude. Einmal an den letzten Abenden habe ich so sehr gespürt daß Sie an mich denken so sehr wie man selten etwas spüren kann. Und ich hab gedacht: Jetzt betet er wahrscheinlich für mich, vielleicht hat ihm die Ingeborg was gesagt. Und ich war so froh darüber und Ihnen so gut. Aber vorher, schon vor ein paar Wochen hab ich schon ein »Christkindl« für Sie bereit gehabt. Das hätten Sie auf alle Fälle bekommen auch wenn ich vorher keine Nachricht von Ihnen gehabt hätte denn ich bin Ihnen unentwegt die ganze Zeit her sehr und verehrend gut gewesen und vor allem: warmherzig gut, das Schweigen hat da gar nichts gemacht. Gekauft hätt ich Ihnen wahrscheinlich kein Christkindl weil ich darin meist plump oder zumindest geschmacklos bin halt auch die Armenleute-Krott – aber es ist mir von Jugoslawien als Tantieme für ein paar im Radio gelesenen Gedichte – etwas heraufgebracht worden was soviel schön ist was ich selber aber nicht brauchen kann und weil ich auch so wenig Platz in der Stube hab daß nicht einmal

das Kleinste mehr dazukommen kann. Aber angeschaut hab ich es ein paarmal weil es mir so gut gefallen hat und immer hab ich dabei gedacht daß das Sie bekommen sollen. Vor Wochen schon. Sie müssen mir das aber wirklich glauben ich lüge Sie nicht an, Sie bekommen es nicht wegen dem von heute bei meiner Seele nicht. Abschicken tu ich es am Montag damit es nicht in den ärgsten Rummel hineinkommt aber vielleicht machen Sie es doch erst zur rechten Zeit auf? Ich glaub es muß auch Ihnen gefallen. Meine arme tapfere Schwester ist längst schon wieder zurück. Der Tod ihrer jungen Tochter war an und für sich ein Glück für das Kind selber und für die Mutter und uns allen auch aber trotzdem wird die Härte immer ärger. Gottseidank daß die Schwester noch mehrere Kinder hat die sie alle noch sehr brauchen freilich hängt eines davon noch wie ein Schwert dauernd über ihr, es ist ein Jammer. Es käme mir jetzt ohnehin fast wie eine Sünde vor wenn ich dichten könnte währe[nd] rundherum das handgreifliche Elend ist. Gelt es ist nicht wahr, daß das Gedicht mehr ist wie der Mensch? Wie kann überhaupt jemals Jemanden sowas einfallen? Kunstmachen ist ja höchstens ein zeitweiliger Ausweg aus sich selbst Menschen aber – jeder – sind der Weg an sich das Heimgehn und das Daheim hier da auf Erden. Menschen können gut ohne Gedichte sein aber ein Gedicht nicht ohne Menschen. Gelt ja? Bitte Seien Sie mir wegen nichts und nie böse. Grüßen Sie die Ihren und Ingeborg. Ich werde ihr bald schreiben. – – Ich denke viel an Sie und daß Sie ausgelöst werden möchten aus allen Verwirrungen wenn Gott will.

Innigst Ihre Christine.

Viell. werde ich Ihnen in d. Hlg. Nacht schreiben wenn es mir sehr »allein« zumute ist, darf ich?

# 1957

1180 AN BRUNO SANDER

Innsbruck-Mühlau, 8. Mai 1957

Lieber Freund!

Nichts hätte mir im Augenblick willkommener sein können als Dein Memento zum Tod meines Bruders. Enthält es doch eine Erkenntnis, die auch mir und gerade im Hinblick auf unsere Begegnung einleuchtet. Aber so wahr es sein mag, daß wir mit allen, die von uns wegsterben, etwas versäumt haben, so kann es, scheint mir, in unserem Fall doch zu gegenseitiger Entlastung dienen, wenn ich Dir noch rechtzeitig sage, was ich Dich einfach mir zu glauben bitte: Stets hat mir die unverkennbare Hochherzigkeit Deines Wesens Eindruck gemacht, auch wo mir das Gesicht Deiner Besinnung, das schweigende wie das beredete, denkwürdig zusammengefaßt im Wahrbild Deiner Dichtung, in steigendem Maße Rätsel aufgab. Am Ende aber liegt ja die Klärung solchen Sachverhalts nicht mehr in unserer Hand, und was wir als einander Wegsterbende versäumt haben, bleibe getrost dahingestellt.

In dieser Bereitschaft zu vernünftiger Selbstbescheidung grüßt Dich, alter Freund, voll Zuversicht

Dein dankbar ergebener

Ludwig Ficker

1181 AN HANS NEUWIRTH

Innsbruck-Mühlau, 15. Mai 1957

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Ich fühle mich Ihnen und namentlich auch Herrn Alt gegenüber so schuldbewußt, daß ich mich kaum mehr zu schreiben getraue. Denn noch immer habe ich mich nicht für die Mühewaltung bedankt, die Sie und insbesondere Herr Alt für die Trakl-Gedächtnis-Nummer von »Wort in der Zeit« so liebevoll aufgewendet haben. Aus jeder Zeile, die Herr Alt da über den Dichter schrieb, spricht eine profunde Kenntnis der Gesichtspunkte, in die Trakl in Zusammenhang mit anderen Erscheinungen, die seinem Weit- und Tiefblick als Bahnbrecher zeitentbundener Einsichten und Geisteskräfte nahestehen, heute einzureihen ist. Die Hinweise auf Bachofen und Jakob Böhme z.B. und die Äußerungen, die Alt von ihnen zitiert, sind in dieser Hinsicht äußerst aufschlußreich und verdienstlich. Bitte, sagen Sie ihm meinen verbindlichen

301

Dank. Ich hätte ihm selbst gerne geschrieben, aber ich weiß mir vor Erschöpfung oft nicht mehr zu helfen.

Eine große Überraschung war für mich der – meinem Gedächtnis total entfallene – Brief von mir an Kokoschka. Hätte ich vorher von dieser Veröffentlichung gewußt, hätte ich der Redaktion einen Brief von Kokoschka an mich zum Abdruck zur Verfügung stellen können, der diesem vorausging und als rührende Danksagung für eine Zuwendung, die ich ihm damals aus der Wittgenstein-Spende machen konnte, seine menschlichen Grundeigenschaften in schönstem Lichte zeigt. Schade um die versäumte Gelegenheit!

Nun danke ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin noch vielmals für Ihre Beileidkundgebung zum Tode meines Bruders. Leider konnte ich mir die Reise nach Wien zur Beisetzung im Krematorium infolge meiner Herzbeschwerden nicht zumuten. Ich hoffe aber, Sie noch in diesem Sommer hier begrüßen zu dürfen, was mir auch schon eine Erleichterung ist –

Bis dahin alles Herzliche und Gute  
von Ihrem ergebenen

Ludwig Ficker

1182 VON FRIEDRICH PUNT

Dr. Friedrich Punt  
Rechtsanwalt  
Innsbruck, Erlenstraße 3

Aldrans, am 23. Juli 1957

Lieber und sehr verehrter Herr Professor,

Ihre Grüße, für die ich herzlich danke, und die üble Botschaft von der Rückfälligkeit Ihres Herzleidens wurden mir ausgerichtet. Da ich Sie solange nicht zu sehen bekam, befürchtete ich Sie leidend. Auf meine Erkundigung bei einer Ihrer Familie Nahestehenden, hörte ich zu meiner Beruhigung, daß alles in Ordnung wäre.

Kann ich Ihnen eine Besorgung oder Arbeit abnehmen, der Sie sich gesundheitlich nicht gewachsen fühlen und deren Nichterledigung Sie beunruhigt?

Ich bin seit acht Tagen auf Urlaub, sitze in Aldrans und mein kleines Landhaus ist in ein Dauerregennetz eingesponnen. Mir gar nicht so unlieb, da ich mir für diese Zeit eine Arbeit vorgenommen habe.

Bevor es Abend wird, möchte ich mein Fuder in die Scheune bringen. Zwar, wenn man die Unker der Literaturzerstörung liest, hört die Propheten endgültigen Kulturunterganges und mit eigenen Augen sieht, was geschieht, dann möchte man freilich am Sinn solcher Bemühungen zweifeln. Die Welt ist aber im ewigen Untergang und Aufgang begriffen und der Einzelne soll sich den Teufel scheren um derartige Einflüsterer; denn ein Schopenhauer und ein Spengler, ein Bann und ein Muschg, sie schrieben ihre Werke aus hoher Lust am Werk, an der Gestaltung ihres Weltbildes und der Fußtritte für den Zeitgenossen, die sie so genußvoll ihrem Schlagwerk an-



montierten. – Auch lasse ich die seit jeher klappernde Mühle: Tradition-Moderne links liegen, denn ich weiß, daß sich beide im gelungenen Werk jeweils einigen. Freilich gelingt ein solches selten genug, denn Inspiration und Transpiration gesellen sich offenbar ungern. – Auch habe ich es längst wahrgenommen, daß »der Leser« eine Fiktion ist. Die Leser zerfallen in Gruppen, für die allein dieser oder jener Autor in Frage kommt, je nach Umfang der Wellenskala im Empfangsapparat. Wer in Unbewußtheit dieser Tatsache Bücher kritisiert, kann diesen und den Lesern nicht dienlich sein. Die Klage über das Fehlen von Maßstäben bei der heutigen Kritik ist kindisch; denn jeder Kritiker maß von jeher nach eigenem Maß und mangels eines solchen, nach entliehenem oder gar gestohlenem Maß. Drum, keine Aufregung über die Wettermacher in der Literatur! Es kommt doch meistens anders als vorhergesagt. – Erst war die Sonne, dann erst wuchsen nach und nach den Lebewesen die Augen, sie zu schauen. Am langsamsten wuchsen sie den Literaturhistorikern. – Kürzlich las ich wieder den Aufsatz von Muschg über Benn. Da wird von dessen Lyrik in hohen Tönen gesprochen: Ekstatisch, bertückender Klang mit zauberischen Farben, betörende Klänge und Visionen, fremde Worte voll unentdeckter Welten – und von Benns Essays: vehemente, blendend geschriebene! – Aber was kommt dann? – Unsinnspoesie – saloppe Journalistik – Geschwätz – manisch-depressiver Narkotiker – schizoid oder nur hochparaboloid. Und zuletzt: Das Rätsel Benn ist der nicht durchschaute Zusammenhang zwischen Kunst und Moral. – Ein Schulbeispiel dafür, wie man an einen Dichter nicht herantreten darf. Benn hätte in seiner Lyrik nicht über den Ton verfügt, den Muschg nach seiner Behauptung einst so liebte, hätte er nicht in der sicher oft schaurigen Höhle gesessen, aus der es dann so faszinierend herausklang. – Wenn ich [in] den vielen Anthologien Trakl suche und finde, wie verfälscht erscheint der Dichter durch die getroffene Auswahl fast immer. Nur der ganze Trakl kann es sein. – Wie weise war Hiob, der aussätzig Gewordene, zu dem sein Weib sprach: Nun fluche Gott und stirb: Habe ich das Gute von Gott genommen, so werde ich auch das Übel von ihm nehmen.

Von Muschgs Buch will ich das Gleiche sagen. Er zwingt zur Zustimmung, er reizt zum Widerspruch, er bringt mit seinem Wort Leben in die Literaturbude; während die übrigen Literatur für die Literaturprofessoren schreiben.

Ich wünschte, daß dieser Ausfluß meiner lehrhaften Ader Sie nicht mißgelaunt hat.  
Mit den besten Wünschen für baldige gänzliche  
Erholung verbleibe ich in alter Anhänglichkeit

Ihr Punt

1183 AN ERENTRAUD MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 8. VIII. 1957

Liebes Fräulein Traudl!

Entschuldigen Sie, daß ich mir auf gut Glück gewisse Großpapa-Funktionen der Betreuerin des Otto-Müller-Verlags gegenüber zulege, aber Sie sind selbst daran

303

schuld, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll, daß Sie mich zuletzt auch noch durch Herrn Kozian per Auto nach Innsbruck zurückführen ließen. Auch dafür also ein herzliches Vergeltsgott!

Was nun die Gedichtproben von Artmann betrifft, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß hier ein sehr urwüchsiges, durchaus beachtenswertes dichterisches Talent vorliegt. Ebenso klar ist aber, daß eine Publikation in dieser Form keine Aussicht hat, von irgend jemandem ohne besonders aufgewendete Spezialbemühung verstanden zu werden, nicht einmal von eingeborenen Ottakringern, die sich wohl mündlich natürlich in ihrem autochthonen Idiom verständigen können, aber vor dem phonetisch fixierten Schriftbild ihrer Art zu sprechen wie der Ochs vor dem Berg stehen würden. Von uns anderen Sterblichen könnte höchstens ein speziell interessierter Idiomforscher für die Entzifferung dieses allen maulfaulen Verschliffenheiten nachgehenden Schriftbildes in Betracht kommen, aber auch der nur, wenn er zugleich musisch veranlagt ist: Sonst wird auch *der* vor dem Versuch, in den Drahtverhau dieses dornenvollen Schriftspiegelbildes eines lokal engbegrenzten Wiener Dialektidioms einzudringen, sich abgeschreckt fühlen. Wer wird auch den Mut und die Lust aufbringen, sich dieses Kauderwelsch eines Wiener Pülcheridioms zu verdeutschen, wenn außerhalb desselben nicht einmal die Voraussetzungen gegeben sind, sich in dem Irrgarten dieser phonetischen Wort- und Buchstabenfixierungen zurecht zu finden! Das ist schade, jammerschade, und wird gerade demjenigen Kopfzerbrechen verursachen, dem die Begabung dieses Dichters in ihrer Ursprünglichkeit ohne weiteres einleuchtet.

Was tun, um diesem, vom Verlagsinteresse her, zu seinem und zum Recht des Verlags zu verhelfen?!

Es *gibt* eine Möglichkeit, liebe Traudl, und sie könnte in diesem Fall als das Ei des Kolumbus erscheinen: Wenn Sie sich schon zu einer Annahme entschließen wollen, dann machen Sie doch die Sache so, als gelte es, der Ottakringer Originalsprache des Werkes, die außer dem Dichter und seinen spärlich gesäten Hörbefähigten niemand versteht, die entsprechende Übersetzung in ein lesbares Schriftdeutsch gegenüberzustellen. Dann können alle auf ihre Rechnung kommen: Der Dichter, der Sprachforscher, der Leser und Sie. Heute praktiziert man das doch gerne im Verlagswesen: diese Gegenüberstellung von Gedichten im fremden Originaltext und ihren Verdeutschungen. Dieser Versuch würde sich bei Artmann empfehlen. In gewisser Hinsicht könnte er sogar als *Novum* gelten.

Es grüßt Sie in Eile mit allen Ihren Mitarbeitern in größter Dankbarkeit herzlich und ergeben

Ihr Ludwig Ficker

P.S. Das Manuskript geht unverzüglich separat an Sie ab.

I.-M., 9. VIII. 1957

Liebe Traudl!

Ich hab' Ihnen gestern ein bißl voreilig geschrieben.

Wenn ich von einer Verdeutschung gesprochen hab', die man gegenüberstellen müßte, so hab ich natürlich an keine Übertragung ins Hochdeutsche gedacht, sondern an eine schriftliche Verdeutlichung mit Anklang an den Wiener Dialekt, damit das Ganze wenigstens *lesbar* wird. (Etwa nach beiliegendem Versuch.) Sonst läßt sich für einen Uneingeweihten in den Dialekt überhaupt nichts, für einen halbwegs Eingeweihten das Meiste nur mit Müh' und Not entziffern. Wem will man aber eine solche Gehirnstrapazur als Voraussetzung für die *Lesbarkeit* eines *Dichters* zumuten?! Das geht nicht, und sollte Herr Artmann für eine solche Einsicht nicht zu haben sein, dann kann ich Ihnen nur raten, sich eine Veröffentlichung in dieser restlos banalisierten Hieroglyphenform gut zu überlegen. Ihr Verlag muß die Grenzen der Wagnisse kennen, auf die er sich einlassen kann, ohne sein Gesicht zu gefährden.

Vor Jahren hat sich Leopold Liegler mit dem Gedanken getragen, eine Nestroy-Ausgabe in unverfälschtem Wiener Dialekt zu versuchen, so wie er eben von Wienern auf Wiener Bühnen gesprochen und gespielt wird. Er stieß dabei auf den heftigsten Widerspruch von Karl Kraus (über den Liegler doch eine ausgezeichnete Monographie veröffentlicht hatte). Kraus machte mit Recht geltend, daß Nestroy, der Urwiener, bewußt und mit Absicht die schriftliche Fixierung seiner Komödiendertexte einem allgemein verständlichen Deutsch angenähert habe, um die Aufführung seiner Possen auch auswärtigen deutschsprachigen Theatern zu ermöglichen. Tatsächlich hat sich auch kein Verlag gefunden, der für das Lieglersche Projekt einer Transponierung der Nestroy'schen Textniederschriften ins Urwienerische zu haben gewesen wäre. Ähnlich liegt der Fall hier.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

Nach einer Sindflut

Nach einer Sindflut

sind allweil

die Fensterbrettln verfault –

kein Vogel singt mehr in die Bäum

und die Käfer schwimmen in de(n) Lack'n

mit dem Bauch in der Höh'...

Wenn d' ein(en) Baum beutelst

fallen dir Tropfen auf'n Hut

und in die Kino drin

riecht's nach Hai und Walfisch

die (was) in alle rcin g'sessen sind.

1185 AN ALPHONS KAPPELER

Prof. Ludwig von Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

9. Oktober 1957

Sehr geehrter Herr!

Gerne will ich Ihnen über Hans Kestranek Auskunft geben. Am besten orientiert Sie über ihn der Nachruf von Joseph Bernhart, den ich im Abschlußband meiner Zeitschrift »Der Brenner« veröffentlicht habe. (Ein Defekt-Exemplar dieser Folge, das Sie behalten mögen, sende ich Ihnen gleichzeitig zu.)

Kestranek hatte, wie Sie dem Nachruf entnehmen können, eine so eigentümliche, in seiner Ehrfurcht vor dem Wort begründete Scheu vor der Öffentlichkeit, daß er außer zwei Beiträgen im »Brenner« nichts veröffentlicht hat. Er hat den Schatz seines Wissens und seiner Weisheit als denkender Philosoph (den Spuren Thomas v. Aquins folgend) außer seinen Notizheften mit Vorliebe einem sorgfältig gepflegten Briefwechsel mit Freunden – auch ich besitze über achtzig Briefe vom ihm – anvertraut, und es hat meiner innigsten Anteilnahme an der Niederschrift und eben noch geglückten Vollendung seines Werkes »Politeia« bedurft, um seine Zweifel an seiner Berufung zum »Schriftsteller« in ihm niederzukämpfen. In welcher Weise sich das abgespielt hat, mögen Sie einem kleinen Auszug aus seinen Briefen an mich entnehmen, der in »Zeit und Stunde«, einer Festschrift zu meinem 75. Geburtstag (Otto Müller Verlag, Salzburg) erschienen ist.

Ob und inwieweit Kestranek persönlichen Kontakt mit Reck-Malleczewen hatte, weiß ich nicht. In den Gesprächen mit ihm und in den Briefen kam dieser Name nie vor. Wohl stand er natürlich mit ganzer Seele und ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen auf Seite derer, die sich im Widerstand gegen den völkischen Barbareneinbruch geeint wußten. Aber eine aktive Rolle, eine andere als ihm sein Denkergeissen im Freundeskreis vorschrieb, hat er gewiß nicht gespielt. Als er nach der Annexion Österreichs vor der Gestapo in München einem Verhör unterzogen wurde – eine Lehrerin des Innsbrucker Mittelgebirges, in Axams, wo er gerne ein paar Sommerfrischwochen verbrachte, hatte ihn denunziert – fand er sogar Verständnis für die launige Art der Rechtfertigung seines Verhaltens und wurde in Gnaden entlassen. Am Chiemsee wohnte er mit Schwester und Schwager in Hochstatt, Haus N° 70 (in nächster Nähe von Frau Prof. v. Zumbusch), ehe er mit diesen seinen nächsten Verwandten nach St. Gilgen zurückkehren konnte. In engem brieflichen Kontakt stand Kestranek außer mit Bernhard meines Wissens auch noch mit Dr. Karl Adolf Beutler in Hamburg-Bergedorf, v. Anckeln-Straße 1, der wie ich davon überzeugt ist, daß die Zeit noch kommen wird, da nach dem Durchbruch aller neuartigen Aspekte, die das bewegte Weltbild heute bietet, das tief fundierte »Politeia«-Werk Hans Kestraneks erst eine Aktualität gewinnen wird, die ihm heute auf Augenblickserfolge erpichte Verleger vorläufig nicht zutrauen mögen. Bemühungen nach dieser Richtung bestätigen diese Erfahrung. Herr Dr. Beutler soll auch noch ein Durchschlags-Exemplar der »Politeia« verwahren, während ich das meine

306

seinerzeit Kestraneks Schwester, Frau Herz, und ihrem Sohn auf deren Bitte überlassen habe.

Empfehlen Sie mich bitte Herrn Professor Dr. Alker und seien Sie mit allen guten Wünschen für Ihre Arbeit begrüßt von Ihrem ergebenen

Ludwig Ficker

# 1958

1186 AN ERENTRAUD MULLER

9. I. 1958

Liebe, verehrte Traudl!

Ich habe mich mit Thomas Bernhard sehr gut verständigen können. Er wird nun auf meinen Rat, der ihm einleuchtete, die Einwort-Raketenform, die überflüssig ist und abgesehen von ihrem präntiösen Anschein das Verständnis nur erschwert, aufgeben und das Ganze in eine Form bringen, die im Äußeren ohne Anstrengung lesbar ist und den im Grunde doch erschütternden Selbstanklage-Inhalt seiner Gottesanrufungen im Rahmen dieses Zyklus erst entsprechend zur Geltung bringen wird. Dann würde ich zu einer Publikation raten, wobei sogar der weitausgreifende Titel »In hora mortis« bleiben könnte.

Dies nur in Kürze und in Eile, aber voll Dank auch für die wertvollen Büchergeschenke und lieben Grüße zu Weihnachten. Es wird alles gut gehen, liebe Traudl, und grüßen Sie mir bitte auch das bewährte Team Ihrer Mitarbeiter! Es wünscht Ihnen allen ein recht segensreiches neues Jahr

Ihr Ludwig Ficker

1187 VON MICHAEL GUTTENBRUNNER

Wien XIX  
Paradisgasse 30/X

10. I. 1958

Sehr verehrter Herr Ficker,

seit Monaten arbeite ich, neben der Erdarbeit, an der Zusammenstellung einer etwas umfangreichen Anthologie: »Wort und Wesen« (eine österreichische Anthologie) die, in gewissen Grenzen, als Anthologie verwirklichen möchte, was als periodische Druckschrift in seinen Grenzen »Der Brenner« verwirklicht hat. Freilich gleiche ich keinem »Engelsohne« und ich habe nicht die Kraft der Weisheit noch die Härte des Feuers, wie sie dem Herausgeber des »Brenner« und dem Herausgeber der »Fackel« in hohem und höchstem Maße eigneten. Doch will auch ich, als Herausgeber, ein für allemal mein Bestes geben, mein bestes Wissen, ein Bild meines Gewissens.

308

Das Motto des Buches: »Wort und Wesen, die einzige Verbindung, die ich in dieser nutzbeftissenen Welt je angestrebt habe.«

Sein Inhalt: Briefe von *Mozart, Schubert, Bruckner, Mahler*, vielleicht auch ein paar Splitter von *Hugo Wolf*.

Auszüge aus Schriften *Dallagos*, die im »Brenner« erschienen sind.

Eine Selbstbiographie des *Erzherzogs Karl*.

Auszüge aus »Wort und Liebe« von *Ferdinand Ebner*.

Ein Gedicht von *Feuchtersleben*.

Ein Gedicht »Die Äpler« von *Ladislaus Pyrker*.

Auszüge (wenn Sie erlauben!) aus »Frühlicht über den Gräbern« (am Schluß des Buches) von *Ficker*.

Von *Grillparzer* aus dem »Armen Spielmann«: »Eines Abends im Zwielficht...« und: »Ich lebte in dem Hause meines Vaters...« zwei tief schmerzliche Stellen, und die Gedichte: »Der Halbmond glänzet am Himmel«, »Der Henker hole die Journale«, »Ich rede nicht, wo jeder spricht« und: »Bei der Geburt des Kronprinzen Erzherzog Rudolf.«

Der Abschiedsbrief *Andreas Hofers* an seinen Freund *Pühler*.

Von *Franz Janowitz* aus »Das Reglement des Teufels«, Gedichte aus der *Kurt Wolff*-Ausgabe, Gedichte und Aphorismen aus dem Nachlaß (abgedruckt im »Brenner«).

Von *Kraus*: *Imago*, *An den Schnittlauch*, *Wiedersehn mit Schmetterlingen*, *Zwei Läufer*, *Der Tag*, *Adolf Loos* (Rede am Grab), *Aphorismen* aus »Nachts«, »Pro domo et mundo«, »Sprüche und Widersprüche«, Das Vorwort zu »Die letzten Tage der Menschheit«, »Am Sarge Alexander Girardis«, »Für Lammasch« (ein Abris), »In dieser großen Zeit« (die ersten Sätze). Aus: »Im dreißigsten Kriegsjahr«, *Aphorismus für Georg Trakl*, »Verwandlung«, »Die Nachtigall«, »Grabschrift für ein Hündchen«, »Auf die wun]derbare Rettung der Wunderbaren«, »Vallorbe«, »Nächtliche Stunde«, »Vor dem Schlaf«, »Offenbach«, »Goethe und Hofmannsthal«, »Die Lerche«, »Operette«, »Apokalypse«, »Die Wegweiserin« (aus Offenbach), *Brief der Perichole* (aus Offenbach), »Liebeserklärung an *Zerline Gabillon*«, »Sonnenthal«.

Von *Kürnberger*: »Dieb-sein währt am längsten« (aus »Siegelringe«) Von uns und unseren Dichtern, *Der Reklamewolf* in der *Schafhürde* und *Grillparzers Lebensmaske* (aus *Literarische Herzenssachen*).

Auszüge aus den *Tagebüchern* des *Freiherrn von Kübeck*.

*Josef Lewinsky*: *Sic transit*.

*Adolf Loos*: *Trotzdem* (Vorwort), *Der schönste Innenraum ...*, *Das Haus hat allen zu gefallen ...*, *Wenn wir im Walde einen Hügel finden ...*, Aus »ornament und verbrechen« (pardon, ich vergaß die Kleinschreibung!)

Von *Lenau*: *Der Raubschütz*, *Mein Herz*, *Winternacht*, *Der Rekrut*, *Protest*.

*Leopold Liegler*: *Im memoriam Friedrich Hölderlin* (1943).

Gedichte von *Josef Leitgeb* (ich habe noch[.] nicht gewählt).

Vielleicht von *Leifhelm*: *Erste Ausfahrt nach langer Krankheit*.

Von *Nestroy* *Aphorismen* und *Monologe*.

Von *Raimund* aus: »Das Mädchen in der Feenwelt«, II. Aufzug, 5. Szene, 6. Szene, 7. Szene, 8. Szene, 9. Szene. »Soleb denn wohl, du stilles Haus...« und »Hobellied«.

Von *D. Spitzer* Auszüge aus *Feuilletons*.

Von L. *Speidel* ein paar Theaterkritiken.  
 Einen Brief von *Sonnenthal*.  
 Etwas von Ferdinand *Sauter*?  
 Von Josef *Schöffel* aus »Erinnerungen aus meinem Leben«, Das Vorwort,  
 Ferdinand *Kürnberger*: Der Krieg gegen Preußen, Meine Jugend.  
 Von Wenzel *Scholz*: Brief an Saphir.  
 Von *Schönberg*, Auszüge aus der Harmonielehre.  
 Briefe von Anton von *Webern*.  
 Von R. *Schaukal*, Auszüge aus »Karl Kraus« und Gedichte: Rote Blätter, Frühling,  
 Ist es möglich? Große böse Vögel, Huldigung, Der alte Garten, Das Gitter, Die  
 Braut, Jean Paul, Klage um den Frühling, Platen,  
*Stifter*: Aus »Die Mappe meines Urgroßvaters«: Man sagt, daß der Wagen der  
 Welt..., Die Stelle über den verhinderten Selbstmord, drei Briefe der Christine aus  
 der Urfassung, Böhmerwaldlandschaft, aus Briefen über den »Nachsommer« und  
 ein paar Stellen aus »Witiko«  
 Otto *Stoessl*: einen Essay und zwei Gedichte: Obstblüte, Der dürre Feigenbaum.  
 Von *Trakl* Gedichte, zwölf Gedichte (ich hab das Verzeichnis nicht bei mir und  
 auch das Buch nicht.  
 Von Bertold *Viertel* Gedichte (sehr starke!)  
 Von *Weininger* Auszüge aus »Über die letzten Dinge«.  
 Von *Wittgenstein* Aphorismen aus »Tractatur logico-philosophicus«.]  
 Das ist nicht alles, aber das Wichtigste. Was, wenn ich Sie bitten darf um ein  
 Endchen Ihrer kostbaren Zeit, was möchten Sie mir raten? Wenn Sie mir nur nicht  
 überhaupt *abrat*en! Hauptstücke des Ganzen, tragende Säulen, sind Nestroy, Grill-  
 parzer, Raimund, Stifter, Karl Kraus. Nichttragende Schmucksäulen wie Rilke, Hof-  
 mannsthal, Zweig, Werfel, Wildgans, Weinheber, A. P. Gütersloh und Heimito von  
 Doderer sind in meinem Bau nicht vorgesehen. Trakl erscheint als das am dunkel-  
 sten glutende Innere einer Rose der österreichischen Lyrik. Musil studiere ich noch  
 und ich weiß noch nicht, wie ich mich schließlich entscheiden werde. Der Plan zu  
 diesem Buche ist lange langsam in mir entstanden, er hat sich mit jedem Jahr, das  
 den Unfug wieder zum Erfolg geführt, in mir geklärt, bedeutender eingegraben. Und  
 nun unter[n]ehme ich, was ich nur ersinnen kann, ihn auszuführen. Ich erspare mir  
 keine Mühe, mich zu belasten mit Lektüre und mit der Last klarer Entscheidungen.  
 Der arme Sektionsrat Brunmayr ist hilfswillig und die ärmste Inhaberin eines Verla-  
 ges zeigt sich geneigt, das Buch anzunehmen. Aber Verlagsleute sind doch gar zu  
 töricht! und sie verstehen nicht einmal die Geheimschrift des Geschäftserfolges im-  
 mer zu entziffern. Für die Sünde des Kitschers K. H. Waggerl gibts jetzt Leon Bloy  
 zur Sühne, und für so vielen andern Schund möchte ich Gegenwert bieten. – Haben  
 Sie, sehr verehrter Herr Ficker, Lust, mich zu empfehlen?  
 Ihr sehr ergebener, bald vor die Hunde gehender,  
 fast uneigennütziger

Michael Guttenbrunner

Ist Paula *Schlier* »Österreicherin«?  
 J. M. Hauer vergaß ich zu nennen –  
 und *Altenberg*!



1188 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER

14. I. 1958

Lieber Herr Guttenbrunner!

Natürlich rate ich Ihnen *ab*. Was Sie da vorhaben, ist doch das Überflüssigste von der Welt. Darüber kann es doch kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit geben zwischen Menschen, die wissen, was sie einander an Hochschätzung, aber auch an radikalem Bedürfnis, den Mitbruder vor Torheiten zu schützen, schuldig sind.

Es grüßt Sie kein »Engelssohn«, aber durch alle Anzüglichkeiten Ihrer Querköpfigkeit hindurch herzlich

Ihr Ludwig Ficker

1189 AN ERENTRAUD MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 5. [II.] 1958

Liebe, verehrte Traudl!

Leider war ich unpäßlich, und so konnte ich mich für Ihren letzten gütigen Brief noch nicht gehörig bedanken. Zu dem, was Dr. Zangerle Ihnen inzwischen mündlich ausgerichtet hat, möchte ich nur kurz noch einiges nachtragen:

Den beiliegenden Briefen Guttenbrunners können Sie entnehmen, daß ich ihm von der Herausgabe einer so kompendiösen oesterreichischen Anthologie kurz und gründlich abgeraten habe. Die Schockwirkung, die es bei ihm hervorgerufen hat, bezeichnete ich als einen heilsamen Akt der Vorsehung, und ich riet ihm, sich zur Erholung doch einer präsentablen Zusammenstellung der Gedichte Slovenciks anzunehmen (die unter dem Schleier der Unscheinbarkeit manche Schönheiten aufblühen lassen). Das hat er, wie Sie sehen, nun getan – wenn der Rappelkopf wieder zur Raison gebracht ist, entpuppt er sich immer wieder als der rührende Mensch, der er im Grunde ist! – und Sie sollten, glaube ich, diesem Liebesdienst Guttenbrunners an Slovencik, der ihn wirklich verdient, Ihre Hilfe in der vorgesehenen Form nicht versagen.

Sehr beschäftigt hat mich im nachhinein der Einfall Thomas Bernhards, seinem Zyklus »In hora mortis« mit Rücksicht auf den immerhin (auch) herausfordernden Ernst seines Titels die Distanz einer Verlegung in ein anderes Ich zu verleihen. In diesem Einfall tritt doch ein Moment der Besinnung zutage, das nicht ohne weiteres zu verwerfen ist, denn es spricht für Bernhards wesentlich gereifte Einsicht, daß ein solches Mittel zu künstlerischer Objektivierung unter Umständen notwendig sein kann – nämlich dann, wenn ein Verfasser das Bedürfnis empfindet, die Selbstanklagen und Anrufungen Gottes als eines gleichsam mitverschorenen Missetäters nicht mehr auf die eigene leichte Achsel der lyrischen Verantwortung zu nehmen. Da kann die Spiegelung der Verantwortung mittels eines geeigneten Rahmenberichts in ei-

nem fremden Ich schon einen Sinn haben, der einer tieferen Einsicht entspricht, und Bernhard (der natürlich auch in diesem Fall nicht anonym, sondern mit seinem Namen eintreten müßte) hat da ein Witterungsvermögen, das durchaus für ihn spricht.

Entschuldigen Sie diese Erwägung, die zu nichts verpflichtet und die von Ihnen getroffene Entscheidung selbstverständlich respektiert. Ich sage dies umso lieber, da die Ankündigungen Ihrer Frühjahrserscheinungen wirklich vorzüglich verfaßt sind und auch dem Experiment Artmann erhöhtes Interesse sichern.

Paula Schlier wird vom 18. bis 22. Februar hier sein. Wie schön wäre es, wenn wir Sie, wie Dr. Zangerle andeutete, zu eventuellem Besuch bei Weiler und sonstiger Aussprache hier begrüßen dürften!

Es grüßt Sie und alle Ihre Mitarbeiter  
herzlich ergeben

Ihr Ludwig Ficker

1190 AN ERENTAUD MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 10. III. 1958

Liebe, verehrte Traudl!

Entschuldigen Sie, daß ich mit meinem Dank für Ihr Hiersein und Ihre nachfolgenden Sendungen wieder einmal so spät daran bin!

Noch immer bin ich der Meinung, daß Thomas Bernhard eine gute Witterung hatte, als er »In hora mortis« von sich persönlich durch eine Briefeinleitung distanzieren wollte. Diese Ach-ach-ach-Kaskade einer grenzenlosen Wehleidigkeit wollte er wahrscheinlich für sich allein nicht gern auf sein Gewissen nehmen am Schluß dieser Expektoration eines zerrissenen Gemütes. Aber nun ist das so gedruckt in seinem schwächtigen Umfang und die aushauchenden Achs auch noch mitten drin auf eine neue Seite umgebrochen. Ich halte das nicht für glücklich, und ich besorge, diese Publikation wird auf Bernhards ersten Gedichtband hin wenig ansprechen. Bestenfalls kann sie als Notsteg gelten für eine neue, großangelegte lyrische Gewissenserforschung, die ich ihm natürlich zutraue und von Herzen wünsche.

Daß Ihnen die Anspruchslosigkeit der Lyrik Slovinciks, obwohl ihr manche Schönheit eignet und die geweiteten Grenzen ihres Wahrnehmungsvermögens deutlich und charaktervoll in ihrem Wortbestand gespiegelt sind, derzeit nicht viel zu sagen hat, kann ich unter den gegebenen Umständen wohl verstehen. Auch scheint mir, daß Guttenbrunner, dessen Einteilung in drei Abschnitte und deren Betitelung ich gleichwohl für geglückt halte, noch nicht die letzte Überlegung dafür aufgeboten hat, um diesem Betreuerwerk an den lyrischen Schöblingen seines Gärtnerfreundes die entsprechende Wirkung zu sichern. Von den Prosa-Einschüben sind ein paar sehr schön, andere fallen aus dem Rahmen und stören das Gefüge – kurz, hier wäre der Hebel anzusetzen, um eventuell einen neuerlichen Aufschub der Entscheidung zu rechtfertigen. Eine glatte Ablehnung schiene mir nicht recht angezeigt, zumal ja auch die Einbegleitung Guttenbrunners noch nicht vorliegt, der ja echtes Wortver-

ständnis besitzt, auch wo es dem Zeitgeist nicht entgegenkommt. (Im übrigen ist heute schon zu spüren, daß ein Wandel der lyrischen Ausdrucksformen im Anzug ist, und da können manche Eingeschworene auf ihr »global« losgebundenes schöpferisches Einbildungsvermögen noch Überraschungen erleben.)

19. III.

Wiederum habe ich diese Zeilen über eine Woche zurückgehalten, weil ich hoffte, Ihnen zugleich einen Bescheid in der Umschlag-Sache für das Schlier-Buch geben zu können. Weiler sagte mir aber auf neuerliche Anfrage, daß Zelger erst in den nächsten Tagen imstande sein dürfte, seinen Entwurf vorzulegen.

So schließe ich also für heute und grüße Sie mit allen Ihren Mitarbeitern, Ihnen allen gute Ostern wünschend,  
als Ihr herzlich ergebener

Ludwig Ficker

1191 AN ERENTAUD MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 2. April 1958

Liebe Traudl!

Habe soeben die Dedikationsexemplare der drei Lyrikbändchen erhalten. Herzlichen Dank dafür! Nehme alle Bedenken, den Maschinschrift-Vorlagen gegenüber geäußert, gerne zurück.

Artmann, der ja wirklich ein Dichter sui generis ist, präsentiert sich in der geradezu ingeniosen Darbietung, die ihm Polakovics zuteil werden ließ, großartig und wie aus einem Guß. Er wird in dieser famosen Aufmachung, die in verschiedener Hinsicht aufschlußreich ist, gewiß Aufsehen erregen und auch zu einem Absatzschlager werden.

Auch Bernhard ist nun doch auch im äußeren Gewand so liebevoll angepaßt seinem berechtigten Wunsch, mit dieser Übergangsklage seines Weltschmerzes allein zu stehen, herausgekommen, daß ich froh bin für ihn und Euch.

In Fritschs Gedichte muß ich mich erst vertiefen. Es scheint mir aber nach den Stichproben, die ich machen konnte, ein außerordentlich gereifter und hervorragender Lyrikband zu sein.

Dies also nur in Eile, damit ich Euch allen zu diesem guten Gelingen gratulieren und gesegnete Ostern wünschen kann.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

1192 VON LUDWIG HÄNSEL

22. 7. 58.

Hochgeehrter, lieber Freund!

Vor unserer Abfahrt nach Salzburg (Fürstenallee 1) noch einen Gruß aus der Zeit um 1900/1901! In der zweiten Reihe sitzt als dritter von links – mit sehr lustigem Gesicht über einem Bierkrügel – der kleine *Georg Trakl*; und als dritter von rechts der kleine Hänsel. Die Aufnahme ist von einem Ausflug unserer Klasse, 3. oder 4. Kl. Gymn. Salzburg, mit unserem Klassenvorstand Prof. Klose<sup>\*)</sup>. Damals mußte der Professor bei dem »Maiausflug« der Klasse ein kleines Faß Bier spendieren. Die Uniformierten sind von dem Konvikt »Rupertinum«. Wir hatten auch ein paar alte Kerle in der Klasse. In der hintersten Reihe der dritte von links wurde Theologie-Professor in Linz, sprang dann (wegen sexueller Schwierigkeiten, hieß es) aus und wurde sozialistischer Agitator. –

Die letzte Wendung in der Ebner-Sache haben Sie vielleicht schon erfahren: Erzbisch. König beauftragt seinen Konsulenten, Prof. Hörmann, auf etwa 4 Seiten »für theologisch nicht informierte Leser« die kirchliche Stellung zu Ebners schwierigeren Äußerungen zusammenzufassen. Prof. Pfliegler und ich haben diesen Informationen die letzte Fassung zu geben. – Dazu mußten Pfliegler und ich uns bequemen – *oder*: das haben wir beide als höchstes Zugeständnis erreicht.

Von dem Interesse Prof. Heideggers für Ebner habe ich auch in Wien gehört. Prof. Leo Gabriel hat im Sommersemester ein 2st. Seminar über F. Ebner gehalten. Ich war einige Male dort. Sein Bestreben war, Distanz von Ebner zu halten, die »Philosophie« zu retten u. Ebner als Existentialisten zu klassifizieren. – Danke herzlich für die Karte vom 4. Juni!

Von meiner Frau und mir die besten Wünsche für den Sommer! Alles Gute!

Ludwig Hänsel

\*) Ich habe die Aufnahme im Mai bei Prof. Fr. Weber (der 2. rechts, neben mir) in Graz gesehen u. reproduzieren lassen.

1193 AN FRIEDRICH TORBERG

Innsbruck-Mühlau, 26. 9. 1958

Lieber, verehrter Herr Torberg!

Ja, natürlich: das Telegramm mit der verunglückten Namensunterschrift war von *mir*. Entschuldigen Sie nur, daß ich infolge kurzer Abwesenheit von hier mit dieser Erklärung so arg verspätet bin; vor allem aber mit meinem Dank für das überraschende Geschenk, das Sie uns, Ihren zahlreichen Freunden, zu Ihrem fünfzigsten

Geburtstag dargebracht haben. Das ist schon eine Sache, die mir nahe geht: dieses »Lebenslied«, das uns deutlich zu Gemüte führt, über welchen Resonanzboden von gesammeltem Ernst die tönenden Saiten Ihrer vielfachen Begabung gespannt sind. Erstaunlich geradezu, bei scheinbarer Leichtigkeit, der Bogen der Ergriffenheit in der Meisterung des Instruments, das Ihnen im Wort gegeben ist, und der Reichtum entfalteter Motive auf dem Boden irdischer Geborgenheitssehnsucht bis hin zu den mächtigen Anrufen in den hebräischen Melodien! Fast komme ich mir armselig vor, wenn ich an die »unerreichbaren Vorbildlichkeiten« glauben soll, die Sie mir gütigerweise zuerkennen; armselig und beschämt. Aber lassen wir's gut sein! Die Vorsehung wird schon wissen, warum sie uns dies antut.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit Ihr

Ludwig Ficker

1194 VON KASUHIKO KUBO

Tokio, den 28. September 1958

Unser sehr geehrter Herr Dr. Prof. Ludwig von Ficker!

Einen wahrhaften Trost gab uns Ihr Brief neben dem kostbaren Geschenk. Sie haben damit auf unsere Wünsche so schön geantwortet, und dazu haben Ihre freundlichen Zeile ein warmes, menschliches Gefühl der heiteren Vorsehung in uns wachgerufen. Der Sommer neigt sich bei uns so klar und still wie dort, und wir kehren heiter zur Welt Trakls immer wieder zurück. Wir halten es ja für die größte Hilfe und Vermutung, daß Sie uns so liebevoll anrufen. Noch dazu haben Sie uns die schönen Hilfsmittel zu unserem Studieren geschenkt, deren Kostbarkeit wissen wir aufs höchste zu schätzen.

Liebe ist eigentlich anspruchslos und bescheiden, aber wir freuen uns tief berührt an unsere glückliche Gelegenheit, Sie kennenzulernen, denn Sie haben jenen Dichter mit Ihren eigenen Händen genährt und ihn als einen ganzen Menschen geliebt, wie das Wort bedeutet. Wir haben Ihrer menschlich beglückenden Zeilen leicht angehört, warum es möglich war.

Wir haben uns inzwischen die Übersetzung seiner Gedichte ins Japanisch vorgenommen, um sie im größeren Umfang unserem Volk vorzulegen. Das Band, das unsere etwa 30 Übersetzungen von Trakls Gedicht in sich schließt, wird sich vielleicht nächsten Frühsommer aus »Heibonscha-Verlag« in Tokio erscheinen. Dann senden wir Ihnen ein Exempell davon. Unter notwendigen Bedingungen der Sprache, werden wir doch diese schwerste Arbeit mit Liebe und Sorgfalt gut vollbringen. Es könnte doch hoffentlich unser kleines Geschenk zu Ihnen sein, weil wir uns ja auf immer für Ihre Schüler im Zeichen Trakls halten und jetzt von ganzer Seele gestehen möchten, daß wir besonders Ihnen unsere Leistung verdanken.

Wir werden Sie in einigen Jahren dort persönlich sehen, glauben wir. Wir haben einen Plan, wie ihn wir vormals geschrieben, mit der seligen Erwartung fest; wir besuchen die Heimat des Dichters, Salzburg. Ja, wenn jene Dichtung so schön mit vol-

ler Liebe zur Menschheit bleibt, so werden wir in ihrer Nähe dankbar und fromm zusammenleben.

Wir grüßen Sie mit den herzlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit und hoffen, daß es Ihnen alles gut gehe.

Ihre immer treuesten

Kasuhiko Kubo  
Ayaka Tennichi

1195 AN PAULA SCHLIER

7. Oktober 1958

Liebe Paula!

Lies den beiliegenden Hinweis auf Arno Nadel! Dann wirst Du an diesem Beispiel einer jüdischen Analogie zum Zeugnis Deines Wortes begreifen und auch anderen spürbar machen können, um welche Kriterien der Hinfälligkeit scheinbar noch so feststehender Begriffsschemata es heute im Denken unserer Zeit gehen kann, wenn in einem erleuchteten Geist die Verträglichkeit von Dichtung und Auslegung im Raume geoffenbarter Wahrheit in Frage steht oder wie in Deinem Fall – das spürt auch Dr. Warnach – außer Frage steht. Das ist es ja, was ihn quält und seine liebevolle Bemühung um eine gerechte Beurteilung Deines Buches so wertvoll und respektabel macht. Er bewegt sich auf Geleisen, die für ihn noch nicht ausgefahren sein mögen; aber eines Tages werden sie es sein, und dann wird dieser Redliche anderen, die sich sicherer fühlten und nahe schon ihrem Ziel, vieles voraus haben.

Es grüßt Dich für heute herzlich

Dein Ludwig

P.S. Brief von Dr. W. folgt demnächst zurück  
Konnte ihn noch nicht ganz entziffern

1196 AN JOSEPH DREXEL

Innsbruck-Mühlau, 24. Nov. 1958

Lieber Much!

Kaum wage ich es mehr, an Dich zu schreiben. So lange schon bin ich Dir Nachricht und vor allem Dank für so viele Aufmerksamkeiten schuldig, die Du mir und Menschen meiner nächsten Umgebung gerade in der letzten Zeit wieder zukommen ließest. Zwar war Frau Foth, die wir zu unserer Freude hier begrüßen konnten, so freundlich, sich zum Dolmetsch meines schlechten Gewissens und meiner Bitte um

316

Nachsicht bei Dir zu machen, aber mein blamables Verhalten wird ja dadurch erst recht unterstrichen. Der wahre Grund meines Versagens ist aber der, daß ich zum Schreiben kaum mehr fähig bin, so gern ich mich mit Menschen, die mich leiden können, wann und wo immer es mir beschieden sein mag, im Gespräch ergehe.

Wie gern hätte ich mich z.B. mit Dir über das Buch von Niekisch unterhalten, das ich mit großem Interesse gelesen habe! Es ist ausgezeichnet geschrieben, liest sich spannend wie ein Roman und hat mir als Charakterzeugnis eines »gewagten Lebens« einen starken Eindruck gemacht. Kein Zweifel auch, daß es in Anbetracht der mehr oder weniger geschickt getarnten Verwischungs- und Vertuschungsprozesse, die im Wirkraum der politischen Mächte draußen bei Euch im Gange zu sein scheinen, einen Rückgewinn an Aktualität verzeichnen darf, der unter anderen, bereinigteren Verhältnissen sich wahrscheinlich nicht in demselben Ausmaß eingestellt hätte. Es ist schon gut, daß eine Charakterfigur z.B. wie Bäumler (der überraschend bei meiner Tübinger Vorlesung auftauchte) noch einmal ins volle Licht dieser tragisch vergangenen Wirklichkeit gestellt wird. Trotzdem habe ich gewisse Vorbehalte gegen dieses Standbild eines zweifellos hoch zu respektierenden politischen und menschlichen Charakters, das Niekisch hier – notgedrungen, gewiß, denn wer sucht heute nicht nach einem Ausweg aus den vielleicht noch tragischer verdichteten Verhängnissen über unserem Kopf?! – von sich errichtet hat. Es mag mit einem gewissen Mangel an spirituellem Flair zusammenhängen, den er mit seinem Vetter, dem Theologen, den ich bei Dir kennen lernte, zu teilen scheint. Aber das sind Dinge, über die ich mich vorläufig nicht weiter auslassen kann und möchte. Denn zu mißverständlich können da Lichtschimmer einer Zuversicht sein, die vorzeitig aufgegriffen und in falsche Bahnen gelenkt die Situation nur trüben und verschlimmern können.

Von den Liebestaten, die Du Dir in meinem Umkreis angelegen sein ließest, ist mir die Aufmerksamkeit, die Du der Seherin Paula Schlier, deren Bedeutung erst später einmal erkannt werden wird, durch Deinen wagemutigen persönlichen Einsatz für ihr Buch erwiesen hast, besonders nahe gegangen. Immer wieder vergegenwärtige ich mir aufs dankbarste, wie bedeutungsvoll für uns viele so verschiedentlich ausgesetzte und aufgeopferte Existenzen (die wir kaum wissen, wozu wir gebraucht werden) die Tatsache ist, daß Du einem nicht minder drohenden Verhängnis, als es seinerzeit Niekisch zuteil wurde, am Ende doch glücklich entronnen bist und die Genialität Deiner Erkenntlichkeit dafür es Dir dann ermöglicht hat, im Einverständnis mit Deiner Frau einen Ausstrahlungsraum von Großherzigkeit um Dich zu schaffen, der nun uns allen zugute kommt. Für die Tragweite solcher Aspekte in unserer Zeit glaube ich, so sehr mir in manchem die Aussicht verhängt ist, einen gewissen Blick zu haben.

Begnüg Dich bitte für heute mit diesen Andeutungen und laß mich Deiner Nachsicht auch weiter empfohlen sein! Du weißt, lieber Much, wie sehr ich Dir und Frau Liesl und allen in Eurer Umgebung in treuem Gedenken ergeben bin, aber die Zeit vor und um Weihnachten ist diejenige im Jahr, in der ich am meisten zusammenklappe. Voranzeige und *captatio benevolentiae*! Laßt es bitte auch gleich als nächstfälligen Neujahrsgruß gelten!

Immer in Dankbarkeit

Dein Ludwig

Tübingen, den 19. Dez. 1958

Lieber, sehr verehrter Herr Professor!

Daß wir bei Ihnen in Mühlau sein durften und die tiefen Eindrücke und Anregungen, die ich der Berührung mit der Brenner-Welt verdanke, das alles wirkt in mir so stark nach, daß ich mir in den vergangenen Wochen einmal die Mühe gemacht habe, den Weg nachzugehen, der Martin Heidegger von Hölderlin zu Trakl führte, um mich dabei in die »Zwiegespräche« seines Denkens mit diesen Dichtern einzuhören. Durchmustert habe ich weiter die Diskussion, die unter Literaturwissenschaftlern darüber entbrannt ist. Was ich mir abschließend dazu notiert habe, hätte ich gerade Ihnen, lieber, sehr verehrter Herr Professor, gerne vorgelegt, vorausgesetzt, daß ich damit Ihrer, dem Lesen vorbehaltenen Zeit nicht allzu sehr Gewalt antue.

Wenigstens brauche ich nicht übertrieben weitläufig zu werden. Ich meine nämlich, daß alles bloß methodische Rechten und aller Silbenstreit im Vorfeld des eigentlichen Problems bleibt und ein Mann wie Heidegger nicht mit der zünftlerischen Elle der Philologen allein gemessen werden kann. Die Auseinandersetzung mit einem Philosophen erfordert philosophische Gesichtspunkte. Zuallererst bin ich allerdings überzeugt, daß eine ursprüngliche Einheit von Dichten und Denken schwerlich wiedererlangt werden kann, indem die Philosophen sich daran machen, Lyriker zu interpretieren. Immerhin wird in Heideggers »Erörterungen« da und dort in einzelnen Formulierungen eine Erlebnisdichte, ein tief bohrender Ernst und eine kreatürliche Unruhe des Fragens spürbar, die ihn den besprochenen Dichtern ebenbürtig erscheinen läßt.

Man hat Heidegger vorgeworfen, daß er Hölderlin wie Trakl auf den gleichen Nenner der ihm eigentümlichen Geschichtskonzeption zu bringen versuche. Nach dieser Geschichtskonzeption hält in einer Zwischenzeit der »Seinsvergessenheit« der Dichter als der »Sänger des Heilen in einer heillosen Welt« die Ahnung eines Kommenden wach, eines Kommenden, in dem die Welt von Ältestem und Ursprünglichem »überholt« wird. Natürlich muß es mißtrauisch machen, daß Heidegger bei Trakl das Gleiche herausliest wie schon vorher bei Hölderlin. Aber es könnte ja durchaus auch sein, daß, im Bilde logischer Begrifflichkeit gesprochen, diese »Definition« nicht *falsch*, sondern nur zu *weit* ist, daß beide Dichter damit zuerst einmal in einen weiten Horizont gestellt werden, in dem wir im Grunde alle stehen, und daß das Angedeutete lediglich der schärferen Zusatzbestimmungen bedarf.

Zum Widerspruch gegen Heideggers Sicht werden sich alle die veranlaßt sehen, die voll innerem Unbehagen ahnen, daß hinter seinem eschatologisch strukturierten Geschichtsbild das christliche Wissen von der Geschichte als einem Heilsgeschehen (paradiesische Urzeit, Fall der Schöpfung und Wiederbringung aller Dinge) steht. Denkbar wäre aber auch, daß einmal vom Christlichen her die Frage aufgeworfen würde, ob in der formelhaft abstrakten Sprachgestalt, die Heidegger seiner Geschichts-Konzeption gibt, das Christliche sich nicht ebenso sehr verbirgt, als es sich zeigt. Daß, wie im Falle Hölderlin, das elegische Sich-Zurücksehnen nach einer idealisierten Vergangenheit in eine Erwartung umschlägt, die meint, das Vergangene



plötzlich als Zukünftiges auf sich zukommen zu sehen und ihr eigenes Eschaton mit den innerweltlichen Farben eines vergangenen Bekannten und Erträumten ausmalt, dies ist an sich ja noch nichts Christliches.

Gerade wenn Heidegger sich Trakl zuwendet, wird deutlich, wie sehr dieser denkerische Glaube an einen Advent des Seins über das beunruhigende Wissen hinausdrängt, daß das Licht des christlichen Eschaton auch seine Schrecken hat, daß es auch im Zeichen des Gerichtes steht, jenes Gerichtes, das die Schwarmgeister der Weltrevolution und des Tausendjährigen Reiches auf eigene Rechnung halten wollten.

Von da her ergibt sich eine merkwürdig verwirrende Gegenwendigkeit im Streit um den Dichter. Während Heideggers Seinsgläubigkeit von Schuld und Gericht nur wenig zu wissen scheint, wollen die heutigen Romantiker des Scheiterns den Dichter in ahnungsloser Vermessenheit gerade zu einer heillosen Verzweiflung verurteilen. Manchmal möchte man sich fragen, welche der beiden Parteien von der Leidgestalt des Dichters wohl tiefer angerührt wurde, der Denker, der herausspürt, daß sich jede Verzweiflung am Gegenbild einer hochgespannten Erwartung bemißt, oder jene anderen, die dem Opfer ihrer Interpretationen partout das Scheitern abverlangen.

Schließlich kann man einen Dichter nicht auf einzelne Gedichte festlegen wie einen Philosophen auf apodiktische Deduktionen, schon gar nicht auf eine »Klage«, von der niemand sagen kann, wie sie den Dichter als Menschen zurückließ. Manchmal weiß man wirklich nicht mehr, was an dem verzweifelten Glauben Trakls als das größere Ärgernis empfunden wird, die Verzweiflung oder der Glaube.

Im Falle Heideggers aber wird wieder einmal Grenze und Gefahr aller »negativen Theologie« sichtbar, denn auf negative Theologie läuft seine Philosophie ja hinaus. Ich meine die Gefahr, daß Heidegger im Schutz der leeren, nur nach oben offenen Formel des »Seins« in einer Zeit, in der so viele falsche Eschatologien angeboten werden, sich zwar alles menschlichen Meinens über Gott enthält, daß ihm aber dabei seine liebende Angst, getäuscht und enttäuscht zu werden, auch leicht das verschüttet, was als Offenbarung von einer anderen Richtung her in innerweltliche Formen hineingesprochen worden ist.

Vielleicht liegt in dieser elementaren Frage der eigentliche Sinn der Begegnung unseres großen Landsmannes mit Ihnen, lieber, sehr verehrter Herr Professor, und der eigentliche Grund, warum es ihn gerade nach Mühlau zu Ihnen trieb, der Sie mit dem dahingegangenen Freund in der unmittelbaren Schutzzone seines Grabes Umgang haben, wo jener letzte religiöse Takt sich von selbst versteht, der in der Vielzahl von Publikationen über den Dichter so selten gewahrt bleibt.

Uns beiden hier in Tübingen, die wir Bestimmteres als eine Wiederkunft des Seins zu erwarten wagen, ist Georg Trakl gerade in diesen adventlichen Tagen besonders nahe. Mit wieviel guten Gedanken wir immer auch bei Ihnen und Ihrer Familie sind, brauche ich vielleicht gar nicht erst zu sagen.

Recht, recht frohe Weihnacht und eine Fülle des Guten im kommenden Jahr für Sie und Ihre liebe Familie wünscht Ihnen in dankbarer Freundschaft

Ihr W. Quenzer

P.S. Als weihnachtlichen Gruß hätte ich Ihnen gerne noch ein paar Zeilen beigelegt, die meine Frau erst gestern, an einem Tag, an dem wir auch Ihr freundschaftli-

ches Gedenken stark zu spüren meinten, aus ihrem wintergrauen Hölderlinturm mit-  
gebracht hat. Sie selber hätte sich wohl nicht mehr so recht getraut.

Ein kurzer Tag, von Nacht und Nacht umfassen,  
bewegte Zeichen, die der Wind ins Wasser schreibt,  
der Gartenweg, auf dem der Fremde hingegangen,  
und Schweigen, das nach seinen Schritten bleibt.

Weiß einer seinen Weg behalten  
und seine Hand gewärmt, geführt,  
wird sich der tote Zweig im Krug entfalten,  
wenn ihn der Hauch berührt.



1) Ludwig von Ficker, um 1940.



2) Ankunft von Adolf Hitler in Innsbruck, 5. April 1938.

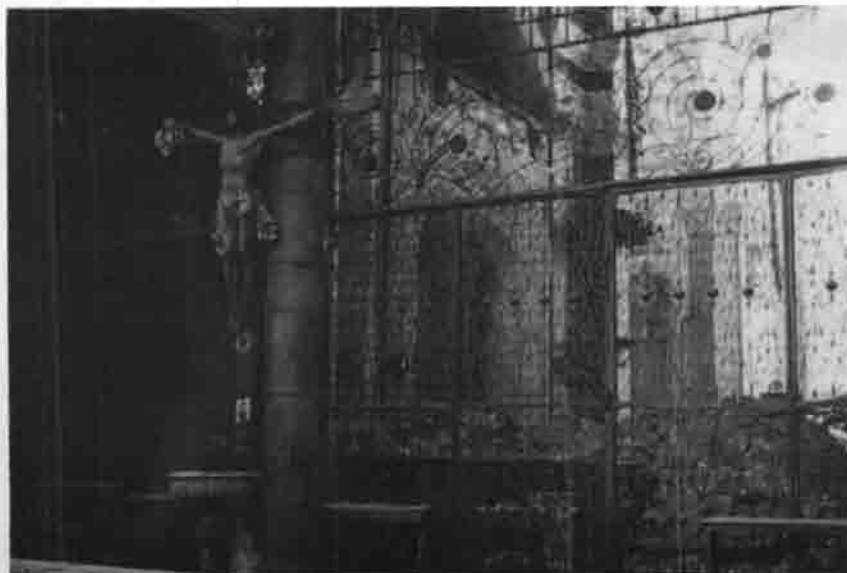
3) Innsbruck: Bahnhof-Gastwirtschaft, Zustand 1945.





4) Innsbruck: Triumphbogen, Maria-Theresien-Straße, 1945.

5) Innsbruck: Innenansicht der Jesuitenkirche, 1945 (Originale 3-5: Stadtarchiv Innsbruck).



**Reichsschrifttumskammer**  
**Abt. III (Buchhandel)**

Reichsschrifttumskammer, Abt. III, Leipzig C 1, Postfach 661

Herrn

Ludwig von Ficker  
Fa: Brenner - Verlag

I n n s b r u c k

Innrain 27

Leipzig C 1,  
Den 15. Juni 1940  
Deutsches Buchhändlerhaus  
Fernruf 712 68  
Telegraph: Reichsbuch  
Sprechstunden nur  
Dienstag bis Freitag  
von 11 bis 13 Uhr

Betreff:

III A 1 -  
36876 - G

Bevor Ihr Aufnahmesantrag vom 14. Febr. 1940 hier abschliessend bearbeitet werden konnte, hat der Herr Präsident der Reichsschrifttumskammer mitgeteilt, dass Ihre Schriftenreihe "Der Brenner" verboten worden ist. Sie werden daher gebeten, mitzuteilen, ob Sie künftig überhaupt noch eine buchhändlerische Tätigkeit ausüben.

In Auftrage:



Es wird gebeten, unsere Zeichen in der Nummer anzugeben. Antwortscheiben sind nicht an den einzelnen Bearbeiter, sondern immer an die Dienststelle zu richten.

6) Verbot des Brenner durch die Reichsschrifttumskammer (vgl. Nr. 948 und 950 - 952).

9) Theodor Haecker: Aus dem Manuskript der *Tag- und Nachtbücher*:

„An die Deutschen 1941

Euer Ruhm ist ohne Glanz. Er leuchtet nicht. Man spricht von euch, weil ihr die besten Maschinen habt und – seid. In diesem Staunen der Welt ist kein Funke von Liebe. Und nur Liebe gibt Glanz. Ihr haltet euch für auserwählt, weil ihr die besten Maschinen, Kriegsmaschinen baut und sie am besten bedient. Ihr seid grotesk und un-menschlich.[...]“



REQUIEM (für Meinart Sild)

Gezeichnet sind die hellen Stirnen der Knaben,  
Denn nur die Edlen fordert die frühe Nacht.  
Wer zählt sie? Wer aus der Schar der Gefährten  
Hat sie erwählt? Wer warf das tödliche Los  
Den Jünglingen? Das bleiche Siegel der Liebe  
Auf schmalen Lippen, lächelnd und unverletzt.  
Der Wange Schmelz hütet die heimlichen Schwüre,  
Von stolzer Schläfe weht es wie Goldgewölk,  
Von Wunsch und Wahn und unverwelklichem Lorbeer.



Doch aus der Träume seliger Mitte riß  
Die Schlummernden die fremde, flammende Stimme,  
Aus stillem Haus vertrieb sie der laute Krieg,  
Mit schwerem Schwert gegürtet die schlanken Hüften,  
Das blonde Haupt schattet der schimmernde Helm.  
Von wildem Gesang erbebt ein fremder Morgen  
Und Feuer flog und Fieber dem Tag voraus.





12) Cissi von Ficker, 30er Jahre.

10) Joseph Drexel: *Requiem* (für Meinhard Schild), Textauszug.

11) Florian von Ficker, als Student gezeichnet von einem unbekanntem Freund, Anfang 30er Jahre.

## DIE TRAKL-WELT

### Zum Sprachbestand der Dichtungen Georg Trakls

Das Werk Georgs Trakls ist das Bild einer völlig geschlossenen, in sich selbst beruhenden Welt. Müßte man ihr einen Namen geben, man könnte sie nur die Trakl-Welt nennen, so sehr ist sie seine Schöpfung, mit keiner andern im Bereich der deutschen Dichtung vergleichbar. Er allein hat sie erschaffen, aus dem Stoff der unsrigen zwar, aber wie er den verwandelte, mit seinem Wesen tränkte, ihn im Worte formte, das ergab ein durchaus Neues und Unwiederholbares. Es liegt inselhaft in der deutschen Dichtung und ist weder mit der älteren noch mit der gleichzeitigen Lyrik wirklich verbunden. Die Einflüsse Baudelaires und Rimbauds, auf die von manchen verwiesen wird, dringen nirgends tiefer unter die Oberfläche.

Wir kennen dieses Werk nun seit dreißig Jahren und finden seine Existenz so natürlich wie die von vertraut Gewordenem überhaupt; denn nun ist alles hervorgebracht, was zur Trakl-Welt gehört, es spricht uns an im Tonfall der sanften Trauer, den wir nun lange schon im Ohr haben, den es aber vor ihm nicht gab; wir haben die Farben, in denen es leuchtet, längst den unsrigen beigemischt und vergessen, daß vor ihm sie niemand gesehen hat. Sein Auge mußte sich auftun, sein staunend ergriffenes, damit die „braune Kühle des Herbstes“ zum erstenmal in der Welt war oder das „sanfte Zyanenbündel der Nacht“.

Staunend ergriffen — aber auch schmerzlich geblendet; gepeinigt von Gesichtern, in denen sich Furchtbares begab, geblendet von höllischen Feuern, erblindend schließlich im tödlichen Dunkel, das auf den Dichter zukam von Anfang an. Auch dies ist Wort geworden und damit gebannt, aber ehe es Wort wurde, mußte es gelebt werden, von einem jungen Menschen ohne andere Hilfe als das Wort. Die Geburt der wahrhaft ursprünglichen Werke geht schmerzhafter vor sich als das Hervorbringen hübscher Gebilde durch geschicktes Handhaben überlieferter Formen. Tausende verstehen die Kunst, ihre Erlebnisse in gut sitzende Verse zu kleiden, und es ist ein Vergnügen, den Geist sich so schöngewandert bewegen zu sehn — aber neben den Tausenden ist jeweils einer, der nicht Erlebnisse kostümiert, sondern die Elemente der Welt neu mischt, in Glut und Schauern, in Lust und Entsetzen. Je ursprünglicher ein Werk, desto rücksichtsloser gebraucht es seinen Schöpfer als Werkzeug. Da gibt es keine Wahl; und wenn der Mensch zerbrechen muß, damit die neue Welt aus ihm springe, er kann sich nicht retten; hier ist die Rettung eben, daß er zerbricht.

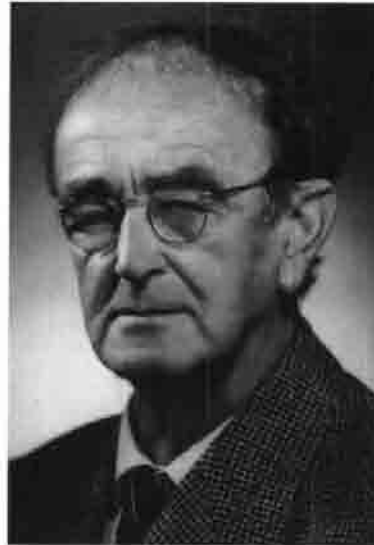


16) Alfred Kubin: *Die Familie*, Tuschefederzeichnung zu Georg Trakls Prosadichtung *Offenbarung und Untergang*, 1947.

15) Josef Leitgeb: *Die Trakl-Welt*, 1951, Ludwig von Ficker zugeweiht. (Textauszug).

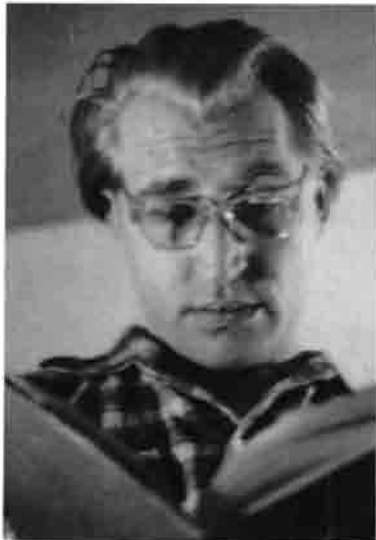


17) Josef Leitgeb, Aufnahme A. Defner,  
um 1950.



19) Bruno Sander, um 1950.

18) Walter Schlorhauser, 1954.



20) Peter Zwetkoff, 1944.





21) Max von Esterle, Tuschfederzeichnung von Hilde Nöbl, Innsbruck, 1941.



22) Celaninterpret Ernst Ginsberg.  
Aufnahme Max Jacoby.



23) Paul Celan, 1947/48.

St. me de Seely  
Paris, bei S. Fickens 1951.

Sehr uncharakteristisch von Fickens,

spielt diese Stunde den richtigen Faktor? Spielt sie  
ihm lang genug, spielt sie ihm aus? Ich muß es hoffen!  
Ich muß hoffen, daß sie nicht allein diese Faktoren, in  
den sie schreien, aufsteigen sind in mit selber kostbares,  
schreien, das mir Licht-Akten-Können von sich selbst,  
das nicht unter-wären zu sein glaubte, hinüberstrich -  
nein, daß sie gleichzeitig auch sich selber hinüberstrich  
zu einer Stunde, die über ihn wartet, daß sie  
sich hinüberstrich über all das, was ihm bisher sein  
Weg vertrat, sich hinüberstrich zu einer Stunde, die  
~~zusammen~~ <sup>zusammen</sup> mit mir sehr wenigen anderen Stunden  
auch zu nennen ist: ich werde die Stunde, in der ich  
ihnen getreulich erzählen dürfte.

# PLAN

KUNST \* LITERATUR \* KRITIK

HERAUSGEBER OTTO BASIL

Paul Celan: *Der Sand aus den Urnen*

Peter Demetz: *Zur Interpretation Franz Kafkas*

Hermann Schreiber: *Der Roman des Nebeneinander*

E. F. Burian: *Synthetisches Theater*

Ernst Jirgal: *Tossi*

## *Kritik und Berichte*

Adelbert Muhr: *Wiener Premieren* / Meduside Lidnowsky: *Antiklich einer Zeitungskritik* / René Szegedy: *Offener Brief an Baron Sküll Oxtrog* / Otto Foa: *de Battaglia: Nuova scavofofofo Erzähler* / Ernst Waidinger: *Nicht Adél, aber Umwegang* / Leopold Lingler: *Über Rudolf Felner*

## *Buchbesprechungen*

Zeichnungen von Maurice Henry, Fritz Jandl,  
Clara Fuchs und Rudolf Ray

*Briefe an den Herausgeber*

2. FOLGE / 1943 / NUMMER **6**

VERLAG ERWIN MÜLLER \* WIEN

25) Erstabdruck aus der Sammlung *Der Sand aus den Urnen*.

24) Paul Celan an Ludwig von Ficker, 5. 2. 1951 (vgl. Nr. 1100).



26) Ludwig von Ficker, Kohlezeichnung von Walter Honeder, Innsbruck, 1950.

- 27) Ludwig Hänsel an Ludwig von Ficker, 6. 5. 1951: „Verehrter lieber Freund! Vor einigen Tagen bekam ich die telegraphische Nachricht, daß Ludwig Wittgenstein gestorben ist (am 29. April). Ein großer Verlust auch für mich. - Er hat von seiner Krankheit (Krebs) seit gut einem Jahr gewußt, auch von ihrer voraussichtlichen Dauer. [...]“
- 28) Grabstein Ludwig Wittgensteins am Friedhof St. Giles, Cambridge (nach eigenem Entwurf).



Wien, 6. Mai 51.

Wassilker lieber Freund!

Vor einigen Tagen bekam ich die  
trübselige Nachricht, daß Ludwig  
Wittgenstein gestorben ist (am 29.  
April). Ein großer Verlust und für  
mich. — Ich setze von meiner Dankbarkeit  
(Recht) mit gutem Willen voraus,  
mich von ihm vorzüglichst zu verabschieden.





29) Mit Ingeborg Bachmann, vermutlich anlässlich der Verleihung des Georg-Trakl-Preises in Salzburg, 1954.

30) Georg-Trakl-Preis 1954, v.l.n.r.: Ludwig von Ficker, Christine Busta, Bürgermeister Stanislaus Pacher, Unterrichtsminister Dr. Heinrich Drimmel, Wilhelm Szabo, LH Josef Klaus, Christine Lavant, Karl Heinrich Waggerl.





31) Trakl-Preisträgerin Paula Ludwig,  
Salzburg, 1962.



32) Nelly Sachs (vgl. Nr. 1211).

33) Georg-Trakl-Preis 1956, Jury-Urteil Fickers über Thomas Bernhard (vgl. Nr. 1177).

Thomas Bernhard 1  
Für ihn sind wesentliche und überaus eigent-  
ümliche Begriffe Begründung im Aufsteigen be-  
griffen. Man sollte alle Gebete im Zusammenhang  
setzen, damit der die andere Kontexten dieser  
wichtigsten Begriffe im Zusammenhang  
von Gebete wichtigster Kontexte, in der Kontexten  
der wichtigsten Kontexten begriffen werden.  
Ficker



34) Ludwig von Ficker. Tuschfederzeichnung von Max Weiler. Innsbruck, 1956.

# DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ACHTZEHNTE FOLGE / 1954



Was im Wort hier  
aufscheint und verstummt,  
gehört, auf weite Sicht hin  
fällig geworden,  
einer Stunde der Besinnung an,  
die den Brenner ermächtigt,  
noch im Ablauf seiner Gnadenfrist  
zwischen Gestern und Morgen  
ein Zeichen seiner Geistesgegenwart  
zu geben

•

Mit Beiträgen von vierzehn Mitarbeitern  
und unveröffentlichten Briefen von  
*Rilke, Traki, Kastranek und Wittgenstein*

---

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

PAULA SCHLIER

ZWIEGESPRÄCH ÜBER ZEICHEN DER ZEIT

Erster Abend

A - : Es ist gewagt, lieber Freund, ein Gespräch über Christus, den verklärten Herrn, zu eröffnen. Wohl sagt er: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen. Aber es besteht doch die Gefahr, daß wir durch unser Reden den Hauch der zarten Erscheinung verscheuchen, der wir uns nur in schweigender Anbetung nahen dürfen. Immerhin ist er, seine Erscheinung in und unter uns, das bedeutende Zeichen, das unserer Zeit gegeben ist. Und es ist ihr gegeben, damit es von uns erkannt und gewürdigt werde.

B - : Sie glauben also wirklich, daß ein Zeitalter Christi im Kommen ist? Und das - angesichts des nahenden Antichrist?

A - : Der Antichrist ist ebenso in einemfort da und auch mitten unter uns wie Jesus Christus, der verklärte Herr. Vorderhand sehen wir überall noch das Doppelgesicht. Vorläufig triumphieren die Mächte des Zwielichts und der Brutalität. Die Dinge treiben abwärts in der Nacht. Noch sind alle Ausgänge versperrt, und wir, die Menge der Vertriebenen und Entwurzelten, sind in heillosen Finsternis gefangen. Und doch geht uns, die wir im Lande des Todesschattens wohnen, schon ein Licht auf. Da und dort kündigt sich ein neues Verständnis für die geschichtliche Gestalt des Erlösers und des Evangeliums an. Zahlreich werden Zeugnisse des Wortes und des Blutes um Seines Namens willen abgelegt. Auf fernen Inseln werden Hirten berufen und Arbeiter zur Ernte bestellt. Das Reich Gottes ist ein Haus des Friedens und der Gastfreundschaft, würdig des Herrn. Und wie wäre die neue Selbsterkenntnis der Kirchen anders zu verstehen als in dem Sinn, daß der Herr seine Engel bereits mit mächtigem Posaunenschall vorausgesendet hat? Wenn auch wenig von Buße geredet wird, viele, sehr viele nehmen tapfer ihr Kreuz auf sich. Was wir im Finsternen erfahren, wir fürchten uns nicht mehr, es bei Tag zu verkünden. Wissende unter uns, Alte und Junge, setzen ihre ganze Kraft ein, daß die kommenden Erschütterungen nicht zu einer völligen Auflösung der Ordnung führen. Ja - es gibt manche Kennzeichen, daß das Himmelreich im Nahen ist.

36) Paula Schlier: *Zwiegespräch über Zeichen der Zeit*. (Textanfang).



37) Paula Schlier, Porträt von Erna Dinklage, um 1950 (vgl. Nr. 1330).

38) Friedrich Hölderlin, Bleistiftzeichnung von Louise Keller, 1842.

39) Georg Trakl, vermutlich elfjährig, bei einem Ausflug mit Verwandten in das Salzbergwerk nach Berchtesgaden (Ausschnitt; vgl. Nr. 1124).

40) Martin Heidegger: Typoskript des Hölderlin-Aufsatzes „...*dichterisch wohnt der Mensch...*“, 1952.

41) Ludwig von Fickers Danksagung anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorats der Freien Universität Berlin, 1960; als Zuhörer Walther Killy (Promotor), neben ihm Martin Heidegger.

42) Auszug aus Ludwig von Fickers Essay *Rilke und der unbekannte Freund*.



Worm fehrig z. Ficker  
in Sanktbur Ursprung

1952

Bühlerhöhe, 6. Okt. 1951  
Zürich, 5. Nov. 1951

Worm fehrig  
1952

Martin Fickler

"...dichterisch wohnt der Mensch..."

Das Wort ist einem späten und eigentümlich überlieferten Gedicht Hölderlins entnommen. Es beginnt: "Ja lieblicher Bläue blühet mit dem / metallenen Dache der Kirchturm....". Damit wir das Wort "...dichterisch wohnt der Mensch..." recht hören, müssen wir es bedachtsam dem Gedicht zurückgeben. Darum bedenken wir das Wort. Wir klären die Bedenken, die es sogleich erweckt. Denn sonst fehlt uns die freie Bereitschaft, dem Wort dadurch zu antworten, daß wir ihm folgen. "...dichterisch wohnt der Mensch..." Daß Dichter bisweilen dichterisch wohnen, ließe sich allenfalls vorstellen. Wie soll jedoch "der Mensch", dies meint: jeder Mensch und ständig, dichterisch wohnen? Bleibt nicht überhaupt das Wohnen unverträglich mit dem Dichterischen? Unser Wohnen ist von der Wohnungsnot bedrängt. Selbst wenn es anders wäre, unser heutiges Wohnen ist gehetzt durch die Arbeit, unstat durch die Jagd nach





Die Ansicht aller immanenten Logistiker, der Klarstellung wahrer philosophischer Einsicht sei nur durch Absehen von aller Transzendenz und durch Abdichtung gegen jede Art von Metaphysik gedient, begegnete vermutlich in Wittgensteins Person und geistiger Veranlagung einer latenten Gegenströmung von Zweifeln und Vorbehalten, die ihren Ursprung für ihn in einer unkontrollierbaren Wirklichkeit jenseits alles Ersinnbaren, Berechenbaren, Diskutierbaren haben mochte und somit bereits der Zone eines absolut zu Beschweigenden angehörte. Stimmt das, dann befand er sich von der Logistik und ihrem zuständigen Fragenkomplex her - also nach entgegengesetzter Richtung vordringend - dem Absoluten gegenüber wohl in einer ähnlichen Situation wie heute Martin Heidegger, dieser deutlich anders Geprüfte in seinem beharrlich revidierenden Existenzdenken von all dem tieferhin vor ihm und seiner eigenen Ausgesetzttheit bis hin zur Seinsgrundfrage phänomenal in Frage Stehenden her: Antipoden beide, aber angezogen und angenähert noch in ihrer äußersten Divergenz von jenem Machtmagneten heimlich zentrierender Offenbarung im Wort, von dem keine Gegenanstrengung im konstanten Fluchtlinienraum der Welt und deren einsehbaren Ordnungen mehr loskommen wird.

Gleichzeitig gestatte ich mir, Ihnen mein jüngstes Buch zu schicken, das in einigen vielleicht Ihr Interesse finden wird, etwa wegen der Kraus-Arbeit, die Lotte gewidmet ist, und wegen des Hölderlin-Textes.

In wahrhafter Verehrung  
Ihr aufrichtig ergebener



43) Theodor W. Adorno an Ludwig von Ficker, 20. 5. 1965 (vgl. Nr. 1278).

### Parataxis Zur späten Lyrik Hölderlins

Die Arbeitsteilung, welche nach dem Verfall des deutschen Idealismus Philosophie und Geisteswissenschaften verhängnisvoll trennte, hat die letzteren, des eigenen Mangels bewußten ebenso dazu veranlaßt, sich nach Hilfe dort umzusehen, wo sie innehalten wollen oder müssen, wie sie umgekehrt die Geisteswissenschaften um das kritische Vermögen brachte, das allein ihr den Übergang in Philosophie gestattet hätte. Heteronom hängt darum die Hölderlin-Interpretation in weitem Maß an die unbefragte Autorität eines Denkens sich an, das von sich aus mit Hölderlin fraternisierte. Die Maxime, die Heidegger seinen Erläuterungen voranstellt, lautet: »Um des Gedichteten willen muß die Erläuterung des Gedichtes danach trachten, sich selbst überflüssig zu machen«<sup>44)</sup>, also ebenso im Wahrheitsgehalt zu verschwinden wie die Realien. Während er aber den Begriff des Gedichteten dergestalt akzentuiert, ja dem Dichter selbst die äußerste metaphysische Dignität zumißt, zeigen seine Erläuterungen im einzelnen sich höchst gleichgültig gegen das spezifisch Dichterische. Er verherrlicht den Dichter, überästhetisch, als Stifter, ohne das Agens der Form konkret zu reflektieren. Erstaunlich, daß keiner am Zug des Amüsischen in jenen Erläuterungen sich geärgert hat, an mangelnder Affinität. Phrasen aus dem Jargon der Eigentlichkeit wie die, daß Hölderlin »in die Entscheidung« stelle<sup>45)</sup> – man fragt vergebens, in welche, und es ist vermutlich keine andere als die klappernd obligate zwischen Sein und Seiendem –;

44) Theodor W. Adorno: *Parataxis*. (Textauszug).

45) V.l.n.r.: Franz Seyr, Ludwig von Ficker, Gabriel Marcel; bei der Präsentation der Ferdinand-Ebner-Ausgabe, Wien, Palais Palffy, 1965.

46) Gabriel Marcel: Typoskript der Festrede mit nachträglich hinzugefügtem Namenszug.



Die geistige Entwicklung Ferdinand Ebners

Meine Damen und Herren,

*Yohannes Mair*

*15. April 1968*

als die Veranstalter dieser Gedenkfeier sich an mich wandten und mir vorschlugen, hierher nach Wien zu kommen, um anlässlich des Abschlusses der dreibändigen Werkausgabe Ferdinand Ebners das Wort zu ergreifen, war ich nicht einen Augenblick versucht, mich dieser Aufforderung zu entziehen. Vielleicht war ein wenig Anmaßung mit im Spiel, daß ich es für meine Pflicht hielt, einem Denker diese Ehre zu erweisen, der mir in meine eigene geistige Familie zu gehören schien. Nachträglich allerdings bin ich heute nicht mehr ganz sicher, ob diese Verwandtschaft in der Tat eine so nahe ist, wie ich geglaubt hatte. Vor einem Vierteljahrhundert jedoch, als ich die Aphorismen der Sammlung "Wort und Liebe" las, war mir das Gemeinsame in



47) Mit Traktl-Preisträgerin Christine Lavant, Salzburg, Café Tomaselli, 1964.

- 48) Christine Lavant: *Spindel im Mond* (1959) mit Widmung:  
„Verehrter Ludwig von Ficker, Verschenken Sie die andere Spindel! Diese hier hängt  
noch am Faden aus verzaubertem Segen [Sagen?!] und soll das 'Starke und Mächtige'  
über und in Ihnen ein bisschen verdrehen dürfen - zusammendrehen mit meiner Schwäche  
und Ohnmacht und mit der Erde damit sie noch lange hier bleiben.  
Ja, - so fromme Wünsche hat  
Ihre Christine Lavant.“

CHRISTINE LAVANT

SPINDEL IM MOND

Gedichte

Wunderspindel! Wie bist du so schön,  
Wunderspindel! Wie bist du so schön,  
Spindel! Wie bist du so schön,  
um fordern aus ungenügenden  
Tagen und soll die "Hörner und  
Mühlgänge" nicht und in ihren  
in diesen anderen diesen -  
Zitunnen diesen mit meiner  
Hörner und Hörner und mit  
der Erde damit die wir lange  
sich bleiben.

Ja, - so kommen wir alle  
Ihre Christine Lavant.

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

Mein selbster findt die Aufopferung ist nicht weniger der Liebe  
 Opferung: die wenig gekanntem mit und die mir  
 nicht unbekanntem Liebe von Herz durch ein Leben  
 Nachsorg. Ein findt, selbst wenn man Ungleichheit  
 beizubehalten sollte, eine Überzeugung furchtlos  
 und wenn man selbst, gemeint mit Überzeugung, <sup>das ist</sup> ~~ein~~  
 der nicht, ein Liebhaber sein, das ein Königin

„Ein Trost ist mir die Arbeit, und das ist  
 Leben, was nicht mehr zu leben, und denken  
 in, das ist ein Leben.“

Mein selbster findt die Aufopferung ist nicht weniger der Liebe  
 Opferung: die wenig gekanntem mit und die mir  
 nicht unbekanntem Liebe von Herz durch ein Leben  
 Nachsorg. Ein findt, selbst wenn man Ungleichheit  
 beizubehalten sollte, eine Überzeugung furchtlos  
 und wenn man selbst, gemeint mit Überzeugung, <sup>das ist</sup> ~~ein~~  
 der nicht, ein Liebhaber sein, das ein Königin

Ich mag ein Königin sein  
 Das findt mich nicht so gekanntem sein  
 findt mich mit der Arbeit sein das ein Leben  
 halten mir selbst die Aufopferung ist nicht weniger der Liebe  
 Opferung: die wenig gekanntem mit und die mir  
 nicht unbekanntem Liebe von Herz durch ein Leben  
 Nachsorg. Ein findt, selbst wenn man Ungleichheit  
 beizubehalten sollte, eine Überzeugung furchtlos  
 und wenn man selbst, gemeint mit Überzeugung, <sup>das ist</sup> ~~ein~~  
 der nicht, ein Liebhaber sein, das ein Königin



50) Ludwig von Ficker bei der Laudatio auf Christine Lavant,  
Georg-Trakl-Preis, Salzburg, 1964.

49) Entwürfe zu einem Essay anlässlich der Auffindung der Briefe von Karl Kraus an Sidonie  
Nádherný, Januar/Februar 1967, Ludwig von Fickers letzte literarische Arbeit, nicht abge-  
schlossen (vgl. S. 609f.).



51) Wohnzimmer in Mühlau, von Wolfgang Pfaundler unmittelbar nach dem Tod Ludwig von Fickers aufgenommen; im Hintergrund das Porträt Fickers von Wilfried Kirschl, Innsbruck, 1954.



# 1959

1198 AN THEKLA MARIA VON SCHÜRR

Innsbruck-Mühlau, 10. Januar 1959

Verehrte gnädige Frau!

Glauben Sie mir: es bedrückt mich sehr, und es tut mir von Herzen leid, Sie gekränkt zu haben.

Die geklärte Situation, in die mich Ihr Brief versetzt, läßt mich erkennen, daß ich einigermaßen unbedacht gehandelt habe.

Es scheint mir jetzt, oder vielmehr: ich halte es für möglich, daß ich im Grunde noch einmal gegen die eigene Schwermut und Einsamkeit revoltiert habe, die von Kindheit an mein Erbteil ist und von der ich etwas als Anlage zu romantischer Selbstbesinnung in Ihren Versen gespiegelt fand. Aber hier hat das Gleichnis auch schon sein Ende. Denn ich habe meinen Hang zur Melancholie, dieses unselige Vermächtnis einer nur schwer sich zurechtfindenden Jugend, alsbald und dann ein ganzes langes Leben lang im Geiste einer gewissen Selbstaufopferung für andere eingesetzt und so die Bahn erst frei gemacht für die Entfaltung einiger Begabungen, deren künftige Bedeutung zu erkennen ich mir gottseidank noch rechtzeitig, und meist mit Erfolg, angelegen sein ließ. Ein mühseliges Beginnen, versteht sich, wie alles, was einem die Vorsehung zu tragen auferlegt. Möge Ihnen dies zum Trost wie mir zur Entschuldigung dienen! Denn nochmals: keinem Mitmenschen, und stehe er noch so berechtigt gegen mich auf, wünsche ich ein Leides zu tun. Keinem. Auch dem nicht, dessen Schmerz ein alter Mann wie ich, der weiß, welcher Verwundungen ein Menschenherz Herr zu werden vermag, nicht mehr zu teilen imstande ist.

Es grüßt Sie Ihr ergebener

Ludwig Ficker

Innsbruck, am 18. Jänner 1959.

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Vielen, herzlichen Dank, daß Sie mir das Buch »Die letzte Weltennacht« – von dessen Erscheinen ich keine Ahnung hatte – zum Lesen gegeben haben. Ich kann nicht sagen, ob mein Urteil darüber richtig oder teilweise richtig ist; aber es ist ehrlich und ich sehe es nicht anders.

Auch für mich ist manches in diesem Buch wunderbar und geht mir zu Herzen. Die Sprache finde auch ich vielfach herrlich. Ich spüre, daß diese Gesichte (oder zumindest ein Teil von ihnen) ein echtes Erlebnis, ein Auftrag waren:

Wie konnte sich Frau Sch. durch einen Menschen (ihren Beichtvater, siehe S. 8 unten) durch mehrere Jahre hin abhalten lassen, diesen Auftrag auszuführen? Das deutet auf ein übergroßes Abhängigkeitsverhältnis zur kath. Kirche und darin scheint mir der Schlüssel zum ganzen Buch zu liegen: Zuerst die Dogmen und in diesen Rahmen *muß* die Deutung passen. Die Dichterin selbst sagt, daß Symbole vieldeutig sind.

Vielleicht wären diese Gesichte ein Aufruf an die Kirche gewesen, sich zu reformieren? Die Kirche aber hat dies – vertreten durch den Beichtvater – abgelehnt.

Ist es nicht eine Grundforderung, daß wir uns immer wandeln, unserer jeweiligen Erkenntnisstufe entsprechend, und auch den Mut haben, einen eventuellen Irrtum einzugestehen? Die Kirche aber verneint mit ihrem Dogma der Unfehlbarkeit den Grundsatz, daß jeder Mensch letzten Endes allein verantwortlich und die letzten Entscheidungen nur in seinem Innersten treffen kann. Und mit ihrem Höllen-Dogma versucht sie aus Gott einen Dämon zu machen (siehe auch »Letzte Weltennacht«, S. 20: »...Gott kommt zur Rache« und S. 204 oben: »und es steigt der Rauch von ihrer Folter auf *in alle Ewigkeit...*«). Dabei würde doch der Sinn erfüllt, wenn Gott die Seelen einfach auslöscht, die das Gute *i m m e r* verneinen. Wozu sie quälen in alle Ewigkeit? Das wäre doch teuflisch!

Eine Kirche, die solche Glaubensgrundsätze vorschreibt, dürfte man nicht »heilig« nennen.

So glaube ich, daß in diesem Buch neben viel Wahrheit viel Irrtum verborgen liegt.

Das Umschlagbild: Will Herr Weiler sich selbst oder die wehrlose Liebe, die sich am Kreuz hingab, oder beides verhöhnen? Meiner Meinung nach muß wirkliche Kunst höher führen. Niemals aber dürfte der Künstler ein religiöses Symbol zur Karikatur machen – welcher Kunstrichtung oder Weltanschauung er auch angehört. Im Fall Weiler finde ich dies besonders tragisch, weil er, so glaube ich, die Anlagen in sich gehabt hätte, ein Großer zu sein.

Ich glaube mich richtig an ein Gespräch mit meinem verstorbenen Bruder zu erinnern, aus dem ich entnahm, daß er Sie, sehr geehrter Herr Professor, und auch Trakl sehr schätzte. Daß er sich Hölderlin tief verbunden fühlte, weiß ich bestimmt. – Es rührt mich eigen an, daß ausgerechnet der Garten, in dem mein Bruder so viele Stunden der Kindheit und seiner Jugend verbrachte, »Trakl-Park« genannt wurde. Ich

ohne da Zusammenhänge. Vielleicht ist Trakl mit ein Wegbereiter für das geistige Erbe, das mein Bruder hinterlassen hat? –

Nochmals danke ich Ihnen für Ihre Freundlichkeit und grüße Sie und Ihre Familie von Herzen!

Elisabeth Usenik

1200 AN CLEMENS HOLZMEISTER

Innsbruck-Mühlau, 24. Februar 1959

Sehr verehrter Herr Professor!

Eben komme ich von Weilers Atelier, wo ich Ihr soeben vollendetes Porträt als erster sehen und bewundern konnte. Es ist mir ein herzliches Bedürfnis, Ihnen dies mitzuteilen; denn meine Freude, daß dieses Bild existiert, ist groß.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1201 AN PAUL CELAN

Innsbruck-Mühlau, 19. III. 1959

Lieber, verehrter Herr Celan!

Gehäufte Arbeit und Existenzsorgen in meinem Alter haben mich nach meiner Rückkehr bis heute gehindert, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über unser Wiedersehen in Paris gefreut habe. Als mir teuerste Erinnerung daran bewahre ich die beiden Gedichtbände von Ihnen mit den hineingeschriebenen Widmungen, die Sie mir schenkten: ein Vermächtnis, das ich wohl zu würdigen weiß.

Denn immer wieder staune ich beim Lesen, wie förmlich unabsehbar aus dem Konzentrat Ihrer lyrischen Empfindung die Tragweite im Blick Ihrer jeweiligen Wortgestalt aufsteigt. Das ist eine Errungenschaft, die, aus seltsamen Kommunikationsröhren gespeist, ganz, wie mir scheint, Ihr Eigentum ist. Kein Wunder, daß sie noch aus Ihren Übertragungen von Gedichten Ossip Mandelstams herauszuspüren ist, dieses offenbar weithin hellsehenden, aber mit dem Blick ins künftige Dunkel entrückten Dichters russisch-jüdischer Herkunft aus ungefähr der Zeit vor und um den ersten Weltkrieg – Welch ein Verdienst von Ihnen, ihn uns heute, gerade heute, in einer eindringlichen Verdeutschung nahe gebracht zu haben! Nehmen Sie dazu noch die Gedichtbände der von mir so hochgeschätzten Nelly Sachs, dann verstehen Sie, mit welcher tiefgreifenden Anteilnahme ich diesen Opferflammen reiner Wortgriffenheit im Dunkel unserer Zeit nachsehen und nachsinnen muß!

Nur dies wollte ich Ihnen rasch noch sagen, als Bestätigung, wenn auch schwache,

dessen, was Sie in Ihrer Ansprache zu Bremen über sich und das Anliegen Ihrer Dichtung besser ausgedrückt haben, als ich es hier zu tun vermochte.

Es grüßt Sie in herzlicher Dankbarkeit

Ihr Ludwig v. Ficker

1202 VON JOSEPH DREXEL.

DR. JOSEPH E. DREXEL  
HERAUSGEBER DER NÜRNBERGER NACHRICHTEN  
NÜRNBERG • MARIENPLATZ 5

Herrn Professor  
Ludwig von Ficker  
*Innsbruck-Mühlau*  
Kirchgasse 11

9. 4. 1959 dr/sch

Lieber Freund Ludwig!

Lange Zeit habe ich Dir nicht geschrieben. Nicht zuletzt auch deshalb, mein Lieber, weil ich Dich von allen Briefpflichten entlastet wissen möchte. Außerdem habe ich ja die Freude, über eine ganze Reihe von Dir nahestehenden Menschen, nicht zuletzt über Deine Tochter Ulla und Deine Schwester Dopsch, mit Dir in Verbindung zu sein. So wirst Du sicherlich mein Schweigen nicht falsch ausgedeutet haben. Wie stets nehme ich innigen Anteil an allem, was Dich betrifft!

Du hast mittlerweile eine große Reise hinter Dir, die Dir sicherlich viele neue und interessante Eindrücke vermittelt hat und was mich besonders gefreut hat, ist, zu hören, daß Deine Vorträge so erfolgreich waren. Wenn ich etwas bedauere, dann ist es dies, daß ich nicht auch einmal an einem solchen teilnehmen kann und mehr noch, daß man sie nicht gedruckt oder wenigstens im Manuskript zu lesen bekommt. Oder sind sie irgendwo erschienen und ich wüßte nichts davon?

Von Ulla habe ich auch noch außerdem gehört, daß der Verlag Springer seine Innsbrucker Niederlassung aufgeben will. Daß der Verlag Dir zwar eine befriedigende materielle Regelung der Angelegenheit gewährt hat, Du aber durch diese Veränderung Deines Dir lieb gewordenen Refugiums verlustig gegangen bist. Ich hoffe zuversichtlich, daß sich eine andere stille Klause für Dich finden lassen wird, die Dir wenigstens einen gewissen Ersatz bietet. Frau Ulla habe ich schon geschrieben, daß es mir eine Freude wäre, wenn ich mit dazu beitragen könnte, eine für Dich zufriedenstellende Lösung zu finden.

Daß Dir das Buch von Niekisch Interesse abgewinnen konnte, habe ich mit Freude Deinem Brief entnommen. Ich war zuerst sehr skeptisch wie das Buch wohl aufgenommen werden würde. Meine Einwendungen lassen sich in ein paar Sätzen zusammenfassen: Soweit es sich um die Behandlung aktueller politischer Bezüge handelt, zeigt sich Niekisch in seinen Erinnerungen auf der alten Höhe des unerbittlichen Kämpfers und Analytikers. Diese Kapitel sind mit wahrer Meisterschaft

geschrieben. Dort aber wo er menschliche Bezüge behandelt, ist er m.E. – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zu hart, zu unverbindlich, zu intolerant, zu sehr ohne Verzeihung und Liebe. Das habe ich ihm schon seinerzeit geschrieben, als er mir das Manuskript zu lesen gab. Das Buch hat überraschend viele Besprechungen gefunden im In- und Ausland. Alle sehr respektvoll und würdig. Auch dort, wo die Rezensenten sich von seinen politischen Vorstellungen deutlich distanzieren, lassen sie doch dem Mann Niekisch volle Achtung angedeihen. Das hat mich natürlich für ihn sehr gefreut.

Ganz vertraulich und einstweilen nur für Dich bestimmt, wollte ich Dir in diesem Zusammenhang noch mitteilen, daß ich inzwischen das Manuskript (800 Seiten) des zweiten Bandes seiner Erinnerungen gelesen und durchgearbeitet habe. Dieser zweite Band, der sich mit der Zeit nach 1945 befaßt, und darum auch seine Erfahrungen mit den östlichen Machthabern enthält, ist wahrer Sprengstoff. Er ist ungleich faszinierender als der erste Band und zu meiner eigenen Überraschung eine gleiche unerbittliche Abrechnung, wie er sie sonst nur mit dem Westen pflegte, auch mit dem Osten. Unmöglich, daß das Buch zu seinen Lebzeiten erscheinen kann. Es würde ihm mehr als den Verlust seiner bescheidenen Pension eintragen. Er würde wahrscheinlich von den bloßgestellten Persönlichkeiten zertrampelt. Dir darf ich von der Existenz dieses Manuskriptes erzählen. Im übrigen wird es gut sein, wenn überhaupt niemand sonst von der Existenz dieses zweiten Bandes etwas weiß.

Die ganze Tragik unserer Epoche mit all ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, Irrungen und Verwirrungen, entsetzlichen Fehlleistungen, die ganze deutsche Misere, die ganze nationale Hoffnungslosigkeit, die Primitivität und der Dilettantismus, von denen die internationale Politik befallen ist, die Grundlinien der großen und von Jahr zu Jahr mehr und mehr einer entscheidenden Auseinandersetzung zustrebenden Gegensätze zwischen zwei Weltsystemen werden in hervorragenden Analysen der politischen Vorgänge, ebenso wie im persönlichen Bemühen und Versagen der Verantwortlichen zugleich sichtbar gemacht.

Auf eine Weise, die niemals und nirgends aufdringlich wirkt, konzentriert sich die Tragik unserer Zeit in der Person des Verfassers, die insbesondere und eindringlich die Passion sichtbar werden läßt, die dem geistigen Menschen auferlegt ist, wenn er sich selber treu bleibt, in keine Illusionen auszuweichen und jeder Korruptionsversuchung aus dem Wege zu gehen entschlossen ist. Ich zweifle nicht daran, daß dieses Buch, wenn es einmal nach seinem Tode erscheint, ihn als einen der ganz großen Deuter seiner Zeit und als einen unerbittlichen Mahner seines Volkes ausweisen und in die Geschichte eingehen lassen wird.

Mit Frau Paula Schlier bin ich unversehens, wie Du weißt, in einen sehr schönen Briefwechsel gekommen und es bereitet mir große Freude und Befriedigung, daß ich mich auch praktisch ihr nützlich erweisen konnte. Nun habe ich schon längere Zeit nichts mehr von Ihr gehört. Wir haben aber vereinbart, daß ich sie verständige, wenn ich einmal in München bin, damit wir uns auch persönlich kennen lernen können.

Daß wir (Liesel und ich) einen schönen und vom Wetter unwahrscheinlich begünstigten Urlaub hatten, wenn auch nur vierzehn Tage, wirst Du von Ulla wissen. Ich habe mich recht gut erholt und fühle mich den sicherlich vielen Unannehmlichkeiten und Verpflichtungen, die im Zusammenhang mit den politischen Veränderungen in der nächsten Zeit auf einen Zeitungsmann zukommen, einigermaßen gewachsen.

An Arbeit fehlt es mir nicht, wie Du Dir denken kannst. Wir stehen vor einem neuen großen Bauvorhaben, das leider durch das Wachstum unseres Betriebes unvermeidlich geworden ist. Wir wollen mitte Mai damit beginnen.

Übrigens, am 23. Mai, fällt mir gerade ein, hat Niekisch seinen 70. Geburtstag. Er wird zu dieser Zeit in Gastein sein. Seine Adresse weiß ich freilich noch nicht. Anfang Mai kommt er auf der Reise nach Gastein durch Nürnberg. Ich glaube, daß er sich sehr sehr freuen würde, wenn Du seines Geburtstages mit ein paar Zeilen – es braucht wirklich gar nicht viel sein, gedenken würdest. Ich schicke Dir rechtzeitig die Gasteiner Anschrift.

Aber nun, lieber Ludwig, komme ich zum eigentlichen Anlaß meines Briefes.

Du hast am kommenden Montag Geburtstag. Lange habe ich überlegt, ob es sich nicht vielleicht so einrichten ließe, daß ich an diesem Tag für einen Sprung nach Innsbruck komme. Nun muß ich aber morgen für mehrere Tage nach Stuttgart und mir die Freude eines Besuches bei Dir versagen. Es muß dabei bleiben, daß meine herzlichen und innigen Gedanken zu Dir eilen. Wie sehr ich Dir in Dankbarkeit verbunden bin, weißt Du gewiß selber oder spürst es doch.

Meine Frau und ich wünschen Dir auf diesem Wege von ganzem Herzen zu Deinem Geburtstag alles Gute, Glück und Segen und Zufriedenheit, vor allem anderen aber, daß Dir Gesundheit erhalten bleiben möge und wir uns noch recht lange unserer guten und getreuen Nachbarschaft erfreuen dürfen.

Ein Kistl mit Nürnberger Lebkuchen – ich glaube, Du magst solche Sachen ganz gerne – ist unterwegs. Es ist rechtzeitig aufgegeben, aber ich weiß natürlich nicht, ob es noch rechtzeitig ankommt.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Dein Much

1203 AN ERNST NIEKISCH

Innsbruck-Mühlau, 20. Mai 1959

Sehr verehrter, lieber Herr Professor!

Hoffentlich gelangen diese Zeilen noch rechtzeitig in Ihre Hände. Es ist mir nämlich ein herzliches Bedürfnis, anlässlich des bevorstehenden Gedenktages, den wir gottseidank im Geiste inniger Verbundenheit mit Ihnen feiern dürfen, eine Dankeschuld abzutragen, die mir schon allzu lange auf der Seele brennt. Habe ich es doch, von allerlei Zermürbungsprozessen meiner Altersjahre mitgenommen, bisher immer wieder und sehr zu meinem eigenen Leidwesen verabsäumt, Ihnen ad personam jenes Zeichen der Erkenntlichkeit zu geben, das ich Ihnen auf Grund der Eindrücke nach wiederholtem Lesen Ihres erstaunlichen Buches schuldig zu sein glaubte. Wohl stand ich, wie Ihnen Freund Drexel vielleicht mitgeteilt hat, diesem Rechenschaftsbericht eines gewagten Lebens zunächst etwas hoffnungslos gegenüber. Sah ich mich doch zum erstenmal mit meinem beschränkten politischen Horizont gewissen harten Notwendigkeiten konfrontiert, die der Kampf in der politischen Arena, soll er

zielbewußt geführt werden, auch und gerade seinen menschlich hochstehenden Trägern offenbar auferlegen muß. Das hat mir viel zu denken gegeben, und ein tragisches Moment bleibt in der Vergegenwärtigung dieser Vorgänge für mich bestehen. Aber gerade das, darüber bin ich mir heute klar, gibt dem Beispiel Ihres Lebens, das ja nicht ohne gnadenhafte Einwirkung von oben geblieben ist, seine anschauliche Größe und Bedeutung über den Raum seiner eingegrenzten Erlebnisse hinaus. Was Ihre Erscheinung, von seltenem Opfermut durchglüht, für die Mit- und Nachwelt so anziehend macht, daß sie geradezu Aufsehen erregen mußte und dieses ihr Ansehnliches auch in Zukunft behalten wird, das ist ja der beträchtliche Umstand, daß es Ihnen gelang, auf der Plattform *scheinbarer* Niederlagen das Denkmal einer Charakterfigur zu errichten, die unvergeßliche Züge trägt. Welch ein Trost für alle, die über sich und ihre willkürlich angestrebten Ziele hinaus zu wachsen vermögen, ohne auf einen äußeren Ertrag ihres angestrengten Existenzeinsatzes angewiesen zu sein! Aber wie selten auf dem Boden politischer Betätigung – auch und gerade heute noch, wo vielen Besinnungswilligen Ihr aufschlußreiches Beispiel, sofern sie es nur richtig verstünden, den Rücken stärken könnte! Vielleicht jedoch tut es dies insgeheim mehr, als wir vorläufig schon ahnen können; denn schließlich partizipieren an den Horizonterhellungen, die von einem Werk der Gewissenserforschung wie dem Ihrigen ausgehen, mehr oder weniger alle, die sich heute verantwortlich in das politische Geschehen unserer Tage gestellt sehen.

Ich weiß, daß dieses Werk, das Ihren Namen trägt, coram publico noch nicht abgeschlossen ist. Aber was soll ich angehender Achtziger da noch wünschen? Ihnen und mir? Daß ich die Veröffentlichung des bereits fertiggestellten Werkes noch erleben? Das wäre verwegen, zumal es ja auch zu Ihren Lebzeiten, wie ich höre, nicht gut möglich ist. Also bescheide ich mich, Ihnen zu Ihrem siebzigsten Geburtstag das zu wünschen, was alle Ihre Freunde von Herzen wünschen: daß Sie uns und Ihrer bewundernswerten Frau noch so lange erhalten bleiben mögen, als es Gottes Wille ist.

Es grüßt Sie in wahrer Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1204 VON ERNST NIEKISCH

ERNST NIEKISCH  
BERLIN-WILMERSDORF, KOBLENZER STR. 8/II

Herrn  
Ludwig Ficker  
*Innsbruck-Mühlau*  
Kirchgasse 11

den 22. 6. 59

Lieber, sehr verehrter Herr Ficker!

Bei unserer Begegnung in Innsbruck, die mir ein schönes und starkes Erlebnis

327

war, konnte ich Ihnen persönlich für Ihre guten Wünsche zu meinem Geburtstag danken. Indessen war Ihr lieber Brief vom 20. Mai so warm und herzlich, daß ich mich gedrungen fühle, noch einmal auf ihn zurückzukommen. Sie sind eine einsame Gelehrten- und Denkmatur, auch ein stark religiöser Mensch. Das Politische liegt Ihnen fern; es ist Ihnen eine fremde Welt und, sagt man es geradezu heraus, sogar eine böse Welt. Nun kann ich nicht leugnen, mich vor allen Dingen als politischen Menschen zu empfinden. In eben dieser bösen Welt trieb ich mich zeitlebens umher, von ihr gab ich in meinem Erinnerungsbuch Bescheid. Dies mußte Sie zuerst ungewohnt anmuten. Mich hat es sehr bewegt, zu sehen, wie es Ihnen gelingt, mir trotz allem gerecht zu werden und mich auch zu verstehen.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, wie nahe verwandt Politik mit dem Verbrechen ist. Nur wenn sie bei allem Tun und Treiben, allen Entschlüssen und Maßnahmen die Humanität als das Selbstverständliche betrachtet und handhabt, und nur, wenn es ihr immer schmerzlich ist, gegen das Humane zu verstoßen, sofern es gar nicht anders geht, behütet sie sich davor, in das Verbrechen umzuschlagen. Die Hitlersche Politik hatte eben diese feine Grenzlinie zwischen Politik und Verbrechen nicht beachtet, sie hatte das Humane außer acht gelassen und war infolgedessen notwendigerweise ein Ausbruch des Verbrecherischen. Es geht nun einmal, wie die Welt beschaffen ist, nicht anders, als daß sich Menschen finden, welche sich mit Politik beschäftigen. Sie sind, um vor dem Urteil der Welt bestehen zu können, darauf angewiesen, daß sie nachsichtige Richter finden, die ihren heimlichen und stets wachen Willen zur Humanität anerkennen. In Ihnen, lieber Herr Ficker, habe ich einen solch nachsichtigen Richter gefunden und dafür danke ich Ihnen herzlich.

Grüßen Sie bitte Frau Ulla, deren lebensvolle Wesensart mir recht viel Vergnügen bereitet hat. Sie und Ihre Tochter auch von meiner Frau herzlich grüßend, bin ich mit verehrungsvoller Hochschätzung

immer Ihr

Niekisch.

1205 AN ERENTRAUD MÜLLER

Innsbruck-Mühlau, 28. Juni 1959

Liebe, verehrte Traudl!

Fritschs Erzählung gibt mir zu denken. Sie ist nämlich ein auffallend mißlungenes Werk, und zwar so gründlich mißlungen, daß man unwillkürlich nach den tieferen Ursachen forscht, die zu einem solchen Fiasko führen mußten. Wir alle kennen doch Fritsch als einen äußerst versierten und treffsicheren Beurteiler fremden Literaturgutes (mit einem Schuß offenerherziger, überlegener Zurückhaltung, die ihn besonders auszeichnet); um so mehr staunt man zunächst, daß er von allen guten Geistern der Selbstkritik, was den Kunstwert seiner Darbietung betrifft, in diesem einen, ihm offenbar mehr als alles andere nahegehenden Fall verlassen scheint. Läßt man die Tortur dieser Lektüre, die kaum einen geduldigen Zu-Ende-Leser finden wird, unbefan-



gen auf sich einwirken, dann steht man nämlich zu guter Letzt vor dem irritierenden Phänomen einer aufgeschlossenen Zwiespältigkeit, die den Verfasser um ein Gutteil (wenn nicht zur Gänze) seiner Besinnung gebracht zu haben scheint, was künstlerisch – das heißt: als Erzähler von Rang – zu verantworten ist und was nicht. Denn zweifellos sind die menschlichen Beweggründe zu respektieren, (sehr sogar), die ihn zu einer definitiv ernsten Auseinandersetzung mit sich und seiner Umwelt gedrängt haben mochten; aber ebenso unverkennbar ist, daß das formale Gewand, in das er seinen Versuch, ein innerstes Anliegen künstlerisch zu objektivieren, stecken zu müssen wähnte, von einer geradezu grotesken Unangemessenheit ist. Wie kommt das? Es ist doch die einfachste Sache der Welt – ein Wochenend-Ausflug –, der in dem namenlosen Mann, diesem ungeschickt von sich weg transfigurierten Spiegelbild des Verfassers, Hand in Hand mit der lieblichen Glaubensstärke des ebenso namenlosen Mädchens das Wunder einer, wie wir ihm glauben wollen, entscheidenden Gnadeneinwirkung bewirkt. Wozu da der Riesenaufwand überflüssig herbeigeholter Reflexionen angesichts des einfachen Vorgangs, der uns nahegebracht werden soll und solche Belastungen seines leichten Gerüsts mit Reminiszenzen, wie sie noch aus dem Mentalitätsbereich des Joyce'schen Ulysses im Kopf des Erzählers herumspuken mögen, ganz einfach nicht verträgt. Wen geht schon der Ärger, den dieser Pseudo-Fritsch bei jeder Gelegenheit, an der er sich stößt, auf dieser endlosen Kurzfahrt ins Glück äußert, im Ernst etwas an! Niemanden, glaube ich, außer denen, die dem wirklichen Fritsch jene Hochschätzung entgegenbringen, auf die er ein Anrecht hat, wo immer er sich der Grenzen seiner eigenständigen und wahrlich nicht gewöhnlichen Begabung bewußt ist. *Hier* hat er versagt, und *mußte* es vielleicht. Denn es fragt sich, ob das, was hier vorliegt, nicht erst im privaten Lebensbereich ganz ausgetragen und gehörig beschwiegen werden muß, ehe es zum Gegenstand einer erhebenden, über sich und ihre Fährlichkeiten hinausweisenden Darstellung gemacht werden kann. Nichts schwieriger als solcher Gewissensforschung die unumgänglichen Voraussetzungen zu schaffen. Aber welche Aussichten von Zuversicht, wenn sie einmal gegeben sind!

Es grüßt Sie, liebe Traudl, nochmals für die neueste Aufmerksamkeit dankend,  
in alter Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

1206 AN ERNST NIEKISCH [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, 2. Juli 1959

Sehr verehrter und lieber Herr Professor!

Das ist aber ein wunderschöner Brief, den Sie mir geschrieben haben, ein so unerwarteter und die Beziehung zwischen uns vortrefflich kennzeichnender, daß ich nur staunen kann, welche Überraschungen – und doch wieder keine! – die Vorsehung heute bereit hält, um zwischen Menschen von entsprechender Empfänglichkeit die Situation so zu lichten, daß sie beispielgebend scheinen könnte für die aufzuhellende Besinnung einer Welt, deren Undurchsichtigkeit doch nicht die Wahrnehmung

329

verhindern kann, wie sehr sie noch – ja heute fast bis ins Wahnwitzige gesteigert – im Argen liegt. Die Ursachen davon, aber auch die Auswirkungen sind ja nicht auf den Raum des Politischen beschränkt, und wo ein Mensch, der sich mit Leib und Seele den Fährlichkeiten der Politik verschreiben mußte – eben als Auserwählter einer Berufung, die seinen Fähigkeiten entsprach –, der hat wohl einen Gnadenbeweis seltenster Art erfahren, wenn er, aus allem Unheil gerettet und der Narben, die ihm daraus geblieben sind, nicht achtend, an seinem Lebensabend sich solche Erkenntnisse zu Gemüte führen kann, wie sie in diesem wahren und auch in meinem Gedächtnis aufbewahrten Brief an mich niedergelegt sind.

1207 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, 17. VIII. 1959

Liebe, verehrte Christl!

Nichts hat mich in letzter Zeit so erfreut und erschüttert zugleich wie die kostbare Gabe, die mir Dr. Suchy vor kurzem auf Ihr Ersuchen zukommen ließ. Ist doch diese Auswahl, diese Zusammenstellung Ihrer Dichtungen und die Einführung, die Dr. Suchy dazu geschrieben hat, ein solches Verdienst im Hinblick auf alles, was Sie menschlich und die Eigenart wie den Rang Ihres Gedichts im Gesamtaspekt der heutigen Lyrik auszeichnet, daß man Freudentränen weinen könnte über all das Herz- und Verstand-Bewegende, das uns dieses Bändchen »Das andere Schaf« (O Christl! Dichterin! Welch erlösendes Wort!) so anschaulich vor Augen stellt. Ich selbst bin zwar nur ein ratloser Leithammel in einer Art Niemandsland, aber gerade deshalb fühle ich mich diesen anderen, den verlorenen Schafen zugehörig und darf zu Ihnen und dem tönenden Spruchband, das Ihnen zur Ermunterung aller geschundenen Kreatur zum Halse herabhängt, aufblicken wie einer, der damit seiner eigenen Zuversicht folgt. Nur das kann ich sagen zum Lob dieses echten Trostbüchleins, das aber einer großen Erwartung entspricht, die ich wahrscheinlich mit vielen teilen, die spüren, wieviel es geschlagen hat, wenn alles übrige um uns und in uns zuzudunkeln beginnt. Schade, daß es in den Buchhandlungen hier noch immer nicht vorrätig ist. Ich hätte es so gerne gleich weitergeschenkt. Es ist so wichtig. Wegen des für uns alle fälligen Ernstes, der es beseelt.

Empfehlen Sie mich bitte besonders Ihrer Frau Mutter und seien Sie selbst umarmt und geküßt – auch coram publico, wie Sie wissen, wenn es auf kurvenreichen Umwegen der heilige Pfingstgeist befiehlt –  
von Ihrem ergebenen

Ludwig Ficker

Wien, 30. August 1959.

Mein sehr verehrter, lieber Professor Ficker,

Sie wissen nicht, wie sehr mich Ihr guter Brief erfreut u. beschämt hat. Mögen Sie recht haben in Bezug auf mich wie auf das Publikum. Ich kanns wohl längst nimmer richtig abschätzen u. bin oft recht mutlos. Mit der »Scheune« ists mir recht spaßig gegangen, die »offizielle« Kritik hat mich regelrecht abgehängt damit – d.h. vor allem die inländische. Mit wenigen Ausnahmen hat mich vor allem die österr. Presse auf gut Wienerisch »net amol ignoriert.« Dagegen hab ich viele spontane Dichterbrieft bekommen, Urzidil aus New York, Krolow, Piontek, Goes, Max Brod, Felix Braun u. manchen anderen erfreulichen Zuspruch, der mir in aller Stille viel wert war. Auch Leser sind oft sehr rührend u. treu.

Was mich freilich viel tiefer beunruhigt als Mißverstanden- u. Verschwiegenwerden, ist, daß ich seit langem kaum mehr etwas Rechtes arbeiten kann u. fertigbringe. Allmählich macht sich die dauernde Überforderung durch die schwierigen äußeren Lebensumstände geltend u. als unüberwindliche Erschöpfung bemerkbar. Die Physis will gar nimmer gehorchen u. die Psyche hat einige schmerzhaft Veränderungen u. Krisen zu verdauen bekommen, die man am besten mit Gott im stillen Kämmerlein abmacht. Aber auch der gibt seine Audienzen just nicht dann, wenn man sie am nötigsten braucht. Und ansonsten sorgt schon auch der Teufel im Privatgarten wie in der Welt vorm Zaun für allerhand Schlammasseln, mit denen man alle Hände voll zu tun hätte u. die immer skeptischer gegen die ohnmächtige Feder machen. Aber das wissen Sie ja selber. Ob singend od. schweigend, man muß eben durch! Was tut sich bei Ihnen u. Ihren Lieben? Ich hoffe, Sie sind alle wohlauf u. schaffen es gut. Und was macht Innsbruck, das schöne Innsbruck? Scheint auch ein bißl böß zu sein, weil mir die Huldigungen an die Türmer nicht über die störrischen Lippen fließen wollen u. weil ich einfach kein Talent hab, Kontakte zu pflegen. Aber was ahnen die guten Leute, wie wenig sich der Alltag mit seinen groben Säcken um die zarten »Seelen« schultern einer Lyrikerin schert, wenn er ihr noch u. noch aufpackt, was auch den trainiertesten u. frömmsten Esel zum Ausschlagen mit den Hinterbeinen brächte. Dabei werden in den üppigen Landschaften des Fortschritts die saftigen Distelköpfe immer rarer u. verpönter. Prachtige sah ich übrigens heuer in der Türkei, wohin ich eingeladen wurde. Es war schön u. interessant aber irgendwie zuviel für meine angeschlagenen Kräfte sodaß ich zuletzt krank wurde u. noch immer herumlaboriere mit Fiebern ungeklärter Herkunft u. derlei üblen Späßen. Ich möchte mich einmal ein halbes Jahr richtig derfangen dürfen in extremer Weltabgeschiedenheit u. ohne die Sorge, was inzwischen wieder alles passiert sein u. wo's wem fehlen u. wer was an meinem Verhalten unrecht finden wird – u. wo der nächste Zins herkommen soll u.s.w. u.s.f. .... Aber daran ist nicht zu denken u. so spielt man halt Zirkuspferd u. Karrengaul in einem weiter.

Ich hoffe, daß Sie schon in den nächsten Wochen vom Müller-Verlag mein neues Opusculum: »Die Sternenmühle«, Gedichte für Kinder u. ihre Freunde, mit bezaubernden Bildern von Johannes Grüger zugeschickt bekommen. Ich wünsch mir, Sie

könnten es so lieb haben wie ich, es ist eine Winzigkeit, eine richtige Herzensgabe u. Werbung für das Gedicht bei Kindern u. Eltern u. halb so kunstlos wie es scheint, das war meine Privatlist. Aber ich will nichts vorwegnehmen, Sie müssen selber draufkommen, es wär schön für mich, wenn auch andere meine heimliche Liebeserklärung verstünden. Wenns einschlägt bei Ihnen, wär ich glücklich, es zu erfahren. Ich glaub, ich hab mich noch auf keins meiner Bücheln so närrisch gefreut wie auf dieses, – wie ein Kind auf Weihnachten!

Kommen Sie gar nie nach Wien? Ich tät halt jetzt in einem Haus mit Aufzug wohnen u. vom 9. Stock wärs gar nimmer so weit in den Himmel, da zieht der Hlge. Geist seine Kurven schon per Flugzeug. Überlegen Sie sichs einmal. Vom Ministerium für Unterricht bin ich auch leicht in der Bibliothek Wien VIII., Schmidgasse 18' erreichbar, auch unter der Telefonnummer 336163 u. 336164. Wie wär's? Auf alle Fälle bleiben Sie gesund u. wenigstens ein guter ferner Hausgeist der österr. Verschiede- u. Zeilendrechslerzunft. Und haben Sie Dank für Ihren Zuspruch u. die frische Germ für meinen sitzengebliebenen Seelengughupf. Ich grüße Sie u. Ihre Lieben u. bin zwar von Jahr zu Jahr schweigsamer aber dennoch »wie einst im Mai« vom Herzen

Ihre ergebene

Christl

Mutter dankt für die Grüße u. erwidert sie aufs herzlichste, sie wird allweil klapperiger. Derzeit hab ich sie auf Erholung geschickt nach Weyer.

1209 VON RICHARD MOISSL

OTTO MÜLLER VERLAG  
SALZBURG  
ERNEST-THUN-STRASSE 11

Herrn  
Prof. Ludwig von Ficker  
*Innsbruck*  
Kirchgasse 11

Salzburg, am 3. 9. 1959  
DM/Ka

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Sie hätten natürlich das neue Buch von Christine Busta ohnehin erhalten, aber wir müssen auch noch den ausdrücklichen Wunsch der Dichterin übermitteln, daß Ihnen dieses Buch möglichst bald geschickt wird. Es ist so schön, daß Sie stets so regen Anteil nehmen an den neuen Werken der »jungen« Dichter, und daß Ihnen diese umgekehrt auch ihre neuen Arbeiten vorlesen. So hat auch Thomas Bernhard eben in seinem Begleitschreiben zu einem neuen Gedichtband den Wunsch zum Ausdruck

332

gebracht, daß wir diese neuen Gedichte Sie lesen lassen möchten. Am liebsten würde er, wie er schreibt, sie Ihnen selbst überbringen.

Dieses Vertrauen auf Ihre Kritik und Ihren Rat, ist das schönste Zeichen der Verehrung, die man Ihnen entgegenbringt. Bitte lassen Sie uns wissen, ob wir Ihnen die Gedichte von Thomas Bernhard schicken dürfen.

Wir verbleiben mit den ergebensten Grüßen

OTTO MÜLLER VERLAG  
SALZBURG  
Dr. Moissl

1210 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg, 12. Okt. 59

Sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker!

Ihre kostbare Gabe zu meinem Geburtstag hat mir meine Frau gegeben und Ihren Brief gezeigt, der wie jeder, der von Ihnen zu uns kommt, sogleich Ihr ganzes Wesen mitbringt.

Sie hätten mir kein schöneres Geschenk überlassen können als diesen Vortrag, der die Gegenwart des Dichters und Freundes so undurchdenkbar rein und erschütternd ins Bleibende stiftet. Und dazu Ihr schönes Gedicht, aus dem ich eine eigenständige Wahlverwandschaft zu Trakl heraushöre.

Es gehört zu den schönsten Schickungen des vergangenen Jahrzehnts, daß ich Ihnen und Ihrer Umwelt begegnen durfte.

Seitdem treffe ich immer wieder und aufmerksamer, weil erfahrener, auf die Ausstrahlungen, die von Ihrem Haus in Mühlau, nahe dem Grab des Freundes, besinnliche und bemühte Menschen angehen.

Als kleines Zeichen dafür, daß Sie in so herzlich zugeneigter Weise meines Geburtstages gedachten, lege ich die beiden Vorträge bei. Sie entstammen der selben Bemühung. Für Sie selbst bedürfen sie keiner Erläuterung.

Mit verehrungsvollen Grüßen danke ich Ihnen, lieber Herr v. Ficker in herzlichem Gedenken.

Ihr Martin Heidegger.

N.S.

Ich bitte Ihrer verehrten Gattin meine ergebensten Grüße zu sagen, insgleichen Ihrer Frau Tochter, deren Besuch hier in schönster Erinnerung ist.

Meine Frau bittet, Sie selber und die Ihren auf das Herzlichste zu grüßen.

1211 VON FRIEDRICH TORBERG

FORUM  
ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT  
HERAUSGEBER: FRIEDRICH ABENDROTH • ALEXANDER LERNET-  
HOLENIA • GÜNTHER NENNING • FRIEDRICH TORBERG

Herrn  
Prof. Ludwig von Ficker  
*Innsbruck-Mühlau*  
Kirchgasse 11

FT/k  
WIEN, 29. Oktober 1959

Lieber und verehrter Herr Professor,

vielen Dank für Ihren Brief und für Ihre unverdient schönen Worte über meine Werfel-Reminiszenz. Daß sich Ihr altes Luchsauge aber auch *keine* Gelegenheit entgehen läßt, mich zu beschämen...! Schade, jammerschade, daß Werfel die Heimkehr nicht mehr erleben durfte. Ich hätte viel darum gegeben, Sie beide zusammenzuführen, und ich bin sicher, daß Sie sich prächtig mit ihm verstanden hätten. Er hat in der Emigration eine unglaubliche Vertiefung und Verschmelzung von Lebensernst und Lebensheiterkeit erreicht, also ziemlich genau das, was ein wenig billiger als »Weisheit« zu bezeichnen wäre. Daß er Sie sehr verehrt hat, wissen Sie wahrscheinlich, oder zumindest wird es Sie nicht überraschen; im übrigen ist es keine Kunst. Aber er hat in seinen letzten Lebensjahren, die ich fast ständig mit ihm verbrachte, auch von Karl Kraus auf eine durchaus richtige Weise »gut gesprochen«, und das kann für ihn nicht mehr so ganz leicht gewesen sein.

Denken Sie nur: das Bild von Nelly Sachs war auch mir sofort aufgefallen und faszinierte mich so sehr, daß ich es ihr mit der Bitte um eine Originalphotographie zuschickte. Die ist natürlich prompt gekommen, mit einer rührenden Widmung darauf. (Ich hatte seinerzeit noch von New York aus eine Kleinigkeit über ihren ersten Gedichtband veröffentlicht, und seither läßt sie sich nicht ausreden, daß ich etwas Bahnbrechendes für sie getan hätte.) Den Ausschnitt darf ich Ihnen in der Beilage retournieren.

Auch der gewünschte Korrekturabzug liegt bei und bittet um Ihr Placet. Wir wollen den I. Teil im Dezemberheft und den II. im Januarheft veröffentlichen. Und wir sind schon jetzt sehr stolz darauf.

Ergebenst Ihr

Torberg  
(Friedrich Torberg)

Absam, am 15. 11. 59

Hochverehrter Herr Professor!

Als ich in der T.T. die Ankündigung Ihres Vortrages las, stand es für mich und meine Tochter Maria außer jedem Zweifel, daß wir uns dieses Ereignis nicht entgehen lassen. Wir fahren ansonst nicht sehr häufig nach Innsbruck, da man mit der Dörfer erst immer um 12 Uhr nachts heimkommt. Um so schmerzlicher war es für uns, daß wir wegen des Straßenlärms weder Ihrem geistvollen Vortrage noch der Lesung Cortis folgen konnten.

Daß Trakl einer der größten Lyriker war, habe ich ja nie bezweifelt. Aber ich ließ im Grunde eigentlich nur jene Seite seines Schaffens gelten, wo er die Schönheit der »Trunkenen Welt« mit seinen *Augen* erfaßte, wie dies in der »Schönen Stadt« und anderen Gedichten sinnfällig wird. Es mußte erst ein Ereignis eintreten, das mir das Unsägliche seiner Tiefen nahe brachte. Es war dies Ihre im Lärm der Straße, in der nackten Buntheit jenes Ausstellungsraumes durchgehaltene Lesung.

Als ich am Morgen, der dieser Nacht folgte, erwachte, konnte ich Ihnen, hochverehrter, lieber Herr Professor, nur danken, daß Sie uns durch das »Getobe der Welt« jene Bruchstücke einer großen Konfession zusandten, denn nur bruchstückweise konnten wir aufnehmen, was Sie sprachen.

Zufällig hörte ich aus Ihrem Vortrage jenes ergreifende Geschehnis, da Sie in der Trostlosigkeit der vergitterten Zelle sich beim Abschied nochmals nach Ihrem Freunde umwandten, der nun mit geschlossenen Augen dalag, als wollte er durch sie hindurch in eine andere Welt schauen.

In der Nacht träumte ich von Trakl und der Morgen brachte mir eine Erkenntnis: Nicht mit den Augen schaute Trakl, wie Goethe – wie oft hat Goethe sie doch besungen. Er schloß sie vor der Furchtbarkeit *dieser* Welt, die sich ihm mit Gewalt u. Grausamkeit offenbarte. Weil er sie nicht ertragen konnte, mußte er selbst von sich weg nach innen gehen, um ganz zu sich zu kommen. Aber die Schatten fielen auch dahin und so kroch er in die Muschel seines Seins, fern vom *Dasein*, dem »Heute-Wirklichen«, denn *dieses* Wirkliche ist nicht immer das Wirkende im letzten Sinne.

Und nun verstand ich meine Liebe zu diesem Unverstandenen meiner Seele, den ich liebte, obwohl ich ihn zu Zeiten fast haßte, da er sich mir, dem Augenmenschen, so schwer erschloß. So lange, bis die Meisterhand seines großen Freundes den Spalt der Tür öffnete, sodaß ich eintreten konnte in dieses Land.

Nun wußte ich auch, daß jene Verse ihm galten, die ich vor langem schrieb.

Sie mögen hier stehen, denn sie künden von einem Zwiegespräch das *mir* lange unverstanden blieb.

Wie glücklich aber, sollte sich Innsbruck fühlen, daß *dieses* Dichters bester Freund in unseren Mauern lebt, er, der in kongenialer Größe ihn zu deuten versteht und sich seiner in der größten Verlassenheit annahm.

Wir ändern aber wollen uns demütig zu jenen gesellen, von denen Grillparzer sagt:

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt,  
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen,  
Denn groß zu sein, ist wenigen gegönnt.

In der Hoffnung, Ihnen, verehrter Herr Professor, einmal einen Besuch abstaten  
zu dürfen, grüßt Sie ehrfurchtsvoll  
Ihr ergebener

Roman Laußermayer.

Ohne Augen

Im Gezweig  
vor meinem Fenster  
saß er groß  
und ohne Augen.  
Sein Gefieder,  
farbenfältig,  
wie die Wolke,  
die sich wandelt,  
ach, erlosch im Nebelgrau.  
Seine Stimme,  
froh und schmerzlich,  
hob sich mit der Morgenröte,  
starb am Abend,  
und noch nächtlich  
lausch ich ihrem  
dunklen Raunen.  
Und in Weglos weitem Raume  
hör ich seines Fittichs Rauschen,  
hör die Lieb- und Leidgebornen,  
die im Todesschatten ruhn.



1213 VON FRANK G. ZWILLINGER

F. G. ZWILLINGER  
38, RUE DE VILLENEUVE. GARCHES (S.-8-O.)

Herrn  
Dr. Ludwig von Ficker  
*Innsbruck-Mühlau*  
Kirchgasse 11

den 6. 12. 1959

Hochverehrter Herr Doktor von Ficker,

anlässlich des Empfanges nach Ihrem Vortrag an der Sorbonne im vorigen Jahre hatten Sie die Güte, mir zu gestatten, Ihnen Proben aus meinem lyrischen Werk vorzulegen. Ich erlaube mir nun, Ihnen mit gleicher Post das Projekt eines Sammelbandes »Der Weg ist weit« zu unterbreiten.

Ich lege auf Ihr Urteil den allergrößten Wert und bitte Sie, mir Ihre Meinung rückhaltslos zur Kenntnis zu bringen. Meine lyrischen Arbeiten umfassen noch 3 weitere Bände ähnlichen Umfangs, die meine Reisegedichte, meine Liebeslyrik und Resonanzen zu Inhalten der Gegenwart darstellen.

Vielleicht wissen Sie bereits, daß ich auch als Dramatiker tätig bin und daß mein Stück »Galileo Galilei« bei den kommenden Bregenzer Festspielen und im Burgtheater zur Aufführung kommen wird. Unter diesen Umständen liegt mir natürlich sehr viel daran, endlich auch meine lyrischen Arbeiten, die Niederschlag meines ganzen Lebens sind, in irgendeiner Form herauszubringen. Hoffentlich erscheinen Sie Ihnen dessen wert. Ihr Votum wird für mich jedenfalls maßgebend sein.

Ich danke Ihnen im voraus von ganzem Herzen, daß Sie sich dieser Mühe unterziehen und verbleibe mit aufrichtigen Wünschen und Grüßen,

Ihr in Wertschätzung ergebener

Dr. Frank Zwillinger

1214 AN MAX STEFL [Entwurf]

[wahrsch. 9. 12. 1959]

Lieber, verehrter alter Freund!

Haben Sie recht herzlichen Dank für das so freundliche Lebenszeichen, das Sie mir kürzlich zukommen ließen! Immer mehr lichtet sich ja der Kreis derer, denen teure Erinnerungen noch ein gemeinsamer Weg – die Vergangenheit noch gemeinsame teure Erinnerungen heraufbeschwört, und dunkel liegt die Zukunft – die Zukunft auch dessen, was unsere Geistesgegenwart ausgemacht hat – vor uns. Ja, was haben wir nicht alles erlebt! Und doch, wie abgesunken freilich ist alles für mich.

337

was hinter mir liegt, und wenn Sie mir mitteilen, daß ein komplettes Exemplar des »Brenner« bei einer Bücherauktion in München letztthin den Preis von 750 Mark erzielt hat, so ist das zwar phantastisch und eine interessante Neuigkeit für mich, aber es spielt sich als realer Vorgang in meinem Gedächtnis schon ganz fabelhaft und wie in einem Märchenland ab, in dem sich andere zurechtfinden mögen. Ich nicht.

1215 AN WERNER BERG

Innsbruck-Mühlau, 14. Dezember 1959

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wiederum haben Sie mir eine Aufmerksamkeit erwiesen, für die ich Ihnen nur von Herzen danken kann. Die schöne Darstellung des Wesens Ihrer Kunst, die das kluge Einfühlungsvermögen Wieland Schmieds an Ihren Winterbildern überzeugend demonstriert, wird vielen ein erwünschter Behelf sein, dem gegenständlich Eigentümlichen Ihrer Schaffensimpulse, die gerade in ihrer scheinbaren Begrenztheit sich als so ausgreifende Phänomene erweisen, gerecht zu werden. Wer, der ein offenes Auge für die Zeichen der Zeit hat, sollte das nicht begrüßen?!

Ich tue es umso erfreuter, als es mir Gelegenheit gibt, Ihnen mit meinen Wünschen für Ihre Gesundheit ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches, auch weiterhin erfolgreiches neues Jahr zu wünschen.

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1216 VON WERNER BERG

Rutarhof, den 28. Dezember 59

Hochverehrter Herr von Ficker!

Bevor das Jahr zu Ende geht, möchte ich Ihnen noch einmal in Ergebenheit und – ich muß schon sagen: Ergriffenheit für die Zeichen Ihrer Zustimmung danken. Mir sind sie eines der unfaßlichen, größten Geschenke des Lebens überhaupt.

Mir ist es nicht gegeben zu sagen, was Ihre Existenz und Ihre Figur in der Zeit bedeuten und hoch über ihr. »Und von den Bergen streicht ein Schauer auf mich zu«, – es war der Schauer vor der Macht des Geschicks, wie er aus der »Morgenröte über Gräbern« herwehte, des Geschickes der Zeit und des Geschickes des großen und auserwählten Einzelnen, der sich in ihr und wider sie mit der äußersten Redlichkeit und Wachheit des Geistes behauptete, eben nicht um zu »behaupten«, sondern um schließlich wunderbar »auf jenem grünen Zweige zu landen.« Was für ein Leitbild stellt für den Ahnenden das Exempel Ihres Menschenlebens dar!

338

Trakl, ja, das ist der inkorporierte Namen für jenen Schauer. Oft möchte ich das in Ihnen fort- und überlebende Bild der Erinnerung unmittelbar abheben können. Es gab und gibt kein treueres Bewahren. Ich kann mich da kaum plausibel machen: so wie auf dem dunkel tönenden Grunde des Gedichtes die Figur Trakls beruht, so leuchtet aus dem weiten Bogen und dem großen Atem Ihres Satzes die Ihre. Ist schwer begreiflich zu machen das, für mich jedoch kategorisch gewiß.

Wie sollte es mich nicht mit tiefer Dankbarkeit erfüllen, daß ich Ihnen begegnen und Ihre übergroße Güte erfahren durfte!

Der Himmel segne Ihnen das neue Jahr! Zu seinem Beginn grüßt Sie in verehrungsvoller Ergebenheit

Ihr getreuester

Werner Berg

1217 VON MARTIN HEIDEGGER

[Ende 1959?]

Die Grüße, Wünsche und Geschenke, die mir auf die letzte Wegstrecke des Denkens mitgegeben wurden, sind Ermunterung, Zeichen zugleich ins Unverdiente. Wie soll einer dies Erfreuende gebührend verdanken? Es sei denn, er frage unentwegt: Was heißt denken? Heißt es:

Bringen den Dank?

Martin Heidegger

# 1960

1218 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg, 31. Jan. 60.

Sehr verehrter, lieber Herr v. Ficker!

Das Danken ist an mir, wenn ich jetzt das schöne Trakl-Erinnerungsbuch vor mir liegen habe. Ich möchte, daß dieser Gruß zu Trakls Geburtstag bei Ihnen sei. Er möchte als eine freundschaftliche *Ermunterung* kommen, damit die innere Heiterkeit und Liebenswürdigkeit Ihres ganzen Wesens Sie ganz erfülle und belebe.

In Wahrheit bedürfen Sie nur der wachen Erinnerung an all das, was Sie auf Ihrem weitausblickenden, stets hilfsbereiten Lebensweg gespendet und gestiftet haben.

Aus solcher Erinnerung erwacht Ihnen dann der Dank, daß es so sein durfte und auch jetzt noch sein darf.

Wieviele Menschen denken in Dankbarkeit zu Ihnen hin! Der Dank ist die Voraussetzung für alles Verstehen.

Je unscheinbarer der Dank bleibt, um so größer ist seine Beständigkeit.

So möchte ich von ganzem Herzen wünschen, daß Sie ermuntert, und nach Ihrer Weise alles Große verehrend ins Frühjahr vorausblicken und sich dessen erfreuen, was Erde und Himmel spenden.

In dankbarer Verehrung  
grüße ich Sie herzlich

Ihr Martin Heidegger

Meine Frau läßt Sie gleichfalls mit allen guten Wünschen herzlich grüßen.  
Wir beide grüßen zugleich herzlich von Haus zu Haus.

1219 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 4. Feber 1960

Sehr verehrter, lieber Herr Professor!

Jeder Zuspruch, den ich von Ihnen empfangen, ist ein willkommenes Geschenk, das zur Entlastung von manchen, mir schon früh zur Austragung anvertrauten Melancholien beiträgt. Wohl gebe ich mich heute mit Vorliebe Humoranwandlungen hin, sofern mir solche noch zustehen. Aber diese Versuche, meiner fatalen Zwangslage im Alter den Anschein einer erhöhten Neigung zu Geselligkeit und Gefälligkeit

zu sichern, sind ja auch nicht frei von galgenhumoristischen Aspekten. Kein Wunder also, daß ich die Zuneigung, die *Sie* für mich aufbringen, ja allein schon die Tatsache, daß *Sie*, ein weltberühmter Denker im Wirrsal unserer Zeit, meiner überhaupt gewahr wurden im unauffälligen Anspruch meiner Existenz, als eine Wohltat empfinde, der ich nur schwer einen Namen geben könnte. Wie allem Staunenswerten, versteht sich, das mir die Vorsehung gleichsam über meinen Kopf hinweg jemals zu bedenken gegeben hat, damit es sich als Seinserfahrung, die menschlichem Fassungs- und Begriffsvermögen zunächst verhüllt bleiben sollte, in seiner Fragwürdigkeit von selbst auswirke. Nur war die Hilfe, die mir durch *Sie* zuteil wurde, von besonderer Art. Ich erkläre mir ihre Rückwirkung auf mich so, daß ich in Ihrem Vorgehen als Denker etwas expliziert und behutsam exemplifiziert fand, was als erhoffte, doch vergebens angestrebte Klarsicht sich nachgerade immer mehr in mich zu verkriechen begann, um bestenfalls, wenn die Stunde günstig und ein Anlaß da war, in aufgespaltenen Reflexen wieder zum Vorschein zu kommen. Das sind geheimnisvolle Vorgänge, *Sie* wissen es. Und mit Ihnen glaube ich, daß *sie* dazu bestimmt sind, uns für das, was geistesgegenwärtig »anwesend« ist zwischen Menschen, die nach einem Regulativ ihrer Beziehungen suchen, das nicht bloß ihrer Verstandesoberfläche zusagt, entscheidend die Augen zu öffnen.

In dieser Hinsicht interessiert mich natürlich auch immer sehr, was sich zu ernsthafter Auseinandersetzung mit Ihnen und den Ausblicken Ihres angestregten Nachdenkens gedrängt fühlt. Wie jetzt dieses so schön geglückte Gedenkblatt der »Neuen Zürcher Zeitung«, das *Sie* mir zu senden die Güte hatten (mit dem besonders fesselnden Beitrag des Psychiaters Binswanger). Und wie hat es mich berührt als Zeichen einer tiefer sitzenden Aufmerksamkeit, daß mich Ihr neuester Zuspruch gerade zum heutigen Geburtstag Georg Trakls erreichen sollte! Auch dafür Dank, tausend Dank!

Wie ich von meiner Tochter Birgit erfuhr, erholt sich Ihre verehrte Frau Gemahlin gut von dem Schrecken, dem sie unlängst ausgesetzt war, und so darf ich *Sie* bitten, ihr mit meinen Empfehlungen auch alle unsere besten Wünsche zur Wiedererlangung ihrer vollen Gesundheitskräfte auszurichten. In herzlicher Ergebenheit grüßt *Sie*

Ihr Ludwig v. Ficker

1220 VON GUSTAV SCHLEICHER

Gustav Schleicher Oberregierungs- und Baurat Stuttgart Hermann-Kurz-Straße 3

An die  
Redaktion der Literaturzeitschrift  
»Brenner«  
*Innsbruck/Österreich*  
(evtl. zu Hd. von Herrn Ludwig v. Ficker)

18. 2. 60

Beim Lesen des Gedächtnisbuches an Georg Trakl das von Otto Müller Verlag Salzburg neu gedruckt wurde, war ich wieder neu und stark beeindruckt von der Persönlichkeit Trakls.

In aller Bescheidenheit aber auch mit Stolz darf ich sagen, daß ich mit ihm 1913 und 14 im Kreis von Adolf Loos, Karl Kraus, Oskar Kokoschka und anderen befreundet war.

Das war in Wien 1913, als Trakl 26jährig in diesem Wiener Kreis auftauchte. Ich war Schüler von Adolf Loos, von meiner Vaterstadt Stuttgart nach Wien gekommen um bei Loos zu arbeiten. Ich hatte damals in Stuttgart zusammen mit meinen Jugendfreunden Willi Baumeister und Oskar Schlemmer eifrig den »Sturm« gelesen, und war auf den befreiend eigenwilligen Adolf Loos aufmerksam geworden. Er war einverstanden daß ich zu ihm komme. Auch Richard Neutra, der beim alten, hochgeachteten Otto Wagner in Wien studierte, war im Umkreis von Loos und kam in seine Schule. Wir sind heute noch Freunde.

Da sowohl Trakl als auch Loos heute wieder öfter genannt werden und die Bedeutung von Loos langsam erkannt wird, denke ich an die Veröffentlichung einiger Erinnerungen aus jen[er] Wiener Zeit in den Jahren 1913 und 14.

Darf ich bei Ihnen anfragen, ob wohl die Federzeichnung die Herr von Esterer von Georg Trakl gemacht hat seinerzeit im Brenner erschienen ist? Mir sind alle meine Hefte verbrannt, aber ich glaube mich an die Zeichnung zu erinnern.

Daß ich Herrn von Ficker nie persönlich kennen lernte, bedaure ich außerordentlich. Ich bin 1914 aus dem Büro Loos heraus als Deutscher Artillerist eingezogen worden und kurz darauf an die Westfront bei Verdun gekommen. Erst viele Jahre später kam ich wieder und nur besuchsweise nach Wien.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir über das Erscheinen der Federzeichnung Auskunft geben könnten. Die Nummer wird ja allerdings längst vergriffen sein.

Mit ganz besonderer Hochachtung

Gustav Schleicher

1221 VON HANS LEB

Hans Leb

Villach II/Postfach 64,  
Villach II/Dorf Zauchen,  
14. April 1960.

Sehr lieber und hochverehrter Herr  
Professor Ludwig von Ficker,

es ist jedem Geistigen, der in dieser Wüste der Welt noch lebt, kein sehnlicheres Anliegen, als das: den Bewahrern und Beschützern des lebendigen Traumes, wenn ich das Gedicht so fassen darf, zu jeder Minute stärkeren Dank zu sagen. Ich wüßte keinen hervorragenderen Fels im Gewässer der Unzeit als den nun 80jährigen Edelmann Ludwig von Ficker. Ich weiß nicht, ob es die Welt, die heute noch da ist, jemals früher oder später ermessen kann, was und wieviel Sie ihr gegeben haben. Wir, die wir vom Stamm sind, wir wissen es so stark, daß wir immer und überall als Beschämte vor Ihnen gehen, wo immer wir sind.

Weinheber sagte mir einmal: »Weißt, Leb, wir wissen nicht, ob das, was wir heute als Gedicht schreiben, morgen noch etwas ist!« In vieler Weise hat er recht gehabt. Es wäre sonst unmöglich gewesen, daß auf einmal über Nacht »Der Brenner« verlöschen muß. Aber ich glaube, mein hochverehrter Ludwig von Ficker, er ist und er kann gar nicht auslöschen! Das mag das Schönste für Sie sein. Und ich wüßte auch keinen gültigeren, keinen größeren Gruß als gerade diesen innersten zu Ihrem 80.!

Die so ewig späte Ehrung durch den Großen österreichischen Staatspreis ist ja ein Zeichen völliger Unkenntnis –, ich war tief bestürzt. Ich schicke Ihnen demnächst noch einen großen Artikel zum 15. Todestag Josef Weinhebers, der in einer Zeitung in Würzburg kam.

Gott beschütze Sie!  
Ihr ergebenster

Hans Leb.

PS. Ich konnte Ihnen früher nicht schreiben, weil ich nicht einmal »Reichtum« für eine Marke besaß!

1222 VON OSKAR KOKOSCHKA

O. KOKOSCHKA  
VILLENEUVE (VAUD)  
Suisse

20. IV. 60

Mein liebster Freund und Ehrendoktor Ludwig v. Ficker

Ich gratuliere Dir von Herzen zum Dr. hon. und zum Staatspreis, wovon ich durch Fred Marnau unterrichtet wurde, der Dich heiß liebt und immer von Dir erzählt so oft wir uns sehen. Was leider jetzt so selten ist. Und Dich sehe ich überhaupt nur alle heiligen Zeiten! Aber diese Freude vergönne ich Dir einmal aus reinem Herzen, aus dem Tiefsten, wohin noch nicht die Bitterkeit und der Staub der schnöden Welt die Möglichkeit sich freuen zu dürfen, gelangte. Bleib gesünder mit jedem Tag und reiner wie es Deiner Natur nur gelingt und denke daß Deine Freunde zu Dir als zu einem Vorbild, (wie man dieses Leben zu bestehen hätte wäre man ein braver Mensch) anschauen.

Ich umarme Dich und hoffe doch Dich einmal wiedersehen zu können. Auch Olda gratuliert Dir herzlichst.

Alles Liebe Dein Oskar

1223 VON HEINRICH GOLDMANN

Wien, 8. V. 60

Hochverehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich Sie schon wieder mit einem Brief belästige. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu schreiben. Ich habe Sie nämlich ein Stück näher kennengelernt und das ist nicht ohne Wirkung geblieben. Obwohl vor Jahren Ihr Erinnerungsbuch an Trakl einen sehr starken und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat, lag doch späterhin, z.B. nach der Lektüre des letzten »Brenner«, eine Art Schleier für mich über Ihrer Persönlichkeit und Ihrem Denken. Dazu verhielt mich die tiefenpsychologische Arbeit, angewandt an Trakl, bis zu einem gewissen Grade in der Distanz analytischer Erkenntnis, welche von der eigenen Person sozusagen nur das Instrumentarium eines scharfen Auges gelten läßt.

Nachdem ich Ihnen zu Ihrem 80. Geburtstag geschrieben – eigentlich nicht aus voller Überzeugung, daß dies recht und nötig sei, und eine Ihnen höchst beschwerliche Flut von Briefen vor Augen –, las ich in der »Furche« die schöne und wahre Würdigung Ihrer Persönlichkeit durch F. Heer und – sah zum ersten Mal in Ihr Gesicht. Das gab mir einen Stoß, einen Anstoß. In Gefahr, in der verfluchten Betrieb-

344



samkeit unseres Alltags, in der lächerlichen Gier nach einem Lebensstandard, wie er den meisten »geistigen Arbeitern« heute fast Lebenszweck geworden ist, zu versinken, sah ich in Ihr Gesicht und bedachte Ihr Opfer für das Geistige. Ich schämte mich.

Dies tiefwirkende und -stechende Erlebnis bewirkte also eine Art Metanoia. Durch die nebenher betriebene Lektüre Hamanns vorbereitet, fiel ich von der Psychologie, die mich in den letzten Jahren beinahe an einem toten Punkt stehengelassen hatte, in die Philosophie. Kierkegaards »Krankheit zum Tode« schlug voll ein. Seither bin ich wieder geistig lebendig. Nicht daß ich wüßte, wohin das hinausläuft, denn eine einfache Regression in den bestehenden traditionellen Katholizismus ist mir wohl genauso unmöglich wie ein Kompromiß in einem ausgezehrten rationalistischen Protestantismus, aber ich gehe wieder, ich bewege mich wieder, durch Heidegger, der bei aller widerlicher Scharlatanerie doch auch Ernstes und Hilfreiches zu bieten hat, vis à vis dem Positivismus, der als kalte Verzweiflung an der Metaphysik so recht das Eunuchentum des homo solum cogitans verkörpert.

Dafür will ich Ihnen danken, hochverehrter Herr. Sie haben mir so mehr gegeben als Jung, mehr als Spengler – nicht durch eine Lehre, durch Anleitung zur Erkenntnis, sondern durch das Beispiel der Existenz.

Ihr sehr ergebener

Dr. Heinrich Goldmann

(Ich schließe eine Photographie bei, die vor einigen Wochen in meinem Amt zustandekam.)

1224 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, 4. Juli 1960

Geliebte Petra!

Meine liebe Frau ist heute nacht sanft und schmerzlos entschlafen. Alles, was ihr und uns zu Hause das Leben so schwer gemacht hat, war in der letzten Zeit, seit ihr der schreckliche Unfall passiert ist und sie in der Chirurgischen Klinik lag, vollständig von ihr abgefallen, und der gute, unverkrampfte, arglose Mensch war zum Vorschein gekommen. Insoferne war diese Art Gnadenfrist vor dem Hinübergehen ein offenkundiger Segen für sie und uns alle. Gott habe sie selig! Ich bitte um Dein Gebet.

Ludwig

1225 VON MARTIN HEIDEGGER

z. Zt. Meßkirch, 31. Juli 60.

Hochverehrter, lieber Freund!

Seit den Tagen Ihres Geburtstagsfestes gehen meine Gedanken auf vielen Wegen noch häufiger zu Ihnen. Es bedarf nicht erst Ihrer Bitte, für Sie in meinem Denken, das immer ein Danken ist, ein Plätzchen frei zu halten.

Und gar jetzt, wo solcher Verlust die große Trauer über Sie gebracht hat. Doch, wir müssen dankbar bleiben, wenn uns auch dafür die rechte Kraft geschenkt ist, solchen Schmerz auszutragen bis dorthin, wo er zum Einklang wird mit dem, was sich uns aus dem Höchsten und Innersten zuspricht. –

Ich war jetzt längere Zeit zur Arbeit hier mit meinem Bruder und reise morgen nach Freiburg zurück. Oft denke ich daran, wie schön es wäre, Sie in Freiburg zu Gesprächen wiederzusehen.

Sie haben es recht erkannt, daß ich bei dem Wagnis einer Zwiesprache mit Hölderlin auf meinem eigenen Weg einige Schritte des Sagens versucht habe, um in eine Ortschaft der Besinnung zu gelangen, von der aus das Ganze unseres unheimlichen Zeitalters vielleicht eher und so in den Blick kommt, daß wir seinem Geheimnis entsprechen.

Mit verehrungsvollen Grüßen für Sie und herzlichen Grüßen für Ihre Frau Tochter u. die Kinder

Ihr Martin Heidegger.

Ich bitte, auch Herrn Dr. Zangerle von mir zu grüßen.

1226 VON ERNST SCHÖNWIESE

Ladis, 19. August 1960

Sehr verehrter Herr Professor!

Bitte verzeihen Sie, wenn ich Ihnen erst heute für die liebenswürdige Zusendung des Hermann-Broch-Materials aus dem »Brenner«-Archiv danke. Die letzten Wochen waren derart überbeansprucht, daß ich erst hier, in meinem Urlaub, dazukomme. Was für hochinteressante, ja unschätzbare Dinge haben Sie da doch bewahrt! Wie sehr müssen wir Ihnen für deren Rettung dankbar sein! Wie Sie wissen, soll ich für den Rhein-Verlag den zehnten, letzten Band der Gesammelten Werke Brochs betreuen u. dieser Band soll auch einiges aus den »Frühen Schriften« bringen. Ich habe Herrn Dr. Brody vom Rh.-V. vorgeschlagen, die »Notizen zu einer systemat. Ästhetik« und einige der Briefe an Sie, verehrter Herr Professor, in den Band aufzunehmen. Die »Notizen« zeigen gewiß noch viel sehr private Züge, aber schon reiche Ansätze zu den Gedanken, die später deutlich in den Vordergrund traten. Und Brochs Briefe

346

aus den Jahren 1913/14 das ist wirklich ein einmaliger Schatz! Besonders der eine über Intuition, denkerische u. dichterische Erkenntnis (später, in der Reifezeit, trat er ganz und gar *Ihrer* Meinung bei!) ist auch biographisch ein unschätzbare Fund. Herr Dr. Brody hat meinen Vorschlag akzeptiert und ich möchte Sie heute zunächst persönlich um Ihre freundliche Zustimmung zu diesem Plan bitten. Der Verlag wird sicherlich Sie diesbezüglich noch seinerseits offiziell ersuchen. Die Originalbriefe u. das Originalmanuskript habe ich bei mir in Wien verwahrt und darf es Ihnen alles zusammen mit dem Übrigen, sowie einer Kopie der Briefabschriften zu Ihrer Kontrolle, zusenden, sobald ich wieder Ende September zu Hause bin.

Nehmen Sie nochmals, verehrter u. lieber Herr Professor, meinen ergebensten Dank. Bitte, bestellen Sie Ihrer verehrten Frau Tochter einen Handkuß von mir, und seien Sie, bitte, selbst aufs herzlichste u. angelegentlichste begrüßt von Ihrem Ihnen immer verehrungsvoll verbundenen

Ernst Schönwiese

1227 VON HANS ERICH APOSTEL

Prof. Hans Erich Apostel  
Wien V, Krongasse 11

19. September 1960

Sehr geehrter Herr Dr. Ficker!

Entschuldigen Sie vielmals, wenn ich erst heute meinen Dank für Ihr bedeutendes Alpbacher Geschenk ausspreche.

Auch jene anregende nächtliche Gesprächsstunde wird mir unvergeßlich bleiben.

Mit gleicher Post will ich nun jenes Versprechen einlösen, das mich – durch Trakl – mit Ihnen verbindet: das Manuskript des Klavierauszuges meiner Trakl-Gesänge op. 18.

Mit allerherzlichsten Grüßen  
verbleibe ich Ihr ergebener

Hans Erich Apostel

1228 AN ERNST GINSBERG [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, [nach dem 10. 10. 1960]

Lieber, verehrter Herr Ginsberg!

Wiederholt schon habe ich versucht, Ihren Brief zu beantworten. Vergebens! Denn es fällt mir zwar leicht, Ihr Anliegen zu beherzigen, aber schwer, mit mir selbst darüber ins Reine zu kommen.

347

Am ehesten hilft mir noch die Erinnerung an die Fotos Ihrer Frau. Heimlich gezeigt, haben sie sich meinem Gedächtnis doch deutlich eingeprägt. Ich brauche mir die Stadien eines gnadenhaften Vollendungsprozesses nur zu vergegenwärtigen, den diese Bilder ergreifend spiegeln – vom anmutig gefassten Lächeln der jungen Frau, die zu wissen scheint, was ihrem Starkmut noch an Bewährungsproben vorbehalten sein mag, bis hin zum Siegel eines *selig* in sich abgeschlossenen Leidensprozesses im Antlitz der Toten –; und schon glaube ich alles zu verstehen: die Tiefe Ihrer Erschütterung, den Beweggrund Ihrer Zerknirschtheit und die Rigorosität Ihres Entschlusses, vor Gott und Ihrem Gewissen die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Zu welcher Konsequenz Sie neigen, ja welche Ihnen allein angemessen scheint, habe ich mit Staunen, aber auch nicht ohne leise Beunruhigung, vernommen. Denn hier liegt wohl eine Situation vorläufiger Unentschiedenheit vor, deren Pendelausschlag am Ende nicht nur für Sie, sondern auch für uns, die wir Sie lieben und bewundern, von beträchtlicher Bedeutung sein wird. Oder sollte ich verschweigen – oder als Erlebnis es bagatellisieren? –, mit welcher Ergriffenheit ich neulich aus der Vorstellung des »Misanthrop« in Freiburg gegangen bin?! Sie und Horwitz, Frau Agnes Fink und andere Schätzer Ihrer Schauspielkunst werden das verstehen. Ich glaube, wir alle bilden ein Ensemble, das wie eine Magnetonadel *mitzittert*, bis Ihr Entschluß feststeht.

Erst glaubte ich daher, es bedauern zu sollen, daß Sie sich aus einer Welt, einer verlockenden Umwelt, zurückziehen wollen, die noch manchen Triumph als Darsteller für Sie bereit halten mag. Vielleicht gerade an der Übergangsschwelle zu einem Alter, wo Sie sich sagen können: mir ist nichts Menschliches fremd geblieben, und dies im Spiegel einer geläuterten Einsicht einem neuen Rollenfach hätten anvertrauen und reflektieren können! Zum klassischen »Bösewicht« sind Sie ja auch auf der *Bühne* nur zum Schein, aus einer paradoxen Bestimmung, geboren! Das ist doch klar, wenn man sich Ihre ganze Existenz vergegenwärtigt, und was sie an Prüfungen, den Horizont Ihrer »Niedergeschlagenheit« in manchen Schicksalsmomenten unversehens in die Weite wahrer Zuversicht verwandelnd, schon hinter sich gebracht hat. Ein Fundus der Begnadetheit, der natürlich Ihrer Kunst der Menschendarstellung (wie war sie an Ihrem *Alceste* abzulesen!) auch noch weiterhin zugute kommen kann!

Aber da ist nun Ihre kategorische Erklärung: »Ich möchte endlich, mit dem letzten Teil meines Lebens, etwas *Ganzes* anfangen. Ich möchte mich von der Welt zurückziehen, um mich vor mir selbst in der Gewalt Gottes zu schützen und zu bergen. Ich *weiß*, daß ich sonst verloren bin.«

Immer wieder ließ ich mir diese Erklärung durch den Kopf gehen, durch Herz und Kopf, und sagte mir, dies muß auch für mich das Letztverbindliche sein, um der Situation gerecht zu werden. Zugleich erinnerte ich mich der Beispiele, was wahrhaftiger Starkmut in den Herzen mir nahestehender Judenchristen an Kräften zur Selbstaufopferung im Dienste christlicher Nächstenliebe hervorzubringen vermochte – mit Vorliebe denke ich da an Ruth Horwitz! –; und schon bin ich bereit, Ihnen Mut zu machen zu einer Entscheidung, die zwar zwischen den divergierenden Interessen Ihrer im Grunde so innig verflochtenen Talente ihr Schwergewicht behält, aber im Hinblick auf den letzten Gewissensaspekt, den sie verrät, wahrscheinlich – ja, fast möchte ich sagen: voraussichtlich – die richtige ist.

Es wird nämlich nicht nur mir, sondern uns allen, die wir an Ihrem Heilsglück hängen, zu Bewußtsein kommen, daß Ihnen die Vorsehung – und gerade in der Zwangslage, in die Sie durch das Versprechen an Ihre verewigte Frau versetzt sind – eine Chance zugeschanzt hat, die Ihnen eigentlich gar keinen Verzicht, sondern »nur« die Wahrnehmung einer Heilserfüllung zumutet, gegen die sich Ihre Naturanlage noch sträuben mag, für die sie aber im Grunde umso empfänglicher ist.

Der große Vorteil für die Erleichterung Ihrer Entschließung in diesem Sinne und unseres Verständnisses dafür liegt doch darin, daß Sie nicht nur ein Schauspieler von besonderer Prägung, sondern auch ein Literaturforscher und Schriftsteller von ungewöhnlichem Format sind. In welchem Sinne Sie noch als solcher den Interessen einer Schauspielkunst dienen können, wie sie Ihnen auch nach Ausscheiden als Spieler noch am Herzen liegen mag, das zeigen ja aufs schönste die beiden Proben (besonders schön »Gespielter Schmerz«!), die ich Ihnen hier mit Dank zurückerstatte.

Ich meine also: nichts wird uns verloren gehen von dem Schauspieler Ernst Ginsberg, wenn er sich seiner wahren Bestimmung, der nur scheinbar gewandelten, im Angesicht des Herrn und seiner Berufenheit zum Ausspielen eines letzten Ernstes zuwendet.

1229 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, 8. Nov. 1960

Meine geliebte Paula,

am liebsten wär' mir, wenn Du momentan überhaupt nichts niederschriebest, was nach Versuchen zu »dichten« aussieht. Vergiß nicht, daß wir alle, die wir in diesem merkwürdigen Nachfolge-Christspiel der Wirklichkeit eingesetzt sind, vorläufig nicht auf einen (zu verhütenden) *Aussterbe-*, sondern auf einen wohl zu verwirklichenden *Durchsterbe-*Etat gesetzt sind. Jeder hat da seine Funktion zu übernehmen (Dein Mann sowohl wie ich, die Spelbrink, Horwitzens und alle, alle, näher oder ferner, die an diesem Passionsspiel, ob sie wollen oder nicht, beteiligt sind) und hat einem Einverständnis mit der Spielleitung nach dem Ratschluß Gottes zu dienen. Je williger, desto besser. Du kannst und darfst jetzt gar nichts anderes sein als der stillgelegte Mittelpunkt des Wortes, um den sich die kreisenden Einbrüche der Inspiration zu sammeln beginnen. Halte an Dich, laß ruhig Eindrücke der Außenwelt – am besten, ohne sie zu notieren – Deinem Gedächtnis einverleibt bleiben und wart die Stunde der Erlösung aus der Haft Deiner Stillgelegtheit gefaßt und geduldig ab! Ich verspreche Dir nichts, aber ich sehe mich genötigt, Dir diese Verhaltensmaßregel bis auf weiteres dringend ans Herz zu legen.

*Vielleicht bald mehr!*

Immer Dein L.

1230 VON OTHMAR COSTA

November 1960

Verehrter Herr Professor!

Ich muß Ihnen endlich für das mir von Ihnen zugeeignete Büchlein »Ludwig von Ficker zum Gedächtnis seines achtzigsten Geburtstags« danken. Sie haben mir durch dieses Geschenk eine große Freude bereitet, fast empfand ich es als eine Auszeichnung.

Ich habe schon öfter bedauert, daß Sie für jüngere Leute so selten zu Wort kommen. Sie werden Gründe für Ihr Schweigen haben, vielleicht ist das Schweigen heute so wertvoll wie das Reden. Wie lange ist es schon so: »Wer etwas zu sagen hat, der trete vor und schweige«? Ich weiß, daß wir uns um das Wort in der Stille bemühen müssen, daß der Weg zur Sprache unsere wesentliche Denkbemühung ist. Aber damit wir auf diesem Weg nicht müde werden und nicht aufgeben, brauchen wir die väterliche Führung und die freundschaftliche Bindung.

Wozu schreibe ich das? Ich möchte Ihnen meinen Dank an Ferdinand Ebner aussprechen. Ich glaube, daß ich da etwas Unverlierbares mitbekommen habe, daß also Sie als Vermittler auch in mir eine Leidenschaft, vielleicht schon eine Liebe gestiftet haben, die für mich so bedeutend ist wie das vom eigenen Vater Anvertraute.

Voll Dankbarkeit grüßt Ihr

ergebener Costa Othmar.

1231 AN HERMANN BRIX

14. Dezember 1960

Lieber, verehrter Herr Brix!

Das war ja *großartig*, geradezu *wunderbar*, diese gestrige Darbietung von Daniel Sailer's »Kunz von der Rosen« in der *meisterhaften* Bearbeitung für den Rundfunk von Dr. Schlorhauser! Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen, der Sie sich um diese schwierige Sache als Spielleiter so liebevoll angenommen haben, und allen Ihren Mitarbeitern, die sich an spürbarer Einsatzfreudigkeit förmlich selbst übertrafen, gebührend danken soll. Denn Sie verstehen: Mit dieser Aufführung, die der Textvorlage durch Transponierung in das Klangreizgehäuse der Breit'schen Durchleuchtungsmagie vom Musikalischen her noch ungeahnte Wirkungsmöglichkeiten abgewann, ist die Erinnerung an eine Geistesexistenz gerettet, die in Tirol nicht ihresgleichen hatte. Das mußte sich jedem Hörer gestern, der für geistige Anliegen noch etwas übrig hat, aufdrängen. Mit dieser Ensemble-Leistung der Liebe zum gesprochenen Wort (mit den Protagonisten Borek und Wlasak) war mir selbst aber ein Lieblingswunsch erfüllt, die mich zu Ihrer aller tiefbewegten Schuldner macht.

Ihnen allen frohe Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr wünschend bin und bleibe ich in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

350

# 1961

1232 VON HANS LEB

Hans Leb

Villach II Postfach 64,  
19. Jänner 1961.

Hochverehrter Professor Ludwig von Ficker,

es steht ohne jeden Zweifel fest: würde DER BRENNER noch in dieser Unzeit am Leben sein, dann hätten wir dort ein Zuhause. Diese Zeit ist für immer vorbei. Ich glaube, keiner meiner ungezählten bitteren Schläge traf mich so mitten ins Herz wie die Absage des BRENNER. Man könnte sagen: er hatte seine Zeit erfüllt; doch, vollends genommen, steht die heutige dichtende Welt – wie nie noch allein – vor einer unermeßlichen Bahre. Die neuen Wege werden jetzt immer zermürende sein...

Ich habe mich aufgemacht, einen Weg zu suchen, getreu dem Erbe, das uns Wenigen durch die unzerstörbare Tat des BRENNER überantwortet wurde. Das kann nur Ihren Beifall finden, das weiß ich gewiß. Und so lege ich Ihnen meinen BOGEN sehr inständig an Ihr weises Herz, bittend, mir ein paar Worte als Wappen und Schild für die Ausfahrt zu sagen.

Meine Wünsche zu Ihrem größten Geburtstag hatten Sie damals doch wohl erreicht –?

Mit einem Herzen voll Dankbarkeit und allerhöchster Ergebenheit und Hochschätzung

Ihr: Hans Leb.

1 Exemplar DER BOGEN I.

1233 AN FRANZ SEYR

Innsbruck-Mühlau, 28. Februar 1961

Sehr geehrter Herr Doktor!

Voll Bewunderung für die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit Ihrer Tätigkeit möchte ich Ihnen von Herzen Dank sagen für den Rechenschaftsbericht, den Sie mir über den Stand Ihrer Arbeit an der Ebner-Ausgabe erstatteten. Zunächst das Wichtigste: Meine Tochter hat Ihnen, glaube ich, gestern mitgeteilt, was wir zur Sicherung Ihres Anspruchs auf Beteiligung durch die Körner-Stiftung hier veranlassen konnten. Hoffentlich trägt es auch zu einer beschleunigten Erledigung Ihres Gesuches bei.

351

Was nun den eigentlichen Inhalt Ihres Briefes betrifft, so möchte ich das Folgende Ihrer Erwägung anheimstellen:

Auch mir scheint die Einteilung, die Ihnen zuletzt vorschwebte: »die geistige Gestalt Ferdinand Ebners in mehreren Darstellungskreisen hinzustellen« als die zweckmäßigste. Vielleicht darf ich Ihnen, nachdem die mühsamste Kleinarbeit durch Sie geleistet ist, einige Winke geben, die unter Umständen als weitere Orientierungshilfe Ihnen von einigem Nutzen sein könnten; sie betreffen vornehmlich den von Ihnen vorbedachten (zweiten) Band, der die Auswertung von Lebenserinnerungen, Tagebüchern und Briefen bringen soll. Hier möchte ich Ihnen tatsächlich empfehlen, mit äußerster Vorsicht vorzugehen. Natürlich darf nichts von dem unterschlagen werden, was Ebner über die Kirche, über die politischen Verhältnisse der zwanziger Jahre, über die Habsburger Monarchie, die Sozialdemokratie und anderes notiert hat; denn das ist wichtig zur Kennzeichnung der Zeitlage, in der sich ein Denker in Oesterreich vom Range Ebners damals zurechtfinden mußte. (Analog dazu war ja im mündlichen Gespräch auch der Polterer Ebner mit seinem Ausfälligkeitsbedürfnis gegen Menschen und Situationen, die ihm nicht zu Gesicht standen, zu begreifen).

Es wird aber bei der Herausgabe dieser zwei Bände nicht so sehr darauf ankommen, Ebner nun in die Beleuchtung eines rein wissenschaftlich erschöpfenden Rückblicks zu stellen, als vielmehr, das Interesse für die epochale Bedeutung seiner Denkerleistung an Hand einer sinnfälligen Zusammenstellung seiner Werke faßbar zu machen und in weitere Kreise zu tragen. Das müßte meines Erachtens die Leitlinie für Ihre letzte Bemühung bleiben, wenn es sich darum handelt, ein Riesenmaterial, für das ursprünglich fünf Bände vorgesehen waren, so zusammenzudrängen, daß es in den zwei Kösel-Bänden Platz hat und sein Auswahlprinzip Ebners Denkergestalt, auf die es ja wesentlich ankommt, markant zur Geltung bringt. Alle Ausführlichkeit und Hervorhebung anekdotischer Details in Aufzeichnungen wäre, scheint mir, fehl am Platz (denn, wie gesagt, es handelt sich ja um keine historisch-kritische Gesamtausgabe eines schon berühmten Autors), sondern nur die Sichtbarmachung von Ebners Bedeutung und bisher erst fragmentarisch greifbarem Entwicklungsgang als Denker von höchst beträchtlichen Eigenschaften im Orientierungsbilde seiner wie der heutigen Zeit. Darauf, das spüren Sie gewiß selbst, müßte Ihr Hauptaugenmerk gerichtet sein; wie auch darauf, daß niemand ohne Not zu Schaden kommt, der durch Nichtbeachtung von Rücksichten, die Ebner selbst geübt hätte, sich verletzt fühlen könnte. (Denn hinter seinen Ausfälligkeiten verbarg sich selbst ein sehr verletzbares Gemüt.) Auch bin ich überzeugt, daß sich vieles von dem, was unter den angedeuteten Gesichtspunkten als Ballast wirken müßte, in einem Gesamtbericht unterbringen läßt, den Sie ja wahrscheinlich Ihrer Ausgabe voranstellen oder aufgeteilt einzelnen Abschnitten begeben werden.

Selbstverständlich bin ich mit dem Vorabdruck von Briefen Ebners an mich im »Hochland« einverstanden, eventuell auch von Gegenbriefen von mir, obwohl ich in dieser Hinsicht kein sehr gutes Gefühl habe. Ich glaube undeutlich zu spüren, daß mir damals viel Unzulängliches aus der Feder geflossen ist. Mein Wissen und meine Einsichten konnten sich ja mit denen Ebners nicht im geringsten messen. Also bitte – Vorsicht auch hier!

Es grüßt Sie in dankbarer Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker



Innsbruck-Mühlau, 3. März 1961

Liebe, verehrte Traudl!

Bernhards »Tamsweg« hat mich überrascht und im Grunde ergriffen. Was er da unternommen hat, ist nämlich eine Art Vivisezierungsversuch an sich und seiner Umwelt vor dem Spiegelbild und Blendwerk einer Jugenderfahrung, die wir getrost mit ihm als grausam empfinden dürfen. Ein Wagnis also, dem im Rahmen einer epischen Darstellung eine gewisse Beherztheit nicht abzusprechen ist. Denn es gehört schon was dazu, dem Kreuzfeuer eines solchen Abrechnungs- und Wahrhaftigkeitsdranges in einem dialektisch gewendeten Sinnierprodukt standzuhalten, das zugleich alle Ingredienzien eines spannenden Ichromans aufweist. Diese mögen noch unausgegoren sein: von seinen menschlichen wie künstlerischen Beweggründen her darf dieser Erlebnisbericht unser Interesse beanspruchen. Denn auch das Hochfahrende darin ist einem eigentümlichen Element der Selbstpreisgabe anvertraut, das freilich in dem Bestreben, als *vorbildliche* Gewissensforschung zu gelten, die Grenzen einer zusinnbaren Befugnis überschreitet und so das *Zwiespältige* von Bernhards leidenschaftlichem Bemühen, Zeugnis von sich und seiner Ausgesetztheit (= Auserwähltheit?!) zu geben, erst recht und deutlich zu erkennen gibt. Aufschlußreich und ehrlichkeitsbeflissen also auch in dieser Hinsicht.

Unmöglich aber ist die Betitelung mit »Tamsweg«. Mag es tausendmal – auch sinnbildlich – der kälteste Ort Oesterreichs sein und auf die Beschaffenheit seiner Bewohner abfärben: wie kommen die Tamsweger dazu, für die diskret mit H. ange-deuteten Henndorfer, die Bernhards eigentliches Anliegen sind, an den Pranger gestellt zu werden. Dieses Tamsweg liegt doch jenseits der Niederen Tauern und weit entfernt von Salzburg, wohin die Leute, die der Verfasser im Auge hat, als in die nahe Nachbarstadt gerne kommen. Nein, alles deutet auf Henndorf: der nahe See, die bevorzugten Menschentypen und die ganze landschaftliche Staffage (die ja aus Zuckmayers »Seelenbräu« bekannt und leicht zu identifizieren sind). Also dieses Zusammenschmeißen von zwei Schauplätzen grundverschiedener Natur, die nichts mit einander zu tun haben, als daß sie im Erlebnisraum von Bernhards Reminiszenzen eines gemeinsamen Nenners bedürfen, unter dem Sammelbegriff »Tamsweg«: das geht nicht. Das ist einfach unstatthaft und gleicht einer (noch dazu ungeschickten) Irreführung.

Es grüßt Sie, verehrte Traudl, und alle Ihre Mitarbeiter

Ihr Ludwig Ficker

1235 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg-Br. 30. März 1961

Hochverehrter, lieber Freund!

In diesen Tagen denke ich – zugleich andenkend – zu Ihnen, um alle guten Wünsche vom vorigen Jahr zu erneuern. Möchte es doch mit dem steigenden Jahr wieder heiterer um Sie sein, damit das einfach Schöne und Große leuchte, das vor Jahrzehnten der Dichter und Freund ins bleibende Wort gerufen hat.

Bisweilen wünsche ich mich in Ihre Nähe, um Sie dann zu einem stillen Gang in der mächtigen Landschaft abzuholen und mit Ihnen im zurück- und vordenkenden Gespräch zu verweilen.

Während vieler Monate war ich durch die Korrekturen für das Nietzschebuch von der eigenen Arbeit abgehalten. Jetzt komme ich ans Ende und wieder ins Freie.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief und die Beilage. Es wäre schön, wenn Sie uns aus Ihren reichen Erinnerungen vieles Unbekannte in der Niederschrift festhalten möchten.

Mit diesem Osterwunsch grüße ich Sie mit den Ihren, zugleich im Namen meiner Frau, in dankbarer Verehrung

Ihr Martin Heidegger

1236 AN OTTO FORST-BATTAGLIA

Innsbruck-Mühlau, 7. Juni 1961

Sehr verehrter Herr Professor!

Fast mache ich mir Vorwürfe, daß die paar Zeilen der Huldigung, die ich Ihnen nach Lektüre Ihrer ausgezeichneten Würdigung von Karl Kraus in der letzten »Furche« schreiben mußte, Anlaß zu einer so ergiebigen Reaktion der Erkenntlichkeit für Sie wurden. Gleichwohl ist es natürlich eine Freude für mich zu erfahren, in welchem hohem Ansehen mein bescheidenes Wirken durch Jahrzehnte heute noch in Ihren Augen steht. Daß dieses Wirken keine Prolongation zuläßt und für mich abgeschlossen ist, beruht auf Gründen, die ich hier nicht weiter darlegen kann, und so sehr es mich ehrt, daß Sie in diesem Betracht als liebenswürdiger Versucher auftreten: ich kenne mich besser und muß es dabei bewenden lassen.

Wenn ich Ihnen, obwohl kein Brieffschreiber und total erschöpft, unter Aufbietung eines gewissen Rests von Alters-Elan dennoch glaube den Dank für Ihre gütige Epistel sofort abstätten zu müssen, so geschieht auch das aus einem bestimmten Grund.

Ich halte nämlich die Sache, über die Sie sich so aufregten – die Betitelung Ihrer Betrachtung betreffend – für kein so großes Malheur. Im Gegenteil. Ich dachte, der Titel sei von *Ihnen* als ironisch schlagkräftiger Seitenhieb auf die Wiener gewählt worden, in deren Gedenken nun einmal der unvergeßliche Karl Kraus als »Fackel-

kraus« lebt. Zu dieser Annahme war und ist man umso mehr berechtigt, als ja der Schluß Ihres Aufsatzes – die schlagfertig geist- und humorvolle Außerkurssetzung des erwarteten Götz-Zitates – eine ironische Deutung des Titels potenziert nahe legt. Gerade diese wunderbare Wendung, die ja die edle Haltung Ihrer Diktion krönt, wirft das Licht der ihr innewohnenden Ironie auf den nun einmal dastehenden Titel zurück, und so ist man geneigt, dem Spiel der Vorsehung in diesem Fall, mag es Ihnen noch so fatal scheinen, mehr zuzustimmen als Ihrem Ärger darüber.

Glauben Sie nun aber nicht, daß ich mir deshalb herausnehmen würde, Sie, verehrter Herr Professor, »College« zu nennen! Sie haben vielleicht keinen enragierteren Freund und Bewunderer Ihres stupenden Wissens als mich – eines Wissens, das mir völlig abgeht –; aber wenn ich Ihnen einmal ein Zeichen tieferer Sympathie geben mußte, so liegt das eben auf Gebieten heimlicher Übereinstimmungen, die zu den Imponderabilien unseres geistigen Lebens gehören. Und das ist gut so.

Es grüßt Sie in wahrer Hochschätzung

Ihr Ludwig v Ficker

# 1962

1237 AN ALFRED FOCKE

Innsbruck-Mühlau, 26. I. 1962

Sehr verehrter Herr Doktor!

Soviel mir bekannt ist, hat zwischen Trakl und Kafka keine ausdrückliche Beziehung bestanden. Persönlich gekannt haben sich beide bestimmt nicht. Selbst wenn Trakl erste Veröffentlichungen von Kafka noch zu Gesicht bekommen haben sollte (was ich nicht völlig ausschließen kann; ein Almanach des Kurt-Wolff-Verlags aus jener Zeit könnte Proben davon enthalten haben, ich erinnere mich nicht mehr), so war doch Trakl von seinen eigenen Gesichten und Bedrängnissen in seiner letzten Lebenszeit so gefangen genommen, daß er keinen Anlaß gehabt haben dürfte, sich auch noch über Kafka den Kopf zu zerbrechen.

Hingegen war Kafka, den auch ich nicht gekannt habe, ein Leser des »Brenner«. Und bemerkenswert ist, daß er seinerzeit, als er schwindsuchtkrank zur Erholung in Arco weilte, einmal Dallago in dessen Heim in Nago über dem Gardasee besuchte. Was bei dieser Begegnung herauskam, dürften auf beiden Seiten Mißverständnisse gewesen sein.

Es grüßt Sie, verehrter Herr Doktor, Ihnen für Paris alles Gute wünschend,  
Ihr ergebener

Ludwig Ficker

1238 AN HILDE NÖBL

Innsbruck-Mühlau, 1. März 1962

Liebe, verehrte Hilde Nöbl!

Es war mir eine besondere Freude, daß ich Ihren lieben Besuch in der Klinik auf eine Weise erwidern konnte, die mich nun zu doppeltem Dank bewegt. Ich hab' mir nämlich Ihre Ausstellung im (leider!) dritten Stock der Universität angesehen, und war erstaunt. Was mir zunächst in die Augen stach (aber es tat nicht weh, im Gegenteil!), war die aufgebrochene Farbigkeit Ihrer Graphik, besonders die aus der letzten Zeit (1962, und was an Annäherung, wie mir scheint, vorausging). Es kam mir vor, als sei diese Farbigkeit von einem Lichtpunkt, einem Brennpunkt aus entfaltet, der Ihnen gestattet, Finsternisse zu verscheuchen, wie sie unser aller Existenznot rätselhaft zugrunde liegen. (Vielleicht scheint es mir deshalb so, weil es mir mit dem

»Brenner« seinerzeit ähnlich erging: es galt, einem aufzüngelnden Flämmchen in mir zu folgen, um dem Lichtumbruch von außen und von oben so begegnen zu können, daß ich im Dunkel der Zeitläufte nicht ohnmächtig zurückblieb) Es geht einfach um die Abgründe der Menschenseele, die es aufzulichten gilt. In jeder Kunstübung, wie mir scheint, die heute noch beachtenswert ist. (Freund Weiler wird das zwar nicht gelten lassen; aber so, wie es gemeint ist, belichtet es doch auch einen Ausgangspunkt im Phänomen *seines* Schaffensprozesses). Kurz und gut: nur von daher kann ich mir den Zugang zu den verschiedenen und doch homogenen Ausdrucksweisen Ihrer schöpferischen Selbstbefreiungsversuche entsprechend sichern. Höchst aufschlußreich ist ja in dieser Hinsicht das in Mischtechnik ausgeführte »Rad der Zeit«. Aber auf dem Weg dann zur brennenden und doch so beherrschten, gelösten Farbigkeit von innen her, haben mich (unter vielen anderen) einige Bilder besonders angesprochen, in denen ein geisterhaftes Element sich sehr schön und ergreifend mitteilt. Ich denke da z.B. an die geisterhafte Erscheinung des Pferdes, das die Zirkusreiterin am Zügel führt, oder an das kleine Haus, die winzige Zufluchtsstätte vor der finster dräuenden Masse Wald inmitten einer nicht minder unheimlich aufgestellten Lichtblöße.

Aber genug damit! Ich wollte Ihnen nur gratulieren, und das von Herzen, als Ihr allzeit ergebener

Ludwig v. Ficker

1239 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 6. März 1962

Hochverehrter, lieber Freund!

Immer wieder staune ich, daß ich Sie so nennen darf, und noch immer nicht habe ich mich für die schöne Weihnachtsgabe würdig bedankt, die Sie mir zukommen ließen und die mir so viel Freude gebracht hat, als ich mit verschiedenen (hauptsächlich Herz-) Beschwerden hier auf der Klinik lag. Mit welchem Interesse bin ich damals Ihren Ausführungen über Sprache und Heimat gefolgt, wie aufschlußreich waren sie für mich und wie nahe ist mir ihr Ergebnis »Sprache *als* Heimat« gegangen! Vor allem aber war es der Begleitbrief, den Sie beigelegt hatten, der mir zu Herzen ging. Konnte ich ihm doch entnehmen, daß Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin, die so viel Gutes gestiftet hat, bei bestem Wohlbefinden das neue Jahr begrüßen konnten.

Nun ist das alles schon durch neue Kunde überholt. Meine Tochter Birgit hält mich zum Glück über alles, was Sie und Ihr Wirken in Freiburg betrifft, am Laufenden. So sandte sie mir auch den sehr interessanten Bericht der »Badischen Zeitung« über Ihren Vortrag »Zeit und Sein«, diesen, wie mir schien, geglückten Versuch einer Entfaltung dessen, was Sie ausführten, in zusammengedrängter Andeutung. (Birgit schrieb mir übrigens, ich dürfe einen Separatabdruck des Vortrags erwarten. Auch hat sie mir ein schönes Heftchen über Meßkirch geschickt, über die Stadtkirche

357

St. Martin dortselbst, so daß ich mir an Text und Bildern eine gute Vorstellung von der Umwelt machen kann, in der Sie aufgewachsen sind.)

Wenn ich Ihnen heute das Februarheft von »Hochland« mit Auszügen aus meinem Briefwechsel mit Ebner sende, so wage ich es nicht ohne die Bemerkung, daß mich die Bandwurmsätze im Sprachleib meiner Wahrnehmungsbedürfnisse nach wie vor (ja mehr als ehemals) peinlich berühren. Aber ich kann nichts dafür. So mag es hingehen.

Es grüßt Sie und Ihre Frau Gemahlin wie immer in Ergebenheit

Ihr Ludwig v. Ficker

1240 VON FRITZ WOTRUBA

Marz 1962

Lieber verehrter Herr Ficker,

ich habe mich gefreut von Ihnen u. über Sie viel zu hören,

herzlichen Gruß Wotruba

1241 AN FRITZ WOTRUBA

Innsbruck-Mühlau, am 30. März 1962

Verehrter Herr Professor!

Dank, herzlichsten Dank für den spontanen Gruß auf der schönen Meister-Karte, die mir Max Weiler überreichte! Dieser stand, als ich ihn gestern besuchte, noch ganz, und lebhaft referierend, im Bann der längst ersehnten Begegnung und der Unterredung, die er mit Ihnen führen durfte. Darüber freute ich mich natürlich sehr, und ich sagte mir: So ist es recht, und so muß eine fruchtbare Wechselwirkung ein Gespräch unter Künstlern sein, soll die »Metropole«, aus Stein gehauen, gegen eine Umwelt abgesetzt, die noch im Pseudoverständnis oberflächlichen Erfassens verharrt, zeitgerecht und eindringlich für die Nachwelt in Erscheinung treten.

Es grüßt Sie in Hochschätzung  
und Bewunderung sehr

Ihr Ludwig Ficker

1242 AN LUDWIG GREVE

Innsbruck-Mühlau, 14. April 1962

Lieber, verehrter Freund Greve,

ich weiß, ich weiß, wie lange ich Ihnen Dank schulde und daß ich jede Äußerung meiner Erkenntlichkeit nachgerade versäume! Aber da hat mich heute, am frühen Morgen nach meinem 82. Geburtstag, Ihr wunderschönes Gedicht »Schneesturm« begrüßt (Begleitmusik zu einem Blick durch das Fenster), und da muß ich Ihnen doch gleich ein paar Zeilen senden.

Es ist ja erstaunlich, wie sehr und zwanglos angemessen nun die sinnbildliche Bedeutung Ihres Gedichts in die aufgeschlossene Wahrnehmung Ihrer empfänglichen Sinne eingeht. Das ist ein Prozeß, der sich von Fall zu Fall oder besser: von Mal zu Mal deutlicher feststellen läßt. Der Beistand aufgeweckt zuschauender Kinderaugen kommt Ihnen da offenbar zugute.

Lassen Sie sich's – als Nachtrag auch zu der noch unbedankten Zuwendung der schönen Gedichte-Ausgabe – an diesem wenigen für heute genügen! Es umarmt Sie und die Ihrigen herzlich Ihr

Ludwig v. Ficker

1243 AN KUNO SEYR

Innsbruck-Mühlau, im Mai 1962

Sehr geehrter Herr Seyr!

Sie handhaben die avantgardistische Fetzenlyrik von gestern und vorgestern sehr geschickt. Aber eben ohne das Ferment einer übergeordneten konzentrierten Schau auf jene überpersönlich wahrzunehmenden Zusammenhänge im Leidwesen der Welt, in denen das wahre Gefühl der Kreatur, gespiegelt im Unbegreiflichen seiner Schicksale, erst transparent aufleben und einleuchten könnte. Schade! Vom Ekel allein und seinen Übertrumpfungversuchen durch mehr oder weniger zynische Humoranwandlungen kann auf die Dauer keine Lyrik leben. Auch der Mensch nicht, der sich zu solchen Eskapaden, die momentan Beifall eintragen können, herbeiläßt.

Es tut mir leid, daß ich Ihnen dies sagen muß. Aber ich möchte Sie doch ernster nehmen als Sie sich selbst in diesen Darbietungen. Zum Glück deuten Sie ja in Ihrem Begleitbrief an, daß Ihnen dies willkommen ist, und so verabschiede ich mich ohne Gewissensbisse mit allen guten Wünschen für Ihre Zukunft als Ihr ergebener

Ludwig Ficker

Upsala, Granitvägen 6B, den 27. Juni 1962.

Sehr verehrter Herr Professor!

Vor einigen Tagen überraschte mich ein Brief von Ihnen, der mich wirklich beglückte. Ihre Zustimmung zu dem Dialog im »Christlichen Sonntag« stärkt mich un-  
gemein: wenn Sie, ein »Fachmann« für die geistige Auseinandersetzung, dazu ste-  
hen, kann er nicht ganz verfehlt sein. Ich schreibe das, weil sich gerade heute die er-  
ste kritische Stimme meldete. Sie haben auch gleich den Zusammenhang heraus-  
gehört, der zwischen ihm und dem Roman besteht. Es ist in der Tat die gleiche  
Wellenlänge, aus der beides geschrieben ist, und das Schwingen der Welle hält an.  
Ich kann aus ihrem Bereich vorläufig nicht herauskommen, – ein bißchen zu mei-  
nem Nachteil. Denn in Österreich will man von diesen Dingen mehr oder weniger  
nichts wissen. Das Buch wird kaum besprochen und wenn, mit ein paar konventio-  
nellen Zeilen. Ich verstehe es ja. Es erinnert allzu sehr an eine Zeit, die man am lieb-  
sten abschütteln möchte. Man geht einer neuen Epoche entgegen, zu der man sich  
sammelt. Jetzt komme ich mit diesen alten Dingen: sie mögen wie dunkle Schwer-  
gewichte anmuten. Aber ich kann davon nicht loskommen. Gerade das auch auf jü-  
discher Seite heute vollkommen Unpopuläre und Unaktuelle der Wendung zum  
Christentum hält mich fest. Deswegen wird der neue Roman, der mich beschäftigt  
und zwischen 75 und 76 nach Christus in Rom spielt, noch mehr in diese unglückli-  
che Tiefe steigen, – bis in das sprachliche Idiom, – also wahrscheinlich noch uner-  
wünschter werden. Ich habe nicht mehr viel Zeit, so gut wie keinen Namen, daß ich  
mir diese Experimente erlauben dürfte, aber ich weiß keine andere Notwendigkeit.

Ich verstehe vollständig, daß Sie »Die Mutter der Flüchtlinge« nicht lesen konn-  
ten, und bin Ihnen, verehrter Herr Professor, dankbar für Ihre Offenheit und zugleich  
Ihr treffendes Urteil. Es ist schließlich meine Schuld, daß das Buch ein solcher Wäl-  
zer wurde. In Zukunft muß ich eben mehr an die Kapazität des Lesers denken.

Ihr lieber Brief ließ mir wieder zu Bewußtsein kommen, wie nahe ich dem Bren-  
ner-Geist stehe, den ich doch versäumt habe, als er Gegenwart war. Wie die meisten  
seiner Mitglieder, von Ihnen angefangen bis zu Dallago – dazwischen der wunder-  
bare Ferdinand Ebner – habe ich den Zug verspürt, mich vom Offiziellen wegzü-  
wenden. Freilich bin ich bei dieser Revolte nicht in die abseitigen Abgründe eines  
Trakt, in die einsamen Rüstkammern eines Haecker, in die Mystik Ebners gelangt.  
Ich habe mich mehr in anonymen Spielen planlos herumgetrieben, von denen mir  
jetzt im Alter nur ein Eigensinn zurückgeblieben ist. Er macht meine Arbeit weiter  
fraglich. Aber eine Verwandtschaft gerade mit den Großen des »Brenner« spüre ich  
trotzdem heraus, – wenn auch in entsprechendem Abstand.

Verzeihen Sie, daß ich Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch nehme, – gerade nach  
dem wirklichen Geschenk Ihres letzten Briefes. Es war mir doch ein Bedürfnis, Ih-  
nen das Erwähnte mitzuteilen, – und dem soll man doch nachkommen. Es ist auch  
so, wie Sie in Ihrem letzten Brief schreiben: meine Frau und ich sind nur dankbar  
dafür, Ihrer so kostbaren Freundschaft gewiß sein zu dürfen. Sie ist nicht allein eine  
einzige Freude, sondern auch eine große Ehre.



Wir wünschen beide einen guten Sommer in Mühlau.  
Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre  
verehrte Frau Gemahlin von uns beiden  
Ihr dankbar ergebener

Robert Braun.

P.S. Wie schön wäre es, Sie in Mühlau wieder zu sehen!

1245 AN MARGARETE LÖFFLER

Innsbruck-Mühlau, 27. August 1962.

Sehr verehrte Frau,

ich muß Sie vielmals um Entschuldigung bitten, daß ich so lange Zeit verstreichen ließ, ehe ich Ihnen für Ihr Vertrauen in mein Urteil danken und mich zu den Gedichten äußern kann, die Sie mir durch Frl. Voisi zukommen ließen. (Es war mir altem Mann in letzter Zeit so viel aufgebürdet, daß ich zum Gedichtelesen kaum Muße und Ruhe fand, und die braucht man doch, wenn man neue Lektüre nicht oberflächlich abtun will.)

Und da möchte ich nun gleich sagen, daß mir diese Gedichte, da ich sie zuletzt in einer guten Stunde vornahm, einen guten Eindruck – einen Eindruck von der Art, wie ich ihn liebe – hinterlassen haben. Das im besten Sinne Erstaunliche an ihnen ist, daß sie bei aller Ausgespartheit des Ausdrucks in ihrer formalen Gestaltung einen Tiefgang der Intuition wie ihrer seelischen Beweggründe erschließen, in dem man sich wirklich versenken kann, ohne zum haltlosen Mitschwimmer zu werden und unterzugehen. Nichts leuchtet mir mehr ein als Ihre Bemerkung, oder vielmehr Ihre Andeutung, daß es Ihnen ein unabweisbares Bedürfnis ist, Ihrem Gestaltungsdrang weiterhin nachzugeben. Das heißt ja bei Ihnen nicht, daß Sie ihm nun die Zügel schießen lassen wollen, sondern im Gegenteil: daß Sie ihm dieselbe Zucht angedeihen lassen werden, die ja auch die mir vorliegenden Proben Ihrer Dichtkunst auszeichnet. Und darum darf ich Ihnen mit gutem Gewissen und von Herzen alles Gute für Ihre künftige Produktion wünschen. Denn ich bin überzeugt, ihr Ansprechendes wird nicht nur Ihnen eine Entlastung und Entspannung bedeuten, sondern auch Mitmenschen berühren, die das Notwendige von dem Überflüssigen dichterischer Äußerung zu unterscheiden wissen.

In diesem Sinne also begrüße ich Sie  
herzlich als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1246 AN MARGARETE LÖFFLER

Innsbruck Mühlau, 11. September 1962.

Sehr verehrte Frau,

es ist an mir, für Ihre Briefe zu danken. Den ersten sowohl, der Ihre Gedichte begleitete, wie auch den, den ich aus Mauterndorf erhielt. Beide stehen so im Einklang mit dem Bilde der Persönlichkeit, das sich aus dem Konzentrat, dem scheinbar aufgelockerten, Ihrer poetischen Versuche gewinnen ließ, daß ich Sie nur bitten möchte, Sie möchten auch das Ungeliebte eines auszuübenden Berufs mit in die notwendigen Ingredienzien des inneren Gesichts hineinnehmen, das an der Ausgestaltung Ihrer Persönlichkeit zu so wahrnehmbaren und eindrucksvollen Umrissen offenbar wesentlich beteiligt ist. Das Mitteilbare an die Umwelt kann zunächst und auch zuletzt wohl nur im Resonanzraum eines Mitmenschlichen seine Erfüllung finden. Aber wie weit das reicht, was ich einmal de[n] »Glanz des Unscheinbaren« genannt habe, über dem ein besonderer Geist der Liebe walte, kann nur an seiner Höhe und Tiefe gemessen werden und so gut wie nie an einer Wirkung, die in die Breite geht. Möge Ihnen dies als Zuspruch über alles Persönliche hinaus genügen! Es grüßt Sie mit allen guten Wünschen

Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1247 AN FRANZ SEYR

Innsbruck-Mühlau, 30. September 1962

Sehr verehrter Herr Doktor!

Mit größtem Interesse und entsprechender Empfänglichkeit habe ich die Ausführungen über Ebner in der letzten »Furche« gelesen. Hier, in den Darlegungen von Dr. Elisabeth Heller, betreffend »Ferdinand Ebner und die Kunst«, wie in den Proben aus dem großartigen Briefwechsel mit Luise Karpischek ist förmlich ein neues Kapitel aufgeschlagen, das uns Ebner in seinen Grundveranlagungen geradezu neu sehen lehrt. Wenigstens mir erging es so, der ich in meinem Blick auf Ebner ohne Kenntnis dieser Antezedenzien lediglich auf einen Raum des Beiständlichen eingeschränkt war, der wesentlich seine Mitarbeiterschaft am »Brenner« betraf. Nun aber, durch diese Publikation in der »Furche«, geht mir erst ein Licht auf, was es alles ins Auge zu fassen gilt, will man Ebner in seiner eigentlichen Bedeutung als Denker in seinem waghalsigen Entschluß, als solcher aufs Geratewohl seiner Zeit gegenüberzutreten, erst ganz und richtig verstehen. Sie, der Sie das ganze Material überblicken, das hier zu berücksichtigen ist, werden nun auch gewiß begreifen, wie sehr ich nachträglich bedaure, dem Wunsch des Kösel-Verlags nach einer Einbegleitung Ihrer Gesamtausgabe durch mich nachgegeben zu haben. Sie waren, wie mir

362

die Herren vom Kösel-Verlag schrieben, gerade in München, als mein Versuch dort vorlag. So konnten Sie sich hoffentlich selbst überzeugen, wie peinlich mir nun nachträglich die Vorstellung sein muß, eine solche Zustützung von bereits von mir Geschriebenem und Gedrucktem könnte für den gedachten Zweck genügen. Ich brauche nur die tiefgründig erleuchteten Ausführungen von Frau Dr. Heller zu lesen, um schamrot zu werden über die (freilich auch nur scheinbare) Leichtfertigkeit, mit der ich mich da aus der Affäre ziehen zu können wähnte. So peinlich mir das ist und so froh ich wäre, könnte ich das ungeschehen machen: momentan überwiegt bei mir die Freude über diesen wichtigsten und wirksamsten Hinweis auf die kommende Gesamtausgabe und Ihre im Einverständnis mit Walter Ebner vollbrachte Leistung. Ich bin sehr froh über dieses Ereignis, diesen Glücksfall zur rechten Zeit. (Wer ist übrigens Dr. Elisabeth Heller?)

Mit herzlichsten Grüßen und besten Wünschen auch für das neue Schuljahr  
Ihr ergebener

Ludwig Ficker

1248 VON IGNAZ ZANGERLE

Würzburg  
11. XII. 62

Lieber, verehrter Herr v. Ficker!

Darf ich Ihnen auf diesem Wege mit ein paar Nachrichten aufwarten, welche ich hier aufgefischt habe?!

1.) Kard. Ottaviani, enragierter Gegner vor allem des fortschrittlichen Flügels in der Gesellschaft Jesu, hat vom Heiligen Vater allen Ernstes verlangt, daß er P. Karl Rahner aus Rom verweise. Dieser antwortete, er möge sich lieber darüber mit Kard. König unterhalten. P. Rahner sei übrigens nie bei den Sitzungen des Konzils gewesen, habe aber vor den deutschsprachigen Konzilsvätern das von Kard. Ottaviani verfaßte Schema über die Offenbarung einer vernichtenden Kritik unterziehen müssen. Im Unterschied zu den »Periti« Congar und Danielou, welche krank und müde gewirkt hätten, sei Karl Rahner immer geistesfrisch gewesen. Jetzt erfahre er auch Unterstützung durch den Ordensgeneral, der zwei seiner theolog. Freunde in die mediokre und stockkonservative Innsbrucker Fakultät beordert habe. Ganze sieben Jahre lang wollte ihn der reaktionäre Flügel der österr. und deutschen Provinz aus dem Orden drängen. Die Haupt-Vernaderer saßen in Innsbruck. Ich glaube, sie alle zu kennen.

2.) Der bisherige Verlauf des Konzils scheint die Gewähr zu bieten, daß weder Kard. Ottaviani noch Kard. Siri, der ebenso reaktionär ist, die Nachfolge Johannes XXIII. antreten werden. Der Papst stelle sich instinkt[iv] auf seiten der Mißverständenen oder zu Unrecht Unterdrückten.

3.) Kard. Suenens, Erzbischof von Mecheln und Primas von Belgien, ist im zweiten Teil des Konzils nicht zuletzt wegen seiner Sprachkenntnisse – er spricht Franzö-

sisch, Holländisch-Flämisch, Deutsch, Englisch und Italienisch (und kann sogar in elegantem Latein Witze machen) – zu starkem Einfluß gelangt. Der Otto Müller-Verlag bringt noch zu Weihnachten sein Buch »Reform der weiblichen Orden« heraus.

4.) Die ausländischen Jesuiten wundern sich nicht, daß die österreichischen unter akutem Nachwuchsmangel leiden; stellten sie doch die Bewahrung ihrer – eng gesehenen – Lebensform über die Notwendigkeiten der modernen Seelsorge.

5.) In der Krankheit P. Hugo Rahners wird von den Ärzten erwartet, daß der euphorischen Periode in Kürze die depressive folgen werde: Der Kranke weint beim geringsten Anlaß. Der Ordensgeneral schätze P. Hugo Rahner außerordentlich.

6.) Prof. Hofmann – Würzburg, und Prof. P. Deblaere S.J. – Brüssel, die beide vom Konzil kamen, erklärten übereinstimmend, daß zu Beginn dieser Zusammenkunft eine Reihe von Ergebnissen völlig unvorhersehbar und als nicht zu erwarten erschienen wären.

7.) Die Rolle des Hl. Vaters als eines ausgleichenden und gerechten, väterlichen und wahrhaft priesterlichen »Bischofs von Rom« wird von allen Teilnehmern anerkannt.

8.) Kard. Bea als Leiter des Sekretariates für die Wiedervereinigung der Christen erlebe eine zweite Jugend. Er sei zum wahren und entscheidenden Gegenspieler Kard. Ottaviani's geworden.

9.) Viele südamerikanische, spanische, polnische, und vor allem farbige und weiße Missions Bischöfe stünden auf seiten des »Blocco centro-europäo«. (So die nationalistische italienische Presse!), d.h. der deutschen, österr., schweizerischen, belgisch, holländ. u. franz. Bischöfe.

10.) Kard. König habe mehr verborgen gewirkt, aber sein Einfluß sei unverkennbar gewesen. Kard. Frings, Kard. Döpfner und Kard. König hätten gut zusammengespield.

11.) Die deutschsprachigen Bischöfe hätten immer gemeinsam getagt und sich beraten.

12.) Der Einfluß der von den Italienern beherrschten Kurie sei stark zurückgedrängt worden, auch wenn die kuriale Bürokratie versuchen werde, in der Konzils-pause Terrain zurückzugewinnen.

Soviel zu Ihrer vorläufigen Unterrichtung! Ich hoffe, daß Christian Ihnen am Sonntag meinen Entschuldigungsbrief gebracht hat.

Mit herzlichsten Grüßen:

Ihr dankbar-ergebener

Ignaz Zangerle.

1249 VON PAUL FLORA

30. 12. 1962

Lieber Herr Professor Ficker,

entgegen Ihren schlechten Ratschlägen haben wir die Platte wohl angeschaut aber eben auch angehört und das schon zweimal und wir können nichts dafür, daß wir denken, es sollte mehr solch wertvolle und in jeder Hinsicht bedeutende Schallplat-

ten geben. Mein Freund Moldovan, der über die Feiertage hier war, ist ganz unserer Meinung und nur die Sorge, Sie zu stören, hat verhindert, daß wir zu Ihnen ins Haus gekommen sind, um Ihnen selbst für dieses so schöne Weihnachtsgeschenk zu danken. Schändlicherweise wußte ich vorher nicht, daß es diese Platte gibt, aber ich habe sie jetzt gleich an Hammerstein nach Amsterdam geschickt.

Ich danke Ihnen auch sehr, daß unser Peter zu Ihnen kommen durfte. Es war ein großer Eindruck für diesen jungen Knaben und ich hoffe, es freut auch Sie ein bißchen, daß Ihre gute Saat unter den jungen Leuten von heutzutage so schön aufgeht. Mit allen besten Wünschen und herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr dankbar ergebener  
wegen unleserlicher Schrift  
mit Maschine schreibender

Paul Flora

# 1963

1250 VON HERBERT EISENREICH

Herbert Eisenreich  
Sandl, O.Ö.

am 18. 1. 63

Hochverehrter Herr Professor!

Seit gut zwei Jahren hoffte ich, aber bisher immer vergeblich, Ihnen für Ihre damalige Zusendung und insbesondere auch für den Begleitbrief persönlich danken zu können. Wenn ich Ihnen sage, daß mir ein hartes Wort von Ihnen immer noch lieber wäre als ein Lob von irgendwem, dann werden Sie ermessen können, welche Freude Sie mir mit diesem zustimmenden Brief gemacht haben: ich weiß nämlich sehr genau, wer diesen Brief geschrieben hat: von meinem früh verstorbenen Vater habe ich all die alten Brenner-Hefte geerbt. Bei allem Selbst-Bewußtsein habe ich (hoffentlich) doch nicht das rechte Maß verloren, so daß Ihr damaliger Zuspruch mich gewiß nicht veranlassen wird, fortan stolz auf mich zu sein. Ich bete viel mehr darum, nie das Gefühl zu verlieren, daß ich immer am Anfang stehe – sonst hört sich ja alles auf!

Aber um darauf zurückzukommen: es hat mich seither nie mehr in die Innsbrucker Gegend verschlagen, und so will ich nun endlich doch wenigstens schriftlich Ihnen danken – freilich immer noch in der Hoffnung, Ihnen auch hier noch einmal zu begegnen. Über die vielen Kilometer hinweg darf ich mich Ihnen jetzt aber besonders nahe fühlen durch den Besitz, den nicht nur materiell-gegenständlichen, Ihrer »Danksagung« – in welcher Sie, übrigens, auf persönliche Weise genau das tun, was mein eigentlich literarischer Lehrer, Heimito von Doderer, künstlerisch-gestalthaft tut: den Umweg legitimieren. Bei dem Leben, das ich bisher, wenn auch nicht halb so alt wie Sie, hinter mir habe, fällt diese Lehre auf fruchtbaren Boden. Ein »anscheinend endgültig verlorener Sohn«: war nicht auch ich das, wenn auch auf niedrigerem Niveau? Und bin ich's nicht noch? Auch Ihrer (was ich mit meiner damaligen Widmung auch mitgemeint habe)?

Nehmen Sie, hoch verehrter Herr Professor, meine Grüße auch in diesem Sinn entgegen, und denken Sie eine Minute lang gleichsam väterlich-nachsichtig an  
Ihren zutiefst ergebenen

Herbert Eisenreich

1251 AN HERBERT EISENREICH

Innsbruck-Mühlau, 19. Januar 1963

Lieber, verehrter Herr Eisenreich,

ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihr Brief gerührt und erfreut hat. Haben Sie herzlichsten Dank dafür! Daß Sie mich in der Art, wie Sie meine Umweg-Situation sehen, sogar in Beziehung setzen können zu Heimito von Doderer, diesem Meister der Gestaltung aller menschlichen Umwege, hat mir besonderen Eindruck gemacht. Am Ende bedarf man ja solcher Rückgratstützen, wenn in einem vorgertückten Alter wie meinem alles um einen herum zu wanken und mit einem selbst hilflos zu werden scheint. Sie verstehen, daß wir dieser Bedrohung alle ausgesetzt sind, und darum grüße ich Sie von Herzen

als Ihr ergebener

Ludwig v Ficker

1252 AN PAULA LUDWIG

Innsbruck-Mühlau, im Januar 1963

Verehrte, wahrlich hochzuschätzende Freundin Paula Ludwig!

Fast schäme ich mich, um Entschuldigung bitten zu müssen, daß ich Sie so lange unbedankt ließ. Unbedankt für die große Freude und Überraschung, die Sie mir noch vor der letzten Adventszeit bereitet haben. Aber ich konnte nur staunen – und das *darf* vielleicht meine Entschuldigung sein –, ja: angesichts der rührenden Geschenke, die Sie mir gemacht haben, immer wieder nur staunen darüber, wessen das Menschenherz fähig ist, wenn es auf dem Wege seiner Heimsuchungen auf Erden erst einmal seiner eigentlichen Begabung und aufschließbaren Begnadung inne geworden ist. Das tritt bei Ihnen deutlich zutage und im Spiegel Ihrer Träume in ein so eigentümliches Licht, daß man unwillkürlich zunächst die Augen davor schließt. Es will eben bedacht sein wie alles, was uns wirklich angeht. Hier steckt ja noch ein unausdeutbares Geheimnis auch in der kristallinen Struktur Ihres neugeordneten Träume-Libells. Lasse ich es auf mich wirken in seiner Aufgeschlossenheit für einen dichterisch fixierbaren Resonanzraum jenes bewegten Weltalls, in dem die Abgründe einander rufen, hinkonzentriert auf Ihre persönliche Ergriffenheit –: dann kann ich gut verstehen, welch neubelebendes Moment die Beschäftigung damit gerade jetzt für Sie und natürlich auch, in seiner Auswirkung, Ihrem Sohn gebracht haben muß; denn ihm haben wir ja nicht nur die vortrefflichen Aufnahmen zur Erinnerung an Salzburg, sondern vor allem anderen seine große Liebe zu Ihnen, seiner Mutter, zu danken. Das prägt sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein. (Es hat nämlich auch eine sinnbildliche Bedeutung wie alles, was nicht von ungefähr geschieht.)

367

Gerade diese Gestaltungsfähigkeit Ihrer Traumerlebnisse im Spiegelbild einer dichterischen Fiktion, nein: Diktion ist es nun, die mich Wahrnehmenden, glaube ich, berechtigt, ja geradezu ermächtigt, Ihnen Mut zu machen zu dem anderen Vorhaben, das Sie andeuten. Was Ihnen nämlich da vorschwebt: das Buch Ihrer Flucht zu schreiben, das kann auf Grund der Ingredienzien, die Ihrer Begabung innewohnen, ein Buch der *Zuflucht* werden – nicht nur für Sie, sondern für viele, die für Zukunftsaspekte *fundierter* Retrospektiven heute einen Blick bekommen haben, der Geistesgegenwärtigkeit auf weite Sicht verrät und die Bedeutung des ergriffenen Augenblicks resolut in seinem Nachsinnbaren begreift. Warum auch sollte Ihnen nicht die Kraft dazu gegeben werden, diese Restkraft, zu vollbringen, was als Möglichkeit einer Vollendung in Ihrem ganzen Wesen, Ihrer erstaunlichen Existenzbestreitung, doch so spürbar darauf angelegt ist! Das kann und darf sich gewiß auch Ihr Sohn sagen, der Sie mit seiner Liebe umgibt; und auch wir anderen: die Busta und ich z.B., sind uns einig im Vertrauen auf eine Vorsehung, die weiß Gott jedem Menschen, hat er erst einmal begriffen, was ihm frommt, das Beste zusinnt. In Ihrem Fall vielleicht gerade: die Krönung Ihrer Laufbahn als Künstlerin wie als Mensch!

Und damit möchte ich mich von Ihnen verabschieden, nicht ohne Ihnen auch aufs herzlichste gedankt zu haben: für die Wiederbegegnung in Salzburg, die Widmung Ihrer Dankrede bei der Trakl-Feier und Ihren ebenfalls handgeschriebenen, von Ihrer Blütenpräparierkunst so zärtlich geschmückten Brief – Zeichen und Zeugnisse Ihrer Güte, deren sich kaum würdig fühlt

Ihr allzeit ergebener

Ludwig v Ficker

P.S. Auch meine Tochter läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen wie auch Ihrem Sohne für die Bilder und alle Ihre Aufmerksamkeit danken. (Eine Schallplatte mit einem Teil meiner Trakl-Rede wird Ihnen der Verlag ja inzwischen zugesendet haben. Sie ist mehr zum Anschauen und Weglegen als zum Anhören bestimmt.)

1253 VON CHRISTINE LAVANT

[Poststempel: St. Stefan (Lavanttal) 19. 2. 63]

Verehrter gütiger Freund.

Ihr Gedenken kam so seltsam zurecht wie alle Wunder innerhalb des reinen menschlichen Erbarmens. Jedes solche Zurechtkommen bezeugt, daß unabhängig von unseren äußeren Sinnen, Anruf und Antwort möglich sind, daß wir – durch wieviele Ordnungen auch vom Höchsten getrennt – doch wenigstens noch zueinander Zugang haben innerhalb eines Geheimnisses.

Ja verehrter gütiger Freund, ich stecke im untersten trostlosesten Grund meines Gemütes wohl auch ähnlich einsam nur sicher viel schuldhafter verloren wie der an den Ihre starken getreuen Worte gerichtet sind. Mit dem Fortschritt des Leidens wächst auch die Erkenntnis seiner Ursachen u. ergibt einen schlammigen oder ze-



mentenen Grund aus dem es keine Befreiung mehr gibt. Auferlegtes wirft schlimmstenfalls in den Staub aber selbstverursachtes ins völlig Unfruchtbare.

Seit dem Neujahrstag stecke ich in einer unauslöschbaren Seelenangst die auch durch Drogen nicht mehr gelindert werden kann. Vor einigen Tagen mußte ich jäh an Sie denken. Vermutlich war es in dem Augenblick als Sie sich entschlossen haben diese Ihre Briefe an einen Einsamen, an mich zu schicken.

Mein Leib und meine Seele sind voll Schmerz – voll Angst. Aber – daß es *einen* Menschen gibt der dies, ohne davon verständigt worden zu sein – geahnt gespürt oder gewußt hat und mir sogleich in einer seltsam-diskreter Weise zu Hilfe kam, das ist ein Strohalm oder vielleicht gar eine Wurzel hier unten in dieser unbeschreiblichen Tiefe meiner Trostlosigkeit für hier und – drüben.

Ich bitte Sie nicht mir zu erklären was Sie veranlaßt hat mir *jetzt* dieses Zeichen diese Hilfe zukommen zu lassen; es soll geheim bleiben = in der [Verhüllung] alles Lebendigen.

Ich bin nicht gerettet aber ich kann mir fast wieder – in ganz seltenen Zwischenmomenten – vorstellen, daß ich noch nicht rettungslos verloren bin.

Das verdanke ich Ihnen und Gott gäbe es, daß ich das *nie* mehr vergesse.

Gott behüte Sie noch lange für viele Traurige und Verzweifelte  
und auch für

Ihre Christine L.

P.S. Hoffentlich können Sie meine Schrift lesen? Ich kann nicht besser schreiben.

1254 VON THOMAS BERNHARD [P]

[Poststempel: Krakow 16. III. 63]

[Ein kurzer, freundlicher, absichtsvoll formulierter Gruß mit Bezug auf Georg Trakls Tod in Krakau.]

1255 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg-Br. 5. Juni 63.

Sehr verehrter, lieber Freund!

Ein unvergeßlicher Nachmittag und die stille Beglückung über das geschenkte Wiedersehen. Und alsbald war das Gespräch mitten in der Not des Zeitalters und in der Sorge um den Geist.

Was vermag das Denken vor dem gewaltigen Andrang der Technik gegenüber der industriellen Gesellschaft? Nichts – wenn wir auf einen Nutzen rechnen. Manches, Geringes – wenn wir erkennen, daß das Nutzlose das Nötigste bleibt. Und so bleibt Ihr Wirken aufbewahrt in einem verborgenen Bereich, den nur Wenige kennen dürfen.

Auf der Rückfahrt las ich noch in dem kostbaren Geschenk. Auch diese Sprache wird noch gehört werden, wenn der Mensch nicht das lange Wartenkönnen ganz verlernt.

Mögen Sie noch warme heitere Tage genießen in dem wohlbehüteten Haus.

Und dann wünsche ich Ihnen eine gute Heimkehr.

Ihr getreuer

Martin Heidegger

1256 AN MARTIN HEIDEGGER

Baden-Baden, 7. Juni 1963

Hochverehrter und geliebter Freund!

Soeben habe ich Ihre so willkommenen Gaben empfangen: Ihre Rede über Hebel, den Hausfreund, mit dem Porträt von Ihnen, das so ansprechend Ihren Ausführungen voransteht; und den gewichtigen Zuspruch Ihres Briefes, den ich mir tief zu Herzen gehen ließ.

Nur mit großer Rührung konnte und kann ich an die Pfingstüberraschung zurückdenken, die mir Ihr Besuch hier bereitet hat. Immer wird mir vor Augen stehen, wie Sie mich bei Ihrem Kommen und beim Abschiednehmen umarmten – für mich ein Zeichen und ein Siegel des Unverbrüchlichen, das mich Ihnen noch im Zerfall meines Gedächtnisses tiefer und in einer Weise verbindet, die ich mir nicht erklären kann, aber mich Zutrauen fassen läßt zu Ihrer Bemerkung, daß das Nutzlose das Nötigste bleibt und so mein Wirken aufbewahrt bleibe in einem verborgenen Bereich, den nur Wenige kennen dürfen.

Haben Sie Dank, verehrter Freund, für den Trost dieser Einsicht und Zuversicht, mit dem ich gern hinübergehe, wenn es soweit ist. Vorläufig werde ich – in einer Woche etwa – nach Innsbruck zurückreisen. Von dort erhalten Sie dann gleich die Karl-Rabner-Rede »Lösch den Geist nicht aus!« und die kleinen Desiderata, die Sie freundlicherweise noch durch meine Tochter an mich ausrichten ließen!

370

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin und lassen Sie mich Ihnen nochmals von Herzen danken für die große Freude, die Sie mir und meiner Tochter mit Ihrem gütigen Besuch bereitet haben!

Immer Ihr

Ludwig v. Ficker

1257 AN VICTOR E. FRANKL

Innsbruck-Mühlau, am 30. Juni 1963

Lieber, verehrter Professor Frankl!

Welch eine Stütze war und ist mir Ihr so gütig übersandter Sonderdruck! Haben Sie herzlichen Dank! Und bitte: Verabsäumen Sie doch auch nicht, Martin Heidegger in Freiburg mit einem Exemplar zu bedenken. Er hat mich kürzlich in Baden-Baden, wo ich bei meiner Tochter Birgit weilte, überraschend besucht und mich sehr ergriffen.

Mit ergebensten Grüßen – auch an Ihre Frau Gemahlin bitte –

Ihr Ludwig Ficker

1258 VON CHRISTINE BUSTA

Wien, Allerseelentag 1963

Lieber, sehr verehrter Herr Professor Ficker,

Seien Sie innigst bedankt für Ihre liebe Karte. Sie stehen gar nie in meiner Schuld sondern immer nur ich in Ihrer, zumal ich seit vielen Jahren ja doch nur eine sehr oberflächliche Brieffschreiberin bin – aus Zeitmangel, aber auch großer Lebensschwierigkeiten wegen, die mich immer strenger ins Schweigen verweisen. Aber sofern man über sich selber überhaupt etwas Gutes sagen kann u. darf, glaube ich, Ihnen versichern zu dürfen, daß ich viel wortlose Treue hege u. vertraue, daß es auch dafür Antennen gibt. Die Tage mit Paula Ludwig im heurigen Sommer waren für mich sehr erschütternd. Wir sind einander von der ersten persönlichen Begegnung in Salzburg her auf eine – fast möchte ich sagen – blind zuversichtliche Weise zugetan u. wir haben unsere Beziehung heuer im Lahntal sehr vertieft u. der Abschied war herzerreißend. Ich weiß nicht, ob Paula noch zu helfen ist, ob sie sich jemals noch zum Schreiben aufraffen kann – aber ich verstehe auch, warum sie es nicht kann, u. für mich bleibt sie das einmalige Phänomen P. L., auch wenn sie keine Zeile mehr schreibt, so od. so hat sie für mich ihr Werk getan. Sie ist auch kaum mehr imstande, einen Brief zu schreiben u. man muß ihr die Treue u. Anhänglichkeit u. Dankbarkeit trotzdem glauben. Sie ist so sehr Liebende u. Lebende, Sünderin u. Reuige u. unablässig Gedenkende, mit allem Verbundene, daß sie nichts mehr *tun*, nur mehr *sein*

371

kann. Wenn man mit ihr beisammen ist, spürt man, wie sie alles in einem ist, unbändige Freude u. abgrundtiefes Elend, stark u. schwach, u. sich selber ausgeliefert in einer Hilflosigkeit, die etwas Heiliges hat. Ihr Sohn ist mir lieb wie ein Bruder geworden, ein scheuer, aufopferungsfähiger Mensch, eigentlich selber ein künstlerischer Mensch von äußerster Sensibilität im Optischen. Er ist *ihr* Sohn in der Liebe, wenn auch nicht im Wort. Wenn man die beiden näher an einem Kreis von Menschen hätte, deren Liebe durch täglichen Umgang u. Ermutigung sich von einem aufwühlenden Erlebnis (aus dem man dann wieder in Leere u. Einsamkeit stürzt) in eine ruhige Sicherheit u. Geborgenheit verwandeln würde, wäre vielleicht noch zu helfen u. heilen, aber so, wie die Dinge liegen, fürchte ich, daß Paula immer tiefer in den Alkohol absäuft u. Friedl sich aufreibt, weil er sie nicht halten kann. Aber, bitte, behalten Sie das für sich, Ermahnungen auf Distanz können nichts fruchten, nur Unheil stiften. Daß ich es Ihnen angedeutet habe, soll eine Erklärung meiner Sorge sein u. kein Verrat. Dabei kann es trotzdem wunderschön u. heiter mit Paula sein u. ich möchte keine unserer gemeinsamen Stunden missen. Und es bricht mir fast das Herz, daß ich nicht mehr für sie zu tun vermag, als sie spüren zu lassen, daß ich sie liebe u. im Herzen halte. Für eine letzte u. tiefste Stillung muß man sie den Händen Gottes überlassen, auch wenn es noch so hart ist, sich mit der Ohnmacht menschlicher Liebe abzufinden. Es ist schon viel, daß es mir gelungen ist, sie in Weilburg zu einer Lesung zu bringen, die übrigens wunderbar war. Und für nächstes Jahr habe ich nach Luxemburg einiges für sie gesponnen u. sie wird zu einer Tagung nach Mondorf eingeladen, wo sie gleichfalls lesen soll. Man muß ihr das Gefühl geben, daß sie nicht vergessen ist, daß Menschen nach ihr verlangen. Gebe Gott, daß ihr Rheuma nicht gerade ganz böse ist u. daß die Aussicht, daß wir dort einander wiedersehen werden, Magnet genug für sie ist, um sie wieder einmal herauszureißen. – Beten Sie ein bißl für sie mit, ich glaube, Sie haben mehr Chancen auf Erhörung als ich, denn ich bin noch zu tief in Schuld u. Elend dieser Welt verstrickt, um droben Stimme zu haben. Ich würde selber einen Fürsprecher brauchen u. weiß nicht, ob ich einen habe od. finde. –

Aber nun vom Privaten zum Offiziellen dieses Briefes! Mein Chef (Prof. Zangerle kennt ihn u. hat selber schon für die Wiener Bücherbriefe geschrieben u. kann Ihnen hinsichtlich des bescheidenen Honorars, das sie zu bieten haben, nähere Auskünfte geben) hat mich gebeten, bei Ihnen anzufragen, ob Sie nicht irgendetwas über Ferdinand Ebner geschrieben haben, was wir anlässlich des Erscheinens des 2. Bdes der Gesamtausgabe in den Wr. Bücherbriefen veröffentlichen könnten. Der Leserkreis ist nicht superintellektuell sondern muß auf volksbildnerisch menschlicher Basis angesprochen werden. Es soll entweder etwas Erhellendes u. Einführendes zum Gesamtwerk od. Anliegen Ferdinand Ebners sein od. eine Erinnerung an persönliche Begegnung u. wir wüßten dazu keine berufenere Feder als die Ihre. (Übrigens besitze ich Ihre Schallplatte zu Trakl u. habe sie mir mit großer Erschütterung angehört.) Selbstverständlich erwartet Dir. Müller nicht, daß Sie sich eigens der Mühe unterziehen, für die Wr. Bücherbriefe einen Artikel zu verfassen – wir könnten einen solchen Beitrag gar nicht entsprechend honorieren, aber vielleicht findet sich in Ihren Manuskripten u. Aufzeichnungen etwas im Umfang von 2–4 1/2 Maschinseiten, das Sie leicht u. rasch für unsere Zwecke überarbeiten könnten. Dr. Müller würde Ihren Beitrag als eine große Auszeichnung empfangen. Aber machen Sie sich, bitte, keine

Sorgen, wenn Sie unsere Bitte nicht erfüllen können. Dr. Müller möchte Ihnen gewiß keine Last aufbürden. Sosehr er sich über einen Beitrag von Ihnen freuen würde u. die Ehre zu schätzen wüßte, wichtiger für uns alle ist, daß Sie sich wohlfühlen u. sich keine Anstrengungen zumuten, die Ihnen schaden könnten. Unsere Anfrage gilt nur für den Fall, daß Sie etwas parat hätten, das Sie mühelos adaptieren könnten od. daß unsere Bitte für Sie eine Freude wäre. Ich möchte Ihnen auch eine lange Hin- u. Herschreiberei ersparen u. schlage daher vor, daß, sofern ich bis 18. Nov. keine Zusage od. Absage von Ihnen habe, ich auch ohne schriftlichen Bescheid annehme, daß Sie leider keine Möglichkeit haben, unserem Wunsch zu entsprechen u. das als Bescheid an meinen Chef weitergebe. Dr. Müller läßt Ihnen durch mich seine Verehrung bekunden u. sich bestens empfehlen u. er hat diesen inoffiziellen Weg über mich gewählt, um Ihnen alles, wodurch Sie sich eventuell zu mühevoller Antwort verpflichtet fühlen würden, zu ersparen.

Ich hoffe, daß Sie sich leidlich wohlfühlen u. den schönen Herbst ein bißchen genießen konnten. Ich war wieder reichlich mit Juryarbeit u. Gutachten eingedeckt zu allen übrigen Brotberufs- u. privaten Belastungen u. bin zwischen Büroschreibtisch u. heimischen Korrespondenz- u. Bücherbergen seit Meersburg nimmer ins Freie gekommen, abgesehen vom täglichen Dienstweg von u. zu der Straßenbahn u. den samstägigen Einkäufen als zwar keineswegs mustergültige aber desto mehr geplagte Hausfrau. Bitte grüßen Sie meinen verehrten Meersburger Lobredner, Prof. Zangerle, sehr herzlich von mir u. auch die muntere Ulla u. bewahren Sie mir ein kleines Plätzchen in Ihrem großen Herzen, ich kann's immer brauchen. In liebender Verehrung u. Dankbarkeit immer

Ihre Christl Busta

1259 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, 13. Dez. 1963

Liebe Christl!

Ja, es ist eine Schmach und eine Schande, daß ich den großartigsten Brief, den ich je von Ihnen erhalten habe, nicht – und jedenfalls nicht rechtzeitig, wie ich wollte – beantwortet habe. Das Gedenken an Paula Ludwig ist durchaus in Ihrer Sicht und als Beispiel jener aufgeopferten Existenzen, denen nachzusinnen ich nicht müde werde, in meinem Herzen treu bewahrt. Und was Ebner betrifft, so hätte ich den Wunsch Herrn Dr. Müllers gern erfüllt, wenn ich etwas Mitteilenswertes zur Verfügung gehabt hätte. Durch die großartige Herausgeberleistung von Dr. Seyr bin ich aber erst darauf gekommen, wie wenig nur und wie obenhin ich Ebner eigentlich gekannt habe. Sie verstehen, welch ein Hemmschuh damit meiner Bereitschaft, Ihnen und Ihrem Chef womöglich zu dienen, angelegt war. Also nichts für ungut.

Alles Herzliche für Weihnachten und das kommende Jahr!

# 1964

1260 AN PAUL SCHICK

Innsbruck-Mühlau, 9. Februar 1964

Sehr geehrter Herr Doktor!

Nicht ohne Ergriffenheit in jeder Hinsicht habe ich soeben die Lektüre Ihrer Zeitschrift »Der Alleingang« beendet.

Wie nah ging mir da wieder alles und manches, dem ich mich schon fern und täglich ferner gerückt wähnte!

Wie gut auch, im Ganzen wie im Einzelnen, hat sich da zusammengefunden, was lebendiger Erinnerung erst ihre Bedeutung als Alleingang gibt!

Und wie schön, daß aus jüngster Zeit dem Verlust Zechmeisters so ehrlich nachgetrauert wird! Dieses Beispiel, weiß Gott, darf nicht vergessen werden.

Haben Sie Dank und entschuldigen Sie die Kürze dieser Mitteilung! Aber ich weiß mir vor Erschöpfung oft kaum mehr zu helfen.

Mit allen guten Wünschen

Ihr Ludwig Ficker

1261 AN PETER WEIERMAIR

Innsbruck-Mühlau, 14. Februar 1964

Sehr geehrter Herr Weiermeier!

Nehmen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit, für das Eröffnungsheft Ihrer Zeitschrift »Ansichten«, und das gütige Begleitschreiben, das Sie ihm beilegte! Es beglückt mich natürlich, daß etwas, was ich vor einem halben Jahrhundert begonnen habe, heute noch für eine junge Generation einen vorbildlichen Wert behalten hat. Ich kann Sie übrigens zu diesem ebenso zweckmäßig wie vornehm ausgestatteten Versuch nur beglückwünschen. Daß er ein Wagnis ist, wissen Sie selbst. Aber eines, das mir, einem Freund von Wagnissen, deren Berechtigung ich einsehe, imponiert. Denn noch, noch immer, leuchtet mir ein, was Ihrem Unternehmen den Grund und die heimliche Schwinge abgeben mag. Eine Dichterin in diesem Heft spricht es aus: »Die Geschwindigkeit gegen schweigende Ziele nimmt zu« (auch eine andere: »Nur dahinter, wo die Zeichen verschlossen sind, lebt noch Atem«) und ein Dichter: »Langsam bewegt sich der verhohlene Sinn auf das Wirkliche zu.«

Mit allen guten Wünschen und besten Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

1262 AN RUDOLF FELMAYER

20. Februar 1964

Verehrter Freund Felmayer!

Zu der Gürtellos, die ich mir vor kurzem zugezogen hab', ist die Lektüre Ihrer Wienerischen Passion gerade das richtige Senfpflaster. Beides juckt und brennt wie das höllische Feuer. Entsprechenden Dank und Grüße

Ihres Ludwig Ficker

1263 VON CHRISTINE LAVANT

CHRISTINE LAVANT  
ST. STEFAN IM LAVANTTAL, KÄRNTEN

[wahrscheinlich Frühjahr 1964]

Lieber, verehrter Ludwig von Ficker.

Bei Gott, ich weiß nicht womit ich Ihre wunderbare Widmung verdient habe! Vielleicht gerade durch mein – jetzt schon so lange andauerndes Tot-Sein – ? Es ist eine Qual jenseits aller Qualen in der Sie, sehr verehrter Freund, mich heimsuchen kamen. Ich glaube, ich bin wirklich »verwüstet«. Im allerärgsten Sinne. In diesem Zustand noch Freude und Verehrung empfinden zu können bedeutet wahrlich ein Wunder. Es muß Ihnen eingesagt worden sein, daß Sie gerade jetzt und mit solchem Ausdruck meiner gedenken konnten. Vielleicht ist das Starke-Strahlende über Ihnen eine Verdichtung des Ur-Erbarmens.?

Ich danke Ihnen und grüße Sie

Ihre Christine Lavant.

1264 AN HERBERT EISENREICH

Innsbruck-Mühlau, 10. April 1964

Lieber, verehrter Herr Eisenreich!

Großartig – dieser Urgroßvater!

Geradezu und auf allen Umwegen, die Fragwürdigkeiten seiner Vorgänge zu erhellen, ein wahres Meisterwerk der Erzählkunst aus Österreich!!

Es grüßt und beglückwünscht Sie voll Bewunderung

Ihr Ludwig v Ficker

375

Innsbruck-Mühlau, 23. Nov. 1964

Sehr verehrter, teurer Freund!

Fast kommt mir vor, als ob durch die Entfernung, die wir uns schon einmal, rücksichtnehmend, auferlegt haben, die Nähe zwischen uns erst richtig beispielgebend aufleben möchte. Jedenfalls hat sie etwas ähnliches in mir zustandegebracht, seit ich Ihre Karte, die dem Schreiben an meine Tochter Birgit beilag, in Händen hielt und die so herzliche Anteilnahme bewundern konnte, die Sie in allem und jedem meinem Geschick entgegenbringen. Das vergißt sich nicht und wird mir immer wieder als ein Weggefährtentum, das aus verschiedenen Richtungen auf einander zukommt, in seiner respektablen Bemühung um das Wort, auf das allein es ankommt und das auch wahrlich aller unserer (vermeintlich überflüssigen!) Anstrengungen bedarf, vor Augen stehen. Wie auch sollten wir uns sonst in jenen Bereich des Feststellbaren hinaussehen, in welchem Ihre Notizbucheintragung recht behält: »Wage die Stille / Stille die Waage«!

Und nun erwarte ich erst recht mit Freude Ihren »Abraham a Sancta Clara« zur Weihnachten!

Immer grüßt Sie

Ihr Ludwig v. Ficker

## 1266 VON HEINRICH VON TROTT

HEINRICH v. TROTT zu SOLZ, 6441 POCHMÜHLE BEI SÜSS ÜBER BEBRA  
19. XII. 64.

Lieber, verehrter Herr v. Ficker.

Zum Weihnachtsfest und für das kommende Jahr möchte ich Ihnen, mit meiner Frau und den Kindern Glück und Freude wünschen und Sie Gottes Barmherzigkeit anempfehlen. Wir waren so traurig, daß aus dem in Aussicht genommenen Wiedersehen und der vielleicht möglichen gemeinsamen Fahrt hierher in den Wald zu uns wegen unserer Abwesenheit in Amerika nichts geworden ist. Hoffen wir, daß sich das vielleicht im kommenden Frühjahr, wenn Sie wieder einmal zu Birgit nach Baden-Baden fahren sollten, nachholen läßt!

Heute wollte ich Ihnen aber noch etwas Anderes erzählen, was ich schon lange eigentlich vorhatte. Im Frühjahr hat mir ein junges befreundetes Mädchen nach einem kurzen Besuch hier bei uns, Ferdinand Ebners Aphorismen geschenkt, weil ihr das so viel bedeutete. Wir hatten nie darüber gesprochen, auch wußte sie nichts von Ihnen, noch von Ebner. Ich habe sofort Ihr schönes ergreifendes Vorwort gelesen und mich dann für den Rest des Jahres fast ausschließlich mit diesem Buch beschäftigt. Soeben habe ich den zweiten Band bekommen und den dritten bestellt. Ich muß sa-



gen, daß mich seit langer, langer Zeit kein Buch so tief ergriffen, ja erschüttert hat wie dieses. Wie wunderbar, daß Sie diesen Schatz der Menschheit noch enthüllen und überliefern konnten! Die Erfahrungen und Aussagen dieses Erschütterten und Erleuchteten sind imstande, das geheime Licht der Wortenthüllung in den Dunkelheiten und Bedrängnissen unserer eigenen Existenz Erfahrungen zu entzünden und wieder zum Leuchten zu bringen. Ja, die grauen Schleier der Zeit – und ihrer seit Jahrhunderten verstellten Perspektiven und Horizonte – beginnen sich zu lichten und Blick und Weg in ein neues Leben der geistigen Existenz des Menschen zu erschließen, als wäre es genau für uns – heute – geschrieben.

Es ist kaum auszudrücken, wie dankbar ich Ihnen dafür bin. Aber ich dachte, diese kurze Mitteilung würde Ihnen auf Ihre Art eine kleine Weihnachtsfreude bereiten. Leben Sie wohl und grüßen Sie die Ihren  
von Herzen

Ihr Heinrich v. Trott

# 1965

1267 AN OTTO BASIL

Innsbruck-Mühlau, 3. Januar 1965

Lieber Dr. Basil!

Ich benütze die Gelegenheit, um Ihnen, was ich schon längst tun wollte, für Ihre viele Mühewaltung im Hinblick auf Trakl zu danken; ich war und bin nur immer zu schwach dazu, um noch eine richtige Korrespondenz führen zu können. Besonders danke ich auch für die Zusendung Ihrer Ausführungen in »Wort in der Zeit«. Was Sie da zum Thema der »Fremdlingin« mitteilen, habe ich mit Interesse und, was die wesentlichen Schlußfolgerungen bezüglich Trakls Verhältnis zu seiner Schwester betrifft, mit Zustimmung gelesen. Ich kann aus meiner Kenntnis der Veranlagung der beiden Menschen die Richtigkeit des Ergebnisses Ihrer Untersuchung jedenfalls nicht anzweifeln.

Hingegen will mir Ihre Vermutung, die Verszeile von den »knöchernen Greisen« beziehe sich vornehmlich auf Grete Trakls Ehemann, nicht einleuchten. Die Bemerkung von Frau Geipel, er sei ein »Hüne« gewesen, betraf nämlich (wie sie mir jetzt in Salzburg bestätigte) nur seine Statur. Er war nämlich volle zwei Meter groß, dieser Arthur Langen (ehemals mit Georg Heinrich Meyer, dem Geschäftsführer von Kurt Wolff in Leipzig befreundet), im übrigen aber die »letschigste« und weibischste Figur, die sich denken läßt. Er gefiel sich darin, in den Straßen Berlins sich als lebendige Kopie Stefan Georges zu zeigen – mit derselben Mantille und dem selben modisch geformten Hut. So habe ich ihn hier auch, in dieser Adjustierung, anlässlich eines Besuches einmal kennen gelernt. Im übrigen soll er sich auch gern (aber ich weiß nicht mehr, wer mir das sagte) mit Modistinnenarbeit beschäftigt haben. Also: »Knöchernes« scheint in diesem »Hünen« nicht viel gewesen zu sein.

Die Männer der anderen Schwestern habe ich nicht gekannt. Aber mir scheint (und ich hab' das auch nie anders verstanden): Trakl hat da das ganze Mannsbildertrio im Auge gehabt – vom Standpunkt der Entfernung aus, in der er alles sah.

Mit besten Grüßen und Wünschen

Ihr Ludwig Ficker

1268 VON CHRISTINE LAVANT

[Poststempel: St. Stefan (Lavanttal), 14. 1. 65]

Gütiger verehrter Herr Pr. Ludwig von Ficker.

Allen Segen über Sie für diesen Ihren zweiten Brief.

Da ich uralte zur Welt kam weiß ich sehr viel von Verschattungen, ihren furchtbaren Geborgenheiten und den noch viel furchtbareren I[n]tervallen der Aufhellungen. Daß Sie es auf sich nahmen, Ihrem ersten Brief einen zweiten nachzusenden zählt zu den erstaunlichsten und erschütterndsten Wahrnehmungen meines Lebens. Gott gäbe es, daß mir dies immer gegenwärtig wird wenn ich – aus lauter Angst vor jeder seelischen Belastung – wieder einmal versagen möchte. So sei es, daß Sie – so lange ich lebe – in mir weiterwirken so gut dies in so einem schlechtem Medium möglich ist. Dieser Vorsatz – mit allem Ernst angenommen – macht jede hiesige Begegnung überflüssig.

In tiefbegründeter Verehrung grüßt Sie

Ihre Christine L.

1269 AN PAULA SCHLIER [P]

Frau  
Paula Rossmann-Schlier  
Bahnhofstr. 4  
8132 Tutzing  
bei München

Innsbruck-Mühlau, am 12. März 1965

Heute, an Deinem Geburtstag, liebe Paula, habe ich mich sehr in das von Dir empfohlene neue Buch Max Picards »Der Mensch und das Wort« vertieft. Es scheint auch mir von Bedeutung. Was er da um das »Vorgegebene« zusammenquirlt, erzeugt, wenn man es auf der Zunge gleichsam zergehen läßt, einen herrlichen Eigengeschmack, trotzdem (oder weil) viel abgerahmte Milch von Kühen darin ist, die andere gemolken haben. Alles Gute!

Ludwig

1270 AN PAULA SCHLIER [P]

Frau  
Paula Rossmann-Schlier  
Bahnhofstr. 4  
8132 Tutzing  
bei München

[13. III. 65]

Liebe Paula,

ich muß mich korrigieren: Was bei Max Picard entspringt, ist doch reines Quellwasser im Wort, hervorgerufen aus dem Geiste einer subtilen Erwägung seiner ursprünglichen Bewegungskräfte. Mit allen guten Wünschen

L.

1271 AN WALTER STROLZ

Innsbruck-Mühlau, 24. März 1965

Lieber, verehrter Dr. Strolz!

Von Herzen danke ich Ihnen für Ihre Glückwünsche zum bevorstehenden Fünf- undachtzigsten. Auch ich erinnere mich gerne an die Anfänge unserer Bekanntschaft und insbesondere, wie Sie mir, aus Ihrer tiefer verstandenen katholischen Tradition heraus, über die Andeutungen Ihrer Hölderlin-Interpretation hinaus als erster die Zugänge zum Verständnis Heideggers aufgeschlossener vor Augen rückten. Das verißt sich nicht, und so können Sie überzeugt sein, daß ich mit größtem Interesse Ihrem Buch »Menschsein als Gottesfrage« entgegensehe, wohl wissend, wie wunderbar die Wege der Vorsehung sind, und so wünsche auch ich Ihnen von Herzen alles Gute, heute und fernerhin, in wahrer Hochschätzung Sie grüßend als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

Dank auch für alles Unbedankte aus letzter Zeit!

1272 AN GÜNTHER ANDERS

Innsbruck-Mühlau, 5. April 1965

Sehr verehrter Herr Anders!

Besonders ergriffen (um nicht zu sagen: gerührt) von Ihrer Aufmerksamkeit zu meinem bevorstehenden 85. Geburtstag, möchte ich Ihnen nur danken, von Herzen danken, für den Geist der Anteilnahme, der Sie bewogen hat, mir dieses, gerade dieses Ihr Zeit und Raum so eindringlich zusammenfassendes Werk der Anschauung dessen, was uns an Wirklichkeitssinn heute nottut und fast allein noch zu Gesicht steht, zu schenken.

Ich weiß diese Gabe samt der Ehre, die sie mir erweist, wahrhaftig zu schätzen und grüße Sie in wahrer Hochschätzung  
als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1273 AN RUDOLF HENZ

Innsbruck-Mühlau, 10. April 1965

Sehr verehrter Professor Henz!

Mit äußerstem Befremden, ja Entrüstung habe ich von dem schmählischen Verhalten erfahren, das man sich einer so verdienten Persönlichkeit wie Gerhard Fritsch gegenüber zuschulden kommen ließ. Wer immer in der letzten Zeit die Lektüre von »Wort in der Zeit« sich angelegen sein ließ, mußte sich sagen, daß sie durch Fritsch auf eine so respektable Höhe gebracht worden war (gleichgültig, ob einem dies oder jenes mißfiel), daß man sich schämt, ihm diese Leistung in Oesterreich so vergolten zu sehen.

Gerne bin ich, verehrter Professor Henz, mit allem einverstanden, was Sie in diesem Falle für gut und zweckmäßig befinden.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1274 VON MAX KAINDL-HÖNIG

MAX KAINDL-HÖNIG  
LEITER DER KULTURREDAKTION  
»SALZBURGER NACHRICHTEN«

S. H.  
Dr. hc. Ludwig von F i c k e r  
Innsbruck-Mühlau  
Tirol

Salzburg, 11. April 1965

Hochverehrter lieber Freund!

Wievielemale hat die Szene sich verändert, seit Sie auf dem Boden der literarischen Kultur den Ablauf so merk- und denkwürdig mitbestimmt haben! Es dünkt uns weniger entscheidend, welcherart Mutationen vor sich gegangen sind, als welche Entfernung deren äußerste, extremste vom Lot und Maß Ihres Urteils über die Dinge des Poetischen einnehmen. Und sind es noch dieselben Dinge, die wir heute so mühsam hinter dem dreifachen formalen Verhau einer Verleugnung aufspüren müssen, wenn wir die Sprache eines Dichters suchen? –

Ich glaube, bei aller Skepsis, es wird Ihrer Leistung und dem Verdienste des »Brenner« zugeschrieben bleiben, daß das verstörte Wertgefühl gegenwärtiger Literaturkritik trotz einer grell ausleuchtenden Publizität mitunter – in einem Weltwinkel – das Licht des Absoluten noch zu entdecken vermag. Freilich: wer hält es und birgt es, wie Sie es taten? Wir haben vom Neuen immer gerade das Neueste in Händen und schon den Zipfel des Nächsten. Zu lernen indes, wie das Beruhen auf Gemeinsamem und das im Streite Zueinandergehören, erst fähig sind, eine Kultur zu bilden; zu erfahren, wie das behutsame Werk des Maklers sich darein fügen kann, ohne irgendeine Macht zu üben über das Wort hinaus, das ist Ihre Schule, deren wir bedürfen. Dazu tritt noch das Unnachahmliche Ihrer Art, ein Ingenium zu heben, es zutage zu fördern und mehr noch – ihm inbegriffener Freund zu sein.

Ich verneige mich vor Ihnen an diesem hohen Geburtstag, den wir mit Ihnen feiern dürfen. Nehmen Sie als ein Zeichen aufrichtiger Bindung an Ihre Ideen und Vorlieben einen kleinen Privatdruck entgegen, den ich dem gemeinsam verehrten Dietrich Fischer-Dieskau, als er seine Frau durch den Tod verlor, zugeeignet habe.

Mit herzlichen Wünschen grüßt Sie  
Ihr Ihnen ergebener

Max Kaindl-Hönig

*1 Beilage*

1275 VON FRITZ HOCHWÄLDER

FRITZ HOCHWÄLDER

Zürich, den 11. April 1965

Erlauben Sie mir, Ihnen, hochverehrter Herr von Ficker, als dem bedeutendsten Mann des heutigen Österreich, meine verehrungsvollen Grüße und die allerherzlichsten Wünsche zur Vollendung Ihres 85. Lebensjahres zu entbieten.

In Hoffnung auf eine baldige persönliche Begegnung verbleibe ich  
Ihr stets ergebener

Fritz Hochwälder

1276 VON OSKAR KOKOSCHKA

13. April 1965

Meinem lieben Freund, dem großen Förderer der Kultur in Österreich in den schwersten Zeiten, dem Brenner-Herausgeber Ludwig von Ficker recht herzliche Glückwünsche und noch viele arbeitsreiche, segensvolle Jahre zum Geburtstag.

In alter Anhänglichkeit und Liebe  
immer Dein

Oskar Kokoschka

1277 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, 26. April 1965

Liebe Paula!

Ja, entschuldige, daß ich Dir noch nicht einmal für die wunderschönen roten Rosen gedankt habe, mit denen Du meines Alterstags gedacht hast! Dieser selbst wie eine kleine Vorfeier nachmittags bei mir zu Hause (in die auch Eckart und Grete Hittmair, die mir gratulieren wollten, gerade zurecht hineinplatzten) verlief ganz nach Wunsch und recht gemütlich. Besonders das Festmahl im Hotel Europa, das mir die Landesregierung gab, zeichnete sich durch seinen intimen, familiären Charakter aus. Wie Du vielleicht erfahren hast, hat das österr. Unterrichtsministerium als anscheinend bleibende Einrichtung »Ludwig-Ficker-Stipendien« von S. 50.000 gestiftet, deren erste Stipendiaten, darunter Christine Busta, auch zum Festmahl gekommen waren. Doch lassen wir das, als vorüber, glücklich auf sich beruhen!

Wichtiger ist, Dir gleich mitzuteilen, daß das Gedicht »Das Wort« großartig ist und, obwohl es eigentlich eine Wolke von Eingebung zu fassen versucht, einen neuen Durchbruch zu konzentrierter Verdichtung in Wortgestalt darstellt. Für mich sind

das alles Symptome, daß auch schlimmste Leiberkrankungen in ihrem Vorübergang diese lebenerhaltenden Geistesprozesse im Gesichtskreis Deiner Eingebungen nicht verhindern, wenn auch scheinbar manchmal aufhalten und gleichsam auf die lange Bank schieben können. Also sei und bleib nur immer unverzagt! Dann wird sich schon herausstellen, früher oder später, was die Vorsehung mit diesem Deinem Leben voll Geduld und glücklich unterdrücktem Ehrgeiz am Ende bezweckt und in das Licht ihrer beabsichtigten Wortvermittlung durch Dich gerückt hat. Am Ende wird nur reine Freude über all das Gnadengeschenke bleiben.

Von Gedenkblättern, die Dich interessieren könnten, übermittle ich Dir vorläufig nur diese zwei. Ja, das Köselheft ist ausgezeichnet. Falls Du vom Otto Müller Verlag das Erinnerungsheft, von dem ich Dir heute ein Exemplar mitsandte, noch nicht erhalten haben solltest, werde ich veranlassen, daß dieses Versäumnis noch nachgeholt wird.

Und damit Gott befohlen für heute! Er behüte Dich und gestatte uns ein Wiedersehen im Mai!

Immer Dein Ludwig

1278 VON THEODOR W. ADORNO

PROF. DR. THEODOR W. ADORNO

6 FRANKFURT AM MAIN 20. Mai 1965  
KETTENHOFWEG 123

Hochverehrter Herr von Ficker,

erst nachträglich erfuhr ich, durch unsere gemeinsame Freundin Lotte Tobisch, von Ihrem Geburtstag, sonst hätte ich rechtzeitig gratuliert, und bitte Sie sehr, die Verspätung zu entschuldigen. Seit meiner Jugend ist mir Ihr Name vertraut, im Zusammenhang mit dem Brenner, als der des Menschen, der Trakl gegenüber wahrhaft die Nachwelt vertrat, als einer der integersten Gestalten aus dem literarischen Bereich. Ich glaube vielleicht deshalb d[as]s Recht zu haben, das ohne Zudringlichkeit auszusprechen, weil ja das, was man so »Positionen« nennt, bei Ihnen und bei mir keineswegs zu koinzidieren scheint; aber es gibt ein Anderes, in sogenannter Weltanschauung nicht Auszudrückendes, was tiefer ist – wodurch ich mich Ihnen erst recht verbunden fühle. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles nur erdenkliche Gute.

Gleichzeitig gestatte ich mir, Ihnen mein jüngstes Buch zu schicken, das in einigem vielleicht Ihr Interesse finden wird, etwa wegen der Kraus-Arbeit, die Lotte gewidmet ist, und wegen des Hölderlintextes.

In wahrhafter Verehrung  
Ihr aufrichtig ergebener

Th. W. Adorno



1279 AN THEODOR W. ADORNO [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, 26. Mai 1965

Sehr verehrter und wahrlich auch von mir hochgeschätzter Professor Theodor W. Adorno!

Sie ahnen nicht, wie oft ich Sie schon bewundert, ja beneidet habe. Worum? Ja, das ist schwer zu sagen. Um das Faszinierende ungewöhnlicher Geistesgaben, die Ihre Eigenart ausmachen und jeden berühren müssen, der diesem kurios auf-schießenden Feuerwerksbündel von Einfällen, Durchdachtheiten, entfalteten Redewendungen nachsieht, nachsinnt, wohl spürend, daß überall, wo sie niedergehen, Vorurteile auszubrennen und Revisionen als Grundlage für neu zu Begreifendes am Gedächtnisstamm des Althergebrachten vorzunehmen sind. Wie sollte mir das nicht Eindruck machen! Um etwas Ähnliches ist es mir im Wahrnehmungsfeld meiner begrenzten Ausblicke im »Brenner« wohl auch gegangen, aber wie wird das alles in Schatten gestellt von der Fülle dessen, was Ihnen im Wirkraum von Wort und Ton heute, konzentriert in einer, eben Ihrer Einzelperson, zu sehen erlaubt ist. Das also ist es, worum ich Sie beneide, und was es mir erschwert, mich auf den mir gebührenden Standpunkt des *sum cuique* zurückzuziehen.

Ein Glück, daß in diesen meinen alten Tagen unsere verehrungswürdige Lotte Tobisch es übernommen hat, als ein rechter Engel der Vorsehung diese Spannungselemente zwischen unseren »Positionen« auszugleichen, was mich erst recht ermutigt, Ihnen zu sagen, welch große Freude und Genugtuung mir das Geschenk Ihres Buches wie Ihres Briefes bereitet hat.

Empfangen Sie, verehrter Herr Professor, die Grüße und den Dank  
Ihres sehr ergebenen

Ludwig v. Ficker

1280 AN THEODOR W. ADORNO

Innsbruck-Mühlau, 27. Mai 1965

Sehr verehrter, wahrlich hoch zu schätzender Professor Adorno!

Sie ahnen nicht, wie oft ich Sie schon bewundert, ja beneidet habe. Beneidet um all die Vorzüge, die Sie besitzen und ich nicht. Das Faszinosum ungewöhnlicher Geistesgaben, die Sie Ihr eigen nennen dürfen, muß ja jeden berühren, der nur irgendwie einmal sein Augenmerk darauf gerichtet hat, um was es heute geht, will man einer Besinnung zum Durchbruch verhelfen, die sowohl Nächstliegendes wie auch fernher Winkendes erhellern kann. Wohl habe ich mich nach meinem geringen Vermögen selbst darum bemüht. Aber da stand und stehe ich nun wie ein Waisenknabe vor der Prachtentfaltung all der Vorzüge, die Sie auszeichnen: Ihr universales Wissen, die unerschöpfliche Variabilität Ihrer Einfälle und Ausdrucksmittel, in ei-

385

nemfort wie Feuerwerkskörper aufschießend und niedergehend, um da und dort die Stellen zu beleuchten, wo im Grundlagenbereich des Jüngst- wie des Althergebrachten Revisionen vorzunehmen sind. Kurz, man kommt aus dem Staunen nicht heraus, auch wenn man auf dem speziellen Sondergebiet der Tonkunst nicht (und auf dem der Wortkunst auch nur annähernd) zu Hause ist wie Sie.

Ein Glück, daß unsere verehrungswürdige Lotte von Tobisch es übernommen hat, als ein rechter Engel der Vorsehung diese Spannungselemente zwischen unseren »Positionen« auszugleichen; was mich erst recht ermutigt, Ihnen zu sagen, welch große Freude und Genugtuung mir das Geschenk Ihres Buches wie Ihres Briefes bereitet hat.

Empfangen Sie, verehrter Herr Professor, die Grüße und den Dank Ihres sehr ergebenen

Ludwig v. Ficker

1281 AN WERNER BERG

2. Juni 65

Lieber, verehrter Werner Berg!

Paul Flora war bei mir und hat mir Ihr Anliegen vorgetragen.  
Vielleicht entspricht Ihnen das Beiliegende.  
Mit herzlichen Grüßen

Ihr Ludwig v. Ficker

Immer, wenn ich mir die Tag- und Nachtgesichte vergegenwärtige, die in der Dichtung der Christine Lavant wie zu ruhelosem Schlaf die Augen aufschlagen, taucht daneben unwillkürlich der rätselhafte Blick auf, der ihr eigen ist und uns alle angeht. Der außerdem in Ihren Porträtabwandlungen, lieber Werner Berg, gleichsam noch einmal die Abgründe des Elends aufschließt, das unserer Dichterin innewohnt und ihrem Dasein gleichwohl Glanz wie ihrer rückhaltlosen Hingabe an das bewegte Wort jenen unerklärlichen Schimmer von Notwendigkeit verleiht, der nicht von dieser Welt scheint.

Es grüßt Sie beide ehrerbietig  
Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1282 VON HEINZ POTOTSCHNIG

Dr. Heinz Pototschnig  
Villach, Felix Dahnweg 8

26. 7. 1965

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Verzeihen Sie bitte, daß ich nach so kurzer Zeit schon wieder mit einer Bitte an Sie herantrete.

In Kürze erscheint mein Buch LOTUNGEN, eine lyrische Legende für Stimmen, in einer kleinen Liebhaberausgabe.

Im Anhang des Büchleins soll ein Hinweis auf die bisher erschienenen Gedichtbände gebracht werden. Dazu möchte ich ein Urteil Heimito von Doderers aus den Cahiers du Sud und Ihre, im letzten Brief geäußerte, Meinung zitieren. Natürlich nur, wenn Sie, sehr verehrter Herr Professor, Ihr Einverständnis dazu erteilen.

Ich erlaube mir, Ihnen eine Abschrift der in Frage stehenden Arbeit zu übermitteln. So können Sie Ihre Entscheidung auch in Hinblick auf das neue Werk treffen.

Mit respektvollsten Empfehlungen  
bin ich Ihr sehr ergebener

Heinz Pototschnig

1283 AN HEINZ POTOTSCHNIG [Entwurf]

[wahrsch. Juli 1965]

Ich habe den Tiefsinn unter dem Satzgefüge und Wortklang Ihrer Stimmführung nicht ganz auszuloten vermocht. Diese Abrundung der metaphorischen Anschauungen im Wandelbild ihrer seriellen Abgeschöpftheiten stellt Anforderungen an ihren Nachvollzug im Ohr und Gehirn des Lesers, denen ich mich nicht ganz gewachsen fühle. Ich unterliege auch nicht gern dem Hypertrophischen von auf den Kopf gestellten Weitausgeholtheiten unter dem Zwang (Deckmantel) eingebildeter Verdichtungsprozesse

1284 AN KATHARINA VON TROTT

Innsbruck-Mühlau, am 30. Juli 1965

Liebe Katharina!

Es gehört zum Eigentümlichen Deines Vaters, daß man jetzt, nach seinem jähen Hingang, zunächst kein Wort darüber verlieren möchte, sondern es für angezeigt hält, diesen Hingang, der in Wahrheit ja nur eine Fortsetzung seines immer wieder versuchten Heimgangs hier auf Erden in ein neues Domizil ist, nachsinnend zu beschweigen. Das spüren wohl alle, die sich einmal seine Freunde nennen durften; und wahrscheinlich wird ihnen jetzt, nach seinem Tode, ein Licht darüber aufgehen, welcher Art das zwiespältig verlorene Vaterland gewesen ist, dem Werner von Trott – oft unter so irritierenden Momenten und Aspekten seines Selbstbehauptungs- wie Selbstaufgabewillens – im Grunde nachgegangen ist, um seiner Trauer über alles scheinbar fahrlässig Preisgegebene notdürftig Herr zu werden, aber auch einen Ausdruck zu verleihen, der für sich selbst spricht. Diese Erkenntnis, wie gesagt, wird sich Bahn brechen als Vermächtnis einer Erscheinung, mit der zu Lebzeiten wohl manche etwas anzufangen wußten, aber infolge beschwerlicher Kontaktnahme nichts Rechtes zu Ende bringen konnten. Ausnahmen gab es, und wenn ich jetzt Deine kostbare Gabe betrachte, das Bildvermächtnis, das der Künstler, der wesentlich auch am »Labyrinth« beteiligt war, dem Andenken Deines Vaters gewidmet hat, dann wird natürlich auch mir ein bißchen weh ums Herz. Aber das vergeht, und zurück bleibt, was von seiner lebendigen Dagesenheit, geistesgegenwärtig faßbar, in uns einströmt, um uns als Hinweis auf ein unverlierbares Vaterland zu dienen und über alle Trauer hinwegzuhelfen.

Laß es – vorläufig – an dem genug sein, liebe Katharina! Denk daran, wie entscheidend sich heute alles lichtet, und grüß mir Deine Mutter und Geschwister!

Solange ich selbst noch atmen kann, bin ich Dein Pate

Ludwig v. Ficker

1285 AN LOTTE TOBISCH

Innsbruck-Mühlau, 2. September 1965

Liebe, verehrte Lotte!

Schönsten Dank für Ihre wahren Gütedienste! Mit großer Freude habe ich die Burckhard-Reminiszenzen gelesen, die Buschbeck zusammengestellt hat und die Sie mit einer so lieben Zueignung versehen haben!

Außerordentlich interessiert haben mich die Trakt-Lieder von Adorno. Das heißt: ich versteh' ja nichts von Musik (obwohl ich für manches, wenn auch als Schwerhöriger, ein Gehör zu haben glaube). Aber fasziniert hat mich zunächst seine Notenschrift; sie verrät mir das Genialische eines versierten Kompositors, nicht gerade-

zu das Geniale eines wirklichen Komponisten. Doch kann ich mich da natürlich auch täuschen. Ich muß einen Sachverständigen für Musik mit entsprechender Vertrautheit für neuzeitliche Liedgestaltungen zu Rate ziehen, ehe ich mich da auf fundiertere Beurteilung dieses à prima vista höchst anziehenden Opus einlassen kann. Vorderhand kann ich ja nur die Singstimme auf dem Klavier nachtippen. Das genügt nicht.

Übrigens: glauben Sie, liebe Lotte, daß Professor Adorno noch die Möglichkeit hätte, ein Exemplar seiner Trakl-Lieder dem Brenner-Archiv zu überlassen? Daran wäre mir sehr gelegen. (Das übersandte gehört ja, wie ich annehme, Ihnen.)

Es grüßt Sie, wie immer, von Herzen

Ihr Ludwig v. Ficker

1286 AN LOTTE TOBISCH

Innsbruck-Mühlau, 3. September 1965

Liebe, verehrte Lotte!

Gestern nachmittag – mein Brief an Sie war bereits aufgegeben – hat mir die Vorschung auch gleich den Musiksachverständigen (auf Durchreise) serviert: Dr. Pirckmayer von der Akademie der Tonkunst in Wien (komponiert und schreibt selbst unter dem Namen Georg Pier). Der hat sich voll Interesse die Trakl-Lieder von Adorno angeschaut, er wußte gar nicht, daß dieser (den er nur als Musiktheoretiker kannte) auch selbst komponiert, und wunderte sich, daß die Lieder nur handschriftlich und nicht gedruckt vorliegen. Er meinte, sie nähmen ihren Platz zwischen Schönberg (Singstimme) und Alban Berg (Begleitung) ein, und bedauerte, daß die Ilona Steingruber nicht mehr lebt. Das wäre die Sängerin gewesen, die diese Lieder zur Geltung gebracht hätte. Theoretisch, glaube er, habe sich Adorno bereits von diesen frühen Einflüssen der Wiener Schule heute entfernt, und man könne gespannt sein, wohin er mit seiner tiefen Ein- und Voraussicht in fluktuierende Elemente des Musikgeschehens noch gelange. Pirckmayer, das glaube ich (Schwerhöriger) seinen Andeutungen zu entnehmen, scheint für die ursprünglich schöpferischen Begabungen jener Wiener Zeit Gustav Mahler und Alban Berg zu halten, während für die Zeit nachher nur noch Webern der Rang eines Neu- und Eigentöners im Hinblick auf gewagte Möglichkeiten zukomme.

Nur das wollte ich Ihnen rasch noch mitteilen als Anhängsel zu meinem gestrigen Brief.

Es umarmt Sie, liebe Lotte, herzlichst

Ihr Ludwig v. Ficker

Innsbruck-Mühlau, 29. Sept. 1965

Verehrter Otto Basil!

Erst heute komme ich – entschuldigen Sie! – dazu, für das freundlich dedizierte Exemplar Ihrer Trakl-Monographie zu danken. Wie es Ihnen ergangen ist (der Sie freilich unterwegs waren), erging es auch mir: ich hab mir durch Buchhandlungen herausuchen oder nach Maßgabe des Bedarfs bestellen lassen, um Ihr Werk verschenken zu können. Ich bedauerte nur, daß es nach allem Aufwand, den Sie sich im Verein mit anderen hatten angelegen sein lassen, auf ein verhältnismäßig schmales Bändchen zusammengeschrumpft ist (aber hier mußten Sie natürlich vor Verlagsrücksichten kapitulieren!) Immerhin enthält es auch so den Sucus dessen, worauf es Ihnen ankam, und darüber war ich ja schon vorher orientiert, ohne daß ich daran Anstoß nahm. Es verfolgt im wesentlichen ja die Linie, die durch Spoerri vorgezeichnet war –: eine Gratwanderung, deren Problematizität ich diesem seinerzeit nicht recht plausibel machen konnte. Ich könnte es Ihnen gegenüber umso weniger, da Ihre An- und Einsichten (eben als ein musisch bevorzugter Zusammenklauber) weit über Ihren Vorgänger hinausführen. Daß sie in manchem zu bewundernswerten Resultaten, auch zu ausgesprochenen Tiefsichten gelangen, ist so offenkundig, daß ich darüber kein Wort verlieren möchte. Ihre Kombinationsgabe bei diffizilist ausgeprägtem Genauigkeitsbedürfnis Ihres Forschergeistes ist zweifellos überraschend (höchstens da und dort ein wenig fragwürdig) und ich sehe nicht ein, warum mir das nicht imponieren soll. Auch habe ich allen Grund, Ihnen für die Richtigstellung eines hartnäckigen Gedächtnislapsuses in meinem Gehirnkastl dankbar zu sein. Die Flucht Trakls in Esterles Atelier, wo das Selbstporträt entstand, ist natürlich nicht Ende März 1914 erfolgt, sondern, als er nach seinem Verzweiflungsbrief vom November 13 nach Innsbruck zurückkehrte. Erst durch Sie bin ich darauf gekommen, daß es im Winter war.

Methlagl ist schon einige Zeit in Wien. Seine Privatadresse weiß ich nicht. Er ist zu entsprechender Archiv-Ausbildung in der Handschriften-Sammlung der National-Bibliothek und telephonisch dort zu erreichen.

Lassen Sie sich's, lieber Herr Doktor, vorerst an diesem Wenigen genügen und seien Sie aufs respektvollste begrüßt von  
Ihrem ergebenen

Ludwig v Ficker

1288 VON ALFRED BAEUMLER

Eningen, 8. X. 1965.

Lieber Herr Ficker,

als Sie vor einigen Jahren in Tübingen zu den Studenten über Trakl sprachen, haben wir uns wiedergesehen – beide anders und doch beide dieselben wie früher. Immer wieder habe ich an unsere zufällige Begegnung denken müssen. Jetzt endlich gibt mir das Erscheinen meiner alten Bachofenarbeit (von 1926) unter neuem Titel und mit einem Nachwort (aus diesem Jahr) versehen, die Gelegenheit, Ihnen zu schreiben und nicht nur »guten Tag« zu sagen.

Nehmen Sie es als Zeichen einer verborgenen Verbundenheit, die niemals ausgesetzt hat, wenn ich Ihnen dieses komische »Nachwort« übersende, das ein nicht geschriebenes Buch auf 36 Seiten ist. Ich rechne auf Sie als Leser (außer Ihnen werde ich nicht viele finden) – es wäre mir ein Fest, wenn ich von Ihnen einige Worte über dieses Produkt der Mühsal vieler Jahre hören würde.

Neulich ist es mir gelungen, das letzte Heft des Brenner (1954) »käuflich« zu erwerben. Wie glücklich war ich, Ihre Stimme wieder zu vernehmen! Durch einen Zeitungsausschnitt aus München erfuhr ich, daß Sie in diesem Jahr 85 geworden sind. Die Zeit wird immer relativer und wir rücken uns immer näher.

Seien Sie von Herzen begrüßt  
und lassen Sie nicht ohne Antwort  
Ihren alten

Alfred Baeumler

1289 AN ERICH VON KAHLER

Innsbruck-Mühlau, 11. Okt. 1965

Sehr verehrter Herr Professor!

Von Julius Kiener erfuhr ich, daß Sie in diesen Tagen Ihren achtzigsten Geburtstag feiern. Das ist auch für mich ein willkommener Anlaß, Ihrer in Ehrerbietung zu gedenken. Gehören Sie doch zu jenen, die seinerzeit eine Erinnerung an mich und den »Brenner« hinüber in die Neue Welt trugen und dort nicht einschlafen ließen. Das war eine Wohltat für mich und die Sache, der ich damals (und ehemals vielleicht vorzeitig) dienen zu müssen glaubte. Ohne das Entgegenkommen eines solchen Gedächtnisses, wie es mir durch Sie und viele Ihrer Gefährten, die drüben vielfach in der Zerstreuung lebten, zuteil wurde, wäre ich wohl der Hauptstütze beraubt gewesen, die mich unentwegt an die Unverlorenheit meines Einsatzes für scheinbar Überlebtes glauben ließen. Ermessen Sie daraus den Wahrheitsgehalt der Dankbarkeit, den ich Ihnen und manchen Ihrer Freunde schulde, und gestatten Sie mir, hochver-

391

ehrter Herr Professor, daß ich Ihnen dies heute sage und weiterhin von Herzen alles Gute wünsche.

Ihr allzeit ergebener

Ludwig v. Ficker

1290 AN HERMEN VON KLEEBORN

Innsbruck-Mühlau, am 20. Oktober 1965

Liebe, verehrte Frau von Kleeborn!

Wie wunderbar doch alles ist! Nicht ohne tiefste Rührung konnte ich in diesen meinen Alterstagen die neueste Gabe – die letzte, wie Sie glauben – Ihrer Übersetzungskunst empfangen. Ich denke nach und ich besinne mich, aus welchem Ziehbrunnen unverdrossener Geduld Sie Ihre Zuversicht schöpfen, und plötzlich und immer wieder wird mir leicht ums Herz und jene Freude zieht ein, aus der sich gut verstehen läßt, daß Sie sich – trotzdem! – als glücklichen Menschen bezeichnen. Wie danke ich Ihnen, daß Sie dieses Buch in meine Hände gelegt haben und mit Worten, die mich selbst zum glücklichsten Menschen machen! Ich kann nur staunen und Sie im Geist umarmen – herzlich, herzlich, herzlich – als

Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1291 AN WILFRIED KIRSCHL

Innsbruck-Mühlau, 23. Oktober 1965

Lieber Herr Kirschl,

ich muß Ihnen doch gleich schreiben – am Telephon taug' ich ja nichts –, um Ihnen zu sagen, welch große, besondere Freude und Überraschung mir Ihre Reminiscenz an Esterle als Kunstkritiker bereitet hat. Welch eine Erinnerung für mich, der ich doch gern alles vergesse: Diese Paukenschläge aus den tempi passati (?) einer verschlafenen Stadt, denen Esterle einen so intensiven Nachhall zu geben verstand, daß man aus dem Staunen gar nicht herauskommt, wenn man sie jetzt, dank Ihrem geschulten Gehör, wiedererweckt findet. Das ist eine Leistung von Ihnen, dargeboten in einem Deutsch, das sich nicht minder hören und sehen lassen kann wie die notgedrungen aggressivere Diktion Ihres Vorgängers im Aufspüren dessen, was der Zeit nottut. Daß sie heute eine Bedächtigkeit verlangt, wie sie in Ihnen überzeugend verkörpert ist und Ihrem Wesen so glücklich entspricht, das stellt Ihrem Spürsinn das schönste Zeugnis aus. Wahrlich ein Grund, daß wir uns *mit* Ihnen darüber freuen dürfen, und so grüße ich Sie herzlich, mit besten Empfehlungen auch an Ihre Frau Gemahlin, als Ihr ergebener

Ludwig Ficker



1292 AN CHRISTINE BUSTA

Innsbruck-Mühlau, Ende Oktober 1965

Liebe, verehrte Christl Busta!

In diesen wunderschönen klaren Herbsttagen kann ich mich kaum sattsehen an den Herrlichkeiten einer wetterwendischen Natur, die uns zur Besinnung in alten Tagen die Erhabenheit der Schöpfung so eindringlich vor Augen stellt. Auch in den Gleichnissen und dem Sehertum erinnertes Dichtung, versteht sich. Und da denke ich mit Vorliebe an manches, das uns durch Sie und Ihre Begabung erst in tieferem Sinne faßbar gemacht wurde. Es ist, da- und dorthin ausgreifend, wahrlich nicht wenig; und dies in jedem Betracht.

Um so schmerzlicher drückt mich die Saumseligkeit, mit der ich Ihren letzten Brief samt Gedichtbeilage so lange unbedankt gelassen habe. Aber was hätte ich Ihrer Klage und Enttäuschung über erlittene Unbill, die Sie offenbar durch die Umwelt erfahren haben, entgegensetzen dürfen, was nicht eigener Ohnmacht und somit potenziertem Leidwesen entsprochen hätte?! Nichts mit einem Wort, das nicht in Ihnen selbst und Ihrer Dichtkunst besser aufgehoben und erschlossen wäre!! Das ist sicher.

So bin ich immer nur in alter Anhänglichkeit, gern und ungern alles bedenkend, was Abschiede nun einmal schwer macht, Ihr getreuer

Ludwig v. Ficker

1293 AN LOTTE TOBISCH

Innsbruck-Mühlau, 22. oder 23. Nov. 1965

Liebe, verehrte Lotte!

Ja, das ist doch großartig, was Sie mir von Professor Adorno mitteilen! Das gehört doch – nebst Ihnen! – zu den freudigsten Überraschungen meiner alten Tage! Sie haben recht: Es muß doch ein Sonnenhaftes in ihm selbst stecken, das die wunderbaren Eisblumenmuster seiner Intellektualität überraschend auftaut, vorsichtig hinwegschmilzt und so in ihrer Bedeutung erst ganz durchsichtig macht. Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir das mitgeteilt haben!

Sie sollen sich aber meiner wegen nicht bemühen. Methlagl und ich kommen am Donnerstag, 2. Dezember, am späten Abend mit dem Arlex nach Wien und werden dann gleich unser Quartier im Hotel Wandl beziehen. Also nicht abholen, Lotte! Das weitere wird sich finden.

Inzwischen alles Herzliche von Ihrem  
Sie gern umarmenden

Ludwig v. Ficker

1294 AN HERMANN KUPRIAN

Herrn  
Prof. Dr. Hermann Kuprian  
Präsident des »Turmbund«  
*Innsbruck*

Innsbruck, 9. Dez. 1965

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es sind Umstände eingetreten, die mich zur Bitte an Sie, als den gegebenen Mandatar, bewegen, von einer Ernennung meiner Person zum Ehrenmitglied des Turmbund gütigst abzusehen.

Ich gab meine Einwilligung hiezu, als Sie mit Herrn Dr. Holzmann bei mir waren, um mir dieses Vorhaben des Turmbunds überraschend mitzuteilen, ohnedies nur äußerst widerstrebend und ohne die Folgen recht zu bedenken.

Nun müssen Sie aber, wenn Sie Ihr ehrliches Gesicht vor mir wahren wollen, selbst zugeben, daß die Verdienste und Bestrebungen des Turmbunds im Grunde nichts zu tun haben mit dem, was nun einmal mir zeitlebens an Opfergeist zur Sicherung meiner einsam durchgehaltenen Existenz zugemutet war, und daß eine Vermischung dieser geradezu diametral entgegengesetzten Positionen zu Mißverständnissen führen müßte, die wir beide nicht gut auf unser Gewissen nehmen können.

Bedenken Sie, was ich hier angedeutet habe, so schmerzlich es für Sie sein mag, und verstehen Sie bitte, daß dieser mein Verzicht auf eine Ehrenmitgliedschaft beim Turmbund feststeht und unwiderruflich ist.

Es grüßt Sie, sehr geehrter Herr Doktor, in wahrer Hochschätzung  
Ihr ergebener

1295 AN LUDWIG GREVE

20. 12. 1965

Lieber Freund Greve,

das ist doch das großartigste Gedicht, das Ihnen je gelungen ist: Vollkommene Homogenität der geformten Anschauung von Wirklichkeit und Schmerz im Wandel unverlierbar vergänglicher Augenblicke! Kein Altraum, und doch ein wahrhaft in hellstem Entzücken fixierter! Schön! Wunderschön!

Süß die Bilder von Julia und Cornelia! Katja, der Lautensängerin, der Stillhalterin, viel Resonanz im kommenden Jahr! Vorläufig aber Euch allen ein recht gesegnetes Weihnachtsfest und alles Gute auch weiterhin von Eurem allzu früh- oder spätgeborenen

Ludwig v. Ficker

1296 AN PAUL SCHICK

Innsbruck-Mühlau, 24. Dezember 1965

Sehr geehrter Herr Schick,

ich muß Ihnen doch gleich schreiben und danken. Das ist ja eine so außerordentliche Leistung, die Sie da vollbracht haben, diese Bildmonographie über Karl Kraus, daß ich aus dem Staunen gar nicht herauskomme. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: die Meisterschaft, mit der hier auf begrenztem Raum eine so lebendig und umfassend erschaute Gestalt der Erscheinung des Verewigten wieder in unser Gesichtsfeld tritt; oder die Selbstzucht, mit der Sie im Hinblick auf alles Wiederwahrzunehmende vorgehen; denn die Ehrfurcht, die Sie bewegt, ist ebenso spürbar wie die Gewissenhaftigkeit, mit der Sie die Grenze der Verantwortung als Forscher nirgends überschreiten, wo die Rücksicht auf alle wegzuräumenden – und heute vielleicht mehr als je wegzuräumenden – Mißverständnisse und Fehldeutungen es nahelegte. Das alles ist von einer Ausgewogenheit des Urteils und Treffsicherheit des Wohlbedachten, die im Einklang mit dem ausgewählten Bildmaterial und den jeweils ausgehobenen Textzitierungen aus Kraus etwas restlos Überzeugendes hat. Dabei erfährt man eine Menge Ungewußtes, Neubeigebrachtes (die ganze Kindheits- und Entwicklungsgeschichte, aber nicht nur sie!) und wird auf Fährten des Sich-anders-Verhaltenden gelenkt, die selbst einer Witterung wie der meinen kaum zugänglich waren und nun gleichsam dokumentarisch beglaubigt sind. Wie viel ließe sich da aus Ihren Darlegungen im einzelnen anführen, aber man kann es an Hand Ihrer Hinweise nur zur Kenntnis nehmen und beherzigen. Jedenfalls, ich kann Sie und uns zu dem, was Sie uns mit Ihrer Monographie zu verstehen gegeben haben, nur beglückwünschen. Ich bin froh, dieses Ihr Zeugnis für das Wort, das nicht untergeht, noch erlebt zu haben, und grüße Sie, am heutigen Weihnachtstag, mit allen guten Wünschen auch für das kommende Jahr  
als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1297 AN MARTIN HEIDEGGER

Innsbruck-Mühlau, 27. Dezember 1965

Hochverehrter, teuerster Freund!

Aber nein und wahrhaftig: Gerade so, wie er mir zukam – als eindrucksvolles Photo –, war mir Ihr Gruß ein hochwillkommenes, liebes Geschenk. Denn insgeheim litt ich doch ein bißchen darunter, daß wir uns, aus übertriebener Rücksicht für einander, sozusagen schon den Abschied gegeben hatten. Von diesem unguuten Gefühl hat mich Ihr gütiges Gedenken nun gottseidank befreit.

Übrigens: es stimmt nicht, daß ich ohne Gedrucktes von und über Sie geblieben

395

bin. Der Weihnachtsengel hat auch dafür in der munifizentesten Weise gesorgt. Er hat mir nämlich den Symposion-Band mit den aufschlußreichen Darlegungen über Sie von Orlando Pugliese beschert. Da kann man sich versenken in Sie wie in ein unausschöpfbares Gefülle von Strömungen, die nur die Besorgnis übrig lassen, ob und wie doch unsereins wieder heil daraus auftauchen kann. Das ist keine einfache Sache für mich und läßt mich immer wieder an dem Angelhaken der armseligen Frage hängen bleiben: was Sie doch an mir angezogen haben mag, daß in der Fülle des Fragwürdigen, dem Sie nachgegangen sind, Ihr Blick auch und gerade auf mich fiel, der nie auffallen wollte. Was wiederum zur Folge hatte, daß Ihre Beachtung mir vor mir selbst (Gott segne Sie dafür!) entsprechenden Auftrieb gegeben hat. Gewisse Dinge grenzen ans Wunderbare.

Mögen Sie mir, verehrter Freund, auch beim Eintritt in das kommende Jahr und fernerhin gewogen bleiben! Das liegt mir mehr noch am Herzen als die Genugtuung darüber, daß ich unlängst bei einer Ebner-Gedenkfeier in Wien nach Gabriel Marcel noch ein paar Worte sprechen konnte, die gut aufgenommen wurden.

Es grüßt Sie, immer dankbar Ihrer gedenkend und von Herzen Ihnen alles Gute wünschend

Ihr Ludwig v. Ficker

# 1966

1298 AN GÜNTHER ANDERS

Innsbruck-Mühlau, 24. Jänner 1966

Sehr verehrter Herr Doktor!

Wieder einmal beschäftigte mich die Lektüre Ihres Buches »Der Mann auf der Brücke«, und mehr denn je spüre ich: Es ist eine Probe aufs Exempel für jeden, der sich nicht mit billigen Veduten zufrieden geben will. Unfehlbar nämlich bohrt sich in Herz und Gehirn, was da ein unversehrbares Gedächtnis zu augenblicklicher Besinnung, gebannt geradezu von der Erinnerung an die Schöpferworte »fiant luminaria in firmamento« (aber welch ein zwiespältiger Doppelsinn wohnt ihnen heute inne!), aufgezeichnet hat.

Wie treffsicher in lebendigster Kommunikation visieren Ihre Gedanken alles Erscheinende an! Bestürzt und bewegt kann ich diese Gedankenwelt, dem Wandelablauf ihres unzerstörbaren Bildcharakters, ihrer unmittelbaren Gesichtseindrücke folgend, nur ergriffen beherzigen und bewundern und Ihnen selbst, verehrter Herr Doktor, der Sie ein solches Memento im Dienste einer schwierigen Mission zuwege brachten, nur diesen Gruß meiner Dankbarkeit senden.

In Ergebenheit  
stets Ihr

Ludwig v. Ficker

1299 VON GÜNTHER ANDERS

Günther Anders  
Wien/Mauer  
Dreiständeg. 40

1. 2. 66.

Sehr verehrter Herr Professor,

Ich bin aufs tiefste betroffen von den Worten des Dankes und der Zustimmung, die Sie mir haben zukommen lassen. Das war – nein, nicht ein Blitz aus heiterem Himmel, sondern umgekehrt ein Lichtstrahl aus einem trostlos verdüsterten Himmel; die heutige Weltlage, die Indolenz der uninformierten und informierungsunlustigen Zeitgenossen, ganz zu schweigen vom Automatismus der, Kriege benötigenden

397

Waffenindustrie – all das hatte mich so entmutigt, daß ich an meiner Kraft, weiter zu Verhütung des Schlimmsten beizutragen, bereits zweifelte und verzweifelte. Und da kam wie gerufen Ihr Brief, der mir bewies, daß meine Versuche, das Ohr von Mitmenschen zu erreichen, vielleicht doch nicht ganz vergeblich sind. Und für diese Hilfe, die Sie mir gebracht haben, möchte ich Ihnen meinen Dank aussprechen. Es wäre natürlich eine große Freude und eine große Ehre für mich, Ihnen diesen Dank einmal persönlich aussprechen zu können. Leider ist das vorerst physisch unmöglich, denn hinter mir liegt ein Herzinfarkt.

Erlauben Sie mir bitte, daß ich die Gelegenheit dieses Dankbriefes dazu benutze, um Ihnen ein moralisches Problem vorzutragen, von dem ich annehmen könnte, daß es auch für Sie von Wichtigkeit sei. Als Ehrenmitglied des österreichischen Penzenentrums ist es Ihnen ja gewiß bekannt, daß das internationale Treffen des PEN-Clubs in diesem Jahre in den Vereinigten Staaten, in New York, stattfinden soll. Mir scheint, daß Schriftsteller heute so wenig in die Vereinigten Staaten als Gäste gehen dürfen, wie sie zu einem in Hitler-Deutschland stattfindenden Kongreß hätten gehen dürfen. Ich bin über den Genocid-artigen Krieg, den die Vereinigten Staaten in Vietnam führen, ziemlich genau informiert – dazu genügt es, regelmäßig die New York Times und gewisse zivilcouragierte amerikanische Zeitschriften zu lesen, aber ich erhalte auch Nachrichten aus Japan und Indien. – So lange dieser Krieg weitergeführt wird, und diejenigen Männer weiter an der Macht sind, die diesen Krieg mit den vulgärsten Argumenten (darüber am Schluß des Briefes) »rechtfertigen«, so lange darf man sich nicht als Gast in diesem Lande aufhalten; denn man würde in die Verlegenheit geraten, von Massenmördern eingeladen zu werden und diesen gegenüber höflich bleiben zu müssen. Mir scheint, kein Geistiger darf sich einer solchen Situation aussetzen, vielmehr sollten die Schriftsteller in internationalem Maß[s]tabe erklären, daß sie die Vereinigten Staaten als Tagungsland nur dann wieder in Betracht ziehen könnten, wenn dieser blutige Ausrottungskrieg beendet sei und deren Vorkämpfer politisch entmachtet seien. Ich denke daran, einen Aufruf in diesem Sinne aufzusetzen. Darf ich Sie fragen, ob Ihnen meine Argumente und meine Erwägung, eine solche Aktion einzuleiten, legitim erscheinen? Und ob ich, wenn ich derartiges unternähme, darauf hoffen dürfte, von Ihnen zur Verwendung Ihres Namens autorisiert zu werden?

Ich weiß sehr genau, – und auch Ihnen ist das ja ganz gewiß klar – daß Sie und ich »weltanschaulich« verschieden klassifiziert werden würden. Aber es gibt, so scheint mir, einen Generalnenner, der wichtiger ist als der der gemeinsamen theoretischen Grundposition: nämlich den Generalnenner des gemeinsamen Grams über die Ruinierung des Menschen. Und von diesem Gram war ja auch Ihr Brief an mich diktiert. Und diese Gemeinsamkeit hat mich dazu bestimmt, Ihnen über meinen Plan zu berichten, und zwar als Erstem zu berichten.

Ich verbleibe mit dem Ausdruck meines tiefsten Respekts und meiner größten Dankbarkeit

Ihr Günther Anders

P.S. Wenn ich von »Vulgarität« gesprochen habe, so meinte ich z.B., daß Präsident Johnson vor ein paar Wochen den amerikanischen Komiker Bob Hope zu den Truppen in Südvietsnam geschickt hat, und zwar mit den Worten: »Kein Krieg ist ein richtiger Krieg ohne die Witze von Bob Hope«; und daß Bob Hope in einer Vorstellung

vor 10.000 amerikanischen Soldaten in Saigon die Bombardierung Nordvietnams als das beste ›slum clearance project‹, d.h. als das beste Stadtsanierungs-Projekt in der Geschichte Vietnams bezeichnet hat; und daß er mit dieser makabren Bemerkung die 10.000 Zuhörer in jubelnde Begeisterung versetzt hat. Darüber berichtet die absolut zuverlässige amerikanische Zeitschrift ›Newsweek‹ von 10. 1. 66. – Ueber diese Angelegenheit, die noch alles übertrifft, was in den ›letzten Tagen der Menschheit‹ vorkommt, habe ich einen offenen Brief an Pr[ä]sident Johnson geschrieben, den ich in alle Welt ausschicken werde. Auch Ihnen werde ich ein Exemplar zusenden. Daß freilich hier in Oesterreich eine Gelegenheit bestehen wird, diesen Text zu veröffentlichen, das bezweifel ich. –

G. A.

1300 AN MARIE LUISE KASCHNITZ [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, 15. Februar 1966

Sehr verehrte Frau von Kaschnitz!

Das war wohl eine der schönsten Überraschungen, die mir in meinen alten Tagen zuteil wurden: dieses Ihr Gedenkblatt von und an eine Sendung. Ich wußte nämlich gar nicht, daß am Anfang Ihrer dichterischen Besinnung Trakl stand. Nun gehen mir über manches die Augen auf.

Über dieses zum Beispiel. In meiner Vorstellung war Ihre Erscheinung immer mit Rom verbunden. Wie staunte ich daher, als vor ein paar Jahren eine Tochter von mir mich in das Hügelgelände südwestlich von Freiburg entführte, in einer Ortschaft Halt machte, auf einen Ansitz nahe der Straße wies und sagte: da ist die Kaschnitz zu Hause. Wir stiegen aus, es ging gegen Mittag, ein herrlicher Tag, und ehe wir Kehrt machten, hatte ich mich gründlich umgesehen und konnte das neue Heimatbild, das da von Ihnen aufstieg, zunächst kaum fassen.

Nun ist aber der Bogen in meinem Vorstellungsgelände geschlossen und mit der Rückverweisung auf Trakl durch Sie auch das Wahrnehmungsfeld für ein ursprünglich landschaftlich Verwandtes in Ihnen beiden besser in mir erschlossen. Dafür kann ich Ihnen nicht genug danken.

1301 AN GÜNTHER ANDERS

Innsbruck-Mühlau, 9. März 1966

Verehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie bitte! Aber ich war in letzter Zeit von Mißgeschick aller Art, von Altersmühsal und drückenden Sorgen (verursacht durch meine nächste Umge-

399

bung), so hergenommen, daß ich nicht schreiben, nicht danken konnte. Auch hat mich Ihre bestürzende Mitteilung in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt. So sehr ich es begrüße, daß mein Brief damals ein Lichtstrahl für Sie war, so habe ich ihn doch als eine Spontan-Reaktion (nach Wiederlektüre Ihres Buches) angesehen, die im Privatbereich von Person zu Person bleiben würde. Die Frage, die Sie nun an mich richten, greift aber darüber hinaus in einen Zuständigkeitsbereich der Öffentlichkeit, in dem ich meinen Namen nicht gern verwendet sähe. Denn wohl teile ich Ihre Empörung über die geschändete Menschenwürde in allem und jedem, was Sie vorbringen. Aber das Kampffeld, in dem Sie Ihre Entscheidungen treffen und weiterhin treffen wollen, ist nicht das meine, und so möchte ich Sie von Herzen bitten, von einer Nennung meines unmaßgeblichen Namens bei allen Aktionen, die Sie noch planen, so leid es mir andererseits tut, gütigst abzusehen.

Es grüßt Sie mit allen guten Wünschen für Sie in einer aussichtslosen Weltlage  
Ihr ausgiebig öffentlichkeitsscheuer

Ludwig v. Ficker

1302 VON GÜNTHER ANDERS

Günther Anders  
Wien/Mauer  
Dreiständeg. 40

11. 3. 66.

Sehr verehrter Herr Professor,

Erst einmal, damit ich Ihnen keinerlei Beunruhigung oder Gram bereite: selbstverständlich respektiere ich Ihre Bitte; ich werde von Ihrem Namen im Zusammenhang mit dem Projekt, das ich Ihnen in meinem letzten Briefe skizzierte, kein Gebrauch machen; und Ihre Worte der Zustimmung als von Mensch zu Mensch, als privat gesprochene Worte behandeln.

Ich brauche es wohl kaum ausdrücklich zu erklären, daß die Hoffnungslosigkeit Ihres Briefes mich tief deprimiert hat. Ich bin zwar kaum weniger pessimistisch als Sie, aber ich habe meinen naiven Glauben daran, daß mindestens der Versuch von Widerstand gegen Vulgarität und Gewalttätigkeit nicht unbedingt vergeblich sein muß, und auf keinen Fall schädlich sein kann, noch nicht aufgegeben.

Sie deuten an, daß Ihr Leben im Augenblick von Mißgeschick aller Art voll ist. Ich wünsche Ihnen, daß diese Schwierigkeiten hinter Ihnen liegen und verbleibe mit dem Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung

Ihr Günther Anders



1303 AN WALTER METHLAGL

20. III. 66

Lieber Herr Methlag!

Mit Staunen, großem Respekt und voller Bewunderung lese ich gerade Lachmanns jüngstes Werk »Der Versöhnende«. Er erweist sich darin als ein meisterlicher Löser und Entwirrer des Knäuels von Mißverständnissen, die sich um Hölderlins Christushymnen gebildet haben; kurz, als der gegebene geistige Rechtsanwalt in jener wichtigen Sache, die ihm immer schon am Herzen lag, und Argumente ausspielend, die in ihrer Wohlabgewogenheit an Schlagkraft nichts zu wünschen übrig lassen. Wie gesagt, ich stehe ganz im Bann dieser erstaunlichen und noch in ihren Hinwegwischgeberden überzeugend bewundernswerten Leistung. Wenn ich das *Ihnen* anvertraue, so wissen Sie, daß es zugleich als an Lachmann weitergegeben gilt.

Auch sonst gäbe es einiges zwischen uns zu besprechen. Also auf baldiges Wiedersehen, bitte!!

Ihr Ludwig v. Ficker

1304 AN ERNST WOLFHAGEN

Innsbruck-Mühlau, 19. April 1966

Sehr geehrter Herr Wolfhagen,

ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für den aufschlußreichen, wahrhaft erleuchteten Brief, den Sie mir soeben zukommen ließen, sowie ganz besonders für das, was Sie zum Gedächtnis Georg Trakls geschrieben haben. Hier teilt sich in der Tat die tiefere Verwurzelung mit, die Sie vom Ursprünglichen her mit dem Dichter verbindet. Mit Staunen und beinahe verdutzt habe ich von dieser Wahrnehmung Kenntnis genommen, und als zusammenfassenden Eindruck konnte ich am Ende konstatieren, daß, was Sie da hervorhoben, um es wieder seinem Ursprünglichen zurückzugeben, mich tiefer ergriffen hatte als das meiste, was sonst an Verdeutlichungskünsten über Trakl in wohlüberlegter Rede vorliegt. Ihre Befassung mit dem, was Trakls einzigartige, jedenfalls kaum vergleichliche Bedeutung für unsere Zeit ausmacht, ist so gründlich, daß einzelne Fragezeichen, die man da und dort bei Ihrem perspektivischen Verdichtungsverfahren anbringen könnte, keine Rolle spielen. Das beweist aber zugleich, daß der Diktion Ihrer Prosa ein Moment des Überzeugenden innewohnt, das es getrost mit der schriftstellerischen Verve anderer aufnehmen kann.

Ich grüße Sie herzlich und erkenntlich  
als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

401

1305 AN SUSANNE KÖLLERSBERGER

Innsbruck-Mühlau, 21. April 1966

Sehr verehrte Frau,

ich bin Herrn Professor Lange sehr dankbar, daß er Sie ermuntert hat, mir Ihr Bändchen Gedichte »Lichtschatten«, diese erstaunliche Erstlingsgabe, zu schicken. Ich finde nämlich diese Gedichte sehr, sehr schön und aus dem Quellbereich eines Wahrnehmungsvermögens im Wort geschöpft, das beinahe und geradezu Unsägliches umgreift. (Kaum Sägliches jedenfalls an Empfindung wie an Beobachtungsgabe!) Zu diesem Fundus an Vielverheißendem und doch demütig nichts Versprechendem, gern Verstummendem kann ich Sie und die Voraussicht des Linzer Kulturamts nur von Herzen beglückwünschen.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ludwig v Ficker

1306 AN HANS SZKLENAR

Innsbruck-Mühlau, 12. Mai 1966

Lieber, verehrter Herr Szklenar!

Es ist jetzt, scheint mir, alles vortrefflich. Ich habe, auch an Hand des Buches, alles verglichen – Einschübe, Neufassungen etc. – und bin aufs höchste befriedigt. Haben Sie herzlichsten Dank für alle Ihre Mühe! Diese kann Ihnen ja weder von mir noch anderen, die solche Leistung zu würdigen wissen, entsprechend vergolten werden.

Ja, nun echappiert uns also Prof. Killy an die Harvard-Universität, und die ganze Last der Aufräumarbeit hinsichtlich Trakls bleibt nun erst recht an Ihnen und (aber wer weiß, wozu es gut ist?!) an Jutta Nagel hängen.

Diese ist ja tapfer mit Otto Basil in der »Zeit« zu Gericht gegangen. Für ihn freilich wird es nur einen Kampf mit dem Drachen, einen Kampf mit dem »Fachmann« (noch dazu weiblicher Natur!) bedeuten. Aber cui bono?! Da hat sie recht, die Nagel!

Nur dies in Eile und allerherzlichste Grüße an Sie beide von Ihrem mittrauernden, gleichwohl frohlockenden

Ludwig v. Ficker

1307 AN PAULA SCHLIER

28. Juli 1966

Liebe Paula!

»Epilog« ist das *großartigste* Zeitgedicht, das heute geschrieben wurde. Es räumt mit allem Trug und Illusionismus auf, der auf der Bühne der Welt wie in den Vor-  
spiegelungen des eigenen Herzens vor sich geht. Die Ermächtigung von oben dazu  
ist *deutlich*. Laß Dich durch Dich selbst nicht mehr irre machen an Deiner Berufung  
(auch durch mich bitte nicht!) Denn jetzt *stimmt's!* Alles wird seinen vorbestimmten  
Gang gehen – zu unserem Heil, davon bin ich überzeugt!

Schick bitte das Gedicht an Kurt und Ruth! Es kann in Ruths Händen auch zur  
Rücksprache mit Pfäfflin von Nutzen sein.

Und wenn schon, dann würde doch *dieses* Gedicht sich zur Veröffentlichung in  
»Frau und Beruf« eignen.

Herzlichst in Eile

Dein L.

1308 AN HANS ROCHELT

Innsbruck-Mühlau, 16. August 1966

Sehr geehrter Herr Rochelt,

ich habe allen Grund, Ihnen – und zwar sofort (sonst komm' ich nicht mehr dazu)  
– für Ihren wunderbar aufgeschlossenen und mich tief berührenden Brief zu danken.  
Natürlich sind mir und dem Verwalter des Brenner-Archivs Ihre seinerzeitigen Stel-  
lungnahmen im »Neuen Oesterr.« und namentlich (oder vielmehr pseudonym) die in  
der »Oberösterr. Tageszeitung« in ihrer hindurchgespürten Bedeutung aufgefallen.  
Nun gibt mir Ihr Brief aus Meran (ich weiß, daß die Rochelts dort zuhause sind) erst  
recht den Schlüssel in die Hand, mir klar zu machen, aus welchen Blick- und Ge-  
sichtspunkten sich das eigentümliche »Creditiv« der Sprache ergibt, für das Hamann  
einen so wertvollen Angelpunkt auch in seiner Reflektierbarkeit bildet. Obwohl  
kaum befugt, dabei ein beträchtliches, geschweige denn entscheidendes Wort mitzu-  
reden, wäre ich doch sehr froh, Sie näher kennen lernen zu dürfen. Vergessen Sie das  
bitte nicht, sollten Sie etwa nach Meran durch Innsbruck kommen! Sie verstehen,  
daß ich das Bedürfnis habe, als Ihr Dankeschuldner Ihnen die Hand zu drücken.

Mit ergebensten Grüßen

Ihr Ludwig v. Ficker

Innsbruck-Mühlau, 13. September 1966

Liebe, verehrte Lotte!

Nun hab' ich Sie lange genug warten lassen. Aber – von meinen sonstigen Zwischenverpflichtungen abgesehen –: die Lektüre der Adorno'schen Meditationen hat mir zunächst ungeheure Schwierigkeiten bereitet; was bei meinem schrecklichen Defizit an Wissen und Verstandeskräften ja an sich auch kein Wunder ist. Aber mehr und mehr wurde ich dann kapabel, in das ungemein stringente Dickicht und Ausholungsbedürfnis seiner Gedanken- und Beweisführung einzudringen, bis sich in mir selbst manches gelichtet und das meiste, womit ich mich selbst oft rat-, ja ahnungslos herumgeschlagen hatte, Konturen gewann, vor denen jeder Zweifel verstummen mußte. Wohl ist es wahr, daß ein Rest von Resignation bleibt, der sozusagen seine Hände von hüben nach drüben ausstreckt, und was meine Reaktion auf solche Wahrnehmung betrifft: ich bin eben von manchem ergriffen, das Adorno nur unter stärkstem Vorbehalt gelten läßt – doch immer so, daß es unter dessen Begründung auch mir wiederum bis auf den Grund einzuleuchten beginnt. Wie auch nicht?, wenn wir bei Adorno auf einen Kapitelsatz wie diesen stoßen: »Nichts kann unverwandelt gerettet werden, nichts, das nicht das Tor seines Todes durchschritten hätte.« Wie wahr! Wie unbedingt wahr, wenn wir uns Zeit- und Weltläufe im Medium absoluter Denknöten vor Augen halten. Das heißt: am Ende bewegen wir uns da beide, er und ich, in einer Sphäre seltsamster Tautologieentsprechungen, die eben in dieser ihrer Denkwürdigkeit nicht auszuschöpfen sind, soll Erfahrung uns nicht bestimmen, sie wie einen heißen Brei zu umgehen.

Lassen Sie sich's, liebe Lotte, an diesen Andeutungen vorerst genügen! Es ist und muß doch immer Zuversicht sein, die unser Fatales überflügelt, mag es hin und wieder noch so niederdrückend scheinen. Daran halte ich mich, auch und gerade jetzt in der Freude der Erwartung, mit der wir Adornos wohl wichtigstem Buch entgegensehen dürfen. Sie wissen, wie unkritisch ich veranlagt bin, aber ich vertraue unser aller Witterungsvermögen. Es hat etwas für sich.

Mit allen guten Wünschen bin ich

Ihr Ludwig v. Ficker

1310 AN PAULA SCHLIER [P]

Prof. Ludwig v. Ficker  
Innsbruck-Mühlau  
Kirchgasse 11

Frau  
Paula Rossmann-Schlier  
Im Postamt 1. St. r.  
8173 Bad Heilbrunn  
Oberbayern

15. Sept. 66

»Die Sonnenuhr« – ja: das ist eine *gewaltige Reflexion* im Medium des Wanderbilds der Zeitläufte!!

Alles zuletzt Gesandte habe ich erhalten und vorläufig samt Deinen Mitteilungen dazu beiseite gelegt. Bin von anderen nicht minder wichtigen Verpflichtungen so in Anspruch genommen, daß es an *meiner* Zeiteinteilung oft hapert. Versprich Dir also nicht zu viel, wenn Du Ende September zu einer Besprechung hieher kommst!

Im übrigen natürlich sehr erwünscht!

L.

1311 AN LOTTE TOBISCH

18. Sept. 66

Liebe Lotte!

Postscriptum zu meinem Brief von neulich (obwohl ich kaum mehr weiß, was ich schrieb): Mir scheint, alles, was von Philosophie übrig bleibt, ist eine Art Resignatio ad integrum. Sie sehen, daß mir der Metaphysik-Elevator unseres Freundes immer noch und immer wieder wie ein Mühlrad im Kopf herumgeht.

Alles Gute und Herzliche von Ihrem

L. F.

1312 VON LOTTE TOBISCH

LOTTE TOBISCH v. LABOTÝN

Wien, I., Opernring 8  
29. Sept. 66.

Lieber, verehrter Herr von Ficker!

Nun geht diese Woche auch schon wieder zuende und ich habe Ihnen noch immer nicht auf Ihren Brief geantwortet! Verzeihen Sie mir; ich habe meinen Kopf mit so viel blödsinnigen Dingen voll die erledigt werden müssen (zumindest bildet man sich das ein) daß ich zu nichts Vernünftigem komme und dabei habe ich so gehofft, daß sich im Sommer gewisse Sachen von selbst erledigen werden oder, daß sich jemand anderer findet, der sie macht – aber nichts dergleichen ist geschehen: ich fange wiederum dort an, wo ich geendet habe – in jeder Beziehung –; das Schlimmste, was einem passieren kann ist, wenn man den Ruf hat, daß man Verantwortung nicht scheut, – es gibt dann nichts mehr, was einem zu tun erspart bliebe.

Ja und nun zu Adorno: eben die absolute Glasklarheit der Gedanken Adornos, diese letzte Gedankenschärfe, der nichts standhalten kann, was zu denken möglich ist, hat mich so tief bewegt, und so traurig gemacht; was bleibt einem Menschen, der so zu denken – und zwar im Sinne einer permanenten Tätigkeit – imstande ist, wie Adorno, was bleibt ihm, dem Philosophie eben nicht eine Art »Resignatio ad interregnum« bedeutet?, der gewissermaßen das Denken l'art pour l'art betreibt? – Die Fähigkeit des Deduzierens, die Adorno wie kein anderer beherrscht und die für den, der ihm zu folgen gewillt ist, auch immer ein Resultat zeitigt (wenn auch nicht immer eines, das zu akzeptieren ist), führt – meines Erachtens – im vorliegenden Falle – geradewegs zu einem entsetzlichen, jeden Sinn aufhebenden Widersinn: das »cogito, ergo sum« Descartes, so kommt es mir vor, wird zum »ich denke, also kann ich nicht sein«. – Lieber Herr von Ficker: wenn Sie das Manuskript nicht mehr brauchen, bitte schicken Sie es mir gelegentlich zurück: es geht mir so wie Ihnen, ich beschäftige mich immer wieder damit und würde ganz gerne einiges drin nachlesen; aber bitte: lassen Sie sich ruhig Zeit! Es hat Zeit bei mir!

Neulich war ich bei Felix Braun (der Sie allerherzlichst grüßen läßt) und da gab er mir etwas sehr hübsches, was ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: im letzten Band der Hölderlin Werke finden Sie das Gedicht »Wenn aus der Ferne« .. (in manchen Ausgaben auch »Diotima aus dem Jenseits« titulierte); bei diesem Gedicht fehlen die letzten zwei Zeilen und – aus irgendeinem merkwürdigen Grund – hat Felix das Folgende als Ergänzung geschrieben: letzte Strophe:

Du seiest so allein in der schönen Welt  
Behauptest du mir immer Geliebter! das  
Weist aber du nicht, daß auch ich es  
War und noch bin, weil ich Dich liebe.

Lesen Sie, lieber Herr von Ficker, doch einmal das ganze Gedicht und schreiben Sie mir, ob Ihnen diese anderthalb Zeilen von Braun dann auch so wohlgefallen, wie mir!

Ja sonst kann ich Ihnen nicht viel berichten, – der Herbst ist da, es ist kalt und unfreundlich und ich denke der hellen, warmen Tage in Griechenland, der schönen

Stunden bei Ihnen, – der merkwürdigen Begegnungen in Ascona: alles ist so rasch wieder zu dem geworden zu dem ja alles wird: zur Erinnerung. Lieber Herr von Ficker, schreiben Sie einmal ein paar Zeilen, wie es Ihnen geht vor allem, und passen Sie gut auf auf sich! Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, dann sei es Ihnen nun gesagt: daß es Sie gibt, das ist nämlich etwas Wunderbares!

Für heute sag ich Ihnen Lebwohl und umarme Sie herzlich, wie immer!

Ihre Lotte

P.S. Bitte grüßen Sie Ulla sehr von mir!

1313 AN MICHAEL GUTTENBRUNNER

Innsbruck-Mühlau, 4. Oktober 1966

Sehr geehrter Michael Guttenbrunner!

Sie wissen, daß ich alles, was von Ihnen kommt, als ein Korrektiv – auch als eines zur Selbstbesinnung, die in alten Tagen oft schwer fällt – schätze. So auch dieses, das ich, trotz seines stationären Anscheins, gerne auf mich einwirken ließ. Sie haben gewiß in allem recht, wofür Ihr Gedächtnis gottseidank ein zuverlässiger Bürge ist, und ich stimme zu, soweit ich noch kann. Sie schneiden ein Fragwürdiges an, das einem in der Tat – das heißt: wohl oder übel zu denken geben muß. Ist es ein »Zufall«, daß mir fast gleichzeitig ein Zeitungsartikel von Ernst Stein »Der verblendete Seher« zu Gesicht kam, den man wohl mit heranziehen kann, um in all dem, was hier berücksichtigt sein möchte, zu einem gerechten Urteil zu kommen? (Oder wenigstens zu etwas, was danach aussieht!)

Es grüßt Sie in alter Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig v Ficker

1314 AN LOTTE TOBISCH

Innsbruck-Mühlau, 7. Oktober 1966

Liebe, verehrte Lotte!

Gerne hätte ich auf Ihren letzten Brief gleich geantwortet. Aber anderes hat mich wieder beansprucht, und ich kam nicht dazu. Auch nicht zur Rücksendung der Meditationen von Adorno.

Im Hinblick auf ihn habe ich mir übrigens noch einiges durch den Kopf gehen lassen, das mich beunruhigt, gerade weil es sich auf Bewunderungswürdiges und scheinbar Unanfechtbares bezieht, vor dem jede Klinge des Dagegenaufkommens stumpf werden muß. Beachten Sie bitte nur die kolossale Eindringlichkeit, die phänomenale Durchtriebenheit seiner Wahrnehmungsbedürfnisse im Spielraum seiner notwendigen Auseinandersetzungen mit dem Erfahrungsbild einer Wirklich-

keit, in der philosophisch nichts mehr zu stimmen und alles auf den Kopf gestellt scheint. Wenn ich daran Anstoß nehme, so schein ich meiner zu spotten, ohne zu wissen wie, das ist mir vollkommen bewußt. Aber sei's drum! Sie kennen die Grenzen, die *meinem* Erkenntnisvermögen gesetzt sind. Und Adorno wird sie respektieren. Das weiß ich. Weiß es, ohne ihn persönlich zu kennen.

Was die Ergänzung zu Hölderlin betrifft, so scheint mir, liebe Lotte, Sie haben sich durch die Viola d'amore unseres verehrungswürdigen Freundes Felix in einen schönen Traum wiegen lassen. Es kann wahr sein und doch der Wirklichkeit, dem Stein des Anstoßes, in Hölderlin *nicht* standhalten.

Addio für heute!

Ihr Ludwig v. Ficker

1315 AN PAULA SCHLIER [P]

Frau  
Paula Rossmann-Schlier  
im Postamtsgebäude 1. St.  
8173 Bad Heilbrunn  
Oberbayern

21. Oktober 66.

Liebe Paula, ich war wieder einmal so beansprucht, daß ich nicht schreiben konnte. Aber ich habe die drei Gedichte der letzten Zeit erhalten. Sie drücken alle das Eigentümliche im Besonderen aus, das für Deine Situation der Ergriffenheit vom Wort im eigentlich Unsagbaren kennzeichnend ist; kennzeichnend in einer Weise, über die es sich schon nachzudenken lohnt. Das Her- und Hinreflektierte im Vordergrund Deiner Aussage hebt sich in ihrem hintergründigen Zusammenhalt gleichnisförmig wieder auf. Dazu bedarf es sozusagen »nachsichtiger« Augen. Vorläufig wenigstens. Denn hier kündigt sich etwas an, das an Deutlichkeit in uns voraussichtlich noch zunehmen wird. – 23. Okt.: Wieder bin ich aufgehalten und abgehalten worden. Ich lasse es nun und warte lieber auf Deine Mappe, um zu sehen, welche Einteilung Dir vorschwebt. Das wird mir, hoffe ich, eine Hilfe sein. Herzlich einstweilen

L.

1316 AN LUDWIG GREVE

Innsbruck-Mühlau, Ende Oktober 1966

Lieber Freund Greve!

Sie gehören zu den Wenigen, die ihre Dichtkunst – gerade weil sie aus ihrer artifizialen Zurtüstung als Eigenbehausung bedachten Worts kein Hehl macht – nicht zu



Lügen oder Kurzschlüssen verführt. Das ist viel und doch nicht alles. Was Sie näherhin noch kennzeichnet, das auszudrücken bin ich nicht mehr imstande. Denn ich erstickte in Unordnung, bin schläfrig, ohne richtigen Schlaf zu finden, und weiß mir nicht mehr zu helfen. So sieht das aus, was Methlagl »es geht ihm gut« nennt und Sie, verehrter Freund, für »Geistesgegenwart« nehmen. Auch ich habe dieses Wort einst sehr geliebt. Aber mehr als Floskel, scheint mir, nicht als Inbegriff einer Wirklichkeit, die sich heute, wohl oder übel, ad absurdum führt. Auch in mir! Auch in mir! Vergessen Sie das nicht!

Doch umarme ich in diesem Geist Frau Katja und Ihre lieben Kinder und bleibe, bis wir uns wiedersehen,

Ihr dankschuldiger

Ludwig v Ficker

#### 1317 AN LUDWIG GREVE

29. X. 66

Was Sie auszeichnet, was Sie über mich hinaushebt, ist: daß Sie eben mit Leib und Seele und in einemfort im jeweils fälligen Augenblick eines Gedichtes leben. Wahrgenommene Umwelteindrücke, über ihr Fliehendes hinweg in zuversichtlicher Wortgestalt geborgen. Unabsehbarer Vorgang!

Dies als Postskriptum, lieber Freund. Wo also endet diese Wirklichkeit, sagen Sie selbst, die uns in allem Abgeschiedenen noch als Geistesgegenwart erreicht, trennt und verbindet?!

Ihr L. F.

#### 1318 AN MAX SPIELMANN

Innsbruck-Mühlau, 12. November 1966

Sehr geehrter Herr Professor Spielmann!

Es tut mir leid, daß eine von der Tageszeitung ohne mein Wissen und unter reichlich pompöser Betitelung gebrachte Notiz von mir über Max Weiler Ihren Unwillen erregt hat. Es war mir selbst nicht sehr angenehm, aber ich ließ es hingehen, weil einige Tage vorher in demselben Blatt eine äußerst sorgfältige und gewissenhafte Würdigung der jetzigen Wiener Weiler-Ausstellung von Karl Maria Grimme erschienen war. Auf sie, diese Ausstellung, kam es ja an und in ihrem bebilderten Katalog, für den Otto Breicha einen sehr einfühlsamen, auf kritischen Erwägungen beruhenden Essay als Einführung geschrieben hatte, findet sich auch an unauffälliger Stelle – zunächst von niemandem erwartet oder gar erbeten – meine dürftige, immerhin doch auch sachlich auf die gegebene Situation Bezug nehmende Notiz über

409

Weiler. Dort hatte sie ihren unmißverständlichen, ihren im Zusammenhang des Ganzen, das zur Betrachtung stand, eben nur beiläufigen, nebensächlichen Sinn. Während Sie, Herr Professor, fatalerweise nur die ungeschickte, wenn auch gutgemeinte Publikation der Zeitung vor Augen hatten, in der ja – noch dazu bei dieser fettgedruckten Bloßstellung meines Namens – der Blickpunkt vom sachlichen unwillkürlich auf das persönliche Moment verschoben sein mußte, und das erklärt zum Teil Ihre Aufregung.

Trotzdem bin ich der Meinung, daß Sie übers Ziel schießen und dem Text meiner Auslassungen über Weiler nicht gerecht werden. Ich schließe dies aus der Wahrnehmung, daß Sie mir im Hinblick auf die Persönlichkeit dieses Malers eine Kurzsichtigkeit zutrauen, die ich, selbst wenn sie je vorhanden gewesen wäre, längst überwunden habe. Sie dürfen überzeugt sein, daß mir nichts von dem unbekannt ist, ja daß ich es am Ende doch vielleicht noch besser zu durchschauen vermag als Sie, was Sie mir zur Kennzeichnung von Weilers Charakter und Vergangenheit – beides von ihm ja nie verleugnet – zu verstehen geben. Das ist, glaube ich, keine Anmaßung von mir. Denn ein ganzes langes Leben lang war ich bemüht, mein Herz von Mißgunst, Scheelsucht und Neigung zu übler Nachrede zu befreien. Es stünde auch Ihnen, scheint mir, einem so angesehenen Künstler, nicht übel zu Gesicht, meinem Beispiel zu folgen. Nur so nämlich wäre die Voraussetzung gegeben, die Verschiedenheit von Ansichten zwischen uns auf eine Weise zu bereinigen, die keinem der Beteiligten zur Unehre gereicht.

In Hochschätzung grüßt Sie

1319 VON IGNAZ ZANGERLE [P]

Herrn  
Prof.  
Dr. h.c. Ludwig v. Ficker  
Innsbruck  
Kirchgasse 11

16. XI. 66  
Schwäbisch-Hall

Lieber, verehrter Herr v. Ficker! Im dtischen Katholizismus ist eine Unruhe wie vor der Reformation festzustellen: ein Teil der Progressisten scheint einem kirchenlosen Christentum der reinen Mitmenschlichkeit zuzusteuern. Und ein Teil des jüngeren Klerus wird aus dem Zölibat ausbrechen.

Ihr I. Z.

1320 AN DEN TURMBUND INNSBRUCK

1. Dezember 1966

An den Turmbund  
Innsbruck

Sehr geehrte Herren,

ich danke Ihnen sehr für das Geschenk, das Sie mir machten! Seit langem hat mich nichts so erschüttert wie diese »Trift der Träume« von Anna Dietrich. Was da aufblutet an echter Leidenschaft, um in dem eigentümlichen Spießrutenlauf einer adaequat einleuchtenden Lyrik seine Erlösung im Wort zu finden, ist allen Nachvollzugs im Geiste mitfühlender Betrachtung wert. (Eigentlich eine unerhörte Leistung!)

Wenn ich nicht irre, ist mir diese Begabung schon einmal aufgefallen. Vor Jahren, als mir der Vater der Dichterin einmal Versuche seines »Töchterls« zur Begutachtung anvertraute.

Freut mich, daß ich richtig getippt habe!

Ergebenst Ludwig v. Ficker

1321 VON MARTIN HEIDEGGER

Freiburg-Br. 20. Dez. 1966.

Sehr verehrter und lieber Freund,

die Gedanken gehen oft zu Ihnen und die aufrichtigen Wünsche, das ehrwürdige Alter möge für Sie eine erträgliche Zeit sein und ohne bedrückende Sorge.

Immer wieder stoße ich auf die Spuren Ihres Wirkens und bedenke jedesmal, wie ganz anders Sie das Werk unseres Dichters hüteten im Vergleich mit dem heutigen literarischen Betrieb, der, statt das Hören auf den Dichter zu wecken u. zu pflegen, alles auflöst und durch ein irgeleitetes Erklärenwollen das Wort zerstört.

Meine Frau und ich grüßen Sie herzlich zum Weihnachtsfest mit allen guten Wünschen fürs neue Jahr.

Dieses Grüßen und Wünschen möge auch Ihren Kindern u. Kindeskindern gelten und unsere unwandelbare Freundschaft bezeugen.

In verehrungsvollem Gedenken

Ihr Martin Heidegger

1322 VON FRIEDRICH PFÄFFLIN

KÖSEL-VERLAG  
8 München 15 • Kaiser-Ludwigs-Platz 6

Herrn Professor  
Dr. Ludwig von Ficker  
Kirchgasse 11  
Innsbruck-Mühlau/Österreich

22. Dezember 1966  
pf-ri

Sehr verehrter Herr von Ficker,

Ihr schöner Brief und die freundliche Zustimmung zu dem kleinen Barock-Sonderheft der »Nachrichten« hat uns alle sehr gefreut. Es ist gut zu wissen, daß ein so aufmerksamer Leser und Kritiker unter uns ist, dessen sehende Bereitschaft sich zu einer so sprechenden Be-Förderung unserer Unternehmungen wandelt.

Es wird Ihnen, so hoffen wir, eine Freude sein, wenn ich Ihnen mit gleicher Post eine Photocopy der wiederaufgefundenen Abschriften der Briefe von Karl Kraus an Baronin Nadherny zusende. Das Konvolut dieser Briefe fand ich auf Grund einer höchst zufälligen Vermutung, die uns auf die richtige Spur führte. Selbst wenn es nun nicht, wie Sie sehen werden, die gesamte Korrespondenz ist, so gibt doch schon das Erhaltene eine so überaus bemerkenswerte Kenntnis dieser Beziehung, daß wir – mit Hilfe von Frau Jahn – an eine Veröffentlichung denken.

Der Besitzer der Originalabschriften, ein in Amerika lebender Freund von Karl Kraus, befindet sich finanziell in einer prekären Lage, so daß er die Briefe nicht als Geschenk zur Veröffentlichung freigeben kann. Ich wurde von ihm beauftragt, einen möglichen Käufer zu finden, Herr von Radecki hat nun, um diese Absicht zu unterstützen, bereits ein kleines literarisches Gutachten erstellt. Kann ich Ihnen die Mühe zumuten, eine kleine Skizze zu schreiben, die einem möglichen Interessenten den Wert dieses Fundes vor Augen führt? Meine Befürchtung ist, daß eine Bibliothek oder Handschriftensammlung kaum jenen Betrag wird aufwenden können, der dem Verkäufer ein gewisses Äquivalent und vor allem eine finanzielle Unterstützung von spürbarem Umfang bieten könnte. Wir suchen deshalb einen finanzstarken Stifter, der die Briefe einer Bibliothek schenken könnte.

Leider muß ich Sie bitten, zunächst äußerste Diskretion über diesen Fund zu wahren. Ich hoffe, Sie Anfang des kommenden Jahres gelegentlich besuchen zu können, um Ihnen alles Nähere zu berichten. Die Verwicklungen und Rücksichten sind in diesem Falle besonders groß.

Mit allen guten Wünschen für Sie und Ihre Familie bin ich Ihr Ihnen sehr  
ergebener Friedrich Pfäfflin

P S. Die Photocopy der Briefe erbitte ich gelegentlich zurück.

# 1967

1323 AN MARTIN HEIDEGGER [Entwurf]

[wahrsch. nach dem 11. 1. 1967]

Lieber, hochverehrter Freund!

Das war mir eine große, eine wahre Freude: Ihr Weihnachtsgruß! Wäre ich nicht schwer krank gewesen und vor Erschöpfung kaum mehr imstande, noch die Augen offenzuhalten, ich hätte gleich geschrieben und mich bedankt. Doch mag auch dieses Mißgeschick sein Gutes haben. Denn deutlich, immer deutlicher wurde mir, gerade in meiner eben überstandenen erbärmlichen Lage, was ich Ihnen alles an aufrichtenden Impulsen verdanke; Ihnen und Ihrer Aufmerksamkeit seit jenen *ersten* Begegnungen, die mich von jedem Vorurteil, jeder Kurzsichtigkeit und allem folgenden im Hinblick auf Sie heilten. Es läßt sich nur schwer begreifen, noch schwerer erklären. Aber Tatsache ist, daß ich es nur auf das Eingreifen einer höheren Macht zurückführen kann, was sich an Schicksalhafterm zwischen uns ereignete. Und da ich mich hierin verstanden wissen darf von Ihnen und von allen, die solchen Vorgängen, obwohl sie weniger rätselhaft sind als sie scheinen, Interesse entgegenbringen, so bitte ich Sie, mich wiederum zurückziehen zu dürfen, bis ein neuer Anlaß uns vielleicht vor dem Tod noch Gruß und Gegengruß gestatten mag. Empfehlen Sie mich bitte Ihrer verehrten Frau Gemahlin und seien Sie gewiß, daß ich Sie ins Herz geschlossen habe als Ihr dankbarer und immerfort Sie hochschätzender Freund

L. v F

1324 AN MAX SPIELMANN [Entwurf]

Innsbruck-Mühlau, 26. Jänner 1967

Sehr geehrter Herr Professor Spielmann!

Vor lauter Angelegenheiten, die mich dringender in Anspruch nahmen, aber auch infolge Krankheit bin ich im alten Jahr nicht mehr dazu gekommen, Ihnen zu schreiben.

Nun aber, im neuen Jahr, möchte ich unsere Kontroverse gern zum Abschluß bringen. Und zwar, indem ich Sie bitte, für meinen Teil von der Fortführung einer Auseinandersetzung absehen zu dürfen, die ich unter den gegebenen Umständen für wenig aussichtsvoll halte. Sie kann nämlich auf dem Boden einer hemmungslosen Geiztheit, wie Sie sie in Ihren Zornausbrüchen gegen einen Künstler praktizieren, den

413

ich nicht minder schätze, aber unbefangener beurteilen zu können glaube als Sie, nicht gedeihen.

Wohl mag, was Sie zu dieser Ausfälligkeit bewogen hat, ursprünglich einen Anschein von Berechtigung aufweisen, der heute noch einleuchtet und nach allem, was Sie durchgemacht haben, in seiner Unerschrockenheit und Geistesgegenwärtigkeit sogar etwas Bewundernswertes hat. Das läßt sich auch an Hand der Broschüre, die Sie mir – mit erbitterten Glossen versehen – zugehen ließen, genügend feststellen und ohne Vorbehalt anerkennen.

Was mich befremdet, ist nur, daß Sie den Stolz über ein Verhalten, auf das Sie sich einst wirklich etwas einbilden durften, zu einem Renommierstück Ihres Selbstbewußtseins auf Lebenszeit degradieren wollen. Damit trüben Sie sich doch nur den Horizont der besseren Einsichten, die in Ihnen wie in jedem Menschen, der es mit sich und anderen ehrlich meint, bestimmt vorhanden sind. In einem Raum der Verständigung aber, der in dieser Hinsicht nicht gut ausgelüftet ist, kann ich, bei allem Entgegenkommen, nicht recht atmen und nicht lang verweilen.

Also nichts für ungut! Die Schwierigkeiten bei Beurteilung dieser Dinge sind, ich weiß es, groß. Aber auch meine Zuversicht ist oft groß. Und so wünsche ich Ihnen und allen, die Ihnen in Liebe anhängen, auch künftighin nur das Allerbeste.

In Hochschätzung grüßt Sie

P.S. Die gedruckte Aufklärungsschrift geht hier mit Dank an Sie zurück.

1325 AN WALTER PILAR

Innsbruck-Mühlau, 1. II. 19[67]

Sehr zu schätzender Herr Pilar!

Das war ja eine hochinteressante Mitteilung, die Sie mir zukommen ließen – die über den »Topfen-Hias« – wichtig für das Brenner-Archiv! Herzlichen Dank! Ich habe mich seinerzeit, nach Erscheinen des Erinnerungsbuches, vergeblich bemüht, eine Verbindung mit Trakls Diener herzustellen. Alle Nachforschungen durch die Post und andere Auskunftsstellen in Hallstatt blieben erfolglos. Und nun erfahre ich durch Sie, daß Roth noch lebte und erst jüngst – vor anderthalb Jahren! – gestorben ist. Sie verstehen, wie mich diese Nachricht berühren muß.

Ich lasse mich auch bei Ihrem früheren Mathematikprofessor in Ischl für seine Äußerung bedanken und grüße Sie herzlich  
als Ihr ergebener

Ludwig v. Ficker

1326 AN ALFRED DOPPLER

Innsbruck-Mühlau, 14. Februar 1967

Sehr verehrter Herr Dozent!

Nehmen Sie bitte meinen verbindlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, die ich sehr zu schätzen weiß!

Ich habe Ihre Interpretation des Trakl'schen Psalms mit großem Interesse gelesen, und der Gewinn für mich selbst ist außerordentlich. Meine Sichtbereitschaft gegenüber allem, was diesen Psalm so denkwürdig wie schwer erschließbar macht, wurde durch Ihre Ausführungen geradezu in ein Sehvermögen umgewandelt, für das ich allen Grund habe Ihnen wie der Vorsehung dankbar zu sein. Geht es hier doch um Gesichtspunkte, die neu sind (wenigstens mir!), aber in ihrer Schlüssigkeit überzeugen und das Markante ihrer Nachprüfbarkeit auf das glücklichste fixieren. In diese Betrachtung der Eigentümlichkeiten der vier Strophen ist nichts hineingelegt, was nicht drinnen und völlig wahrnehmbar herausgehoben wäre. Sie verstehen, daß in der ursprünglichen Begegnung mit Trakl mir vieles von dem, was Sie nun in ein klares Licht gestellt haben, nur ahnungsweise und undeutlich entgegenkam. Wie froh bin ich, daß durch Bemühungen wie die Ihre ein Abbiegen von dem nun erleuchteten Plan der Beweggründe und der Struktur des Trakl'schen Gedichts nicht mehr gut möglich ist! Was ich besonders bewunderte, das ist die wohlbedachte Stufenfolge Ihrer Diktion im Aufbau dieser schwierig zu erhellenden Materie nach Analogie eines Denkprozesses, der sein Einleuchtendes erst erringen muß, doch unter dem Anschein, als habe es sich mühelos so ergeben. Auf ein paar Druckseiten einen solchen Eindruck von phänomenaler Darbietung eines schwer zu Bewältigenden zu erreichen, halte ich wirklich für eine erstaunliche Leistung. Daß dabei auch ein so aufhellendes Licht auf die Kompositionsform des Trakl'schen Gedichts von der Musik her fällt, insbesondere im Hinblick auf das Formvorbild der Sonate, war mir diesbezüglich wenig Versiertem eine zusätzlich willkommene Erfahrung.

In wahrer Hochschätzung grüßt Sie ergebenst

Ludwig v. Ficker

P.S. Heute nachmittag ist auch eine Radiosendung von Ihnen über Trakl. Die will ich mir natürlich auch anhören.

1327 AN MARGARETE LÖFFLER

Innsbruck-Mühlau, 14. II. 67

Liebe, verehrte Frau Löffler!

Lange war ich krank, weshalb ich auch Frau Voisi nicht danken konnte für ihren gütigen Brief. Nun bin ich aber so erschöpfend in Anspruch genommen von Angele-

415

genheiten, die keinen Aufschub dulden, daß ich wiederum um Nachsicht bitten muß für die Kürze dieser Mitteilung.

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und fand sie schöner denn je. Was ich an ihnen bewundere, ist der vollkommene Einklang der Beweggründe von Angeschautem und Ausgedrücktem in einem glasklaren Gebilde von reflektierter, ins Sparsamste, ins Notwendigste verdichteter Gestalt. Es läßt sich durch und durch sehen und enthält doch weiß Gott alles, Ihr Gedicht, was ein Menschenherz um Fassung und Verstand bringen kann. Das ist in seiner Art, eben in seiner Gefäßtheit, eine Eigenheit und eine Leistung, die einmalig, ebenso einsam wie verschwiegen und dennoch (oder eben deshalb!) unser Mitgefühl ansprechend ist. Das darf ich sagen – und mehr im Augenblick nicht!

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Frau Voisi

Ihr Ludwig v. Ficker

1328 VON MARGARETE LÖFFLER

Wien, 17. Feber 1967.

Sehr verehrter Herr Professor Ficker,

mit aller Kraft des Herzens danke ich Ihnen für das erlösende Wort! Erlösend war es in doppeltem Sinne – als gute Nachricht über Sie selbst und als Zuspruch, der für mich eine Geborgenheit bedeutet, wie sie mir sonst niemand schenken kann.

Mit allen guten Wünschen, insbesondere für Ihre Gesundheit, bin ich

Ihre Margarete Löffler.

Vielen Dank für die so lieben Worte an Frau Voisi und beste Empfehlungen von ihr!

1329 AN LUDWIG GREVE

Innsbruck-Mühlau, 1. März 1967

Lieber, verehrter Freund Greve!

Dank für Ihr Lebenszeichen, das ich kaum mehr verdiente! Das gewohnte Gedicht – wie schön! Aber diesmal – vor diesen »Pferden« – haben Sie es mir schwer gemacht. Sie richten Hürden auf zwischen den Momenten Ihrer Beobachtung und ihrer Nachbildung in Gestalt des verdichteten Worts, die für den nachvollziehenden Verstand kaum mehr zu nehmen sind. Mehr gesucht als gefunden, sagt man sich am Ende und wiegt das Partikelergebnis Ihrer unerhörten Bemühung um angemessene Gestalt Ihrer Anschauung als große Fragwürdigkeit in der Hand. Es gibt da, meine



ich, eine Grenze des Zufalls für Dichter und Pferde, die zum Verhängnis werden kann, je besonnener, ja wirklichkeitsnäher, ihr Auslauf dem Anschein nach ist. Dem Anschein nach, jawohl!

Im übrigen, lieber Freund, das wissen Sie, bleibt mir alles gegenwärtig, was uns im Geist und in der Wahrheit, also in voller Wirklichkeit, seit langem wesentlich verbindet. Das versteht sich.

Mit herzlichen Grüßen (die lieben Pferdehüterinnen, vermutlich, mit eingeschlossen)

Ihr Ludwig v Ficker

1330 AN PAULA SCHLIER

Innsbruck-Mühlau, Palmsonntag  
19. März 1967

Liebe Paula,

ich hatte schon zum Schreiben angesetzt, um Dir zum Geburtstag und zu allem anderen zu gratulieren, da kam wieder etwas dazwischen (in Zusammenhang mit dem üblen Streich, den mir Caliban, recte Willy Haas, in der Hamburger »Welt« gespielt hat) und so blieb wieder alles liegen.

Vor allem wollte ich Dir auch sagen, daß mir die »bedachten Gesichte«, nachdem ich sie lange nicht mehr vorgenommen hatte, im Gegensatz zu Dir gerade jetzt einen erstaunlichen Eindruck gemacht haben, einen triftigeren als je. Ich wollte Dir auch sagen, nichts mehr einzuschieben, nichts mehr zu ändern, sondern die Herren vom Styria-Verlag, die offenbar wissen, warum sie das ohne Aussicht auf geschäftlichen Erfolg drucken, einfach gewähren zu lassen, wie sie das in beidseitigem Interesse für gut erachten.

Abraten wollte ich Dir auch, die Humplik-Büste von Dir (die mir nie recht gefiel) für Prospektzwecke photographieren zu lassen (zumal ein wirkungsvolles Photo schwer zu erzielen sein dürfte). Hingegen hat das Bild, das seinerzeit eine Malerin von Dir gemalt hat, als mir sein Photoabzug neulich in die Hände fiel, einen so frappierenden Eindruck auf mich gemacht, daß ich vor Staunen wie aus den Wolken gefallen war, was diese Künstlerin wesentlich von Dir wahrgenommen und unauslöschlich (auch in seinem sinnbildlichen Charakter) vorausgesehen hat. Da stimmt alles, auch im gültigen Reflex seiner vorausbedachten Gesichte!

Ja, darüber und über manches andere wollen wir sprechen, wenn Du nach Ostern hieher kommst.

Inzwischen alles Herzliche  
von Deinem getreuen

Ludwig

Gesegnete Ostern!



## ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BRIEFEN

Fehler im Kommentar der Bände 1-3 werden hier stillschweigend korrigiert; einzelne Berichtigungen zu diesen Bänden sind in der Fehlerliste am Ende des Kommentars angeführt. Bereits in den Bänden 1-3 biographisch erfaßte Personen werden nur mehr kurz vorgestellt, ansonsten wird auf die betreffende Stelle in den vorhergehenden Bänden verwiesen.

**Ignaz Zangerle**: geb. 20.1.1905, Wängle bei Reutte/Tirol; gest. 5.7.1987, Innsbruck. Schriftsteller, Volksbildner. Seit 1939 Berufsberater im Landesarbeitsamt Wien-Niederdonau (vgl. Bd. 3, 352). Zangerle hatte sich mit dem Thema Laienapostolat, auf publizierter Ebene, zuletzt in seinem Aufsatz *Um eine neue Christenheit* beschäftigt. In: *Die Kirche und die Welt*. Hrsg. von Erich Kleineidam und Otto Kuß. Salzburg, Leipzig: Verlag Anton Pustet 1937. 244-273.

**Peterl**: Ziehsohn des Ehepaars Zangerle.

**Paula Schlier**: geb. 12.3.1899, Neuburg an der Donau; gest. 28.5.1977, Garmisch-Partenkirchen. Verlagssekretärin, Journalistin, Arzthelferin, Schriftstellerin (vgl. Bd. 2, 554f.).

**Heinrich von Trott**: geb. 16.5.1918, Kassel; lebt in Pochmühle/Nentershausen. Sohn des Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau und ehemaligen preußischen Kultusministers August von Trott; Kindheit in Imshausen bei Bebra; 1930-36 Besuch der evang. Klosterschule, später »Nationalpolitischen Erziehungsanstalt«, Ilfeld am Harz, dort Abitur. Anschließend Arbeitsdienst, Studium der Forstwissenschaften in Gießen und Freiburg i. Br., um nicht als Offizier oder Beamter in die Fallstricke des NS-Regimes zu geraten. Schon früh durch seine Brüder Werner und Adam Kontakte zu regimekritischen Menschen v.a. aus dem christlichen Kreis: Hans Urs v. Balthasar, Reinhold Schneider, dem Freiburger Erzbischof Konrad Gröber, Erich Przywara, Alastair (d.i. Hans Henning Baron von Voigt; 1884-1969). Bekanntschaft auch mit Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer. 1938 hatte er sich, gemeinsam mit Wilhelm und Martin Küttemeyer, in der Schweiz mit Ignazio Silone über die Möglichkeit des Drucks einer im Deutschen Reich zu verteilenden illegalen Zeitschrift in der Nachfolge des *Sumpf* unterhalten. Anschließend Treffen mit Ernst und Friedrich Georg Jünger in Überlingen. Anfang 1939 erster Besuch in Mühlau. Im Oktober 1940 Einberufung; zunächst Einsatz in Rußland, Ende 1942 in Holland in der »Indischen Legion« an der Front; während des Fronturlaubs konvertierte er zur kath. Kirche unter Beistand von Ludwig Ficker. 1944 Verlegung nach Bordeaux zur Bekämpfung frz. Widerstandsgruppen; am 26.8., dem Tag der Hinrichtung seines Bruders Adam, desertierte Heinrich zusammen mit Freunden. Verschiedene französische und amerikanische Kriegsgefangenenlager, schließlich Lager Ascot in England, in dem deutsche Regime-Gegner zusammengefaßt waren. Mitarbeit am Kriegsgefangenenlieder der BBC, 1946 Rückkehr nach Imshausen. Heirat, Familiengründung und Aufbau einer selbständigen Existenz als Forstwirt. – In seinem der Erinnerung an die Beziehung zu Ficker gewidmeten Brief an die Herausgeber schreibt Heinrich von Trott: »Die Gestalt Fickers steht mir so deutlich vor Augen als wäre ich gestern das letzte Mal bei ihm zu Gast gewesen, viele einzelne Situationen, meine Besuche in der alten dann in der neuen Wohnung, (ich wohnte immer im ›Koreth‹) in seinem Innsbrucker Büro, Abende am Grab von Trakl. Oder wie ich ihn am Bus abholte, wenn er ermattet und zermürbt von der demütigen[den], sinnwidrigen Tagesfron aus der Zeitungsredaktion heimkehrte. Spaziergänge, auch Carl Dallago besuchte ich immer in Arzl. Natürlich drehten sich alle unsere Gespräche, wie konnte es anders sein, um das Zeitgeschehen, um unsere Existenz zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Er [d.i. Ficker] hoffte vor Allem auf das Wiedererscheinen seines ›Brenner‹, wenn alles vorüber sei, dann befrachtet, ›bereichert‹ mit all dem, der Saat all dessen, durch das wir hindurch gegangen sind.« Die Herausgeber danken Herrn von Trott für seine freundlichen Bemühungen bei der Erstellung seiner Lebens-Chronik. Vgl. auch Wolfgang M. Schwiedrzik: *Träume der ersten Stunde. Die Gesellschaft Imshausen*. Berlin: Siedler Verlag 1991, bes. 131f.

**sein Bruder**: Werner von Trott; geb. 13.3.1902, Kassel; gest. 12.7.1965, Tutzing, Philo-

sophischer Autor. Seit Winter 1939/40 in Berlin, Kontakte zu verschiedenen Widerstandskreisen, verdeckte Aktivitäten gegen den Krieg (vgl. Bd. 3, 399f.).

»Sumpf«: *Der Sumpf*: von Wilhelm Kütemeyer 1932 in Berlin herausgegebene kultur- und gesellschaftskritische Zeitschrift, an der u. a. Josef Leitgeb und Werner Kraft mitarbeiteten (vgl. Bd. 3, 402 sowie Bildteil).

»Koreth«: Gasthof in Innsbruck-Mühlau.

zwei Arbeiten im Manuskript: konnten nicht ermittelt werden.

Kütemeyer: Wilhelm Kütemeyer: geb. 18.4.1904, Milspe/Westfalen; gest. 16.6.1972, Heidelberg. Christlicher Denker (evang.), Arzt. Seit 1939 als Assistent bei Viktor von Weizsäcker in Heidelberg (vgl. Bd. 3, 373).

beiliegenden Brief: Heinrich von Trott an Ficker vom 10.1.1940.

Ihre Schwester: Theresia Bauer-Zangerle: geb. 30.10.1912, Viehdorf bei Amstetten; lebt in Reutte. 1924 übersiedelten die Eltern nach Reutte; Besuch der Lehrerinnenbildungsanstalt in Innsbruck. Frau Bauer-Zangerle hat den Herausgebern freundlicherweise den folgenden Text zur Verfügung gestellt:

»Meine Erinnerungen an Ludwig von Ficker

Als fünfzehnjähriges Mädchen durfte ich mit meinem Bruder Ignaz, der sich, als der älteste meiner Brüder, für meine geistige Entwicklung verantwortlich fühlte, Herrn von Ficker besuchen.

Ein sommerlicher Sonntag-Nachmittag, die Noblesse der Villa Rauch in Mühlau waren der Hintergrund für diese erste Begegnung mit diesem freundlichen Mann. Er fragte mich nach der Schule und nach meinem Zimmer, das winzige, unbeheizte, über dem Friedhof von St. Nikolaus. Seine hellen Augen blickten mich so direkt an und vermittelten bei mir das Gefühl, eine ernst zu nehmende Person zu sein. Ich fühlte keine Fremdheit. Dieses gute Klima hat sich nie verändert, obwohl ich in den Jahren 1927 bis 1938 nur gelegentlich zu Besuch im Hause Ficker war.

Unsere eigentliche Beziehung begann erst 1940. Ich muß zum Verständnis der damaligen Situation etwas weiter ausholen.

Weil ich in Tirol 7 Jahre auf eine Lehrerstelle hätte warten müssen, ging ich 1932 nach Wien in die Neulandschule, eine katholische Privatschule, die von jugendbewegten Laien gegründet und geführt wurde. 1938 mußte ich als erste Mitarbeiterin dieses Haus verlassen. Ich wurde zwar bei der Gemeinde Wien angestellt, aber als unzuverlässig eingestuft, weil ich mich weigerte, in eine Parteiorganisation einzutreten, zu keiner Kundgebung ging, einen Kirchenaustritt ablehnte und mich nicht einmal zum Hitler-Gruß überreden ließ. 1940 wurde ich mit einer Gruppe von »schwarzen« und »roten« Lehrern nach Polen – damals hieß es »Generalgouvernement« – abgeordnet, was praktisch einer Landesverweisung gleichkam. Mein Mut und die Überzeugung, daß Gott die Geschicke lenkt, waren mein Rüstzeug. Die Stationen meiner polnischen Jahre seien noch aufgezählt: Radom, Tschenschow, Krakau und Lemberg. Meinen Lehrberuf durfte ich aus politischen Gründen nicht ausüben. Ich arbeitete als Referentin für Schülerheime in der Schulverwaltung und lernte durch diesen Einsatz weite Teile des besetzten Landes gründlich kennen.

Außerhalb der damaligen Reichsgrenzen gewann ich sehr bald ein genaueres Bild von dem Gesinnungsterror im »Dritten Reich«. Ich lebte in einem besetzten Land, das ein Exerzierplatz für die SS, die Gestapo und linientreue Verwaltungsbeamte war. Aber die erschütterndste Erfahrung war die Deportation und Vernichtung der deutschen und polnischen Juden.

Einmal im Jahr durfte ich nach Hause fahren. Hier begann meine engere Beziehung zu Ludwig von Ficker, die sich auch in einem bescheidenen Briefwechsel ausdrückt. Für mich gab es in diesen Jahren nur ganz wenige Menschen, denen ich vertrauen konnte. Mein Bruder Ignaz, Ludwig von Ficker, Otto Mauer, Prof. Humplik und Hildegard Jone gehörten dazu. In Krakau war es eine Gruppe katholischer Ordensleute aus Österreich, die im berühmt-berüchtigten Fleckfieberinstitut arbeiteten, und Laien aus Wien, Berlin und dem Rheinland. Sie alle waren in dieser gefährlichen und ausgesetzten Situation hilfreiche Freunde.

Ludwig von Ficker war seit der Machtübernahme Hitlers ein aufmerksamer Beobachter des Zeitgeschehens, das ihn mit wachsender Sorge erfüllte. Er selbst war nicht unmittelbar betrof-

fen, aber mit seinem sehr kritischen Geist dachte er voraus in eine ungewisse Zukunft. Die Freiheit der Person, das Recht auf Leben, Recht und Unrecht, Schuld und Sühne waren die Grundthemen unserer Gespräche. Meine Tatsachenberichte waren für Ludwig von Ficker ein Fenster in die Wirklichkeit des Krieges, des Terrors, der unbarmherzigen Judenvernichtung und vor allem der Manipulation des deutschen Volkes. Er war dieser bewußten und gezielten Beeinflussung nicht erlegen, er konnte und wollte nicht wegschauen. Ich erlebte ihn als einen immer entschiedeneren Gegner des Nationalsozialismus.

Weil heute von Menschen, die erst nach 1945 geboren wurden, Zeitgeschichte und Vergangenheitsbewältigung so eifrig betrieben wird, ließ mich lange zögern, diesen kleinen Beitrag zu schreiben. Ich scheute mich, das Netz der Erinnerung in die Tiefe und Dunkelheit der Vergangenheit auszuwerfen; das Schauern vor den ans Licht der Gegenwart gehobenen Erlebnissen blieb mir nicht erspart.

Unser Briefwechsel war spärlich und von großer Vorsicht geprägt. Für mich bedeutete er eine Bindung zur Heimat und die kostbare Erfahrung, daß es Menschen wie Ludwig von Ficker gab.«

Nach ihrer Rückkehr aus Polen in Wien total ausgebombt, übernahm Frau Bauer-Zangerle in Neukirchen bei Altmünster eine freie Lehrerstelle an der Volksschule. Neben ihrem Beruf war sie auch in der Betreuung des Flüchtlingslager tätig. 1948 Aufgabe des Schuldienstes und mit ihrer Familie Rückkehr nach Reutte.

**H ä n s e l**: Ludwig Hänsel; geb. 8.12.1886, Hallein/Salzburg; gest. 8.9.1959, Wien. Gymnasiallehrer und -direktor (vgl. Bd. 2, 540).

**R u d o l f**: Karl Rudolf; geb. 22.11.1886, Wien; gest. 22.8.1964, ebenda. Katholischer Geistlicher, Seelsorger. Seit 1912 Priester; Gründer des Seelsorgeamtes der Erzdiözese Wien; ab 1919 Akademieseelsorger. Gründete, zusammen mit Michael Pfliegler, 1921 die katholische Jugendbewegung *Neuland*; ab 1931 organisierte er regelmäßig Seelsorgetagungen (vgl. Bd. 3, 392).

**P f l i e g l e r**: Michael Pfliegler; geb. 26.1.1891, Guttenbrunn/NÖ; gest. 11.10.1972, Wien. Moral- und Pastoraltheologe, Religionsphilosoph (vgl. Bd. 3, 415). Seit Juli 1938 Professor und Ordinarius für Moraltheologie in Wien.

**10 E p p o s A d r e s s e**: gemeint ist Eberhard Steinacker; geb. 21.12.1907, Wien; gest. 13.12.1993, Landeck. Gymnasiallehrer. Er war 1938 einer NS-Formation beigetreten, 1938/39 als Studienassessor an der Staatl. Oberschule Bludenz tätig, 1939/40 bei der Wehrmacht (vgl. Bd. 3, 419).

**A n s e l m H u r t z**: Arnold Hurtz (Frater Anselm Hurtz O.S.B.); geb. 10.3.1915, Holzweiler/Rheinland; gefallen am 9.2.1942, Luschtschichino/Rußland. Cand. theol., Krankenträger in einem Inf.-Regt. Schon früh Anschluß an die katholische Jugendbewegung. Humanistisches Gymnasium in Opladen, Studium der Philosophie und Kunstgeschichte in Freiburg i. Br. Ausgedehnte Wanderungen im süddeutschen und oberitalienischen Raum. Studiumswechsel auf Theologie in Passau und Eichstätt. Weihe durch Profesß am 24.11.1938 in der Abtei Niederalteich/Niederbayern. Studium abgebrochen wegen seiner Einberufung zu einer Sanitätskompanie im Januar 1940. Frankreichfeldzug, dann Rußland. Die Bekanntschaft mit Ficker, die aus der Verehrung Hurtz' für Georg Trakl herrührt, geht zumindest bis 1935 zurück, der erste Kartengruß von Hurtz aus Freiburg an Ficker ist mit 4.12.1935 belegt.

**s o s c h r i e b e n , w i e S i e e s t a t e n**: wahrscheinlich Anspielung auf die Form der letzten Nachricht von Hurtz, der einem Brief des zufällig von ihm besuchten Lektors des Pustet-Verlags in Regensburg, Wilhelm Eßer, an Ficker vom 16.1.1940 lediglich eine Grußzeile mit derzeitiger Adresse hinzusetzte.

**11 G r a b d e s D i c h t e r s ... u n d d i e B e r g e**: Ficker entspricht hier einer Bitte von Hurtz aus dessen letztem ausführlichen Brief, dessen ersten Teil er bereits am 5.9.38 geschrieben und einem Kameraden übergeben hatte, der ihn nach Innsbruck zu Ficker bringen sollte. Wie aus der undatierten Fortschrift dieses Briefes hervorgeht, hat dieser Bote Ficker nicht gefunden und den Brief an Hurtz zurückgeschickt. Wahrscheinlich ist dieser Brief als ganzer erst

im Januar 1940 in die Hände Fickers gelangt, doch läßt sich der zweite Teil, die Fortschritt, wegen darin enthaltener widersprüchlicher Zeitindizien nicht mit Sicherheit datieren.

**Nachlaßband von Jugenddichtungen Trakls:** Georg Trakl: *Aus goldenem Kelch. Die Jugenddichtungen.* Hg. und Vorwort von Erhard Buschbeck. Salzburg: Otto Müller 1939. Georg Trakl: geb. 3.2.1887, Salzburg; gest. 3.11.1914, Krakau. Lyriker (vgl. Bd. 1, 311).

**Haeckers 60. Geburtstag:** Theodor Haecker: geb. 4.6.1879, Eberbach; gest. 9.4.1945, Usterbach bei Augsburg. Katholischer Schriftsteller, Übersetzer (vgl. Bd. 1, 355).

**Hochlands:** *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst.* Hg. von Karl Muth. Kempten und München: Verlag Josef Kösel.

**beiliegenden Zeilen:** dieser kleine Beitrag für die nicht zustandegekommene Festschrift für Haecker ist in Band 3, 439 f., abgedruckt.

**2. Band von Kierkegaards Tagebüchern:** Sören Kierkegaard: *Die Tagebücher. Zweiter Band 1849 – 1855.* Übers. von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner-Verlag 1923. Sören Kierkegaard: geb. 5.5.1813, Kopenhagen; gest. 11.11.1855, ebenda. Theologe, Schriftsteller, Philosoph.

**12 Michael Guttenbrunner:** geb. 7.9.1919, Althofen/Kärnten; lebt in Wien. Lyriker, Essayist, Übersetzer. Besuchte die graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, wo er auch einen Ausbildungsplatz erhielt; mäßige illegale Tätigkeit nach dem Verbot der sozialdemokratischen Partei (1934); nach dem »Anschluß« Verhaftung und Relegation aus der Lehranstalt; erste literarische Versuche; September 1940 Einrückungsbefehl zum Gebirgsjägerregiment nach Kufstein, in den folgenden Jahren Frontsoldat in Jugoslawien, Griechenland, Kreta, Rußland, Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei; dreimal verwundet, zuletzt 1944; Heimkehr bei Kriegsende; Anstellung beim Kulturredaktion der Kärntner Landesregierung in Klagenfurt; ab 1949 freischaffender Künstler und Gelegenheitsarbeiter (Gärtner, Erdarbeiter), Vortragsreisen in Österreich und Deutschland; 1953 Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt; 1954 Georg-Trakl-Preis; ab 1954 in Wien wohnhaft; 1956 Förderungspreis der Theodor-Körner-Stiftung; seit 1959, in zweiter Ehe, mit Maria Zuckmayer, der Tochter Carl Zuckmayers, verheiratet; 1966 Österreichischer Staatspreis, 1966 und 1981 Preis der Stadt Wien. Übersetzungen aus dem Französischen (Baudelaire, Rimbaud), Italienischen (Leopardi), Slowenischen (Cankar), Werke u.a.: *Schwarze Ruten* (Gedichte), 1947; *Spuren und Überbleibsel* (Prosa), 1947; *Opferholz* (Gedichte), 1954; *Ungereimte Gedichte*, 1959; *Die lange Zeit* (Gedichte), 1965; *Der Abstieg* (Gedichte), 1975; *Im Machthege* (Prosa), 1976; *Gesang der Schiffe* (Gedichte), 1980. 1947 gab er die Anthologie *Schmerz und Empörung* heraus, 1956 im Otto Müller Verlag, auf Anregung Fickers, den Band *Vom schwarzen Wein* mit Gedichten von Theodor Kramer. 1964–1966, zusammen mit Paul Schick, Herausgeber der Zeitschrift *Der Alleingang*, die er 1966–78 als alleiniger Herausgeber unter dem Titel *Das Ziegenweiser* fortführte.

**Trakls Gedichte:** über seine frühen Leseerfahrungen mit Trakls Lyrik sagt G. 1982 in einem Interview mit Beth Bjorklund: »Trakl – was für ein geheimnisvoller Mensch. Als ich jung war, las ich seine Gedichte, sie bewegten mich sehr. Aber das hat keine Beziehung zu meinem Werk. Für die Vorbilder (»models«), die ich wollte, mußte ich viel weiter zurück gehen, hinter Trakl und die Expressionisten, zu den Dichtern der deutschen Klassik und zu den unbekannteren Dichtern des 18. Jahrhunderts. Dort fand ich viel mehr Konstruktivität (»constructiveness«). Trakls Dichtung ist ein Endpunkt, man findet dort nichts Konstruktives (»anything constructive«).« Auch von Else Lasker-Schüler seien keine direkten Einflüsse auf sein Werk ausgegangen, doch verbinde ihn Liebe zu ihrem Werk. »She, like Trakl, was a marvel.« In: *The Literary Review. Austrian Poetry: 1945–80*, Jg. 25 (1982), H. 2, 191–196, hier 193, Übersetzung von M.A.

**eigenen Gedichte:** nicht ermittelt.

**Kraus:** Karl Kraus: geb. 28.4.1874, Jičín/Böhmen; gest. 12.7.1936, Wien. Dichter, Essayist, Publizist (vgl. Bd. 1, 300).

[20.2.1940]; dieser Brief liegt als Abschrift (Tinte) mit Bleistift-Korrekturen, von Ficker datiert mit 20.2.1940, im BA.

13 am Rand der Blätter: in Guttenbrunners Zeitschrift *Das Ziegeneuter*, 2. Jg., Mai 1967, ist dieser Brief neben einem Nachruf auf Ficker und späteren Briefauszügen abgedruckt. G. erläutert in der Fußnote: »Zwei dieser Randbemerkungen sind noch vorhanden. Die eine lautet: »Großbeterisch!« Das war wohl ein Blitzschlag, und ich erinnere mich noch, mit welcher tiefen Befriedigung mein Freund Benndorf ihn zur Kenntnis genommen hat.« Die zweite Bemerkung sei hier in der Fassung zitiert, die als Kopie von Fickers Handschrift dem Brenner-Archiv vorliegt. Die beiden Stellen in eckigen Klammern sind im *Ziegeneuter* nicht wiedergegeben: »Sehr gut! Aber hier steckt auch die Gefahr [einer leisen Neigung], den ganzen Anschauungs- und Erlebnisgrund Ihrer lyrischen Bewegung in einem fortlaufenden Spruchband apostrophischen Charakters aufzurollen! Man wird von der Horizontale dieser rhetorischen Frageweise zu leicht fortgetragen – auch über die Erkenntnis hinweg, daß ein Gedicht um so besser ist, je mehr sein Horizont die Vertikale seines Bewegungsgrundes bestehen läßt. [Denn dieser wird immer einem Baum gleichen, der seine Äste zur Sonne hebt, oder einem, in den der Blitz fährt.] Im Ganzen aber läßt sich sagen, daß Sie dem Wort, das der Konstellation des dichterischen Ausdrucks jeweils entspricht, auf der Spur sind. Es ist nur vielfach noch zu gesucht und zu wenig gefunden.«

14 Ihren schönen, freimütigen Brief: vom 13.3.1940. Trott gab darin seiner eigenen, seines Bruders Werner und Wilhelm Kütemeyers drängender Bitte Ausdruck, »jetzt einen neuen, den besprochenen Brenner herauszubringen«. Die Argumentation ging von der Frage aus, wie im besonderen das Christentum dem »unheilvollen Wirrsal der Neuzeit« wirkend begegnen könne, ohne zu seiner Verschleierung beizutragen. »Man kann ihm aber [...] nicht begegnen durch christliche Verabsolutierung und Harmonisierung eines antiken also doch vorläufigen, vordergründigen Bildes, das ist die Gefahr der katholischen Kirche, wenn sie abseitig wird, eine faule Erschleichung der Katholizität eines überirdischen Siegesbewußtseins.« Auf die Gefahr einer Lethargie, die aus jenseitiger Heilsgewißheit herrühre, eingehend, setzt Trott fort: »Und so kann selbst noch das Gefühl, aus einem Letzten heraus, der verkommenen Welt überlegen zu sein, ihrer also und der Auseinandersetzung mit ihr eigentlich gar nicht zu bedürfen, so immerfort abwarten zu können, der Verzicht, sich eigentlich einzulassen, die Kehrseite sein einer noch trügerischen Geborgenheit, ein Mittel, so noch unbeschadet existieren zu können, von dem Schein zu leben, als ob doch noch irgendwie eine christliche Ordnung bestünde, in der man sich auf diese Weise auf sein Heil einüben könnte. Denn man verißt dabei, daß es ja auch so sein könnte, daß man dem elenden Zustand der Welt Bestand verleiht, daß man ihn verschleiert und so verschlimmert, indem man der Welt so untreu wird, daß man schließlich für ihn verantwortlich gemacht werden muß, daß man ihn sich so geschaffen hat.« Jenen, der die Spannung zwischen dem Weltlichen und dem Geistlichen in der Gegenwart, »in der Nähe des Schlammes«, nicht aufgeben wolle, sieht Trott allerdings einer möglichen Ambivalenz seines Tuns ausgeliefert: »Ein Solcher, indem er sich den verödeten Regionen des Handelns und Handels nähert, ist immer in Gefahr, mit seinen Feinden verwechselt zu werden, ja nicht allein das, er ist in Gefahr, wirklich vor die Hunde zu gehen, die Orientierung zu verlieren und von seiner eigenen Spannung zerrissen zu werden. Denn er hat ja gar kein Medium, in dem er diese Spannung auslösen kann. Aber andererseits vermag er, das wirklich untrügerische Gefühl der Dringlichkeit zu vermitteln, der Dringlichkeit auch für die »Geduldigen«, sich zum Ausdruck zu bringen und in Bewegung zu kommen. Denn ihm brennt sich die Zweideutigkeit der Geduld ebenso wie die Zweideutigkeit leichtfertigen Handelns ins Herz. Wenn in dieser Kampfesepisode das große edle Bild als Wegweiser [...] nicht mehr aufgerichtet werden[,] wenn es hier in diesem Stadium der Wirklichkeit, in die es ja auch verfangen ist, nicht mehr oder auch »noch nicht« sichtbar werden kann, dann glaube ich, sehr verehrter Herr von Ficker, ist [...] das Meiste verloren.«

Heft der »Erfüllung«: *Die Erfüllung*, Jg. 3, H. 3, September 1937, mit Fickers Beitrag *Das neue Gebot*, 115-123.

Herausgeber: Johannes Österreicher: geb. 2.2.1904, Libau/Mähren; gest. 18.4.1993, New Jersey. Priester. Jüdische Eltern, konvertierte 1924 zum katholischen Glauben. 1938 Emigration nach Frankreich, 1940 in die USA (vgl. Bd. 3, 422).

15 **Erwartungen Dr. Kütemeyers**: bezieht sich auf die in den Briefen Nr. 768, 777 und 778 dokumentierte Angelegenheit rund um Kütemeyers Kierkegaard-Übersetzung *Der Begriff der Ironie* (München: Verlag Chr. Kaiser 1929), die Ficker ursprünglich im Brenner-Verlag herausbringen wollte, was dann aber nicht zustande kam. Die lange Pause im Erscheinen des *Brenner* zwischen 1928 und 1932 stieß damals auf Unverständnis im Kreis um Kütemeyer, der deshalb 1932 die Zeitschrift *Der Sumpf* herausgab. Vgl. Bd. 3, 134, 144-150 sowie 209 und die entsprechenden Kommentarstellen.

16 **Gruppe, deren Führer**: gemeint ist wahrscheinlich die Gruppe um Kütemeyer, deren geistiger »Führer« Carl Dallago war, der in seiner Schrift *Nach dreißig Jahren. Rückblick des Nicht-Schriftstellers* (Wien: Lányi 1929) den Verlust eines für seine Botschaften geeigneten publizistischen Mediums, eben des *Brenner*, beklagt (vgl. Bd. 3, 403).

17 **Ihren Brüder**: Werner von Troit.

**Ihren schönen Brief**: von [20.2.1940].

**Weißer Hohepriester**: Georg Trakls Beitrag zur *Rundfrage über Karl Kraus* (vgl. HKA I, 123): »Karl Kraus / Weißer Hohepriester der Wahrheit, / Kristalline Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt, / Zürnender Magier, / Dem unter flammendem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt.« – Vgl. dazu auch Bd. 1, 330f.

**Pro domo et mundo**: Karl Kraus: *Pro domo et mundo* (1912). Wieder in: Ders.: *Aphorismen*. Band 8 der *Schriften in zwölf Bänden*, hrsg. von Christian Wagenknecht, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986, 179-301.

18 **»Magie« und »bange Stunde«**: Gedichte aus Karl Kraus: *Worte in Versen IV* (1919). Wieder in: Ders.: *Gedichte*. Band 9 der *Schriften in zwölf Bänden*, hrsg. von Christian Wagenknecht, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 275 (*Magie*) bzw. 272 (*Bange Stunde*).

**Von einem Urbild war gesegnet, ... wird Niegesehnes nahe sein**: Verse aus dem Gedicht *Rückkehr in die Zeit* aus *Worte in Versen IV*. Wieder in: Ebenda, 270.

**Jedoch vor einem Mienenspiel ... Gesichter**: Verse aus dem Gedicht *Furcht* aus *Worte in Versen IV*. Wieder in: Ebenda, 224.

**Der Geist, der es besieht, ... verrinnt**: Verse aus dem Gedicht *Vor einem Springbrunnen* aus *Worte in Versen I* (1916). Wieder in: Ebenda, 59.

**Gebet an die Sonne von Gibeon**: Aus: *Worte in Versen II* (1917). Wieder in: Ebenda, 125-130.

**»Jugend«**: Aus: *Worte in Versen III* (1918). Wieder in: Ebenda, 203.

**»Imago«**: Aus: *Worte in Versen VII* (1923). Wieder in: Ebenda, 440.

**»Fahrt ins Fextal«**: Aus: *Worte in Versen II*. Wieder in: Ebenda, 79.

**»Sonnenthal«**: Aus: *Worte in Versen I*. Wieder in: Ebenda, 57.

**Erhard Buschbeck**: geb. 6.1.1889, Salzburg; gest. 2.9.1960, Wien. Schriftsteller. Jugendfreund Georg Trakls (vgl. Bd. 1, 323f.).

19 **Blitzlichtaufnahme des alten Hamsun**: Knut Hamsun: geb. 4.8.1859, Garmotraect/Lom; gest. 19.2.1952, Nørholm. Schriftsteller. 1920 Nobelpreis für *Segen der Erde*. Am 19.4.1940, zehn Tage nach der Besetzung Norwegens durch deutsche Truppen, wurde in Oslo ein Artikel von Hamsun veröffentlicht, in dem er seine Landsleute auffordert, sich mit der Okkupation abzufinden, da sie Schutz gegen England garantiere. Dieser Artikel wurde am 30.4.1940 im *Völkischen Beobachter* (am 1./2.5.1940 in der Münchner Ausgabe des *VB*) mit einigen Kürzungen in Übersetzung abgedruckt.

**jungen Reichsstatthalter in Norwegen**: seit Sommer 1940 war Josef Terboven (1898-1945) Reichskommissar für die besetzten norwegischen Gebiete.

**sein Leben lang inkognito**: schon früher hat Ficker sich, auch Paula Schlier gegenüber, mit Hamsun beschäftigt. Vgl. Brief Nr. 701, Bd. 3, 56: »Doch, Petra: Hamsun ist ein Christ. Aber ein verkappter, ein gewaltig gescheuter! Einer, der das Kreuz über sich gemacht hat und sich incognito, ins Panische verrückt, aus der Welt stiehlt!«



20 Glaube, Hoffnung und Liebe: vgl. I Kor. 13,13.

viae inviae: unwegsame Wege.

meinem Hausherrn: Anton Rauch: geb. 4.8.1865, Mühlau; gest. 19.4.1938, Mühlau, Mühlenbesitzer, Bürgermeister von Mühlau. In der Rauch-Villa wohnte die Familie Ficker bis Herbst 1939. Danach Umzug ins Bürohaus der alten Rauchschen Mühle.

als Hausgenossen: Trakl hatte während seiner Aufenthalte in Innsbruck bei Ficker in Mühlau gewohnt.

21 eingemeindet: 1938.

Willy Trakl: Wilhelm Trakl: geb. 1868, Wiener Neustadt; gest. 1939, Salzburg, Kaufmann, Bruder Georgs aus der ersten Ehe des Vaters Tobias Trakl. (Vgl. Bd. 2, 464)

meine Frau: Cissi von Ficker-Molander: geb. 8.8.1875, Göteborg; gest. 4.7.1960, Innsbruck. Seit 13.9.1908 mit Ludwig von Ficker verheiratet.

Fallmerayerstrasse: am 30.7.1938 umbenannt in Wurnigstraße, am 1.6.1945 wieder rückbenannt nach Jakob Philipp Fallmerayer: geb. 10.12.1790, Tschötsch bei Brixen; gest. 25.4.1861, München. Geschichtsforscher, Orientalist, Reiseschriftsteller, 1848 liberaler Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche. (Vgl. Bd. 3, 367; dort, 56ff., auch die Briefe von Karl Wolfskehl über seinen Aufsatz *Der Fragmentist, Jakob Philipp Fallmerayer in der Frankfurter Zeitung* vom 2.5.1926)

»Berg Athos«: ein Abschnitt aus *Fragmente aus dem Orient*, die 1845 erschienen waren. Wieder aufgelegt in der zweibändigen Ausgabe *Schriften und Tagebücher*, hg. von Hans Feigl und Ernst Molden. München und Leipzig: Georg Müller 1913, Bd. 2, 51-137.

zum 25 jährigen Todestag des Dichters: in dem namentlich nicht gezeichneten Artikel *Ein österreichisches Hölderlin-Schicksal* war am 5.11.1939 in den *Innsbrucker Nachrichten* zu lesen: »Vor 25 Jahren, am 5. November 1914, starb in einem Lazarett in Krakau der 27jährige Georg Trakl an den Folgen einer Gehirnerkrankung.« Und weiter unten: »Nach Ausbruch des Weltkrieges, an dem er als Kriegsfreiwilliger teilnimmt, zeigen sich sehr bald Spuren geistiger Erkrankung. Aber im Gegensatz zu seinem großen Schicksalsgefährten Hölderlin, erlöst ihn schon bald darauf ein gnädiger Tod.«

22 meine beiden Töchter: Birgit von Schowingen-Ficker: geb. 1.7.1911; lebt in Oppenau, Gudula (Ulla) Wiesmann-Ficker: geb. 1.6.1916; lebt in Innsbruck.

Karte aus Schlehendorf: nicht erhalten.

Willy: Wilhelm Weindler: geb. 15.12.1887; gest. 16.12.1969, Farchant, Facharzt für innere Medizin und für Neurologie (vgl. Bd. 3, 398).

an Chartres denken: Ficker war über Pfingsten 1939 auf Besuch bei Birgit in Paris und war von der Kathedrale tief beeindruckt.

am Geburtstag unseres Höchstkommmandierenden: 20. April.

Bücher von Jünger: am 3.5.1940 empfahl Ficker ihr die Lektüre dieser Bücher, »die mir in diesen Tagen einen bedeutenden Eindruck gemacht haben und von denen mir klar ist, daß W[eindler] und Du sie unbedingt kennen lernen müßt. Beide Bücher, die ich meine, sind von Ernst Jünger. Das eine, das in Deutschland jetzt von Hand zu Hand geht, heißt »Auf den Marmor-Klippen«; das andere ist eine Sammlung von geistigen Betrachtungen zu Erfahrungseindrücken, die eine hohe Meisterschaft der Darstellung verraten, darunter eine »Dalmatinische Reise«, in der ihr viele Eurer eigenen Eindrücke gespiegelt finden werdet.« Von Jüngers *Auf den Marmor-Klippen*, Hamburg: Hanseatische Verlags-Anstalt 1939 wurde 1940 bereits das 23. Tsd. gedruckt. In politischer Lesart kann man eine Szene aus diesem Buch, die nächtliche Ankunft des jungen Fürsten von Sunmyra und Braquemarts in der Rautenklause und das folgende Gespräch, als Zusammenkunft der Brüder Jünger mit Heinrich v. Trott und Küttemeyer 1938 in Überlingen/Bodensee dechiffrieren. Jünger lehnte dort ein Engagement im Kampf gegen Hitler ab, bezog aber Stellung gegen das Regime. (Vgl. Wolfgang M. Schwiedrzik: *Träume der ersten Stunde*. Berlin: Siedler Verlag 1991, 131 u. 212f.) Der *Dalmatinische Aufenthalt* ist ein Kapitel aus *Blätter und Steine*, Hamburg: Hanseatische Verlags-Anstalt 1934. – Ernst Jünger: geb. 29.3.1895, Heidelberg; lebt in Wilflingen, Schriftsteller, Entomologe.

»Chorónoz«: Paula Schlier: *Chorónoz. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen*. München: Kurt Wolff Verlag 1928.

23 [Entwurf]: Kestranek dankt am 20.5.40 lediglich für die »Karte vom 17ten«, mit der Ficker »so freundlich des Sterbebildchens für Leo v. Zumbusch Erwähnung [tue]«. Ob also dieser Entwurf auch als Brief abgeschickt wurde und welchen Inhalts, ist unsicher.

Hans Kestranek: geb. 8.3.1873, Prerau/Mähren; gest. 7.8.1949, St. Gilgen. Philosoph (vgl. Bd. 3, 410). In einem nicht erhalten gebliebenen Brief vom 30.4.40 hat Ficker auch Kestranek gegenüber sein Brenner-Projekt erwähnt. In welcher Form, ist nicht bekannt. (Nach dem Entwurf von 1938 sollten Kestraneks *Präludien zu einer Politeia im Brenner* Platz finden.) Kestranek antwortet am 6.5.40: »Es freut mich daß Ihre Brennerhoffnung ungebrochen ist. Meinen Beitrag dafür will ich, von Wien zurück, vornehmen und gründlich umgestalten. Es lassen sich einzelne Teile zusammenziehen, die zusammengehören und wird dadurch im Vorspiel zum letzten Absatz eine ähnlich strenge Folge zu erreichen sein wie in ihm. Das Ganze muß mehr den Ton eines eindringlichen Ernstes erhalten, so daß der Gedanke nicht aufkommt, daß es sich um mehr weniger glückliche Einfälle handelt. Jetzt erinnert die Darstellung an Karstflüsse, die lange Strecken unterirdisch fließen und an die Oberfläche nur kommen um bald wieder zu verschwinden.« In diesem Brief benachrichtigt Kestranek Ficker auch über den Tod Leo von Zumbuschs.

mein Bruder: vermutlich Rudolf von Ficker; geb. 11.6.1886, München; gest. 2.8.1954, Igl. Musikwissenschaftler in München.

Professor von Zumbusch: Leo von Zumbusch; geb. 28.6.1874, Wien; gest. 30.3.1940, München. Geh. Medizinalrat, Univ.-Prof. Sohn des Bildhauers Kaspar von Zumbusch (1830-1915).

Missale: Meßbuch der kath. Kirche mit den veränderlichen und unveränderlichen Teilen der Messe.

die Schriftstellen: auf dem Sterbebildchen sind folgende Stellen angeführt: »Im Weisen steigt wie eine Wasserflut der Einsicht Fülle; sein Rat ist wie ein Lebensquell.« (Sirach 21,13) »An dreien Dingen hab ich eine Freude und sie gefallen auch dem Herren und den Menschen: Der Brüder Eintracht, der Nachbarn Freundschaft und daß sich Weib und Mann recht ineinander schicken.« (Sirach 25,1) »Der Kinder Ruhm sind ihre Väter.« (Sprüche 17,6b) »Für einen treuen Freund gibt's keinen Preis.« (Sirach 6,15a)

ein militanter Geist aus der Weltkriegsjugend: nicht ermittelt.

Kraft durch Freude: die nationalsozialistische Freizeit-Zwangsinstitution KdF.

Der Präsident der Reichsschrifttumskammer: seit 3.10.1935 Hanns Johst, bis 1945 in dieser Funktion.

24 Liste gemäß § 1: in der Neufassung der »Anordnung« vom 15.4.1940 heißt es: »§ 1 Die Reichsschrifttumskammer führt eine Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums, in die Werke des Schrifttums eingetragen werden, die den kulturellen und politischen Zielen des nationalsozialistischen Reiches widersprechen.

Es ist untersagt, diese Werke zu verlegen, zu verkaufen, zu verteilen, zu verleihen, zu vermieten, auszustellen, anzupreisen, anzubieten oder vorrätig zu halten.« Als Sanktion wird im § 5 der Ausschluß des Zuwiderhandelnden aus der RSK festgelegt, und es wird fortgesetzt: »Sofern er nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer ist, kann ihm die etwa erteilte Erlaubnis für den Vertrieb von Werken des Schrifttums entzogen werden.«

Der Brenner war in der besagten Liste durch ein zusätzliches allgemeines Verbot des Reichsführers SS gekennzeichnet, welches dieser aufgrund der »Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933« ausgesprochen hatte.

Ihde: Wolfgang Ihde (geb. 1899) war, als Geschäftsführer der RSK, im April 1938 mit den Maßnahmen zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes in Österreich beauftragt worden. Alle Maßnahmen der RSK im Zusammenhang mit Österreich waren seither nur mit Zustimmung Ihdes zu treffen. (Vgl. Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Gütersloh: Sigbert Mohn Verlag 1963, 194ff.)

Diese Mitteilung kommentiert Ficker, aus einer enthusiastischen Stimmung heraus, in einem Brief an Paula Schlier vom 20.6.1940: »Ich will nur sagen, wie völlig eingeebnet in den Willen Gottes, dessen Erhabenheit die menschliche Kreatur erkennt, ich mich seit kurzem fühle. So hat es mich nur ein Lächeln gekostet, als mich der Präsident der Reichsschrifttumskammer neulich davon in Kenntnis setzen ließ, daß der ›Brenner‹ auf die Liste des ›schädlichen und unerwünschten Schrifttums‹ gesetzt wurde und seine weitere Verbreitung untersagt ist. Habe- as, siegreiches Deutschland!« Und, in ähnlichem Ton gehalten, am 1.8.1940 in einem Brief an Hildegard Jone, wobei Ficker zuerst sich für eine Gedichtsendung bedankt: »Ich freue mich umso mehr, daß solche Apostrophen aus der Geistesregion des Mitmenschlichen zur Wiederbelebung einer wahren christlichen Besinnung noch öffentlich zu Gehör gebracht werden können, als ich selbst wahrscheinlich keine Möglichkeit mehr haben werde, in dieser Zeit der großen Welterschütterung, da die Abgründe einander rufen und man den Teufel mit dem Beelzebub austreibt, noch einen eigenen Beitrag zur Scheidung der Geister zu leisten. Es geht nichts über Gottes Willen. Das hat sich offenbar auch der Präsident der Reichsschrifttumskammer gedacht, als er vor kurzem den Brenner auf die Liste der schädlichen und unerwünschten Literatur setzen ließ und so sein Schicksal – wenigstens im Machtbereich der polizeilichen Willkür – besiegelte.«

Otto Müller: geb. 3.3.1901, Karlsruhe; gest. 10.2.1956, Salzburg. Verleger. Hatte 1937 in Salzburg den Otto Müller Verlag gegründet (vgl. Bd. 3, 437). Das deutliche Verlagsziel, »Mittler eines christlich-abendländischen Geistesgutes zu sein«, wurde nach dem »Anschluß« 1938 rasch Angriffspunkt für die Polemik von seiten des »Amtes Rosenberg« und der Reichsschrifttumskammer, die auch mit Verboten der Verbreitung einzelner Verlagswerke reagierte. Im Dezember 1939 wurde Otto Müller verhaftet. Am 31. Juli 1940 kam er frei, »mit der strikten Weisung, den Verlag zu liquidieren und sich jeder publizistischen Tätigkeit zu enthalten.« Im Mai 1941 übernahm der Berliner Verleger Lambert Schneider den Otto Müller Verlag, er »dürfte den Firmennamen wohl weiterführen, jedoch keine Werke religiösen Inhalts herausbringen. So erschienen noch 1942/1943 einige Bücher unter der Firmierung ›Otto Müller Verlag, Berlin – Inhaber L. Schneider‹. Otto Müller überlebte den Krieg und sein Ende als Angestellter einer Hanf- und Drahtseilfabrik in Oberösterreich.« Vgl. die Jubiläumsbroschüre *Werte und Jahre. 1937-1977*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1977, hier 7ff. Ficker hatte sich im Herbst 1939 sehr entschieden gegen die Herausgabe der Jugendliteratur von Georg Trakl bei Otto Müller ausgesprochen (vgl. Bd. 3, 335ff.).

3. Juni: die doppelte Datierung findet sich auf dem Original, das Briefkuvert ist mit 3.6.1940 abgestempelt.

25 Ihr Aufnahmeantrag: für alle Buchhändler, Schriftsteller, Verleger etc. war es laut der Ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vom 1.11.1933 gesetzliche Pflicht, der RSK anzugehören.

buchhändlerische Tätigkeit: diese unklare Begrifflichkeit dürfte auf Uninformiertheit der Behörde zurückgehen. Die Verbotliste war unterteilt in: I. Einzelschriften, II. Serien und Zeitschriften (Sämtliche Bände, sofern nicht besondere Angaben gemacht werden), III. Verlage, deren Gesamtproduktion verboten ist. Der *Brenner* war unter Rubrik II angeführt.

26 lediglich diese Zeitschrift: vgl. zur Hintergründigkeit dieser Formulierung folgende Stelle aus Fickers Brief an Paula Schlier vom 29.6.1940: »Der Brenner – ja, der hätte meiner noch bedurft, und manchmal, in schwachen Augenblicken, traure ich ihm noch nach; denn so, wie er mir im Geist vor Augen stand und steht, hat er sich in keiner Weise überlebt, im Gegenteil: mit der Deutlichkeit des Widerparts wächst in meiner Vorstellung das Überwältigende seiner Physiognomie. Ich bin natürlich auch weit davon entfernt, wegen des Verbots die Sache preiszugeben. Denn ich bräuchte sie ja nicht als ›Brenner‹ herauszugeben, sondern etwa unter dem anderen, bereits bezeichnenderen Titel ›Hora et tempus est‹. Daran liegt es also nicht. Aber mit dem Ausscheiden Deines Beitrags, das nun für mich feststeht, auch wenn Du zur Niederschrift des Buches kommen solltest, fällt mein Konzept in sich zusammen und damit ist diese Sache, an der ich hing, für mich erledigt. Ich kann nicht sagen: Gott sei Dank.

aber: Gott wird wissen, warum. So ist das Ganze in Ordnung.« – Den Plan der Namensänderung des *Brenner* kommentierte Hans Kestranek im Brief vom 26.10.1940: »Aber der Brenner muß wieder werden und doch und besser unter seinem alten rühmlichen Namen. Verschwinden sollen andere und – sie werden verschwinden.«

**weiterzuführen gedanke:** Ficker beschäftigte im Frühjahr 1940 die Hoffnung, den Brenner-Verlag zusammen mit Dr. Walter Manggold, der zuletzt beim Deutschen Verlag (früherer Ullstein-Verlag) in Berlin in leitender Stellung tätig gewesen war und Interesse an einer Übernahme signalisiert hatte, weiterführen und sogar ausbauen zu können. Vgl. Brief an Paula Schlier vom 22.2.1940: »Es könnte doch sein, daß der Brenner-Verlag bleiben und am Ende noch einen Aufschwung nehmen soll, den er bisher nicht haben konnte, weil unter den gegebenen Verhältnissen die Voraussetzungen dafür fehlten. So würde vielleicht ein aufblühender Verlag, zu dem ich ideell den Grund legen konnte und in dessen Fundament zur Stütze seines Ansehens und seiner Tragfähigkeit sich am Ende doch noch der noch nicht erschienene (vielleicht auch nicht mehr erscheinende) letzte Brenner einbauen ließe, Segen in die Zukunft stiften können und meine kleine Lebensmühsal als das Samenkorn erscheinen lassen, das in gute Erde gefallen erst absterben mußte, um reiche Früchte zu tragen. Oder ist das Einbildung? Nun, wir werden ja sehen!« Diese Hoffnung bekam bald ihren Dämpfer, wie aus dem Brief Fickers an Paula Schlier vom 9.3.1940 hervorgeht: »[...] von meiner Seite möchte ich nicht zu sehr drängen, und auch der Proponent (Dr. Manggold, ein Badenser, [...]), dem zunächst an meiner prinzipiellen Zustimmung gelegen war, kann mir erst nach Rückfragen bei seinem Interessenten- und Freundeskreis draußen im Altreich nähere Vorschläge hinsichtlich der Ausgestaltung des Verlags zur Prüfung vorlegen. Inzwischen wird man ja auch vielleicht, was die Entwicklung der Kriegslage für Deutschland betrifft, etwas klarer sehen. Momentan ist die Bucherzeugung, soweit sie nicht dem offiziell geförderten Schrifttum zugute kommt, schon wegen der geringen Aussicht auf Papierzuteilung ungemein erschwert; auch bedarf heute jede geplante Verlagstransaktion zu ihrer Verwirklichung der Zustimmung der Reichskulturkammer. Hier müssen die Wege erst geebnet sein, ehe man hoffen kann, das Gestrüpp der Verordnungen ungefährdet hinter sich zu bringen; da bleibt einem schon gar nichts übrig als das »Eile mit Weile!«, das auch sonst meinem Wesen entspricht, wenn es sich darum handelt, den Winken der Vorsehung mein Entgegenkommen zu beweisen.«

**Franz Glück:** geb. 12.9.1899, Wien; gest. 23.4.1981, Bad Vöslau. Schriftsteller, Literaturhistoriker, Museumsdirektor. War 1924-38 im Verlagshaus Anton Schroll & Co. tätig, dann Berufsverbot, wurde aber vom Verlag weiterhin behalten. Gelegenheitsarbeiten linderten die existentielle Not der Familie (Frau Hilde und Sohn Wolfgang). Nach 1945 nebenbei Mitarbeit an der *Wiener Zeitung* (vgl. Bd. 3, 375).

**Liebe Freunde:** die Anrede gilt Franz und Hilde Glück.

**Kritik zu Reifferscheidt:** Friedrich Mayer-Reifferscheidt (Ps. F. M. Reifferscheidt): geb. 23.4.1900, Regensburg; gest. 24.9.1957, Florenz. Schriftsteller, Übersetzer. – Glück hatte sich im Mai-Heft des *Hochland* (1940, S. 316-326), unter dem Pseudonym Franz Wolfgang, mit Friedrich Mayer-Reifferscheidts Buch *Über die Sprache* Leipzig: Hegner Verlag 1939, auseinandergesetzt und dabei sowohl dessen Deutsch- und Gesinnungstümelei durchleuchtet als auch dessen beabsichtigte »Sprachsatire« als Bildungshochmut entlarvt. Zwei angesprochene Themenbereiche seien hervorgehoben: Wenn Reifferscheidt »Fehler« in der alltäglichen wie auch in der dichterischen Sprachverwendung ortet und von daher einen allgemeinen »Sprachverfall« konstatiert, setzt Glück dem mit Wilhelm v. Humboldts Sprachtheorie entgegen: »[...] die Sprache ist ein Organismus, der wächst und sich wandelt. [...] So kann es immer geschehen, daß ein »Fehler« tatsächlich sprachechter, lebenswertvoller ist, als die vermeintliche Richtigkeit. Wenn man es recht überlegt, hat sich die Sprache durch Fehler fortentwickelt, indem vom Üblichen, Sanktionierten abgewichen wurde – oft durch ein langsames Sichwandeln, oft sogar durch Mißverständnis.« (318) Besondere Aufmerksamkeit widmet Glück dem »Mangel an Verständnis für das Dichterische, der bei Reifferscheidt zutage tritt.« (321) Neben Hölderlin und Stifter steht in der poetischen Fehlergalerie Georg Trakl, zwischen dessen Zeichensetzung und der eines literarischen Verkaufsstrategen Reifferscheidt Zusammenhänge walten sieht: »Aber gerade im Punkte der Zeichensetzung hat sich der Kaufherr bis-

her noch zurückgehalten, und er ist wohl erst in allerletzter Zeit dahintergekommen, daß auch die Zeichensetzung ein leerer Wahn ist, den man ruhig und ohne Geschäftsstörung beiseite lassen kann. Denn warum, so mag er sich außerdem gefragt haben, soll sich der Käufer meiner hervorragenden künstlichen Wohlgerüche, welcher Käufer ja erwiesenermaßen auch einer von Gedichtbänden ist, nicht dort wie hier von der nämlichen sinnumwälzenden Neuerung angesprochen fühlen? Nicht wahr, das leuchtet doch ein, und so las man denn tatsächlich eines schönen Tages: ›Siehst du Kleines‹ usw. usw., genau so wie man ein paar Jahre zuvor schon gelesen hatte: ›Unter Dornenbogen / O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.‹ Ich meine nun in aller Bescheidenheit, daß Georg Trakl, der Verfasser dieser Reimzeilen, hier seinem Bruder Reklamechef nicht gerade ein gutes Beispiel gegeben hat. Es sind in der Tat wahre Dornenbogen, unter denen die beiden Satzzeichenverächter gen Mitternacht klimmen, woselbst ja schon Stefan George auf sie wartet. ›Siehst du Kleines ...‹ – doch was nun, wenn jetzt plötzlich aus dem Weltall eine ewige deutsche Stimme antworten wollte: ›Ja, wahrhaftig, ich sehe nur Kleines, wo ich Großes zu sehen gehofft hatte!‹ (Reifferscheidt, a.a.O., 110f.) Glück findet hier das ›Versagen unseres Sprachsatirikers‹, dem an diesen Versen Trakls ›nichts anderes auffällt als das Fehlen der Beistriche nach ›Dornenbogen‹ und ›Bruder‹, das wahrscheinlich ein Zufall ist, ›ungehörig‹ und den hergestellten Zusammenhang zum Werbezeit ›bei den Haaren herbeigezogen‹. (Glück, a.a.O., 322)

dessen Erwiderung: *Der Mensch und die Sprache* im Juni-Heft 1940 des *Hochland*, 358-369. Zitate daraus hier: 360f. Reifferscheidt greift darin auf folgende Stelle bei Glück (= Wolfgang) zurück: ›Und überhaupt muß man sich eben damit abfinden, daß das Individuum einen ihm innewohnenden Sprachstil hat und wahr, man muß es hinnehmen, daß das Denken dem Schriftsteller seine ihm eigenen, die für ihn richtigen Wörter, Zeichen und Folgen mit sich bringt, die dann in ihrer geschlossenen Fügung – vereinzeln darf man sie nicht – das Seelenbild des Denkenden und Fühlenden, der geschrieben hat, offenbar werden lassen.‹ (Glück, a.a.O., 318) Von der hier hervorgehobenen Individualität in der Sprachverwendung kommt Reifferscheidt auf die Metaphorik bei Georg Trakl zu sprechen: ›Ich habe Georg Trakl erwähnt, den Lyriker Georg Trakl. Ich glaube, damit das Kind beim Namen genannt zu haben, denn Wolfgang's Theorie ist, genau betrachtet, die Theorie zur Sprache Trakls. Auf Trakl trifft zu, daß ›das Denken dem Schriftsteller seine ihm eigenen, die für ihn richtigen Wörter mit sich bringe‹, auf Trakl, aber schon nicht auf Hermann Hesse, um einen Modernen zu nennen, und natürlich erst recht nicht auf Gottfried Keller oder Goethe. Doch was nun, wenn die Praxis Georg Trakls sich als ebenso falsch und unsinnig erweist wie die Theorie seines Anwaltes Wolfgang? Trakl läßt in irgendeinem seiner Gedichte den Tod ›mit modernden Schritten‹ herannahen.‹ [Der Satz, aus *Traum und Umnachtung*, einem der wenigen Prosastücke von Trakl, lautet: ›Wenn in befleckten Zimmern jegliches Schicksal vollendet ist, tritt mit modernden Schritten der Tod in das Haus.‹ (HKA I, 149)] Reifferscheidt führt fort: ›Wer Trakl kennt, der weiß jetzt, daß das nicht etwa ein konstruierter Fall ist, sondern daß sich unter den vielen Gedichten Trakls kaum eines findet, in dem die Naturordnung nicht derweise auf den Kopf gestellt wäre.‹ Und dann wird Trakls Metaphernbau charakterisiert: ›Es ist das genau so, wie wenn man auf einer photographischen Platte hintereinander zwei verschiedene Aufnahmen fixieren wollte. Das Ergebnis davon wäre Verwirrung und Unsinn, und ebenso ist nun auch Trakls Tod, der ›mit modernden Schritten‹ naht, nichts weiter als eine dichterische Mißgeburt und der Anlaß zu einer Begriffsverwirrung, die man ja an Wolfgang selbst trefflich beobachten kann.

Was mag nun aber Trakl bewogen haben, zwei sprachliche Bilder aufeinander zu kopieren? Was ist die Ursache dieser Praxis, die Trakl auch im Großen durchführt, indem er jeweils ganze Gedichte aus einer Reihe miteinander völlig unverbundener Aussagen bestehen läßt? ›Im grünen Tümpel glüht Verwesung. / Die Fische stehen still. Gottes Odem / Weckt sacht ein Saitenspiel im Brodem. / Aussätzigen winkt die Flut Genesung.‹ [*Kleines Konzert*, HKA I, 42]; wiederholt sich da nicht die Einzelheit im Ganzen insofern, als beide Male Unvereinbares in einen Zusammenhang gebracht wird? Denn die Verwesung im Tümpel, der Stillstand der Fische, ›Gottes Odem‹ und das ›Saitenspiel im Brodem‹, sowie schließlich die bei Trakl unvermeidlichen Aussätzigen bilden unter sich ja ebensowenig eine sinnvolle Einheit wie die ›Ver-

wesung« und das ihr zugeordnete Verbum »glühen«. Da muß doch immerhin eine Absicht zugrunde liegen, und so wiederhole ich jetzt meine Frage: Was will eigentlich Trakl?

Er will das sinnhafte Wort durch das Erregungswort ersetzen. Er betrachtet die Sprache nicht als das Sinngebilde, das sie ist, sondern als ein Rauschmittel. Der Zuhörer soll hier nicht, wie im Falle aller anderen, herkömmlichen Lyrik, in seiner sinnempfindlichen Menschlichkeit getroffen, sondern er soll durch ähnliche Wirkungen, wie sie die Musik barbarischer Völker zeitigt, gerührt, aufgeregt, umgewühlt und überwältigt werden. Gedichte dieser Art zielen auf das Nervensystem und nicht auf den Logos, und sie sind darin das genaue Gegenstück etwa der Gottschedschen Lehrpoesie, die nur den Verstand, und also auch nicht den Logos des Menschen ansprechen wollte. Allerdings mit dem wichtigen Unterschied, daß die trockene Unpoesie von der Art der Gottschedschen Produktionen unendlich harmlos ist, weil jeder das hier waltende Unvermögen gleich wahrnimmt, während die Traklsche Unpoesie geradezu gefährlich genannt werden muß, weil der Durchschnitt der Menschen weder scharfsinnig noch sprachempfindlich genug ist, um zu merken, daß hier eine lyrische Hirnerweichung der Sprache geplant wird. Nichtsnutziger Verstand ist vor Menschen leicht zu entlarven, um so schwerer dann freilich nichtsnutzige Gefühle.« Am Ende seiner »Entgegnung« (S. 369) kommt Reifferscheid noch einmal auf Trakl zurück, diesmal, um ihn von Hölderlin zu unterscheiden: »Dieser [Hölderlin] gilt mir als ein großer, heiliger Sänger, dessen Fehler die *défauts de ses vertus* sind. Jenen freilich halte ich für einen ungeprüften Magier des überhöhten Worts, oder, um noch deutlicher zu werden: für einen von urteilslosen »Kennern« hochgelobten lyrischen Dilettanten. Eine einzige Zeile aus dem »Hyperion« ist meines Erachtens mehr wert als die ganze lyrische Produktion Georg Trakls, wenn man die schöne Anrede an Karl Kraus davon ausnimmt.« Weiter spricht Reifferscheid von der »gefährliche[n] Neigung«: »Es ist das der bei Hölderlin noch kaum fühlbare, aber zweifellos von ihm mit angeregte Hang zur lyrischen Requisitenwirtschaft, wie wir sie an Trakl in höchster Entfaltung bewundern können. Aber deshalb ist Hölderlin doch noch lange nicht Trakl, und Trakl nicht Hölderlin: Was bei diesem noch die ungespaltene Einheit von Kunst und Natur gewesen ist, erscheint bei jenem als denaturierte Kunst, als Kunstgewerbe. Dieser hat die der feierlichen Sprache von Natur eigentümliche Musikalität zu besonderer Geltung gebracht, während die Rilke und Trakl die Grenze zwischen Musik und Sprache niedergerissen und dadurch die Sprache dem Verhängnis der Sinnzerstörung ausgesetzt haben. Hölderlin ist noch höchste männliche deutsche Sprachkunst, Trakl aber schon geradezu Boudoir-Poesie, die lyrische Kost eines Zeitalters, in dem die Weiber den Kurs des Schönen bestimmen. Dichtungen wie die Trakls sind nach einem Ausspruch Lichtenbergs »eine Art von Picknick, wobei der Verfasser die Worte und der Leser den Sinn stellt«; sie sind nach dem Rezept verfaßt: »Wenn dein Bißchen an sich nichts Sonderbares ist, so sage es wenigstens ein bißchen sonderbar!« Oder eine dritte Bemerkung des selben Denkers, die ebenfalls auf Trakl und seinesgleichen bezogen werden kann: »Jemand überspringt bei Vorlesung der Messias immer eine Zeile, und die Stelle wird doch bewundert!«

wesentlichen Konstitutionsmangel: vgl. folgende Bezugsstelle: »Der Kampf, den Reifferscheid führt, ist vielfach nicht wie der Don Quixotes ein Kampf gegen Windmühlen, die konkret sind und ihm immerhin Widerstand leisten würden, sondern Krieg gegen eine Fata Morgana. [...] Satire und Polemik aber brauchen einen konkreten und einen in irgendeiner Weise, und sei es nur in seiner Schwäche, starken Gegner, ja dieser »Leibhaftiger«, der ihr gegenübersteht, ist überhaupt ein konstituierendes Moment der Satire. Schemen und imaginären Gestalten gegenüber, und tragen sie die größten Namen der deutschen Dichtungsgeschichte, fällt sie in sich selbst zusammen.« (Glück, a.a.O., 323)

27 dem letzten Bande: Josef Nadler: *Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schaffen der deutschen Stämme und Landschaften*. 4 Bde. Berlin: Propyläen 1939-1941. Dem Band 4 über den Zeitraum von 1914 bis 1940 ist neben dem Faksimile von *An Mauern hin* ein Druck ebendieses Gedichts und von dessen Letztfassung *Im Dunkel* eingefügt. Unter dem Titel findet sich der Hinweis: »Original im Besitz des Brenner-Verlags, Innsbruck«. Zangerle wird diesen Band auf einer Karte vom 5.12.1941 kurz kommentieren: »Der neueste – und letzte – Band der Nadler'schen Literaturgeschichte enthält eine das Wesentliche unter-

schlagende Darstellung des »Brenner«. Nadler (1884-1963) war seit 1931 Ordinarius in Wien.  
»Erinnerungen an Georg Trakl«: richtig: *Erinnerung an Georg Trakl*. Innsbruck: Brenner-Verlag 1926. Darin enthalten die Faksimiles von *An Mauern hin* (Urfassung des Gedichts *Im Dunkel*, vgl. HKA I, 209) und *Nachtergebung* (vgl. HKA I, 164).  
*Deinem Vater*: Heinrich Schlier (1863-1945).  
*Aufregungen der Praxis*: Paula Schlier war in Weindlers fachärztlicher Praxis für Nervenleiden in Garmisch angestellt.

28 *deutschen Südtiroler*: nach dem Optionsabkommen vom 23.6.1939 zwischen der deutschen und der italienischen Regierung war die deutsch- und ladinischsprachige Bevölkerung Südtirols vor die Entscheidung gestellt, für den Verbleib in Italien oder die Auswanderung in reichsdeutsche Gebiete zu stimmen. Die Erklärungsfrist war mit 31.12.1939 festgesetzt worden. Schätzungen gehen davon aus, daß 86 % der Südtiroler Bevölkerung für die Auswanderung optierten, von denen allerdings im Laufe der folgenden Monate nur ein Teil tatsächlich abgewandert ist. Die erste offizielle Umsiedlergruppe wurde am 26.11.1939 am Innsbrucker Bahnhof feierlich empfangen. Die massive propagandistische Vereinnahmung der Aktion konnte jedoch nicht über die in der Tiroler Bevölkerung weitverbreitete Ablehnung dieser Neuansiedler hinwegtäuschen, die einerseits aus Befürchtungen vor wirtschaftlichen Einschränkungen, andererseits aus der durch die häufig kurzfristig verordnete Einquartierung in private freie Räumlichkeiten unfreiwillig entstandenen Nähe herrührte. In den folgenden Monaten kamen nun durchschnittlich 200 bis 250 Personen pro Tag aus Südtirol in Innsbruck an. Vor allem die Errichtung eigener Siedlungen für die Optanten (»Südtiroler Viertel« im Osten Innsbrucks, weitere Neubauten in Hall, Telfs, St. Johann, Kitzbühel und Kufstein) verursachte unter der hiesigen Bevölkerung Neidreaktionen. In Mühlau hatte Gauleiter Franz Hofer ein Barackenlager für Einzelpersonen errichten lassen, das »Heim Mühlau«. Vgl. Helmut Alexander/Stefan Lechner/Adolf Leidlmair: *Heimatos – Die Umsiedlung der Südtiroler*. Hrsg. vom Tiroler Landesinstitut (Innsbruck und Bozen). Wien: Deuticke 1993, bes. 43-179. (Für den Hinweis danke ich Herrn Mag. Markus Dapunt)

*Lebensraumprobleme*: Ficker greift hier einen Propagandabegriff auf, mit dem das NS-Regime seine aggressive Außenpolitik schon vor Kriegsbeginn und später seine Kriegsziele im Osten und Südosten zu legitimieren trachtete.

29 »Die Brücke von San Luis Rey«: engl. 1927, dt. zuerst 1929; neue Auflage: Wien: Alfred Ibach Verlag 1940. Zangerle hatte ihm das Buch zum wiederholten Male im Brief vom 11.9.40 empfohlen: »Es versucht eine Antwort auf die Frage zu finden: Warum läßt die Vorsehung Katastrophen zu? Wird der Mensch, der immer Schuldige, im unrechten Augenblick ereilt? Der Dichter – er ist Katholik – soll, als er diese große »Novelle« schrieb, noch nicht dreißig Jahre alt gewesen sein.« – Thornton Wilder: geb. 17.4.1897, Madison/Wis.; gest. 7.12.1975, Hamden bei New Haven/Conn. Erzähler, Dramatiker. Seine Mutter war die Tochter eines Pastors der presbyterianischen Kirche; ein katholisches Bekenntnis Wilders konnte nicht ermittelt werden. Wilder hatte 1911/12 in den Missionsschulen von Honkong und Schanghai, wo sein Vater amerikanischer Generalkonsul war, Deutsch gelernt. Später übertrug er Nestroys *Einen Jux will er sich machen* ins Amerikanische.

*Stelle in Goethes »Dichtung und Wahrheit«*: vgl. *Münchener Ausgabe Bd. 16*, hg. von Peter Sprengel. München, Wien: Carl Hanser 1985, 821f. Die Stelle ist in dieser Ausgabe wie folgt kommentiert: »wie G. es paradigmatisch in Napoleon hervortreten sah (zu Eckermann 2. u. 8.3.1831). Der vorliegende Abschnitt entstand in der Anfangsphase der Befreiungskriege und hat den gescheiterten Rußland-Feldzug Napoleons zur historischen Voraussetzung. Weitere Personen, die G. mit dem Dämonischen verbindet, sind: Friedrich II. von Preußen, Peter d. Gr. von Rußland, Karl August v. Sachsen-Weimar, Byron, Paganini.« (*Münchener Ausgabe Bd. 16*, a.a.O., 1073)

*in wunderbarem*: »im wunderbarsten Zusammenhang« (*DuW*, 821).

... die ausgelassene Stelle heißt: »Für die Phänomene welche hiedurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und

poetisch dieses Rätsel zu lösen und die Sache schließlich abzutun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.« (DuW, 822).

über Elemente: »über die Elemente« (DuW, 822).

der Menschheit: »der Menschen« (DuW, 822).

gleichzeitig ihresgleichen: »Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und [...]« (DuW, 822).

Nemo contra Deum nisi Deus ipse: vgl. den Kommentar der *Münchener Ausgabe* von *Dichtung und Wahrheit*, a.a.O., 1073f.: »Niemand gegen Gott, es sei denn Gott selbst.« Die Herkunft des lateinischen Satzes, den G. schon am 16.5.1807 gegenüber Riemer erwähnte, ist unbekannt. Er erlangte Berühmtheit dadurch, daß Eckermann ihn dem 4. Teil von *DuW* als Motto vorangestellt hat. Vgl. seine Briefe an Kanzler v. Müller vom 18./19.1.1813: »Der Band hat kein Motto, wie doch die 3 ersten Bände des Lebens haben; ›Ich habe dem Bande ein Motto vorgesetzt, welches die Gewalt des Dämonischen ausdrückt [...]‹. Danach stand das Motto in allen Ausgaben von 1833 bis 1965.« Ficker hatte von Zangerle eine Abschrift dieser »prophetischen Stelle« (Zangerle) als Beilage zu dessen Brief vom 24.10.1940 erhalten.

Hochland-Aufsatz: Thornton Wilder, in *Hochland* 35, Juni 1938, 194-209. Darin wird im Kontext der Würdigung des Wilderschen Individualismus auch *Die Brücke von San Luis Rey* besprochen. »Wilders Menschen sind von ihren allgemeinen Eigenschaften her niemals zu ergründen, sie sind individuell (›unteilbar‹) und personal (›durchlörend‹ für Transzendenz), mit einem Worte: Existenzen; seine Ereignisse und Situationen haben die undurchdringliche Logik der Wirklichkeit und des Schicksals. [...] Die ›Brücke von San Luis Rey‹, die man das Meisterstück des kaum dreißigjährigen Dichters nennen muß, ist der Versuch, einem Ereignis, das ›vielleicht ein Zufall‹, ›vielleicht eine Fügung‹ ist, den Sinn eines Schicksals, einer Summe von Schicksal zu verleihen. Die Urfrage des abhängigen und preisgegebenen Menschen, die Hiobsfrage nach dem ›Warum‹ ist hier mit einer fast wissenschaftlichen Nüchternheit, mit einer tiefreligiösen Enthaltbarkeit gestellt. ›Manche sagen, es gebe kein Wissen für uns, und wir seien den Göttern nichts anderes als Mücken, wie die Knaben sie haschen und töten an einem Sommertag; und manche sagen, daß selbst die Sperlinge kein Federchen verlieren, das nicht aus ihren Schwingen gestreift worden von der Hand Gottes.« »Das Buch handelt von dem in die Liebe gehüllten Leiden. Fünf Menschen wird das Leben und die Liebe vereilt bis an die Grenze des Unerträglichen. Da aber der Mensch, solange sein Atem reicht, schlechthin alles erträgt, so scheint Leben nichts anderes zu sein als das Überstehen des Unerträglichen. Wilder verzichtet anscheinend bewußt auf die flüchtige Süße der Geschlechtsleidenschaft, die ›eine der schärfsten Ausdrucksformen der Selbstsucht‹ sei, und der leicht etwas Trügerisches, Schwärmerisches und Verwechselbares anhaftet; er gestaltet untypischere, individuellere Formen einer Liebe ohne die Wollust, die, einmal zum Pathos geworden, eine viel ausgewogenere und künstlerisch unverbrauchtere Tragik nach sich ziehen: die Liebe zur Tochter, zum Bruder, zur Vertrauten und Freundin.« (197f.) Zangerle hatte Ficker schon am 29.10.1940 eine längere Stelle aus Holthusens Wilder-Aufsatz brieflich zitiert: »In einer theoretischen Äußerung, dem Vorwort zu der Sammlung seiner Kurzspiele (›Der Engel, der das Wasser trübte‹) [...] hat Thornton Wilder jenes Zusammenspiel zwischen religiösem und ästhetischem Bedürfnis gedeutet: als einen Versuch, das religiöse Gut, das durch lehrhafte Darbietung weithin ungenießbar gemacht werde, durch die Überzeugungskraft der Schönheit wieder nahezubringen. Es handelt sich ihm darum, mit dem Geiste der Kunst den Geist des Leidens und der Liebe zu entzünden. Denn die hohe Idee der Kunst ist ihm schlechthin gleichsinnig mit der Idee des Leidens und der Liebe; ihr Werk scheint ihm nichts Geringeres als eine Realisation christlicher Tugend zu sein. Kunst ist nicht möglich ohne die radikale Erfahrung des Leidens; die Worte, die der Tod in einem jener Spiele an den sterbenden Mozart richtet, lauten: ›Wisse hinfort, daß nur, wer den Aussätzigen küßte, in das Königreich der Kunst eintreten kann!‹ Der Künstler ist Anwalt der Mühseligen und Beladenen; sein unendliches Interesse an der Welt ist Liebe, deren positive Frucht das Werk ist, Organ der unerlöst rufenden Kreatur; ›Allein durch die Fürbitte großer Liebe und großer Kunst, welche ist Liebe, kann jener verzweifelnde Schrei gestillt werden!‹«



Corona-Heft: Zweimonatsschrift herausg. v. Martin Bodmer in Zürich, 9. Jg., 1940, Heft 6. Darin: *Nascuntur Poetae...* und *Vom Engel, der das Wasser bewegte*, 648-655.

Willi Cather: die Übertragung von Sigismund von Radecki erschien 1940. Willi Cather: geb. 7.12.1873, Winchester/Virg.; gest. 24.4.1947, New York. Der Roman *Death comes for the Archbishop* entstand aus den Eindrücken von den Reisen der selbst nicht katholischen Autorin in den katholischen Südwesten der Staaten. Er erschien 1927 und erzählt auf dem historischen Hintergrund der Eingliederung Neu-Mexikos in die Vereinigten Staaten (1846) die Geschichte der Missionierung dieser neuen Gebiete durch den vom Papst berufenen frz. Bischof Latour. Seine Bemühungen, die einheimische Bevölkerung auf den katholischen Weg zu führen, finden einerseits in der stark verwurzelten Naturreligion der Indianer, andererseits in der Eigensinnigkeit des angestammten mexikanischen Klerus, der an der regional gewachsenen Glaubenspraxis festhält, energischen Widerstand. So stellt z.B. Padre Martinez den Zölibat in Frage. Der neue Bischof will die lockere Lebensweise einzelner Geistlicher abschaffen, muß sich aber entgegenhalten lassen: »Die Natur läßt Euch hier den Rang ab. Aber bei alledem sind unsere einheimischen Priester viel frommer als Eure französischen Jesuiten. Wir haben hier eine lebendige Kirche und nicht einen toten Zweig der europäischen. Unsere Religion erwuchs aus der Scholle und hat ihre eigenen Wurzeln. Der Person des Heiligen Vaters zollen wir kindliche Verehrung, aber Rom hat hier keine Autorität. Wir brauchen keine Unterstützung der Propaganda, und wir nehmen ihre Einmischung übel. Die Kirche, welche die Franziskanerpatres hier gepflanzt hatten, ist gefällt worden; dieses hier ist das zweite Wachstum, und es ist eingeboren. Unser Volk ist das frommste, das es in der ganzen Welt gibt. Dörft Ihr seine Religion durch europäische Formalitäten aus, so werden die Leute ungläubig und liederlich.« (S. 178 der zit. Ausgabe) Der Roman wird in den Lexika als das meistgelesene Werk Cathers geführt.

Gedicht Josef Leitgeb's: die Jury der siebenten Auflage dieses Lyrikpreises bildeten Georg Britting, Marie Luise Kaschnitz, Julius Petersen, Friedrich Schnack und Ludwig Emanuel Reindl. Im redaktionellen Vorspann zur Veröffentlichung in der *Dame*, 67. Jg., H. 23, Erstes Novemberheft 1940, heißt es dazu: »Der unverbrüchliche Glaube an den Frieden, der dem Soldaten die Rechtfertigung des Krieges und die Verbürgung des Sieges ist, spricht sich aus in dem edel empfundenen, in weiträumigen, durchsonnten Rhythmen hinfließenden, den Kameraden gewidmeten Gedicht ›Deutsches Heer 1940‹, für das dem Dichter Josef Leitgeb der erste Preis zugesprochen wurde.« Die Preissumme betrug 1000 RM. Josef Leitgeb: geb. 17.8.1897, Bischofshofen; gest. 9.4.1952, Innsbruck. Bis 1939 Hauptschullehrer in Innsbruck (vgl. Bd. 2, 534). Seit Kriegsbeginn, wie die *Dame* in der Vorstellung schreibt, »bei einer Gebirgs-Nachrichten-Ersatz-Abteilung. Aus dem Erlebnis dieser Zeit entstand das preisgekrönte Gedicht«. Ficker kommentiert es nur einmal kurz in einem Brief an Paula Schlier vom 15.11.40: »Was ich zu Leitgeb's preisgekröntem Gedicht in der ›Dame‹ sage? Nichts. Es ist sehr schön. Er versteht es ausgezeichnet, mit goldenen Bällen zu jonglieren.«

30 »Die Stimmen der Zeit«: *Katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart*. Als Fortsetzung des jesuitischen Traditionsorgans *Stimmen aus Maria Laach*. *Katholische Blätter* (1871-1914) erschien die Zeitschrift im Freiburger Herder-Verlag, hrsg. von Anton Koch, seit 1915 unter diesem Titel. Nach 1933 kam es wiederholt zu Spannungen mit dem Regime, 1935 folgte ein viermonatiges Erscheinungsverbot. Über diese Zeit las man in der ersten Nachkriegsnummer der Zeitschrift: »Von Jahr zu Jahr wurde der Druck auf jede abweichende Meinung verstärkt, die Möglichkeit freier Meinungsäußerung mehr und mehr eingeschränkt. Oft haben die Herausgeber sich im Laufe dieser Entwicklung die Frage gestellt, ob es nicht richtiger sei, einen Untergang in Ehren herbeizuführen, als einen aussichtslos erscheinenden Kampf gegen solche Übermacht weiter zu bestehen. Wenn sie sich der Versuchung, in die stumme Verbannung zu gehen, immer wieder versagten, so geschah es aus dem Bewußtsein, gerade in solcher Zeit der Wahrheit besonders verpflichtet zu sein und ihr, wenn dies im offenen Wort nicht mehr möglich war, so doch wenigstens auf dem Weg der Andeutung einen Zufluchtsort zu sichern.« (Zum Geleit in: *Die Stimmen der Zeit*, 139. Band, 1946/47, H. 1, 1-3, hier 1f.) 1941 erfolgten Hausdurchsuchungen und Einschüchterungen, die Druckerlaubnis wurde entzogen. Am 25.4.1941 wurde allgemein die Einstellung der Papierzuteilung für die

katholischen Zeitschriften verfügt. Vgl. dazu Doris von der Brelie-Lewien: *Katholische Zeitschriften in den Westzonen 1945-1949*. Göttingen, Zürich: Musterschmidt Verlag 1986, bes. 61-64 (*SidZ*) und 58-61 (*Hochland*). Über letztere Zeitschrift dort: »Mit dem Gegenentwurf eines katholischen Ständestaats ließ sie nie den geringsten Zweifel an ihrem distanzierten Verhältnis zum Nationalsozialismus, der für sie ein typisch preußischer Irrweg war.« (59)

»Die Schildgenossen«: von Romano Guardini und anderen hrsg. zweimonatlich erscheinende *Zeitschrift aus der katholischen Lebensbewegung*. Vgl. Bd. 3, 364.

Buchausstellung: Näheres nicht ermittelt.

Reymont: Wladislaw Stanislaw Reymont: geb. 1867 im Distrikt Piotrków/Posen; gest. 1925. Für *Die Bauern. Roman der Jahreszeiten* hatte Reymont 1924 den Nobelpreis erhalten. Mehrere dt. Ausgaben seit 1923, zuletzt: Jena: Diederichs 1937. (20.-25. Tsd.) Als »Volksausgabe« war der Roman 1933 erschienen. Ausdrücklich als Gegenwerk zu Zolas *La terre* verfaßt, erzählt dieses Epos vom blauerlichen Arbeitskreislauf im Zeitraum eines Jahres. Die polnischen Bauern sind als (noch) nicht geschichtsmächtige Gemeinschaft charakterisiert. »Das bedeutet jedoch nicht, daß es Reymonts Bauern gleichgültig wäre, unter welchem Regime sie leben und welche Sprache sie sprechen. Das nationale Gefühl, das in ihnen schlummert, erwacht, wenn sich die deutschen Kolonisatoren im Dorf einnisten oder wenn die zaristische Regierung ihnen die russische Schule aufzwingen will. In diesen Augenblicken kommt ihnen klar zum Bewußtsein, daß sie Polen sind. »Alle Tiere haben ihre eigene Sprache«, sagt einer von ihnen. »Nur uns wird befohlen, eine fremde Sprache zu sprechen.« (Vgl. Jozef Trypucko: *Leben und Werk* in der Nobelpreisträger-Ausgabe des Romans, Zürich: Coron-Verlag o. J., 26)

31 Ihren herrlichen Brief: vom 5.12.40, fortgesetzt am 11.12. und August Cramer, der Ficker auf Erzählungen H. v. Trots hin kennenlernen wollte, nach Innsbruck mitgegeben. Darin hatte er, wie schon früher und immer wieder, Ficker zu einer klaren Stellungnahme zur politisch-geistigen Lage aufgefordert: »Schamlos rotten sich die Gemeinen zusammen, und der Besondere trügerisch vertrauend auf eine ihm weniger den(n) je heute gemäße überschwängliche Möglichkeit verspinnt sich in das Gehege seiner Verlassenheit, wird an allen Fronten geschlagen und der, die am letzten zu beziehen, am schwersten zu verteidigen ist, – entfremdet.« Und wieder: »Wer des Sieges sicher ist, so sicher, daß er den Kampf an irgend einer Stelle aufgibt, gibt sich geschlagen, dem Feind in die Hand, oder beweist, daß er mit diesem noch in trügerischem Bunde liegt. Wer die Welt verloren gibt, leichtfertig, ist zu klein nur für ihre großen Wunder und ähnelt in seiner »überlegenen« Weltfremdheit den Wichtigen, die frevelhaft ungläubig mit dem Höchsten spielen und Hoch und Niedrig durcheinander werfen wollen.« Über sein Verständnis von (religiös motiviertem) Widerstand des Einzelnen hatte Ficker schon am 7.10.40, kurz nach v. Trots Einberufung, diesem seine »aus der Erfahrung einer ähnlichen – und vielleicht noch etwas komplizierteren – Verlassenheit (gewonnene) Erkenntnis« mitgeteilt, »daß kein Selbstverteidigungsrecht im Widerstand gegen die Mächte des Bösen in der Welt, geschweige denn jener Selbstversteifungsanspruch, dem wir in Ausübung dieses Rechtes so gerne verfallen, unserer Selbstbewahrung im Dienste des wahren Heils so förderlich sein kann wie diese Fähigkeit und dieses Bedürfnis nach Selbsteinschmelzung in den Goldgehalt des göttlichen Worts. Ich weiß, das wird von der Welt für nichts angesehen – aber sei's drum.«

Leutnant Cramer: August Cramer: geb. 15.1.1915, Warstein; gefallen 1.2.1944 bei Kriwoi Rog/Rußland.

»Lückenbüßer«: Ficker hatte erst am 5.12.40 mit einer Karte auf einen langen, drängenden Brief H. v. Trots vom 13.10.40 reagiert und sich zunächst für sein langes Schweigen entschuldigt: »Entschuldigen Sie nur, daß ich mich so gehen lasse! Aber solange Sie mich für einen »Bannerträger« ansehen, bleibt mir auch gar nichts anderes übrig. Wenn ich schon etwas bin, dann bin ich das, was heute niemand sein will: ein Lückenbüßer! Als solchen dürfen Sie mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, ernst nehmen. Aber Bannerträger?! – lieber Freund, das ist doch gerade so, als sollte ich mir meinen Rasierpinsel auf den Hut stecken und mich als Gensmajäger fühlen!« Das Wort »Lückenbüßer« geht auf die Bibel, Nehemia 4,1 zurück, wo vom Wiederaufbau der Mauer Jerusalems erzählt wird.

im Lazarett: v. Trott teilte Ficker am 31.12.1940 mit, daß er mit gequetschter Zehe im Lazarett Ludwigsburg liege.

**Gerümpel im Seidenen Schuh:** Paul Claudel: *Der Seidene Schuh oder Das Schlimmste trifft nicht immer zu*. Übers. u. mit Nachw. von Hans Urs v. Balthasar. Salzburg: Otto Müller Verlag 1939. In der letzten Szene dieses Stückes verzweifelt der gefangengenommene Don Rodrigo wegen des vermeintlichen Todes seiner Tochter. Bruder Leon steht ihm bei: »Sie ist nicht so tot, daß der Himmel, der uns umgibt, und dies Meer unter unsern Füßen nicht noch ewiger wären!« Rodrigo: »Ja, ich fühl's, wir können ihnen nicht entfallen, es ist unmöglich, zu sterben!« Bruder Leon: »Wühlt darin, soviel Ihr mögt; ihr kommt doch nicht zu Rande mit diesen unerschöpflichen Schätzen. Es gibt kein Mittel, ihnen zu entgehen und anderswo zu sein! Was nicht Gottes war, ist nun beseitigt. In Banden liegt der Erpresser! Alles, was sich in Euch armselig an die Dinge klammerte, die einzelnen, allmählichen. Die knechtlichen Werke sind zu Ende! Eure Glieder, diese Tyrannen, hat man in Eisen geschmiedet, und Ihr braucht nur zu atmen, um Euch mit Gott zu füllen!« Rodrigo: »Ich sagte vorhin, dunkel spürte ich meine Freiheit. Begreift Ihr nun, was ich meinte?« Und nun wird der am Bein invalide Don Rodrigo von den Soldaten, die ihn am Markt verkaufen sollen, an eine Lumpensammelnde Klosterfrau abgegeben. Klosterfrau: »Nichts ist zu dreckig und zu häßlich für die alte Lumpenschwester. Alles ist recht für sie. Abfall, Unrat und Kehricht, was man fortschmeißt, was keiner mehr will, das ist's, was sie alleweil sucht und aufliest.« Don Rodrigo bietet sich selbst an: »Lumpenschwester, Lumpenschwester! Wenn Ihr doch Sammlerin seid, warum nehmt Ihr nicht auch mich mit den alten Fetzen und zerbrochenen Töpfen?« Nur widerwillig übernimmt sie ihn: »Und außerdem krieg ich dieses Ding da, die rostige Pfanne, mit der Ihr doch nichts anfangen könnt? Sonst nehm ich ihn nicht.« Zit. nach Paul Claudel; *Dramen*, 2 Teile. Einsiedeln, Zürich, Köln: Benzinger 1958/59, 2. Teil, S. 640 ff.

**32 Otto Basil:** Ps. Markus Hörmann; geb. 24.12.1901, Wien; gest. 19.2.1983, Wien. Lyriker, Essayist, Journalist, Übersetzer (vgl. Bd. 2, 536). Die Anfang 1938 von Basil herausgegebene Zeitschrift *Plan* war mit dem dritten Heft im März von Pressepolizei und Gestapo verboten worden. Bis 1945 Publikationsverbot. Dennoch erschienen 1940 und 1943 zwei »Privatdrucke eines Bibliophilen«. 1927 bis April 1945 Angestellter im Übersee-Verkauf bei »Gebr. Böhler & Co. AG«, Wien. Ab Juni 1945 freier Mitarbeiter bei versch. Zeitungen. 1945-48 wieder Hrsg. der Zeitschrift *Plan*. Ab 1948 Theaterkritiker und Kulturredakteur der Zeitschrift *Neues Österreich*. Basil hatte am 31.12.1940, nach 14 Jahren, den Briefkontakt mit Ficker wieder aufgenommen: »Ich weiß nicht, ob Sie noch in Innsbruck leben; ja, ob Sie überhaupt am Leben sind – doch würde ich Sie sehr gerne mit den beiliegenden Gedichten begrüßen.« Erst ab 1947 wird der Briefwechsel wieder regelmäßiger.

**Ihre Aufmerksamkeit:** Basil hatte Ficker zum Jahreswechsel ein Exemplar seines Privatdrucks *Freund des Orients* mit zweitem Titelblatt *Acht Gedichte von Otto Basil – Vier Holzschnitte von Edgar Jené* (1940) geschickt.

**Dr. Neugebauer:** Hugo Neugebauer; geb. 7.10.1877, Michelsdorf/Böhmen; gest. 18.7.1953, Innsbruck, Mitarbeiter am *Brenner* in den ersten Jahren (vgl. Bd. 1, 286).

**Hans Leifhelm:** Ps. Hermann Brinckmayer, Konrad Overstolz; geb. 2.2.1891, Mönchengladbach; gest. 1.3.1947, Riva am Gardasee. Seit 1933 freier Schriftsteller; 1939-1942 Lektor an der Univ. Padua (vgl. Bd. 2, 520).

**Dr. Punt:** Friedrich Punt; geb. 16.5.1898, Innsbruck; gest. 16.4.1969, Innsbruck. Lyriker, Rechtsanwalt. Publierte im *Brenner* 1925 (vgl. Bd. 3, 402).

**Dallago:** Carl Dallago; geb. 14.1.1869, Bozen; gest. 18.1.1949, Innsbruck. Schriftsteller, Denker (vgl. Bd. 1, 275).

**eingemeindet:** 1940.

**Anton Sander:** Pseudonym für Bruno Sander; geb. 23.2.1884, Innsbruck; gest. 5.9.1979, Innsbruck. Geologe, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 494f.).

**Samenkorns:** bereits am 1.1.1941 verwendet Ficker dieses biblische Bild in einem Brief an Franz Glück: »denn es scheint, daß alles, was noch menschliches Gesicht trägt, nur über Entfernungen hinweg, die keine Heimat mehr im Diesseits haben, sich noch erkennen und –

mühselig genug! – einander nahe kommen kann. Es ist eine tödliche Zumutung, die an uns gestellt ist, erträglich nur in dem Gedanken an das Wort vom Samenkorn, das in die Erde fällt und sterben muß, um Frucht zu tragen; aber welche Beängstigung des guten Willens, wenn man zu spüren glaubt, daß es der Teufel ist, der es darauf abgesehen hat, dieses Samenkorn in Grund und Boden zu hauen!«

**Trauung von Ulla:** mit Harald Wiesmann (geb. 22.4.1909; gest. 1947).

**Florian:** geb. 11.7.1909, Innsbruck; gefallen 10.10.1944, Gotenhafen. Seine Schwester Birgit erinnert sich in einer dem Brenner-Archiv überlassenen biographischen Skizze: »Alle, die meinen Bruder kannten, waren ihm zugetan, obwohl er stillen, in sich gekehrten Wesens war. Eine tiefe Sensibilität verband sich mit starker Charakterfestigkeit. [...] Nach schweren Gymnasial-Jahren absolvierte Florian unter kärglichsten Bedingungen sein Ingenieur-Studium an der Technischen Hochschule in Wien – Maschinenbau. Die äußeren Bedingungen während des Studiums (Studentenheim – Zimmer zu dritt – hauptsächlich von Haferflocken sich ernährend) trug er in Stolz und Noblesse. Einen Rückhalt hatte er bei den lieben Verwandten Sild in Floridsdorf, durch die er auch zum Rudern auf der Donau kam was ihm im Kreis der damaligen Kameraden Freude bereitete. Das Maschinenbau-Studium, das ihn auf Anraten seines Wiener Professors Ende der dreißiger Jahre auf eine Werft führte – Wilhelmshaven – brachte ihn, als der Krieg ausbrach, zur Marine, wo er als Marinebaurat eingesetzt war, sich dabei zutiefst der Tragik bewußt, daß er, der Friedliebende, in der Kriegsmaschinerie tätig sein mußte.«

**33 Kriegsverdienstkreuz:** mittels Verordnung vom 18.10.1939 gestiftetes Abzeichen für »Verdienste« im Krieg, »die keine Würdigung durch das Eiserner Kreuz finden können«. Mit Schwertern wurde es »für Verdienste bei Einsatz unter feindlicher Waffenwirkung oder in der militärischen Kriegsführung« verliehen. (Heinrich Doehle: *Die Auszeichnungen des Großdeutschen Reichs. Orden, Ehrenzeichen, Abzeichen*. Berlin: E.O. Erdmenger, 1943, 25 bzw. 27)

»**Tirpitz**«: mit der »Bismarck« das größte deutsche Schlachtschiff, hatte ihren Stapellauf bereits am 1.4.1939, wurde aber bis 1941 kriegsmäßig ausgebaut. Besatzung bis zu 2500 Mann. Gesunken am 12.11.1944 bei Tromsø durch brit. Fliegerbomben: 874 Besatzungsmitglieder und 28 Offiziere starben, 880 wurden gerettet.

**berühmten Streitschriften:** *Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften v. Heinrich v. Sybel u. Julius Ficker zur dt. Kaiserpolitik d. Mittelalters*. Hrsg. und eingeleitet von Friedrich Schneider. Innsbruck: Wagner 1941. Im Klappentext ist zu lesen: »Wenn heute, da das Reich wieder zu Macht und Einfluß in ganz Europa kam, diese Schriften mit einem neuerwachten historischen Bewußtsein gelesen werden, so geben sie nicht nur eine wissensmäßige Bereicherung, nicht nur Einblick in das deutsche Mittelalter, sie vermitteln genau so ein Bild von den geistig-politischen Kämpfen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der Sinn der Neuausgabe dieser Schriften aber ist, die Frage nach dem deutschen Mittelalter neu und von einem neuen politischen Standpunkt aus zu stellen, mit der Absicht, die Zeit des Ersten Reiches der Deutschen bei aller Erkenntnis des **ü b e r w u n d e n e n** Inhalts ihrer Begriffe in ihrer großen staatlichen und kulturellen Leistung als zur Gesamtgeschichte des deutschen Volkes gehörig **a n z u e r k e n n e n** und zu **v e r e h r e n**.«

**meines Vaters:** Julius von Ficker: geb. 30.4.1826, Paderborn; gest. 10.7.1902, Innsbruck. Historiker, Univ.-Prof. in Innsbruck (vgl. Bd. 2, 497).

**Heinrich v. Sybel:** geb. 2.12.1817, Düsseldorf; gest. 1.8.1895, Marburg. Studierte, angeregt von Leopold v. Ranke, Geschichte in Berlin; Prof. in Marburg, München und Bonn. 1856 gründet er die *Historische Zeitschrift*, die er bis 1895 leitet. 1862-1864 Mitglied des preuß. Landtages, Kritiker von Bismarcks polnischer Politik; 1867 Mitglied des konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes; 1871-1880 im preuß. Abgeordnetenhaus. Werke u.a.: *Geschichte des ersten Kreuzzuges*, 1841; *Die Entstehung des deutschen Königtums*, 1844; *Die deutsche Nation und das Kaiserreich*, 1862; *Geschichte der Revolutionszeit 1789-1795, 1795-1800, 1853-1858 bzw. 1872-1874*; *Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wil-*

helm I., 1889-1894. Im Gegensatz zu Julius von Ficker und Wilhelm von Giesebrecht (1814-1889), dessen *Geschichte der deutschen Kaiserzeit* (1855 ff.) den Anlaß der Kontroverse gab, versuchte Sybel in diesem Streit die Hegemonie Preußens durch ein Geschichtsbild im Sinne der kleindeutschen Lösung zu begründen.

das größte Interesse: vgl. Ficker an Kestranek am 18.11.1941: »Beachtet wurde die Neuauflage dieser Streitschriften wohl gleich nach Erscheinen, aber dann wurden die einzelnen öffentlichen Hinweise bald eingestellt und das Interesse dafür offenbar abgebremsst.«  
»heiliger Zeit«: der 10.4.1941 war Gründonnerstag.

34 Ereignisse auf dem Balkan: am 6.4.1941 hatte der deutsche Feldzug gegen Jugoslawien und Griechenland mit heftigen Luftangriffen auf Belgrad begonnen. Am 10.4. wurde in Agram der »Unabhängige Staat Kroatien« unter Führung der faschistischen Ustascha-Bewegung proklamiert.

Dr. Bernhart: Joseph Bernhart: geb. 8.8.1881, Ursberg/Schwaben, gest. 21.2.1969, Türkheim, Katholischer Theologe (vgl. Bd. 3, 405).

Aufsatz über Tierpsychologie: konnte nicht ermittelt werden. Tierpsychologische Überlegungen bringt Bernhart auch in einer späteren, theologisch ausgreifenden Veröffentlichung ein: *Die unbewusste Kreatur. Reflexionen über das Tier*. München: Kösel 1961, bes. 140-146. – Mit dem Juni-Heft 1941 wurde das Erscheinen des *Hochland* – aus »kriegswirtschaftlichen Gründen«, wie es in der dem letzten Heft beiliegenden Verlagsmitteilung heißt, – eingestellt. Joseph Bernhart schreibt am 22.12.1941 an Kestranek: »Mir ist im Sommer, wie vielen anderen, der Maulkorb h. c. verliehen worden. Vor kurzem erging auch das Verbot meines »Vatikan«. Aber ich fühle mich nicht getroffen. Non tangat illos tormentum militiae, heißt es am Fest der Commemoratio omnium«.

für Ihren Brenner bestimmte Schrift: wahrscheinlich eine Fassung der *Präliminarien und Reflexionen*, die Kestranek im Herbst 1941 Ficker in überarbeiteter Fassung für den geplanten Brenner schickt.

G. Ch. Lichtenberg: vgl. Georg Christoph Lichtenberg: *Schriften und Briefe. Erster Band. Sudelbücher*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1968, 216. (= Heft C, Nr. 320)

Schrift über die neuesten Atomtheorien: nicht ermittelt.

35 adaequatio rei et intellectus: vgl. die Wahrheitsdefinition in der philosophischen Adäquationstheorie (Thomas von Aquin): »adaequatio intellectus et rei«, d.h. die Übereinstimmung des (urteilenden) Geistes und der Sache.

meine Mitteilung: Ficker hatte, wie vielen seiner Briefpartner, am 8.4.41 an Glück berichtet: »Florian hat im Jänner als erster und bisher einziger Ingenieur an der Kriegsmarinewerft das Kriegsverdienstkreuz mit den Schwertern erhalten (diese, die an Zivilisten sonst nicht verliehen werden, als besondere Auszeichnung) für seine Verdienste im Motorenbau und seinen persönlichen Einsatz bei einem schweren Fliegerangriff.«

schmerzlichen Reaktion: Glück an Ficker vom 14.4.41: »Sonst freilich trifft mich mancher Steinschlag mitten in die Empfindung und ich bin immer neuer Schläge in dieser Verwirrung gewärtig. Auch wenn ich Sie bitte, zu Florians Verlobung (und zu seinen Erfolgen) meinen Glückwunsch entgegenzunehmen, ist ein bitteres Gefühl in mir, daß er gerade mit die Nägel in die Kiste schlägt, in der mich wie Tausende ein grausames Geschick zu ersticken droht. Das gehört wohl zu dieser »Heimsuchung«, in der alles durcheinandergebracht ist. Ich wünschte, daß es wenigstens innerlich so gut ginge wie äußerlich. Ich schreibe Ihnen offen, weil ich weiß, daß ich es darf, und – weil ich es muß.«

Trakl-Glosse: Franz Wolfgang (= Glück): *Georg Trakls frühe Dichtungen im Hochland*, März 1941, 275ff., eine Besprechung der von Erhard Buschbeck 1939 herausgegebenen Jugenddichtungen *Aus goldenem Kelch*. Glück hatte darin diese Form der Herausgabe der von Trakl selbst ausgeschiedenen Gedichte und Prosastücke verurteilt. Wenn überhaupt, wäre eine philologische Edition sinnvoller gewesen, obwohl auch der Ertrag aus einer solchen Sichtbarmachung von »Entstehung [und] Wachstum der dichterischen wie der ethischen Kräfte« bei

Trakl »nicht groß [sei], da die Zeit der Entwicklung kurz war, die meisten der frühen Gedichte in eine Periode wenig individueller Jünglingsdichtung fallen und der Übergang zum Wesenhaften bei ihm rasch, einer Erleuchtung vergleichbar, erfolgte.« (276) »Nur wenn man diese ersten Gedichte mit Trakl ausschließt – wie es auch nach dem Vorwort Buschbecks der für eine solche Entscheidung zuständige Freund, Helfer und Betreuer Trakls, Ludwig Ficker tut –«, sei die angemessene Form der Veröffentlichung zu erreichen. (277) Ficker kommentiert die Glosse im bereits erwähnten Brief vom 8.4.1941: »Ihre Stellungnahme zu der Herausgabe von Trakls Jugendgedichten war durchaus am Platz, wenn auch stellenweise etwas scharf; auch könnte die Meinung entstehen, ich selbst spräche mir eine bevorzugte Stellung in der Entscheidung von Fragen zu, die Werk und Vermächtnis des Dichters betreffen. So anspruchsvoll bin ich nicht. Erst kürzlich bin ich auf eine Arbeit gestoßen, von der ich den Eindruck gewonnen habe, daß ihr das Eigentümliche Trakl'scher Dichtung tiefer aufgegangen war als anderen und faßbarer als mir. (Was nicht ausschließt, daß ich Fehldiagnosen auch da mit einiger Sicherheit zu erkennen vermag.) Im ganzen aber bin ich, wie gesagt, sehr einverstanden.« Glück reagiert darauf im ebenfalls bereits erwähnten Brief vom 14.4.1941 leicht erzürnt: »Daß ich allein es bin oder jener Franz Wolfgang, der Sie für zuständig in den Fragen um Trakl hält, glaube ich deutlich gemacht zu haben, der Zusatz »nach dem Vorwort Buschbecks« schließt doch auch jede Deutung auf eine persönliche Information aus; und mir müssen Sie diese Meinung schon erlauben, Worin ich Ihnen zu scharf scheine, wüßte ich sehr gerne. Im übrigen betone ich ja, daß eine philologische Veröffentlichung mir durchaus am Platz geschehen hätte.«  
 von oder über Salzburg eine Notiz: nicht ermittelt.

36 Dr. Br.: Felix Brunner, dessen *Bericht über den Nachlaß Georg Trakls* in der *Monatsschrift für Kultur und Politik*, 2. Jg. 1937, Heft 2, Glück als »leider ebenso unverständig, bausenhafte, primitiv bis zur Komik [...] wie kenntnislos und wirr« bezeichnet hatte.

Richard Billingers Schauspiel: das Lustspiel »Am hohen Meer« (1938) scheint in zeitgenössischen und auch späteren Literaturgeschichten nicht auf. Richard Billinger: geb. 20.7.1890, St. Marienkirchen bei Schärding; gest. 7.6.1965, Linz. Dramatiker und Lyriker. Er erhielt einen lebenslangen Ehrensold vom Land Oberösterreich.

Dr. Matejka: nicht ermittelt.

Ebner: Ferdinand Ebner: geb. 31.1.1882, Wiener Neustadt; gest. 17.10.1931, Gablitz. Volksschullehrer, Sprachphilosoph (vgl. Bd. 2, 500).

Newman: Kardinal John Henry Newman: Haeckers Übersetzungen dieses Theologen erschienen in den zwanziger Jahren im *Brenner*.

Kierkegaard: ab 1914 durch Haeckers Übersetzungen im *Brenner* vertreten.

Michael Neumair: nicht ermittelt.

Don Bosco: Don Giovanni Bosco (1815-1888; 1934 heiliggesprochen), italienischer Priester und Pädagoge, der vor allem in der Jugendseelsorge wirkte. Diese Prophezeiung konnte nicht ermittelt werden. Zangerle ließ Ficker wiederholt auf die Zukunft gerichtete Notizen verschiedenster Herkunft zukommen, so im Brief vom 26.9.1941: »Ein guter Bekannter war diesen Sommer in Baumburg am Chiemsee. Der Pfarrer des Ortes machte ihn auf eine prophetische Strophe aufmerksam, die in mehr Küchen- als Kirchenlatein verfaßt, auf der Innenseite des Deckels eines alten Rituale stand. Sie lautet: Quando Marcus allelujabit / et Antonius spiritum cantabit / et Joannes coenabit, / totus mundus vae clamabit.

Dem Sinne nach heißt es: Wenn Markus auf Ostern, Antonius auf Pfingsten und Johannes auf Fronleichnam fällt – eine Konstellation der kirchlichen Feste, die im Jahre 1943 eintreffen wird –, wird das eintreffen, was die Voraussicht jedes Einsichtigen bestätigen wird. Der Verfasser dieser Strophe ist unbekannt.«

Bernanos: Georges Bernanos: geb. 20.2.1888, Paris; gest. 5.7.1948, Neuilly-sur-Seine. Schriftsteller, religiöser und politischer Polemiker und Kritiker. Lebte damals in Brasilien, wohin er, zutiefst enttäuscht vom Münchener Abkommen (September 1938), ins Exil gegangen war. In seiner großen Polemik *Les Grands Cimetières sous la Lune* (1938) hatte er den Einbruch Hitlers in Frankreich prophezeit. (Vgl. H. U. v. Balthasar: *Bernanos*. Köln, Olten: Hegner 1954) In seinem brasilianischen Tagebuch *Les Enfants Humiliés, Journal 1939/1940*, das

1949 posthum erschien (dt.: *Das Haus der Lebenden und der Toten*, Düsseldorf: Schwann 1951), beschäftigte Bernanos sich mit dem kriegerischen Zeitgeschehen und einem eventuellen Danach. Einige Zitate daraus lassen die Zeitgemäßheit dieses Werks erkennen: »Die Welt hat sich in den Krieg geflüchtet, um in eben dem Maß die Probe hinauszuschieben, die sie mit Gewißheit nicht mehr bewältigen kann, den Frieden, einen wirklichen Frieden. Nie hat man von einem Frieden auf der Grundlage gegenseitiger Übereinstimmung reden hören, oder diese Art von Frieden hat einen anderen Namen, sie heißt Waffenstillstand.« (Dt. Ausg., 121) »Die Völker finden den Weg zum Frieden wie gewisse alte Leute den zur Frömmigkeit, dann nämlich, wenn sie den letzten Zahn verloren haben.« (122f.) »Ob ein Krieg wirklich ein gerechter Krieg ist, kann, glaube ich, niemand sagen, bevor nicht der Friede geschlossen ist. Der gerechte Friede ergibt den gerechten Krieg. Eure Gesellschaft ist ohne Zweifel nicht mehr gerecht genug für einen gerechten Frieden.« (123)

**Pfarrer von Ars:** Johannes Baptist Vianney; geb. 8.5.1786, Dardilly; gest. 4.8.1859, Ars. Wegen seiner Bedeutung als Beichtvater und Charismatiker 1925 heiliggesprochen. Sein Wirken übte starken Einfluß u.a. auf Bernanos aus. Dieser schuf dem geistlichen Vater Vianneys, Pfarrer Balley, in der Figur des Pfarrers von Torcy im *Tagebuch eines Landpfarrers* (dt. Leipzig: Hegner 1936) ein dichterisches Denkmal. Vgl. Walter Nigg: *Der Pfarrer von Ars*. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1992.

**37 meiner etwas verzagten Frau:** Anna Gerda Zangerle (1902-1983).

**Dr. Zechmeister:** August Zechmeister; geb. 15.11.1907, Wien; gest. 8.11.1963, Wien. Bibliothekar, systemat. u. prakt. Theologe. Seit 1938 Berufsberater an verschiedenen Landesarbeitsämtern (vgl. Bd. 3, 430f.). Seit 1933 in losem Briefkontakt mit Ficker; war über den *Brenner* mit dem Werk von Ferdinand Ebner und Theodor Haecker näher bekannt geworden, was seinen Werdegang stark beeinflusste. (Brief an Ficker vom 11.4.1940)

**Frau Jone:** Eigentlich Hildegard Huber (Jone war Pseudonym); geb. 1.6.1891, Sarajewo; gest. 28.8.1963, Purkersdorf b. Wien. Malerin, Lyrikerin (vgl. Bd. 3, 363f.). Nachlaßverwalterin und Herausgeberin der Schriften Ferdinands Ebners, mit dem sie in seinen letzten Lebensjahren eng befreundet war.

**Esser:** Wilhelm Eßer war Lektor im Verlag Friedrich Pustet in Regensburg (vgl. Bd. 3, 441). **Trakl-Abend:** 30.4.1941. Burgschauspieler Raoul Aslan rezitierte u.a. Trakls *Helian*, den Ficker gewidmeten *Gesang einer gefangenen Amsel* und *Grodek*, aber kein Gedicht aus den *Jugenddichtungen*. – Raoul Aslan; geb. 16.10.1886, Saloniki; gest. 17.6.1958, Litzberg/OÖ. Kammerschauspieler.

**Eberhard Buschbecks:** gemeint ist Erhard B.

**Lambert Schneider:** geb. 18.4.1900, Köln; gest. 1970, Verleger. Sein 1925 gegr. Verlag hatte als Schwerpunkt den Autoren-Kreis um Martin Buber. 1932 Übernahme der Judaica durch den Schocken-Verlag Berlin, den Schneider bis zu dessen Schließung 1938 leitete. Mit Genehmigung des Kaufvertrages durch die RSK am 13.5.1941 übernahm Schneider den Otto Müller Verlag. Durch sein Angebot war der Verkauf des Verlags zu einem Müller von der salzburgischen Gauleitung aufgezwungenen Ramschpreis verhindert worden. Schneider »trat nunmehr effektiv in den mit ihm abgeschlossenen Vertrag ein und löste die Bestände des Verlages samt allen Rechten zum vollen Kaufpreis ab und bezahlte auch die Kaufsumme. Auch nach Kriegsende erwies er die gleiche großzügige Haltung, indem er mir die Verlagsrechte der österreichischen Autoren zu den gleichen Bedingungen zurückübertrug, zu denen er sie damals übernommen hatte. Damit ermöglichte er mir den Beginn meiner verlegerischen Arbeit nach Kriegsende« – wird Otto Müller in der Jubiläumsbroschüre *Werke und Jahre 1937-1977*, 9, zitiert. Die religiösen Werke des Otto-Müller-Verlages mußte Schneider an Herder abtreten. 1944 Schließung des Verlags durch die RSK. Nach 1946 Neugründung in Heidelberg. 1950 erschien bei ihm *Das Tagebuch der Anne Frank*. Hauptautoren: Martin Buber, Albert Schweitzer, Gustav Landauer, Walter Rathenau; auch Ewald Wasmuth und Michael Brink, die beide später im *Brenner* aufscheinen sollten. Vgl. *Rechenschaft über vierzig Jahre Verlagsarbeit 1925-1965. Ein Almanach*. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.

**Ewald Wasmuth:** geb. 14.5.1890, Berlin; gest. Mitte April 1963, Tübingen. Philoso-

phischer Autor. Mitarbeit am *Brenner* XVI, 1946. Im Verlag Lambert Schneider, Berlin, erschienen: *Versuch einer Sphärentheorie*, 1931; *Der Mensch in der Mitte. Von den Bedingungen und Beschränkungen der Erkenntnis und von den Folgerungen hieraus auf die Theorien der neuen Physik*, 1936; 1937f. Übersetzungen von Pascal: *Über die Religion (Pensées)* und *Die Kunst zu überzeugen und andere kleinere philosophische Schriften*; *Sokrates und der Engel. Ein Gespräch über die Wahrheit und das Ziel des Menschen*, 1940; *Sophie oder über die Sprache*, 1943; *Johannes oder vom Menschen im Kosmos*, 1946; *Vom Sinn des Todes*, 1959; weitere Werke in anderen Verlagen: *Der unbekannte Pascal*, 1962; *Der Mensch und die Denkmaschine*, 1955; Herausgeber der *Pensées* von Pascal (1948) sowie der Werke von Novalis (1953-57). Im kurzen Nachruf auf Wasmuth (in der *Süddeutschen Zeitung* vom 18.4.1963 heißt es: »Als zeitkritischer Denker und Philosoph knüpfte Wasmuth methodisch wie der Fragestellung nach an Pascal an, um eine Wahrheit »wiederzuholen«, die dem Menschen im Zeitalter des Positivismus und Materialismus entfallen sei. Das führte zur philosophischen Auseinandersetzung mit Phänomen[en] des technischen Zeitalters. Wasmuth verfaßte unter vielem anderen eine »Kritik des mechanisierten Weltbildes« (1929), eine Schrift »Von den Beschränkungen der Erkenntnis und von den Folgerungen hieraus auf die Theorien der neueren Physik« (1936), und »Der Mensch und die Denkmaschine« (1955). Mit dem »Versuch einer Sphärentheorie« (1931) skizzierte er eine systematische Philosophie, die dann mit Werken über Rang und Stellung des Menschen in der Welt erweitert und schließlich in dem Buch »Der Mensch in der Mitte« (1936) abgeschlossen wurde. Ebenfalls in der Nachfolge Pascals hat sich Wasmuth intensiv mit katholischer Theologie beschäftigt und zu deren Welt- und Menschenbild beigetragen in Büchern wie »Sokrates und der Engel – ein Gespräch über Wahrheit und das Ziel des Menschen« (1952) oder »Vom Sinn des Todes« (1959). Nach dem zweiten Weltkrieg ist Wasmuth der Katholischen Kirche beigetreten.«

**W i l h e l m L e h m a n n**: geb. 4.5.1882, Puerto Cabello/Venezuela; gest. 17.11.1968, Eckernförde. Erzähler, Lyriker, Essayist (vgl. Bd. 3, 425f.). Mit dem bei Müller (Berlin) 1942 erschienenen Band *Der grüne Gott. Ein Versbuch* galt L. als Begründer des »naturmagischen Gedichts«, das einigen Einfluß auf nichtfaschistische Lyriker im Dritten Reich ausübte.

**W i l h. S z a b o**: Wilhelm Szabo; geb. 30.8.1901, Wien; gest. 14.6.1986, Wien. Oberschulrat, Lyriker, Übersetzer. War bis 1939 Lehrer im Waldviertel, dann Entlassung aus politischen Gründen. Während des Weltkrieges als Verlagslektor in München, Arbeitseinsatz, Volkssturm. 1940 war bei Karl Alber, München, der Gedichtband *Im Dunkel der Dörfer* erschienen, über den Weinheber, der mit Szabo befreundet war, am 14.8.1940 notiert: »Nur ein Österreicher ist dem reinen Gedicht so nahe gekommen: Traktl.«

**J o s e f W e i n h e b e r**: geb. 9.3.1892, Wien; gest. 8.4.1945, Kirchstetten/NÖ, an einer Überdosis Morphium. Schriftsteller. War 1931 der NSDAP beigetreten, der er bis zuletzt angehörte, obwohl er 1934 die Zahlung der Mitgliedsbeiträge an die »Bewegung« einstellte; seit 1934 freier Schriftsteller, v.a. Lyrik. Herausgeber des *Augarten*, der Zeitschrift des »Wiener Dichterkreises« (gegründet Juni 1939). 1941 Grillparzer-Preis. 1942 Ehrendoktorat der Universität Wien. Werke u.a.: *Adel und Untergang*, 1934; *Wien würtlich*, 1935; *Zwischen Göttern und Dämonen*, 1938; *Kammermusik*, 1939; *Dokumente des Herzens*, 1945; *Hier ist das Wort*, 1947. Seine Alkoholsucht war kein Geheimnis. Weinheber selbst sprach sie öfters in autobiographischen Skizzen an. Wahrzeichen seines Kirchstettener Landhauses war ein schmiedeeiserner Weinheber. Josef Naders Weinheber-Biographie (Salzburg: Otto Müller Verlag 1952) weiß allerdings von nur zwei Entziehungskuren in der Heilanstalt Inzersdorf: im Frühjahr 1940 bzw. vom 21. I. bis 23.3.1941.

**G l ü c k**: Franz Glück. Zangerle lernte ihn erst Ende April in Wien kennen.

**S u s a n i**: Felix Susani; Lebensdaten nicht ermittelt. (Vgl. Bd. 3, 423).

**F e l i c i a n R a u c h**: Traditionsreiches Innsbrucker Verlagshaus v. a. für religiöse Literatur. 1942 Schließung und Beschlagnahme durch die Gestapo. Die angeordnete Liquidierung konnte bis Kriegsende hinausgezögert werden.

**D r. R u d o l f**: Karl Rudolf.



38 **Koeppgen**: Das Buch von Georg Koeppgen war 1939 in erster, 1940 in zweiter Auflage erschienen.

**Pinsk**: Johannes Pinsk. Freiburg: Herder 1938. 2. Aufl. 1941.

**Perl**: nicht ermittelt.

**Laros**: Matthias Laros: *Das christliche Gewissen in der Entscheidung*. Köln: Lahn Verlag Sattler & Co. 1940.

»Der Katholizismus«: *Sein Stirb und Werde. Von katholischen Theologen und Laien*. Hrsg. v. Gustav Mensching. Leipzig: Hinrichs Verlag 1937.

**Meine Schwester**: Theresia Bauer-Zangerle.

**Frau L.**: Maria Lehner: Lebensdaten nicht ermittelt. Am 1.7.1941 tritt Lehner in brieflichen Kontakt mit Ficker. Ein geplantes erstes persönliches Kennenlernen auf Fickers Durchreise durch Garmisch am 10.6. kam nicht zustande. Er verbrachte am 11.6. den 70. Geburtstag seiner Cousine mütterlicherseits, vermutlich Mizzi Dittrich, in Peissenberg, fuhr dann nach München weiter.

**Kleinplastiken**: Schlier hatte Fotografien dieser Plastiken geschickt (vgl. Bildteil), worauf Ficker am 26.5.1941 »sehr interessiert« antwortete: »Sie frappieren nicht nur auf den ersten Blick, sondern auch bei längerem Betrachten als Bildversuche und Formergüsse einer religiös bewegten Seele ungemein; es sind Gesichte, in ihrer ursprünglichen Ergriffenheit in einer Art behutsamer Hast aus dem Ton geknetet, so als sei in der bloßen Andeutung schon ihr wesentliches Ausdrucksvermögen beschlossen und als entzöge sich die Fülle ihrer Bewegtheit aus Furcht, zu erstarren, der klaren Ausprägung in eine deutlichere Form. Das gilt nicht nur für die Dreifaltigkeitsgruppe, die eindrucksvoll, aber in manchem Betracht problematisch ist, und nicht bloß für den wunderschön empfundenen Engel, sondern auch für den geschlossenen Umriß der (nur durch die Gewandschleppe vor dem Umkippen bewahrten) Madonna. Die Welt der wahrgenommenen inneren Gesichte ist bei Frau Lehner zweifellos vorhanden und ihr Beweggrund – der religiöse – tritt überzeugend in Erscheinung, aber ob ihr Gestaltungsdrang bei entsprechender Anleitung die Ausdauer und die Fähigkeit haben wird, seine Motive, soweit sie sich nicht überhaupt bildkünstlerischer Darstellung widersetzen, in großer, klarer Plastik (ohne plastische Schaumschlägerbehelfe) zur Anschauung zu bringen, das ist eine Frage, die ich auf Grund dieser ersten, immerhin erstaunlichen Versuche nicht beantworten kann; denn ähnliches findet man mitunter auch bei halbwüchsigen, intuitiv veranlagten Kindern. Aber da diese Bildgebungen dem leidgereiften Wesen einer Frau entstammen, der das Ausdrucksmittel des knetbaren Tons wohl als ein wesensgemäßes in die Hand gewachsen ist, so ist ja möglich, daß ein ernsterer Fingerzeig der Vorsehung vorliegt. Selbst, wie gesagt, vermag ich das nach den vorgelegten Proben nicht zu entscheiden.« Und er bietet an, die Photos dem ihm bekannten Bildhauer Edmund Beckmann (1885-1952), einem Freund Kestraneks, in München zu zeigen »und ihn um seine Ansicht [zu] bitten, denn nur ein Bildhauer von Beruf, der selbst in der religiösen Welt zuhause ist, wird da ein einigermaßen zuverlässiges Urteil abgeben können.« Zu dieser Expertise kam es dann nicht, da Beckmann »als alter aktiver Offizier des Weltkriegs bei einem General-Kommando in dienstlicher Verwendung« stand, wie Ficker am 30.6.1941 an Schlier schreibt.

39 **Michelangelo**: Ficker hatte 1904 seine Dissertation über antike Skulpturen zur Zeit der italienischen Renaissance vor Michelangelo begonnen, aber nie abgeschlossen.

40 **Tizza**: Maria von Ficker, geb. Freiin von Krane; geb. 5.12.1921, Bonn; gest. 24.6.1958, Freiburg im Breisgau. Nach dem Abitur leistete sie Arbeitsdienst auf einem Hof bei Bremen; heiratete am 2.6.1942 in Danzig Florian von Ficker; übersiedelte mit ihrer Familie nach Sigmaringen und Anfang der 50er Jahre nach Freiburg i. Br. »Tizza« war ihr Kosename aus der Kindheit, den sie ihr Leben lang beibehielt.

41 **Fr. Höfer**: Lebensdaten nicht ermittelt. Freundschaftliche Bekannte von Florian Ficker aus Wien; Brief vom 10.6.1941 an ihn, in dem sie ihm zur Verlobung beglückwünschte.

»geretteter Freude«: Zitat nicht ermittelt.

Frl. Einkemmer: Marie Einkemmer, aus Thaur bei Innsbruck gebürtige, in Rom lebende Jugendfreundin von Ludwig Ficker. Sie stand von 1907 bis 1950 in freundschaftlichem Briefkontakt mit ihm. Hier gemeint ist der Brief vom 20.4.1941 aus Rom an Florian Ficker, der bei ihr nachgefragt hatte, ob sie im Besitz des Siegelrings seines Großvaters sei. Sie verwies ihn auf den Onkel, Heinrich Ficker.

neues Leben . . . : Vgl. die Rede des sterbenden Attinghausen in Friedrich Schillers *Wilhelm Tell*: »Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, / Und neues Leben blüht aus den Ruinen.« (V. 2425/6)

Tante Miez: Marie Dopsch-Ficker; geb. 8.11.1876; gest. 18.6.1971. Schwester von Ludwig Ficker.

42 gut sechs Wochen her: Ficker hielt sich Mitte Juni 1941 für drei Tage in München auf und meldete auch Kestranek seinen Besuch auf der Rückreise an: »Ich muß Sie einfach wieder einmal sprechen und hören, was Sie denken. Man erstickt fast an der eigenen Verstumtheit.« (Karte vom 2.6.1941) Er fühlte sich in München »ziemlich elend und bekam schließlich in Aschau und bei Kestranek am Chiemsee – zum ersten Mal nach vielen Jahren – wieder schwere Asthma-Anfälle, die [ihn] früher als beabsichtigt heimtrieben«, berichtete Ficker am 30.6.1941 an Paula Schlier. Und weiter: »Mit Haecker, Stefl und manchen anderen, darunter Sigismund von Radecki, war ich wiederholt beisammen, aber das sind doch Milieus, in denen ich mich schon reichlich fremd fühle. Der einzige Kestranek, den ich am Chiemsee besuchte, ist eine Ausnahme – eine einsame Denkerexistenz von seltenem Rang, die ans Herz greift.« Auf dieser Reise lernte er auch Karl Muth kennen, den Herausgeber des *Hochland*.

43 Präludien und Meditationen: Titel des für den geplanten *Brenner zu der Zeit* überarbeiteten Beitrags.

Frau Schwester und Ihrem Herrn Schwager: Ida Herz, geb. Kestranek; geb. 22.1.1876, Wien (?); gest. 4.5.1963, Salzburg; Eugen Herz: geb. 26.8.1875, Wien; gest. 5.1.1944, Rimsting/Oberbayern, Generaldirektor der Alpine-Montan-Gesellschaft.

Buch meines Vaters: Die Streitschriften von Julius Ficker und Heinrich Sybel in *Universalstaat oder Nationalstaat*. Herausg. u. eingel. von Friedrich Schneider. Innsbruck: Wagner 1941.

44 meinen Bruder: Heinrich von Trott.

Innsbrucker Tagen: Werner von Trott hatte im Juli seinen Besuch angekündigt. Die Gespräche dürften u. a. von der katholischen Kirche gehandelt haben, zu der Trott 1942 konvertierte, ohne seine seit 1931 bestehende Mitgliedschaft in der KPD aufzugeben.

45 Bäuml er: Alfred Bäumler; geb. 19.11.1887, Neustadt a. d. Tafelfichte/Nord-Böhmen; gest. 19.3.1968, Eningen. Philosophieprofessor, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 545f.). Trott war über den Kontakt zum *Brenner zu Bäumler* gekommen, der mit Küttemeyer um 1930 die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift plante, an der neben Dallago auch W. von Trott, Hans Jaeger und F. G. Jünger mitarbeiten sollten. Doch nach der offenen Hinwendung B.s zum Nationalsozialismus (1931) kam es zum Bruch auch zwischen von Trott und B. Seit 1939 war B. Reichshauptamtsleiter des »Amtes Wissenschaft« im Amt Rosenberg.

46 ein Aufsatz: das fünfseitige Manuskript *Die ritterliche, die unritterliche und die christliche Existenz im Kriege* liegt im BA.

47 über Karl Kraus: gemeint ist wahrscheinlich Fickers Aufsatz *Zum 60. Geburtstag von Karl Kraus*, B XV, 1934, 34-37.

über Haecker: wahrscheinlich Fickers Beitrag zu der geplanten Festschrift für Haecker (vgl. Bd. 3, 439f.).

an Oesterreicher: erschienen in *Die Erfüllung*, Jg. 3, 1937, 115-123, als geforderte Stellungnahme zur Judenfrage.

meinem Vater: Johann Kestranek; geb. [20.6.1829]; gest. März 1890. Leitender Angestellter in Carl Wittgensteins Stahlindustriebetrieb.

Meine Mutter: Caroline Kestranek, geb. Frankl; geb. [21.6.1840]; gest. 28.3.1911, Wien. Der Nachlaß Kestraneks im Brenner-Archiv beinhaltet rund 290 Korrespondenzstücke des Sohnes an die Mutter, dagegen nur 11 Briefe an den Vater.

48 meiner Schwester: Cenzi v. Ficker, Wwe. Sild; geb. 1.9.1878, München; gest. 26.8.1956, Stauff bei Nürnberg. Alpinistin.

Gedichten Deines Bruders: Heinrich Schlier; geb. 31.3.1900, Neuburg an der Donau; gest. 26.12.1978, Bonn. Ev. Theologe (vgl. Bd. 3, 347). Typoskripte der fünfzehn Gedichte im BA. Die beiden Eingangsgedichte sind im B XVI, 1946, 266f., mit dem Obertitel »Sterne« abgedruckt:

1.

Dunkles Tal der Welt, / darüber in nächtlichem Schweigen / glüht der hohe Orion. / Drohend spannt er den Bogen des Schicksals, / sendet Pfeile der Lust, / süßen Schmerzes herab. / Wir aber sinken verwundet / noch vor dem Morgen ins Grab. // Dunkles Tal der Welt, / darüber in nächtlichem Schweigen / glüht der hohe Orion. / Brausend durchfährt der Triumph / der großen Gebärde den Himmel, / aufgerichtet das Haupt, / schimmernd vom fernen Licht. / Wir aber atmen erquickt / die Kühle östlichen Tages.

2.

Erhabener Morgenstern, / helles Geheimnis, / du tröstest freundlich / den Mut der Sterblichen. // Wächter der Stille / vor dem Tag. / Reiner Bote / schwebenden Lichts, / du stillest lieblich / das einsame Herz. // Stärker Zeuge / verwehender Nacht, / Gesandter des Herrn. / Siehe Er kommt! / Du aber lobest schon heute / Seine Erscheinung.

in dem einen Satz: auf einer Karte vom 21.8.1941.

49 Deiner Aufzeichnung: Schlier plante ein autobiographisches Werk, das, obwohl sie verschiedentlich dazu ansetzte, nicht zustande kam. Vgl. Brief an Paula Schlier vom 17.8.1941: »Daß die Aufzeichnung, die Du mir geschickt hast, in ihrer Diktion nicht inspiriert ist und folglich nichts mit Deinem künftigen Buch zu tun hat, versteht sich ja von selbst. Das Ganze macht eher den Eindruck einer letzten Verzweiflung in eine schier ausweglose Situation, ehe Dich der Arm von oben erreicht, um Dir aus dem steilen Engpaß heraus- und hinauf-zuhelfen. Der Blick ist Dir schon fast geöffnet, aber die Zunge noch nicht gelöst. Hoffentlich hast Du einen so unverdaulichen Brocken wie den von dem »Menschen, den man auf Erden »Paula Schlier« genannt hatte«, nun endgültig von Dir gegeben. Wem außer mir dürftest Du so etwas noch unter die Augen bringen, ohne ausgelacht zu werden! Es geht doch nicht um eine rhetorische, sondern um die faktische Selbstentäußerung im Wort.« – Noch im Brief vom 18.2.1942 an Schlier übt Ficker scharfe Kritik an der »Ichbefangenheit« des Textes. Er erinnert sie an ihren eigenen Satz in *Chorónoz*: »Sich zu verbergen, ist die Emanzipation der Frau!« (München: Kurt Wolff 1928, 13) Und er fährt fort: »Ein Exhibitionismus in den Räumen spirituellen Erlebens ist weit verfänglicher noch als ein solcher auf Gebieten, die vor Gott und den Menschen der privatesten Vertrauenssphäre vorbehalten bleiben sollten. Wie aber sollst Du verbergen, was es Dich um Gottes und der Menschen willen doch zu enthüllen drängt? Sehr einfach: Du brauchst nur den Schlüssel, den Du bereits in der Hand hältst, richtig ins Schloß zu stecken – und der Raum der Begnadung im Wort, der Deinem ergriffenen Gesicht entspricht, wird aufgesperrt sein. Das heißt hier: Du brauchst die Ichperson dieses Vorworts nur in eine dritte Person zu verwandeln und alles ist in jene Distanz gerückt, die den hier bekennenden Menschen erst zum objektiven Träger einer glaubwürdigen Botschaft macht.« Die Vorteile dieses erzähltechnischen Vorgehens lägen auf der Hand: der höchste subjektive Anspruch könne in der dritten Person gleich in einer Romanfigur objektiviert werden;

die »Offenbarung heiligen Geistes« gewinne an Überzeugungskraft, die sie durch die exhibitionistische Haltung verliere; der emphatischen Verausgabung werde eine gewisse Ökonomie der Ausdrucksmittel auferlegt, was der Glaubwürdigkeit förderlich sei. – Ficker allerdings urteilte hier unter der falschen Annahme, es handle sich bei diesen Aufzeichnungen um das Vorwort zu einem neuen Buch mit dem Titel *Apokalypse* (vgl. Brief an Schlier vom 22.2.1942), das auf Schliers Marien-Erscheinung von 1938 in Rapallo zurückging und an dem sie Anfang der 40er Jahre wieder arbeitete, nachdem ihr dies von einem Pfarrer verboten worden war. Das gesamte Manuskript der *Apokalypse* wurde dann im Winter 1942/43 bei der Bombardierung des Zufluchthauses in Hall zerstört, in dem Schlier, bedroht von einer Deportation nach Dachau, untergetaucht war. Sie begann die Arbeit erneut 1945/46; das Werk erschien dann unter dem Titel *Legende zur Apokalypse*. Freiburg: Herder 1949.

50 **Deinen geistlichen Berater**: nicht ermittelt.

**Cilly**: Cilly Diehl, Lebensdaten nicht ermittelt.

**AN WERNER VON TROTT**: ediert nach einer maschinschriftlichen Abschrift im BA.

**Brief von damals**: vom 5.8.1941.

51 **totalen Krieges**: hier greift Ficker nicht auf die propagandistische Phrase zurück. Goebbels' Sportpalastrede mit seiner publizistisch entsprechend ausgeschlachteten Frage: »Wollt ihr den totalen Krieg?« fand erst am 17.1.1943, also nach Stalingrad statt.

52 **das Manuskript**: *Die ritterliche, die unritterliche und die christliche Existenz im Kriege*.

**sein Brief**: vom 17.6.1941, befindet sich als Abschrift im Nachlaß Ficker. Heinrich von Trott hatte schon am 2.6.1941 einen sehr umfangreichen Brief an Ficker gesandt, in dem er über den Standort des »Ritters« in dieser Zeit schrieb: »[N]un bleibt ihm nur noch seine nackte Existenz, kaum noch das Bewußtsein: die Erinnerung und die Hoffnung. Alles kann ihm nichts mehr helfen. Der Augenblick ist kaum zu ertragen. In äußerster Not »fromm« zu werden ist ebenso kümmerlich, wie übermütig und hochmütig in Zeiten der Macht und Herrlichkeit. Aber ich wüßte keinen Sinn, nicht, warum weiterleben, wenn nicht hier das Geheimnis sich erfüllen könnte an uns im Schweigen und in der äußersten Not das Walten des liebenden Vaters zu spüren, aufgeweckt zu werden, um aus dieser halsbrecherischen Stunde hineingestoßen zu werden in die Ordnung Gottes, jene christliche Ordnung der Natur, die allein dem Leben wieder ein neues Schwergewicht in der Welt zu geben vermag, aus dem Glauben, der die Verzweiflung gebiert.« »Ja das Schweigen! Ich habe immer wieder mit Schmerzen festgestellt als Soldat, daß es mir gar nicht mehr gelang, meine, wie ich hoffe, doch nicht verlorengegangene Geistesgegenwart nach außen, ins Gespräch zu wenden, selbst mit vertrautesten Menschen. Das hat zwei Deutungsmöglichkeiten: einmal, daß das Gespräch eine vorläufige Sache ist, die Fassungsfähigkeit als Voraussetzung und Element hat, jene Größe die hier eben ja nicht mehr ausreicht, und daß Menschen anders sich viel inniger und tiefer *und* entscheidender helfen können hier, dann aber auch die, daß die Zuversicht, die bei dem Einzelnen in solcher Lage vielleicht um sich greifen mag schwärmerische Züge hat und zusammenbricht, wenn sie sich dem andern im Gespräch stellen muß. Wahrscheinlich ist beides richtig!«

»Ziel auf's innigste zu wünschen«: Zitat aus dem Hamletmonolog (3. Akt, 1 Szene) von William Shakespeare (gemeint ist dort der Todesschlaf).

**Ihre Zeilen**: Karte vom 1.9.1941, auf der Ficker kommentierte: »Aber welcher Falschmünzerei hat der Herausgeber die Publikation dienstbar gemacht!« Gemeint sein dürfte die Stelle gegen Ende der Einleitung, wo Adolf Hitler als Erfüller der von Giesebrecht in bezug auf die mittelalterliche Kaiserzeit formulierten »heißesten Sehnsucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutschlands« eingeführt wird. Der Herausgeber Friedrich Schneider dazu: »Wenn wir die Schriften Sybels und Fickers von solchem Standpunkt aus lesen, so offenbaren sie uns den Anfang der deutschen politischen Geschichte, die zugleich der Anfang des Abendlandes ist, das deutsche Mittelalter und, in seiner Macht, das erste Reich der

Deutschen.« Es folgt ein längeres Zitat aus Hermann Heimpels NS-Verherrlichung *Deutschlands Mittelalter, Deutschlands Schicksal* (1933): »Deutschlands Mittelalter ist Deutschlands Anfang in Macht, Größe und Weltruf. Darum haben alle Zeiten nationaler Entscheidungen um ihr Bild von diesem mittelalterlichen Anfang gerungen und darum ist auch in den Herzen des Dritten Reiches stark und durchaus lebendig das Gefühl, daß in jenem Ersten Reiche der Deutschen, dem Reich der heroischen Kraftanstrengung, der Macht und der Einheit Urbilder des deutschen Daseins stehen müßten, nach denen heute wieder die Jünglinge sich bilden und die Männer handeln. Keiner von denen, die das Dritte Reich vorbereitet oder begrüßt haben, versäumt es, von jenem Ersten Reich zu sprechen, von dem ›Reich‹, das wir über die Vorläufigkeit des Zweiten Reiches wieder haben als unser Urbild.« »[D]er politische Wille nimmt vom Klang des mittelalterlichen Reiches eben das auf, was der Gegenwart Reich sein soll: Einheit, Herrschaft des Führers, reine Staatlichkeit nach innen, abendländische Sendung nach außen.« (XXXVf.)

Franz Josef Schöningh: geb. 25.7.1902, Paderborn; gest. 8.12.1960, München. Studium der Nationalökonomie, Philosophie und Geschichte. Essayist, Publizist. Ab 1935 Schriftleiter des *Hochland*, dessen Herausgeber er nach der Wiederaufnahme 1946 wird und bis 1960 bleibt. (Vgl. Clemens Bauer: *Franz Josef Schöningh und das ›Hochland‹* in: *Hochland* 1960/61, 198-214)

54 A. Mayer-Pfannholz: Anton Mayer-Pfannholz: geb. 18.11.1891, München; weitere Lebensdaten nicht ermittelt. Seit 1938 Prof. Phil.-Theol. in Passau. Liturgiewissenschaft, patristische und mittelalterliche Philologie.

Werk von Franz Brentano: *Die Lehre Jesu und ihre bleibende Bedeutung*. Hrsg. aus seinem Nachlasse von Alfred Kastil. Leipzig: Felix Meiner Verlag 1922. Franz Brentano: geb. 16.1.1838, Marienberg b. Boppard; gest. 17.3.1917, Zürich. Philosoph. Angeregt durch den Briefwechsel mit Hermann Schell, entstand dieses Werk in den letzten Lebensjahren B.s als Auseinandersetzung mit der katholischen Apologetik, insbesondere in der Gestalt Pascals. Das 1916 von B. verfaßte Vorwort zu der *Lehre Jesu* setzt ein: »Einer eifrig katholischen Familie entstammend, wurde ich dazu geführt, mich dem Priesterstande zu widmen, habe mich aber später von der Kirche getrennt. Nur der Wunsch, den erhabensten Interessen zu dienen, hatte mich bei meiner Berufswahl geleitet. Der spätere Wandel meiner Überzeugungen ließ mich aber erkennen, daß der eingeschlagene Weg unmöglich zu seinem Ziele führen konnte. Was ich bis dahin innerlich erlebte, dürfte nicht ohne allgemeines Interesse sein [...]. Bei meinem regen Forschungstrieb hatte ich mich früher schon wiederholt bemüht, gewisse Widersprüche, in welchen sich die sog. übernatürliche Offenbarung mit der Vernunft zu finden scheint, in befriedigender Weise zu lösen, da, was gemeinlich in dieser Absicht vorgebracht wurde, sich als ganz unzulänglich erwies. Da geschah es aber, daß die Erfolglosigkeit meiner Anstrengungen ernste Zweifel an der Wahrheit der betreffenden Dogmen auftauchen ließ.« (XV) B. war 1873 wegen der konziliaren Festschreibung des Unfehlbarkeitsdogmas aus der katholischen Kirche ausgetreten. Dennoch blieb er, z.B. in Schell, mit Vertretern des Reformkatholizismus in Verbindung. »Die schweren Kämpfe aber, unter denen ich innerlich gar viel gelitten, möchte ich denn doch anderen jugendlichen Seelen, welche nach dem Höchsten streben, erspart sehen. Und dies vorzüglich bewog mich zur Veröffentlichung der hier vereinigten kleinen Abhandlungen.« (XVII)

considerate tantum, . . . er untersucht nur das, was als Äußerung vorliegt. (Für die Hinweise zu dieser Stelle geht ein herzlicher Dank an Doz. Dr. Hans Kraml.)

Briefwechsel Brentano – Schell: Wahrscheinlich kannte Kestranek die kleine Schrift von Eduard Winter: *Franz Brentanos Ringen um eine neue Gottessicht. Nach dem unveröffentlichten Briefwechsel Franz Brentano – Hermann Schell*. Brünn, Wien, Leipzig: Rudolf M. Rohrer Verlag 1941. Ein Erscheinen dieses Briefwechsels konnte nicht ermittelt werden. Hermann Schell: geb. 28.2.1850, Freiburg i. Br.; gest. 31.5.1906, Würzburg. Katholischer Theologe. Schüler Brentanos. Ab 1884 Professor für Apologetik, christliche Kunstgeschichte und vergleichende Religionswissenschaft. Prominenter Vertreter des Reformkatholizismus. Zusammen mit anderen seiner Werke wurde auch *Der Katholizismus als Princip des Fort-*

*schrifts* (1897) indiziert, was neben der Diskussion über die Apologie der Unfehlbarkeit im Briefwechsel mit Brentano seinen Niederschlag fand. Dieser Briefwechsel erstreckte sich, mit längeren Pausen, über die Jahre 1871 bis 1905. Seine zentrale Frage war: »Ist die katholische Kirche und überhaupt das kirchlich geprägte Christentum reformfähig, um in die Zukunft religiös wirken zu können, oder muß ein Neues gesucht werden?« (Winter, 9)

**Arnulf Morscher**: geb. 13.3.1911; lebt in Innsbruck. Er arbeitete bis zu seiner Einberufung 1940 in der Maschinensetzeri – der »Budi« – im Deutschen Alpenverlag, ehemals Tyrolia, in dem Ficker als Revisor und Korrektor bis zu seiner Pensionierung 1945 tätig war. Das freundschaftliche Arbeitsverhältnis, schildert Herr Morscher den Herausgebern, war geprägt von Verehrung der Weitsicht – auch in politischen Belangen – des um vieles älteren Kollegen Ficker. Als die Belegschaft 1939 zu Kriegsbeginn geschlossen sich die Proklamation des »Führers« anhorchen mußte, meinte Ficker, mit Morscher etwas im Hintergrund stehend: »Er wird sich zu Tode siegen.« Schon vor 1938 hatte der Maschinensetzer-Verein Ficker einmal gebeten, an einem seiner geselligen Abende einen kleinen Vortrag zu halten. Morscher blieb bis heute in Erinnerung, wie Ficker ihnen an einigen Beispielen nahebrachte, »daß die Dinge nicht tot seien.« Seine strikte und apriorische Ablehnung des Nationalsozialismus fiel, wie Morscher erzählt, umso mehr auf, als Ficker sonst »jede Partei reden ließ und Toleranz zeigte«. Ficker legte die wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Regimes, die von anderen in der »Budi« als Erfolge begrüßt wurden, als Kriegsvorbereitung offen. Auch die Teilnahme von Künstlern an Propagandaveranstaltungen kritisierte Ficker: Während der Lesung Joseph Georg Oberkoflers anlässlich des Aufmarsches zur Bergisel-Gedenkfeier 1939 am Rennweg wandte Ficker sich kopfschüttelnd an Morscher: »Das dürfte dieser Mann nicht machen, daran dürfte er sich nicht beteiligen.« In vielen Pausengesprächen und auch in den nicht mehr erhaltenen Briefen an Morscher habe Ficker dem jungen Kollegen dessen anfängliche Aufbruchbegeisterung für die Bewegung zurechtgerückt, so gut es durch die Feldpost-Zensur eben ging. Morscher war drei Jahre in Rußland, dann in Holland in »Auffrischung«, schließlich kurze Zeit im amerikanischen Kriegsgefangenenlager und kehrte im Juli 1945 nach Innsbruck zurück, wo er wieder in der Tyrolia arbeitete.

**Dopplers Brief**: Franz Doppler war Arbeitskollege im Alpenverlag.

**55 die »100-Prozentigen«**: Bezeichnung für die überzeugtesten Nationalsozialisten.  
**Aufruf des Führers**: am 3.10.1941 hatte Hitler im Berliner Sportpalast erklärt, die Wehrkraft der Sowjetunion sei bereits gebrochen.

**56 Großbauer, Benkeser**: waren beide in der Maschinensetzeri des Alpenverlags beschäftigt. Großbauer war Oberösterreicher und früher Mitglied der Kommunistischen Partei, weswegen er eine gewisse Ausnahme im Personal der Tyrolia darstellte, erinnert sich Morscher. Benkeser war Reichsdeutscher und berufsbedingt in Innsbruck hängengeblieben; er war, ungefähr im Alter von Ficker, überzeugter Nationalsozialist, übernahm die Funktion eines Blockwarts in der Franz-Fischer-Straße und kam bei einer Bombardierung ums Leben.

**Lengauer**: Martin Lengauer arbeitete in der Setzeri des Wagnerschen Verlags Innsbruck.  
**an Herrn Dallago geschrieben**: nicht ermittelt.

**57 Händler aus dem Tempel treiben**: Joh. 2,14-16.

**58 St. Nikolaus**: Stadtteil von Innsbruck nächst Mühlau.

**jenen Bruder**: Adam von Trott: geb. 9.8.1909, Potsdam; hingerichtet am 26.8.1944 in der Folge des Attentats auf Hitler vom 20.7.1944. Mütterlicherseits amerikanischer Herkunft (Eleonore von Schweinitz, 1875-1948, unterhielt aus ihrer ökumenischen Einstellung heraus rege Beziehungen zu internationalen christlichen Organisationen). Adam studierte ab 1927 Rechts- und Staatswissenschaft in München, Göttingen und Berlin; dann als Rhodes-Stipendiat in Oxford; ab 1928 enge Kontakte zu internationalen christlichen Jugend-Organisationen (u.a. zu W.A. Visser't Hooft, dem Leiter der Abteilung »Arbeit der Jungen« im Christlichen Verein Junger Männer und späteren Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen);

1935 gab er eine Auswahl aus Heinrich von Kleists politischen und journalistischen Schriften heraus; nach dem Assessorexamen 1936 längere Aufenthalte in Ostasien, England und den USA, wo er für die Pläne des deutschen Widerstands warb, für den er auch als Legationsrat im Auswärtigen Amt seit 1940 wiederholt Kontakte mit den Alliierten zu knüpfen versuchte. Seine Nähe sowohl zum Kreisauer Kreis um Helmuth James Graf von Moltke und zur aktivistischen Offiziersgruppe Stauffenbergs wie auch zu den Sozialdemokraten um Wilhelm Leuschner zeugt von der Absicht, Aristokraten und Proletariat im Widerstand gegen Hitler zusammenzuschließen. Vgl. Henry O. Malone: *Adam von Trott. Werdegang eines Verschwörers 1909-1938*. Berlin: Siedler-Verlag 1986. Außerdem Wolfgang M. Schwiedrzik: *Träume der ersten Stunde*. Berlin: Siedler 1991.

59 der Papst: Pius XII. Eugenio Pacelli; geb. 2.3.1876, Rom; gest. 9.10.1958, Castel Gandolfo. Seit 2.3.1939 Papst.

ein Theologe: August Zechmeister, der Ficker am 24.10. auf der Durchreise besucht hatte.

60 Paterne: Vokativ von »paternus«: »Väterlicher!«

»Und aus nächtigen Augen . . .«: »Und es leuchtet ein Lämpchen, das Gute, in seinem Herzen / Und der Frieden des Mahls; denn geheiligt ist Brot und Wein / Von Gottes Händen, und es schaut aus nächtigen Augen / Stille dich der Bruder an, daß er ruhe von dorniger Wanderschaft. / O das Wohnen in der beseelten Bläue der Nacht.« Aus Georg Trakl: *Gesang des Abgeschiedenen*, in: HKA I, 144.

Ihrem so lieben Schreiben: vom 10.2.1941. Ein späterer Brief Fickers ist nicht ermittelt.

»Sturmes im Osten«: wahrscheinlich gemeint ist Georg Trakls im B V (1915) unter den »letzten Gedichten« erschienenen *Im Osten*: »Den wilden Orgeln des Wintersturms / Gleich des Volkes finstern Zorn. / Die purpurne Woge der Schlacht. / Entlaubter Sterne. // Mit zerbrochenen Brauen, silbernen Armen / Winkt sterbenden Soldaten die Nacht. / Im Schatten der herbstlichen Esche / Seufzen die Geister der Erschlagenen. // Dornige Wildnis umgürtet die Stadt. / Von blutenden Stufen jagt der Mond / Die erschrockenen Frauen. / Wilde Wölfe brachen durchs Tor.« (HKA I, 165)

»Menschheit«: HKA I, 43.

»Grodok«: HKA I, 167.

»Untergang«: HKA I, 116.

»Abendl. Lied«: *Abendländisches Lied*, HKA I, 119.

»Eliis«: HKA I, 85.

Weihnachtsgabe: Hurtz ließ Ficker 50 RM »in tiefer Verehrung als Weihnachtsgeschenk zu freier Verfügung« zukommen (Erlagschein 2.12.1941).

Rechten . . .: letzte Strophe des Gedichtes *Herbstseele*, HKA I, 107: »Rechten Lebens Brot und Wein. / Gott in deine milden Hände / Legt der Mensch das dunkle Ende, / Alle Schuld und rote Pein.«

(Letztes Gebet?): Bezug nicht ermittelt.

61 Leopold Liegler; geb. 30.6.1882, Wien; gest. 8.10.1949, Wien. Literaturhistoriker, Schriftsteller, Publizist (vgl. Bd. 1, 347). Mit diesem Brief nimmt L. den seit 16 Jahren unterbrochenen Briefwechsel mit Ficker wieder auf.

Ravag: Radio-Verkehrs-Aktien-Gesellschaft, der österreichische Rundfunk, 1957 in ORF umbenannt.

Wolfgang Bennendorf; geb. 21.5.1901, Wien; gest. 24.4.1959. Bibliothekar, Schriftsteller. 1924-1939 wissenschaftlicher Bibliothekar, zuletzt in Salzburg. 1939 Entlassung aus dem Staatsdienst. Verbot jeder schriftstellerischen Tätigkeit. Bis 1945 verschiedene Anstellungen als Buchhalter, Korrektor, Sprachlehrer in Graz, Frankfurt/M. und Wien. Ab 1945 Direktor der Universitätsbibliothek Graz. Nebenher gelegentliche Mitarbeit an der Grazer *Neuen Zeit*. Freund von Michael Guttenbrunner.

**Leitgeb:** war im September 1939 nach Salzburg einberufen worden, danach in Königsberg und Köln; am längsten in der Ukraine stationiert. Vgl. sein Kriegsbuch *Am Rande des Krieges. Aufzeichnungen in der Ukraine*. Berlin: Müller 1942.

**62 Tatbestandes:** Guttenbrunner hatte einem Offizier eine Ohrfeige verpaßt.  
**Zeit, die sich die große genannt hat:** Anspielung auf Karl Kraus' Rede *In dieser großen Zeit* (F 404, 5. Dezember 1914). »die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt; [...]« (Vgl. dazu Sigurd Paul Scheichl: »In dieser großen Zeit«. Ein Kommentar in: *Kraus Hefte*, H. 50, April 1989, 2-19)  
**Bernhard Berkenfeld:** Biographie nicht ermittelt. Kirchenmaler in Bad Sassendorf bis zu seiner Einberufung; hatte bereits 1937 bei Ficker um eine Anstellung im Brenner-Verlag gebeten. Im Sommer 1939 drängt er, zusammen mit seinem Freund, dem Buchhändler Karl Keller, wieder auf ein Erscheinen des *Brenner* und bietet unentgeltliche Mitarbeit für Werbung und Schriftverkehr an. Ficker reagiert darauf nicht. Am 20.1.1940 schreibt Berkenfeld an Ficker: »Mit der Entwicklung der politischen Lage ist man an den Augenblick gekommen, in dem jedes innere und äußere Wachsen eines Werkes illusorisch geworden ist, in dem aber alles gewonnen ist, wenn Geist und Wille für die spätere Tat bereit bleiben. Hierfür braucht es mehr Kraft, denn der Wirkende erneuert sich im Werk. So sehe ich die Not des Brenners. Wenigstens erlebe ich sie so.« »[E]ines Tages [wird] die Frage des Brenners und des Verlages gelöst sein [...] Jetzt glaube ich, daß dieser Tag etwa zusammenfällt mit dem Kriegsende, denn der Krieg wird ja doch eines Tages aufhören müssen. Dieser Tag wird auch die geistigen Voraussetzungen bringen für die Aufnahmebereitschaft der Leser. Es wird unsäglich viel zu arbeiten sein.« Aus Kellers im BA vorhandenen Briefen geht hervor, daß Ficker ihn über seine Pläne einer Weiterführung des Verlages informierte. Am 17.2.1941 schreibt Keller, der gerade beim C. Dünnhaupt Verlag in Dessau arbeitet: »Für den Fall, daß Sie mir erneut Unterredungen über den Brenner-Verlag anvertrauen, möchte ich Ihnen noch sagen, daß ein Betrag für die Neubelebung jetzt schon sicher ist.« Welchen Anteil Ficker an Kellers und Berkenfelds Anregungen nahm, ist nicht ermittelt.

**63 Ihren lieben Brief:** nicht ermittelt.

**Kriegserklärung an Amerika:** nach dem japanischen Überfall auf die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbour (7.12.1941) erklärten auch das Deutsche Reich und Italien den USA den Krieg (11.12.1941).

**die »letzten Tage der Menschheit«:** »Die Blutzeit von 1914-1918 wird auch noch dramatisch behandelt in dem monströsen Bühnenwerk »Die letzten Tage der Menschheit« (1918 ff.). Hier wechseln ernste, komische, satirische, groteske, grob-realistische und phantastische Szenen miteinander ab und wollen das schier Unbeschreibliche dieses Krieges und dieses Menschheitsdebakels beschreiben, das Unsägliches aussagen oder wenigstens andeuten.« (Leopold Liegler: *Meine Erinnerungen an Karl Kraus*. Erstabdruck in: *Kraus Hefte*, H. 25, Januar 1983. Entstanden ist dieser Aufsatz »in den vierziger Jahren, möglicherweise kurz vor Kriegsende« (Nachwort)). Kraus' Drama erschien szenenweise in der *Fackel*, als Ganzes in Wien: Verlag Die Fackel 1919.

**64 Judenfrage:** bildet den Schwerpunkt des folgenden Briefwechsels zwischen Liegler und Ficker bis in das Frühjahr. Am 24.4.1942 schreibt Liegler: »Das jüdische Schicksal ist mir eine aufregende Sache, denn an ihm will das europäische aufbrechen. Aber unser sind doch mehr, die wissen, was sich begibt, als der Juden, die auch die heutigen Ereignisse noch der Politik und den sonstigen Risiken zurechnen. [...] Merkwürdig ist es, daß die Juden es auch einst, im Augenblick ihrer *größten* Entscheidung, schwerer als alle anderen gehabt haben. Die Pharisäer waren doch nicht unfrohm, aber gerade ihr eiferndes Judentum war ihnen im Wege, während die andern sich der Gnade viel aufgeschlossener erwiesen, weil sie natürlicher und voraussetzungsloser in der Welt standen. Die jüdische Psyche scheint mir irgendwie verkrampt, so daß selbst reiche Begabungen im Letzten unvermutet ausbiegen.«

**Nestroy-Texte herauszugeben:** Kraus hatte Anfang 1925 in der *Fackel* gegen



Lieglers Übersetzungen der Nestroy-Stücke ins Wienerische Stellung bezogen. Diese Dialektbearbeitungen liegen in Lieglers Nachlaß im BA (vgl. Bd. 3, 353).

Nachruf auf ihn: am 16.6.1936. Gedruckt: *In Memoriam Karl Kraus*. Wien: Lányi 1936.

Helene Kann: 1877-1949 (vgl. Bd. 2, 559).

65 »Das Wort und die geistigen Realitäten«: Innsbruck: Brenner-Verlag 1921.

Philosophie d. Glaubens: München: Hermann A. Wiechmann 1921.

Die Entwicklung der christlichen Lehre: und der Begriff der Entwicklung. München: Hermann A. Wiechmann 1922.

Anselm Hurtz: Dieser Brief wird den Empfänger nicht mehr erreichen, da Anselm Hurtz bereits als Krankenträger an die Front abkommandiert ist. Der Vater, Johann Hurtz, wird ihn am 19.4.1942, zusammen mit anderen persönlichen Briefen seines Sohnes, an Ficker zurückgehen lassen.

66 Josef Wenter: geb. 11.8.1880, Meran; gest. 5.7.1947, Innsbruck. Dramatiker, Romanschriftsteller (vgl. Bd. 2, 498f.). Wenter hatte 1935 den Grillparzer-Preis, 1936 den Großen Österreichischen Staatspreis erhalten, war dann aber schon vor dem »Anschluß« 1938 in den illegalen (nationalsozialistischen) *Bund deutscher Schriftsteller Österreichs* eingetreten. Zusammen mit dem Bozener Maler Rudolf Stolz bekam er 1940 den Mozart-Preis zugesprochen, 1943 zum zweiten Mal den Grillparzer-Preis.

Erzählung *Deiner Kindheit*: *Leise, leise! liebe Quelle. Eine Kindheit*. München: R. Piper 1941. W. hatte Ficker am 20.11.1941 ein Exemplar angekündigt: »Lieber Freund, das Buch meiner Kindheit habe ich Deiner Frau zgedacht, der Du es mit meinen Handküssen übergeben sollst. Es wird Dir direkt durch den Piper-Verlag zugeschickt. Ich erbitte eine freundliche Aufnahme.« Im Antwort-Brief W.s (vom 2.1.1942) auf die nur in diesem Entwurf erhaltene Einschätzung des Buches durch Ficker heißt es: »Es hat mir wohlgetan, mein Buch von Dir, gerade von Dir geschätzt zu wissen. Ich habe mich während des Schreibens zuweilen aus der allzugroßen Zeit hinweggeseht in Bezirke, die meinem Gemüt besser anstehen, und wahrscheinlich jedem menschlichen Gemüt. Was Du mir mitteiltest, jene Vermessenheit und Vergessenheit, die sich Menschen gegen die unsägliche Lieblichkeit und ergreifende Wehrlosigkeit ziehender Libellenschwärme zuschulden kommen ließen, ist wie ein Stigma über der Epoche. Man möchte es nicht wissen. Bleibt nur die entschuldigende Meinung, daß »sie nicht wissen, was sie tun«, und daß die Schwärme jahrlang ziehen werden, bis endlich die Ordnungen Gottes wieder Gültigkeit in unserer Welt haben werden, davon diese Züge ein ergreifendes Zeugnis geben. Das tröstet. Ich glaube, daß ich aus solchem Michverhalten, aus solcher Flucht den »Laikan« geschrieben habe, um mich zu beheimaten, wo noch Gottes gewollte Heimstätten sind.« *Laikan. Roman eines Lachses* war 1931 erschienen.

AN HANS KESTRANEK [Entwurf]: abgesandt hat Ficker am 28.12.1941 eine Karte: »Das war das schönste Weihnachtsgeschenk, das Sie mir machen konnten, diese *sehr geglückte* Überarbeitung und Vervollständigung der dem Brenner zgedachten Beiträge. Ich war hochbefriedigt davon, ja stellenweise geradezu erstaunt über die Tatsache, daß hier eine Gewissenhaftigkeit in der Verdeutlichung Ihrer Gedankenwelt am Werke war, die dieser nicht nur eine erhöhte Standfestigkeit und Anschaulichkeit im Einzelnen, sondern merkwürdigerweise den Präludien und Meditationen auch etwas von der Thaufrische der ersten Konzeptionen verliehen, beziehungsweise zurückgegeben hat. [...]

67 Politeia: Ficker hat hier den Rohentwurf dieser philosophischen Summe Kestraneks begutachtet. Ab Juli 1942 schickt Kestranek das Werk kapitelweise in Abschrift an Ficker. Dieses Exemplar liegt unveröffentlicht im Brenner-Archiv.

Ihr adsum: in der Priesterweihe gebräuchliche Formel: »Ich bin da«.

»liebende Erkenntnis«: Begriff mit augustinischem Hintergrund; häufig auch bei Bernhard von Clairvaux.

»Toben der Heiden«: Ps 2,1, zitiert in Apg 4,25, in der Luther-Übersetzung der Bibel.

68 **Heinrich**: das Verhältnis zwischen Adam und sich charakterisiert Heinrich von Trott im Brief vom 6.3.1942, mit dem er auf Fickers Bitte antwortet, auch Adam mit Liebe zu begegnen: »Die brüderliche Liebe! Im besonderen – aber doch auch im Allgemeinen. Gibt es nicht auch eine Bruderliebe, die, weil sie das Wesentliche ausläßt, nämlich das Entsetzen über die Klüfte der Zerrissenheit, die zwischen den Brüdern liegen und die erst eigentlich schmerzen müssen, ehe die Brüder miteinander verbunden werden können, die, je harmonischer sie sich zum Ausdruck bringt, desto unheimlicher die Brüder entfremdet. Kann man sich nicht durch Toleranz ebenso oder noch übler versündigen am Bruder, an der Bruderliebe, als durch die sich aufdrängende Lieblosigkeit der Auseinandersetzung oder gar Abkehr? [...] Er wollte wie ich, daß wir uns nahe kämen, aber wir redeten in einem verschiedenen Medium, die Sprache, deren er sich bediente um um mich zu werben, mußte mich reizen und immer das Gegenteil argwöhnen lassen und vollends, was ich sagte, ihn erzürnen meine »Feindseligkeit« und das »Mißtrauen«, das aus meinen Angriffen sprach, das ging soweit, daß diese Dinge atmosphärisch die Luft zwischen uns beherrschten und sich geltend machten bevor ein Gespräch überhaupt in Gang kam.«

**jenes kurze Gespräch**: es dürfte sich dabei um den Besuch im Herbst 1941 handeln, den Ficker im Brief vom 5.11.1941 an Heinrich von Trott erwähnte. Heinrich von Trott erwähnt am 6.3.1942, daß Adam bei Ficker gewesen sei. Allerdings ist aufgrund der unsicheren Datierung nicht auszuschließen, daß Adam ein weiteres Mal in Mühlau gewesen ist.

**Entwicklung im Osten**: die Stelle läßt verschiedene Interpretationen zu: Trott könnte hier auf die Möglichkeit einer Bolschewisierung Deutschlands anspielen, wie er es auch in einem Ende April 1942 dem Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, W.A. Visser't Hooft, übergebenen Memorandum des deutschen Widerstands tut. Der angesichts der mangelhaften Vorbereitung auf den Winterkrieg seit dem Herbst 1941 aufbrechenden Krise im deutschen Ostheer begegnete Hitler im Dezember 1941 mit einem Aufruf zu »fanatischem Widerstand« und einem Verbot jeder operativen Rückzugsbewegung. Durch die unmenschlichen Greuel an der Front sowie durch die Verelendung der Bevölkerung im Gefolge des Krieges sah der Kreis um Adam von Trott die Gefahr entstehen, daß sowjetkommunistisches Gedankengut in Deutschland Anklang finden könnte. Im ersten Teil seines Memorandums charakterisierte Trott die allgemeine Lage der Welt in diesem Krieg durch drei Punkte: intensivierte Massenzerstörung von Leben und ökonomischer Substanz, deren Folgen auch die »Siegernationen« noch Jahrzehnte zu tragen haben würden; steigende totalitäre Kontrolle durch den Staat als Folge der Kriegsführung auch in Ländern, deren Prinzipien an sich dem Totalitarismus widersprechen; Entwicklung hin zu anarchischer Auflösung im allgemeinen Zusammenbruch der persönlichen Sicherheit und des zivilen Lebens, womit eben der mögliche sowjetische Einfluß auf Europa zusammenhinge. »And Soviet methods in Finland, in the Baltic, Poland and Roumania as applied in 1939-40 do not justify the belief that bolshevism has as yet changed into a form of government adapted to western standards.« (Trott-Memorandum, abgedruckt in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 5 (1957), 392-395, hier 393) Aus dieser gemeinsamen Situation heraus appellierte Trott an die Solidarität der westlichen Staaten mit dem Widerstand in Deutschland, deren »only unbroken core« das »militante Christentum im weitesten Sinne« sei (ebenda, 394). – Eine zweite Interpretation könnte in der im Brief angesprochenen »Gefahr« das nationalsozialistische Regime selber sehen, das durch seine aggressiven Kriegszüge jede eventuelle anfängliche Begeisterung in der deutschen Bevölkerung entlarvt haben sollte. Zur Position Adam von Trotts in der deutschen Widerstandsbewegung vgl. Peter Hoffmann: *Widerstand, Staatsstreich, Attentat*. München: Piper, 4. neu überarbeitete und ergänzte Aufl. 1985.

**Fernen Osten**: am 7.12.1941 hatte durch den japanischen Angriff auf Pearl Harbour, den Hauptstützpunkt der US-Pazifikflotte auf Hawaii, der Pazifik-Krieg begonnen, der noch im Verlauf des Dezembers eine starke Expansion Japans im pazifischen Raum nach sich zog.

69 [wahrsc. 25. I. 1942]: von diesem Brief ist im BA nur eine maschinschriftliche Ab-

schrift erhalten. Die Datierung dort mit »25.12.« ist aus zweierlei Gründen als unwahrscheinlich zu betrachten: Der Verweis auf einen das Verhältnis der Brüder untereinander behandelnden Brief Adam von Trotts kann den oben abgedruckten Brief vom 17.1.1942 meinen; hätte Ficker diesen Brief am Weihnachtstag geschrieben, so wäre es für ihn untypisch, daß dieses Fest keine Erwähnung findet bzw. keine Weihnachtswünsche übersandt werden.

71 *so manche erregende Begebenheit*: für Fickers Stellung zum Freundeskreis um Karl Kraus vgl. den unmittelbaren Bericht von der Beerdigung im Brief an Paula Schlier vom 21.6.1936, weiters den Brief von August Zechmeister an Ficker vom 15.6.1936 und den Brief an Karl Jaray vom 14.10.1936, in dem Ficker seine Teilnahme an einer Gedenkfeier ablehnt (Bd. 3, 288ff. und 296). Vgl. auch einen weiteren Bericht: »Kaum daß Ludwig von Ficker die Wohnung betrat, in der die Leiche Karl Kraus' aufgebahrt war, versuchten verschiedene Personen ihn mit Beschlag zu belegen und ihm klar zu machen, daß nur sie es seien, die der Verstorbene erwählte, seinen Nachlaß zu betreuen, nicht jedoch andere, die wahrscheinlich sogleich ihm, Ficker, der derart intim mit Kraus verbunden war, ihre durchaus falschen Ansprüche auf die Verlassenschaft darzulegen versuchen würden.

Ficker war völlig und auf's Unangenehmste überrascht, hatte er doch keine Ahnung von den Problemen der einander befehdenden Fraktionen unter den Hinterbliebenen Kraus'; überdies schmerzlich befremdet von der emsigen Agitation angesichts des sozusagen noch warmen Toten.

Es fiel ihm schwer, sich der verschiedenen Parteien zu erwehren, die bei ihm Verständnis, Zustimmung und Unterstützung zu finden trachteten, um sich seiner als Eideshelfer in Dingen, die ihm gänzlich fernlagen, zu vergewissern.

Er war seelischer Erschöpfung nahe, als er die Erkenntnis gewann, die er mit gesenkter Stimme – etwas Unheimliches anzuvertrauen – mitteilte: »Plötzlich erkannte ich die sich da um den toten Karl Kraus versammelt hatten – Larven und Lemuren!« (Brief von Helmut Bittner an S.P. Scheichl vom 12.11.1983)

»Erfüllung«: Fickers Beitrag *Das Neue Gebot* im Jg. 3, H. 3, September 1937, 115-123; wieder in: *Denkzettel und Danksagungen*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1967, 128-141. Prälat Johannes Österreicher hatte seine Bitte um einen Beitrag zum »Sonderheft der »Erfüllung« über, d.h. eigentlich gegen den Antisemitismus« (Brief an Ficker vom 28.5.1936) eindringlich motiviert: »In Österreich – ich weiß nicht, wie weit Sie das in Innsbruck wahrnehmen können, aber hier in Wien ist es deutlich – macht sich ein Antisemitismus mehr und mehr breit, der seine Quellen nur allzu deutlich verrät und der, wenn man ihm nicht rechtzeitig begegnet, in seinen Früchten dem reichsdeutschen keineswegs nachstehen wird.« (Vgl. Bd. 3, 287) Fickers Darlegung seiner Sichtweise im offenen Brief war geprägt von einer Emphase des Danach, die aus heilsgeschichtlicher Zuversicht herkam. Das zu behandelnde aktuelle Problem wird in eine durchgängige Licht-Dunkel-Metaphorik aufgehoben.

Juden wie Christen seien Ausgesetzte in der gegenwärtigen Wirklichkeit, »einer Wirklichkeit, in der vernehmbar durch den Äther hin die Abgründe einander rufen und Licht und Finsternis bereits wie auf der Walstatt einer heilsgeschichtlichen Entscheidung den schrecklichen Nahkampf um die Seele des Menschen führen« (Denkzettel, 129). Das Neue Gebot, der »Geist der christlichen Liebe«, die als vollendete Nächstenliebe die Feindesliebe mit beinhalte, sei die Gewissensinstanz für den Umgang mit allem Gegenwärtigen. Erst im Augenblick der Todesgefahr – und wann schwebten wir heute nicht in dieser Gefahr? – (131) könne der lebendige Christ, der nicht der kirchlichen »Scheinchristenwelt« verfallen sei, in reiner Demut dem Gegner »den Mut der eigenen Wahrheitsliebe entgegenstellen«, (131) »Dann müssen wir auf die Geisteshaltung des Gegners, die ja immer aufschlußreich und, wo er mit offenem Visier kämpft, nie zu verachten ist, gebührend Rücksicht nehmen und uns selbst mit dem Geist der Liebe wappnen, den wir an ihm vermessen.« (132) Über der »Augenblickstragik« des Geschehens dürfe der Christ sich der Sicht auf eine »Heilswahrnehmung« nicht verschließen. (136) Denn »in jede Heimsuchung, betreffe sie nun einen Einzelnen oder jene Vielheit Einzelner, von deren Geisteskraft, Mut und Verantwortungsbewußtsein am Ende wohl auch die Besinnung eines Volkes abhängt, [ist] ein Keim des Segens gesenkt [...], der in jenen aufgehen und

für die Menschheit Früchte tragen wird, die sich in der Prüfung bewähren.« (136f.) »[D]urch alles Grauen dieser Welt hindurch, das ja ein Morgengrauen ist«, breche das Licht sich Bahn, »und um so mächtiger, je finsterner die Welt, die es noch immer nicht begreifen will, ihm entgegentritt – denn dieses Licht ist nicht von dieser Welt, das werden wir noch alle erleben.« (133) »In diesem Licht der Wirklichkeit Christi gesehen, erscheint uns aber auch jede Lösung der Judenfrage, die sich dem Bereich der Gnade und der Erleuchtung von oben willkürlich verschließt, als ein Notbehelf, dessen Fragwürdigkeit mit der Maßlosigkeit und Gütelosigkeit seines Gerechtigkeitsanspruchs wächst. Denn erst jenseits der Klagemauer, die nicht nur zwischen der Heilserwartung der Juden und ihrer zum Trotz versteinerten Frage an Gott den Gerechten, sondern auch zwischen ihnen und der Spottlust von ›Christen‹ errichtet ist, die den verzweifelten Charakter dieser Frage und ihre schauerliche Tragweite noch gar nicht erfaßt haben, beginnt das Reich der Erlösung für beide und das Licht der Erkenntnis, das alle eint.« (134) Im »Zwielicht« des gegenseitigen Verkennens aber »hat auch der Seelsorger, der hier Stellung bezieht und vor dem Ernst seiner Aufgabe steht [...] und hat die Ehre der Kirche Christi einen schweren Stand. Denn furchtbar ist es, Gottes unerforschlichen Ratschluß als Firmament der Weisheit und der Gerechtigkeit über sich zu wissen, wenn man immer wieder dem eigenen wie dem geistigen Elend der Brüder begegnet, die in uns ihren Feind erblicken, und eine Prüfung ohnegleichen ist es, dabei den ausgetretenen Spuren eines Hasses folgen zu müssen, der wie Ahasver, der ewige Jude, ständig auf der Flucht vor sich selbst in den Selbstbetrug ist und der heute den vielen, die zwar dem Namen nach sich noch zu Christus bekennen, aber aus ihrem Herzen längst eine Mördergrube gemacht haben, wahrlich flammender noch als den Juden als ihr Kreuz- und Kainszeichen an die Stirne geschrieben steht. (Das muß und darf hier gesagt werden von einem, der überzeugt ist davon, daß die Art der ›Erfüllung‹, die Judenfrage zu sehen und sie ins Licht einer letzten Besinnung zu rücken, die richtige, nämlich die christliche ist.)« (134f.) Ficker führt die Frage nach dem Umgang zwischen Juden und Christen also auf einen streng individualistischen Kern zurück: die durchlebte »Gewissensnotlage im Herzen von Europa« mache deutlich, »daß der Christ, dem die Vorsehung heute neue Wege der Besinnung weist, dem Juden, der sich von derselben Vorsehung – hoffen wir, zu seinem Heil – Gott weiß wohin im Geist verschlagen sieht, als Menschenbruder vorübergehend in diesem merkwürdigen Exil von Vaterländern begegnet.« (136) Das gemeinsame Vaterland der vorbildlichen Opferliebe in Christus sei das Ziel der Besinnung auf die Wahrheit. »Und da ich auf einem vorgeschobenen Posten die Wahrheit mitverteidigen darf, auf einem Posten, auf dem einer leicht sich selbst entfremdet wird (weshalb er doppelte Wachsamkeit und äußerste Zurückhaltung erfordert), so lasse ich, so Gott will, meine ganze Dankbarkeit dafür am liebsten schweigend in den Resonanzraum des kommenden ›Brenner‹ eingehen, hoffend, daß er – ein Abglanz nur und Vorbote des Lichts – das Dunkel verscheuchen und den Tag heraufführen helfe, nach dem wir uns sehnen.« (140)

Liegler bedankt sich am 24.4.1942 für die Übersendung des Aufsatzes und schreibt: »Sehr schön haben Sie die Forderung herausgearbeitet, man müsse lernen, ganz in der Existenz zu stehen. Aber wie ungeübt, wie schwach, wie schwerhörig ist in diesen Dingen der Mensch, wie lang ist der Weg zu solchem Ziel und wie oft fällt der scheinbar Gerechte. Aber es muß geleistet werden, wenn man das werden will, wozu man berufen ist; und das noch dazu nicht bloß im Intellekt, nicht im interessierten Diskutieren philosophischer Meinungen, sondern in der Realität des banalen Alltags, hic et nunc.«

F. H. K e r l e : es ist nicht bekannt, wie Ficker auf diesen Verlag kam. 1939 war Haeckers Newman-Übersetzung *Der Traum des Gerontius* im Herder-Verlag Freiburg erschienen. geplante und dann stecken gebliebene Gesamtausgabe: Vgl. dazu Bd. 3, 441, sowie Ferdinand Ebner: *Schriften, Dritter Band, Briefe*. Hrsg. von Franz Seyt. München: Kösel-Verlag 1965, 766.

73 AN JOSEF WENTER : dieser Brief liegt, vermutl. im Original, im Nachlaß Wenter. Das Briefpapier ist an der Stelle der Grußformel beschädigt.

Deinen Brief und . . . : Sendung vom 9.3.1942. *Fahrt durch Burgund*. In: *Burgund. Das Land zwischen Rhein und Rhone*. Jahrbuch der Stadt Freiburg, Bd. 5, Straßburg: Hünen-

burg-Verlag 1942, 197-231. (Vollständiges Typoskript im Wenter-Nachlaß im BA. Im folgenden Kommentar zitiert mit »T«, auch wo sinnverändernde Abweichungen des Drucks im Jahrbuch von diesem Typoskript vorliegen.) Wenter schrieb im Begleitbrief: »Ich bins gewiß, daß Du meine Gedanken vor dem Bilde Roger v. d. Weydens verwerfen wirst. Ich kann nicht anders. Ich habe aus den Ängsten und Bängnissen meiner Jugendzeit mich erretten können und ich lese täglich die »frohe Botschaft«. Auch aus ihr schöpfe ich nicht Optimismus, sondern Glauben und Zuversicht, und bin ganz und gar einer Meinung; »daß das Licht der christlichen Wirklichkeit immer deutlicher, immer mächtiger sich abhebt von dem düsteren Grunde ... um die Herzen von Menschen und von Völkern, die nach ihm Ausschau halten, zu erleuchten.« Daß ich kein Widerchrist bin, weiß ich; daß ich sagen darf, ich bin Christ, ist aus innigstem innersten Erlebnis erlaubt, in aller Demütigkeit erlaubt. Komme, was Gott schickt: wer kann mir dies rauben und damit eine reine Zuversicht?»

**Kapitel über Citeaux:** Wenter setzte im Brief vom 9.3.1942 das Postscript hinzu: »Das Kapitel über die Abtei Citeau wurde mir leider »wegen Raummangels« gestrichen. Ich glaube ja an diesen Mangel nicht.« Aus der 1098 vom Benediktinermönch Robert aus der Champagne gegründeten Abtei Citeaux (Cistercium) ging der Orden der Cisterzienser hervor, dessen prominentester Vertreter Bernhard von Clairvaux (1091-1153) war. Die Stelle über Citeaux ist ein Teil des Kapitels über Dijon, die »alte Herzogsstadt [in Wenters Typoskript: »Hauptstadt«] Burgunds«. Über das dortige Gebäude der ehemaligen Präfektur schreibt Wenter: »Die breite Marmortreppe emporsteigend, las ich die goldgravierte Inschrift auf der Stein- tafel an der rechten Wand, und mich ergriff's. Die ersten Sätze aus der Verfassung von 1789, das Panier sozusagen, unter welchem der größte Feldzug gegen die Ordnungen Europas mobilisiert, ja begonnen worden war, hatte ich da vor Augen und las sie in einem Palaste, welchem gegenüber der Sonnenkönig im Logis du roi zu wohnen pflegte, der diese Devise verlacht haben würde, soferne er sie überhaupt an sich herangelassen hätte, ja soferne sie unter seiner Herrschaft denkbar gewesen wäre:

»Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droit; les distinctions sociales ne peuvent être fondées que sur l'utilité commune.«

Kaum ein Jahrhundert vorher war der Ruf durch Europa erschollen: »L'état, c'est moi!«

Deutschland stählte sich an den ähnlichen Worten: Gemeinnutz geht vor Eigennutz! zum größten Feldzug aller Zeiten: aber nicht gegen, sondern für Europa.

Posaunen können zum Gericht ertönen, aber auch zur Auferstehung.« (Druck, 213f.; T 25) In dem nun einsetzenden – im Druck gestrichenen – Teil spricht Wenter von Citeaux als von dem »ehrwürdigen Ort, von welchem aus der Aufbruch des Christentums und einer bedeutenden Zivilisation Europas sich begeben hatte« (T 25f.) und schließt nach der Betrachtung des »kasernenartigen Baues« und des asketischen Klosterlebens: »Wir schieden im Gefühl, Zeugen einer heroischen Lebensführung geworden zu sein. Als der begleitende Mönch nebenhin erwähnte, daß elf Offiziere aus dem Weltkrieg hier sich als Ordensleute befanden, begriff ich solchen Entschluß tief, als die Fortführung früheren heroischen Lebens, das nun die Welt zwar im Rücken gelassen hatte, bis zum Tode aber einer erhabenen Idee dient.« (T 27)

**Pasteurs Geburts- und Heimstätte:** Louis Pasteur (1822-1895). Unmittelbar vor der Schilderung des intimen Eindrucks, den Wenter vom Pasteur-Haus mitnahm, war über die Kirche von Dôle zu lesen: »In einer Seitenkapelle verzeichnet [T: »erinnert«] eine Marmortafel die Namen der im Jahre 1792 guillotinierten und ertränkten Kleriker. Hier begegnete mir zum erstenmal ein lebendiges Zeugnis der großen Revolution, die mir nur aus Geschichte und Studium [T: »Lektüre«] vertraut war, besonders aus dem großen Werke von Hippolyte Taine. Es ergriff mich tief. Denn es war zu bedenken, daß unsere Soldaten [T: »Armee«] im Osten jetzt die letzten Schlachten schlagen [T: »schlägt«] gegen die satanische Ausgeburt entarteter [T: »hybrider«] Auflehnung wider das Göttliche, wie sie 1789 ihren Anfang genommen hatte; und daß unsere Wehrmacht [T: »Armee«] den Weg bereitet für alle, die guten Willens sind, das Leben in Würde und Vernunft zu leben, ohne das Göttliche durch die Göttin der Vernunft zu entthronen, oder also die Dienerin zur Herrin zu erheben. Deutlich ward ich mir's bewußt, daß aus deutschem Wesen wieder einmal die Genesung kommen werde [T: »würde«]; daß die Vorsehung dem heiligen Reiche wieder die Ordnung der Welt anvertraut hat. Nicht durch Welter-

oberung. Durch Dasein und Walten in Würde und großer Gerechtigkeit, wie die heiligen Insignien in Nürnberg dies versinnbildlichen [T: »symbolisieren«.]» (Druck, 207f., T 16f.)

Rogers van der Weyden: (um 1400-1464). »Das jüngste Gericht« ist das Altarbild in der ehemaligen Kirche des Hôtel-Dieu in Beaune, in dem nun mehrere Krankensäule eingerichtet worden waren. Wenter kommentiert das Bild, »das den unerbittlichen katholischen Geist des Hochmittelalters in beklemmender Größe zum Ausdruck bringt. Ich bin nicht der Malkunst verständig, darum gestand ich mir das Recht zu, nicht nur mit Kälte, sondern mit innerster Abwehr dieses Bild zu betrachten, das ein großartiges Zeugnis seelischer Angst, seelischer Unterjochung, und eines mir fremden Verhältnisses zu Gott, als einem Lohnherrn, darstellt. [Handschriftliche, nicht gedruckte Einfügung Wenters: »Wie anders sprach der Isenheimer Altar mich an, in dem die Apokatastase [Wiederbringung aller Dinge, die endliche Bekehrung aller persönlichen Kreaturen und das Aufhören aller Sündenstrafen und Übel; Matth. 19,28; Apostelgesch. 3,21; 2. Petri 3,7-13] in einem Lichtfunken ohnegleichen, ganz Geist geworden, ohne feierliche Gewänder, aus dem mystischen Dunkel des deutschen Gemüts gestaltet ist.«] Ich mußte denken, wieviel Verantwortung jene Geister [T: »Jene«] auf sich luden, als sie [T: »die«] die »frohe Botschaft« zu einem »Straf- und Lohnkodex« umdeuteten; und ich stellte mir die Ängste Sterbender vor, die nur einmal vor diesem Malerwerk gestanden haben und den Bann [T: »die Faszination«] der Unerbittlichkeit im Gesicht des Engels mit der Waage, die dieser in gar adeligen kalten Händen hält, erlebten, oder die Unnahbarkeit des Christusantlitzes; ganz zu schweigen von den Gebärden und Mienen der Verzweiflung und des tobenden Hasses in den Zügen der Verdammten. Ich habe sie durch die Lupe angeschaut und begrüßte dankbar den lichten Tag, der zum Fenster des Nebensaaes hereinschien. Da paßten denn die stählernen Instrumente [der chirurgischen Abteilung] trefflich zum Bilde des grausamen Jahrhunderts, und ich floh zu einem Gobelin, der in wundervollen Farben und in anmutigster Form [T: »graziösester Komposition«] die Freude an der schönen Welt fast musikalisch ausdrückte.« (Druck, 219f., T 37)

Geist der mittelalterlichen Weltanschauung: Hier ist zu erwähnen, daß Ficker auch Wenter ein Exemplar von *Universalstaat oder Nationalstaat*, der 1941 wieder edierten Streitschriften von Julius Ficker und Heinrich Sybel geschickt hatte. W. bedankte sich am 2.1.1942 dafür: »Wie sehr bedauere ich es, dieses Buch nicht besessen zu haben, als [ich] den Vierten und Sechsten Heinrich schrieb.« Über seine Vorstellung vom »Reich« äußerte sich W. auch im Brief vom 15.2.1942, der Fickers Stellungnahme zum Reisebericht *Wanderfahrt auf der Reichsstraße 31. Von der Ostmark zum Oberrhein* im Jahrbuch der Stadt Freiburg im Br., Bd. 3, Stuttgart 1939, 37-76, zum Anlaß hatte: »Daß Dir der Aufsatz über die »Reichsstraße 31« gut gefiel, ist mir eine rechte freudige Genußtuung gewesen. Ich bin so wenig überzeugt von allen meinen Arbeiten, und Du weißt, wie gerade Dein unbestechliches hartes Urteil, das mich zu Zeiten entlaubt hat wie einen herbstlichen Strauch, mir maßgeblich ist. Ich werde Dir bald meine »Fahrt nach Burgund« schicken können. Glaube mir, daß die Spritzer »Reichsgeist 31«, wie Du sarkastisch schriebst, nicht »obligat« bei mir sind. Solche Sätze kommen aus meinem aufrichtigen Daranglauben. Ich fürchte, daß man auch die letzten Absätze im Kindheitsbuche als obligat deuten könnte, aber sie sind der reinen Wahrheit nachgeschrieben. Meine Reichsdramen haben in allem ihre Wurzel. Mein Vater hat s.Z. den deutschen Bürgerverein in Meran ins Leben gerufen, der eine deutliche Spitze gegen die kleindeutsche Ordnung hatte. Mein Onkel Julius ist zum Protestantismus übergetreten und hat eine Stockpreußin geheiratet. Das Alles schlug starke Wellen in unserem sehr reservierten Familienleben und hat meine Kindheit und damit meine Erkenntnisse stark bewegt, denn ich bin an meinem Vater gehängt, wie an keinem Menschen seither. [...] Halte mich nicht für vermessen, wenn ich zu Deinem dunklen Vorhersehen und dessen Begründung meinen Glauben halte. Als man Haydn fragte, warum sogar seine ernstesten Kirchenmusiken so fröhlich seien, gab er zur Antwort: »Wenn ich an Gott denke, muß ich fröhlich sein, denn ich liebe ihn ja.« Und Haydns Sterben erfolgte mit dem ungefähren Zusammenbruch seiner engeren staatlichen Welt. Vielleicht ist es leichter Sinn, daß ein Mensch unserer Epoche es wagt, so zu Gott sich zu stellen, aber mein Glaube läßt es nicht anders zu. Ich bin des friedfertigen Glaubens, daß sich die Ordnungen wieder herstellen werden.«

74 **Arbeit für den Alpenverlag**: Ficker hatte Wenter beim Verlag für den Textteil zu einem Fotoband über Tirol von Simon Moser vorgeschlagen. Da er bereits 1937 das Wanderbuch *Im heiligen Land Tirol* verfaßt hatte, bat W. im Brief vom 9.3.1942: »In so kurzen Abständen 4 Arbeiten über unser kleines Land zu schreiben, und gerade während ich an dem Schauspiel »Maria Theresia« arbeiten möchte, ist zuweilen beklemmend. Ich werde mich da und dort wiederholen müssen.« Das Drama *Kaiserin Maria Theresia* wurde 1944 am Burgtheater in Wien uraufgeführt.

**Deine Frau**: Helene Wenter.

**Johann Hurtz**: Vater von Arnold (Frater Anselm) Hurtz. Am 24.3.1942 hatte er Ficker den Tod seines Sohnes mitgeteilt. Am 19.4.1942 schickt er ein Konvolut von Briefen an Ficker, darunter den letzten Feldpost-Brief von Arnold an seinen Vater, die Benachrichtigung von der Truppenleitung, Gedenkbilder und Briefe der Bruderschaft des Klosters Niederalteich an ihn.

**Ihre Antwort**: vgl. Fickers Entwürfe vom Jänner 1942. Der Brief ist nicht erhalten.

75 **felix culpa**: die Redeweise von der »glücklichen Schuld« geht zurück auf die Interpretation von Schuldfrage und Erbschuld durch Ambrosius, Bischof von Mailand (um 340 bis 397), dem »Lehrer« des Augustinus. Ambrosius sieht in seiner heilsgeschichtlich orientierten Lehre der »renovatio in melius« noch die Erlösung durch Christus als »Folge« des Sündenfalls. Bei Augustinus fehlt der Ausdruck »felix culpa« selbst, aber die ihm entsprechende Vorstellung ist vorhanden (Serm. 174.2.2): Die Macht der Gnade auch gegenüber der Erbsünde seit Adam wird hervorgehoben, eine tiefreichende Theodizee versucht, die die Schuld in der Erlösung aufgehoben sieht. »In dieser Dimension [des lobpreisenden Glaubens] ist die überpersönliche Schuldverhaftung der Menschheit geradezu das den göttlichen Gnadenwillen zum Überströmen bringende Moment«. (Leo Scheffczyk: *Urstand, Fall und Erbsünde, Von der Schrift bis Augustinus. (Handbuch der Dogmengeschichte II/3a.1)*. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1981, 228. Vgl. dort, zum oben Gesagten, 192f.) Die »felix culpa« ist eingegangen in die Osternachtsliturgie im »Exsultet iam angelica turba«, der Verherrlichung der Osterkerze als Licht-Symbol der durch die Leiden Christi verdienten und durch seine Auferstehung dargestellten Erlösung: »O unerfaßliche Huld Deiner Liebe: den Knecht zu erlösen, gabst Du den Sohn dahin! O Adamsünde, preiswert auch du, weil, dich zu tilgen, Christus den Tod erlitt! O glückliche Schuld, die einen Erlöser verdiente, so groß, so erhaben!« – Vgl. zu diesem Thema auch den hymnischen Text von Otto Mauer in seinem Buch: *Auferstandene – Christus und Mensch*. Salzburg: Anton Pustet 1935, 103ff., auszugsweise wieder in: Ders.: *Das geschundene Reich Gottes. Theologische Reden*. Hrsg. u. komm. von Werner Reiss. Wien: Hora Verlag 1993, 24f.

**Satire und Polemik**: Anspielung auf den gleichnamigen Titel einer Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1914-1920 von Theodor Haecker, Innsbruck: Brenner-Verlag 1922. **Verhältnis der Liebe zur Satire**: dazu hatte Theodor Haecker 1927 in der Festschrift für Karl Muth Stellung bezogen. Vgl. *Der katholische Schriftsteller und die Sprache mit einem Exkurs über Humor und Satire*. In: *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland*. München: Kösel & Pustet 1927, 151-194. Der Exkurs *Humor und Satire* wieder in B XII, 1928, 175-204. Vgl. auch Bd. 3, 377.

76 **Krakau**: war der Sitz des »Generalgouverneurs für die besetzten polnischen Gebiete«. Die polnische Hauptstadt Warschau sollte zur Provinzstadt degradiert werden.

**Ihr Brief**: vom 28.12.1941, worin Ficker sich für ihren Besuch in Mühlau bedankt und für die »merkwürdig gewissenhafte[.] Schilderung von Zuständen und Begebenheiten, innerhalb deren Sie sich zu bewähren haben, ohne Ihrem Gerechtigkeitssinn und Ihrer Standfestigkeit im christlichen Glauben etwas zu vergeben«. »Seit Sie da oben sind und sich wie ein rechter Engel der Menschenliebe in einer Umwelt zurechtfinden, die alles Elend der Welt in sich zu versammeln scheint, ist mein Respekt vor Ihnen so sehr gewachsen, daß es mir faktisch schwer fällt, der Präzision Ihres Einsatzes, die sich in jedem Wort, das Sie äußern, verrät, auch nur im Ausdruck meiner Erkenntlichkeit für jeden Bericht und jeden Gruß, den Sie mir zukommen lassen, etwas annähernd Ebenbürtiges gegenüberzustellen.«

**Dienstreisen:** Theresia Zangerle hatte am 10.2.1942 ihren Aufgabenbereich geschildert: »Seit Ende August habe ich eine ganz neue Aufgabe hinzubekommen: große Schülerheime neu einzurichten u. die bereits bestehenden zu vergrößern u. zu verbessern. Mir obliegt vorzüglich der organisatorische Teil, also Verhandlungen wegen d. Besitzverhältnisse, der Baugenehmigung, Materialbeschaffung, Großeinkauf von Möbeln, Geschirr u. Wäsche, Einteilung der Räume u.s.f. Dabei habe ich einen sehr instruktiven Einblick in die »gelenkte Wirtschaft« bekommen, Menschen u. Umstände kennengelernt, denen ich sonst nie begegnet wäre. Ich habe sehr viel gelernt dabei. Und heute ist die Arbeit beinahe vollendet, im Distrikt Krakaus bestehen 16 große Heime. Wahrscheinlich werden sie nun von der HJ übernommen. Nun, wir werden nachdrücklich dazu erzogen nicht für den Erfolg zu arbeiten.«

**Neu Sandez:** eingedeutschter Name der Kreisstadt Nowy Sącz.

**77 Ecce lignum Crucis...**: Sehet, das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen.

**78 Deinen letzten Brief:** vom 16.3.1942.

**Moser-Buch:** *Das Land in den Bergen. Vom Wehrbauer zum Gebirgsjäger. Ein Bildwerk.* Text von Josef Wenter. Innsbruck: Deutscher Alpenverlag 1942. Simon Moser: geb. 15.3.1901, Jenbach; gest. 22.7.1988, Karlsruhe. Univ.-Prof. für Metaphysik. Geschichte der Phil., Erkenntnislehre, Phil. der Technik; Fotograf. 1932 Promotion in Freiburg; ab 1935 Privatdozent am Philosophischen Institut in Innsbruck, 1938 wegen seiner radikal ständestaatlichen Position entlassen; 1945 Mitinitiator des Alpbacher Forums; ab 1952 Prof. an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Vgl.: *Philosophie und Wissenschaften*, Festschrift für Simon Moser zum 65. Geburtstag, Meisenheim a. Glan: Hain 1967. Mit Beiträgen u.a. von Karl Raimund Popper, Ernst Bloch und Paul Feyerabend. –

Zum umfangreichen fotografischen Bildteil Mosers schrieb Wenter 23 Seiten tirolerische Ansichten über Wehrhaftigkeit, Lebenskultur, Wildfütterung und die Innsbrucker Stadtgeschichte.

**Badekür:** ursprünglich war die Kur in Oberschlema ab 12.4. geplant gewesen.

**79 Weinheber-feiern:** zu seinem 50. Geburtstag wurde Weinheber am 9.3.1942 im Palais Lobkowitz der Ehrenring der Stadt Wien verliehen. Außerdem überreichte Richard Strauss die Urschrift seiner beiden Lied-Kompositionen nach Weinheber: »Blick vom oberen Belvedere« und »Sankt Michael«, es sangen Hilde Konetzny und Alfred Pöll. Am 18.3.1942 fand die Feier zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Wien an Weinheber statt. Wenter war, mit Weinheber u.a., 1939 Gründungsmitglied des »Wiener Dichterkreises«.

**80 Suzan von Wittek:** geb. 26.3.1899, Ebensee/OÖ; gest. 31.10.1968, Meran, Erzählerin. Studium an den Universitäten Wien und Paris; lebte in Salzburg (Bekanntschaft mit Stefan Zweig), Rom, Hall i. T., Schärding und zuletzt in Ebensee. Ein Japanaufenthalt 1932-1936 lieferte den Stoff für ihr literarisches Schaffen und für zahlreiche Aufsätze zur japanischen Kultur. Werke u.a.: *Melodie aus Japan*, 1942; *Melodie zur Bambusflöte*, 1949; *Ein Fächer aus weißer Seide*, 1963; Beiträge im *Handbuch der Japankunde*, hrsg. vom Berliner Japan-Institut. **Buch von Kubin:** vermutl. *Abenteuer einer Zeichenfeder*. Mit einer Einführung von Max Unold. München: R. Piper 1941. Alfred Kubin: geb. 10.4.1877, Leitmeritz (Böhmen); gest. 20.8.1959, Zwickledt bei Schärding, Maler, Zeichner, Graphiker (vgl. Bd. 1, 308). Suzan von Wittek war mit K. befreundet.

**in Sorge um Dich:** Paula Schlier war am 5.4.1942, Ostersonntag, von der Gestapo verhaftet und ins Garmischer Gefängnis eingeliefert worden. Ficker schildert die unklare Begebenheit in einem Brief-Entwurf an seine Tochter Birgit um Mitte Mai: »Auch ich und Dr. W[eindler] in Garmisch hatten aufregende Tage, da Schwester P. vor 4 1/2 Wochen plötzlich, von der Ordination weg, verhaftet und gefangengesetzt wurde, ohne daß man ihr bekannt gab warum und ohne sie einem Verhör zu unterziehen. Plötzlich, vor 14 Tagen, hat man sie dann



mit einem Sanitätsauto abgeholt und in der Landesheil- und Pflegeanstalt Eglfing bei München interniert. Mittlerweile gelang es aber Dr. W. und unseren vereinten Bemühungen, den ganzen mysteriösen Fall und seine empörenden Begleitumstände aufzuklären, und so steht zu hoffen, daß sie in absehbarer Zeit wieder in Freiheit gesetzt wird. [...] Es handelt sich um den satanischen Verrat eines geistlichen Seelenführers à la Cénabre, dem dieser äußerste Ernst eines christlichen Anspruchs den Boden unter den Füßen seines spirituellen Hochmuts wegzuziehen drohte. Und so mißbrauchte er, um die unbequeme Mäherin loszuwerden, seine priesterliche Vertrauensstellung und denunzierte seinen Schützling der weltlichen Behörde, um so, mit einem Attest ihrer Unzurechnungsfähigkeit in der Tasche, sich selbst salvieren zu können. Ein sicher einzig dastehender Fall von symptomatischer Bedeutung!« Um Schlier vor der drohenden Deportation ins KZ Dachau zu bewahren, attestierte ihr Dr. Wilhelm Weindler religiösen Wahn und bewirkte damit, nach mehreren Wochen Gefängnishaft, ihre Überstellung nach Eglfing-Haar. Außerdem intervenierte in dieser Causa Fickers Schwester Cenzi bei ihrem Bekannten Arthur Seyß-Inquart (1892-1946), der im März 1938 auf Druck Hitlers das nationalsozialistische Übergangskabinett in Österreich geführt hatte und unmittelbar nach dem »Anschluß« zum Reichsstatthalter für Österreich ernannt worden war. Schliers Leben war durch die Einlieferung in Eglfing keineswegs gesichert, die Anstalt war Teil des nationalsozialistischen Euthanasie-Vorhabens. Erst im Spätherbst 1942 gelang es Schlier, während eines erzwungenen Krankenerlaubs unterzutauchen. Sie kam, auf Vermittlung Fickers, ins Zufluchtshaus der Barmherzigen Schwestern in Solbad Hall. (Vgl. Annamaria Foppa: *Paula Schlier. Versuch einer Monographie*. Innsbruck: Diss. 1986, 49f.) Im Brief vom 4.5.1942 an Wilhelm Weindler teilt Ficker die Reaktion Ignaz Zangerles mit, »dem [er] eine Andeutung über das Vorgefallene mit der Bitte um Gebetshilfe gemacht hatte«, worauf dieser am 30.4.1942 aus Linz brieflich antwortete: »Ich habe Ihre Bitte weitergegeben. Hoffentlich tritt keine Komplikation ein! Freilich, Gott prüft jene besonders, die Er Seine liebsten Kinder nennt. Dem leidensfähigen Menschen stößt keine Prüfung von ungefähr zu. P. Meindl – er ist selig! – hütet sein Beichtkind vom Himmel her. Das ist meine feste Überzeugung. Vielleicht mußte noch von dieser Seele, die sich neuerdings so sehr den Leiden und Ängsten der menschlichen Kreatur erschlossen hat, diese unmittelbare, sozusagen leibliche Erfahrung hinzugewonnen werden, um die liebendste zu werden. Wir werden darum beten, daß der Wille Gottes, der anbetungswürdige, an ihr erfüllt werde. Sobald es Ihnen möglich ist, die Schwester zu erreichen, sie, die nun, tausend Faden tief versenkt, von unten unser Tages- und ewiges Dasein sieht, mögen Sie sie meiner innersten Verbundenheit versichern.« Ficker bittet Weindler: »Vielleicht liest Du unserer Patientin diese Stelle vor, wenn Du sie besuchst, zum Zeichen, daß wir ihrer bis nach Wien hinunter in der rechten Weise gedenken.«

81 Mailänder Verlag: konnte nicht ermittelt werden.

Birgit: Fickers Tochter war im Juni 1940 aus Norwegen zurückgekehrt und kam in die Berliner Wirtschafts-Abteilung des Auswärtigen Amtes, dem sie unterstand. Dort blieb sie bis Herbst 1944, als das Referat aufgelöst wurde. Ab November 1944 arbeitete sie im Meteorologischen Institut der Universität Innsbruck unter Professor Ertel. – An die hier angesprochene Angelegenheit kann Frau von Schowingen sich nicht mehr erinnern, »damals wurde ja vieles Wissenswertes über NS-Maßnahmen etc. mündlich ausgetauscht.« (Brief an die Hrsg. vom 9.2.1994)

82 Antigone: in der Tragödie des Sophokles Tochter der Jokaste und ihres Sohnes Ödipus, den sie nach der Entdeckung seiner Schande in seinen Zufluchtsort Kolonos auf Attika begleitet. Katharina von Siena: 1347-1380; vor allem in der Krankenpflege tätig, rühmte sie sich auch des unmittelbaren Umgangs mit Christus, der sich mit ihr verlobt hätte.

Werner Riemerschmid: geb. 16.11.1895, Maria-Enzersdorf bei Wien; gest. 16.4.1967, Mödling/NÖ. Erzähler, Lyriker (vgl. Bd. 3, 440).

Gertrud v. Le Fort: geb. 11.10.1876, Minden/Westf.; gest. 1.11.1971, Oberstdorf/Allgäu. Lyrikerin, Erzählerin (vgl. Bd. 2, 551). 1943 erschien *Das Gericht des Meeres*. Die hier erwähnte Novelle konnte nicht ermittelt werden.

**Gräfin Podewils:** geb. 16.2.1909, Bamberg; gest. 5.10.1979, Starnberg, Erzählerin, Lyrikerin. Der Roman erschien 1941.

**Bücher und Schriften:** Ficker hatte auf Anfrage Zangerle ein Paket mit verschiedenen Büchern aus dem Brenner-Verlag (u.a. *Erinnerung an Georg Trakl* und mehrere Titel Kierkegaards) geschickt.

**Weinheber:** Zangerles äußerst ablehnende Haltung diesem Gefeierten gegenüber bildet eine Art Leitfaden durch den Briefwechsel mit Ficker in diesen Jahren. Am 30.4.1942 hatte Zangerle bemerkt: »Wie ich aus sicherer Quelle weiß, hat Weinheber die Zusammenstellung und Herausgabe des Bildbandes »Josef Weinheber im Bilde« [Mit Originalbeiträgen des Dichters, einer biographischen Studie von Lenz Grabner und 82 Originalaufnahmen von Otto Stibor. Leipzig: Meyer & Co. Verlag 1940] selber aufs eifrigste betrieben. Dieses Maß an Eitelkeit satirisch festzunageln fehlt uns Karl Kraus. Vielleicht wagt sich das Ungeziefer deswegen so stark hervor, weil der natürliche Feind fehlt.« – Josef Nadler wirkte bei Weinhebers Ehrenpromotion als Laudator.

**Pöstlingberg:** Viertel nördlich von Linz, bekannt wegen der dortigen Wallfahrtskirche. In seinem Brief vom 10.2.1942 charakterisierte Zangerle das zeitgenössische Linz: »Vielleicht ist es der Sinn der Versetzung in diese Kolonialstadt – die Hälfte aller Arbeitsbuchinhaber sind Ausländer –, daß ich Zeuge eines Experimentes werde, an dem die Signatur der Zeit sehr deutlich wird; denn im Tiefsten bleibe ich doch Betrachter. Ich glaube doch die Kategorien mitzubringen, die notwendig sind, um den revolutionären Charakter dieses Geschehens zu erkennen. Wir erleben eine [griech.: apokalypsis], die aber mit dem unbarmherzigen Blick eines Max Weber wahrgenommen werden will. Aus einer Landstadt, die durch die barocken Wahrzeichen der katholischen Restauration geprägt ist, wird eine Großstadt neudeutschen Baumusters. Antimetaphysische, innerweltlich-religiöse Energien werden architektonische Wirklichkeit. Über dem Bild dieser Stadt müßte der Satz als Spruchband flattern: »Der Mensch lebt, um zu arbeiten«, was einer der Hauptsätze des neuen deutschen, aber längst verwirklichten Glaubens ist. Darunter die langgestreckten, ungliederten Bauten, überragt von stillgelegten Baukränen, Baracken und wieder Baracken, alles in der Horizontale.«

**83. Ihren Brief:** Liegler schrieb am 9.6.1942 aus seinem Urlaubsort St. Jakob am Thurn bei Hallein, um Ficker mitzuteilen, daß er erst wieder ab 1.7. in Wien sei. Denn Ficker hatte im Frühjahr für Juni oder Juli einen Aufenthalt in Wien angekündigt. »Ich freue mich herzlich Sie wieder zu sehen, wir haben uns ja vor 25 Jahren zuletzt gesehen!! Was für ein Vierteljahrhundert der Tragik und Heimsuchung!«

**Hochzeit meines Sohnes:** Florian Ficker hatte am 2.6.1942 Maria (»Tizza«) von Krane geheiratet.

**Ing. Messing:** Erich Messing; geb. 25.12.1895, Wien; ermordet um 1942. Hochschullehrer, war 1936 als Jude aus dem Dienst entlassen worden (vgl. Bd. 2, 535).

**Prof. Mauer:** Otto Mauer; geb. 14.2.1907, Brunn am Gebirge; gest. 3.10.1973, Wien-Dornbach. Katholischer Priester, Kunstkritiker, Galerist. Schon früh im Jugendbund *Neuland* engagiert; 1925 Priesterseminar in Wien, 1931 Priesterweihe; Bekanntschaft mit *Neuland*-Künstlern (Max Weiler, Rudolf Szyszkowitz, Karl Weiser u.a.); redigierte in den 30er Jahren die Vierteljahresschrift *Theologie der Zeit*; wirkte als Kaplan und Religionslehrer am Gymnasium, 1936 aus dem Wiener Schuldienst verwiesen, weil er die Lehre vom Gewissen vorgetragen hatte; bis zum Schulverbot durch die Nationalsozialisten 1938 Lehrer in Berndorf/NÖ; lange schon mit Karl Rudolf bekannt, übernahm Mauer die Leitung des Referats für religiöse Kultur im Wiener Seelsorgeamt, außerdem war er in der Pfarre St. Josef im II. Wiener Gemeindebezirk tätig (Bibelkreis, Theologische Tage, Studentengemeinde). »Er wurde Gesprächspartner von Wissenschaftlern und Künstlern und lernte die führenden Theologen des deutschen Sprachgebietes kennen, die damals nach Wien kamen: Karl Rahner, Hans Urs von Balthasar, Erich Przywara, Romano Guardini, Karl Strobl, Mauers theologischer Freund und Weggefährte, spricht von einem »theologischen Kairos in Wien« – ein von Theologen gern gebrauchter biblischer Begriff, der das unmittelbare Jetzt als Zeit der Gnade meint. In diesen Jahren wurde Mauer auch der große Redner und Prediger. Atemlos lauschten die Menschen, wenn

er ans Rednerpult trat oder die Kanzel bestieg. Mauer war dann ein Energiebündel, der die Worte, ja ganze Wortkaskaden herausstieß, das kommende Gericht verkündete, aber auch zarte Töne kannte, der in Diskussionen niemand etwas schenkte, aber auch hart im Nehmen war. Mauer war nicht ein Mann des politischen, wohl aber des geistigen Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime.« (Günter Rombold: *Otto Mauer – Animator der österreichischen Kunstszene nach 1945*. Einleitung zum Band *Otto Mauer: Über Kunst und Künstler*. Hrsg. von Günter Rombold. Salzburg: Residenz Verlag 1993, 9-34, hier 12f.) In der Kriegszeit Bekanntschaft mit Alfred Kubin. 1946 gründeten Mauer und Strobl die Zeitschrift *Wort und Wahrheit* (bis 1973 erschienen), in deren Herausgebergruppe Otto Mauer, zuletzt auch als Chefredakteur, bis zu seinem Tode blieb. Mitherausgeber waren Otto Schulmeister, Karlheinz Schmidhüs und Anton Böhm. Mitarbeit am Konzept für den Katholikentag 1952 mit der Kernaussage: »freie Kirche in einem freien Staat«. Als Geistlicher Assistent beim Aufbau der Katholischen Aktion bis 1958 führte Mauer einige Auseinandersetzungen mit dem »Vereinskatholizismus« (Otto Schulmeister: *Otto Mauer*. In: *Neue Österreichische Biographie XX*, 112-123, hier: 115). 1954 eröffnete Mauer seine »Galerie Sankt Stephan«, die bald wegen der von Mauer in bezug auf zu fördernde Künstler konsequent verfolgten Devise »Extra muros« kirchlicherseits Anstoß erregte, was zu ihrer Umbenennung in »Galerie nächst St. Stephan« führte. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils übernahm Mauer in *WiW* die progressive, reformerische Rolle in den Herausgeberkonferenzen; Kontakte zu Ferdinand Klostermann, einem Vorkämpfer postkonziliären Fortschritts. Bei der Anwendung der Konzilsbeschlüsse in Österreich war Mauer Partei in der Gruppe jener, »die der Kirche eine neue Gestalt unter Abbau hierarchischer Strukturen, ein befreites, selbständiges Laienelement im Zusammenwirken mit einem von zölibatären Zwängen befreiten Priestertum geben wollten.« (Schulmeister, 120) Im Stiftungsfonds »Pro Oriente«, 1965 durch Kardinal König auf Anregung von *WiW* ins Leben gerufen, wirkte Mauer auf eine Verständigung mit der Ostkirche hin. – Liegler hatte im Brief vom 9.6.1942 einen Besuch bei Mauer in dessen Kanzlei im Seelsorgeamt empfohlen. »Es wird Sie gewiß interessieren, daß er eine kleine Gesellschaft als Arbeitsgemeinschaft zusammengbracht hat, die unter anderm ein Referat über Trakl ausgeschrieben hat, Dr. Zangerle hat es gehalten, ich selbst bin mit dem Thema K.K. als Lyriker beteiligt worden, habe den Vortrag wegen des überraschenden Urlaubs verschieben müssen und werde ihn im Juli voraussichtlich noch halten können. Auch als Prediger und Exeget halte ich Mauer für sehr hervorragend«.

84 **P e t i t u m**: Gesuch.

**D o n o s o C o r t é s**: Juan Francisco María de la Salud Donoso-Cortés, Marquis de Valdegamas (1809-1853), spanischer Publizist und Rechtsgelehrter, war ab 1848 Hauptsprecher der Reaktion in Spanien. Werke u.a.: *Essai sur le catholicisme, le libéralisme et le socialisme*, 1851, dt. 1854; *Consideraciones sobre la diplomacia*, 1835; *La ley electoral*, 1835.

**M a r a n a t h a**: 1 Kor 16,22: »Wer den Herrn nicht liebt, sei verflucht! Marána tha – Unser Herr, komm!«

85 **B r u n o G l a a s**: geb. 11.6.1901, Wien; gest. im Jänner 1970, Wien. Bereits 1939 war Glaas mit der Bitte um seelischen und geistigen Zuspruch an Ficker herangetreten. Weihnachten 1941 hatte Ficker auf Ansuchen von Frau Letizia Glaas einige Hefte des *Brenner* geschickt, wofür ihr Mann sich im Brief vom 15.8.1942 bedankt, gleichzeitig in eingestanden pathetischer Weise bittend: »geben Sie mir wieder Halt und Stütze und schenken Sie mir ein Klein-wenig aus dem »letzten Brenner« der Ihnen vorschwebt und in Ihnen ist. Geben Sie mir etwas aus dieser Welt! Ich bitte Sie vielmals und mit ganzer Inbrunst meiner verdürstenden Seele, helfen sie mir! Sie können es!« Der Briefwechsel mit Ficker wird bis 1946 in loser Folge fortgesetzt.

**b e i d e n S c h r i f t e n**: Glaas hatte um Haeckers *Satire und Polemik* und *Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit* gebeten.

86 **G o t t i s t g n ä d i g**: vgl. Haeckers Eintragung vom 21.12.42: »Wenn einer aufrichtigen Herzens sagen kann und darf, daß er Gott von Herzen liebe, dann darf er sicher sein, daß er

von Gott geliebt wird; denn nur die Liebe Gottes kann dieses wirken, daß ein Mensch Gott liebt.« Notat 971 in: *Tag- und Nachtbücher 1939-1945*, Hrsg. von Hinrich Siefken. Innsbruck: Haymon 1989, 208.

**zwei dänische Bücher:** beide von Rikard Magnussen: *Sören Kierkegaard, set udefra*. (*Sören Kierkegaard, von außen gesehen*) und *Det saerlige Kors. Efterskrift til Bogen: Sören Kierkegaard, set udefra*. (*Das besondere Kreuz*), beide Kopenhagen: Munksgaard 1942. Die Besprechung erscheint erst postum unter dem Titel *Der Buckel Kierkegaards*, Zürich: Thomas Verlag 1947.

**Vergil:** Brugge: de Kinkhoven 1942. Es war dies die vierte Übersetzung dieses 1931 bei Hegner in Leipzig erschienenen Buches (englisch 1934, französisch und italienisch 1935), die spanische Ausgabe folgte 1945.

**Léon Bloy:** geb. 11.7.1846, Périgueux; gest. 3.11.1917, Bourg-la-Reine bei Paris. Katholischer Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 499).

**Johannes:** Sohn von Haecker, geb. 12.4.1919, München; lebt in München. Ficker war mit Richard Seewald Taufpate von Johannes Haecker.

**Reinhard:** Sohn von Haecker, geb. 23.6.1927; München; gest. 6.1.1946 in russischer Kriegsgefangenschaft an Lungenentzündung. Im März 1944 wurde er als Lufthelfer nach Innsbruck beordert. Haecker bat daraufhin Ficker, sollte eine Verbindung hergestellt werden können, »als Vermittler zu fungieren, indem ich Ihnen, sooft es geht, Pakete oder Päckchen zu gehen lasse mit Sachen für ihn.« (Brief vom 5.3.1944)

**87 Ihnen nahe stehenden Menschen:** gemeint ist Paula Schlier.

**Katharsis:** griech. »Reinigung«; Begriff aus der Aristotelischen *Poetik*, wo er die Wirkung der Tragödie als Erweckung und dadurch Reinigung von Furcht und Mitleid definiert. Die Katharsis-Metapher taucht später auch in Briefen von Ficker auf, so am 9.6.1943 an Walter Manggold: »Es ist doch, im Ganzen gesehen, die tragischste Situation der Weltgeschichte, die heute auf europäischem Boden heranreift. Wenn auch auf dem Höhepunkt der Katastrophe der Umschlag eintreten muß, der zur Katharsis führt – wann und welcher Art wird diese sein? Geht es hier doch um Dinge, die nicht bloß militärisch und also an der Peripherie der Ereignisse entschieden werden, sondern die innere Wandlungsfähigkeit von Menschen und Völkern berühren – und das mag unter Umständen seine Weile dauern, bis da die entsprechende Einsicht reift.«

**Gewissenhaftigkeit:** Ficker hatte im Brief vom 10.1.1943 über Kestraneks philosophische Arbeitsweise geschrieben: »Sie gewinnen Ihre letzte Sicherheit und Überzeugungskraft dort, wo Sie Ihr Thema auch im Ausdruck seiner gedanklichen Tragweite ins Große entfalten können. Das Antlitz der zum Firmament erhobenen Menschenwürde, die sich in diesem Vorgang spiegelt, wird mir über dem Fundament der Respektierung alles Großgedachten, das Ihnen aus vergangenen Zeiten geistesgegenwärtig ist, immer unvergeßlich bleiben. Im Grunde kann man aufwärts nur schrittweise vorgehen und nichts überspringen, will man den Boden der Ehrfurcht – der Ehrfurcht auch vor ehrlich Vorbedachtem, wie er philosophischem Denken angemessen ist, nicht unter den Füßen verlieren. Das ist's, was Ihr Gedankenprozeß – ein Unikum an Gewissenhaftigkeit in heutiger Zeit – nebenbei zu verstehen gibt.«

**offene Kritik:** Ficker bemerkte vor allem: »Durch die Überarbeitung und Angleichung der ursprünglichen Fassung Ihrer Aphorismen an den Duktus und die Diktion Ihrer Abhandlung über Zulassung und Rechtfertigung haben sie zweifellos etwas von ihrem statuarischen Charakter eingebüßt.« In der neuen Fassung der *Meditationen* »[verschwimmt] der ursprüngliche Tiefgang des jeweils nur in Andeutung festgehaltenen Erschauten zugunsten einer gewissen Breitspurigkeit [...], die dem Wesen des Aphorismus im Grunde widerstrebt und seinem Einleuchtenden ein überflüssiges, ja ihm abträgliches Moment des Überredenden, ja des Redseligen beigesellt.« Die *Meditationen* seien zuletzt »in ein Zwitterstadium getreten [...]; sie haben nicht mehr ganz das Geglückte des ersten Einfalls, den Reiz des Beiläufigen, das sich (wie eine Skizze) auf die notwendigste Andeutung beschränkt, sondern sie sind, wo Zusammenfassungen erfolgten, Anläufe zu Abhandlungen, die ihre ursprüngliche Konzeption, über die sie hinausstreben, doch nicht verleugnen können.«

**Rupé**: Hans Rupé: geb. 5.4.1886, Warschau; gest. 7.4.1947, München. Kunsthistoriker, Konservator am Bayerischen Nationalmuseum, Altphilologe; Übersetzungen von Homer, Euripides und Sappho (vgl. Hans Rupé: *Divertimenti. Reden und Aufsätze*. München: Verlag Hermann Rinn 1948. Mit biographischem Nachwort von Ludwig Curtius). Ficker hatte ihn einmal im Kreis um Theodor Haecker getroffen. Eine handschriftliche Fassung der 1925 erschienenen Übersetzung des *Alkestis* von Euripides liegt im Brenner-Archiv.

**88 vom Verleger**: Kestranek berichtete am 23.10.1942 vom Interesse des Frankfurter Verlegers Schmid, der beratenden Kontakt auch bei Joseph Bernhart suchte. Ficker äußerte sich im Brief vom 10.1.1943 über die mögliche Verlegerschaft: »Sicher ist, daß, wenn ich im gegenwärtigen Augenblick den Brenner-Verlag neu aufbauen könnte (vorderhand ist's ja noch Zukunftsmusik), es mir eine Freude und Ehre wäre, Sie und Ihr Werk auch als Verleger betreuen zu dürfen. Bisher war ja meine Verlegertätigkeit mehr eine Verlegenheitssache für mich und meine Autoren (fragen Sie nur Herrn Haecker!) und mein Entdeckerglück größer als mein Verlegergeschick. Das kann sich, wenn dem Brenner-Verlag noch eine Auferstehung beschieden sein sollte, bei entsprechender Ausbaumöglichkeit mit Hilfe jüngerer Kräfte allerdings bessern. Aber wir sind beide nicht mehr die Jüngsten. Und so weiß ich nicht, ob Sie nicht am Ende gut daran täten, hier zuzugreifen, falls Ihnen das Angebot sonst entspricht. Die Entdeckerfreude, die meine eigentliche Freude ist, bliebe mir ja auch in diesem Falle gewahrt. Nur das eine würde ich mir aushedigen: Daß nichts von dem, was für den Brenner bestimmt ist, vorher schon in einer Buchpublikation erscheint.«

**89 [Entwurf]**: die Entstehung dieses Briefes, der die Wiederbegegnung mit Sanders Dichtung nach langer Zeit zum Anlaß hat, wird durch 25 Textzeugen unterschiedlichen Umfangs und Charakters dokumentiert: von einzeln notierten Gedanken und Skizzen reicht das Konvolut im Gefolge dieses Schreibens über Briefansätze bis zu mehreren seitenlang ausformulierten Entwürfen, die immer wieder abbrechen.

**Exhorte**: vom lat. »exhortare«, aufmuntern: Aufforderung, Aufmunterung.

**90 Dein Brief**: es dürfte sich dabei um den Brief handeln, zu dem vorstehender Entwurf am 14.3.1943 verfaßt worden war. Sanders hier erwähnter Brief ist nicht erhalten. Der Schluß des vorliegenden Briefes ist ein erst nach einem Treffen zwischen Ficker und Sander geschriebener Zusatz.

**Röck**: Karl Röck: geb. 20.3.1883, Imst; gest. 9.6.1954, Innsbruck. Sprachforscher und Dichter (vgl. Bd. 2, 459). Die hier erwähnte Äußerung Röcks über Sander konnte nicht ermittelt werden.

**Versen und Reimen**: vgl. den späteren Buchtitel von Anton Santer: *Verse und Reime*. Innsbruck: Wagner 1956.

**92 Vermittler**: Sander war im *Brenner* von 1919 bis 1925 mit Gedichten und Prosa stark vertreten.

**Exemplarisches**: Sander antwortet im ausführlichen Brief vom 23.4.1943: »Das »Exemplarische« der Verse wird wohl eher die Selbst-Unbefriedigung als die Selbstbefriedigung anderer fördern können. Denn abgesehen davon, daß Resonanz und Mitspiel mit Versen eines Anderen schon an sich mehr gemeinsamer Akt als Selbstbefriedigung ist glaube ich daß es in keinem Sinne eine wirkliche Selbstbefriedigung überhaupt gibt [...]. Unvergleichlich mag sich mit oder ohne Befriedigung jeder darin finden, daß er sich anders als anderen gegeben ist.«

**93 Statuarischen**: auf diesen Vorbehalt Fickers antwortet Sander im selben Brief: »Es ist ja nicht erkaufte sondern eigentlich gewachsen und kann nicht anders sein. Das Wort »erkaufte« scheint es nicht auch Dir bedenklich da es sozusagen kaufmännische Freiheit doch deutlich voraussetzt? Ich errate Dich hierin wie gesagt vielleicht nicht ganz aber es scheint mir Du setzt eine Freiheit und Planung des Anton Santer voraus welche nicht besteht da ich kein Schriftsteller bin. Es ist also nicht möglich etwa einem Rate zu folgen und (nach Deinen Wor-

ten) verbindlichere[n] Lebensformen gegenüber Ausdrucksmöglichkeiten meiner Kunstübung abzuwägen und zu erwägen, und zugleich meinen Weg in meinen Formen zu gehen, wobei nicht einer Planung sondern alles Mächten überlassen ist welche ich nicht beurteile.»

94 **Ihre guten Zeilen**: nicht erhalten.

**8 Tage lang**: wegen seiner Bekanntschaft mit den Geschwistern Hans und Sophie Scholl und weiteren Mitgliedern aus dem Kreis der »Weißen Rose« wurde bei Haacker im Februar 1943 von der Gestapo eine Haussuchung durchgeführt. Am 1.3.1943 leitete der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof in Berlin gegen ihn ein Verfahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat ein, das allerdings noch im Laufe dieses Jahres eingestellt wurde, da eine Kenntnis der Aktionen der »Weißen Rose« nicht nachgewiesen werden konnte. Die drohende Gefahr einer möglichen Verhaftung war überstanden. Die Geschwister Scholl und ihr Freund Christoph Probst waren am 18.2.1943 festgenommen und am 22.2.1943 hingerichtet worden.

**Ihr österlicher Brief**: vom 19.4.1943.

**Kongreß – Polen**: umgangssprachliche Bezeichnung für das nach der Vierten Teilung Polens in die Einfluszbereiche Preußens, Österreichs und Rußlands auf dem Wiener Kongreß 1815 geschaffene »Königreich Polen«, das von Rußland verwaltet wurde.

95 **Ghetto von Warschau**: Nachdem über 300.000 der rund 360.000 Juden des Ghettos ins Vernichtungslager Treblinka abtransportiert worden waren, kam es beim Versuch der endgültigen Auflösung des Ghettos im April 1943 zum Aufstand, der bis zum 16.5. anhielt. Mindestens 56.000 Menschen wurden im Laufe der Niederschlagung des Widerstandes durch SS- und Polizeiverbände an Ort und Stelle exekutiert, unter den Ruinen der umkämpften Häuser begraben oder sind in den Flammen des in Brand gesteckten Ghettos umgekommen. (Vgl. dazu Wladyslaw Bartoszewski: *Polen und Juden in der deutschen Besatzungszeit*. In: Christoph Kleßmann (Hrsg.): *September 1939. Krieg, Besatzung, Widerstand in Polen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989, 139-155)

**Lublin**: In Teilen des Distrikts Lublin, insbesondere im Kreis Zamość begann im November 1942 eine gewaltsame Umsiedlungsaktion. Diese »Aktion Zamość« war »der erste und einzige praktische Schritt der Faschisten zur Verwirklichung des »Generalplans Ost«. [...] Nachdem Himmler am 12. November 1942 die unmittelbare Besiedlung des Kreises Zamość angeordnet hatte, begannen in der Nacht vom 27. zum 28. November auf Befehl des SS- und Polizeiführers Lublin, [des gebürtigen Wieners Odilo] Globocnik, die Aussiedlung der polnischen Bevölkerung und die Ansiedlung deutscher Bauern. Angesichts des starken Widerstandes der polnischen Bevölkerung konnte deren Massenausiedlung ab Frühjahr 1943 nicht mehr selbständig durchgeführt werden, sondern nur noch in Verbindung mit den Antipartisanenaktionen. Im August 1943 mußten auch sie eingestellt werden«. (*Die faschistische Okkupationspolitik in Polen (1939-1945)*, Dokumentenauswahl und Einleitung von Werner Röhr. Köln: Pahl-Rugenstein 1989, 30)

»**Falle Katyn**«: am 13.4.1943 waren im Wald von Katyn bei Smolensk von deutschen Soldaten Massengräber mit den Leichen von über 4.100 polnischen Offizieren entdeckt worden. Sie waren Opfer einer Erschießungsaktion der sowjetischen Geheimpolizei von 1940. Die exil-polnische Regierung in London setzte sich – entgegen der sowjetischen Version, in den Gräbern von Katyn lägen Opfer der Deutschen – für eine internationale Untersuchung ein. Daraufhin brach die UdSSR am 26.4.1943 die diplomatischen Beziehungen zu ihr ab. Im Deutschen Reich startete Goebbels eine massive Propagandaaktion, die das polnisch-sowjetische Verhältnis verschlechtern und das Lager der Alliierten entzweien sollte.

Der in diesem Brief von Bauer-Zangerle episodenhaft geschilderte Partisanenkampf des polnischen Widerstands wurde im Frühjahr 1943 nach Stalingrad und den Entdeckungen von Katyn zu einem unübersehbaren Faktor für die deutsche Okkupationspolitik. Der vom Generalgouverneur für Polen, Hans Frank, angestrebte »elastische Kurs« fand bei Hitler und seinem Kreis keine Zustimmung. In seiner Denkschrift vom 19.6.1943 berichtete Frank an Hitler über die negativen Auswirkungen der bisherigen Besatzungspolitik, die sich in der Zerstörung der öffentlichen Ordnung zeigen würden. »Seiner Meinung nach war die radikale Verschlechterung

der Stimmung unter der polnischen Bevölkerung des Generalgouvernements auf die folgenden zur Ausrottung führenden Schritte der Okkupationsmacht zurückzuführen: Unterernährung, besonders der städtischen Bevölkerung, Konfiszierung eines großen Teils des Großgrundbesitzes von Polen, entschädigungslose Enteignung und Aussiedlung der Bauern aus für Truppenübungsplätze vorgesehenen Gegenden sowie aus dem zur deutschen Besiedlung bestimmten Gebiet, Einmischung und Enteignung in Industrie, Handel und Handwerk, Massenverhaftungen und -erschießungen durch die deutsche Polizei unter Anwendung des Grundsatzes der Kollektivverantwortung, Deportation zur Arbeit nach Deutschland, Lähmung des Kulturlebens, Schließung der Hoch- und Oberschulen, Ausschaltung polnischen Einflusses auf die Verwaltung wie auch Einschränkung des Einflusses der katholischen Kirche. Im Generalgouvernement würden alle anderen Nationalitäten besser behandelt als die Polen selbst, was bei jenen zu positivem Verhalten gegenüber den deutschen Behörden geführt habe, während der Widerstand der Polen gewachsen sei und die bolschewistischen Einflüsse auf sie zugenommen hätten. Der Generalgouverneur hegte die Hoffnung, daß die zur Paralyse des Widerstandes entfachte lautstarke Goebbelspropaganda zu Katyn doch noch ihr Ziel erreichen werde, so daß man in der dann günstigeren Atmosphäre die Behandlung der Polen ändern könne, ohne befürchten zu müssen, dies als Ausdruck von Schwäche gewertet zu sehen. Man müsse jedoch mit den »Abschlachtungen« aufhören, da sie der feindlichen Propaganda Argumente lieferten, die wiederum den deutschen Einfluß hemmten.« (Czesław Madajczyk: *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939-1945*. Köln: Pahl-Rugenstein 1988, 115) Im Herbst 1943 verstärkte sich jedoch der Terror gegen die Polen, nachdem diese von deutscher Seite vorgebrachte Kollaborationsappelle ablehnten. Die »Verordnung zur Bekämpfung von Angriffen gegen das deutsche Aufbauwerk im Generalgouvernement« vom 2.10.1943 »[sah] die Aburteilung von Widerstandskämpfern nicht durch deutsche Gerichte, sondern durch Standgerichte der Sicherheitspolizei [vor].« (Vgl. a.a.O., 119) Durch die Klassifizierung des Generalgouvernements als »Bandenkampfgebiet« kam im Kampf gegen die Partisanenbewegung eine neue Regelung zum Tragen: »[nun] war jeder Offizier, vom Hauptmann aufwärts, befugt, ohne vorheriges Beweisverfahren Vergeltungsmaßnahmen zu vollstrecken, wobei eine »Quote« von 50 bis 100 Personen für jeden getöteten Deutschen als Maßstab galt.« (A.a.O., 118)

96 Hauptmann L.: nicht ermittelt.

99 Karte vom 18. Dez.: mit der besorgten Bitte um Nachricht über das Ergehen nach dem schweren Bombenangriff auf Innsbruck vom 15.12.1943. Am 19.12. erlitt die Bevölkerung der Stadt den zweiten großen Fliegerangriff.  
Stammcafé: Café Weiß, Ecke Boznerplatz/Wilhelm-Greil-Straße. Vgl. Bildteil.

100 Sammelband Ihrer Gedichte: *Vita somnium breve. 1920-1940*, München: Alber 1943. Ein anderes Urteil über diesen Band findet sich in Fickers Brief an Bruno Glaas, einem ihm bekannten Obergefreiten an der Offiziersschule in Wiener Neustadt, der in einzelnen Gedichten Leitgebs nicht mehr die »Gewalt der ersten Sammlung [*Gedichte*, Innsbruck: Brenner Verlag 1922], die die Welt Ihnen zu danken hat«, feststellen konnte (Brief an Ficker, 2.10.1944). Ficker antwortete auf diese Bedenken am 6.10.1944: »Was Sie zu L's Gedichten – sie sind immer mehr pro domo und weniger pro mundo – sagen wollten, kann ich mir denken, ohne daß Sie sich näher darüber äußern. Der Ernst der Zeit macht auch die Tragweite von Begabungen unerbittlich offenbar, und das Leid um Verlorenes hat einen tieferen Grund als die Freude am bewahrten Eigentum, auch wo sie sich gegenseitig aufzuheben scheinen.«  
grün des Lebens goldner Baum: Zitat aus Goethes *Faust*: »Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, / Und grün des Lebens goldner Baum.« (V. 2038f.)

101 Birgit: In Berlin.  
Ihrem Nichten: nicht ermittelt.

102 **Mein Verlobter**: Franz Bauer; geb. 5.2.1914, Aspang/NÖ; lebt in Reutte. Lehrer, Hauptschuldirektor. Kriegsteilnehmer von 1940 bis 1945, Gefangenschaft bis 1946.

**AN WERNER TANTSCH**: dieser Brief wurde an den Absender zurückgesandt, liegt also im Original im BA. Die Lebensdaten von Werner Tantsch könnten nicht ermittelt werden. Er war in der Nachrichtenkaserno in Wetzlar stationiert.

**Ihren Fragen**: am 6.5.1944 hatte Tantsch sich bei Ficker für die Übersendung eines *Brenner-Hefes* bedankt und ihm diese Fragen gestellt. Begonnen hatte dieser Briefwechsel mit der Bitte von Tantsch vom 21.4.1944, ihm einen Abdruck der *Rundfrage über Karl Kraus* zu überlassen. »Sehen Sie, ich hatte das unglück, in einer zeit aufzuwachsen, die Karl Kraus totschwie und -schweigt. Vor zwei jahren hörte ich den namen zum erstenmal, und erst vor einem halben hat mir jemand aus guter freundschaft den »Untergang der welt« und das »Weltgericht« geliehen. Und seitdem mühe ich mich, ihn zu erstehen und lese alles, was ich nur über ihn bekommen kann – sehr viel ist's nicht.« Fickers Antwortbrief konnte nicht ermittelt werden, doch dürfte er eine Sendung von Schriften von oder über Karl Kraus unter Hinweis auf die ungünstige Zeit abgelehnt haben. Das geht aus dem Brief vom 23.3.1946 hervor, den Tantsch als amerikanischer Kriegsgefangener an Ficker schrieb. Tantsch wiederholte 1946 seine Bitte um Kraustexte.

104 **Cenzi Sild**: War von 1908 bis zu dessen Tod 1937 mit Johannes Sild verheiratet.

**Mein hart**: Sild (geb. 1918), jüngster Sohn von Cenzi und Hannes Sild.

**Schrift über den Tanz**: gemeint ist wahrscheinlich ein kurzer Prosatext, in dem Erinnerungen an eine geliebte Bergsteigerin verklärt werden: »Wie ich aber hinunter behutsam steige, keins der kleinen Blumen-Wunder zu zertreten, da denke ich dies: daß wir in den Bergen doch alle Tänzer sind – Herren über den Geist der Schwere.

Und nun weiß ich auch deinen Tod, Ilse, deinen fernen Berg-Tod an jenem Sonnen-Morgen in hellster Lebens-Freude und jubelndem Tun: es war ein Tanz-Schritt, den du tatst, dein Dasein zu deinem Sein zu vollbringen.« (Geschrieben im Karwendelhaus, am 11.7.1943; 2 Typoskriptblätter im BA)

105 **VON TIZZA VON FICKER – KRANE**: dieser Brief liegt als Durchschlag im BA.

**Gotenhafen**: 1939-1945 der Name für die polnische Stadt Gdynia.

**Papa**: Freiherr Wilhelm von Krane; geb. 5.9.1889, Darmstadt; gest. 8.12.1973, Freiburg i. Br.

106 **Bildchen von unserem Jungen**: Christoph Freiherr von Krane; geb. 15.6.1943, Sigmaringen; lebt in Sulz a. Neckar. Am 10.4.1945 kam dort auch seine Schwester zur Welt; Henriette Neumann-von Krane lebt in Freiburg.

107 **Max von Esterle**: geb. 16.6.1870, Cortina d'Ampezzo; gest. 4.1.1947, Bezaun. Maler (vgl. Bd. I, 283).

108 **»unbarmherzige Barmherzigkeit«**: der Begriff geht zurück auf Theodor Haecker, der im Versuch einer Theodizee in *Schöpfer und Schöpfung* (1934) von der »erbarungslosen Barmherzigkeit« Gottes geschrieben hatte.

»Selig die Trauernden...«: Matth. 5,4.

109 **Hab Dank**: für den Brief vom 1.11.1944. Aus den Beileidsbekundungen zu Florian Fickers Tod soll noch die bezeichnende von Josef Leitgeb herausgehoben werden: »Die 5 Jahre Krieg, Massensterben, Zerstörung, Wahnsinn haben – so fühle ich es besonders in Fällen persönlichen Unglücks – dem Ausdrucksvermögen so zugesetzt, daß die fast formelhafte Bitte, von Mitgefühl und Mittrauer versichert zu sein, das Einzige bleibt, was sich noch sagen läßt. Sie, verehrter Freund, weiß ich in einem Glauben befestigt, der sich noch immer stärker erwiesen hat als aller Tod [...]. Sie haben sich schon immer über das Ende des ersten großen



Krieges nicht beruhigt, sondern in Ihrer Zeitschrift jenen Stimmen Raum gegeben, die auf die Fragwürdigkeit der »befriedeten« Welt aufmerksam machten. Seit damals ist mir die Zerbrechlichkeit alles vom Menschen Geplanten und Gebauten bewußt geblieben, aber auch dies: daß nämlich der einzige Halt im Einzelnen selbst zu finden ist, wenn er mit »drüben« in Verbindung bleibt.«

**Professor Muth** : Karl Muth; geb. 31.1.1867, Worms; gest. 15.11.1944, Bad Reichenhall. 1903 Gründer und bis 1941 Herausgeber der Zeitschrift *Hochland* (vgl. Bd. 3, 382).

**110 Requiem ...** : das Introitus der Totenmesse: »Herr, schenke ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm.«

**seine Bibliothek** : war im Herbst 1941 vom Münchener Studenten Hans Scholl aus dem Kreis der »Weißen Rose« geordnet worden.

**Memoiren** : nicht ermittelt.

**Leipzig** : Haecker stand wegen Buchprojekten in Verbindung mit dem Heller Verlag Leipzig (vormals Hegner). Genaueres zu dieser Stelle konnte nicht ermittelt werden.

**der Verlag** : gemeint ist der Verlag Ferdinand Schreiber, bei dem Haecker unter dem befreundeten Verlagsgründer gearbeitet und dessen Führung er nach dem Tod Schreibers im Jänner 1942 übernommen hatte.

**112 Brief** : vom 17.12.1944.

**Beileidschreiben** : nicht erhalten.

**113 Perspektive des neunzigsten Psalms** : *Der ewige Gott – der vergängliche Mensch*. Darin heißt es: »Denn wir vergehen durch deinen Zorn, werden vernichtet durch deinen Grimm. Du hast unsere Sünden vor dich hingestellt, unsere geheime Schuld in das Licht deines Angesichts. [...] Herr, wende dich uns doch endlich zu! Hab Mitleid mit deinen Knechten! [...] Erfreue uns so viele Tage, wie du uns gebeugt hast, so viele Jahre, wie wir Unglück erlitten. Zeig deinen Knechten deine Taten und ihren Kindern deine erhabene Macht! Es komme über uns die Güte des Herrn, unsres Gottes. Laß das Werk unsrer Hände gedeihen, ja, laß gedeihen das Werk unsrer Hände!«

**114 Mauthausen** : In das Konzentrationslager Mauthausen/OÖ und sein Nebenlager Gusen wurden vor allem politische, konfessionelle und homosexuelle Häftlinge verbracht, deren Gesamtzahl auf rund 200.000 geschätzt wird. Die »Totenbücher des Standortarztes Mauthausen« verzeichneten von 1938 bis Kriegsende 68.874 tote Häftlinge. (Vgl. Hans Marsálek: *Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation*. Wien: Österreichische Lagergemeinschaft Mauthausen 1974, 125f.) Auch der später mit Ficker befreundete bayerische Publizist Joseph Drexel war Häftling in Mauthausen. (Vgl. *Rückkehr unerwünscht. Joseph Drexels »Reise nach Mauthausen« und der Widerstandskreis Ernst Niekisch*, Hrsg. von Wilhelm Raimund Beyer. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1978.) – Zangerle war als zuständiger Referent für Berufsberatung am Landesarbeitsamt Oberdonau einmal mit seinem Vorgesetzten nach Mauthausen gekommen; »um eine von der SS errichtete Lehrwerkstätte für Steinmetzlehrlinge zu begutachten; sollten sie doch dort zu Steinmetzmeistern ausgebildet werden, um nach dem gewonnenen Krieg die Sklavenheere, die zur Errichtung der Siegesdenkmäler aus reinem Granit benötigt würden, rechtzeitig für solchen Frondienst anzulernen. Leider, so wurde uns versichert, verhalte sich die umliegende Elternschaft allen Einladungen gegenüber, ihre Söhne in diese technisch modernst ausgestattete Lehrwerkstätte zu schicken, völlig ablehnend. Vielleicht könnten die Berufsberatungsstellen bei den Arbeitsämtern im Lande draußen Eltern den Eintritt ihrer Kinder schmackhaft machen. – An jenem Tag wurde ich Augenzeuge der abendlichen Prozession der Gefangenen über die sogenannte »Todesstiege« hinauf zu den Baracken. Anschließend zeigte uns der SS-Offizier einen von Granitstaub weißbedeckten Holzturm als jenen Raum, in dem sich nach der Arbeit die lebensmüden Häftlinge selber erhängen konnten. Auf unsere beklommene Frage, ob denn auch Häftlinge von dieser Möglichkeit Gebrauch machen würden, kam die Antwort: »Ja, jeden Abend hängen hier vier bis fünf.« (Ignaz

Zangerle: *Meine Zeit im Rückspiegel*. In: *das Fenster*, 21. Jg., H. 41, Frühjahr 1987, S. 4046-4051, hier 4048)

115 **Polen oder Irland**: Zangerle spielt hier wahrscheinlich auf den Zustand der politischen Teilung der irischen Insel in den katholisch-republikanischen Süden und den protestantisch-unionistischen Nordteil seit 1922 an. Auch die Geschichte Polens ist geprägt von den vier historischen Teilungen im Verlauf seiner staatlichen Existenz (1772, 1793, 1795, 1815) sowie von der letzten Zerreißung durch das Geheimabkommen zwischen Hitler und Stalin von 1939.

**endemisch**: hier: heimisch.

**Sudeten Deutschen**: Zangerle verweist hier auf die Herkunft der Deutschen Arbeiterpartei (DAP, Gründungsparteitag in Trautenuau 1904; völkisch-national orientierter Parteitag in Iglau 1913), einer ideologischen Vorluferpartei der späteren Münchener NSDAP Hitlers, aus dem böhmisch-deutschen Raum der Donaumonarchie. Die Verbindung von sozialistischem und militant nationalistischem Gedankengut war dort auf parteiprogrammatischer Ebene zuerst formuliert worden. 1918 erfolgte die Umbenennung der DAP in Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNSAP). Rudolf Jung, ihr Führer, beschrieb die Anfänge: »Auf den kampferfllten Gefilden der Sudetenlnder ist die deutsche nationalsozialistische Bewegung entstanden [...]. Geboren im völkischen Kampfe, ist auch nach und nach der wirtschaftliche und im Zusammenhang mit ihm der geistige Kampf ihr Ziel geworden. Ende der achtziger Jahre entstanden zuerst in Deutschbhmen, dann in Mhren und Schlesien örtliche deutschnationale Arbeiter- und Gehilfenvereine. Sie waren ihrem Wesen nach ursprünglich weder gewerkschaftlich noch politisch, sondern gewissermaßen Schutzverein gegen die Überflutung des deutschen Siedlungsgebietes durch slawische – vorwiegend tschechische – Arbeitskräfte«. (Zitiert nach Werner Maser: *Die Frühgeschichte der NSDAP. Hitlers Weg bis 1924*. Frankfurt/Main, Bonn: Athenäum Verlag 1965, 238, vgl. dort auch 238-246.)

**Thomas Mann**: von 1940 bis Mai 1945 hielt Thomas Mann 55 Reden im amerikanischen Rundfunk, die in der Sammlung *Deutsche Hörer!* vorliegen.

**Bischof Galen**: Clemens Augustinus Galen; geb. 16.3.1878, Dinklage/Oldenburg; gest. 22.3.1946, Münster. Seit Oktober 1933 Bischof von Münster, seit 17.2.1946 Kardinal. Im Laufe des Krieges entwickelte er sich zu einem prominenten Gegner des nationalsozialistischen Regimes, besonders durch seine drei Predigten 1941, in denen er die verstärkten Willkrakte der Gestapo gegen Abteien, Ordenshuser und Priesterseminare sowie die in großem Ausmaß anlaufende Tötung von Geisteskranken offen verurteilte.

Im *Aufbau* (NY) vom 13.4.1945 war ein Interview mit Bischof Galen kommentiert worden. Darin hatte er die Bombardierung Deutschlands durch die Alliierten verurteilt und über seine politische Haltung geäußert: »Ich bin und bleibe ein Deutscher«, verkündete er, sich will über Politik nicht reden«. Und dann redete er nur über Politik. Er versicherte, er würde »loyal« zum Vaterlande halten; und deshalb habe er die Alliierten als Feinde zu betrachten.« (Zitiert nach der Kommentarstelle in: Thomas Mann: *Tagebücher 1944-1.4.1946*. Hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag 1986, 606) Auf diesen Artikel nahm Thomas Mann in seinem Aufsatz *Die Lager bezug*, der am 18.5.1945 unter dem Titel *Glaubt nicht dem Bischof Galen* auszugsweise im *Aufbau* erschien. (Zugleich erschien dieser Aufsatz, betitelt *Thomas Mann über die deutsche Schuld*, in *Bayrische Landeszeitung. Nachrichtenblatt der Alliierten* 6. Heeresgruppe für die deutsche Zivilbevölkerung, München, 18.5.1945. Von daher dürfte Zangerle die Reaktion von Thomas Mann erfahren haben.) Der kurze Aufsatz soll hier vollständig zitiert werden: »Es tut wohl, zu wissen, daß die berlebenden Insassen der deutschen Konzentrationslager, diese erbarmungswürdigen Reste von Massen unschuldiger Menschen, Männer, Frauen und vieler, vieler Kinder, die an den Schndsttten oft noch im letzten Augenblick, bevor der Retter kam, von der Hand vertierter Zöglinge des Nationalsozialismus einen gräßlichen Tod erlitten haben und deren ausgemergelte Leichname und verkohlte Gebeine man gefunden hat nebst den ingeniosen Vorrichtungen, die zu ihrer Hinmachtung dienten, es tut wohl, sag' ich, zu wissen, daß sie der Gewalt ihrer Quler entrissen, den Gesetzen der Menschlichkeit zurückgegeben sind.

Aber ganz andere Empfindungen noch mischen sich für den Deutschen in das Gefühl der Genugtuung.

Der dickwandige Folterkeller, zu dem der Hitlerismus Deutschland gemacht hat, ist aufgebrochen, und offen liegt unsere Schmach vor den Augen der Welt, den fremden Kommissionen, denen diese unglaublichen Bilder nun vorgeführt werden und die zu Hause melden, dies übertreffe an Scheußlichkeit alles, was Menschen sich vorstellen können. »Unsere Schmach«, deutsche Leser und Hörer! Denn alles Deutsche, alles was deutsch spricht, deutsch schreibt, auf deutsch gelebt hat, ist von dieser entehrenden Bloßstellung mitbetroffen. Es war nicht eine kleine Zahl von Verbrechern, es waren Hunderttausende einer sogenannten deutschen Elite, Männer, Jungen und entmenschte Weiber, die unter dem Einfluß verrückter Lehren in kranker Lust diese Untaten begangen haben.

Man nenne es finstere Möglichkeiten der Menschennatur überhaupt, die da enthüllt werden – deutsche Menschen, Hunderttausende sind es nun einmal, die sie vor den Augen der Welt enthüllt haben. Die Menschheit schaudert sich vor Deutschland! Ja, vor Deutschland. Denn dieses hat das fürchterliche Beispiel gegeben, und auch der Deutsche, der sich beizeiten aus dem Bereich nationalsozialistischer Menschenführung davongemacht hatte, der nicht, wie ihr, in der Nachbarschaft dieser Greuelstätten lebte, in scheinbaren Ehren seinen Geschäften nachging und nichts zu wissen versuchte, obgleich der Wind ihm den Gestank verbrannten Menschenfleisches von dorthin in die Nase blies, auch ein solcher fühlt sich in tiefster Seele beschämt von dem, was im Land seiner Väter und Meister möglich geworden, freilich nur durch das Hitlerregime möglich geworden war, erschüttert von einer menschlichen Degradierung, die nur durch diese eine, die Naziherrschaft, in einem von Hause aus guten, Recht und Gesittung liebenden Volk angerichtet werden konnte.

Einer der letzten Kommentatoren des Goebbels-Radio, ein Mensch namens Fritzsche, hat ins Mikrophon gerufen, nichts komme gegen die Tatsache auf, daß der Nationalsozialismus die dem deutschen Volk einzig angemessene Verfassung sei, daß Deutschland für dieses Regime geschaffen sei. Das wagt er dem Volk ins Gesicht zu sagen, das zwölf Jahre mit schlechtem Gewissen und düsteren Gedanken unter diesem Regime gelebt hat und nun vor den Trümmern seines Reiches, vor einer Katastrophe steht, wie weder seine Geschichte noch die Geschichte überhaupt sie je gekannt hat. Das dem deutschen Volk »einzig zukünftige Regime« hat es nach wenigen Jahren nicht nur in die furchtbarste, sondern auch in eine schändliche Niederlage geführt, so daß Deutschland heute dasteht als Abscheu der Menschheit und Beispiel des Bösen.

Das Recht erstickt und die Wahrheit; die Lüge das Wort führend ganz allein; die Freiheit zertrampelt; der Charakter, jede Anständigkeit zermalmt und eine Korruption von oben bis unten, die zum Himmel stank; die Menschen, gedrillt von Kind auf in einem lästerlichen Wahn von Rassensuperiorität, Erwähltheit und Recht auf Gewalt, erzogen zu nichts als Begehrlichkeit, Raub und Plünderung; das war der Nationalsozialismus, und das soll deutsch, soll die der deutschen Natur einzig angemessene Verfassung sein!

Meine Leser und Hörer in Deutschland! Ihr konntet euch von dieser Herrschaft aus eigener Kraft nicht befreien; es war wohl nicht möglich. Die Befreier mußten von außen kommen, sie haben das zerbrochene Land besetzt und müssen es auf Jahre hinaus noch verwalten. Betrachtet sie nun wenigstens nicht, wie der Bischof Galen es euch vormacht, als eure »Feinde«! Fühlt euch selbst nicht, wie dieser unbelehrbare Geistliche, »in erster Linie als Deutsche«, sondern als Menschen, der Menschheit zurückgegeben, die nach zwölf Jahren Hitler wieder Menschen sein wollen. Denn keinen anderen Wunsch kann man haben, nach solchen Jahren wie diesen. Die Macht ist verspielt. Aber Macht ist nicht alles, sie ist nicht einmal die Hauptsache, und deutsche Größe war nie eine Sache der Macht. Deutsch war es einmal, und möge es wieder sein: Der Macht Achtung abzugewinnen durch den menschlichen Beitrag zum freien Geist.« (Thomas Mann: *Gesammelte Werke XII*. Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag 1960, 951-953.) Vgl. zur Einschätzung Galens auch den Brief von Thomas Mann an Victor Reissner vom 12.7.1945: »Man soll natürlich in seinem Urteil über die Äußerungen des Bischofs Galen nicht zu weit gehen und ihn als Hitlerianer abtun. Das ist er sicher nie gewesen. Aber seine Äußerungen waren auch mir sehr widerwärtig und deprimierend zu hören, und leider sind sie umso

glaubwürdiger, als zahlreiche solche patriotischen Torheiten jetzt aus dem unglücklichen Lande zu uns dringen. [...] Das rechte Verständnis für das, was Deutschland, als Nation genommen, in der Welt angerichtet hat, scheint mir [...] bei Menschen, von denen man es erwarten sollte, einfach nicht oder noch nicht entwickelt zu sein.« (Kommentarstelle in: Thomas Mann: *Tagebücher 1944-1.4.1946*, Hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main, S. Fischer Verlag 1986, 607) Vgl. zur Kontroverse um Thomas Mann gegen Ende 1945 auch Kurt Sontheimer; *Thomas Mann als politischer Schriftsteller*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 6, 1958, 1-44.  
B e r n a d e t t e: *Das Lied von Bernadette*. Stockholm: Bermann-Fischer 1941. War mit einer Auflage von 400.000 im ersten Jahr Werfels erfolgreichster Roman. Werfel hatte ihn in Erfüllung eines Gelübdes geschrieben, nachdem er auf der Flucht von den deutschen Truppen im Juni 1940 in Lourdes Obdach gefunden hatte.  
Ö s t e r r e i c h e r: Johannes Österreichler.

116 D r. S t r o b l: Karl Strobl: 1908 – 1984. Priester, Gründer der Katholischen Hochschulgemeinde Wien.

H e i d e g g e r: Martin Heidegger: geb. 26.9.1889, Meßkirch; gest. 26.05.1976, Freiburg im Breisgau. Philosoph.

S c h u l t e: Karl Joseph Schulte: geb. 14.9.1871, Oedingen/Westfalen; gest. 10.3.1941, Köln. Seit 1921 Kardinal von Köln.

K u r t H o r w i t z: geb. 21.12.1897, Neuruppin; gest. 14.2.1974, München. Schauspieler, Regisseur (vgl. Bd. 3, 394). Seit 1933 war Horwitz im Schweizer Exil vorwiegend am Zürcher Schauspielhaus tätig. Hier hatte Horwitz am 29.3.1945, Gründonnerstag, die Uraufführung von Max Frischs *Nun singen sie wieder. Versuch eines Requiems* inszeniert.

S c h i f f e r l i: Peter Schifferli: geb. 27.7.1921, Bern; gest. 1980 während eines Kuraufenthaltes in Mammern am Untersee. Verleger. Gründete 1944 in Zürich den Verlag Die Arche, den er im Laufe desselben Jahres u.a. Theodor Haecker als Publikationsort anbot. Das erste von Schifferli verlegte Buch war Thornton Wilders *Die Brücke von San Luis Rey*. Ein wichtiger Hausautor des Arche-Verlages wurde Werner Bergengruen, aber auch zahlreiche Schweizer Autoren gaben ihre ersten Bücher bei Schifferli heraus: Friedrich Dürrenmatt, Hugo Loetscher, Adolf Muschg.

M e i n e F r a u: Adele Horwitz (1893-1951, vgl. Bd. 3, 394).

C a r l S e e l i g: (eigentlich Karl Wilhelm Seelig): geb. 11.5.1894, Zürich; gest. 15.2.1962, ebenda. Lyriker, Essayist. Werke u.a.: *Himmel und Erde* (Gedichte), 1925; *Nachtgeschichten*, 1947; *Gang durch die Dämmerung*, 1953; Herausgeber von Robert Walser, Georg Büchner, Novalis. In Schifferlis Verlag Die Arche gab Seelig Georg Heyms *Gesammelte Gedichte* (1947) heraus.

E u g e n A u e r b a c h: Komponist. Lebensdaten nicht ermittelt. Geboren in Elberfeld; stand mit Ficker 1927/28 in ausführlichem Briefwechsel über seine Liedkompositionen zu Texten von Georg Trakl und Karl Kraus. Erstere als *Vier Lieder* gedruckt im Verlag C. Peters Nachf./Kopp & Co., München 1928; *Rondel* (Lisl Eichholz gewidmet), *Untergang* (Ernst Ginsberg in Freundschaft zugeeignet), *Trompeten* (an Paul von der Forst) und *Ein Winterabend* (Ludwig Ficker gewidmet; davon auch ein eigenhandschriftliches Exemplar im BA). Von Kraus vertonte Auerbach *Nächtliche Stunde* und *Schnellzug*, beide gedruckt im Verlag Richard Lányi, Wien 1929. Zwei weitere eigenhändige Notenschriften nach Trakl im BA: *Gesang einer gefangenen Amsel* (Photokopie; München 1930) und *Herbstseele* (Birgit von Ficker freundschaftlich zugeeignet, Paris 1934). Außerdem vertonte Auerbach Gedichte von Eichendorff, Goethe und Claudius (1928).

117 E i c h h o l z e n s: Alfred Eichholz und Lisl Eichholz-Schönfeld, aus der Münchener Zeit bekanntes Buchhändler-Ehepaar. Beide gingen nach Valparaiso/Chile ins Exil (vgl. Bd. 2, 548). Die Ehe war schon vorher in Deutschland geschieden worden. Lisl heiratete in Chile den ebenfalls aus Deutschland exilierten Walter Grohmann. Alle drei standen nach 1947 wieder in vermehrtem Briefkontakt mit Ficker, außerdem blieben sie durch Paula Schlier über Fickers Ergehen informiert.

**Heinrich Fischer:** geb. 22.8.1896, Karlsbad; gest. 16.3.1974, München. Dramaturg, Schriftsteller (vgl. Bd. 3, 369).

**Else Lasker-Schüler:** geb. 11.2.1869, Wuppertal-Eilberfeld; gest. am 22.1.1945, Jerusalem. Lyrikerin, Erzählerin (vgl. Bd. 1, 296).

**Kardinal Faulhaber:** Michael Faulhaber; geb. 5.3.1869, Klosterheidenfeld/Unterfranken; gest. 12.6.1952, München. Seit 1917 Erzbischof von München/Freising, seit 1921 Kardinal. Galt durch seine Verteidigung des AT als prominenter Gegner des Nationalsozialismus; vgl. auch seinen Brief an den Reichsjustizminister Gürtner (6.11.1940), in dem Faulhaber offen die Euthanasie anklagt. In: Johann Neuhäusler: *Kreuz und Hakenkreuz. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen die katholische Kirche. 2. Teil.* München: Verlag Kath. Kirche Bayerns 1946, 359-363.

**Paulas Buch:** um welches Buchprojekt es sich hier genau handelte, konnte nicht ermittelt werden.

**Petras Aufzeichnungen: oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit.** Innsbruck: Brenner-Verlag 1926.

**Ruth:** Tochter von Horwitz; lebt in München. Zu ihrer Biographie schreibt Frau Horwitz am 26.10.1993 an die Herausgeber: »Ich bin 1921 in Wien geboren. Nach 1 Jahr zog meine Mutter mit mir zum Vater nach München, der bei Otto Falckenberg als blutjunger (und bitter armer!) Schauspieler engagiert war. Mit 12 Jahren übersiedelte ich mit den Eltern nach Zürich. Dort und in Basel ging ich zur Schule, wollte zunächst auch Schauspielerin werden, entschloß mich dann aber zu einem sozial-pädagogischen Beruf. Ich arbeitete in einem Heim für schwererziehbare Buben bis 1951, dem Todesjahr meiner Mutter. Als mein Vater 1953 einem Ruf als Intendant an das Bayerische Staatsschauspiel folgte, ging ich mit ihm nach München. Hier besuchte ich nochmals eine soziale Schule, erwarb das Diplom als staatlich anerkannte Fürsorgerin und arbeitete dann in der Gefängnisfürsorge. Nach 2 Jahren mußte ich eine größere Pause machen, weil ich mir im hiesigen Untersuchungsgefängnis bei den Sprechtagen, die in einer ungeheizten Zelle stattfanden, eine nasse Rippenfellentzündung zugezogen hatte. Während eines Kuraufenthaltes in der Schweiz erreichte mich das Angebot von Clemens Münster, dem ersten Fernsehdirigenten des Bayerischen Rundfunks, bei ihm im Familienprogramm mitzuarbeiten. Nach reiflicher Überlegung sagte ich zu. Zu dieser Zeit lektorierte Ingeborg Bachmann Stücke und Manuskripte für Clemens Münster, dem das Fernsehspiel die wichtigste Abteilung war. Als sie dann nach Rom ging, fragte mich Münster, ob ich statt im Familienfernsehen auch in der Dramaturgie des Fernsehspiels (das damals Heinrich Fischer leitete!) arbeiten wolle. Ich sagte sofort zu, war zunächst freie Lektorin und nach dem Ausscheiden von Heinrich Fischer Redakteurin und Dramaturgin des Fernsehspiels. Seit 11 Jahren bin ich im Ruhestand, der aber so ruhig nicht ist, weil ich in unserer Pfarrei eine Nachbarschaftshilfe ins Leben gerufen habe.«

**Wegen Trakl:** Wie Horwitz am 4.6.1945 an Ficker schrieb, war Schifferli »von sich aus auf die Idee gekommen [...], Alles, was ehemals zum ›Brenner‹ und zum ›Hochland‹ gehörte, zu sammeln. Er war mit Haecker, Radecki, Reinhold Schneider (dessen Sonette er gerade noch vor Torschlöß erhielt), Bergengruen, in Verbindung, und er freut sich, nun den Trakl herausbringen zu können, für den ein sehr tiefes Interesse in der Schweiz besteht.« *Die Dichtungen*, herausgegeben von Kurt Horwitz, erschienen 1945.

**Ihrem Erinnerungsbuch: Erinnerung an Georg Trakl.** Innsbruck: Brenner-Verlag 1926 (vgl. Bd. 3, 349). Neben den hier aufgelisteten Textstellen übernahm Horwitz auch Teile aus Erwin Mahrholdts Studie *Der Mensch und Dichter Georg Trakl* (im *Erinnerung*-Band 21-82, hier 200-204). Abgedruckt wurde außerdem Josef Leitgeb's Gedicht *Am Grabe Georg Trakls* (hier 225) und folgender kurzer Ausschnitt aus einem Brief von Ficker an Horwitz vom 12.6.1945: »In Innsbruck ist kein Stadtteil, der nicht durch Bombenangriffe schwer gelitten hat. Nur Mühlau blieb wie durch ein Wunder völlig unversehrt.... Von Soldaten und Offizieren, die hier durchkamen, wurde Trakls Grab viel besucht. Oft fanden sich Blumensträußchen, die sie dort zurückgelassen.« (Hier 227f.). Das *Nachwort* verfaßte der Herausgeber schließlich selbst (228-231).

**Rilke:** Rainer Maria Rilke; geb. 4.12.1875, Prag; gest. 29.12.1926, Val-Mont bei Montreux. Lyriker (vgl. Bd. 2, 452).

**Mathias Roth**: geb. 11.3.1882, Steeg am Hallstätter See; gest. 15.12.1965, Hallstatt. Sali-  
nenarbeiter (vgl. Bd. 2, 464).

**Emil Barth**: geb. 5.7.1900, Haan/Rheinland; gest. 14.7.1958, Düsseldorf. Lyriker, Essay-  
ist (vgl. Bd. 3, 436). Der Aufsatz *Georg Trakl. Zum Gedächtnis seines 50. Geburtstages am 3.  
Februar 1937* war erschienen in: *Die neue Rundschau*, Jg. 48, H. 1, Jänner 1937, 42-62. Ficker  
schrieb darauf Barth einen sehr zustimmenden Dankesbrief (vgl. Bd. 3, 315f.). Horwitz über-  
nahm nur die Schlußworte Barths über »Grodek« in den Trakl-Band.

**118 Dr. Horodisch**: Abraham Horodish; geb. 3.2.1898, Lodz; gest. 7.11.1987. War 1949  
Herausgeber von *Alfred Kubin als Buchillustrator*. New York: Verlag der Aldus-Buch-Com-  
pany.

**schöne Ausgabe**: Georg Trakl: *Offenbarung und Untergang. Die Prosadichtungen. Mit  
13 Federzeichnungen von Alfred Kubin*. Salzburg: Otto Müller 1947.

**119 Irene Haecker**: Irene Straub-Haecker; geb. 30.3.1921, München; lebt in München.  
Nach der mittleren Reife absolvierte sie eine Ausbildung als Diätassistentin, nach 3 Jahren  
Lehrfähigkeit an der Diätlehranstalt dort Küchenleiterin. 1944 brannte die Lehranstalt ab, Irene  
Haecker wurde vom Roten Kreuz übernommen. Nach dem Krieg wieder Lehrerin; 1948 Hei-  
rat.

**Herrn P.**: vermutl. Friedrich Pfäfflin.

**Vaters Kriegstagebüchern**: erschienen in der Auswahl *Tag- und Nachtbücher  
1939-1945*. München: Kösel 1959. Vollständig unter dem selben Titel, kommentiert von Hin-  
rich Siefken. Innsbruck: Haymon 1989.

**»Versuchungen«**: *Die Versuchungen Christi*, Berlin: Morus 1946. Eine erste Fassung in  
Form eines langen Notats in den Kriegstagebüchern schrieb Haecker schon 1941. (Vgl. Notat  
770 in den *Tag- und Nachtbüchern 1939-1945*, a.a.O., 172ff.)

**Rosse**: Joseph Rossé; nicht ermittelt. Über Fickers Pläne, diese Texte von Haecker zu pu-  
blizieren, konnte nichts erhoben werden.

**120 Nachrufes**: Neben August Zechmeister und Richard Seewald verfaßte auch Ludwig  
Ficker einen kurzen Nachruf für den *Abschied von Theodor Haecker*. B XVI (1946), 249-266.  
Der vierte Beitrag dieser Würdigung im *Brenner* ist die dem vorliegenden Brief von Irene  
Haecker entnommene Stelle, beginnend mit »Die Kriegsjahre waren für Vater besonders schwer,  
...« bis »... Ich kann nur schweigen vor der Größe und dem Geheimnis dieses Erlebens.«

**andererseits**: im maschinschriftlichen Original folgt hier handschriftlich (mit Bleistift)  
die vermutlich im Zuge der Korrektur für den Abdruck von Ficker selbst formulierte Einfü-  
gung: », die Mutter war uns ja schon früher entrissen,«.

**Ustersbach**: *Die letzten Tage Theodor Haeckers* beschreibt Joseph Hoh, Pfarrer in  
Ustersbach, im *Klerusblatt*, Eichstätt, 15.8.1948. Diesen Artikel bekam Ficker erst im August  
1961 von einem jungen Pädagogikstudenten in Augsburg, Walter Hilber, der über *Das Men-  
schenbild Theodor Haeckers und seine Konsequenzen für die Pädagogik* arbeitete und über  
Eugen Blessings Artikel *Was ist der Mensch? (Zur Anthropologie Theodor Haeckers)* in B  
XVII (1948) zu Ficker gekommen war. Die Schilderung sei hier auszugsweise wiedergegeben:  
»[...] Es war am 1. Adventsonntag 1944 – da sah ich unter der Kanzel einen älteren Herrn sit-  
zen, schlank, mit rosa getöntem Angesicht, unbeweglich gerad aus blickend. Als dann beim  
Amte die Schüler kommunizierten, kam er als letzter etwas schleppenden Schrittes an die  
Kommunionbank. Nach einigen Tagen erfuhr ich: das war der berühmte Schriftsteller Theodor  
Haecker.

Im Juni 1944 war er in München ausgebombt worden, er spricht davon kurz in den Tag- und  
Nachtbüchern S. 301, dazu noch schwer bestohlen, er spricht davon nicht. Nun hatte er in  
Ustersbach in einem Bauernhaus beim Bruder seines Dienstmädchens ein bescheidenes Heim  
gefunden. Ein einziges Zimmer im ersten Stock, hell, aber an der unruhigen Straße gelegen, da  
Tag und Nacht die Lastwagen vorbeirratterten. Hier schrieb er den letzten Teil seiner Tag- und  
Nachtbücher, hier arbeitete er an einer »Metaphysik des Gefühls«, der Hausgeistliche des Kin-

derheims schrieb ihm das Konzept mit der Maschine ins Reine. Anstandsgemäß machte er Besuch beim Ortspfarrer, ein rechtes Gespräch wollte nicht in Gang kommen, Haecker war wortkarg selbst gegen Vertrautere, ich vermute auch, daß er etwas schwerhörig war; über einen Punkt war schnell Übereinstimmung erzielt: über die Tragik des Weltlaufs. Und als er auf das Schicksal seines jüngsten Sohnes zu sprechen kam, der ins Feld rücken sollte, da konnte man Blicke tun in die Tiefe eines warmfühlenden Vaterherzens. Selbstverständlich stellte ich dem Ausgebombten meine Bücher zur Verfügung, er entlich aber nur das Neue Testament von Brandscheid, griechisch und lateinisch. Haecker war kraftvoller Denker, der keiner Philosophie gegenüber Minderwertigkeitsgefühle empfand, ein wortgewaltiger Literat, aber ein eigentlicher Gelehrter und Zunftwissenschaftler war er nicht. Ich bin mit ihm nicht mehr viel ins Gespräch gekommen. Da er etwas gehbehindert war, besuchte er nicht die hochgelegene Pfarrkirche, sondern täglich das eben gelegene Kinderheim, wo er auch Tag für Tag kommunizierte. [...]

Am Sonntag (8. April 1945) gefiel er seiner Umgebung gar nicht, er war ganz einsilbig geworden und saß verdüstert da. Man schickte nach dem Arzt, der aber diesen Tag nicht mehr kommen konnte, man holte den Pfarrer und nun sah ich, daß ich Theodor Haecker zum Sterben vorbereiten mußte. Nur schwer entran gen sich ihm die Worte, mühsam waren seine Bewegungen, aber es bereitete mir nicht geringen Trost zu sehen, wie dieser vielgeprüfte, verfolgte, mit Rede verbot belegte Mann seinen Feinden von Herzen verzeihen konnte. Willig und christlich empfing er die Sterbesakramente.

Des anderen Tags traf ich ihn schon in Agonie; der Arzt konstatierte *coma diabeticum* mit Bewußtlosigkeit und gänzlichem Verfall der Kräfte. Besondere Aussprüche oder Abschiedsworte habe ich nicht gehört. Die Tochter stand zu Füßen des Bettes, die treue Dienerin wischte dem Sterbenden immer wieder die Stirne, seitlich stand ihr die Krankenschwester. Während wir die Gebete der Kirche verrichteten, wurde das sonst rötliche Gesicht immer blässer, bis wir schließlich erkannten, daß Theodor Haecker ausgelitten hatte. Es war Montag, den 9. April, nachmittags ein halb fünf Uhr. [...]

121 AN LEOPOLD LIEGLER: dieser Brief liegt als Durchschlag im BA.

122 Ihr Brief: vom 30.10.1945. Zechmeister sandte zugleich den Nachruf auf Theodor Haecker, den er am 21.9.1945 im Wiener Rundfunk vorgetragen hatte und der auch die Grundlage für den Beitrag von Zechmeister in B XVI, 249ff., bildete.

123 Schweizer Verlag: Peter Schifferli hatte Ficker am 4.6.1945 über seine Pläne bezüglich der Werke von Haecker informiert. Erschienen ist *Der Buckel Kierkegaards* 1947 allerdings im Zürcher Thomas-Verlag.

eigenes kleines Buch: *Das Herz und das Kommando. Von der Einsamkeit der Christen in dieser Zeit*. Wien: Amandus-Edition 1946. Zechmeister hatte im erwähnten Brief das Erscheinen angekündigt: »Es wird auch als Kapitel meinen seinerzeitigen Aufsatz »Apologie des christlichen Einzelnen« enthalten, der 1933 im »Neuland« erschienen ist und der, wie ich mich erinnere, damals Ihre anerkennende Zustimmung gefunden hat. Darf ich Ihnen in diesem Buch dieses Kapitel als Zeichen meines besonderen Dankes persönlich widmen?«

124 Neffen: Stefan Herz-Kestranek: geb. 19.5.1909, Wien; gest. 8.7.1976, Ried im Innkreis. Studium der Rechtswissenschaft; 1938-45 Emigration (Schweiz, Frankreich, Südamerika); nach dem Krieg als Kaufmann v.a. in St. Gilgen und Salzburg.

Brink: Michael Brink (Pseudonym für Emil Piepke): geb. 17.1.1914, Schneidemühl; gest. 9.8.1947, Agram bei Lugano. Lambert Schneider, sein Verleger, schreibt in seinen Erinnerungen: »An einem heiteren Frühsommertag 1941 stand ein großer Soldat vor mir, jung, strahlend, mit blanken Augen und roten Backen, mit einem Manuskript unter dem Arm, das er mir anbieten wollte. [...] Emil Piepke – nicht gerade Piepke –, so hieß er nach seinem Taufschein; er schrieb unter dem Namen Michael Brink. Das war der Name eines früh gefallenen Freundes, mit dem er eng verbunden gewesen war, dessen Vermächtnis er weiterführen wollte. Die Mut-

ter des Gefallenen war mit dieser Namensführung einverstanden. In Braunsberg/Ostpreußen ist er zur Schule gegangen und kam dort aufs Priesterseminar, aber für den geistlichen Beruf war er bei seiner Freude am Leben nicht geeignet. Er war, so lange er lebte, ein militanter Katholik, der zornig darauf war, daß seine Kirche nichts gegen Hitler unternahm. Er hatte es schon in Jugendorganisationen versucht, und dafür hatte man ihn bereits zweimal eingesperrt. Dann kam der Arbeitsdienst und übergangslos das Militär. [...] Von dem Freimut – ich gebrauchte das alte, schöne Wort bewußt – dieses jungen Menschen war ich fasziniert. Unverhohlen legte er mir seine politischen Ansichten dar. Er war Realist genug, um einzusehen, daß man nur im *Geheimen* etwas tun könne, aber er brannte darauf, etwas zu tun, er suchte nach Gefährten. Ich war sehr glücklich darüber, daß es in der jungen Generation solche Menschen gab. Bald nach diesem Besuch rückte er als Panzergrenadier in Rußland ein. Es kamen einige Feldpostkarten; dann lange keine Nachricht. Im September war er schwer verwundet worden. Im Winter 1941/1942 kam er nach Deutschland zurück, nur noch *garnisonsdienst-verwendungsfähig*. Im Frühjahr 1942 erschien sein Buch *Don Quichotte [Bild und Wirklichkeit]* bei mir, eben das Manuskript, das er mir gebracht hatte. Schon wenige Wochen nach Erscheinen war es vergriffen, und ich druckte eine zweite Auflage, die im Herbst herauskam. Auch sie war vergriffen, als angeblich Stalingradkämpfer sich darüber empörten, daß ein solches Buch erscheinen könne, während sie ihr Leben einsetzten. Das Buch wurde verboten. Abschriften davon kursierten unter jungen Menschen. Ein heutiger Leser wird nicht mehr begreifen, was an dem Büchlein so erregend war, warum es verboten wurde. Katakomben-Literatur ist Literatur zu einer bestimmten politischen Situation, sie ist so zeitbedingt, daß sie unverständlich wird, wenn die historischen, psychologischen Motive nicht mehr deutlich sind, sich verwischt haben. Als gv-Soldat hatte Michael Brink für seine politischen Ambitionen und seine literarischen Anliegen nun Zeit. Gemeinsam bereiteten wir eine Anthologie deutscher Gedichte der Romantik und Nachromantik vor. Er übernahm die Auswahl aller *greifbaren* Dichter, ich kümmerte mich um die Almanache, Zeitschriften und die Außenseiter dieser Zeit. [Erschienen als *Gedichte der deutschen Romantik*, 1946]. Sehr rasch hat Michael Brink zu den verschiedensten Widerstandsgruppen Fühlung aufgenommen, zu dem Münchener Kreis der *Weißten Rose* um Prof. Kurt Huber, zu dem Kreisauer Kreis um den Grafen Helmuth James Moltke, aber auch zu den aufrührerischen Militärs. Er selbst bezeichnete sich gerne als Ordonnanz dieser Gruppen. [...] Michael Brink wurde im Frühjahr 1944 verhaftet. Wegen einer Bagatelle, gemessen an dem, was er wirklich tat. Es gab da einen lumpigen Spitzel, einen Arzt Rektse, der, in der Schweiz herumreisend, Material bei netten, vertrauensseligen Leuten sammelte und dann seinen Fischzug für die Gestapo in Berlin machte. Ihm fielen unter anderem Michael Brink, Günther und Ewald Wasmuth [kam ins KZ Ravensbrück], Peter Suhrkamp zum Opfer. [...] Von den alliierten Truppen wurde Michael Brink aus dem KZ befreit. Aber er hatte nicht mehr lange zu leben. Er ist qualvoll an einer Lungentuberkulose in der Schweiz gestorben. Ich hätte uns Deutschen der Nachkriegszeit einen solchen Mann als katholischen Politiker gewünscht. » (*Rechenschaft 1925-1965. Ein Almanach*, Heidelberg: Verlag Lambert Schneider, 58-60) – Den *Don Quichotte* hat auch Ficker an Heinrich von Trott und Paula Schlier geschickt. Werke außerdem: *Der deutsche Ritterorden*, 1941; *Revolutio humana*, 1946.

»Z u l a s s u n g« : auf Fickers Vorschlag einer Verschiebung seiner Beiträge für den *Brenner* antwortete Kestranek am 23.11.1945, »daß es mir persönlich leid wäre, wenn der Abschnitt der *Politeia*, der Ihnen besonders zusagt, den Platz der Abhandlung über die Zulassung einnähme. Ich kann es wohl verstehen, wenn Sie von der Brenner-Devise: »time [!] et hora est« ausgehen, ad hoc Ihre Auswahl treffen, und auf das gehen, quae tempus et hora flagitat, zumal nach all dem Furch[t]baren, was wir hinter uns haben. Ich selbst stehe auch stark unter seinem Eindruck; doch denke ich an das, was hier heilend sein kann und das liegt über Zeit und Stunde hinaus. Ein Arzt kann schlaflose Nächte über einen schweren Krankheitsfall verbringen; aber er wird auch zu seiner Wissenschaft Zuflucht nehmen, dem Fall auf den Grund gehen und für ungezählte andere Fälle auf Abhilfe sinnen. Der schmerzliche Affekt wird darüber in den Hintergrund treten müssen. Ich habe mir zum Grundsatz gemacht den Ursachen nachzugehen, nicht Wirkungen nachzulaufen, die besonders in geistigen Dingen völlig unberechenbar sind. Opportunismus halte ich nicht für gute Politik; sie muß ihre Absicht verfehlen. [...] Die *Politeia*



sei] nur als ein Ganzes, mit den Hintergründen die sie gibt, von Gewicht [...], so günstig man auch einzelne Parteien aus ihr beurteilen mag, die aber dann doch eben ohne diese Hinter(-) und Untergründe dastünden, wenn man sie isoliert. Daß einzelne Teile für sich Bestand haben, halte ich daher eher für einen Mangel als für einen Vorzug der Schrift. Es müßte alles so verkettet sein wie bei der Zulassungsschrift. Und diese halte ich auch für unmittelbar aktueller; denn wie oft schwebte diese Frage der Zulassung auf den Lippen der zutode erschrockenen Menschen in all diesen Jahren.« Ficker ließ diese Bedenken rasch gelten, wie er am 27.11.1945 antwortete, »und auch auf die Gesamtphysiognomie dieses ›Brenner‹ hin angesehen wurde mir klar, daß gerade die Abhandlung über ›Zulassung und Rechtfertigung‹ nicht fehlen dürfe; denn sie, gerade sie öffnet vom Philosophischen her das Tor in die Weite des Horizonts, der diesem ›Brenner‹ auch den entsprechenden Tiefblick in die Höhe seiner Bestimmung ermöglicht. Sie werden schon sehen, welcher Art die ›Aktualität‹ ist, die mich da leitete, und daß da nichts aus dem Rahmen des ›Notwendigen‹ fällt, das Ihnen selbst als Leitstern vor Augen steht«.

125 Dr. Zangerle: im Brief vom 14.11.1945.

126 Willi Reich: geb. 27.5.1898, Wien; gest. 1.5.1980, Zürich. Nach dem Studium an der Technischen Hochschule in Wien (1921 Diplomingenieur in Chemie) wendete Reich sich der Musikkritik zu, schrieb ab 1922 für verschiedene Wiener und ausländischen Tageszeitungen und Musikzeitschriften. 1927-1935 Privatstudium Musiktheorie und Kompositionslehre bei Alban Berg. 1936-1938 bei Anton Webern. 1932-1937 Herausgeber der Schrift 23 – *Eine Wiener Musikzeitschrift*. 1938 Emigration in die Schweiz; bis 1947 in Basel als freier Schriftsteller, ab 1948 Musikkritiker bei der *Neuen Zürcher Zeitung*. Seit 1959 auch Dozent für Musikgeschichte und Musiktheorie an der ETH Zürich. Werke u.a.: *Alban Berg, 1937; Alban Berg. Sein Leben und sein Werk*, 1963; hunderte von Aufsätzen in verschiedenen Musikzeitschriften. Herausgeber u.a. von: *Bekennnis zu Mozart*, 1945; *Mozart. Denkmal im eigenen Wort – Lebensdokumente*, 1945; *Beethoven-Suite*, 1948; *Franz Schubert*, 1949; *Goethe und die Musik*, 1949; weiters Herausgeber von Briefen, Schriften usw. von und über Bruckner, Bach, Bartók, Richard Strauss, Chopin u.a.m. Reich war seit 1933 mit Ficker bekannt. Damals sandte er ihm auf Veranlassung von Ernst Krenek eine Nummer seiner 23. Im Jahr darauf bat er Ficker – allerdings umsonst – um einen Beitrag für eine Anton Webern zum 50. Geburtstag gewidmete Nummer seiner Musikzeitschrift. – Der vorliegende Brief war Beilage zum folgenden von Kurt Horwitz an Ficker.

Professor Nicolussi: vermutl. Eduard Reut-Nicolussi; geb. 22.6.1888, Lusern; gest. 18.7.1958, Innsbruck. Univ.-Prof. für Völkerrecht und Rechtsphilosophie.

neuen Buch von Paula Schlier: unklar, worauf Reich sich hier bezieht: *Der kommende Tag*, München: Karl Alber Verlag 1948 oder *Die mystische Rose*, Freiburg: Herder 1949. Eventuell auch auf Schliers erneute Niederschrift der *Legende zur Apokalypse* von 1945/46, die 1949 bei Herder erschien.

der Plan: Peter Schifferli und Kurt Horwitz waren seit Sommer 1945 bemüht, Ficker einen Erholungsaufenthalt in der Schweiz zu ermöglichen. Die bürokratischen Hindernisse (Ausreisebewilligung, Rückreisebestätigung usw.) waren, wie aus den Briefen Schifferlis hervorgeht, schier unüberwindbar.

Ermordung Anton Weberns: Anton Webern: geb. 3.12.1883, Wien; wurde am 15.9.1945 vor seinem Haus in Mittersill von einem amerikanischen Soldaten erschossen, da dieser sich in der Dunkelheit irrtümlicherweise von Webern angegriffen fühlte. Webern vertonte 1937 *Das Augenlicht* von Hildegard Jone für Chor und Instrumente, op. 27; weiters komponierte er 1938/39 bzw. 1941/43 zwei Kantaten, op. 29 und 31, nach Jone.

ihrem Gatten: Josef Humplik; geb. 17.8.1888, Wien; gest. 5.4.1958, Wien. Bildbauer (vgl. Bd. 3, 359). War seit 1921 mit Hildegard Jone verheiratet.

Krenek: Ernst Krenek; geb. 23.8.1900, Wien; gest. 22.12.1991, Palm Springs/Kalifornien (USA). Komponist (vgl. Bd. 2, 553).

127 Ignaz Seipel: geb. 19.7.1876, Wien; gest. 2.8.1932, Pernitz/NÖ. Prälat, 1922-1924 und 1926-1929 österreichischer Bundeskanzler.

Dr. Eckl: nicht ermittelt.

Goverts: Schifferli hatte am 23.7.1945 an Ficker geschrieben: »Dr. Goverts vom Goverts-Verlag (ein Freund von Emil Barth) fragt mich an, ob er 1000 Expl. von der Trakl-Ausgabe für die englische Zone in Hamburg übernehmen dürfe, wohin ich ohnehin nicht liefern kann. Ich möchte die Anfrage nicht ohne Ihre Zustimmung bejahen; obgleich es mir heute notwendiger denn je scheint, daß Trakl in Deutschland eine Verbreitung findet. In die französische und amerikanische Zone werde ich ihn schon bringen können, aber wahrscheinlich als Spende, da eine Verrechnung nicht möglich ist.«

128 dessen Brief: vgl. Nr. 1027.

»Literarischen Club«: Der »Literarische Club Zürich« war von 1902-1933 eine »Sektion« des 1882 gegründeten »Lesezirkels Hottingen«, danach eine weitgehend selbständige Einrichtung und nach der Auflösung des »Lesezirkels Hottingen« 1941 sein Nachfolger in der Zürcher Literaturvermittlung. Die Chronistin des Clubs, Tilde Hunsperger, schreibt den Herausgebern am 25.3.1994: »Im Jahre 1945 war die Zukunft des Literarischen Clubs Zürich in keiner Weise gesichert, man überlegte, den Verein aufzulösen, weil an vielen anderen Orten in Zürich (Universität, Studentenvereinigungen, Bibliotheken) Autorenlesungen abgehalten wurden und das Interesse des Publikums an Lesungen merklich abgenommen hatte. Wir sind froh, daß es nicht zur Auflösung kam.« Über die Lesung von Horwitz sind keine Dokumente mehr erhalten. Vgl. den Sammelband *Begegnungen mit Autoren und Texten*. Hrsg. von Peter Grotzer. Literarischer Club Zürich 1991. Zur Basler Vorlesung vgl. die Kurzrezension in den *Basler Nachrichten* vom 3.6.1946.

einst in München: dieser Bezug konnte nicht ermittelt werden. Ruth Horwitz schreibt an die Herausgeber, ihr Vater habe »später auch nie erwähnt, daß er einmal in München über Trakl gelesen oder gar Trakl-Gedichte vorgetragen hätte.« (Brief vom 26.2.1994)

Theodor-Haecker-Institut: über einen solchen Plan konnte im Archiv der Universität Bonn nichts ermittelt werden.

129 Klara Kockerbeck: Biographie nicht ermittelt. Sie war eine junge Studentin aus dem Kreis um Ignaz Zangerle und Karl Strobl, über den sie zu Fickers Adresse kam. Studierte in Wien und Freiburg. Aus den 60 Briefen und Postkarten, die Kockerbecks Korrespondenz mit Ficker bis 1967 umfaßt, wird ihrem Wunsch gemäß nicht zitiert.

Ihr Brief: vom Dezember 1945, nachdem Kockerbeck sich zuerst am 22.2.1945 aus Hochfeistritz an Ficker gewandt hatte, er möge ihr einen Band mit Gedichten von Trakl senden oder, wenn das nicht möglich sei, ihr einige Gedichte in einem Brief abschreiben.

130 Erleichterungen: unklar, worauf Ficker sich hier bezieht. Evtl. auf ein Angebot von Michael Brink, die Herausgeberschaft zu teilen.

Weihnachtsalmanach: *Österreichischer Almanach auf das Jahr 1946 des Verlages Anton Schroll in Wien*. Vgl. zur Verlagsgeschichte und zum -programm den *100 Jahre-Almanach des Verlages Anton Schroll & Co. 1884-1984*.

131 Konrad Witz: geb. um 1400, Rottweil am Neckar; gest. um 1445. Maler. Einer der ersten großen Realisten, Hauptwerke: Heilspiegelaltar (1434, Basel), Genfer Altar (1444). Joseph Gantner: *Konrad Witz*. Wien: Verlag Anton Schroll 1942. (2. Aufl. 1943)

Bildchen: vgl. Bildteil.

Ihren Vater: Gustav Glück: geb. 6.4.1871, Wien; gest. 17.11.1952, Santa Monica/Kalifornien. 1911-31 Direktor der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums in Wien. Emigration, 1938 London, 1942 Santa Monica. Werke u.a.: *The Early Work of Van Dyck*, 1927; *Rubens, Van Dyck und ihr Kreis*, 1933; *Das große Bruegel-Werk*, 1951; (alle im Verlag Anton Schroll, Wien).

Viktor Fleischer: geb. 1882, Komotau/Böhmen; gest. 1951, London. Schriftsteller,

Kunsthistoriker. Werke u.a.: *Das Steinmetzendorf*, 1906; *Bauerngeschichten*, 1906; *Absturz*, 1925. Fleischer war 1916-1918 Schriftleiter der Wiener Monatshefte *Die bildenden Künste*, die 1916-1922 im Verlag Anton Schroll erschienen; nach Verlagsstätigkeit in Berlin ging er nach England ins Exil, Freundschaft mit Felix Braun, 1947 nach Südafrika, von wo er sich am 17.8.1949 noch einmal brieflich meldete: »Heimweh hab ich eigentlich mehr nach England als nach Österreich; weil ich mir dieses so bewahren will, wie es in meinen Erinnerungen weiterlebt, hab ich keinen Wunsch, es wiederzusehen. Aus solchen Erinnerungen heraus hab ich einen Roman geschrieben, der einstweilen, deutsch und in engl. Übersetzung, obdachlos ist. Eine Rienzo-Biographie, auf deren Drucklegung ich fast zehn Jahre warten mußte, ist vor einem dreiviertel Jahr in London erschienen.«

Voitech Birnbaum: nicht ermittelt.

Ernst Diez: geb. 27.7.1878, Lölling/Kärnten; gest. 8.7.1961, Wien. Kunsthistoriker, Univ.-Prof., Fachgebiet Türkische und Asiatische Kunst. Gründete 1943 das Kunsthistorische Institut an der Universität Istanbul. Vgl. *Beiträge zur Kunstgeschichte Asiens. In Memoriam Ernst Diez*. Hrsg. von Oktay Aslanapa. Istanbul: Baha Matbaasi 1963.

Liebe Frau: Hilde Glück.

Wolfgang Glück: geb. 25.9.1929, Wien; lebt in Wien. Theater- und Filmregisseur. Maturierte 1947 am Wiener Akademischen Gymnasium, Studium der Theaterwissenschaften und Germanistik in Wien und Zürich; 1949-54 Regieassistent u.a. bei Berthold Viertel, Fritz Kortner; 1953 erste eigene Inszenierung am Wiener Parkringtheater; seit 1957 Filmregisseur, u.a. von *Der Schüler Gerber* und *38 – auch das war Wien*.

132 für den »Brenner«: der *Brenner XVI* erschien 1946 mit folgendem Inhalt: *Widmung* für Pater Johannes Meindl SJ; Georg Trakl: *Gedichte zur Erinnerung*; Gertrud von Le Fort: *Vergessenes Vaterland*; Michael Brink: *Der Weg der Armut*; Theodor Däubler: *Goldene Sonette*; Hans Kestranek: *Über Zulassung und Rechtfertigung*; Paula Schlier: *Gericht und Wiedergeburt*; Karl Kraus: *Worte in Versen*; Joseph Bernhart: *Das technische Zeitalter*; Paula Schlier: *Das Antlitz des Vaters*; Ignaz Zangerle: *Die Bestimmung des Dichters*; Paula Schlier: *Die arme Braut*; Ewald Wasmuth: *Fragmente zum Grundlagenproblem von Mathematik und Physik*; Paula Schlier: *Der Bote der Liebe*; August Zechmeister, Richard Seewald, Irene Haecker, Ludwig Ficker: *Abschied von Theodor Haecker*; Heinrich Schlier: *Sterne*; Paula Schlier: *Der Tag des Herrn*.

Maria Gräfin Strachwitz-Trapp: geb. 25.10.1898, Amras; gest. 23.8.1982, Innsbruck. In dem unmittelbar nach Fickers Tod 1967 niedergeschriebenen Erinnerungs-Essay (Typoskript im BA) ist auch kurz von ihrer familiären Situation während der Kriegsjahre die Rede: ihr Mann, Kurt Strachwitz (1890-1961), war 1933 in München ins KZ eingeliefert worden »und dann auf dem Austauschweg nach Österreich zurückgekommen«, am 12.3.1938 nach England geflohen und diente in der britischen Armee. Ihre drei jüngeren Kinder, damals 13- bis 16jährig, waren noch vor dem Krieg dem Vater nach England gefolgt. »Mein ältester Sohn [Georg, geb. 7.9.1920; gefallen 26.6.1941] aber hatte gleich nach der Machtergreifung einrücken müssen und konnte deshalb nicht mehr emigrieren. Er ist in den ersten Tagen des Russenkrieges gefallen.« Auch die erste Begegnung in Mühlau, wahrscheinlich 1944, taucht in der Erinnerung auf: »Als dann nach einer Weile der Professor plötzlich unter der Türe stand und mich so erfreut und herzlich begrüßte, als kennten wir uns seit Jahren, verschwand meine innere Beklemmung, die mir eigentlich erst jetzt zum Bewußtsein kam, als ich von ihr befreit war. Denn ich wußte sehr wohl, daß es eine Unbescheidenheit von mir war, so mir nichts, Dir nichts, bei ihm vorzusprechen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was mich damals veranlaßt hat, den Professor Zangerle zu bitten, mich beim Prof. einzuführen. Ihm verdanke ich, daß wir uns zu einer so schönen Freundschaft gefunden haben.

Mit einer, seinem Wesen nach nicht zu erwartenden energischen Bewegung schob er mich in sein Arbeitszimmer, einen Raum, der vom Abglanz der nachmittägigen Sonne (oder vielleicht von der nach Süden liegenden Landschaft) überflutet war. Am Schreibtisch türmten sich Papiere, Bücher und Manuskripte. An der Wand hing, wenn ich mich recht erinnere, ein Bild von Kokoschka, auch Bilder vom Karl Kraus und vom Georg Trakl und mehrere andere standen

da, und ich wunderte mich über die Gemeinsamkeit – oder besser gesagt, scheinbare geistige Zusammengehörigkeit dieser Porträts, dachte ich doch damals, sie seien Extreme gewesen. Aber was für Extreme mochten sich wohl im Laufe der Jahre am Schreibtisch Ludwig von Fickers begegnet haben? Sein weites Verständnis für alles, was es gab und seine Einfühlungs-gabe schlugen virtuose Brücken über Extreme; nur daß ich das bei meiner ersten Begegnung mit ihm noch nicht wußte.

Da saß er vor mir – an seinem Schreibtisch – in seinem kriegsmäßig schäbigen tweed Anzug und ich saß im Armstuhl daneben, freilich nicht ahnend, daß dieser ›Logensitz‹ einmal eine Art Stammsitz für mich werden sollte. Wie ich es später oft beobachtete, nahm er, wenn er nachdachte eine ihm eigene Haltung ein. Ich sah ihn im Profil. Beide Ellbogen auf die Schreibtischplatte gestützt, hielt er die Hände wie zum Gebet gefaltet. Oft war er in seine Gedanken so versunken, daß ich meinte, er habe es vergessen, daß ich hier sitze. Wenn er aber dann wieder ›zu sich kam‹ setzte er das Gespräch da fort, wo es unterbrochen worden war. Er konnte oft lange Zeit still seinen Gedanken nachhängen. Ich habe nie jemanden beobachtet, der so intensiv nachdenken konnte, wie er. [...] Erst nach öfteren Begegnungen mit ihm wurde es mir klar, was das Bemerkenswerte an ihm war. Es waren die Kontraste in seinem Wesen, die sich bei ihm in einer erstaunlichen Harmonie vereinten. Man fragte sich, wieso ein Mensch von so einer Bescheidenheit, wie sie ihn auszeichnete, eine solche Autorität ausstrahlte, beides Eigenschaften, die dadurch noch unterstrichen wurden, daß man merkte, daß er selber keine Ahnung davon hatte, daß er sie besaß. Ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß er in seinem Leben keine Sekunde darüber nachgedacht hat, wie er ›wirkt‹. Dazu war er zu natürlich, zu sehr er selbst. Er war einfach so. Daß diese Gaben ihm nicht ohne innere Kämpfe zugefallen sind, sondern mit Aufwand seiner ganzen Willenskraft, Selbsterkenntnis und Disziplin, ist klar. [...] Seine Aufrichtigkeit, die in wichtigen Dingen zu keinem Kompromiß bereit war, seine Liebeshwürdigkeit, die niemanden verletzen wollte, sein jugendlicher Elan und sein weiser Ernst, das alles hatte er ›unter einen Hut‹ gebracht.»

133 Äußerungen Goethes zu Riemer: nicht ermittelt. Hier kommen mehrere Stellen aus den Gesprächen in Betracht, im folgenden zitiert nach Friedrich Wilhelm Riemer: *Mitteilungen über Goethe*. Hrsg. von Arthur Pollmer. Leipzig: Insel-Verlag 1921: »Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.« (29.8.1816, ebd. 353) Oder: »Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagblattverzeitlein für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden.« (25.1.1813, ebd. 344) Oder: »Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.« (24.11.1813, ebd. 347) Friedrich Wilhelm Riemer: geb. 19.4.1774, Glatz; gest. 19.12.1845, Weimar. Literaturhistoriker, Schriftsteller, Hauslehrer u.a. von Goethes Sohn August.

AN MICHAEL BRINK: dieser Brief liegt als korrigierte Abschrift im BA.

zurückschreiben: als Antwort auf den Brief vom 7.3.1946. Das Zerwürfnis läßt sich insgesamt nicht mehr rekonstruieren. Neben der hier von Ficker inkriminierten verlegerischen Vorgehensweise Brinks gab es auch einige inhaltliche Meinungsverschiedenheiten. Am 7.3.1946 schrieb Brink an Ficker: »Weiters ist der Brenner nur an Herrn Thurmair gegeben worden und zwei Einzelbeiträge an meine Frau. Das ist alles. Es erfolgte zu einem Zeitpunkt, als von einer Spannung zwischen mir und Ihnen keine Rede war, sie auch nicht existierte – nach einem Gespräch, in dem Sie selbst entwickelten, daß Ihnen bestimmte Dinge fehlen, von der jüngeren Generation und aus dem Erlebnis der Geschehnisse. Sie erwähnten in diesem Zusammenhang Heinrich von Trott. Daraufhin gab ich Herrn Thurmair die Folge, daß er die Möglichkeit hätte, seinen Beitrag dem Geist des Ganzen anzupassen.

Mit diesem Sachverhalt ist der Vorwurf des Vertrauensbruchs wohl nicht gerechtfertigt. Das Manuskript ist mir nicht mit der Weisung der Geheimhaltung gegeben worden, ich konnte auch nicht voraussetzen, daß Ihnen daran lag, Namen der Mitarbeiter und Themen verschweigen zu müssen, diese Ungewöhnlichkeit war nicht vorzusetzen. Was ich sagte geschah auch nicht im abträglichen Sinn sondern in jedem Augenblick in der Absicht der

Sache zu dienen, ohne jedes Wort der persönlichen oder sachlichen Geringschätzung – im Gegenteil.

Es hat wohl auch nur über ein Manuskript eine sachliche Verschiedenheit gegeben, in allem anderen war doch volle Übereinstimmung – der Beitrag Paula Schliers. Dazu schwieg ich aus persönlicher Rücksichtnahme, und Sie wollten doch ausdrücklich in dieser Folge allein entscheiden. Meine Kritik bestand darin, daß ich im Umfang und in der Häufung eine Belastung des Einklangs sah.« – Das Zerwürfnis hielt noch längere Zeit über an, doch kam im November 1946 Brink wieder auf Ficker zu, als er ihm das Manuskript seiner Abhandlung *Der eheliche Mensch* (konnte nicht ermittelt werden) schickte und um »ein Wort dazu« bat. »Aber wenn Sie dieser Schritt überrascht, geben Sie das Manuskript ruhig ungelesen zurück.« (Brief vom 15.11.1946 an Ficker; das Antwortschreiben vom Dezember ist nur in einem Entwurf erhalten, Ficker nahm darin die Aussöhnungsgeste zur Kenntnis.)

134 **Frau und Herrn Thurmair**: Georg Thurmair; geb. 7.2.1909, München; weitere Lebensdaten nicht ermittelt. In der katholischen Jugendarbeit tätig, ab 1928 als Sekretär des Generalpräses des KJMV, Wolker. Nach dem Verbot des *Michael* (31.1.1936), des bedeutendsten publizistischen Organs der katholischen Jugendbewegung, dessen Mitherausgeber Thurmair zuletzt war und bei dessen Vorläufer *Junge Front* er im literarischen Teil und im Feuilleton beschäftigt war, kam er in die Schriftleitung der Verbandzeitschriften *Die Wacht* und *Am Scheideweg* und – nach deren Verbot – des *Deutschen Kulturwart*. – Frau Thurmairs Lebensdaten konnten nicht ermittelt werden. Am 2.11.1945 hatte Brink an Ficker geschrieben: »Eben hab ich die Thurmair Beiträge gelesen. »hic et nunc« und »ein [Hauch?] der Erniedrigung«. Ich glaube, daß es das ist was zum Krieg zur Kaserne gesagt werden muß. Er wird das Tagebuch fortsetzen, ich wäre sehr froh, wenn es laufend im Brenner erschiene. Die Kriegsgedichte könnte ich nur als Buchband denken.« Die Kontroverse zwischen Ficker und Brink wurde dann mündlich ausgetragen, worauf auch dieser Brief sich bezieht.

»Der Armut entgegen«: *Der Weg der Armut* in B XVI, 1946, 15-31.

135 **Beitrag**: In B XVI, 1946, 73-101, erschien Bernharts Aufsatz *Das technische Zeitalter*.

136 **Ihr freundliches Schreiben**: vom 2.4.1946.

**Ihre gütige Sendung**: am 28.1.1946 hatte Riemerschmid elf Gedichte geschickt und seinen geplanten Gedichtband erläutert: »Eine lyrische Neuerung werden in diesem Band »dissonierende« Reime sein, zum erstenmal in der deutschen Sprache verwendet. Im Arabischen sind solche Klänge nicht so ungewöhnlich; sie sind auch in den Suren des Koran zu finden. Aber daß sich im Deutschen etwa Hügel und Hagel, Herz und Harz, kalt und Kult reimen darf und soll und muß, ist eine – für mich wenigstens – Bereicherung der Klangwirkung und ergibt neue Möglichkeiten von Verfärbungen.«

**Veröffentlichung im »Brenner«**: kam, auch in den späteren Folgen, nicht zustande, trotzdem Riemerschmid sein Einverständnis zur Veröffentlichung unter dem vorgeschlagenen Sammeltitle gab. (Brief vom 27.4.1946)

**Trakls Selbstporträt**: sein Interesse für Trakl fiel mit Riemerschmids Arbeit an der Novelle *Trakl* (Wien: Amandus-Edition 1947) zusammen, die er im folgenden Brief vom 27.4.1946 ankündigte.

**Übersetzungsproben**: Werke von Guillaume Apollinaire, Paul Claudel, Walter de la Mare, Francis Thompson, Charles Péguy und Julien Green, wie Riemerschmid am 28.1.1946 mitteilte.

137 **Gustav Keckeis**: (Ps.: Johannes Muron) geb. 27.3.1884, Basel; gest. 10.3.1967, Basel. Verleger, Schriftsteller, Essayist. Werke u.a.: *Die bewegenden Kräfte der schönen Literatur*, 1922; *Die fremde Zeit* (Roman), 1947; *Fedor* (Roman), 1957. Die Encycloos-Verlag AG, ein Zusammenschluß von fünf schweizerischen Verlegern, brachte in den Jahren 1945-1948

das *Schweizer Lexikon* in 7 Bänden heraus, in dessen 3. Band (1946) diese Kurzbiographie Fickers Verwendung fand.

**Theodor Däubler**: geb. 17.8.1876, Triest; gest. 13.6.1934, St. Blasien/Schwarzwald. Schriftsteller (vgl. Bd. I, 292f.). Mitarbeit am *Brenner* 1913-1914.

**Karl Borromäus Heinrich**: geb. 22.7.1884, Hangenham/Bayern; gest. 25.10.1938, Einsiedeln. Romanautor und Essayist (vgl. Bd. I, 321). Mitarbeit am *Brenner* 1913-1914.

**138 pneumatisch geweitet**: Anspielung auf einen Zentralbegriff bei Ebner. Vgl. *Das Wort und die geistigen Realitäten – Pneumatologische Fragmente*. Innsbruck: Brenner Verlag 1921.

**Sohn Peter**: Biographie nicht ermittelt. War bei den Internationalen Hochschulwochen des Österreichischen Colleges in Alpbach (25.8.-10.9.1945) Mitorganisator der schweizerischen Buchausstellung und später im schweizerischen Bibliothekswesen tätig.

**Ihren Buche**: *Das Herz und das Kommende. Von der Einsamkeit des Christen in dieser Zeit*. Wien: Amandus-Edition 1946, das Zechmeister Ficker im März schickte.

**139 Verlagsprojekten**: Zechmeister hatte am 9.1.1946, im Begleitbrief zu seinem Brenner-Beitrag, seine verlegerischen Pläne dargelegt, »im Verlag Herder, ähnlich den »Zeugen des Wortes« u. als deren Gegenstück, eine Reihe etwa »Zeugen des Geistes« herauszugeben. Sie soll christliche Schriftsteller der letzten zwei Jahrhunderte (u.a. Solowjow, Bloy u. Newman), u. auch gegenwärtige, vor allem in ihren vergriffenen u. verschollenen Arbeiten enthalten.« Er schlug dann Theodor Haecker und Ferdinand Ebner als Autoren für diese Reihe vor.

**140 Anathema – Bereitschaft**: Anathema bezeichnet in der griech. Übersetzung des AT und im NT etwas, das dem Untergang geweiht ist und auf immer verflucht sei. (1 Kor 16,22; Röm 9,3; Gal 1,8)

**Ihren Brief**: vom 15.6.1946. Glück schickte gleichzeitig die neu erschienene Bücherseite der *Wiener Zeitung*, die er gemeinsam mit Edwin Rollett (1889-1964) betreute und für die er Ficker um eine Rezension über Zechmeisters neues Buch gebeten hatte (Brief vom 2.6.1946), was Ficker allerdings unter Hinweis auf seine Erschöpfung im Gefolge der *Brenner*-Herausgabe ablehnte. Die von Ficker vorgeschlagene Alternative, Liegler für die Rezension zu bitten, lehnte Glück ab. »Sollten Sie sich wirklich gar nicht entschließen können, was mir sehr leid tute, wäre dann nicht vielleicht Dr. Zangerle der Richtige (oder ist er zu sehr gebunden)? Liegler ist ja leider schwer erkrankt gewesen und meines Wissens noch nicht recht agil, ich bin übrigens etwas im Zweifel, ob er der wünschenswerte Rezensent für das Buch wäre.« Zangerle schrieb zwar eine Rezension, da sie ihm aber »vielleicht allzu kritisch« ausgefallen war (Brief an Ficker vom 2.10.1946), stellte er sie zurück, was zu einer Verzögerung in der Erfüllung dieses Ansuchens von Glück bis ins Frühjahr 1947 führte. Am 3.3.1947 schließlich wandte Glück sich an Birgit Ficker: »[Zechmeister] hat sichtlich Sorgen, daß Zangerle ihn zu hart anpacken könnte, und spricht davon, daß das Buch demnächst auf den Index kommen solle. Ich glaube aber nicht, daß Zangerle eine Besprechung liefern würde, die ungerecht ist, und Auseinandersetzung ist ja gerade der Sinn solcher Würdigung. [...] Das Buch ist so sehr das Buch eines Einzelgängers, daß man bei den meisten Menschen fürchten muß, daß sie es aus irgend einem Grunde parteiisch betrachten, sei es weil es in ihren Kram paßt, sei es weil sie auf irgend eine Weise gebunden sind.«

**Martina Wied**: geb. 10.12.1882, Wien; gest. 25.1.1957, Wien. Romanschriftstellerin, Lyrikerin (vgl. Bd. I, 350). Wied lebte im englischen Exil, von wo sie 1947 nach Wien zurückkehrte. Sie hatte Glück wissen lassen, daß sie einen Brief an Ficker geschrieben hätte, aber ohne Antwort geblieben sei.

**141 Ihren herrlichen Brief**: vom 25.8.1946. Darin hatte Wied, nach dem verlorengangenen Brief an Ficker, wieder den direkten Kontakt aufgenommen und ihre Lebenssituation geschildert. Sie berichtete vom Tod Arnold Rosés und von der ursprünglich geplanten Übersiedlung nach Brasilien, wo ihr Sohn Hanno lebte. Doch wurde dieser Plan geändert, da

beide beschlossen, sich um eine Rückkehr nach Wien zu bemühen. »Zuletzt verdanken wir doch alles was wir sind, nächst Gott, Österreich« schrieb [Hanno], »dorthin gehören wir, in jedem anderen Land, auch dem schönsten, bleiben wir Fremdlinge.« Ich erinnerte mich zwar, daß man uns vor acht Jahren auch in Österreich als Fremdlinge, und zwar als lästige, behandelt und uns die Existenz unmöglich gemacht hatte, daß sogar ein gewisser Freund, als ich auf meiner Fahrt ins Exil in seiner Stadt die Reise zum Abschied fürs Leben – wie ich glaubte – unterbrechen wollte, mir sanft abwinkte, indem er mich bat – und in einem Augenblick, als sogar das Bahnhofsrestaurant, ja der Wartesaal mir verschlossen war, »ihn außerhalb seiner Häuslichkeit zu treffen« – ich fand, daß man allenfalls das Heimweh in einem fremden Land eher ertragen könnte, als dort wo man geboren und durch Generationen verwurzelt war, – aber ich sagte zu, gut, heim nach Wien!« Da aber nur »Personen, die für den Wiederaufbau wichtig seien«, Rückkehrerlaubnis erhielten, erwies sich die Heimkehr als sehr schwierig. Wied hoffte auf Intervention von Seiten des Verlages Schroll bzw. Edwin Rolletts von der *Wiener Zeitung*. Über ihre Exilexistenz äußerte sie: »Und ich bin doch so abgemüdet, ich sehne mich so sehr danach, meine e i g e n e Arbeit leisten zu dürfen. In den ersten Jahren brachte ich das noch neben meiner Brotarbeit fertig, jetzt aber bin ich zu erschöpft. Ich sehe meine Existenz in dem Bilde einer morgendlichen Wiese, wo allerlei sprießt und keimt: da kommt ein schwerer schwarzer Ochs und trampelt mit seinen harten Hufen alles Knospende nieder, daß nur mehr die Erdschollen umherspritzen. Wenn ich mein Leben im Exil zusammenfasse, kann ich sagen: Ich habe gelitten und gelernt, nur befürchte ich daß es mir nicht mehr vergönnt sein wird, die Folgerungen aus beidem zu ziehen. – Sie sehen, auch jenen die sich anscheinend dem so vielfältig bereiteten Leiden entzogen haben, ist es nicht leicht geworden, es trägt jeder der in der Unwirklichkeit des Exils lebt sein Konzentrationslager in sich.«

R o s é : Arnold Josef Rosé: geb. 24.10.1863, Jassy/Rumänien; gest. 25.8.1946, London. Violinist. 1881-1938 Konzertmeister beim Wiener Hof- bzw. Staatsopernorchester, 1888-1896 auch bei den Bayreuther Festspielen; gründete 1882 das nach ihm benannte Streichquartett. 1938 war Rosé nach London emigriert. Wied sorgte während der letzten Lebensstage für Rosé, worüber sie Ficker schrieb: »Ach wie hatte er sich in der acht- oder zehnjährigen Pause, seit ich ihn nicht gesehen hatte, verändert! Noch vor einem Jahr gab er in London Konzerte, dann, im Juli 45 bekam er die Nachricht, daß seine Tochter Alma – die, bereits in England in Sicherheit, eine Konzerttournee nach Holland gemacht hatte, wo sie von der deutschen Invasion überrascht, gefangen genommen, und in mehrere Konzentrationslager geschleppt wurde, in Birkenau gestorben ist. Das hat dem alten Mann das Herz gebrochen, seither ist er langsam abgestorben, gestern vormittag hat er, meine Hand in der seinen – nicht die Hand fortnehmen! waren seine letzten Worte – das Bewußtsein verloren, und heute früh um 8 ist er erloschen.« – Alma Maria Rosé (geb. 1906, Wien; gest. 1944?) war im Konzentrationslager dazu herangezogen worden, mit einem Mädchenorchester Lagerkonzerte zu veranstalten.

«f a r b e n f r o h e U n t e r g a n g»: vielleicht Anspielung auf Georg Trakls *Psalm in der 1. Fassung* aus dem Nachlaß: »Im Glashaus schwimmen braune und blaue Farben. Es ist der Untergang, / dem wir zutreiben.« In: HKA I, 367.

k l. D ä m o n : Tintenzzeichnung, heute im Besitz von Frau Dr. Jutta Wiesmann.

142 S e e w a l d : Richard Seewald: geb. 4.5.1889, Arnswalde; gest. 29.10.1976, München. Maler, Graphiker, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 506). Die Zeichnung in B XVI, 1946, 257; wieder in Bd. 3, Bildteil Nr. 24.

M a u e r : Otto Mauer stand in engem Kontakt zu Kubin, von dem über 300 der ca. 2000 Arbeiten in der Mauerschen Kunstsammlung stammen. Er verfaßte das Vorwort *Alfred Kubins Traklsche Verwandlung* für den Band *Offenbarung und Untergang. Die Prosadichtungen von Georg Trakl mit 13 Federzeichnungen von Alfred Kubin*, Salzburg: Otto Müller Verlag 1947. Außerdem schrieb Mauer in *Wort und Wahrheit* 2, 1947, 254-256 über Kubin. Aus dieser Beziehung entstand 1959 die Kubin-Gedächtnisausstellung in Mauers Galerie St. Stefan.

2 B ü c h e r : Kubin wollte seiner Frau zum 72. Geburtstag am 5.10.1946 von Herman Melville *Benito Cereno* und von Emily Brontë *Liebe und Haß auf Wuthering Heights* schenken und bat Ficker um Vermittlung.

**Hans Fronius:** geb. 12.9.1903, Sarajewo; gest. 21.3.1988, Wien. Maler und Graphiker, Illustrator zu Werken von Franz Kafka, François Villon, Balzac, Poe u.a. Vgl. seine *Kafka-Mappe*. Wien: Amandus-Edition 1946. Otto Mauer schreibt im Vorwort dazu: »Fronius ist im tieferen Sinne Illustrator, das heißt Deuter, Erheller eines Vorgegebenen. Nie verflüchtigt er den Gegenstand, er nimmt ihn vielmehr an und auf, durchdringt ihn, erfährt ihn im Kern und im entscheidenden Augenblick, aber er weiß den symbolischen Rang des Gegebenen zu achten und übt die seltenen Tugenden asketischer Auswahl und Beschränkung auf das Entscheidend-Notwendige wie der Dichter selbst. [...] Mit Kafka vollzieht Hans Fronius das Hindurch durch eine scheinbar faßbare Welt sinnfälliger Gestalt und Erscheinung, ohne den Gebrauch magischer Praktiken, hinein in eine Welt realistischer Träume, die nur zu sehr an die bittere Wirklichkeit unserer gefährdeten Situation gemahnen.« Wieder in: Otto Mauer: *Über Kunst und Künstler*. Salzburg, Wien: Residenz Verlag 1993, 192-200, hier: 194. – Zur Verbindung des Graphikers zu Georg Trakl vgl. *Helian. Mit fünf Original-Lithographien von Hans Fronius*. Frankfurt/Main: Verlag Ars librorum Gotthard de Beauclair 1963.

**Koester:** Paul Koester. Lebensdaten nicht ermittelt. War beschäftigt beim Arche-Verlag.  
**Cronoz:** *Chorónoz. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen*. München: Kurt Wolff Verlag 1928.

**AN OTTO BASIL:** Diesen kurzen Text verfaßte Ficker auf die Rundfrage *Was verdanken Sie dem französischen Geist?* für ein Sonderheft der von Basil 1945-1948 wieder herausgegebenen Kulturzeitschrift *Plan, Junges Frankreich* (Ende 1946). Weitere Einsender waren u.a. August Zechmeister, Oskar Maurus Fontana (Vizepräs. des Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs), Raoul Aslan (Direktor des Burgtheaters), Fritz Wotruba, Albert Paris Gütersloh, Eduard Castle (Direktor des Instituts für Theaterwissenschaften), Viktor Matejka (damals Stadtrat für Kultur und Volksbildung in Wien) und Theodor Körner (Bürgermeister von Wien). Für das Zustandekommen dieses Sonderhefts ging der Dank der *Plan*-Redaktion v.a. an ihren ständigen Korrespondenten in Frankreich, Oberleutnant René Férriot, der zugleich in der »Direction de l'Information de Vienne« beschäftigt war. Férriot, 1920 in Lyon geboren, wurde nach seinem Philosophie- und Germanistik-Studium selber als Lyriker und Kritiker literarisch produktiv. Er war um die Jahreswende 1945/46 bereits von Franz Taucher, Herausgeber der *Wiener Bühne*, wegen der Schwierigkeiten beim Wiedererscheinen des *Brenner* kontaktiert und auf die Bedeutung der Fickerschen Zeitschrift hingewiesen worden. Daraufhin hatte Férriot in Innsbruck interveniert. (Vgl. Brief von Taucher an Ficker, 14.1.1946) – Die Beschäftigung mit dem französischen Geistesleben lag schon wegen der damaligen Präsenz der französischen Besatzung in Tirol nahe. Das Fickersche Haus war durch Birgits Tätigkeit in der Bibliothek des Französischen Kulturinstituts seit Anfang 1946 und den daraus sich ergebenden Bekanntschaften und Beziehungen häufig Treffpunkt und Ort des geistigen Austauschs zwischen Ficker und zahlreichen Besuchern aus Frankreich, vorwiegend aus geistlichen Kreisen, die sich über das geistige Leben in Österreich orientieren wollten. Die Kehrseite solcher Nachtgespräche äußerte Ficker am 24.8.1946 an Paula Schlier: »Meiner Nachtruhe und meinem Herzen sind freilich solche Zusammenkünfte unter meinem Dach (die neulich sogar in einer französischen Zeitung mit Anerkennung bedacht wurden) nicht immer förderlich. Birgit bemüht sich vergebens, sie abzustoppen.« Öfters bemerkte Ficker die positiven Reaktionen von französischer Seite auf den neuen *Brenner*. Am 12.8.1946 berichtete er Schlier von der »begeisterte[n] Aufnahme« in den lokalen Buchhandlungen, bei den Salzburger Hochschulwochen und den internationalen Sommerlagern zum Austausch geistiger Verständigung in Tirol. »[Maurice] Besset, dem ich ein Widmungsexemplar an den Achensee hinaufschickte, wo er ein solches Lager leitet, kam gleich zwei Tage später mit dem Auto herunter und hat 30 Exemplare zum Verkauf unter seinen Leuten mit hinaufgenommen. Ein französischer Dominikanerpater, der gut Deutsch kann, soll bei der Lektüre ausgerufen haben: »Aber das ist ja eine Säule! Eine Friedenssäule!«

143 **Ernst Schönwiese:** geb. 6.1.1905, Wien; gest. 4.4.1991, Wien. Lyriker, Herausgeber, Essayist. Nach dem Jurastudium als Volkshochschuldozent tätig. 1938-1945 Exil in Ungarn; 1946-1952 Herausgeber des *silberboot*; 1954-1971 Programmdirektor für Literatur, Hör-



spiel und Wissenschaft beim ORF; 1972-1978 Präsident des österreichischen PEN-Clubs. Werke u.a.: *Der siebenfarbige Bogen* (Gedichte), 1947; *Ausfahrt und Wiederkehr* (Gedichte), 1947; *Traum und Verwandlung* (Gedichte), 1961; *Baum und Träne* (Gedichte), 1962; 1961 Herausgeber von Ernst Waldinger: *Gesang vor dem Abgrund; Literatur in Wien zwischen 1930 und 1980* (Essays), 1980. Das *silberboot* war in 5 Heften bereits 1935/36 erschienen, dann aber aus Finanzierungsschwierigkeiten eingestellt worden. Seit März 1946 wieder regelmäßiges Erscheinen, parallel dazu die Münchener Schwesterzeitschrift *Die Fähre*; Schwerpunkte waren französische und amerikanische moderne Klassiker (Gide, Hugo, Baudelaire, Proust, Thornton Wilder, Thomas Wolfe, John Steinbeck) sowie österreichische Exilautoren (u.a. Blei, Broch, Werfel, Canetti, Theodor Kramer, Zweig, Csokor und Torberg). Für die Beiträge galt als ein Aufnahmekriterium, daß sie bisher unveröffentlicht waren. Das letzte Heft der Zeitschrift erschien im November 1952. (Vgl. Elisabeth Weber: *Österreichische Kulturzeitschriften der Nachkriegszeit 1945-1950*. Frankfurt/M.: Peter Lang 1988, 58-69.)

**Ihr freundliches Schreiben**: vom 26.9.1946.

**Bändchen Gedichte von Werner Kraft**: wahrscheinlich *Gedichte III*. Jerusalem: Palestine Literary Guild 1946. Werner Kraft: geb. 4.5.1896, Braunschweig; gest. 14.6.1991, Jerusalem. Essayist, Lyriker (vgl. Bd. 3, 390f.). Kraft war 1933 aus Deutschland emigriert. Sein Nachkriegsbriefwechsel aus Jerusalem mit Ficker begann, nach dieser indirekten Kontaktnahme über Schönwiese, am 1.12.1946.

**andere in die Bresche springen lassen**: August Zechmeister, Richard Seewald und Irene Haecker im B XVI, 251ff.

**Kütemeyer**: Werner Kraft erbat über Schönwiese Auskunft über Kütemeyer, mit dem er seit 1932, dem Erscheinungsjahr des *Sumpf*, bekannt war.

144 **meinem Brief**: am 15.9.1946 hatte Wasmuth neben seiner Beglückung über den *Brenner* zwei Punkte bemerkt: »Erstens bedauerte ich, daß das sehr schöne Gedicht der Le Fort so unglücklich placiert und auch nicht satztechnisch gelungen ist. Das Gedicht hätte sicher auf einer rechten Seite stehen müssen und der Satz hätte mehr Luft haben sollen. Zweitens empfand ich es im Interesse der Wirkung nicht glücklich, daß die Beiträge der Frau Schlier so großen Raum einnehmen. Hier wäre m. M. nach etwas weniger – etwa 3 statt 5 [-] mehr gewesen und mehr im Interesse der Zeitschrift u. der Autorin. Das jedenfalls war mein Eindruck, den ich Ihnen nicht verschweigen will und dessen Äußerung Sie mir hoffentlich verzeihen werden.« Außerdem bemängelte Wasmuth Einzelheiten im Satz seines eigenen Beitrags im *Brenner*, *Fragmente zum Grundlagenproblem von Mathematik und Physik* (215-234): die Kapiteleinteilung sei gelindert und sogar die von Wasmuth dazu vorgesehene Liste fortgelassen worden. »Das ist mir schmerzlich, weil dadurch das Spiel der Reflexe aus der sprunghaften Rede, das indirekte Reden, das über die Bände spielen, wie ich es nenne, nicht zur Geltung kommt.« – Wasmuths Unzufriedenheit über die formale Umsetzung seines Beitrags fand in Fickers inhaltlicher Unzufriedenheit ihr Gegenüber. Am 4.10.1946 schrieb er an Kestranek, gleichzeitig das Zerwürfnis mit Brink wiederaufgreifend: »Übrigens haben mir die festen Ansatzpunkte in den Schlußausführungen Ihrer Politeia zu Bewußtsein gebracht, wie sehr ich gut daran getan hätte, den Deduktionen Ewald Wasmuths in seinen Fragmenten weniger zu vertrauen. Es kann sich doch in vielem nur um *Wiederentdeckungen* unter neuen Gesichtspunkten handeln, die durch die Bewegung zum Abgrund hin auf allen Gebieten notwendig geworden sind. Ich halte W. für sehr geschickt. Aber ich sehe ihn zugleich auf einer Art katholisch-romantischer Wanderschaft zu einem Eklektizismus begriffen, von dem ich nachträglich den Eindruck habe, daß er im »Brenner« nicht recht am Platz ist. Durch Brink, der selbst ein begabter Rahmabschöpfer ist und mir zügige Namen zuführen wollte, sind diese gleichwohl etwas fremden Züge in den »Brenner« gekommen. Ich liebe eigentlich nur die zu wagenden Einsätze für Unbekannte, vorerst Unerkannte.« – Die kritischen Stimmen über die vermehrte Aufnahme von Schlier-Texten in den *Brenner* nahm Ficker durchaus wahr, er versuchte aber gleichzeitig, die Autorin weitgehend davor abzuschirmen. In seinem Brief vom 12.10.1946 stellte er an ihr »Anzeichen von Ungeduld« bezüglich der Wirkung ihrer Texte fest und mahnte zu mehr Geduld.

Er sah die Schwierigkeiten, sich in ihre Dichtung einzulesen darin begründet, »daß dem Fluktuierenden Deiner dichterischen Aussage sozusagen ein Moment des Feststellbaren fehlt, das ihm ermöglichen würde, sich in jene greifbare und doch unangreifbare Form zu verdichten, die alle Bewegung, die ihr zugrundeliegt, ins Statuarische erhebt und damit zu monumentalem Ausdruck bringt.« (Brief vom 21.10.1946) – Am 26.11.1946 kam er wieder auf die Reaktionen auf den *Brenner* zurück: »Denn die wahre Konzentrationskraft Deines Schertums im Medium der Dichtkunst erreichst Du dort, wo der aufgeschlossene Horizont des inspirierten Worts ihr jene überraschende Tragweite verleiht, vor der die meisten heute noch am liebsten die Augen schließen möchten, weil die Welt darin und was ihr An- und Aussehen im Bild der Schöpfung bestimmt einem Aspekt der Wahrheit konfrontiert ist, dessen Unbegrenztheit heute noch die wenigsten vertragen. Das ist ja auch der Grund, warum eine Intellektuellenwelt, die sich wesentlich in Theorien erschöpft, mit Deinen Beiträgen im *Brenner* vorläufig noch nichts anfangen kann und will; warum sie sich, sei sie nun katholisch oder nicht, aufgeklärt oder nicht, gegen den Einbruch einer Schöpferkraft wehrt, deren divinatorische Herkunft aus dem Wort, das Fleisch geworden ist, sie wie ein Bildersturm der Zukunft aus der vermeintlichen Geborgenheit ihrer ausreflektierten Gedankenwelt zu werfen droht.«

145 Zangerles Aufsatz: konnte nicht nachgewiesen werden. In der *Presse* vom 2.11.1946 erschien Zangerles Beitrag *Georg Trakl*, eine kurze Biographie und Charakterisierung des Werks. Den längeren Aufsatz, von dem hier die Rede ist, wollte Zangerle ursprünglich von Ficker als eigenständige Publikation verlegt wissen. Dazu ist es aber nicht gekommen.

»a n d e r e n S e i t e«: Alfred Kubin: *Die andere Seite. Ein phantastischer Roman*. München: Müller 1909.

[...]: unleserliches Wort.

[beim Entschwinden der Nerven kraft]: die eckigen Klammern hier stammen von Kubin.

B i l d e r b a n d: konnte nicht ermittelt werden.

[...]: unleserliches Wort.

146 Alfred George Gallas: Lebensdaten nicht ermittelt.

23. III. 1936: vgl. Bd. 3, 283f.

A n l a g e: Gallas hatte in einer Abschrift die Mitteilung des *Michael* vom Februar 1936, gerichtet an Interessenten und Mitarbeiter, beigelegt:

»Durch Verfügung des Präsidenten der Reichspressekammer ist der Jugendführungs-Verlag ab 31.1.1936 wegen mangelnder Zuverlässigkeit und Eignung (auf Grund des § 10 der ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vom 1.11.1933) aus der Reichspressekammer ausgeschlossen worden. Infolge dieser Ausschlußverfügung ist ihm jede weitere verlegerische Tätigkeit untersagt. Über neue etwaige Fortführung der Arbeit schweben Verhandlungen, deren Ausgang jedoch im Augenblick nicht abzusehen ist.

Wir sehen uns infolge des Schrittes der Reichspressekammer gezwungen, Ihnen die noch hier liegenden Manuskripte beigegeben zurückzusenden.

Für Ihre Mitarbeit und das Interesse an unserer Zeitschrift danken wir Ihnen von Herzen.

Mit freundlichem Gruß

M i c h a e l

Jugendführungsverlag G.M.B.H.«

Vgl. dazu Klaus Gotto: *Die Wochenzeitschrift Junge Front/Michael*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1970.

147 Dorothee Dofifat: nicht ermittelt.

148 der Brief: vom 21.10.1946.

D o r a K ö n i g: Biographie nicht ermittelt. Sie hatte in ihrem Brief vom 22.9.1946 ihren Eindruck über den neuen *Brenner* mitgeteilt: »Waren auch meine Erwartungen aufs höchste ge-

spannt, so übertrafen diese wunderbaren Hymnen von Paula Schlier in ihrer unerschöpflichen Fülle visionärer Eindrücke in formvollendeter lebendig mitreißender Sprache alles was man erhoffen konnte. Dies war unsagbar beglückend für mich.« Außerdem lieferte König eine geistesgeschichtlich sehr interessante Einordnung des *Brenner* in den Nachkriegshorizont: »Dies schien mir das größte Elend während und mehr noch nach dem Krieg, daß die geistige Welt zerstört sei, deshalb der Verfall der Menschheit nach dem Krieg noch zunahm. Daß wohl da und dort ein Einzelner vom Geist her die gegenwärtige Situation ergriff und beleuchtete, oder daß da und dort verschollene Namen von Autoren wieder auftauchten, doch peinlicherweise meist nicht mehr taten, als den vor und vom Krieg zerrissenen Faden an gleicher Stelle wiederanzuknüpfen, so hatte man immer die Frage in sich, was auch könnte es sein, was nocheinmal den Geist der Menschen fesseln und erheben könnte, nach solchen Jahren, solchen Schrecken und Verfall, da die Menschen gewöhnt waren nur noch auf Schreck und Sensation, auf Materielles, auf Gegenwart und Tagesfrage zu reagieren. Wie stark, wie groß, wie mächtig müßte eine Stimme sein, die noch den Wunsch erwecken könnte einem höheren Ziel zu glauben und dem zuzustreben. Dies war es was mich beim Lesen des *Brenner* so unendlich beglückte, wie stark hier der Sammelpunkt geistiger Fäden sich zu einem Gefüge zusammenschließt, zu einem Massiv, welches greifbar, sichtbar geworden, ein Berg zu welchem man aufsieht, mit der Zuversicht auf das Starke, Gewaltige, von welchem Hilfe kommt. Ein wunderbares ist auch, wie sich die einzelnen Beiträge aneinander und ineinander fügen, die dichterischen Beiträge wie schwebende Säulen sind auf welchem [!] ein Starker Bau von Erkenntnissen und Wahrheit steht.« – Diese Hoffnung traf sich mit Fickers eigener Absicht in bezug auf den *Brenner*. Am 18.10.1946 schrieb er an Franz Glück, von seiner Genesung berichtend: »Oft mischt sich jetzt in meine Zuversicht eine Mutlosigkeit, der sich meine restliche Widerstandskraft nicht mehr gewachsen fühlt. Und das ist weiß Gott beschämend für einen Menschen, der anderen Mut machen und durch ein an sich gewagtes, wenn auch konsequentes Konzept wie den *Brenner* Trost zusprechen will. Viele werden es ja freilich nicht sein, die wie Sie dafür empfänglich sind – besonders bei uns in Österreich nicht, das sich ja mit einem blauen Auge davongekommen wähnt und, wie Sie öffentlich mit Recht wiederholt andeuteten, sich mehr darauf zugute tut, als seiner Besinnung förderlich ist.« – Das neue *Brenner*-Konzept war für Ficker Richtlinie für »[s]eine Aufbauätigkeit in Österreich auch im Hinblick auf eine künftige Bücherproduktion«, wie er am 3.1.1947 an den Verleger Jakob Hegner schrieb.

**S a i l e r :** Daniel Sailer; geb. 18.4.1887, Meran; gest. 17.4.1958, Innsbruck. Lehrer, Heilpädagoge, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 555).

**G e i s t e s e i n b r u c h :** weniger positiv als dieses Urteil war Fickers einige Tage später übermittelte Einschätzung eines Romanfragments von Schlier, dessen Identität nicht ermittelt werden konnte. Am 26.11.1946 schrieb er an sie: »Ich fürchte, es wird sich über das Niveau eines Hirngespinnsts mit poetischen Durchblicken nicht sonderlich erheben, obwohl ihm ein Experiment zugrundeliegt, das – wie in der Geistesluft dieser Zeit liegend – schon anderweitig, wenn auch mit anderen, zum Teil monströsen Mitteln versucht wurde. Wie das aussieht, wenn man dabei von intuitiv zerebralen Erwägungen ausgeht, die leichter theoretisch zu unterbauen als einleuchtend zu gestalten sind, das magst Du aus einigen, James Joyce betreffenden Stellen des beiliegenden »Silberboots« ersehen, das Hermann Broch gewidmet ist (einem Menschen übrigens, von dem ich überzeugt bin, daß er die Bedeutung Deiner Brenner-Beiträge sofort intuitiv erfassen wird, und den ich auch persönlich gut kenne und schätze). Es ist also keine Neuigkeit, das meditierende Verfasser-Ich in den Rahmen der Darstellung sozusagen als reflektierten Mittelpunkt der Handlung einzubeziehen, aber es wird da schon einer besonderen Erleuchtung bedürfen, daß da nicht der Eindruck einer spekulativen Konstruktion entsteht und das Ganze zum Spiegelbild eines gewagten Blendwerks wird, in dem sich die Wirklichkeit ohne den Halt eines sie erhellenden Firmaments als Wandelpanorama einer phantastischen Schatzenwelt präsentiert.«

**d e n B i s c h o f :** Paulus Ruseh; geb. 4.10.1903, München; gest. 31.3.1986, Zams. Seit 1938 Titularbischof und Apostolischer Administrator von Innsbruck-Feldkirch; 1964-1980 hier Diözesanbischof.

**D. r. W i l d :** Heinrich Wild; geb. 20.2.1909, Regensburg; gest. 24.3.1975, München. Verleger.

Kam 1934 zum Hegner Verlag, dort ab 1936, nach Jakob Hegners Emigration nach Wien, leitend tätig; 1943 Einberufung zur Wehrmacht; nach kurzer amerikanischer Kriegsgefangenschaft im Herbst 1945 entlassen; übernimmt 1946 die Leitung des Kösel-Verlags, die er bis kurz vor seinem Tod innebehält. Vgl. »Notwendige Bücher«. Heinrich Wild zum 65. Geburtstag. München: Kösel 1974.

D r. S c h m i d t h ü s : Karlheinz Schmidhüs, damals Lektor beim Herder-Verlag und Mit-herausgeber von *Wort und Wahrheit*.

149 P a p i e r n o t : damit hatte auch Ficker sich für den *Brenner* beschäftigen müssen. Wie aus verschiedenen Briefen von Alfred Kubin im Sommer 1946 hervorgeht, war der damalige Wiener Kultur-Stadtrat Viktor Matejka für die Papierbeschaffung eine zentrale Anlaufstelle, er dürfte auch für den *Brenner* initiativ geworden sein. Am selben Tag schrieb Ficker über diese Angelegenheit an Kestranek und fügte hinzu: »Ich könnte selbst mit Beispielen aufwarten, die mir jede weitere Chance als Verleger aus der Hand zu schlagen drohen und meine Bereitschaft, das geistige Ansehen unseres Landes durch weitere Verlagsprojekte zu heben, wenn nicht illusorisch machen, so doch auf einen Opferweg verweisen, dem ich mich augenblicklich nicht gewachsen fühle. Schundverlegern aber und willfähigen Konjunkturrittern sind hier Tür und Tor, wenn auch meist hinten herum, zum restlichen Papierverbrauch geöffnet.« Kestranek antwortete sofort und bot über seinen Neffen, Stefan Herz-Kestranek, direkte Intervention beim mit ihm befreundeten Handelsminister an. (Brief vom 21.11.1946)

H a r l i n g : Johannes Harling; geb. 20.8.1902, Emmerich/Rhein; weitere Lebensdaten nicht ermittelt. Verleger. Er stand seit 1941 bis Ende 1966 mit Ficker in Briefkontakt.

M a a ß e n : Johannes Maaßen; geb. 4.10.1902, Bonn; gest. 10.10.1949. Schon früh Kontakt zur katholischen Jugendbewegung im »Bund Neudeutschland« um den Jesuitenpater Stanislaus von Dunin-Borkowski; 1921 Philosophiestudium, dann Theologie in Bonn; 1924 Wechsel zu Literatur- und Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte. 1927 Promotion über *Drama und Theater der Humanistenschule in Deutschland* (Augsburg 1929). Mitglied der Zentrums-partei; verschiedene Anstellungen bei Zeitungen und Zeitschriften; in der Redaktion der *Jungen Front*; nach deren Verbot 1936 Schriftleiter der Kunstzeitschrift *Der Neue Staat* (bis 1941) und Lektor im Karl-Alber-Verlag, München. Maaßen versuchte nach dem Krieg, den *Michael* wiederaufzubauen, Schwierigkeiten bei der Lizenzbeschaffung und persönliche Enttäuschungen hinderten ihn längere Zeit, der erwartete Erfolg blieb aus. (Nachrufe auf ihn u.a. in der SZ, 14.10.1949 und im *Christlichen Sonntag*, 23.10.1949)

i n 1 0 . 0 0 0 E x e m p l a r e n : die gleiche Angabe macht Ficker im Brief gleichen Datums an Kestranek. Dort fährt er fort: »Ich habe die nie wiederkehrende Gelegenheit beim Schopfe gepackt, und meine Auslieferungsstelle, der Wagner-Verlag, der auch die Finanzierung des Experiments übernahm, hat sich (unter uns gesagt: ein vorerst einzig dastehender Fall!) den Weg nach draußen geöffnet.« Auch in der Besprechung des *Brenner* in der Monats-Zeitschrift *Austria*, 2. Jg., 1947, H. 2, wird erwähnt, daß das Heft eine »erstaunlich hohe Auflage- bzw. Absatzziffer erreicht [hat], obwohl es an den gehetzten Menschen unserer Tage recht hohe Anforderungen stellt.« Von einem »geradezu sprunghaft erweiterten Radius seiner Geltung« ist dort die Rede. (79f.) Auf einer Rechnung der Tiroler Graphik, Innsbruck, vom 27.8.1946 sind 9.600 Exemplare verrechnet.

H o c h s c h u l - D o z e n t : nicht ermittelt.

Z e i t s c h r i f t e n : die hier angedeuteten Artikel konnten nicht ermittelt werden.

A k a d e m. B o n i f a t i u s - E i n i g u n g : Dr. Hengsbach.

150 A b h a n d l u n g : *Die Bestimmung des Dichters* in B XVI, 112-199. Als Separatdruck in der Kleinen Herder-Bücherei, Freiburg 1948, wiederaufgelegt 1949.

»K i r c h e u n d W e l t a n n o D o m i n i 1 9 4 6 « : darüber geht aus den erhaltenen Briefen von Zangerle an Ficker nichts hervor. Auch konnte ein ähnlicher Titel nicht ermittelt werden. Der nächste längere Aufsatz Zangerles, *Die Zeichen der Zeit* (I. *Zur Phänomenologie der modernen Welt*, II. *Die Verheißung einer neuen Christenheit*), erschien in den ersten beiden Bänden von *Wort und Wahrheit* (1948), 1ff. bzw. 81ff.

[ . . . ] : Hier wie in einigen der folgenden Briefe sind einzelne Stellen aus Rücksicht auf die Familie Ficker gestrichen worden. Diese Kennzeichnung der Auslassung wird später nicht mehr einzeln kommentiert.

**Annie Kraus** : geb. 4.6.1900, Hamburg; gest. 21.3.1991, Münster. Christliche Denkerin und Autorin (vgl. Bd. 3, 421). Als Jüdin verfolgt in Schattwald/Tirol versteckt lebend, war sie 1942 zum katholischen Glauben übergetreten. Der überaus dichte Briefwechsel mit Ficker von den Schattwalder Jahren bis 1966 umfaßt von Kraus' Seite 146 Korrespondenzstücke.

**Professor Urban** : Hubert Urban; geb. 4.6.1904, Linz; lebt in Leipzig. Univ.-Prof. für Psychiatrie. 1929 in Wien promoviert, 1938 nach Innsbruck berufen und im gleichen Jahr wieder entlassen; von 1945 bis 1958 erneut hier Professor, danach in Leipzig.

**Elisabeth** : Brochowska; Lebensdaten nicht ermittelt. Religiös inspirierte Bekannte aus dem Kreis um Paula Schlier. Stand 1934-36 in regem Briefkontakt mit Ficker, dann nur mehr zeitweise.

**Prof. Lakner** : Franz Lakner; geb. 27.4.1900, Friedau/Stmk.; gest. 7.6.1974, Innsbruck. Theologe, Univ.-Prof. 1932 promoviert, 1933 habilitiert; ab 1948 außerordentlicher, ab 1962 ordentlicher Professor an der Innsbrucker Theologischen Fakultät, 1962-1965 hier Dekan; 1965/66 Rektor.

**Von Kestranek** : wahrscheinlich die Briefe vom 16.8. bzw. 31.10.1946. Über den Beitrag der Schlier hatte Kestranek im Rahmen seiner *Brenner*-Würdigung im ersteren Brief geschrieben: »Und er ist auch das Kernstück des Ganzen. Mit wachsender Spannung und wachsender Bewunderung bin ich diesem Singen und Sagen gefolgt, das man wahrlich als canticum novum bezeichnen kann und mit der Aufforderung zu ihm Ernst macht. Weislich hält es sich aber doch davon fern ein Novum zu machen. Es geht aus dem canticum vetus hervor. Es sind überall altvertraute Klänge um die sich die neuen schlingen, sich mit ihnen verflechten. Psalterium und Evangelium, Worte der Propheten, alter und neuer Bund geben die Grundmotive. Das alte Lied wird selbst zur Harfe, de[r]en Saiten zum Klingen gebracht werden. Man mag von Visionen sprechen. Doch trifft dies nicht ganz zu. Auch warnen die großen Mystiker solchen allzusehr zu trauen. Eher erinnern sie an die so schön verzierten mit Bildern und Ranken umgebenen Evangeliarien, wie sie[,] die Kostbaren, aus den Händen frommer Mönche und Nonnen hervorgegangenen, in die Hände der Herrscher gelegt wurden. Sind sie doch Sinnbild der hohen Text und seine Schrift begleitenden Gedanken und Betrachtungen. Wenn es Träume sind; nun wohl solche eignen sich zu verbinden, was im Wachen getrennt bleibt: eine Stimme spricht aus der anderen, eine Gestalt wandelt sich in Viele und sie alle sind doch wieder wie Eines. Es wird wie ein corpus mysticum der Gedanken und Bilder. Es mußte so hoch gegriffen werden um das uns anderen als unfaßbar und unsagbar Scheinende dessen, was wir in diesen furchtbaren Jahren sehen und erleben mußten, zu fassen und von ihm zu sagen. Und es scheint erreicht. Und was Sie von der ›Neuen Zuversicht‹ sagen, sie ist uns mit dieser Wahrdichtung gegeben. Es ist ein Trostbuch in die Hände der Menschheit gelegt. Es wird von den Verstehenden viel gelesen werden.« – Wiederholt waren zu dieser Zeit die Bemühungen um einen geeigneten Verleger für die *Politeia* Thema im Briefwechsel zwischen Ficker und Kestranek. Dieser plante zuerst, das Buch bei Benziger in Einsiedeln verlegen zu lassen, nahm auch über seinen Neffen, Stefan Herz-Kestranek, Verhandlungen mit diesem Verlag auf. Ficker riet jedoch ab, »Ihr Werk in der Schweiz für Deutschland zu begraben. Selbst wenn ein Bücheraustausch zwischen den beiden Ländern kommen sollte, wird es für den verarmten deutschen Leser unerschwinglich sein.« Weiters standen Lambert Schneider oder der Hegner-Verlag in Diskussion, letzterer von Ficker bevorzugt. (Brief an Kestranek, 14.11.1946) – Am 4.10.1946 schrieb Ficker über die Schlußkapitel des Werks an Kestranek: »Das fortiter in re, suaviter in modo gehört bei Ihnen einer anderen als der Podiums- und Beifallsregion an, in der akademische Wirkformen sich auszuleben pflegen; es endet auch nicht im Abrupten, sondern im Schweigen, aus dem die Aussage gekommen und das ihren eigentlichen Resonanzraum bildet.« Kestranek war schließlich von den schweizerischen und deutschen Verlagsabsichten abgekommen und hatte sich, gegen den Ratschlag Joseph Bernharts, für Österreich, d.h. für den Brenner-Verlag entschieden, was er auch geistesgeschichtlich mit der Betonung des anderen Deutschland während der Nazi-Zeit begründete: »Wenn er [Bernhart] für Deutschland plai-

diert, von ihm noch am ehestens [!] eine allgemeine metanoia erwartet, so mußte er unser Land darin einschließen. Viel Wahres ist in dem, was Ignaz Zangerle sagt, daß sich ›gerade die Deutschen durch ihre vielgerühmte Bildung vom wahren Leben des Geistes selber ausgeschlossen haben.‹ Und wenn wir uns deshalb auch nicht in die Brust werfen müssen, unser gutteil Schuld mitzutragen haben, so dürfen wir doch von Drüben nicht zur Seite geschoben werden. Wir verdienen es umso weniger als Deutschland, indem es uns aus seinem politischen Verbanne ausgeschieden hatte, sich selbst damit, wie die Folgen es erwiesen, aufgegeben hat. Zu seiner metanoia würde also auch wohl eine uns gegenüber gehören, und eine allgemeine geistige Besinnung müßte von seiner politisch historischen begleitet sein. An uns liegt es dabei von Grund aus mitzuhelfen. Der Brenner hat das seinige dazu getan und er ist vielleicht das dazu vorzugsweise berufene Organ, wie er auch Gäste aus dem ›Reich‹ bei sich aufgenommen hat.« (Brief vom 17.11.1946) – Gleichzeitig und unabhängig von Kestraneks Umorientierung hatte Gustav Keckeis vom Benziger Verlag die *Politeia* zurückgesandt und die Ablehnung vom Zeitgeist her begründet: »Ganz gewiß: Ihr Manuscript hat wertvollen Inhalt. Diese philosophisch fundierte Staatslehre, die eine Anthropologie (besonders eine Wissenschaftstheorie) in sich einschließt, zeugt von platonisch-christlicher Grundhaltung und reiht sich den konservativ-romantischen Staatslehren von Burke und Adam Müller an. Für den schweizerischen Verleger – in der Gegenwart – ist aber der theoretisch entfaltete Monarchismus ein Hindernis. Dies liegt in der Geisteslage der Zeit mehr bedingt, als in der Sache selbst, obwohl die monarchistische Einstellung naturgemäß in Ihrem Manuscript mit einer kritischen Haltung der Demokratie gegenüber einhergeht. Mit einer Einführung, die etwa eine Lichtverteilung vornehmen wollte, wäre die Hemmung eher betont als gehoben.« (Abschrift des Briefes von Keckeis im Brief von Kestranek an Ficker vom 26.11.1946)

151 »Wort und Tat« : diese von Lilly von Sauter (1913-1972) und G.M. Bourgeois, dem stellvertretenden Chef der Abteilung für Presse- und Verlagswesen bei der Direktion des Informationsdienstes in Innsbruck, herausgegebene »Internationale Monatschrift« war im August 1946 erstmals erschienen. Aus dem Geleitwort in der Nr. 1: »Die Gefahr unserer Zeit – und nicht nur für Österreich allein – liegt in dem Hang der Menschen, der Erkenntnis der Wirklichkeit auszuweichen. Die Magie des Wortes hat der Gaukler Goebbels mißbraucht, um ganze Völker zu betören. Ist der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts nicht das Beispiel einer Wortvergötzung, die 20 Jahre lang den Deutschen Vernunft und Gewissen umnebelt hat? [...] Um die Zeitschrift ›Wort und Wahrheit‹ scharen sich Philosophen, Ärzte, Wirtschaftler, Musiker, Dichter, Pädagogen, Maler, Bildhauer und Architekten, die sich der dringenden Notwendigkeit bewußt sind, aus Österreich wieder jenes internationale Sammelbecken zu machen, das es einst war. ›Wort und Tat‹ soll sowohl für Österreich wie für das Ausland ein Treffpunkt der Ideale und Gefühlswelten, der Künste, Wissenschaften, Wirtschafts- und Sozialtheorien werden. Sie will Klarheit schaffen, alle Erscheinungsformen des tatsächlichen, alle Meinungen sollen hier zu Wort kommen, vorausgesetzt, daß sie nicht in polemischem Ton verzerrt werden. Die Zeitschrift macht sich keine der in ihr ausgesprochenen Ansichten zu eigen. Sie will nur das Forum sein, das die verschiedensten Standpunkte einander gegenüberstellt.« Die erste Nummer mit dem Schwerpunkt Frankreich brachte u.a. Aufsätze über die zeitgenössische französische Musik (Marcel Beaufils), die Frau in der Malerei (Raymond Cogniat), *Realismus, Dialektik und Transzendenz* (Jean Wahl) sowie Literarisches von François Vernet, Lilly v. Sauter, Werner Bergengruen und Louis Aragon. – Die Zeitschrift konnte bis 1947 erscheinen. Der *Brief an einen Ausgelieferten*, übersetzt von Grete und Josef Leitgeb, erschien 1948 in Boppart a. R. beim Karl Rauch Verlag.

Gottfried Hohenauer: geb. 6.6.1894, Meran; gest. 30.7.1977, Absam. Ministerialrat, Kulturpublizist, langjähriger Leiter der Kulturabteilung im Amt der Tiroler Landesregierung, Mitglied des Landeskulturrats; begründete 1947 die *Kulturberichte aus Tirol* (vgl. die Festgabe zum 70. Geburtstag, Folge 150 der *Kulturberichte*, Juni 1964); nach dem Tod Josef Leitgeb's 1952 war er dessen Nachfolger in der Herausgeberschaft von *Wort im Gebirge*. Vgl. seinen Erinnerungsband *Ernte und Nachlese*. Innsbruck; Universitätsverlag 1967.

Essay: *Geistige Wandlungen bei Beethoven*, wieder in *Wort im Gebirge*, Bd. VIII/IX, 1959.

236-245, sowie zuletzt in *Ernte und Nachlese*, a.a.O., 159-167 (danach wird im folgenden zitiert). Die eingehende Reaktion Fickers auf diesen Essay hat selbst Hohenauer überrascht, wie er im Dankbrief vom 27.12. erklärte. – Hohenauer geht in seinem Essay aus von der Ankunft des jugendlichen Beethoven in Wien 1792 und ordnet dessen revolutionäre Neuschaffung musikalischer Ausdrucksformen in den geistes- und zeitgeschichtlichen Kontext ein: in der Philosophie »war die Skepsis der Aufklärung durch Kant bis zur unerbittlichen Frage nach dem Unbedingten im Erkennen und Handeln, nach Gut und Böse, nach Freiheit und Unsterblichkeit wieder vorgestoßen«; in den bildenden Künsten ließ die »klassische Linie« eine neue Epoche erahnen, die Dichtung schuf »Symbole einer neuen freien Zeit«. (160) In der Musik hatte Mozart Unnachahmbares, Singuläres geschaffen. Die Französische Revolution, für Hohenauer die große geistige Revolte, und Napoleon, der als ihr Vollender erscheint, fanden nun im jugendlichen Schaffen Beethovens »ein geheimnisvolles, aber unverkennbares Widerspiel«. (160) Dieses »napoleonische Phänomen« wandelte sich in der »prometheischen Krise« unter dem Eindruck von »Leid-Erfahrung und Leid-Versenkung«, in deren künstlerischer Übersetzung Hohenauer eine »bestürzende Ähnlichkeit« mit dem Leben Michelangelos feststellt. (162) »[G]erade diese Jahre seiner ersten großen Auseinandersetzungen mit dem Leiden als bestimmender, unausweichlicher Lebensmacht [zeigen] noch am reinsten jene prometheischen, also christusfernen Wesenszüge, jenes Ideal der Selbstvollendung und Selbsterlösung, wie es sich auch in der deutschen Philosophie und Dichtung dieser Epoche ausgeprägt hatte, und wie es dann in die popularisierende, verflachende Deutung und Darstellung Beethovens im späteren neunzehnten Jahrhundert als alleinbestimmend eingegangen ist.« (162) Beethoven gewinnt unter Preisgabe der strengen klassischen Form neue lyrische Inspirationen, konzertante Freiheiten, ein neues Naturgefühl bereichert den musikalischen Ausdruck, »Descende in te et transcede te« – »Steige hinab in deine tiefsten Tiefen und du wirst den Bannkreis deines Ichs überschreiten!« Wo würden wir eine schönere und großartigere Bewährung dieses Augustinuswortes finden, als bei Beethovens Wandlungen, auf den stets einsamer und transzendenter werdenden Pfaden zu seinem späten und letzten Schaffen?« (163) Die »napoleonische Gebärde« tritt zurück, »Beethovens Dasein, abgeschieden äußerlich durch Ertaubung, innerlich durch die entscheidende Hinwendung auf das Ewige und Göttliche, wird immer esoterischer. Dies prägt sich auch im Wandel seiner Gottesschau aus, »Der Gott der Natur«, der ihm zuerst den Weg der Befreiung aus ich-gefestelten Seelenzuständen gewiesen hatte, verwandelt und erhöht sich ihm jetzt immer mehr zum »Gott des Herzen«, zum Gott aller Herzen (Pascal!)).« (163) Gedankenwelt und »musikalische Mission« rücken immer stärker in den Zusammenhang mit einer »religiösen, ja theologischen Sinnggebung«. (163) »Gewiß spricht sich in der Neunten Symphonie und noch mehr in der Missa solemnis die transzendent-religiöse Richtung seines jetzigen Schaffens, schon durch die gedanklichen Gegenstände dieser Schöpfungen, am faßbarsten aus.« Doch zeigen besser noch die späten Klavierstücke und die »letzten Quartette« Beethovens Welt- und Gottes-Verständnis. (164)

152 194 [7]: im Original irrtümlich mit 1946 datiert.

Korpuskulartheorie: früherer physikalischer Theorie-Ansatz, der nur Teilchen als Grundelemente annahm, etwa Licht als in Lichtgeschwindigkeit abgegebene Teilchen definierte; hat seit den Erkenntnissen in der Wellentheorie an Bedeutung verloren.

Wort Fr. Nietzsche's: aus der Vorrede des Zarathustra: »Ich sage euch: man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch.« In: Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1968, 13. (Kritische Gesamtausgabe hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Sechste Abteilung, Band 1)

153 Erika Spann-Rheinsch: geb. 4.10.1880, Trennfeld/Bayern; gest. 25.8.1967, Bergwerk/Burgenland. Lyrikerin, Übersetzerin, Erzählerin. Lebte in Brünn und Wien, zuletzt in Neustift b. Mariasdorf im Burgenland. Heiratete 1906 den Nationalökonomien und späteren Ständestaatstheoretiker Othmar Spann. Gedichtbände u.a.: *Andachten*, 1908; *Paracelsus und sein Jünger*, 1921; *Buch der Einkehr*, 1923; *Das selige Buch*, 1925.

**Besprechung:** »Der Brenner« in der *Presse* (Wochenausgabe) vom 25. I. 1947. Dort wird Fickers »Beitrag zur Wahrung und Befestigung inwendigen Menschentums« gewürdigt, der in Zeiten des konstatierten Werte- und Sprachverfalls umso fruchtbarer wirke. »[D]ie Sprache ward am Babel der Idiome zuschanden«, dagegen könne man sich am Heilen, Unantastbaren halten, und dieses sei für Ficker »das Christentum in seiner genauen, dogmatischen, den Urvätern geoffenbarten Gestalt. [...] Alle Beiträge [der 16. Folge] bekennen sich zum katholischen Christentum, das Transzendente ist ihnen nicht minder vertraut als das Immanente, ja sogar noch stärker verbürgt, weil von ewigem Zeugnis bezeugt. Davon haben alle Abhandlungen ihre Geschlossenheit, aber auch ihre Grenzen.«

**Dichtungen:** Neben dem Gedicht *Der Engel vor dem Throne* sandte Spann-Rheinsch 16 weitere Gedichte. Typoskripte im BA.

**Mörzinger:** Johann Mörzinger (1869–1944); 1919 Mitgründer, bis 1941 Schriftleiter des *Wiener Kirchenblatts*.

**Kardinal Piffli:** Friedrich Gustav Piffli; geb. 15.10.1864, Landskron/Böhmen; gest. 21.4.1932, Wien. Seit 1913 Wiener Erzbischof, seit 1914 Kardinal. War 1918 entschieden für die Republik eingetreten, auch in einem Hirtenbrief.

»Geistliches Bilderbuch«: *Bilder und Symbole*. Hellerau-Leipzig: Jakob Hegner 1930.

154 **mein Mann:** Othmar Spann; geb. 1.10.1878, Wien-Altmannsdorf; gest. 8.7.1950, Neustift/Burgenland. Spann war 1919-1938 Ordinarius für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre an der Wiener Universität; 1931-1937 Herausgeber der Zeitschrift *Ständisches Leben. Blätter für organische Gesellschafts- und Wirtschaftslehre*; 1933 korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; März 1938 Dienstenthebung durch die nationalsozialistischen Machthaber; Haft in München bis August 1938; Rückzug aufs burgenländische Landgut; 1945 keine Wiedereinsetzung. Spann war seit den Zwanziger Jahren der führende österreichische Wissenschaftler, der betont nationalsozialistische Gedanken in seinen Werken und in seiner Lehrtätigkeit äußerte, v.a. außenpolitisch erreichte seine Lehre nahezu Deckungsgleichheit mit der in Hitlers *Mein Kampf* vorgelegten »Weltanschauung« (*Vom Wesen des Volkstums, Was ist deutsch?*, 1920; *Der wahre Staat*, 1921); seine anti-demokratischen politischen Ideen gingen 1930 ins Programm der österreichischen Heimwehren, den Korneuburger Eid, ein; in seiner ganzheitlich-korporativen, dem italienischen Faschismus am nächsten gelegenen, insgesamt aber ahistorisch-idealistischen Gesellschaftstheorie faßte Spann klerikalromantische und aggressiv deutschnationalistische Ideen zu einem föderativ angelegten Ständestaatsmodell zusammen, das er im Laufe der politischen und sozialen Entwicklungen in Deutschland und Österreich seit 1933 (Machtübernahme durch den NS) bzw. 1934 (Ständestaatsverfassung) weder im zentralistischen Führerstaat Hitlers noch im österreichischen Klerikalfaschismus verwirklicht sah, wodurch er zwischen die Fronten geriet. »Während Spann durch die Unterstützung der österreichischen Nationalsozialisten und ihrer Anschlussforderung die Sanktionen des klerikalen Regimes Dollfuß herausgefordert hatte, war er von den deutschen Nationalsozialisten angegriffen worden, weil er wegen seines ideologischen Einflusses auf den österreichischen Sozialkatholizismus dem klerikalen, anschlussfeindlichen Lager des österreichischen Bürgertums zugeordnet werden konnte.« (Klaus-Jörg Siegfried: *Universalismus und Faschismus – Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns*. Wien: Europa Verlag 1974, 223) Die Ablehnung der nationalsozialistischen Rassenideologie führte zur entscheidenden Kontroverse des Spann-Kreises mit den Regimeideologen, in der die Unvereinbarkeit der »Weltanschauungen« über alle Gemeinsamkeiten als autoritäre Staatsmodelle hinweg betont wurde. Weitere Werke von Spann: Beiträge im *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* (1923ff.); *Imperialismus, Klasse und Stand, Organisation, Rangordnung, Eigennutz, Soziologie; Gesellschaftsphilosophie*, 1928; *Kämpfende Wissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur Volkswirtschaftslehre*, 1934; *Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage*, 1947. Vgl. auch Walter Heinrich (Hrsg.): *Othmar Spann – Leben und Werk*. Bd. 21 der Gesamtausgabe, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979.

**Sohn:** der ältere, Adalbert Spann, war im Zweiten Weltkrieg in Rußland gefallen, der jün-



gere, Raphael Spann, wurde 1963 Mitherausgeber der Gesamtausgabe der Werke seines Vaters in der Grazer Akademischen Druck- und Verlagsanstalt.  
die rechte Farbe: im Original rot geschrieben.

155 Alfred Focke: Ps, Karl Eckhof; geb. 24.12.1916, Teplitz-Schönau/Böhmen; verschollen seit 15.8.1982, Bezirk Lienz. Ordenspriester, Literaturhistoriker, Essayist. 1946 Priesterweihe, 30.4.1947 Promotion in Innsbruck, ab 1950 Religionsprofessor in Wien, 1953 Lehrbeauftragter für Philosophie der Kunst an der Akademie der bildenden Künste, ab 1967 Lehrauftrag an der Universität Wien für philosophisch-theologische Probleme in der modernen Literatur, in den letzten Jahren zusätzlich Lehrauftrag an der Innsbrucker Theologischen Fakultät. Mitglied des PEN seit 1953. Vgl. P. Vinzenz Nostitz: *Das war er doch ganz gewiß. In memoriam Univ. Prof. Dr. P. Alfred Focke SJ, seit 15. August 1982 in den Bergen Osttirols vermisst*. In: *Thurmtaler*, 6, 1982, H. 7, 34ff. In seinen literarhistorischen Arbeiten beschäftigte er sich, jeweils unterm Leitmotiv »Liebe und Tod«, mit Rainer Maria Rilke (1947), Georg Trakl (1955) und Getrud von Le Fort (1960). Außerdem: *Dichtung als Wahrheit und Freiheit*, 1963; *Für und wider die Zeit*, 1971; Artikel *Albert Paris Gütersloh* in NÖB XIX, 1976.

Arbeit über Rilke: diese Dissertation (Innsbruck 1947) ist erschienen als *Liebe und Tod. Versuch einer Deutung und Auseinandersetzung mit Rainer Maria Rilke*. Wien: Herder 1948. Im Vorwort – datiert mit Innsbruck, 2.2.1947 – faßt Focke kurz zusammen: »Der Schlüssel zum Werk Rilkes ist das Problem von Liebe und Tod. Von da aus gelingt dann der Einstieg in alle anderen Fragen, wie sie z. B. Dingmystik, Verwandlung, Rühmung, Orpheus usw. sind. Der Dichter geht aus, nach unserem Deutungsversuch, vom Erlebnis menschlicher Kontingenz, die in den Bildern von Unzulänglichkeit, Vergänglichkeit, Heimatlosigkeit u.a. alles Menschlichen aufscheinen, und sich schließlich über die Angst, die im Letzten Existenzangst ist, in den Tod hinein vollendet, den Tod als das furchtbare Zugrundegehen des Lebens. Dieses Kontingenzerlebnis ist Ausgangspunkt und Bedingung für den Aufstieg in die Liebe, die dem Menschen ein dauerndes und gesichertes Sein gibt. Und diese Liebe, eine wahrhaft metaphysische Liebe, tritt nun furchtlos vor das Angesicht des Todes. Und gerade weil Kontingenz und Tod Bedingung für den Aufstieg in die Liebe sind, begibt sie sich immer wieder in Kontingenz und Tod, um Leben und Sein, Vollendung in der Liebe zu gewinnen. In Kontingenz und Tod wächst die Liebe über diese hinaus.« (8f.)

reinen Widerspruch: Anspielung auf das von Focke öfter herausgearbeitete Strukturmotiv, das auch in Rilkes Grabinschrift formuliert ist: »Rose, o reiner Widerspruch, Lust / Niemandes Schlaf zu sein unter soviel / Lidern.« – Ficker bezieht sich hier wahrscheinlich auf Fockes Auseinandersetzung mit der Charakterisierung Rilkes als »gottlosen Gottsucher«, denn »damit steht und fällt [...] die Richtigkeit oder Unrichtigkeit Rilkescher Weltanschauung.« (Focke, a.a.O., 158) In den späten Werken Rilkes bemerkt Focke ein Kreisen in reiner Welt-Immanenz, ein Aufgehen in der Welt, »in der auch Gott nicht mehr ist. Ihm werden alle Eigenschaften abgenommen und der Welt zurückgegeben, an Liebe und Tod, jenem Kreislauf von Liebe und Tod, der nun ganz allein in sich besteht. Gott ist nicht mehr sagbar und es ist eine ungeheure Diskretion zwischen ihm und uns«. (159) Letztlich konstatiert Focke bei Rilke eine »Hybris der Schwermut, deren letzter Stolz es ist, von niemandem, auch von Gott nicht, Tröstung anzunehmen«. (161) Das volle und restlose Ja zur Welt, das allein zur Gotteserkenntnis, einer liebenden Erkenntnis, führen könne, bleibe Rilke wegen seiner trostlosen Gestimmtheit versagt. (Vgl. a.a.O., 154, 162)

156 in der »Furchen«: *Wort und Sein* von Prof. Dr. Leo Gabriel am 26.4.1947. Gabriel ortete im neuen *Brenner* eine »esoterische Geistigkeit«, die er in sprachtheoretisch und geistesgeschichtlich verblämter Polemik scharf angreift. Gegen den »philosophischen Realismus eines Theodor Haecker« sei der *Brenner* nun zu einer »Logosmystik« gelangt, die der »Welt der Schönheit«, wie sie im poetischen Wort erstehe, einen »höhere[n] metaphysischen Rang« zuschreibe als der »Welt der Wahrheit«, deren Erkenntnismedium das logische Denken sei. Das im *Brenner* formulierte radikale Mißtrauen gegen den Erkenntnisbegriff der positiven Wissenschaften wird von Gabriel ineingesetzt mit einer »den Sinn der

Menschen gründlich [verwirrenden] [...] Hingabe an das Irrationale, an das Erlebnis, an die Logik des Gefühls, an die Unmittelbarkeit der Existenz.« Die Traditionslinie, in der der Brenner sich nun finde, führe vom »Evangelismus der Reformation« über die romantische Logosphilosophie, der die »reale Christusexistenz«, die Fleischwerdung des Wortes also, als »Grundlage des christlichen Realismus« widerspreche, zum »Wortmagismus«, dessen philosophischer Höhepunkt bei Nietzsche »den Nihilismus ausstrahlte, den wir als letzten Ausläufer dieser Entwicklung in der dämonischen Wortmagie des nationalsozialistischen Wortwirkens in Rede und Propaganda erlebt haben.« Hier und überall, wo religiöse und metaphysische Phänomene »verächtlich dem privaten Gefühlserlebnis des einzelnen und der lyrischen Produktion« überantwortet würden, sieht Gabriel seine sprachphilosophische Ausgangstheze, Sprache als »Möglichkeit der Lüge überhaupt«, verwirklicht und hier ordnet er das Logosverständnis des Brenner ein, die »Seinsbezogenheit« des Worts als »in der Sprache selbst immanent gelegen« zu betrachten.

»Weckruf«: Kapitel aus *Der kommende Tag* erschienen 1948 im Verlag Karl Alber, München, 207-221. Sardes und Philadelphia sind zwei der sieben Gemeinden, an die in der Apokalypse des Johannes Sendschreiben gehen (vgl. Offb. 3,1-13). Beide Kapitel in B XVII, 1948, 145-161. – Vgl. auch Fickers Stellungnahme zur Apokalypse und zum *Kommenden Tag* in seinem Brief an Schlier vom 20.2.1947: »[...] jetzt bist Du mitten im Herzen, im tragenden Grund Deiner Wortvollmacht im Geiste jener Wahrnehmungskraft, die uns die Geheime Offenbarung erschließt: ein Zeichen, daß die Wiederkunft des Herrn in diese Welt des Abfalls von Ihm sich sichtlich vorbereitet. Darum muß ich aber darauf bestehen, daß der »Weckruf« im »Brenner« erscheint und vorerst nirgends sonst; denn nur hier, im Zusammenhang der nächsten Folge, wird er seine Bedeutung und Tragweite – unbeschadet seiner Eigenwirkung – so unmißverständlich enthüllen, daß er nicht als Kuriosum aus dem Rahmen seiner Umgebung fällt. Aus diesem Grund hat Dir ja auch die »Wandlung« den »Weckruf« zurückgeschickt, und dieselbe Erwägung würde voraussichtlich auch Prof. Mauer bestimmen, von einer Veröffentlichung in seiner Zeitschrift [*Wort und Wahrheit*] abzusehen; denn sie hat Rücksichten auf gewisse Strömungen in höheren geistlichen Kreisen zu nehmen, die immer deutlicher einen reaktionären Kurs verfolgen und alles eher als die Eröffnung inspirierter Ausblicke in das Schicksal der Kirche am Ende der Zeiten an Hand der Geheimen Offenbarung wünschen.« Der Ort für die »Neuschöpfung« der Schlierschen Dichtung sei der Brenner: »Gerade der nächste Brenner aber soll und wird eine überraschende Klärung aller jener Perspektiven bringen, die uns als katholischen Christen heute am Herzen liegen müssen und die im »Weckruf« wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen.«

Frau Steiner: nicht ermittelt.

Hans Grobrieder: geb. 30.9.1912, Düringen/Schweiz; lebt in Freiburg/Ch. Literaturwissenschaftler, Lyriker, Erzähler, Essayist, Übersetzer aus dem Französischen und Englischen. Mitglied des Schweizerischen Schriftstellerverbandes. Hatte 1939 in Freiburg/Ch. dissertiert über Reinhard Johannes Sorges »Beitler« – *Der Schöpfungsgang des ersten expressionistischen Dramas*. Werke u.a.: *Freiburg* (Essays), 1946; *Der Stern im Schnee* (Erzählungen), 1953; Übersetzungen christlicher Literatur, u.a. Thomas Merton (*Der Berg der sieben Stufen*, 1950; *Der Aufstieg zur Wahrheit*, 1952), Elisabeth Goudge (*Der Mann aus Nazareth*, 1954) und Gustave Thibon (*Das Leben zu zweit*, 1955).

Ihr Brief: vom 9.5.1947. Grobrieder hatte von seinem Freund, dem welschschweizerischen Schriftsteller Gustave Roud, wieder von Ficker erfahren und ihm den Band *Miguel Mañara. Ein Mysterienspiel – Gedichte* des aus Litauen stammenden, französisch schreibenden Dichters O. W. von Lubicz-Milosz in seiner eigenen Übersetzung (Luzern: Verlag Josef Stoeker 1944) geschickt. Auch äußerte er seinen Dank für Fickers Verdienste um Georg Trakl und Ferdinand Ebner und erwähnte weiters, daß Roud sich entschlossen hätte, Trakl ins Französische zu übersetzen. »Er ist, wie kaum ein zweiter, dafür begabt und liebt den Dichter außerordentlich. Hoffen wir nur, daß dieses Gespräch von Dichter zu Dichter wieder anhebe und wie ein unsichtbares Netz der Hoffnung die Grenzen zwischen den Zeiten und Ländern zudecke, damit das echte Wort gelte und weiterlebe.« – Ottokar Wenzeslaus von Lubicz-Mi-

losz; geb. 28.5.1877, Czereia/Bezirk Kowno; gest. 2.3.1939, Fontainebleau. Die Familie übersiedelte 1889 nach Paris, wo Lubicz-Milosz seine klassische Bildung erhielt und sich mit den hebräischen, aramäischen und assyrischen Sprachen beschäftigte; auf zahlreichen Reisen durch ganz Europa lernte er die verschiedenen Literaturen kennen und verkehrte selbst in den Pariser Literaturkreisen. Großbieder schreibt in seiner Einleitung zu *Miguel Mañara*: »Ein schmerzlicher Versuch, seinem Leben ein Ende zu machen, eine lange, schwere Krankheit, der Weltkrieg von 1914 und an dessen Ausgang, der Verlust seiner Güter in Litauen, wohin er vorher mehrmals für einige Zeit zurückgekehrt war, mögen seine äußere Einsamkeit und die Verinnerlichung seines Daseins und Denkens gefördert haben. Er wird nach dem Krieg diplomatischer Vertreter Litauens in Paris und läßt sich dann 1931 ins französische Bürgerrecht aufnehmen.« (14) Und über die Bilder und Metaphern der früh von den Pariser Symbolisten beeinflussten Lyrik Milosz: »Es gibt in der neuern Literatur kaum eine so offene, unmagische Dichtung wie diese – offen, wie das Ohr offen ist in der Nacht für die äußern und innern Geschehnisse und wie die Seele des Heiligen stets offen steht für die Regungen des Ewigen in der Schöpfung; beides ist in dieser Dichtung in eigentümlicher Verschlingung gegenwärtig. Hier, in den weltlichen Gedichten, fällt Milosz wohl bis auf den Grund der Schwermut und des Weltleids, doch steigert sich dieses Gefühl auch schon zur Bereitschaft für das Geistige und zur Liebe. [...] Diese Gedichte haben so wenig von ihrem wahren Schwergewicht verloren, wie etwa die des jungen Hofmannsthal, an welche sie ein wenig erinnern; anderseits denkt man auch an Trakl [!], nur sind sie um ein Grad weltweiter, menschlicher, vertrauter und stärker aufs Wesenhafte gerichtet.« (18 f.) »Die späteren religiösen, oder besser teils metaphysischen, teils biblischen Gedichte, entstehen aus einer fast ganz verwandelten innern Haltung, welcher eine eigentliche Entrückung in eine neue Welt vorausging. Sie sind zu individuell, zu sehr einer äußersten geistigen Hingabe verpflichtet, um uns leicht zugänglich zu sein [...]. Es sind bestimmte Schilderungen eigenster metaphysischer Einsichten, und zugleich Bekenntnisse und Preisgesänge. Am ehesten möchte man sie in die Nähe schwierigerer christlicher oder sonst mystischer Dichtungen bringen, mit der man heutige hermetische Dichter liest oder wie man die Apokalypse oder Jakob Böhme oder dunklere Stellen bei Dante betrachtet. Wo uns da der Sinn des Buchstabens oder der ganze Zusammenhang nicht recht einsichtig wird, erweckt immer noch die Schönheit des Dichterischen Ahnungen und Hintergründe in Fülle.« (20) Gegen Ende seines Lebens bekannte Milosz sich zu seinem strengen Kirchenglauben, obwohl er während seiner Hauptschaffensperiode nicht praktizierender Katholik gewesen war. Das Bibelstudium habe ihn »in absoluter Weise in seinem Glauben befestigt.« (26) Zuletzt werden noch Milosz' Selbstaussagen über visionäre Erlebnisse als Quellen seines dichterischen Schaffens angeführt, was Großbieder allerdings nicht weiter verfolgt, »hat man doch eine ziemliche Mühe, als Uneingeweihter dies sein Land zu betreten.« (27 f.)

»September-Symphonie«: im erwähnten Buch, 111-117. Neben dieser verfaßte Milosz noch drei weitere »Symphonien«, die Großbieder Ficker auf dessen Bitte hin zugehen ließ: *Novembersymphonie*, *Frühlingsgesang* und *Unvollendete Symphonie*. »Ich bitte Sie darum aus meiner persönlichen Berührtheit durch diesen Dichter, die heute – in meinen alten Tagen – jener gleicht, die mich einstens dem noch unverstandenen Trakl aufschloß.« (Ficker an Großbieder, 31.7.1947)

157 **Soterische**: vom griech. »Soter«: Erlöser, Retter.

**Herrn Roud**: Gustave Roud (1897-1976) war über Kurt Horwitz zu Ficker gekommen und stand mit ihm seit Juni 1946 wegen seiner Übersetzungsarbeit an Georg Trakl in Briefwechsel. Roud lebte sehr zurückgezogen auf dem Land, was ihm häufiges Motiv für sein wenn auch knappes eigenes schriftstellerisches Schaffen war. Über sein Werk – kurze Prosa und Lyrik: *Adieu* (1927), *Air de la solitude* (1945), *Requiem* (1967), *Campagne perdue* (1972); zweibändige Ausgabe *Ecrits* (1950) – schrieb Rouds Freund Philippe Jaccottet 1968: »Das poetische Werk Gustave Rouds zeigt zwei auseinanderstrebende und zugleich miteinander verbundene Aspekte, Einsamkeit und Paradies, und dies, weil das Werk in einer tiefen Doppelerfahrung seinen Ursprung hat: dem Ausschluß aus dem Gemeinschaftsleben und der Vision des Ewigen, über die Rechenschaft abzulegen einzig und allein die Poesie hoffen zu können scheint.« (Zit.

nach Manfred Gsteiger: *Die französischsprachige Literatur der Schweiz seit 1945*. In: *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz*. Hrsg. von Manfred Gsteiger. Zürich, München: Kindler 1974, 500) Roud hatte bei Mermod 1941 Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter*, 1942 eine Hölderlin-Auswahl ins Französische übersetzt. Ficker sandte ihm ein Exemplar der *Erinnerungen an Georg Trakl*, das Roud später an Großrieder weitergab. Am 6.2.1947 schickte Roud die für die Zeitschrift *Lettres* (Paris) vorgesehenen, später aber in *Formes et Couleurs* (Lausanne, 1948, H. 1) und jene in *Gilde du livre* (Lausanne, 1947, H. 3) in seiner Übersetzung publizierten Trakl-Gedichte. 1950 (1951?) kam Roud nach Mühlau zu Ficker, dessen Rolle Trakl gegenüber er mit jener Isaak Sinclairs für Hölderlin verglich: »l'ami prodigue d'une amitié toujours plus miséricordieuse, le sauveur toujours présent aux instants les plus noirs, quand la parole ne compte plus, mais seul l'agir.« (1964 verfaßtes Vorwort von Gustave Roud zu seiner Trakl-Übersetzung: *Vingt-quatre poèmes*. Paris: La Déflirante 1978, 12)

I h r e r A b h a n d l u n g : erschien als *Fülle und Verrat der Zeit – Zum Begriff der existentiellen Situation*. Graz, Salzburg, Wien: Anton Pustet 1948. Kraus charakterisiert darin zunächst den religiösen Existenzialismus Kierkegaards und den nihilistischen Nietzsches, jenen als aufgeschlossenen, stets auf Gott gerichteten, sich zu ihm entscheidenden, diesen als in »heroistisch-dionysische[r] Verzweigung« abgeschlossenen, von Gott sich losringenden, die »e-s-hafte Natur« vergöttlichenden. (5 ff.) Keinen Zweifel läßt sie im folgenden, daß die »wahre Existenz« des Menschen einzig jene seiner »transzendenten Urgebundenheit« an Gott ist. (14) Auf die Geschichte angewandt heißt das: »Die Geschichte ist ganz und gar transzendent, nicht immanent. Darum kann Geschichte nicht gemacht werden, sondern nur geschehen.« (14) Und sie endet, da sie in Christus begonnen, in Ihm. »Das Leben, die Geschichte Christi auf Erden aber hatte gleichfalls einen existentiellen Kern, eine ›Situation‹. Diese Situation muß somit der höchste Orientierungspunkt, das letzte Richtbild unserer jeweils eigenen Situation sein. Diese Situation Christi ist das, was die Schrift ›Seine Stunde‹ nennt. Das Richtbild, die ›Norm‹ der wahren existentiellen Situation ist also die Stunde Christi.« (18) Diese Stunde meint einmal »den souverän verfügbaren Augenblick der Offenbarung Seiner Schöpfergotttheit«, dann auch »jede Stunde« und zuletzt den Tod Christi. (19) »In allen drei Bedeutungen ist Gott, dem freien Herrn der Stunde, nur in Freiheit zu begegnen. *Die Stunde ist der Ort Gottes.*« (20) »Die Pflicht der Stunde aber wie ihre Gnade ist Liebe.« (20) »*Die Stunde Christi ist die absolute Einheit der Liebe.* In dieser Einheit der Liebe allein findet das gehorsame Erwarten der Stunde seine Erfüllung. Es findet sie in einem Gehorsam von äußerster, d.i. *vorbehaltloser Exaktheit.*« (23) Und Liebe und Tod zusammenbringend pointiert Kraus: »*Die Vorbehaltlosigkeit gehörte unerläßlich zum Richtbild der Situation des wahren Existenzialisten, und zwar sichtbar werdend als Opfer der Liebe bis zum lebenspendenden Tod.*« (27) Die von Ficker hervorgehobene Stelle lautet nun anschließend: »*Ebenso gehört zum Richtbild des unwahren Existenzialisten unerläßlich der Vorbehalt.* Im Vorbehalt sichert sich das unwahre Ich gegen die gnadenhaft immer bereitstehende Möglichkeit der Um- und Einkehr in die Macht des wahren Ichs, das, gründend im Wir von Gott und Menschheit, die Liebe ist. Der Vorbehalt ist der Riegel gegen die Liebe.« (27)

z e l o t i s c h : hier: eifernd, übertrieben; von »Zelos« (griech.: fanatischer (Glaubens)Streiter; ursprünglich zur Zeit Christi antirömische jüdische Partei).

E p i t h e t a : Beiwörter, Adjektiva.

159 Z a n g e r l e : rief im Dienst der apostolischen Administratur in Tirol das Katholische Bildungswerk ins Leben und betätigte sich hier als Vorreiter »christlichen Erneuerungs- und Verständigungswillens«, was ihn in Konfrontation mit reaktionären Wiener Prälatenkreisen brachte. »Aber Dr. Z. hat sich nun einmal vorgenommen, alle Widerstände, denen er begegnet, einfach »niederzulieben«, wozu ihn die vorbildliche christliche Haltung, die seinem Wesen gemäß ist, in der Tat sehr befähigt.« (Ficker an Waldemar Gurian, 14.12.1947) Er war zum Jahresende 1946 entlassen worden, was Ficker im Brief vom 5.12.1946 an Paula Schlier wie

folgt kommentierte: »Unter dem Deckmantel eines propagandistisch nach außen gekehrten Verständigungsprogramms leben die alten Intriguen und Parteigegensätze wieder auf. Ihnen ist im Zuge eines rein formalistisch gehandhabten Entna[zi]ifizierungsverfahrens auch Zangerle zum Opfer gefallen, der ungeachtet seiner langjährigen, nach christlichen Gesichtspunkten orientierten und auf humanen Grundsätzen beruhenden praktischen Erfahrung gestern seinen Abschied vom Berufsberatungsamt erhalten hat, weil er sich weder in die sozialistische noch in die reaktionär-katholische Österreichische Volkspartei pressen lassen wollte. Wenn man bedenkt, daß er der führende Kopf einer katholischen Erneuerungsbewegung im Lande ist, die auch vom Bischof und dem Seelsorgeamt unterstützt und betreut wird, dann läßt dieser Vorgang tief blicken und könnte einem den letzten Rest von Hoffnung auf Besserung der Verhältnisse in absehbarer Zeit und ohne die Notwendigkeit weiterer Katastrophen rauben.«

**Kaplan Fischer:** Othmar Fischer; geb. 4.9.1895, Innsbruck-Wilten; gest. 27.10.1989, Innsbruck. Priester. Am 9.4.1922 Weihe in Brixen, in der Zwischenkriegszeit im Innsbrucker Männerheim seelsorgerisch tätig, dann in der Pfarre Neupradl und in zahlreichen Tiroler Gemeinden, zuletzt langjährig in Gries am Brenner.

**Bischof Preysing:** Konrad von Preysing; geb. 30.8.1880, Kronwinkl; gest. 21.12.1950, Berlin. Seit 1935 Bischof von Berlin, seit 1946 Kardinal.

**Frankls Vortrag:** Viktor E. Frankl; geb. 26.3.1905, Wien; lebt in Wien, Psychologe, Begründer der Logotherapie. Der hier erwähnte Vortrag, u.d.T. *Der seelisch kranke Mensch vor der Frage nach dem Sinn des Daseins* am 19.2.1947 in Innsbruck gehalten, erschien im selben Jahr bei Deuticke, Wien.

**Dr. Reinermann:** Wilhelm Reinermann. Lebensdaten nicht ermittelt.

in der »Austria«: 2, 1947, H. 2, 79f. Unter dem Titel *Zwei Höhenfeuer* waren dort das neue *Hochland* und der neue *Brenner* kurz rezensiert worden. Reinermann ordnet beide Zeitschriften in den Hauptgedanken seines Leitartikels zu diesem Heft, *Zeichen einer Wende im Abendland* (1-8), ein: Nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus sei nun bei bedeutenden Vertretern aus den Naturwissenschaften ein Zeugnis für den Schöpfergott zu vernehmen; die Existenzphilosophie, »[v]on einem einsamen Kämpfer gezeugt, dem Dänen *Søren Kierkegaard*, mitten im Sonnenlicht des auf seinem Gipfel stehenden europäischen Liberalismus«, mache sich mit Heidegger und Jaspers auf den »Siegeszug« nach Frankreich und England (4f.); in der Theologie schließlich erstehe aus einer reformatorischen Neubesinnung der »christliche Existentialismus«; was alles Reinermann unter dem Begriff der »neuen abendländischen Transzendenz« zusammenfaßt: »Eine wirklich große Zeit, eine Weltstunde des Geistes, ist angebrochen. Was dem letzten Jahrhundert nicht gelang, ist dem unsrigen erneut zur Aufgabe gestellt: die Wiederversöhnung von Glaube und Kultur. [...] Der Triumph des Fortschritts ist vorbei, die autonome Gottähnlichkeit entthront, der pantheistische Nebel verfliegen, die bürgerlich-ästhetische Verharmlosung der Welttragik zerstoßen, der autarke Wettlauf der Isolierung zusammengebrochen, das nationalistische Idol als Prinzip der Selbstzerstörung erkannt.« (48) Und über die Rolle des *Brenner* in diesen Zeitläuften schreibt Reinermann: »Sein Herausgeber *Ludwig von Ficker* hat unter Verzicht auf alle äußeren Erfolge seine Zeitschrift auf einer fast einsamen Höhe der geistigen Zwiesprache zwischen erlesenen Menschen aus Dichtung und Philosophie gehalten. Und zwar war das Echo im Heimatland Österreich das weitaus geringere, obwohl die Geburtsstätte der Zeitschrift, das geistig so regsame Innsbruck, ihm vielleicht doch eine tiefere Resonanz hätte bieten können. Das hat sich nun mit der jüngst erschienenen neuen Nummer [...] sichtbar gewandelt.« Die »bedeutsame[.] Wende« dieser Folge »ist wohl selbst der erlauchteste Beweis für die Umkehr der führenden Schicht unserer Intelligenz. Denn sie hat wie in einer Mutation alle, auch die feinsten Fasern einer sublimen Immanenz abgestreift und sich in vollen Zügen der neuabendländischen Transzendenz hingegen.« Hervorgehoben werden die Erinnerungen an Theodor Haecker, der »vielleicht die geheime innere Brücke zwischen dem früheren und dem heutigen »Brenner« darstellt«, Zangerles Dichter-Aufsatz (»dieser Traktat verbindet in einem prachtvollen architektonischen Gefüge die klare Seinschau der *philosophia perennis*, und zwar intuitiv wie diskursiv, mit dem reformatorischen Ernst der neuen gläubigen Inbrunst«) und Gertrud von Le Forts *Vergessenes Vaterland*. »Besondere Erwähnung verdienen auch die umfangreichen Versdichtungen Paula

Schliers, die einen quellenden Reichtum religiös ergriffener Gesichte in psalmodierender Form ausbreiten.«

**Dr. Stepan**: Karl Maria Stepan; geb. 24.6.1894, Wien; gest. 11.9.1972, Graz. Nach dem Krieg bis 1968 Generaldirektor des Verlagshauses Styria. Die Bemühungen bei Styria brachten wenig Erfolg; Stepan schickte, wie schon zuvor Benziger, das *Politeia*-Manuskript mit der Bitte nach gründlicher Überarbeitung an Kestranek zurück, worauf Ficker am 8.12.1947 einging: »Freilich fragt es sich, ob er [Stepan] sich am Ende für die Annahme eines Werkes entscheiden wird, das schon in seiner Sichtweite einen distinguierten Leserkreis voraussetzt, als ihn die Styria bei allem Bestreben, auch verwöhnteren Ansprüchen heute in ihrem landläufigen katholischen Verlagsrahmen zu genügen, für gewöhnlich zur Verfügung haben dürfte.« Die Bedenken des Lektors gingen wegen des geforderten Geisteshorizonts auf eine mögliche Unzeitgemäßheit und folglich Inopportunität der *Politeia* hin. »Diese Zwangsjacke von Rücksichten auf gegebene und möglicherweise noch bevorstehende Gefährdungen ihrer Geschäftsinteressen können und wollen vorwiegend geistlich gestützte Aktiengesellschaften im Verlagswesen wie die Styria in so kritischen und zur Vorsicht zwingenden Zeiten nicht gerne abstreifen. Das läßt sich verstehen, so merkwürdig bei Unternehmungen konservativen Gepräges mit einem solchen Spielraum der Mittel der Mangel an echtem, an weitblickendem katholischem Wagemut berührt. Das ist mir schon seinerzeit bei der Stellungnahme des Schweizer Verlages Benziger zu [I]hrem Werk aufgefallen. Alle wollen sie, auch jetzt bei uns, lieber verlässliche Demokraten scheinen als mit Einsatz eines gewissen Risikos Aussichten eröffnen, die wahren Hierarchisten unter allen Umständen gut zu Gesicht stünden. Ich kann mir das eher leisten, aber nur, weil ich außer dem notdürftigen Instrument, das mir die Vorsehung in die Hand gespielt hat, nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen habe.«

160 **Projekt**: darüber konnte nichts ermittelt werden.

»Furchen«: *Wort und Sein* von Leo Gabriel, am 26.4.1947.

Ihr **Brief**: vom 24.6.1947, nicht erhalten.

161 »Die Bestimmung des Dichters«: von I. Zangerle, B XVI (1946), 112-199.

162 **Wirklichkeit** . . . : Ficker bezieht sich hier auf einen Gedanken in Kockerbecks Freiburger Staatsexamensarbeit, *Georg Trakls Verhältnis zu Leben und Tod*, über die sie zu der Zeit in regem Briefkontakt mit Ficker stand. »Realität« faßte sie darin als geistig Lebloses, »Wirklichkeit« als lebendigen Geist auf.

**Stelle bei Trakl**: *Heiterer Frühling*, HKA I, 50. Die letzte Strophe lautet dort: »So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt; / Und leise rührt dich an ein alter Stein; / Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein. / O Mund! der durch die Silberweide bebt.«

163 **AN OTTO MÜLLER**: dieser Brief, zu dem auch drei Entwürfe erhalten sind, liegt als Durchschlag mit handschriftlichen Korrekturen im BA.

Ihr **em Wunsch**: im Brief vom 12.8.1947 hatte Otto Müller Ficker um ein Vorwort zu Kubins Zeichnungen gebeten. Müller ging schließlich auf den Vorschlag von Ficker ein. Vgl. Otto Mauer: *Alfred Kubins Traklsche Verwandlung*. In: *Offenbarung und Untergang. Die Prosadichtungen von Georg Trakl mit 13 Federzeichnungen von Alfred Kubin*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1947. Mauer benennt Kubins »Grunderlebnis [als] das einer brüchig gewordenen Welt, durch deren klaffende Risse Gespenster grinsen und das Nichts gähnt.« Dem Zeichner fehlt das »sühnende Herz«, sein Werk zeigt ganz: »Ungetröstete Verzweiflung«. Trakl kennt wie jener »die verzehrenden höllischen Qualen des Fleisches und die furchtbar männliche Schwermut des Geistes, der einsam ist.« Und doch geht ihm und in seinem Werk, »wenn auch für Augenblicke, das heilige Ostern auf«: »Zerrütteter Geist, der Gerechtes sinnt, Bilder des verlorenen Paradieses in allen Gesichtern der Verwesung und jene Tiefe der Farbe aus dem dämmernden Morgen der Schöpfung.« Dies übernimmt Kubin, »[v]on da geht verwandelnde Kraft aus: Mitleid bricht auf in den Blättern des Zeichners«. »So ist der Ertrag dieser Blätter ein großer; Verwandlung des Bösen. Späte Ernte des Glaubens, der in seinen Finsternissen wußte, daß Gott die Liebe ist.« (5f.)

**Totentanzmappe:** Alfred Kubin und W. Wachsmuth: *Ein neuer Totentanz* (24 Tafeln). Wien: Wiener Verlag 1947.

164 **Albert Bloch:** geb. 2.8.1882, St. Louis/Missouri; gest. 9.12.1961, Lawrence/Kansas. Maler, Übersetzer (vgl. Bd. 3, 428f.). Der Bloch-Nachlaß, u.a. mit englischen Nachdichtungen zu Lyrik von Georg Trakl und einem Trakl-Porträt (beides 1943), liegt im BA.

»**Worten in Versen**«: *Poems by Karl Kraus*. Boston: The Four Seas Company 1930. ein Gedichtband von mir: *Ventures in Verse*. Dies auf Veranlassung seines Freundes Michael Lazarus. (Vgl. Erika Wimmer-Webhofer: *Zur Rezeption von Karl Kraus. Der Briefwechsel aus dem Nachlaß Albert Bloch – Michael Lazarus – Sidonie Nádherný*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* Nr. 3, 1984, 35-53) Die weiteren Übersetzungen blieben unveröffentlicht.

**Jahoda und Siegel:** diese alte Wiener Buchdruckerei von Georg Jahoda und Friedrich Siegel, in der bis Oktober 1901 die *Fackel* erschienen war, war nach dem »Anschluß« 1938 arisiert worden. (Vgl. Bd. 1, 302) Martin Jahoda war der Sohn von Georg Jahoda und sein Nachfolger auch im Verlag.

165 **achten Band der Trakl'schen Gedichte:** Georg Trakl: *Gedichte*. Leipzig: Kurt Wolff Verlag 1913. (Bücherei »Der jüngste Tag« Bd. 7/8)

**Kurt Wolff:** geb. 3.3.1887, Bonn; gest. 21.10.1963, Ludwigsburg. Verleger (vgl. Bd. 2, 469). Hatte 1942 im New Yorker Exil die Pantheon Books Inc. gegründet, die er bis 1960 zusammen mit seiner Frau Helen führte. In diesem Verlag war 1944 Hermann Brochs *Tod des Vergil* in deutscher und englischer Ausgabe erschienen; 1947 publizierte Wolff Brochs *The Sleepwalker*, 1949 Theodor Haeckers *Tag- und Nachtbücher* in englischer Sprache.

166 **Dieses Buch:** *Von Blumen, Bäumen und Musik*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1947. *Verweile doch, ...: Goethes Faust I*, 1700.

**Alfred Eichholz:** Lebensdaten nicht ermittelt (vgl. Bd. 2, 548). Er betrieb zu der Zeit zusammen mit Lisl Eichholz-Schönfeld und Walter Grohmann in Valparaiso eine Glückwunschkarten-Fabrikation.

**kleinen materiellen Gaben:** mehrfach bedankte Ficker sich brieflich für CARE-Pakete, die er von Eichholzens und Grohmanns aus Chile erhielt.

168 »**Charlotte in Weimar**«: *Lotte in Weimar*. Stockholm: Bermann-Fischer 1940. »**Josephs legenden**«: Die Tetralogie *Joseph und seine Brüder*. Wien, Amsterdam: Bermann-Fischer 1933-1943.

»**Buddenbrooks**«: Berlin: Fischer 1901.

»**Zauberbergs**«: *Der Zauberberg*. Berlin: Fischer 1924.

**Reden an die Deutschen:** gemeint ist wahrscheinlich die Sammlung *Deutsche Hörer! Eine Auswahl aus den Rundfunkbotschaften an das deutsche Volk*. London: Freier deutscher Kulturbund in Großbritannien 1944. Erweitert erschienen als *Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland*. Stockholm: Bermann-Fischer 1945.

**Rolle des »Schriftstellers«:** wahrscheinlich Anspielung auf Thomas Manns Beitrag zur *Rundfrage über Karl Kraus* in B III, 1913, 839f. (Vgl. Bd. 1, Nr. 161, 159) Diese Stellungnahme, die eine Gegenüberstellung von Polemiker und Künstler war – »Allein nicht Tendenzen und Überzeugungen sind es ja letzten Endes, die einen Polemiker einem Künstler anziehend machen. Der Künstler will sich immer in einem höheren Sinne belustigen und dabei lernen.« (Bd. 1, 159) –, löste damals im Brenner-Kreis, vor allem bei Carl Dallago, einige Empörung aus. (Vgl. Bd. 1, Nr. 174, 169f.) Thomas Mann stellte in diesem kurzen Beitrag die Leistung des »Pamphletisten von Genie« heraus, wo er »die großen Grundthatsachen des Lebens, Krieg, Geschlecht, Sprache, Kunst, gegen Schändung und Verschmückung, gegen die Welt der Zeitung, gegen die Civilisation verteidigt«. (Bd. 1, 159) Die Unterscheidung von Kultur und Zivilisation und entsprechend sein Literaturverständnis führte Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Berlin: Fischer 1918, weiter.

169 Brief: vom 14.1.1947.

»Fähre«: *Kafka und das Religiöse*. In: *Die Fähre*, 2. Jg., H. 1, Januar 1947, 13-19. Der Aufsatz war 1938 geschrieben worden.

Kafka-Manuskript: dabei dürfte es sich um *Beiträge zum Verständnis seines Werkes* handeln, das 1948 der Zürcher Europa-Verlag wegen des begrenzten Publikums für ein solches Buch ablehnte. (Werner Kraft an Ficker, 29.8.1948) Die Summe von Krafts Beschäftigung mit diesem Autor ging ein in den Band *Franz Kafka. Durchdringung und Geheimnis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1968.

170 Aufsatz: der Essay *Der Sonntag. (Über ein Motiv bei Karl Kraus)* erschien in B XVII, 1948, 162-170, mit der Fußnote: »Der Verfasser möchte nicht verhehlen, daß er Jude ist und als solcher dem Prozeß der Heilswahrnehmung, der dem Brenner heute das aufgeschlossene Gesicht seiner Erkenntlichkeit verleiht, fremd gegenübersteht. Gleichwohl wüßte er, wie er aus Jerusalem mitteilte, für diese seine Betrachtung keine würdigere Stelle des Erscheinens als eben hier, wo er bereits einmal (s. Brenner XV, 1934) der eigentümlichen Transparenz Kraus'scher »Worte in Versen« im bewegten Anlitz ihrer Blick- und Sprachversonnenheit eine beachtliche Studie gewidmet hat.«

Martin Buber: geb. 8.2.1878, Wien; gest. 13.6.1965, Jerusalem. Jüdischer Religionsphilosoph und Religionsforscher. Werke u.a.: *Ich und Du* (1923); zusammen mit Franz Rosenzweig eine Neübersetzung des Alten Testaments ins Deutsche (1925-1961).

171 Ebner-Aufsätze: Ficker hatte diese grundsätzliche Erlaubnis bereits im Februar 1947 auf eine Bitte Mauers hin gegeben und sie in einem Gespräch mit Dr. Meisel, einem Beauftragten des Herder-Verlags, in Innsbruck im Dezember 1947 erneuert, wobei er auch die Rechtslage bezüglich der Werke und Aufsätze Ferdinand Ebners schilderte und ihn an den Regensburger Pustet Verlag verwies, an den Ficker seinerzeit wegen der dort geplanten Gesamtausgabe alle Verlagsrechte auf *Das Wort und die geistigen Realitäten* sowie auf Ebners Brenner-Beiträge abgetreten hatte. Wegen Hildegard Jones Einspruch konnte bereits damals Ebners Erstlingswerk *Ethik und Leben* nicht erscheinen, ähnliche Widrigkeiten befürchtete Ficker auch für das nunmehrige Editions-Projekt der Mauerschen Thomas-Morus-Presse im Wiener Herder-Verlag. Doch berichtete Mauer am 16.12.1947 von einem weitgehenden Zerwürfnis zwischen Jone und dem Gregorius-Verlag, Lizenznachfolger von Pustet, und meinte außerdem, schon die herrschende Papiernot in Deutschland dürfte die vertragsmäßig vorgesehene Gesamtedition verunmöglichen. Bei Thomas-Morus erschienen 1949 *Das Wort ist der Weg. Aus den Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hildegard Jone* und 1952, herausgegeben von Michael Pfliegler und Ludwig Hänsel, *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*. – Die folgenden Punkte in Mauers Brief gehen offensichtlich auf einzelne mündlich Dr. Meisel gegenüber getane Äußerungen Fickers ein.

Ihrer Einleitung: gemeint ist hier trotz Großschreibung Hildegard Jone.

Rezension des »Brenner«: *Die Blätter der Katholischen Hochschuljugend Österreichs* erschienen seit November 1946 in loser Folge, für den Inhalt verantwortlich war Rainer Dempf. Das Heft 2, Dezember 1946, 13f., brachte von Hans Tuppy eine lobende Kritik des Brenner, dessen Mitarbeiter-Kreis »den Weg zum existentiellen Christentum finden durfte und seitdem finden hilft.« Hervorgehoben waren die Beiträge von Ignaz Zangerle und von Paula Schlier, die sich darin trafen, »daß sie genug Abstand von den Schrecken der Zeit gewonnen haben, um im Hereinbrechen der Endzeit nicht mehr nur das Furchtbare, sondern ebenso – und das auf wunderbare Weise – das Herrlich-Gewaltige der eschatologischen Wirklichkeit darzustellen. Paula Schlier gestaltet die Visionen der Offenbarung des heiligen Johannes mit fesselnder Anschaulichkeit und Schönheit und Kraft der Sprache und mit Autorität vollendeter dichterischer Leistung, der tiefes religiöses Erleben zugrunde liegt.« Im Heft 3 der *Blätter*, Advent-Weihnachten 1946, 12, erschien dann von H. G., Wien, die Glosse »Der Brenner« anders gesehen, worin das uneinheitliche Bild des Heftes festgehalten wird, das sich aus der nüchtern klar gehaltenen Artikelreihe zu Geist und Technik einerseits, den unverständlich unklaren, »bis zur Verkennung des Christlichen [gehenden]« Beiträgen der Schlier andererseits ergebe. Die



göttliche Offenbarung werde hier »auf eine Weise dichterisch wiederholt, die mehr verhüllend als deutend wirkt. [...] Sollte in dieser Form eine Zuwendung zum Christlichen vom »Brenner« beabsichtigt sein, so ist – vom Christentum her gesehen – der Wert gering und man wünschte sich den »alten« Brenner wieder. Sollten diese Beiträge von Paula Schlier ein erster tastender Versuch sein, bewußt und ausgesprochen-christlichen Dichtungen im »Brenner« einen Platz zu schaffen, sind wir geneigt, die späteren Folgen abzuwarten. Aber Klarheit der Absicht, des Inhaltes und der Form müßten auch aus diesem »Antlitz« zu erkennen sein.« Ficker hatte ja die Beiträge von Schlier dem *Brenner* als »tragendes Antlitz seiner Sichtweite im Wort« zugrunde gelegt (B XVI, 1946, 57).

**Paula Schliers:** Ficker stellte Mauer das *Gebet des Volkes* zur Publikation in *Wort und Wahrheit* zur Verfügung. Zwischen Herder, Wien, und den Verlagen Karl Alber und Herder, Freiburg, herrschte die Absprache, daß »alles, was dort im Verlag und in Zeitschriften des Verlages erscheint, ohne jede Rückfrage in »Wort und Wahrheit« abgedruckt werden konnte. (Mauer an Ficker, 16.12.1947) Da damals diese Verlage Manuskripte von Schlier zur Veröffentlichung übernommen hatten, war die Anfrage von Mauer eine Höflichkeitsgeste, die Ficker kommentierte: »Ich habe natürlich nichts dagegen, daß man nun auch in jenen Wiener Kreisen, die sich bisher skeptisch über Dich äußerten, zur Besinnung und im Kontakt mit draußen Mut bekommt. Aber es würde mich auch in der Ansicht bestärken, daß der Einsatz, den der Brenner allen Widerständen zum Trotz jahrzehntelang für Dich leisten durfte, nun seine Wirkung geübt hat und künftighin entbehrlich ist. In Wahrheit verhält es sich ja so, daß Prof. Mauer, dem ich seinerzeit (vor mehr als einem Jahr!) eine Zusage gegeben hatte, nach den Einwendungen, die im Wiener katholischen Lager gegen Dich erhoben wurden, nie mehr auf diese Angelegenheit zurückgekommen ist, obwohl er mich inzwischen auch persönlich einmal besucht hat.« (Zeilen an Schlier auf dem Brief von Mauer an Ficker, 16.12.1947) – Der Abdruck des *Gebets* in *Wort und Wahrheit* konnte nicht nachgewiesen werden.

**172 Elisabeth Langgässer:** geb. 23.2.1899, Alzey; gest. 25.7.1950, Rheinzabern. Lyrikerin, Erzählerin (vgl. Bd. 3, 385). Le Fort und Langgässer waren auch in *Wort und Wahrheit* mit ihrer Lyrik vertreten.

**ANFRITZ TRAKL:** dieser Brief liegt handschriftlich mit Korrekturen und maschinengeschrieben als Durchschlag im BA. Fritz Trakl; geb. 1890, Salzburg; gest. 1957, ebenda. Bruder von Georg Trakl (vgl. Bd. 3, 349). Über die *Trakl*-Novelle von Werner Riemerschmid (Wien: Amandus-Editon 1947) schrieb Trakl am 15.1.1948 einen empörten Brief an Ficker, in dem er anfragte, »ob man Derartiges so ohneweiters hinnehmen muß. Der Autor hat da alles Mögliche was je über Georg falsch, sensationsgierig, verlögen, wichtigtuerisch umgedeutet, böse entstellt geschrieben und gedruckt wurde, in hundert Seiten zu einer giftigen Reportage verarbeitet. Die gegenwärtigen Zeitläufte sind auch ohne derartige Behelligungen widerlich genug. Georg's Bedeutung hat uns bisher nichts anderes gebracht als Zudringlichkeiten, Ärger und Schaden aller Art. Und nun kommt Herr Riemerschmid mit seinen höchst persönlichen, verfälschten Meinungen, erweckt den Anschein der Wohlinformiertheit und liefert die Geschwister Georg Trakl's und Grete Trakl's der Perfidie aller Tratschweiber des Tratschnestes Salzburg aus. [...] Ist es denn nicht möglich, solchen Produkten der Sensationslüsternheit entgegenzutreten, ohne erst recht dadurch für sie Reklame zu machen?« – Grete Langen-Trakl; geb. 8.8.1892, Salzburg; gest. 21.9.1917, Berlin (vgl. Bd.1, 341f.).

**173 Schwestern:** Maria Margarete (Mitzi) Geipel (1882-1973) und Hermine (Mia) von Rauterberg (1884-1950).

*Gedichte:* *Karl Kraus* (Zum 10. Todestag geschrieben) und *Abschied in: das silberboot*, 2, H. 4, Juni 1946, 169f.

»Karl Kraus und die Sprache«: zuerst in: *Die Fähre*, 1, H. 6, Juli 1946, 373-379; wieder in: *das silberboot*, 3, H. 6, August 1946, 319-324.

*alarmierende Nachrichten:* am 30.11.1947 hatte, nach Verlautbarung der UNO-

Teilungsresolution bezüglich Palästina, mit arabischen Angriffen auf jüdische Siedlungsgebiete der jüdisch-arabische Unabhängigkeitskrieg begonnen, der erst Mitte Mai 1948 mit dem Sieg der Hagana, der jüdischen Armee, beendet wurde. Der Jahresbeginn 1948 brachte eine Verschärfung der Kampfhandlungen auch durch Terroranschläge von beiden Seiten. Jerusalem, das laut UNO-Beschluß unter internationale Verwaltung gestellt werden sollte, war ein Kern der Auseinandersetzungen: Arabische Kampfeinheiten versuchten, die Verbindungsstraße nach Tel Aviv, mithin jede Versorgungsmöglichkeit zu blockieren. Die jüdische Gemeinschaft der Stadt lebte ab März 1948 mit einer strengen Wasser- und Essensrationierung. Im Februar 1948 war von jüdischer Seite wegen der Eskalation der Kämpfe die volle Mobilisierung für 18-25jährige beschlossen worden. – Kraft meldete sich erst am 29.8.1948 wieder: »[F]urchtbare Zeiten liegen hinter uns, und dunkel sind die Tage noch immer, in denen wir leben, und niemand weiß, ob sie nicht wieder furchtbar, ja noch furchtbarer werden. Viele viele sind tot, aber an unseren Kindern und an uns ist das Unglück gnädig vorübergegangen. Wir leben, wir, vor allem wir in Jerusalem, haben wieder zu essen, und ich habe sogar Arbeit. Mehr zu fordern ist Unrecht gegen die, die weniger haben. Auf allem Heroischen steht ein furchtbarer Preis, und wie gern wollte ich, daß er *allen* erlassen würde. Aber ich habe leider nicht die geringste Macht. Ihnen auf Ihren so überaus freundlichen Brief zu antworten, den ich vor vielen Monaten erhielt, war leider nicht möglich. Die postalische Aussperrung ist gewiß die geringste Erscheinungsform des Unglücks, wengleich sie besonders fühlbar ist für einen, der bemüht ist, das normale Leben des Geistes fortzusetzen.«

175 **Walde mar Gurian**: geb. 13.2.1902, St. Petersburg; gest. 26.5.1954, South Haven/Michigan. Kath. Publizist (vgl. Bd. 3, 370). Gurian war 1937 in die USA emigriert, lehrte dort als Professor für politische Wissenschaften in Indiana. Gurian hatte sich am 19.12.1946 wieder bei Ficker gemeldet und sofort den neuen *Brenner* erbeten, es entwickelte sich ein gelegentlicher Briefwechsel, in dem Ficker über das geistige und religiöse Klima im Nachkriegs-Europa berichtete: »Daß die Kirche jetzt bei Erlaß des Währungsschutzgesetzes nicht als bevorrechtete Körperschaft behandelt wurde, sondern wie eine Privatperson sich in die Notstandsaktion einbezogen sieht und so die Hälfte ihres Vermögens einbüßt, auch das kann am Ende noch sein Gutes haben und den wahren Christenglauben stärken. Nicht minder auch der groteske Eifer einer kommunistischen Agitation, die von Wien her ihre propagandistisch aufgezogenen Bauernkalender bis in die entlegensten Gebirgsdörfer austreut. All das verfährt nicht mehr, weder beim Bauern noch bei der organisierten Arbeiterschaft in den Betrieben, der es bei leidlichen Verhältnissen immerhin nicht schlecht geht.« (Ficker an Gurian, 14.12.1947) Am 30.8.1947 bat Ficker auch um konkrete Unterstützung (Papierspende von »etwa 2 1/2 Tonnen«) durch amerikanische katholische Kreise für das Buch von Paula Schlier (*Der kommende Tag*) im Freiburger Herder-Verlag.  
*»Das unauslöschliche Siegel«*: erschienen 1946.

176 **AN VICTOR E. FRANKL**: dieser Brief liegt handschriftlich mit Korrekturen und maschingeschrieben als Durchschlag im BA.  
**Ihre Anfragen**: vom 9.2.1948.

**Ihrer Szenenfolge**: unter dem Pseudonym Gabriel Lion: *Synchronisation in Birkenwald – Eine metaphysische Conférence*. In B XVII, 1948, 92-125. Der Text führt Spinoza, Sokrates und Kant zusammen und läßt sie über das Geschehen im Konzentrationslager Birkenwald reflektieren, wo sie sich unter die Häftlinge mengen. Dabei wird Frankls Sinngebungstheorie verdeutlicht. Frankl hatte Birgit Ficker in St. Christoph am Arlberg bei einer internationalen Hochschuljugend-Tagung kennengelernt und Ficker um den Jahreswechsel 1946/47 besucht; wie Ficker am 8.1.1947 Paula Schlier berichtete, hatte er »in einem kleinen Kreis bei mir eine Sache von sich, eine metaphysische Theater-Conference »Synchronisation in Birkenwald« vorgelesen, die uns allen tiefen Eindruck machte. Noch in der Nacht ging mir auf, wie stark diese Erlebnis-Vision zusammen mit der Kapitelfolge »Die Schöpfung« [aus *Der kommende Tag*] im »Brenner« wirken müßte, und ich sprach Dr. Frankl davon, der sehr damit einverstanden war für den Fall, daß sich die Veröffentlichung nicht zu lange hinausverzdgere.«

Die hier entworfene Abfolge hielt Ficker ein. Der *Brenner* XVII (1948) hatte folgenden Inhalt: Paula Schlier: *Geburt der Dichtung*; Hans Kestranek: *Präludien*; Eugen Blessing: *Was ist der Mensch? (Zur Anthropologie Theodor Haeckers)*; Paula Schlier: *Der Schöpfungsmorgen*; Gabriel Lion: *Synchronisation in Birkenwald*; Michael Brink: *An den Rand geschrieben*; Charles Péguy: *Das Flottengleichnis*; Paula Schlier: *Legende zur Apokalypse (3,1-13) (Gericht über Sardes und Philadelphia)*; Werner Kraft: *Der Sonntag (Über ein Motiv bei Karl Kraus)*; Eduard Lachmann: *Hölderlin und das Christliche*; August Zechmeister: *Der Christ und der Engel*; Paula Schlier: *Legende zur Apokalypse (19) (Am Hochzeitstag des Lammes)*.

177 Zangerle: erschien mit keinem Beitrag mehr im *Brenner*, auch in der wirklich letzten Folge von 1954 nicht.

Ihren Brief: am 7.5.1948 teilte Riemerschmid Ficker mit, daß eine Abschrift von dessen Brief an Major Trakl »durch Zufall zu meiner Kenntnis gelangt [sei]. Eine Zustimmung vom engeren Traklkreis habe ich nicht erwartet. Deshalb habe ich keine Bücher an Personen dieses engeren Kreises, die Georg Trakl persönlich gekannt haben, ausgesendet. Es wäre müßig, Ihnen meine künstlerischen Absichten bei dieser Untergangphantasie, die ihren eigenen gesonderten Raum hat und der herkömmlichen Überlieferung nicht folgen wollte, darzutun. Unsere Auffassungen über Kunst liegen zu weit und unüberbrückbar auseinander. [...] Diese Zeilen wollen Ihrer Überzeugung keineswegs nahetreten. Im Gegenteil: sie möchten die Distanz zwischen uns bereitwillig bestätigen und Sie veranlassen, daß Sie meine, Ihnen seinerzeit eingesandten Gedichte, die ich zurückerbat und nicht zurückerhielt, vernichten, falls sie noch vorhanden sein sollten. Ich erwarte keine Antwort, auch nicht von einer Ihnen nahestehenden Seite. Trotz allem bleiben Sie als Entdecker und Förderer des von mir bewunderten Salzburger Genies Georg Trakl für mich eine der Verehrung würdige Persönlichkeit.« – Eine der Fickerschen ähnliche, allerdings indirekte Ablehnung der *Trakl*-Novelle findet sich auch in Josef Leitgeb's letztem großen Aufsatz über Dichtung, *Die Trakl-Welt*, in *Wort im Gebirge*, Folge III, 1951, 7-39, der »Ludwig von Ficker zum siebzigsten Geburtstag in Verehrung zugeeignet« ist. Ficker schätzte diese sich in den »Sprachleib« der Traklschen Dichtung über eine Sichtung des Wortbestandes einführende Arbeit sehr. Leitgeb hebt Trakl heraus aus aller tyrischen Tradition, aus »aller geschichtlichen Zeit« überhaupt (37), die »Trakl-Welt« habe allein der Dichter erschaffen, »aus dem Stoff der unsrigen zwar, aber wie er den verwandelte, mit seinem Wesen tränkte, ihn im Worte formte, das ergab ein durchaus Neues und Unwiederholbares. Es liegt inselhaft in der deutschen Dichtung und ist weder mit der älteren noch mit der gleichzeitigen Lyrik wirklich verbunden.« (7) Im »Singen der Landschaft«, in dem die Welt »sich im Dichter spiegelt«, entstehe Trakls »schöpferisches Zeugnis für Gottes Schöpfung«. (36f.) Ohne weitere Hilfe als das Wort habe Trakl das ihm von Anfang an entgegenkommende »tödliche[.] Dunkel« begegnet und daraus seine Welt geformt. »Die Geburt der wahrhaft ursprünglichen Werke geht schmerzhafter vor sich als das Hervorbringen hübscher Gebilde durch geschicktes Handhaben überlieferter Formen.« (7f.) Und eben in Anspielung auf die Biographie und Werk vermischenden Trakl-Arbeiten der Zeit: »Jeder Versuch, dieses Leben mit unseren Worten zu erzählen, muß scheitern, und wenn es in künstlerischer Absicht geschieht, erst recht. Es aber dem Zeitungspublikum interessant zu machen, wie es mit dem Leben von Filmschauspielerinnen geschieht, müßte sich jedem, der das Werk halbwegs kennt, von selbst verbieten. Denn das Leben dieses Dichters ist keines, das man erzählen kann, es war nichts als der Brennstoff, den die Flamme seiner Dichtung verzehrte; was nicht in sie hinüberschmolz, war ohne Substanz – ausgenommen die letzten Wochen seines Lebens und die Nacht des Todes.« (8) [Ich stand ..., die ja noch]: von Ficker in eckige Klammern gesetzt.

178 Robert Eisler: geb. 1882; gest. 17.12.1949, London. Kunsthistoriker, wissenschaftlicher Autor. Mit Ficker, der ihn von einem gemeinsamen Italienaufenthalt von vor 1904 her kannte, hatte Eisler bis ca. 1920 in freundschaftlichem Briefkontakt gestanden. 1907 verspielte Eisler seine akademische Karriere: er hatte sich bei seiner Arbeit an der Prüfung alter Handschriften aus der Bartolianischen Bibliothek in Udine einen Kodex aus dem 15. Jahrhundert widerrechtlich angeeignet und war kurzfristig verhaftet worden. Die Affäre ging durch die

Wiener Tagespresse. Eisler lebte dann mit seiner Frau Lili in Feldafing/Bayern, hielt u.a. philosophische Vorträge in Oxford und Paris, wo er 1926-1931 an der Sorbonne über religiöse, soziale und wirtschaftliche Themen las. 1935 nahm er, zusammen mit verschiedenen Sprach- und Religionswissenschaftlern und Anthropologen, an einer *Eranos*-Konferenz des Zürcher Psychologischen Klubs um C.G. Jung in Ascona teil; seit damals Kontakt mit Jung, dessen tiefenanalytische Theorie Eisler in seinen weiteren kulturhistorischen Studien aufnahm und verwertete. – Eisler war in den Konzentrationslagern Dachau (1938) und Buchenwald (ab August 1938) interniert, wie aus einem Brief von Anton Mörl vom 5.7.1948 an Ficker hervorgeht, in dem Mörl von seiner Leidensgenossenschaft mit Eisler berichtete und Ficker dessen Adresse in England mitteilte. Am 27.2.1946 hatte er sich mit einer Postkarte gemeldet und berichtet: »My brother Otto has – as we have heard from Lili's sister in Salzburg – been deported to Poland and never heard of again. No news from Budapest of my sister Gretl and her family. My mother died in August 1940.«

Werke u.a.: *Studien zur Werttheorie*, 1901; *Die kenitischen Weihinschriften der Hyksoszeit im Bergbauggebiet der Sinaihalbinsel und einige unerkannte Alphabedenkmäler aus der Zeit der 12.-18. Dynastie*, 1919; *Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike*, 1925; *Die messianische Unabhängigkeitsbewegung vom Auftreten Johannes des Täufers bis zum Untergang Jakobs des Gerechten*, 1929; *Das Testimonium Flavianum. Eine Antwort an Dr. Walter Bienert*, 1938; *Enigma of the Fourth Gospel; its author and its writer*, 1938; *Man into Wolf. An anthropological interpretation of sadism, masochism, and lycanthropy*, 1951.

Plato vortrags: erschien 1950: *Plato: his personality and politics*.

»Man into Wolf.«: erschien 1951 bei Routledge and Kegan Paul in London.

179 Goethe: diese Stelle zitiert Eisler auch in *Man into Wolf* im Zusammenhang mit dem Menschenbild de Sades: »The reader will remember that the most serene, urbane and benevolent of all poets in history, Goethe, Prime Minister of Saxony-Weimar, said with magnificent frankness that there was »no crime of which he did not feel himself capable.« »Nihil humani a me alienum puto.« De Sade must have felt the same. He had, no doubt, inherited a double dose of original sin, but he yielded to the worst temptations of his tormented soul by spilling, not the blood of human victims, but harmless pots of ink on unfeeling notepaper.« (Fußnote 1, 65)

Robert Burns: 1759-1796, schottischer Nationaldichter.

Mörl: Anton Mörl; geb. 30.1.1883, Brixen; gest. 12.12.1958, Innsbruck. Jurist, Verwaltungsbediensteter, ab Dez. 1933 Sicherheitsdirektor von Tirol, Schriftsteller. Werke u.a.: *Die große Weltordnung*, 3 Bände; *Die Geburt der Wissenschaft* (1947), *Verfall der antiken Wissenschaft* (1948), *Die Wiedergeburt der Wissenschaft* (1952); *Stimmungen* (Gedichte, 1955). Mörl war 1938 mit Robert Eisler im Konzentrationslager Dachau inhaftiert; über diese Zeit vgl. sein Buch *Erinnerungen aus bewegter Zeit Tirols 1932-1945*, Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1955. (Schlernschriften 143) Am 5.7.1948 hatte er Grüße von Eisler an Ficker ausgerichtet.

»Willen zum Schmerz«: Titel eines Vortrags von Robert Eisler, gehalten vor der philosophischen Gesellschaft an der Wiener Universität (1904). In *Man into wolf* ist die hier folgende Stelle auf den Seiten 25 bzw. 48 zitiert. *Petrus Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit* von Paula Schlier war 1926 im Brenner-Verlag erschienen. Die Stelle lautet dort: »Ich erinnerte mich, daß ich früher, als ich noch ganz klein war, mir manchmal Kieselsteine in die Schuhe gelegt hatte (wohl im Anklang an das Märchen von der Prinzessin auf den Schwertern von Andersen), damit ich einen körperlichen Schmerz zu fühlen bekäme, der dem seelischen das Gleichgewicht hielt. Ich liebte überhaupt in diesen Jahren nichts so sehr wie den »Schmerz«, er gab die Stimmung zum Dichten. Ich zog ein abgegriffenes Notizbuch aus der Tasche und kritzelte beim Schein der Laterne (weniges nur habe ich behalten): »Der Dichter. Wie Wölfe fallen ihn Gedanken an, von innen schreit die Lust; nun bündige!« (Schlier, 45) Eisler schreibt dazu, die Dichterin »has unwittingly and with the deepest intuition revealed the atavistic, archetypal Dionysian, Orphic and Apollonian background of her »love of pain«. [...] At the same time she identifies herself with the (non-existent) »Princess upon the Swords«. What she means is the »Madonna of the swords«, the suffering great Virgin

Mother of the Logos, the poet's inspiration, whose birth she was to celebrate in later years in a magnificent mystical poem [*Geburt der Dichtung* in *Der Brenner* XVII (1948), 9-16] equal to the greatest creations of Blake.« – Allerdings dürfte Eisler hier irren, denn die »Prinzessin auf den Schwertern« ist durchaus eine Märchenfigur von Andersen, und zwar aus der *Kleinen Meerjungfrau*. (Hinweis von Ursula Schneider.)

**Lehmann-Haupt:** Carl F. Lehmann-Haupt (1861-1938) war in den 30er Jahren Professor für Alte Geschichte in Innsbruck und mit dem Hause Ficker bekannt. 1932 hatte er sich für die Übersendung eines *Brenner*-Hefts bedankt, zu den *Betrachtungen über Vergil* von Haecker aber gemeint: »[d]en ausschließlich katholischen Standpunkt, von dem das Ganze ausgeht und auf den es hinzielt, muß ich natürlich ablehnen, nicht etwa blos [!] als Protestant, sondern auch im Sinne der freien Forschung und Lehre.« Ein Sohn der Lehmann-Haupts war damals schon in New York, es dürfte sich dabei um Hellmut L.-H. handeln, der 1949 einen Neujahresgruß an Ficker sandte.

**180 Aufsatz von mir:** nicht ermittelt.

**Walde:** Hermann Walde; geb. 1902. Walde war im April 1920, damals als Gymnasiast dem Kreis der »Grazer Freideutschen« angehörend, mit Ficker brieflich in Kontakt getreten, um den *Brenner* – kostengünstig – direkt vom Verlag zu beziehen. Ende 1925 lernte er, auf Studienaufenthalt in Paris, durch Vermittlung von Cissi Ficker Robert Eisler kennen. Aufenthalt in Zürich, ab 1931 in London, wo er russische Literatur studierte und später als Sprachlehrer tätig war. Nach dem Krieg bis Herbst 1948 im Army College in Chisleton/Wiltshire, danach in Cambridge Redakteur einer staatlichen ernährungswissenschaftlichen Publikation. Er plante die Übersiedlung nach Italien; weitere Lebensdaten konnten nicht ermittelt werden. Die Korrespondenz mit Ficker umfaßt 28 Stücke, v.a. aus den 20er- und 30er-Jahren, und schließt mit einer Grußkarte vom 4.1.1961 aus Rom.

**Brief:** vom 17.8.1948. Ficker hatte schon im Juli über Franz Glück den neuen *Brenner* an Martina Wied gehen lassen. In diesem Brief war er auf dessen Genese und Bedeutung eingegangen: »Ich hoffe, die neue Folge ist nun in Ihren Händen und wird Ihnen verdeutlichen, was mir im Glauben an den Heiland der Welt und im Geist der Liebe, die er uns vorgelebt hat, für uns alle, die wir Persönliches zu bereinigen und unser Kreuz zu tragen hatten, vorgeschwebt hat. Auch Sie und Ihren schicksalhaften Anteil an der Geborgenheit, die uns in Christus zuteil wurde, werden Sie darin gespiegelt finden – sinnbildlich und paradigmatisch wie alles, was uns betraf –, wenn anders Sie die Walsatt mitternächtiger Gewissenskämpfe, die hier noch wie im Frühdunkel enthüllt ist, mit jenem durchdringenden Blick der Wahrheitsliebe überblicken, der Ihre Kritiken in der »Wiener Zeitung« auszeichnet.«

**Ludwig Klages:** 1872-1956, Psychologe und Philosoph, war 1899-1908 Redakteur der *Graphologischen Monatshefte*; vertrat eine Metaphysik des Lebens, die er in einer selbständigen Erscheinungswissenschaft zu ergründen suchte. Hauptwerke: *Handschrift und Charakter* (1917), *Der Geist als Widersacher der Seele*, 3 Bände (1929-1932). – Igor A. Caruso skizzierte in einer kurzen Würdigung von Klages' Werk (in *Wort und Wahrheit*, Juni 1948, 475-478) dessen »Königsgedanke[n]«: »Die sinngebende Seele bestimmt im ausdrucksvollen Leib den Charakter, wobei die spontane Lebenskraft vom Geist-Willen, vom Oberbewußtsein, gehemmt wird.« Bei dieser Polarität zwischen spontaner Lebenskraft und Reflexionsvermögen handelt es sich laut Klages um eine »prinzipielle Feindschaft«, worin Caruso therapiefreudlichen »Pessimismus« sieht. Der vitale Fortschritt ist nach Klages nur durch »lebensnotwendige Selbsttäuschungen« zu erreichen, was sich »aus der Bewertung des Geistes als Widersacher des Lebens [ergibt]. Wenn der Geist der Feind des Lebens ist, so ist es unter Umständen erforderlich, geistige Selbsttäuschungen zu haben, um sich vital noch durchsetzen zu können. [...] Eine Philosophie, die aus den Werttäuschungen eine Lebensnotwendigkeit macht, ist eine Philosophie der geistigen Apostasie. Der Kultus des nackten Lebens ist ein totalitärer Kultus, den wir von Friedrich Nietzsche bis in die niedrigeren Ausschweifungen des Faschismus verfolgen können. [...] Wir wollen hier nicht in demagogischer Weise mit den Entartungen argumentieren, die der Vitalismus auf politischem Feld sich zuschulden kommen ließ, wenn er im Namen der »Lebensverteidigung« und »Lebensverbesserung« in jüngster Vergangenheit zur Lebensaus-

rottung schritt. Weit sei von uns der Gedanke, einen Denker vom Rang eines Ludwig Klages mit diesen Monströsitäten in Verbindung zu bringen. Allein es wäre ungerecht, zum fünfundsiebzigsten Geburtstag des Philosophen, den eine geistige Welt feiert, über den genialen Erkenntnissen, die dieses Lebenswerk eröffnet, die verhängnisvollen Früchte einer falschen Philosophie zu verschweigen. Die Lebensanbetung des Philosophen liegt auf derselben Linie, wenn auch in reineren Höhen, wie die Lebensanbetung des wirklich ungeistigen politischen »Praktikers« mit ihren mörderischen Konsequenzen. Wie verständlich ist heute also der von Herzen kommende Ausruf *Franz Büchners*: »Lassen Sie uns die lästerliche Lüge, »im Anfang war der Bios«, der wir so oft gehuldigt haben, rückverwandeln in die heilige und heilende Wahrheit: »Im Anfang war der Logos.««

181 **Stoessl**: Otto Stoessl; geb. 2.5.1875, Wien; gest. 15.9.1936, ebenda. Dramatiker, Erzähler, Essayist (vgl. Bd. 1, 335).

**Paul Ernst**: geb. 7.3.1866, Elbingerode/Harz; gest. 13.5.1933, St. Georgen. Schriftsteller (vgl. Bd. 3, 402).

nach den beiden Briefen: von denen nur jener vom 25.8.1946 bei Ficker anlangte, einem Buch: Martina Wied: *Das Einhorn. Aus dem Tagebuch eines schottischen Malers in Italien*. Wien: Ullstein Verlag 1948.

182 **Hanno**: Weisl, Sohn von Martina Wied.

**Gertrud Fussenegger**: geb. 8.5.1912, Pilsen; lebt in Leonding/OÖ. Schriftstellerin. Lebte damals in Hall. Der Briefwechsel mit Ficker beschränkte sich bis zuletzt weitgehend auf Glückwunschkarten zu Jahreswechsel und Geburtstag.

»**Brüder von Lasawa**«: Salzburg: Otto Müller Verlag 1948. Auf der Rückseite einer Zollquittung, gefunden in diesem Buch von Fussenegger, notierte Ficker: »Sie haben einen außergewöhnlichen Sinn für das Atmosphärische von Menschen und Dingen, Landschaften und Situation, und das Gleichnishaft von Vorgängen und Gestalten tritt groß, unmittelbar anschaulich, in Erscheinung. Ja, es ist großgewachsene / entfaltete / Erzählkunst von visionärer Durchschlagskraft, voll Rückstrahlmacht.«

183 **Marcel Ray**: geb. 8.6.1878, Saint-Léon; gest. August 1951, Paris. Germanist, Journalist, Schriftsteller, Diplomat (vgl. Bd. 1, 342). Übersetzte Adolf Loos (1912) und Aphorismen von Karl Kraus (1913) ins Französische; verfaßte die Monographie *George Grosz*, 1927, wieder hrsg. und übersetzt von Dirk Heißerer, Berlin: Verlag Das Arsenal 1991. (Dort, 116-137, auch bio-bibliographische Angaben.) – Ray war mit Kokoschka schon vor dem Ersten Weltkrieg durch Adolf Loos bekannt gemacht worden.

besten aller Nachkriegswelten: Anspielung auf Voltaires *Candide*.

**Oskar Kokoschka**: geb. 1.3.1886, Pöchlarn/NÖ; gest. 22.2.1980, Montreux. Maler, Graphiker (vgl. Bd. 1, 299). 1934 war Kokoschka aus politischen Gründen von Wien nach Prag, 1938 nach London emigriert und hatte sich dort mehrfach im »Free Austrian Movement« für die Weiterführung der österreichischen Kulturtradition engagiert. – Viktor Matejka bemühte sich als einziger Kulturpolitiker bereits 1945 um die Rückkehr emigrierter Künstler und Künstlerinnen nach Österreich. Anlässlich des 60. Geburtstages Kokoschkas am 1.3.1946 schlug Matejka die Verleihung der Ehrenbürgerschaft von Wien an ihn vor, was aber keine Folgen zeitigte. Theodor Körner, Bürgermeister von Wien, begnügte sich mit einem lobenden Brief, worin auch eine Einladung ausgesprochen wurde, auf die Kokoschka im November 1947 reagierte. In diesem Jahr hatte er die britische Staatsbürgerschaft angenommen, was zu dem Zwischenfall führte, von dem auch in diesem Brief die Rede ist: Wie alle Reisenden mit britischem Paß wurde Kokoschka an der russischen Demarkationsgrenze an der Enns aufgefordert, den Zug zu verlassen. Erst die nachhaltige Intervention des kommunistischen Lokomotivführers ermöglichte die ungestörte Weiterreise. – Im September 1948 erfolgte eine weitere Einladung von seiten Körners an den gerade in Florenz weilenden Kokoschka, damit er »für unsere Städtischen Sammlungen einiges male«. Dazu kam es im Frühjahr 1949, es entstand ein Porträt Körners. Vgl. Wolfgang Hilger: *Kokoschka und seine Rezeption nach dem*

*Zweiten Weltkrieg in Österreich.* In: *Oskar Kokoschka Symposium.* Salzburg: Residenz Verlag 1986, 279-292. Neben der von Kokoschka erwähnten großen Wanderausstellung in den USA lief 1948 eine Sonderschau seiner Werke bei der Biennale in Venedig.

184 **M a t e j k a** : Viktor Matejka: geb. 4.12.1901, Korneuburg; gest. 2.3.1993, Wien. Kulturpolitiker und Schriftsteller. Bis 1938 an Wiener Volkshochschulen als Bildungsreferent der AK tätig. 1938-44 in den KZ Dachau und Flossenbürg inhaftiert; 1945-49 als Vertreter der KPO Stadtrat für Kultur und Volksbildung in Wien.

**m e i n e n B r u d e r** : Bohuslav Kokoschka (1892-1976) war Zeichner, Maler und schriftstellerisch tätig; vgl. den autobiographischen Roman über seine Erfahrungen als Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg: *Logbuch des B. K.* (1972). Er wohnte im elterlichen Haus in Wien; 1947 sahen sich die Brüder nach 14 Jahren das erste Mal wieder. In diesem Jahr schon sollte Oskar, auf Vorschlag Viktor Matejkas, mit seinem Bruder eine »Kunstschule des Sehens« in Wien gründen. Dieses Projekt scheiterte am fehlenden (kultur)politischen Willen der Stadtregierung. Erst 1953 wurde diese »Kunstschule« in Salzburg eröffnet.

185 **L o o s** : Adolf Loos: geb. 10.12.1870, Brünn; gest. 23.8.1933, Kalksburg bei Wien. Architekt und Kunstschriftsteller (vgl. Bd. 1, 314).

**A l t e n b e r g** : Peter Altenberg: geb. 9.3.1859, Wien; gest. 8.1.1919, ebenda. Schriftsteller, Aphoristiker (vgl. Bd. 1, 307).

**W a l d m ü l l e r** : Ferdinand Georg Waldmüller: geb. 15.1.1793, Wien; gest. 23.8.1865, Hinterbrühl bei Mödling. Zeichner, Maler, Kunsttheoretiker. Sein Werk erfuhr im Wiener Fin de siècle eine Wiederentdeckung und Neubewertung. Wegen seiner kompromißlosen Forderung nach einem Studium in der Natur als alleinige Ausbildungsbasis für den Künstler gilt sein Schaffen als Beitrag zur »Moderne vor der Moderne«. Die entsprechende Streitschrift *Das Bedürfnis eines zweckmäßigen Unterrichts in der Malerei und der plastischen Kunst* (1846) führte zur Untersagung seines Privatunterrichts 1850. In seinen *Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst* (1857) forderte Waldmüller, seit 1835 akademischer Rat und 1839 erster Kustos der Gemäldesammlung der Wiener Akademie, die Auflösung aller Akademien und der angeschlossenen Gemäldegalerien, was seine Suspendierung zur Folge hatte. Erst 1864 wurde er rehabilitiert.

**D a s m i t C o r b u s i e r** : Ray hatte während der Feier für Loos in Wien ausgeführt, was Le Corbusier in seiner Architektur diesem alles verdankt. Vgl. dazu Burkhard Rukschcio/Roland Schachel: *Adolf Loos. Leben und Werk.* Salzburg: Residenz Verlag 1982, bes. 308f. und 331f. Le Corbusier (eigentl. Charles-Édouard Jeanneret-Gris): geb. 6.10.1887, La Chaux-de-Fonds; gest. 27.8.1965, Roquebrune-Cap-Martin. Architekt, Städteplaner, Maler. Vgl. zu Kokoschkas Einschätzung von Le Corbusier auch seinen Brief an Alice Rosenlew vom 28.12.1954. Darin schreibt er über den von ihm für die Salzburger Sommerakademie gesuchten Architektur-Lehrer (er wünschte sich für die Stelle den Finnen Alvar Aalto): »Ich wollte eben nicht einen amerikanischen Architekten wie [Philip] Johnson oder [Ludwig] Mies v. d. Rohe etc., die bloß für Millionäre bauen, die es nicht mehr gibt, auch nicht den Corbusier, der bloß Riesenklüfte für die Bürokratie baut, mit welcher man im Zukunftsstaat die Proletarier aller Länder von einem Weltzentrum aus regieren will, [...]« (Oskar Kokoschka: *Briefe IV 1953-76.* Hrsg. von Oida Kokoschka und Heinz Spielmann. Düsseldorf: Claassen 1988, 34-37, hier 35)

186 **A N C A R L D A L L A G O** : ediert nach einer späteren maschinschriftlichen Abschrift im BA.

**a c h t z i g s t e n L e b e n s j a h r** : Dallago feierte am 14.1.1949 seinen achtzigsten Geburtstag, vier Tage darauf starb er infolge eines Schlaganfalls, worauf sich das Gerücht verbreitete, »[dieser sei] die Folge der Aufregung gewesen [...], in die ihn die Absicht versetzt habe, ihm anlässlich seines achtzigsten Geburtstages eine öffentliche Ehrung zu bereiten. Falls dem wirklich so gewesen sein sollte, könnte ich mir das nur damit erklären, daß die Form der geplanten Ehrung seinen heftigen Unwillen erregt habe.« (Brief von Hugo Neugebauer an Ficker, 10.2.1949) Die Wiederanknüpfung an Dallago, den Hauptmitarbeiter am frühen *Bren-*

ner, geht zeitlich einher mit einem Brief Wilhelm Kütemeyers an Ficker vom 7.1.1949, der ein erstes »Lebenszeichen« nach so vielen Jahren der gegenseitigen Entfremdung sein sollte und schließlich zur Mitarbeit Kütemeyers am letzten *Brenner* (1954) führen sollte: »Es hat mir nie so recht in den Sinn gewollt, daß die Verbindung zu Ihnen, die sich in den zwanziger Jahren so kräftig anbahnte, dann plötzlich abreißen mußte und, wenigstens im Äußeren nie mehr geknüpft werden konnte. Ich habe aber immer mehr dieses Verhängnis als einen für mich besonders einschneidenden Hinweis empfunden auf das Zerwürfnis auch unter zusammengehörigen Menschen, für das wir wohl alle teuer genug bezahlt haben. Und vielleicht noch mehr werden daran glauben müssen.«

187 »Ver sacrum«: auf antike römische Bräuche in Notzeiten zurückgeführter Titel der Zeitschrift der »Wiener Secession«, erschien 1898-1903.

188 diesmal gedruckten Sachen: *Zwei Variationen nach Seneca: »Der Rabe«, Nachdichtung nach E. A. Poe; Gedankenspiel beim Tod eines Jünglings, Gedichte im ersten Band von Wort im Gebirge, 1949, 7f; 137ff.; 161ff. Wieder in: Anton Santer: Variationen. Hrsg. und erläutert von Ingrid Kloser und Walter Methlagl. Salzburg: Otto Müller Verlag 1986.*

Gedichte von Röck: *Unterwegs, Gedichte im ersten Band von Wort im Gebirge, 1949, 82-89. Karl Röck hatte sie unter seinem Pseudonym Guido Höld-Röck veröffentlicht.*

Am Grabe: sprach Hans Haller (1911-1993), der sich seit den 30er Jahren interpretierend mit Dallagos Werk auseinandersetzte.

mitzuteilen: Fickers Brief, auf den hier Bezug genommen wird, ist nicht erhalten. In den folgenden vier Jahren entwickelte sich wieder ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den beiden.

189 wie ich bereits mitteilte: am 10.2.1949 hatte Neugebauer, der seit einem Schlaganfall im Februar 1948 bettlägerig war und daher nicht an Dallagos Beerdigung teilnehmen konnte, um einen Bericht darüber gebeten.

»Platonische Mystik«: München-Planegg: Barth 1934. Eine zweite Auflage wurde nicht gedruckt.

»Magie« und ...: für diese beiden sehr umfangreichen Manuskripte sollte zunächst über Ficker Otto Müller als Verleger gewonnen werden, als der absagte, bot sich Neugebauers alter Verlag Barth an, doch auch dort blieb das Projekt unerledigt.

Christoph Schröder: eine Zeitschrift für metapsychische Forschung war 1930 bis 1941 in Berlin erschienen, konnte aber nach 1945 nicht mehr nachgewiesen werden.

Emil Rüdiger: nicht ermittelt.

uns beiden: seine Gattin war Luise Neugebauer.

190 Rudolf Volland: geb. 1.8.1927, München; lebt ebenda. Kulturpublizist. War seit 1946 mit Paul Wühr befreundet, gab mit ihm und anderen die Schülerzeitung *Unser Wort* am Wittelsbacher Gymnasium in München heraus; 1947-59 Studium der Philosophie, Psychologie, Germanistik, Geschichte u.a. in München, daneben versch. publizistische Tätigkeiten; seit 1959 beim Goethe-Institut; 1959-65 als Praktikant, Lehrkraft und stellvertret. Leiter in Grafing b. München; 1966-74 leitend in Ebersberg b. München; 1974-88 als Dozent und Referent in London, Dublin und München; seit 1989 in Ruhestand.

Paul Wühr: geb. 10.7.1927, München; lebt in Passignano/Umbrien. Hörspielautor, Erzähler, Lyriker. War 1948-1984, mit Unterbrechung, Hauptschullehrer in Gräfelfing bei München. Bekannt wurde er vor allem mit seinen Hörspielmontagen (seit 1963): *Gegenmünchen* (1970); für sein *Preislied* erhielt er 1971 den Hörspielpreis der Kriegsblinden; Lyrik: *Grüß Gott ihr Mütter ihr Väter ihr Töchter ihr Söhne*, 1976; *Rede*, 1979; *Sage*, 1988; Wiener Vorlesungen zur Literatur (1988; gedruckt in *Wespennest*, 1989, H. 74, 41-58). Bremer Literaturpreis 1984, Petrarca-Preis 1990. Volker Hoffmann schreibt in dem *Paul-Wühr*-Artikel im



KLG: »Wühr schreibt seit 1940 ununterbrochen, sein langwieriger privater Weg an die literarische Öffentlichkeit ist geprägt durch die Rezeption der Rhythmik, der Bedeutungsräume und Rhetorik der Hymnendichtung (Hölderlin, Francis Thompson, Trakl), auch der Musik (Brahms), durch die Rezeption der Phrasierungskunst und kühnen Semantik der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, der Formstrenge und Verwandlungslust Ovids, und der Verarbeitung universalistischer Konzepte in der Dichtung mittels traditioneller enzyklopädisch-satirischer Verfahren (Rabelais, Montaigne, Hamann, Fr. Schlegel, Novalis) bzw. mittels der modernen Techniken Collage und Montage (Pound, Arno Schmidt) und in den (Grenz-)Wissenschaften«. – Die hier angesprochene Sammlung *Carmina occidentalis* umfaßte zwölf unveröffentlicht gebliebene Oden des Autors. Wühr hatte sich im Jänner 1948 an Ficker gewandt und ihn um einen Brenner gebeten, der in München so schwierig zu erstehen wäre. Ficker kam der Bitte sofort nach, was Wühr mit einem langen Dankbrief (28.1.1948) beantwortete: »Es ist dieser Trennungsstrich, den man zwischen uns gezogen hat und der mich so sehr schmerzte, nicht etwa politischer Dinge wegen, sondern einzig und allein deshalb weil mir die Sprache so lieb geworden ist, die man dort in Österreich sprach, und die für mich hörbar wurde nur durch den ›Brenner‹. Lange Zeit hielt ich es für zwecklos auch nur eine Anfrage an irgendwen zu richten, ob denn diese kostbaren Bücher wirklich nichtmehr nach Deutschland gelangen können. Wir haben durch die letzten Jahre so schrecklich verlernt einander anzusprechen, oder es nur zu wagen. Und nun ihre lieben Zeilen! Ich habe mich sehr gefreut. Es wird Sie aber nicht in Erstaunen versetzen, wenn ich nun warte auf den Brenner, wie man eben auf ein Wort wartet, von dem man sich Großes, Hartes und Entscheidendes verspricht. Darf ich sagen, daß ich danach brenne? Es ist doch seltsam wie einem Bücher zum Erlebnis werden, wenn man sich mit ihnen bespricht und ausspricht. Ich besitze nur zwei Brennerbände und diese sind aus den Jahren 1922 und 25, aber es sind mir zwei wirkliche Freunde. Ich kaufte sie vor einigen Jahren durch Zufall und begann darin zu blättern. Alles war mir so ziemlich fremd. Die Namen unbekannt. Ihre Worte am Grabe Trakls fesselten mich zuerst. Ich las sie oft, ja ich muß gestehen, mich interessierte der Inhalt der Bücher vorerst nicht. In dieser Totenrede aber und in der Zeichnung des Verstorbenen sprach mich etwas an. Ich hatte vorher von Trakl noch keine Zeile gelesen und seinen Namen nicht gekannt. Aber schon war durch Ihre Zeilen sein Bild gegenwärtig geworden und ich habe nicht gerastet bis ich nicht alle seine Gedichte lesen konnte. Und so könnte ich Ihnen fast von jeder Seite dieser Bücher sprechen, die alle zu ihrer Zeit mich ansprachen und irgendetwas öffneten. Ich habe in dieser Weise all die Jahre her in ihnen gelesen und bin auch jetzt noch nicht ganz in Sie eingedrungen. Immer wieder bleibt etwas verschlossen in diesen Seiten zu dem man erst den Schlüssel finden muß, daß es sich öffnet. Ihre Bücher wollen sehr viel Liebe, ja sie wollen im wahrsten Sinne geliebt werden, auch mit jenem stillen Verzicht der auf dem Grunde jeder Liebe wartet. Sie lassen sich nicht erobern. Ich will mit all den Worten sagen, daß Ihre Bücher leben, daß sie jene Lebendigkeit in sich haben, die immer das Kriterium eines Buches sein wird.«

191 »*Tua res agitur*«: wörtlich: »Deine Sache wird betrieben«, es ist deine Sache; aus einem Brief von Horaz an Lollius: »nam tua res agitur paries cum proximus ardet«, »denn es geht dich an, wenn deines Nachbarn Wand brennt«.

R e d e: zur Goethefeier des Landes Tirol am 17.5.1949 im Tiroler Landestheater, abgedruckt in *Wort im Gebirge*, 2. Folge, 1949, 7-21. Ficker hatte in einem mit »16. Mai 1949« datierten Kurzbrief (vermutlich richtig: 18.5.) an Leitgeb geschrieben: »Ihre Goethe-Rede war prächtig – von einer großartigen Zucht des Aufbaus und erfrischender Unbefangenheit des Blicks und Urteils in der Würdigung der Repräsentanz seiner Erscheinung gegenüber allen Ablösungstendenzen des Zeitgeists von allem Vorbildlichen wahrer Menschenwürde! Habe mich *sehr* gefreut und beglückwünsche Sie herzlich!« – Leitgeb versucht darin die Charakterisierung der Goetheschen Hauptkategorie *G a n z h e i t*, indem er die späte Goethesche Welt (v.a. des *Faust*) als dreifache entwirft: »Es ist eine Welt hoher Sittlichkeit. Wohl spielt in ihr Dämonisches seine Rolle, abgründig Leidenschaftliches, Nächtiges, Böses; auch der brennend scharfe Intellekt, der heute unsere Künste zu versengen droht, ist aufgerufen und in der Figur des Teufels als Versucher ins Spiel gemischt; nichts ist beschönigt oder feige verschwiegen – aber al-

les dem Leben dienstbar gemacht und seiner Befreiung ins Geistige. Wilhelm Meisters Wanderjahre führen als zweiten Titel: Die Entsagenden. Entsagung, das heißt wohl: fortschreitende Überwindung der hemmungslosen Willkür, Einordnung des Individuellen ins Soziale. Durchseelung und Vergeistigung unserer triebhaften Glückssucht, mit einem Wort; Humanisierung der Tiernatur des Menschen. Diese Welt ist aber auch eine Welt der Wahrheit. Keiner abstrakten, ertüfelten, sondern einer lebendigen und natürlichen Wahrheit. Daher gibt es hier keine Übertreibung, keine Einseitigkeit; die Vielfalt des Lebens und der Reichtum der Natur sind ihre Prämissen; sie überzeugt uns in hundert Übergängen, in hundert Farben und Zwischentönen, ja selbst in ihren Widersprüchen. Sie ist kein krasses Entweder-Oder, vielmehr ein auf Ausgleich und Harmonie gerichtetes Sowohl – Als auch. Zugleich ist sie eine Welt der Schönheit. Goethes Vers, noch immer unübertroffen an Wohlklang, Reinheit, Innigkeit, ist wirklich in der Herzkammer unserer Sprache daheim und ihrer ganzen angeborenen Tiefe und ererbten Fülle mächtig. Seiner Prosa fehlt alles Gewaltsame, Maßlose, um jeden Preis Originelle; sie ist auf Einfachheit und eine mittlere Linie angelegt, ihre Schönheit besteht ebenso in der Genauigkeit wie in der Anmut des Ausdrucks. Sie ist mit nichts glücklicher zu vergleichen als mit dem reinen Element des Wassers, das alles Organische durchströmt, nährt und erquickt, und das zugleich in hunderterlei Gestalt unser Entzücken hervorruft.« (19) »So ungoethisch die Welt im Augenblicke aussieht und sich fortzuentwickeln scheint, manchmal glaubt man eine Regung zum natürlich Vernünftigen, zum sittlich Humanen zu spüren, wie er es nicht nur lebte, sondern auch lehrte; denn mag auch sein Werk ein einziges Selbstbekenntnis sein, wie er sagte, zugleich ist es das Vermächtnis eines großen Erziehers.« (20)

»Wort im Gebirge«: Mit dem Untertitel *Schriftum aus Tirol*, herausgegeben von Josef Leitgeb, Hermann Lechner und Friedrich Punt. Die erste Folge dieser Zeitschrift war 1949 erschienen, Beiträge kamen auch von ehemaligen *Brenner*-Autoren; Anton Santer, Friedrich Punt, Joseph Georg Oberkofler und eben Josef Leitgeb selbst. Eduard Lachmann schrieb über *Trakls Prosadichtungen*, weiters waren vertreten Julius Kiener, Franz Gschnitzer, Alma Holgersen, Gertrud Fussenegger, Werner Bergengruen und Hubert Mumelter. Das Nachwort war Programm: »Das ›Wort im Gebirge‹ veröffentlicht Beiträge von Tirolern und aus Tirol, doch die Absicht lag fern, eine Tyrolensie im eigentlichen Sinne des Wortes zu gestalten. Auch soll kein Querschnitt durch das literarische Tirol zur Erlangung eines rasch unterrichtenden Überblickes und auch keine Zusammenfassung des hierzulande allein Maßgeblichen geboten werden. Ein Zuvielerlei hätte den Eindruck zersplittert. Drum wurde auch von der Übung solcher Sammelbände abgesehen, lyrische Einzelstücke als Füllsel oder Spreizholz zwischen Prosawerken zu mißbrauchen. Das vereinzelte Gedicht macht keinen Dichter kenntlich und nur in einer Folge, sei sie noch so einseitig und an den Platz der Veröffentlichung gebunden, wird die schöpferische Eigenart des Künstlers wirksam.«

Rede am Grabe Carl Dallagos: erschien in B XVIII, 1954, 225-233.

192 Claire Goll: geb. Aischmann; geb. 29.10.1891, Nürnberg; gest. 30.5.1977, Paris. Lyrikerin, Erzählerin, Übersetzerin. Seit 1921 mit Yvan Goll verheiratet. Werke u.a.: *Mitwelt* (Gedichte), 1918; *Lyrische Filme* (Gedichte), 1922; *Ein Mensch ertrinkt* (Roman), 1927; *Tagebuch eines Pferdes* (Novelle), 1950; *Die Taubenwitwe* (Novelle), 1952; *Klage um Ivan* (Gedichte), 1960; *Ich verzeihe keinem. Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit*, 1978.

Yvan Goll: (Ps. Iwan Lang; Lassang u.a.); geb. 29.3.1891, Saint Dié; gest. 27.2.1950, Paris. Lyriker, Erzähler, Dramatiker (vgl. Bd. I, 369). Hier angesprochen ist wahrscheinlich *Élégie d'Ihpétonga suivie de Masques de cendre*. Paris: Hémisphères 1949.

Eine Übersetzung Trakls durch das Ehepaar Goll kam nicht zustande.

F. H.: Unklar. Vielleicht gemeint ein Exemplar der *Frankfurter Hefte*, mit deren Mitherausgeber Clemens Münster Annie Kraus wegen eventueller Veröffentlichung ihrer Aufsätze dort in Briefkontakt stand, zuletzt bezüglich des Essays *Antichristlicher Antisemitismus* (von dem ein Typoskript im Brenner-Archiv liegt).

P. R a h n e r: Karl Rahner; geb. 5.3.1904, Freiburg/Br.; gest. 30.3.1984, Innsbruck. Theologe. Nach dem Theologiestudium und seiner Priesterweihe kam Rahner 1934 zum Philosophie-

studium nach Freiburg im Breisgau; hier bis 1936 Schüler u.a. von Martin Heidegger, dessen Rektorat gerade zu Ende gegangen war. Rahner fiel mit seiner Dissertation bei Martin Honecker durch, kehrte 1936 nach Innsbruck zurück, wo er sich 1937 für katholische Dogmatik habilitierte; wurde 1939 aus Tirol ausgewiesen und fand bei Karl Rudolf im Wiener Seelsorgeinstitut Aufnahme und Beschäftigung. 1945-1948 lehrte Rahner Dogmatik an der Ordenshochschule in Pullach und hielt theologische Kurse im Bildungswerk München; im August 1948 kehrte er an die theologische Fakultät Innsbruck zurück, wo er im Juni 1949 zum Ordinarius für Dogmatik und Dogmengeschichte berufen wurde, was er hier bis 1964 blieb.

Trudl Brock: nicht ermittelt.

seinem Vortrag; vgl. Rahners Auseinandersetzung mit Zeit-Strömungen der christlichen Lehre in seinen Aufsätzen *Der Appell an das Gewissen. Situationsethik und Sündenmystik* in *WiW* 4, 1949, H. 10, 721-743, und *Der Gestaltwandel der Häresie* in *WiW* 4, 1949, H. 12, 881-891. Im ersten Beitrag markiert Rahner die »Tendenz einer extremen Situationsethik«, womit ungenannt Michel gemeint ist, und die »Sündenmystik« als Ausdruck falschen religiösen Selbstverständnisses im zeitgenössischen allgemeinen Werte-Relativismus. Der alleinige Verweis auf das Gewissen ohne die Erkenntnis, daß es »eine Individualethik nur innerhalb einer allgemeinen normativen Ethik [gibt]« (727), hat zum Grundgedanken: »das Gewissen ist nicht Vermittlung eines Gesetzes, sondern Ursprungsort eines je einmalig nur gerade je für mich je jetzt in dieser Situation geltenden Spruches, dessen Richtigkeit darum auch nicht mehr dadurch bestritten werden kann, daß er sich in Widerspruch setzt zu den allgemeinen Normen des christlichen Sittengesetzes, wie die Kirche sie allgemein verbindlich verkündet. Eine solche Situationsethik kennt keine eigentliche, allgemeinverbindliche, theoretisch begründbare, von außen vermittelte inhaltliche Norm. [...] Ein gutes Stück (nicht alles!) der heute auch unter Katholiken verbreiteten Abneigung gegen moraltheologische Kasuistik ist ein Symptom einer solchen impliziten Situationsethik: es solle und könne nicht versucht werden, den Einzelfall theoretisch zu klären durch seine Zurückführung auf allgemeine Prinzipien; das Gewissen könne und müsse im Einzelfall selber allein entscheiden, wo es das Rechte sehe und wo nicht. Dort, wo ein Beichtvater aus Bequemlichkeit, Unwissenheit oder Furcht vor einem Konflikt mit einem Beichtenden es vermeidet, die zweifellos oft schwierigen und verwickelten Gewissensfälle des Beichtenden zu klären nach den Prinzipien der christlichen Moral und statt dessen ungefähr in jedem schwierigen Fall sich damit begnügt, einfach zu sagen: das müssen Sie mit Ihrem Gewissen abmachen; handeln Sie, wie es Ihnen Ihr Gewissen eingibt, und dort, wo ein Christ es vermeidet, sich und sein konkretes Verhalten mit der Sittenlehre der Kirche zu konfrontieren, wo er diese Lehre gar nicht mehr als auch für sich in seiner Situation verpflichtend zur Kenntnis nehmen will, weil er fürchtet, diese Lehre könne sein Tun desavouieren, wo er statt dessen erklärt: er habe ein gutes Gewissen, das nehme er schon auf sein Gewissen, da rede die Kirche nur so im allgemeinen oder zu sehr vom grünen Tisch aus, da hätten sie und ihre konkreten Vertreter keine Ahnung und könnten »leicht« reden, – dort ist praktisch und unreflex eine Situationsethik am Werk, wie wir sie im Auge haben.« (724f.) Konkret auf Michel Bezug nimmt Rahner im zweiten Aufsatz (im Dezemberheft 1949), in dem er »Spielart(en) der kryptogamen Häresie« analysiert, die von der römischen Amtskirche viel schwerer fernzuhalten seien als die früheren offenen Formen der Häresie. Weit verbreitet sieht er eine »Haltung des Mißtrauens und des Ressentiments gegenüber dem kirchlichen Lehramt, jenes weit verbreitete Gefühl, in Forschung und Lehre argwöhnisch und engherzig vom kirchlichen Lehramt kontrolliert zu werden.« (888) Und er fährt fort: »Gibt es nicht die unformulierte Häresie, die geprägte Thesen vermeidet, die mit bloßen Auslassungen und einseitigen Perspektiven arbeitet, von der falschen Haltung aus die These gleichsam in die Praxis hinein überspringt? Ist so etwas nicht doch gegeben, wo man z. B. das Wort von der Hölle geflissentlich meidet [...]? Wie oft predigt der Prediger für Gebildete in unseren Landen seiner Zuhörerschaft noch von zeitlichen Sündenstrafen, vom Ablass, von den Engeln, vom Fasten, vom Teufel (höchstens noch vom »Dämonischen« im Menschen), vom Fegefeuer, vom Gebete für die armen Seelen und ähnlichen altmodischen Dingen? Wo die »innere Freiheit« empfohlen wird, »positiv in der Kirche weiterzuleben und den Beichtstuhl solange als faktisch unzuständig zu behandeln, als er das Sakrament der Vergebung im Dienst eines Gesetzesmolochismus verwaltet.« [Rahner zi-

tiert hier Ernst Michel: *Die Ehe*, Stuttgart: Klett 1949, 128], hat die Praxis einer solchen kryptogamen Häresie schon wieder ihre formale Theorie gefunden, nämlich die ausdrückliche Empfehlung, die Häresie latent zu leben.« (888f.) – Die »Tendenz zur Sündenmystik« macht Rahner, wieder im ersten Aufsatz, u.a. an den »christlichen Romanen von heute« fest, in denen der Christ »fast nur mehr als der schuldig Gewordene, der Gescheiterte, der schiffbrüchig am Leben Zerbrochene [erscheine], der nicht mehr in einer wahren Umkehr aufsteht, ein neues Leben beginnt und würdige Früchte der Buße bringt, der nicht fragt: Brüder, was sollen wir tun? (Apg 2,37), sondern nur noch im irdisch hoffnungslosen Zerronnensein seines Lebens umfängen bleibt von einer Gnade Gottes, die ihn nicht wandelt, sondern nur noch wie von außen den Ungewandelten umfaßt und rettet. Es ist die Gefahr, daß die Sünde als getane zum innerlich notwendigen Moment der christlichen Existenz erklärt wird, ohne das die Gnade Gottes, die allein den Christen zum Christen und Erlösten macht, gar nicht sein könne. Es ist die Gefahr, die schon Paulus formuliert: Sollen wir nicht in der Sünde verharren, damit die Gnade desto reichlicher werde (Röm 6,1)? Von da aus ist der Schritt dann nicht mehr weit und auch konsequent zur eigentlichen Lehre, einer wenigstens esoterisch gewußten Allerlösungslehre, die wissen will, daß alle und jeder tatsächlich gerettet werden [...]« Die Gnade werde dann nur mehr als »vergebende«, nicht mehr auch als »heilende, erlösende und bewahrende« gesehen; der »Gott der Erlösung« werde nicht mehr auch als »Gott der Schöpfung und ihrer Ordnung« erkannt. (726)

Ernst Michel: geb. 8.4.1889, Klein-Welzheim; gest. 28.2.1964, Frankfurt/Main. Katholischer Sozial- und Kulturphilosoph, Psychotherapeut. Galt als einer der geistigen Köpfe des deutschen politischen und intellektuellen Katholizismus. Werke u.a.: *Zur Grundlegung einer katholischen Politik*, 1923; *Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt, ihre Krisenformen und Gestaltungsversuche*, 1947; *Gläubige Existenz*, 1952; hier angesprochen auch: *Der Partner Gottes. Weisungen zum christlichen Selbstverständnis*. Heidelberg: Lambert Schneider Verlag 1947, *Renovatio*. Stuttgart: Klett 1947 und *Die Ehe*, 2. veränderte Auflage, Stuttgart: Klett 1948. Vgl. die durchgehend ablehnenden Rezensionen von Otto Mauer (zu *Der Partner Gottes* und *Renovatio* in *WuW* 2, 1947, H. 3, 175ff. bzw. *WuW* 4, 1949, H. 6, 465ff.) bzw. Gottfried Montesi (zu *Die Ehe* in *WuW* 4 (1949), H. 12, 927ff.). Mauer stellt – ähnlich Rahner in seinen mehr grundsätzlichen Artikeln – fest, schon im *Partner Gottes* werde deutlich, daß Michel sich »nicht mehr im Vorhinein auf dem Boden des katholischen Credo [befindet]. Protestantische (!) Positionen schieben sich vor, noch deutlicher kritizistisch-modernistische Verfahrensweisen, die, wie immer, zu willkürlichen Resultaten führen. [...] Michels Buch ist eine, wenn auch in urbanen Tönen gehaltene Kampfschrift »wider die Fremdherrschaft des Moralismus in der Kirche«, für »die Entmythologisierung kirchlicher Eschatologie« im Sinne einer (fast origenistischen) Apokatastasis-Lehre und zugunsten eines Kirchenbildes, das ganz auf die Welt (des neuen Aion) hin ist, wobei ihm die Kirche als körperschaftliche Institution, vom ursprünglichen Wesen der Gemeinde des Herrn her gesehen, nur *Zwischenlösung* und *Notbehelf* ist.« (Mauer, 1947, 175) [Apokatastasis: griech., Wiederherstellung der Welt in ihren ursprünglichen Zustand; Origenes (185-254) lehrte als erster in der Kirche letztendliche Bekehrung und Begnadigung auch des Teufels und seines Anhangs.] Wo Michel gegen den »Gesetzesmenschen in der Christenheit« polemisiert, der die Gnadengewißheit in »ethische Praktiken« auflöse und dabei so tut, »als müsse und könne das Reich Gottes aus eigener Kraft und nur aus dieser erstritten werden« (ebenda, 175), da stimmt Mauer ihm zu. »Aber Michel sucht (durch psychologische und psychotherapeutische Berufstätigkeit angeregt) ein Rezept, des ethischen Konfliktes im christlichen Menschen überhaupt Herr zu werden und verfällt dabei auf kurzschlüssige Scheindiagnosen und Lösungsversuche. »Wo immer Gesetz und Gesetzesahndung in Gott gesetzt und Gott als fordernder Gesetzgeber und moralischer Richter dem Menschen gegenübergestellt wird, da liegen vom Menschen her Projektionen in Gott hinein vor.« Dieser Vorgang »verwandelt« (so die These Michels) »unerbittlich das ursprüngliche, ganzheitliche Vertrauensverhältnis zwischen Vater und Sohn ... in kultisch-rituelle oder ethische Gesetzesreligion«. Damit sei der Grund »zur tragischen Existenz« des Menschen gelegt. Der Mensch kann nicht von sich aus (und je gewissenhafter und »idealer« er denkt, um so weniger) dem Gesetzesanspruch genügen – so bleibt der tragische Konflikt Gesetz-Gewissen un-

lösbar.« (Ebenda, 176) »Gehorsam« gegen Gott nennt Michel bald einmal »Gotthörigkeit«, statt »Partner Gottes« zu werden, bleibe der Gläubige »Werkzeug Gottes« (ebenda, 177), wo er der kasuistischen Gesetzesethik nachfolge statt die schöpferische, weil liebende »Situationsethik« zu leben. Mauer beantwortet diese »Denunziation« mit den Fragen: »Gibt es nicht Gehorsam aus Liebe? [...] Ist im Tun des Gesetzestreuen tatsächlich kein personales Verhältnis zum Anderen vorhanden und wird sein Gehorsam jede gute Tat gegen den Bruder notwendig zu einem »Fall der Gesetzesanwendung« herabsetzen? [...] Setzt nicht gerade die negative Formulierung des Gesetzes (»Du sollst nicht ...«) das positive, persönliche Verhältnis von Ich und Du voraus? Ist es der Liebe zwischen Mensch und Mensch abträglich, wenn sie gleichzeitig einen Akt des Gehorsams zu ihrem Gott einschließt und Menschenliebe aus Gottesgehorsam geübt wird, ja aus *Gottesliebe*, eben dort, wo Gehorsam zum Äußersten der Liebe wird?« (Ebenda) Von der »Situationsethik« (Mauer ergänzt: »Situationsdogmatik«) handelt auch der zweite Band, Michels Aufsatzsammlung *Renovatio*: der Kirche wirft er vor, »zeitberufene Maßnahmen als zeitenthaben zu immerdar verpflichtenden Normen für das konkrete sittliche Tun erhoben und damit die Rechtfertigung des Menschen von neuem an die Gesetzeserfüllung gebunden zu haben« (Mauer, 1949, 466).

Mauer stellt dagegen fest: »Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes und sie ist es in Kraft des heiligen Geistes, der Kindschaft, der Gnade ist. Aber die Mandate des Gesetzes bleiben unverändert und unerlässlich, von höchster göttlicher Autorität sanktioniert.« (Mauer, 1947, 176) – Der Michelschen Skepsis gegen die »Religion der Kirche« (»Die Kirche hat Religion, sie ist nicht Religion« bzw. »Vom christlichen Glauben aus ist Religion auf Abbau gestellt«) entgegnet Mauer strikt: »Kirche hat nicht nur Mittlercharakter; sie ist selbst schon, als Leib und Braut des Christus, erneuerte Schöpfung und somit das Ziel der Geschichte: die Welt ist auf Kirche, d. h. Gliedwerdung an Christus angelegt. Deshalb: extra ecclesiam nulla salus.« (Mauer, 1949, 466)

Graham Greene: (1904-1991), Romanschriftsteller, Dramatiker.

193 Dr. Knecht: Josef Knecht vom gleichnamigen Verlag in Frankfurt, in dem 1948 *Über die Dummheit* von Annie Kraus erschienen war.

Mme. de Chambray: Mme. de Chambéret gehörte der französischen Militärregierung von Tirol an; lebte später mit ihrem Mann, François de Seynes, in Taizé.

Desclée: Desclée de Brouwer, philosophisch-religiöser Verlag in Paris.

Reinermanns: Zusammenhang nicht ermittelt.

Thurnair: war damals Herausgeber der Zeitschrift *Michael*.

Karamasoff-Aufsatz: *Über den Glauben und über den Unglauben. Iwan Karamasoff und der zeitgenössische Nihilismus*. Der Erscheinungsort konnte nicht ermittelt werden.

Cl. Münster: Clemens Münster; geb. 15.1.1906, Cochem/Mosel; lebt in Ainring/Bayern. Publizist, Schriftsteller. Nach 1945 Mitherausgeber der *Frankfurter Hefte*, 1949-1971 dort Chefredakteur für Kultur und Erziehung; seit 1954 Fernsehdirektor des Bayerischen Rundfunks.

Fessard: Père Fessard. Nicht ermittelt.

194 ANHANS URS VON BALTHASAR: dieser Brief liegt als vermutlich von Ficker selbst erstellte maschineschriebene Abschrift im BA. Hans Urs von Balthasar:

geb. 12.8.1905, Luzern; gest. 26.6.1988. Katholischer Theologe, Schriftsteller. War seit 1940 als Studentenseelsorger in Basel tätig, wo er im Rahmen der von ihm gegründeten »Studentischen Schulungsgemeinschaft« freundschaftlichen Kontakt u.a. mit Hugo und Karl Rahner, Joseph Bernhart, Alois Dempf und Henri de Lubac unterhielt. Wegen seiner seelsorgerischen Beziehung zur Charismatikerin Adrienne von Speyr und der daraus erwachsenden Publikationstätigkeit im Johannes-Verlag geriet Balthasar Ende der vierziger Jahre unter starken Druck sowohl von kirchlicher Seite als auch von seiten seines Ordens, der Jesuiten. Am 11.2.1950 schließlich erfolgte der Ordensaustritt Balthasars, nachdem er sich den Vorbehalten gegen sein Tun nicht beugen wollte. Werke u.a.: *Apokalypse der deutschen Seele*, 1937-1939; *Das Herz der Welt*, 1945; *Der Christ und die Angst*, 1951; *Reinhold Schneider*, 1953; *Bernanos*, 1953;

*Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik* (3 Bände), 1961-1969; *Theodramatik* (4 Bände), 1973-1983; Übersetzungen von Paul Claudel: *Der seidene Schuh* (1943), *Fünf große Oden* (1939) und *Gedichte* (1942).

*Ihre gütigen Zeilen*: der Brief, auf den Ficker sich hier bezieht, ist nicht erhalten, wohl aber ein anderer, undatiertes, Balthasars aus der Zeit, in dem dieser einen weiter zurück liegenden und leider ebenfalls nicht überlieferten Brief Fickers anspricht: »eben aus Deutschland zurück – von einer tödend-anstrengenden Reise – finde ich Ihren Brief. Ein großer, echter Trost geht von ihm aus, nach den Enttäuschungen, den immer neuen, die auf die Werbung für die moderne Ordensidee einstweilen erfolgen. Vielleicht kann nichts anderes erwartet werden in den germanischen Ländern, auch in Frankreich, – während Spanien und Italien hier weit voran sind – angesichts der Geistesarmut und Phantasielosigkeit des Katholizismus in diesen Ländern, und zumal der Jugend dieser Länder, die mehr gezogen werden will als daß sie selber zöge. Ich weiß, der liebe Gott wird das Werk schon schenken, wenn wir genügend gestrampelt haben – aber ich bin in wirklicher Sorge über die Qualität Mensch, die heute überhaupt noch dazu zur Verfügung stehen mag. Meine Abhandlung ›Welttheater‹ ist ein rechter Schmerz; wie ich anpacke, will es sich nicht runden. Den Entwurf, den ich Ihnen sandte, hätte ich zur Umarbeitung gerne zurück. Bitte sagen Sie mir ganz nüchtern: Bis wann soll ich fertig sein und wieviel Raum könnten Sie mir einräumen? (Ich möchte das Thema – ja ich muß es dringend – erweitern).«

»Welttheater«: der vorgeschene Beitrag für den *Brenner* kam nicht zustande.

195 Paul Celan: geb. 23.11.1920. Czernowitz/Bukowina; Freitod verm. Ende April 1970, Paris. Lyriker. Celan, seit 1945 als Verlagslektor und Übersetzer in Bukarest tätig, war Ende 1947 über Ungarn nach Wien gelangt, wo er, auf Empfehlung seines väterlichen Dichter-Freundes Alfred Margul-Sperber (1898-1967), mit Otto Basil Kontakt aufnahm und auch Freundschaft schloß mit Edgar und Erica Jené (d. i. Erica von Lillegg), Ingeborg Bachmann, Milo Dor u.a. Otto Basil veröffentlichte im *Plan* (Frühjahr 1948), H. 6, – es sollte das letzte Heft dieser Zeitschrift bleiben – 17 Gedichte von Celan, eine Buchausgabe von Celan-Gedichten lehnte er ab (»man kauft keine Lyrikbände, nicht einmal von bekannten Dichtern«, schrieb er am 14.11.1947 an Margul-Sperber). Den *Plan* hatte Ernst Schönwiese vorgeschlagen, nachdem er selbst auf die Anfrage Margul-Sperbers wegen einer Veröffentlichung in seinem *silberboor* abgewunken hatte: er sah zwar eine gewisse Trakl-Verwandtschaft, aber auch einigen Expressionismus aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in den Gedichten Celans (Brief Schönwiese an Alfred Margul-Sperber, 20.7.1947). Beide Briefe abgedruckt bei George Gutu: *Linien zu einem Schriftstellerportrait. Zum Briefbestand des Bukarester Sperber-Nachlasses*. In: Andrei Corbea/Michael Astner (Hrsg.): *Kulturlandschaft Bukowina*. Iasi: Editura Universitatii 1990, 184-204. Wien blieb aber nur Zwischenstation, Celan übersiedelte schon im Sommer 1948 nach Paris. Auf seiner Reise dorthin kam er über Vermittlung des Ehepaars Jené und Otto Basils nach Mühlau, worüber er am 6.7.1948 aus Innsbruck an seine Jugendfreundin Ruth Lackner berichtete: »[...] Gestern war ich in Mühlau, auf dem Kirchhof, wo Trakl begraben ist. Ich hatte Blumen mit [...] und unterwegs habe ich von einer Weide einen kleinen Zweig gebrochen, den ich von Dir auf das Grab gelegt habe. Am Abend habe ich dann bei Ludwig von Ficker, Trakls Freund, Gedichte gelesen. Du kannst Dir denken, daß ich befangen war. Aber Ludwig von Ficker sagte mir dann, ich sei dazu berufen, das Erbe von Else Lasker-Schüler anzutreten. Else Lasker-Schüler ist für die Fickers ebenso wie Trakl der Inbegriff wahrer Poesie. Sie war selber oft draußen in Mühlau, und einer ihrer Gedicht-Zyklen ist ›Ludwig von Ficker, dem Landvogt von Tirol und seiner schönen Schwedin‹ zugeeignet. Die ›schöne Schwedin‹, Frau von Ficker, ist heute eine alte Dame [...]. Sie findet, daß ich Else Lasker-Schüler ähnlich sehe – das sagte sie mir noch ehe ich meine Gedichte gelesen hatte, und dabei bleibt es für sie wohl für allezeit [...]. In etwa einer Woche fahre ich nach Paris [...].« Zitiert nach Israel Chalfen: *Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, 155. (st 913) (Für den Hinweis danke ich Gerald Grubinger.) Auch an Alfred Margul-Sperber schrieb er am gleichen Tag von seinem Leseabend bei Ficker. »Es war nicht leicht für mich, dem Freund Trakls Gedichte vorzulesen, Ludwig von Ficker gehört auch nicht mehr zu den Jüng-

sten – er wird in zwei Jahren siebzig –, bei solchen Menschen darf man auch vermuten, daß sie die Freundschaft eines Dichters wie Trakl anderen Dichtern gegenüber verschließt, besonders, wenn sie in der unmittelbaren Nähe des Grabes ihres Freundes leben – vom Kirchhof in Mühlau bis zu dem Haus, wo die Fickers wohnen, sind kaum dreihundert Schritt – und so war ich eigentlich darauf gefaßt, nicht *die* Aufnahme zu finden, die ich mir erhoffte. Sie können sich meine Freude vorstellen, als es nun ganz anders kam, trotzdem ich meine Gedichte, meiner Befangenheit wegen und auch deshalb, weil Ludwig von Ficker etwas schwerhörig ist, nicht so schön las wie so oft in Wien (ich lese sie jetzt viel schöner als früher), und als mir gesagt wurde, ich sei dazu berufen, das Erbe von Else Lasker-Schüler anzutreten. Zu diesen Worten wußte ich mir anfangs nichts genaueres zu denken, weil ich – zu meiner Schande sei es gestanden – zu Else Lasker-Schülers Gedichten eine viel weniger starke Beziehung habe als etwa zu Trakl und Eluard, und auch deshalb, weil ich nicht wußte, was diese Gedichte Ludwig von Ficker bedeuteten. Aber dann nahm Ludwig von Ficker den letzten Gedichtband der Lasker-Schüler, »Das blaue Klavier«, von seinem Schreibtisch, es war eine Abschrift des in Jerusalem herausgekommenen Bandes, und begann von der Dichterin *so* zu sprechen, daß ich merkte, sie bedeute ihm ebenso viel wie Trakl. Er meinte auch, Trakl selber sei ihr oft stark verpflichtet. Und zu mir sprach er so, als wäre ich eben auch einer von ihnen. Was mich besonders freute, war, daß er ganz auf das Jüdische meiner Gedichte einging – Sie wissen ja, daß mir viel daran liegt. Ich darf also stolz sein, und das verdanke ich in erster Linie Ihnen, mein lieber, lieber Herr Sperber. Ich sprach auch von Ihnen, und Ludwig von Ficker erinnerte sich Ihres Gedichtbandes [*Gleichnisse der Landschaft. Gedichte*. Storajneti/Rumänien: Selbstverlag 1934] (haben Sie ihn ihm seinerzeit eingeschickt?) und ich war doppelt froh. [...] (Birgit von Ficker, die Tochter des Alten, ist, wie ihr Vater, ein Mensch, der viel von Gedichten weiß)« Zitiert nach *Briefe an Alfred Margul-Sperber*. in: *Neue Literatur* 26, Bukarest, 1976, H. 7, 52f. – Zur Bedeutung der hier auch von Ficker angesprochenen jüdischen »Herkunftswelt« für das Werk Celans vgl. Dieter Schlesak: *Die verborgene Partitur*. In: *Die Bukowina. Studien zu einer versunkenen Literaturlandschaft*. Hrsg. von Dietmar Gotschnigg und Anton Schwob. Tübingen: Francke 1990, 333-354. – Birgit von Schowingen-Ficker, die damals die Bibliothek des Institut Français in Innsbruck führte, in der Celan sie aufsuchte, erinnert in einem Brief an die Herausgeber den Eindruck, den sie von Celan erhielt: »Celan war eine Gestalt der vornehmsten Prägung – scheu, zurückhaltend, wie flehend Verständnis erhoffend. Das Leise, Scheue ist mit Worten nicht zu umschreiben, man konnte nur tief ergriffen sein von seiner Erscheinung, seiner ungemein verletzlischen seelischen Ausstrahlung, leise sprechend – und dann bei Lesungen eine metallene Stimme, in der die ganze Tragik seines Weges mitschwang.« Sie berichtet vom Vorlesen der *Todesfuge* bei ihrem Vater und erwähnt auch einen späteren Besuch Celans, begleitet von Ehefrau und Sohn, bei Ficker. »Er bewies eine Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit, die meinen Vater sehr gerührt haben.« Zu weiteren Treffen von Birgit von Schowingen-Ficker mit Celan kam es anlässlich des Trakl-Vortrages von Ludwig Ficker in Paris 1953, dann im Sommer 1967 bei einer Lesung des Dichters aus seinen Übertragungen russischer Dichter (Blok, Mandelstam, Jessenin) in Freiburg und schließlich am 26.3.1970, wieder in Freiburg, auf Einladung Prof. Gerhart Baumanns zu einer Celan-Lesung in seinem Haus, der auch Martin Heidegger gefolgt war. »Celan las Gedichte, bei denen offenbar wurde, wie die Saiten der Sprache, der er Letztes abverlangte, zum Zerspringen gespannt seien. In das Schweigen, in die bleierne Stimmung, die sich der Anwesenden bemächtigte, sagte ich ihm: »*Vous sauvez la langue*«, wobei in mir die inständige Bitte war, die *Sprache* möge – indem er sie rettend zu einer äußersten Grenze hob, hob – auch ihn, den Verletzlichen und auch in und von so viel ihn umgebender Güte Verletzten, retten. Aber die Saiten zersprangen und er tat den verhängnisvollen Sprung in die Seine ... Immer wieder kann ich nur meine tiefe Ergriffenheit von seiner Erscheinung sagen, der schwermut-dunkel-umflossenen Lichterscheinung, dem forschenden, fragenden, zweifelnden Blick, seinem leisen Auftreten, seiner ungemein verletzlischen seelischen Ausstrahlung, die ein äußerst difficiles Sich-Hineinhorchen, -Tasten verlangte, vielleicht mehr Frauen gegeben, da auch etwas rührend Kindliches über ihm lag, wie Zustimmung erheischend. Glaubt Ihr wirklich an mich? Bin ich ein Dichter? Wisset Ihr, wie *tief ernst* es mir ist? Dabei hätte er nie die Äußerung einer Ermutigung vertragen. Unvergeßlich. Ihn vom In-

tellectuellen her zu sehen, das ihm vollkommen zu Gebote stand, wäre Sünde. Alles in ihm, der Reichtum der Sprachen, in denen er lebte, die er liebte, Sprache, die er uns noch erhalten hat, so, wie wir sie nie mehr erleben werden, das Durcherleiden des jeweiligen Ausdrucks, reicht in ganz tiefe geistige, seelische Gründe, ein Schatz, dessen Konturen auch Gefährdungen barg[en], die in Krankheit münden konnten.«

**Frau Rouveyre**: Marielore Rouveyre (1918-1991). Tochter von Paul Zifferer, eines Freundes von Hugo von Hofmannsthal; lebte nach dem Tod ihres Vaters 1929 bis zum »Anschluß« 1938 bei ihren Großeltern in Wien, kam dann schwerkrank nach Paris, wo ihre Mutter bis 1938 Mittelpunkt der Österreichischen Kolonie war; nach dem Krieg wieder auf Besuch in Tirol, befreundet mit Birgit von Ficker.

»**Sand aus den Urnen**«: *Der Sand aus den Urnen*: Titel des ersten Gedichtbandes von Celan, der 1948 bei A. Sestl in Wien in einer Auflage von 500 Exemplaren erschienen war. Von Paris aus zog Celan das Buch, wegen der vielen Druckfehler, wie er später einmal Sperber gegenüber äußerte, zurück und ließ die restlichen Exemplare einstampfen. Als broschiertes Maschinmanuskript mit handschriftlichen Korrekturen, Paris Oktober 1950, liegt eine Sammlung dieses Titels im BA. Diese deckt sich in Gedichtauswahl und -anordnung weder mit dem Band von 1948 noch mit *Mohn und Gedächtnis* (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1952), kann vielmehr als Zwischenglied gelten, da Teilzyklen sowohl aus der ersten (*An den Toren, Mohn und Gedächtnis*) wie auch aus der zweiten Sammlung (*Gegenlicht*), in leichten Veränderungen, darin aufgenommen sind. Allein die *Todesfuge* ist Schnittmenge aller drei Sammlungen. Vgl. zur Wiener Ausgabe Uwe Martin: *Der Sand aus den Urnen. Zu Paul Celans erster Gedichtsammlung*. In: *Cahier d'études germaniques*, 1983, 45-67.

196 **Ihren verewigten Bruder**: Hans Kestranek war am 7.8.1949 in St. Gilgen gestorben. – Der erste Absatz dieses Briefes ist von der Stelle »Die Aufnahme von ihm ...« bis »... die Feder geführt haben.« in leicht veränderter Form unter dem Titel *Ein Bild von Hans Kestranek* im Band Ludwig von Ficker: *Denkzettel und Danksagungen*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, 164 f., abgedruckt.

in einer Schweizer Zeitung: nicht ermittelt.

197 **Bericht**: im Brief vom 2.9.1949. Hans Kestranek hatte am Pfingstsonntag einen plötzlichen Herzkrampf erlitten, und in der Folge stellten sich urämische Erscheinungen ein, die einen mehrwöchigen Klinikaufenthalt nötig machten. Nach einer kurzen Besserungsphase trat ein Rückfall ein, man brachte ihn nach Hause, wo er nach drei Tagen, versehen mit den letzten Tröstungen, starb.

**Felix Braun**: geb. 4.11.1885, Wien; gest. 29.11.1973, Klosterneuburg. Lyriker, Romanschriftsteller (vgl. Bd. 2, 553f.). Braun war 1938 nach England emigriert, von wo er 1951 nach Wien zurückkehrte. Der umfangreiche Briefwechsel zwischen Braun und Ficker hielt bis 1967 an, Braun sandte regelmäßig seine neuen Lyrik- und Essaybände, Ficker antwortete jeweils mit gebührendem Dank. Für den Band *Die Eisblume. Ausgewählte Essays*, Salzburg: Otto Müller Verlag 1955, fand Ficker folgende anerkennende Worte: »Diese »Eisblume« ist ein herrliches Gewächs, ein Anschauungsmittel nicht nur im Kristallisationsprozeß Ihrer Gedanken, sondern auch ein Auftauungsmittel für unsere eingefrorenen Herzen, in dem sich alle Landschaften des Geistes und der Seele, in die sich Ihr Blick versenkt, fast durchwegs inniger wahrnehmen lassen, als im Alltag zufällig bannender Beobachtungen unseren geschwächten Sinnen sonst vergönnt sein mag. Die großen Sichten und Überblicke, die Sie jeweils auf ein paar Seiten in einer Weise zu entwickeln vermögen, die Ihrem nachsinnenden Tiefblick alle Ehre macht, lassen einen immer wieder staunen über den weiten Rundhorizont einer Erkenntlichkeit, in der alles Maß der Schuldigkeit, das heißt aber: des menschlich Aufschließbaren, vor Gottes Wundern und Geheimnissen im ständigen Entgegenkommen seiner Kreatur unbefangen wahrgenommen ist. Diese Position der Aufgeschlossenheit für alles, was mit dem Begriff des Begnadetseins zusammenhängt, verteidigen Sie in sich selbst mit einer Würde und Gelassenheit, die über alles Ungemach der Zeit hinweg ein Zeugnis vorbildlicher Zuversicht als



Dichter wie als Mensch genannt zu werden verdient. Das ist es, was mich an Ihnen stets so bewegt und ergreift.« (Brief an Felix Braun, 1.11.1955)

Neuaufgabe des Trakl-Bändchens: *Gesang des Abgeschiedenen. Gedichte*. Wiesbaden: Insel Verlag 1950 mit einem Geleit von Felix Braun, das eine erweiterte Fassung seines Beitrages *Zum Gedächtnis Georg Trakls* in *Die neue Rundschau*, 26, 1915, H. 1, 140f., war, auf den Ficker sich hier im folgenden bezieht.

198 »tausendjährigen Rosenstrauch«: *Der tausendjährige Rosenstrauch. Deutsche Gedichte aus Tausend Jahren*. Ausgewählt und eingeleitet von Felix Braun. Wien: Zsolnay 1949. (Neue veränderte und vermehrte Auflage 1958)

Dr. Schlorhauser: Walter Schlorhauser; geb. 14.10.1920, Innsbruck; lebt ebenda. Arzt, Erzähler, Lyriker. 1945 Promotion, 1958 Univ.-Dozent, 1973 Univ.-Prof. in Innsbruck, langjähriger Vorstand der Klinik für Hör-, Stimm- und Sprachstörungen in Innsbruck. Am 14.12.1948 hatte er Ficker seinen Prosa-»Erstling« gesandt, *Die Liebesstation des Leonhard Dignös*. Klagenfurt: Ferdinand Kleinmayer 1948. Weitere Werke: *Tag der Seele*, 1956; *Narbensaiten* (Gedichte), 1991. Mit Felix Braun war Schlorhauser 1947 (?) bei den Internationalen Hochschulwochen in Alpbach in Kontakt gekommen, wo er neben Christine Busta, Herbert Eisenreich und Rudolf Stibill las. – Das von Ficker angesprochene Unheil war eine Tuberkuloseerkrankung Schlorhausers.

Ihren Brief: nicht erhalten.

»Afra« ... »Sonja«: beide abgedruckt in B IV, 1913, H. 5, 208f.; HKA I, 108 bzw. 105. Vgl. Röcks Eintragung ins Tagebuch vom 3.9.1913. (Karl Röck: *Tagebuch 1891-1946. 1. Band: Tagebuch 1891-1926*. Hrsg. u. erläutert von Christine Kofler. Salzburg: Otto Müller Verlag 1976, 176)

199 Dostojewskijs Sonja: in *Schuld und Sühne*.

»Nachtlied«: HKA I, 68.

»ungeborenen Enkel«: Schlußvers von *Grodek*: »O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre / Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz. / Die ungeborenen Enkel.« In B V, 1915, 14; HKA I, 167.

»Ungeborenes, ...«: aus der zweiten Strophe des Gedichtes *Das Gewitter*: »Traumhaft erschüttern des Wildbachs / Dunkle Geister das Herz, / Finsternis, / Die über die Schluchten hereinbricht! / Weiße Stimmen / Irrend durch schaurige Vorhöfe, / Zerrißne Terrassen, / Der Väter gewaltiger Groll, die Klage / Der Mütter, / Des Knaben goldener Kriegsschrei / Und Ungeborenes / Seufzend aus blinden Augen.« In B IV, 1914, H. 20, 909f., hier 909; HKA I, 157f., hier 157.

»Abendländisches Lied«: HKA I, 119.

Friedrich Pater: geb. ca. 1891 (Wien?); gest. 27.6.1954, Haifa. Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 532). Von Pater wird auch im letzten *Brenner* 1954 ein Beitrag erscheinen.

201 Sidonie Nádherný-Borutin: geb. 1.12.1885, Janowitz/Böhmen; gest. 30.9.1950, Harefield/GB. Stand seit 1913 in enger Beziehung zu Karl Kraus (vgl. Bd. 2, 459). *Gedenkrede*: gesprochen bei einer Gedächtnisfeier von Radio Innsbruck. (3 Typoskriptfassungen im BA) Eine Druckpublikation konnte nicht ermittelt werden. Ficker sprach über die »Passion«, von der Kraus in seiner Sprach- und Selbstbesinnung »beseelt« war, »die dem Gelächter der Hölle entgegen bei jedem Anlaß den vermißten Himmel auf Erden suchte.« Der »Dichter« in ihm, »ein wahrer Zauberkünstler über aller Niedertracht, die ihm zu denken gab, und allem Unrat, der ihm zu schaffen machte, erschloß sich, zu seinem wie zu unserem Glück, doch immer wieder das Refugium eines himmlischen Spannungsausgleichs in seinem Einverständnis mit dem Geist der Sprache. Wohin ihn dieser Geist entführte, in welche Region der Selbstvergessenheit inmitten aller Selbstbesessenheit, wird immer ein erstaunliches Phänomen bleiben, wenn man bedenkt, daß es der Satiriker seiner Zeit war, der Himmel und Hölle seines Daseins in diesem Einverständnis spiegelte.« Kraus' Gestalt, die eines »ethisch entflammten Einzelkämpfers«, erscheint aus Fickers Blickwinkel, dem der liebenden Erkenntnis, »als die leibhaftige Selbstaufopferung eines lebendigen Gewissens im Wort, als mächtige Selbstpreis-

gabe einer Stimme im Bann jener geahnten Wahrheit, die auf Erden für immer in die Gestalt des *fleisch* gewordenen Wortes eingegangen ist. Einer berufenen Stimme also, die noch heute, da ihr Pathos für immer in den Posaunenwind der jüngsten Zeit hinein verstummt ist, den unvergeßlichen Ausdruck ihrer Geistesgegenwart bewahrt.»

Prof. Bloch: Albert Bloch.

Mariassy: Alma Mariassy, Freundin von Nádherný. Sie hatte sich am 23.8.1946 (an Cissi von Ficker) aus Feldkirch für den neuen *Brenner* bedankt und angekündigt, sie wolle daraus eine kleine Lesung im Foyer des Etrangers des YMCA veranstalten.

Mladota: vermutlich Baroness Valentine [Niny] Marie Mladota von Solopisk, Freundin von Nádherný.

Ihren Brief: vom 27.12.1949; darin hatte Küttemeyer auch seine Hoffnung geäußert, mit einem Beitrag im neuen *Brenner* vertreten sein zu dürfen, wodurch die ungebrochene Zugehörigkeit zu diesem Organ verdeutlicht werden könnte. In B XVIII (1954) wird Küttemeyer mit seiner *Pathologie der Wahrheit* (71-80) vertreten sein, gefolgt von Werner von Trosts *Notstand des abseitigen Lebens* (81-96). Küttemeyers Aufsatz *Hölderlin als christliche Gestalt der Neuzeit* war in den *Frankfurter Hefen*, 1. Jg., 1946, H. 9, 799-810, erschienen, die Arbeit von Hildegard Demnitz, *Warum ich die Regeln des heiligen Benedikt abgeschrieben habe*, im 4. Jg., 1949, H. 10, 853-862.

Lachmann: Eduard Lachmann; geb. 16.4.1891, Dresden; gest. 14.8.1966, Innsbruck. Seit 1947 Dozent, seit 1951 ao. Prof. an der jurid. und phil. Fakultät der Universität Innsbruck, literaturwissenschaftlicher Autor, Erzähler. Werke u.a.: *Die ersten Bücher Stefan Georges. Annäherung an das Werk*, 1933; *Ein Mann, der nichts schuldig blieb* (Erzählung), 1939; *Tjurins glückliche Tage* (Novelle), 1948; *Kreuz und Abend. Eine Interpretation der Dichtung Georg Trakls*, 1954; mehrere Studien zu Hölderlin, besonders zu dessen Hymnen-Dichtung: *Hölderlins Hymnen in freien Strophen. Metrische Untersuchung*, 1937; *Die Natur des Demetrius*, 1940, wieder 1975; *Hölderlins letzte Hymne*, 1950; *Hölderlins Christus-Hymnen. Text und Auslegung*, 1951; *Der Versöhnende*, 1966. Der Aufsatz *Hölderlin und das Christliche* war erschienen in B XVII (1948), 171-189.

202 Gedenkblatt für Dallago: dazu kam es von Küttemeyers Seite nicht, obwohl der Plan zu einem solchen Nachruf noch im Briefwechsel von 1951 nachhallt. Am 9.8.1951 entschuldigt Küttemeyer sich, noch nicht über Dallago geschrieben zu haben: »Zerrissen in einer doch fast lebenslangen Zuneigung zu ihm – die nicht aufgehört hat –, und einem Einspruch gegen ihn, der immer mächtiger geworden ist schon seit vielen Jahren, muß es möglich sein, beides in einer höheren und tieferen Erkenntnis, in einer brennenderen Liebe miteinander zu versöhnen. Eben so, wie den Zaun, der sonst Zusammengehöriges in unserm Leben trennt, zu zerbrechen.« Über einen Brief an Werner von Trott vom 15.8.1951 läßt Ficker Küttemeyer schließlich wissen, daß er sich entschlossen habe, seine Rede am Grab Dallagos, »etwas sorgfältiger ausgeführt, im ›Brenner‹ zu bringen. Schließlich glaube ich doch verantworten zu können, was ich da sagte, und wenn es auch etwas summarisch und wenig bedeutend ist, so verstößt es doch, scheint mir, nicht gegen die Liebe und Dankbarkeit, die ich ihm schulde.« Küttemeyer bedauerte diese Entscheidung Fickers, ihm die Möglichkeit zu nehmen, Dallagos an der angemessenen Stelle zu erinnern. (Vgl. Brief an Ficker, 23.8.1951)

Willy Stadler: geb. 1901, Zürich; lebt in Erlenbach. Publizist (vgl. Bd. 3, 406).

meinem 70. Geburtstag: hier sei eine für Fickers Gewichtung der Feierlichkeiten um seinen runden Geburtstag – und um den 40. des *Brenner* – charakteristische Briefstelle zitiert: »Was mir da plötzlich an öffentlicher wie privater Zuneigung und Beachtung zugeflogen kam, hat mich, der ich weiß Gott nie ein Aufhebens von mir und meiner Sache machte, einfach in Grund und Boden hinein überrascht. Ich spreche nicht von den äußeren Ehrungen, die ich nicht mehr abbremsen konnte und über die Sie ein paar heimische Zeitungsausschnitte hier orientieren – nein; ich meine die Klarstellung so mancher menschlicher Beziehungen, die mir im Argen zu liegen schienen und hinter allem Mißverständlichen nun zu neuer Leuchtkraft gediehen. Hierin liegen die wahren Freuden, während alles andere (der Bundespräsident hat mir sogar noch den Titel ›Professor‹ verliehen!) mir mehr oder weniger nur eine Verlegenheit ist.«

(Ficker an Walter Manggold, 15.6.1950) Ficker, beruflich zur Betreuung der Zweigniederlassung des Springer-Verlages in Innsbruck eingesetzt, war neben den Ehrungen von Land und Stadt zum Ehrenmitglied der Universität Innsbruck ernannt worden.

203 vernichtende Abfuhr: Ficker dürfte hier die allerdings nicht von Stadler, sondern von Werner Weber stammende Besprechung in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 18.2.1950 meinen, in der *Nachlaß und Biographie* (hrsg. von Wolfgang Schneditz, Salzburg: Otto Müller Verlag 1949) insgesamt als »entbehrlich« bezeichnet wurde. Stadler machte Ficker in einer Karte vom 13.5.1950 darauf aufmerksam, daß nicht er »jenen Artikel in der »Tat« über Sch.'s Trakl-Ausgabe« verfaßt habe. Offensichtlich haben die beiden aneinander vorbei geschrieben. Eine Besprechung in der *Tat* konnte nicht ermittelt werden.

Ausschnitt aus der »Tat«: am 6.5.1950 erschien dort von Wolfgang Schneditz *Georg Trakl als Dramatiker*, eingeleitet durch die redaktionelle Bemerkung: »Im Verlag Otto Müller, Salzburg, sind die Dichtungen Trakls neu herausgekommen: im ersten Bande die Lyrik, im zweiten und dritten Gedichte und Fragmente aus dem Nachlaß, Briefe, biographische Essays. Verunglückt ist der dritte Band, wo der eingehenden Charakteristik des Dichters durch Wolfgang Schneditz eine teils wiederholende, teils gegen ihn laufende Würdigung zur Seite gestellt ist, damit auch ein verharmlostes Trakl-Bild für harmlose Leser greifbar sei.« Auf der gleichen Seite dieser *Tat*-Ausgabe findet sich auch Wolfgang Cordans Beitrag *Ein Dichter und sein Bild. Zu einem bisher unbekanntem Lichtbild Georg Trakls*: »[Der Waagplatz] ist auch unauffällig, nur ein Durchgang gleichsam – hundert Schritte weiter beginnt der Ruhm von Brunnen und Barock, Engel und Estrade –, und die Tafel über dem Portal des zweiten Hauses am Waagplatz ist klein. Aber auf ihr steht, daß hier am 3. Februar 1887 der Dichter Georg Trakl geboren wurde. Hier also erblickte einer der besten wirklichen Dichter deutscher Zunge das Licht des Tages – mit Geschrei wird er ihn begrüßt haben, der Kleine, er, der später keine lauten Worte hatte und auch den Mittag nicht liebte, der im Dämmerlicht des Herbstes oder bei der stillen Lampe drinnen seine Worte von Schattenschwermut dahimmurmelte. [...] Und auf einer dunkelbraunen Türe links steht es denn in erblindetem Messing: TRAKL. Eine aschblonde Dame öffnet. Es ist die Schwester, die sich sogleich zurückzieht und dem Bruder, einem schlanken straffen Sechziger, das Gespräch überläßt. [...] Ja, das Gespräch ist schwierig, der pensionierte Herr Major ist vorsichtig: er hat seine Gründe. Es hat hier Zudringliche gegeben, und Verantwortungslose, die aus einer mißverstandenen Bemerkung gleich eine Novelle gefertigt haben und die Verstorbene, die zweite, oft dichterisch angerufene »bleiche Schwester«, in sensationelle Bezüge stellten und Georg Leidenschaften Byrons andichteten. Auch die Erfahrungen mit dem Verleger der jüngsten Trakl-Gesamtausgabe sind unerfreulich: Ungenauigkeiten, vermeidbare Fehler, nicht zurückgegebene Originale ... [...] Auch daß die Trakls eine protestantische Familie sind, erfährt man mit Überraschung. Und, nicht wahr, der Eifer der letzten Zeit, Trakl als katholischen Dichter zu beanspruchen, hatte immer etwas Beunruhigendes – jetzt weiß man also, wie unrecht jene haben, da der Dichter nur das in seine dunkel-tönenden Strophen hereinnahm, was er in katholischem Lande um sich sah: Kreuz und Kirche und den Schimmer der ewigen Lampe durch die buntbemalten Fenster der Kapellen zur Nacht ...« Und zum Foto, das Trakl als Rekruten (mit Schnurrbart) um 1910 zeigt, Major Fritz Trakl hatte es aus einer Gruppenaufnahme herauskopieren lassen: »Wir müssen uns nicht nur die Moustache wegdenken, sondern auch jene »lächerliche Verkleidung«, wie Rilke stöhnte, als ihm der Zwang der Uniform angetan wurde. Aber wenn wir dies alles wegstreichen, dann ist hier in der Tat der Dichter, wie wir ihn aus seinen Versen ahnten. In den unglücklichen Amateur-Aufnahmen, die auch jetzt wieder die Gesamtausgabe begleiten, erkannten wir ihn nie. Da wurde einmal durch Zufall und Ungeschick das Kinn, ein anderes Mal ein mongolischer Zug um die Augen übertrieben. Aber hier sind die Augen da, die tiefgebettet ohne Schonung die Welt aufnehmen und verraten, daß alles Gesehene innen verwandelt, verzaubert, gedeutet wird. Daß hier einer ist, dem keine Verkleidung etwas antun kann, was er nicht will. Und daß, wenn er die Welt tragisch sah, sein Herz diese Deutung wählte – dies nämlich verrät der Zug um den Mund. Warum aber ein Herz eine Wahl trifft, das entzieht sich jeder Deutung.«

Daniel Sailer: 1939 hatte Sailer zusammen mit Prof. Helmut Schürfetter an der Inns-

brucker Nervenlinik eine Station für sprachgestörte Kinder und Erwachsene gegründet, deren Tätigkeit nach 1948 auch auf Vorarlberg ausgeweitet wurde: u.a. in Bürs und Bludenz hielt Sailer logopädische Kurse ab. Im Jänner 1950 hatte er sich, nach längerem Pausieren im Briefverkehr, wieder an Ficker gewandt und ihm von seiner Arbeit erzählt, worauf dieser am 2.2.1950 antwortete und Sailer über seine in Vorbereitung befindliche Rede, *Erinnerung an Ferdinand Ebner*, für die Gedächtnisfeier am 19.3.1950 in Gablitz informierte. (Abgedruckt in B XVIII, 1954, 217-224. Wieder in: *Denkzettel und Danksagungen*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, 170-181.

204 Anna Maria Achenrainer: geb. 5.7.1909, Pfunds-Stuben; gest. 14.1.1972, Innsbruck. Lyrikerin. *Appassionata* war als ihr erster Gedichtband 1949 erschienen.

Ingeborg Bachmann: geb. 25.6.1926, Klagenfurt; gest. 17.10.1973, Rom, Dichterin. Das Zitat stammt aus dem Gedicht *Hinter der Wand*, dessen Ende lautet: »[...] Ich bin der großen Weltangst Kind, / die in den Frieden und die Freude hängt / wie Glockenschläge in des Tages Schreiten / und wie die Sense in den reifen Acker. // Ich bin das Immerzu-ans-Sterben-Denken.« Erstveröffentlicht in: Ingeborg Bachmann: *Werke I*, Hrsg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. München, Zürich; Piper 1984, 15.

Rudolf Bayr: geb. 22.5.1919, Linz; gest. 17.10.1990, Salzburg. Dramatiker, Lyriker, Essayist, Übersetzer.

205 Johann Gunert: geb. 9.6.1903, Mödritz bei Brünn/Mähren; gest. 3.10.1982, Wien. Lyriker, Essayist. 1962 Georg-Trakl-Preis. Gunert stand von 1952 bis Ende 1966 in Korrespondenz mit Ficker, besuchte ihn auch einige Male in Mühlau und hielt ihn über sein Werk auf dem laufenden. Werke u.a.: *Das Leben des Malers Vincent von Gogh*, 1949; *Überall auf unserer Erde*, 1952; *Aller Gesang dient dem Leben*, 1956.

Ernst Jirgal: geb. 18.1.1905, Stockerau bei Wien; gest. 17.8.1956, Wien. Lyriker, Erzähler, Essayist.

Franz Kießling: geb. 10.1.1918, Znaim; gest. 20.2.1979, Korneuburg. Lyriker. *Das ungefragte Herz* war als sein erster Gedichtband 1948 erschienen.

206 Hermen von Kleeborn: Hermen von Kleeborn-Szalay; geb. 1.3.1908, Wien; gest. 5.10.1978, Wien. Verlagslektorin, Lyrikerin, Erzählerin, Übersetzerin. Die Sammlung *Gedichte* war 1947 erschienen.

Hans Leb: geb. 7.2.1909, Knappenberg/Kärnten; gest. 19.9.1961, Villach. Architekt, Grafiker, Lyriker, Erzähler.

Hans Lebert: geb. 9.1.1919, Wien; gest. 20.8.1993, Baden bei Wien. Opernsänger, ab 1946 freier Schriftsteller. Wurde als Erzähler (*Die Wolfshaut*, 1960) bekannt. Seine Gedichte erschienen u.a. in der Anthologie *Tür an Tür*, 1950ff., hrsg. von Rudolf Felmayer, und im *Plan*.

Franz Petucelli: 1905-1950. Dieser Welser Dichter, der im Februar 1950 gestorben war, wurde namentlich geehrt.

207 Rudolf Stibill: geb. 30.7.1924, Graz; lebt in Rendsburg/Holstein. Lyriker, Erzähler. Stibill hatte Ficker 1947 ein Manuskript seines Gedichtzyklus' *Die Zwiegesänge im Unendlichen* geschickt.

Ihre Aufmerksamkeit: *Lebenszeichen. 1940-1950*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1951.

208 ehe ich nach Wien fahre: Ficker war neben Otto Basil, Erhard Buschbeck, Paul Thun-Hohenstein und Ernst Schönwiese Juror für die Vergabe des Österreichischen Staatspreises im Dezember 1950. Fickers Ernennung war unter dem Vorbehalt vorgeschlagen worden, er dürfe wohl »in Anbetracht seines Alters und der Beschwerlichkeit mehrmaliger Reisen nach Wien ablehnen. Wegen des ehrenden Charakters der Berufung wäre jedoch an ihn heranzutreten.« (Archiv der Republik, Akte zur Ernennung des Preisrichterkollegiums, GZ 13778-

II-4/50) Den Vorsitz im Lyrikjuroren-Kollegium hatte Hans Brunmayr inne. Hauptpreisträger (10.000 Schilling) wurde auf Fickers Vorschlag hin Josef Leitgeb, Basil und Schönwiese hatten Alexander Lernet-Holenia vorgeschlagen, ließen sich aber umstimmen. 28 Autorinnen und Autoren kamen in die engere Auswahl für den Förderungspreis, der schließlich mit je 5.000 Schilling auf Christine Busta und Franz Kießling aufgeteilt wurde. Anerkennungspreise (1.000 Schilling) gingen an Anna Maria Achenrainer, Ernst Jirgal und Hermen von Kleeborn-Szalay. *Kurzform der Verse*: Schlier verfaßte zu der Zeit *Die Wasser des Ursprungs*, das Manuskript dieser Dichtung vernichtete sie später.

209 VON FRIEDRICH FUNDER: dieser Brief liegt als Durchschlag mit handschriftlichen Korrekturen im Brenner-Archiv. Friedrich Funder: geb. 1.11.1872, Graz; gest. 19.5.1959, Wien. Katholischer Publizist. War ab 1902 Chefredakteur, von 1904 bis 1938 Herausgeber der *Reichspost* gewesen, nach dem »Anschluß« in den Konzentrationslagern Dachau und Flossenbürg inhaftiert; schließlich entlassen und konfiniert, war er während der Kriegszeit als Kirchenrestaurator tätig; im November 1945 gründete er die Wochenzeitung *Die Furche*, deren Herausgeber er bis zu seinem Tode blieb. Vgl. sein Erinnerungsbuch *Vom Gestern ins Heute* (1952).

Friedrich Heer: geb. 10.4.1916, Wien; gest. 18.9.1983, Wien. Redakteur, Publizist, Historiker, Essayist, Univ.-Prof. in Wien. Heer hatte am 6.9.1950 als Reaktion auf einen Artikel von Ignaz Zangerle im *Volksboten* vom 3.9.1950 einen erbosten Brief an diese Zeitung gerichtet (und auch in der *Furche* veröffentlicht); im Streit ging es ursprünglich um Heers Buch *Der Achte Tag*, dann, ausgeweitet, um die Richtungskämpfe innerhalb des deutschen und österreichischen Katholizismus. Zangerle hatte Heer »literarischen Eschatologismus« vorgeworfen, der als »negative Utopie« sich gegen die christliche Hoffnung in finsterner Zeit versündige. In seiner Replik im *Volksboten* vom 24.9.1950 schließt Zangerle: »Es ist Dir, mein Lieber, dieselbe Grenzüberschreitung unterlaufen, deren man Gertrud v. Le Fort, Elisabeth Langgässer [!] und Graham Greene in ihren letzten Werken bezichtigen muß. Sie alle beanspruchen für ihre Dichtungen und die darin gestalteten oder ausgesprochenen theologischen Gedanken eine Glaubwürdigkeit, die dichterisch nie ausgewiesen werden kann. Versucht man aber, sie auf den Wahrheitscharakter theologischer Aussagen festzulegen, ziehen sie sich auf die Freiheit des Dichterischen zurück.«

210 »Jagdhund des Himmels«: Anspielung auf Francis Thompson: *Shelley. Ein Korymbos für den Herbst. Der Jagdhund des Himmels*. Übersetzt von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner-Verlag 1925. Dort 51-57.

211 Klopffeist: Gräfin Strachwitz-Trapp erzählt in ihrem Erinnerungs-Essay: »Aber nicht nur der Professor war es, der mich immer besuchte, wenn er nach Wien kam, sondern auch ich suchte ihn jedesmal in Innsbruck in seinem Büro am Innrain auf und klopfte wie immer, bevor ich eintrat, an die Türe. Da kam er mir auch schon mit ausgestreckten Händen entgegen und rief »Na endlich! Der Klopffeist ist wieder hier!« (Typoskript im BA)

VON MARIA STRACHWITZ-TRAPP: das Original dieses Briefes ist verschollen; ediert nach einer maschinschriftlichen Abschrift im BA.

Paul Thun: Paul Thun-Hohenstein: geb. 10.11.1884, Prag; gest. 13.9.1963, Wien. Essayist, Lyriker. Werke u.a.: *Österreichische Lebensform* (Essay), 1937; *Wege des Lebens* (Essay), 1946; *Herbstwanderung* (Gedichte), 1958.

212 Christine Busta: geb. 23.4.1915, Wien; gest. 3.12.1987, ebenda. Lyrikerin, Bibliothekarin, Lehrerin. Busta war zum ersten Mal 1932 im Wiener Frauenklub mit eigenen Schriften vor öffentliches Publikum getreten, 1933 folgte eine Lesung in der »Stunde der Jungen« von Radio Wien, 1934 vor dem Akademischen Germanistenverein in der Wiener Urania. Danach schwieg Busta in der Öffentlichkeit bis 1946. Sie war, nach abgebrochenem Germanistik- und Anglistikstudium, während des Krieges als Englisch-Hilfslehrerin an der HAK in Wien VIII tätig, ab 1945 als Hotelleiterin und Dolmetscherin bei der englischen Besatzungs-

macht. Ihr Ehemann, der Musiker Max Dimt, den sie 1940 geheiratet hatte, war seit 1944 in Rußland vermißt. Die erste Gedichtpublikation (*An den Schmerz*) fand sich in der *Warte*, der literarischen Beilage der *Furche* vom 23.11.1946; 1947 folgte eine Veröffentlichung im *Plan* sowie der erste Preis in einem *Furche*-Preisausschreiben für Kurzgeschichten (für *Das Fischwunder*); 1948 erschienen Gedichte von Busta in der letzten Nummer der *Austria*, Ernst Schönwiese brachte sie zu einer Lesesendung im Sender Rot-Weiß-Rot am 5.3.1948. Seit 1950 war Busta bei den Wiener Städtischen Büchereien unter dem Direktor Dr. Rudolf Müller angestellt, sie richtete die Hauptbibliothek ein, assistiert von Franz Hiesel. In dem ebenfalls auf ihre Initiative hin entstandenen Café »Zum freundlichen Rufmord« in der Hauptbibliothek verkehrten zahlreiche Dichter-Freunde, so ihr Förderer Rudolf Felmayer und Gerhard Fritsch, auch wurden Dichterlesungen arrivierter, exilierter und junger Autoren organisiert, u.a. auch von Thomas Bernhard. 1950 nahm Felmayer verschiedene Gedichte in die Anthologie *Tür an Tür*, Wien: Zwei Berge Verlag, auf, außerdem erschien ihr erster Gedichtband *Jahr um Jahr*, Wien: Herder. Förderungspreis für Lyrik des Österreichischen Staatspreises. 1954 Georg-Trakl-Preis, 1955 Erster Preis des Süddeutschen Rundfunks, 1956 Preis der *Neuen deutschen Hefte*, 1960 Förderungspreis zum Staatspreis, 1961 Jugendbuchpreis der Stadt Wien, Staatspreis für Kinderliteratur. Werke u.a.: *Der Regenbaum* (Gedichte), 1951; *Lampe und Delphin* (Gedichte), 1955; *Die Sternmühle* (Kinderbuch), 1959; vgl. Wolfgang Wiesmüller: *Christine Busta im Briefwechsel mit Ludwig Ficker*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 10, 1991, 39-71.

**G e d i c h t:** *Winters vor einem zerborstenen Gekreuzigten am Wegrand*. Dann abgedruckt in *Der Regenbaum*. Wien: Thomas Morus Presse 1951, 72. Busta hatte am 12./13.12.1950 Ficker eine eigenhändig korrigierte Abschrift dieses Gedichts gesandt und hinzugesetzt: »Das ist nur ein schiaches Korrektorexemplar – ein schön geschriebenes folgt nach.« – Zu einem Abdruck im *Brenner* kam es nicht.

»**B r e n n e r**«: die Pläne zum neuen *Brenner* wurden ab nun wieder sehr konkret und zogen sich durch verschiedene Briefwechsel mit Beitragsautoren bis in den kommenden Sommer. Ficker plante zunächst das Erscheinen zu Pfingsten 1951, sprach dann von einem sicheren Termin im Herbst. (Vgl. Brief an Paula Schlier, 14.6.1951: »Bernhart wird mir, wie er mir neulich schrieb, nächstens seine Reminiszenz an Kestranek schicken. Dann bin ich so ziemlich komplett.«) Bei den Mitte Juli unter dem Thema »Dichtung in gläubiger Sicht« abgehaltenen Salzburger Hochschulwochen wurden sogar *Brenner*-Prospekte verteilt. (Briefe an Paula Schlier, 28.6.1951 bzw. 23.8.1951). Die Herausgabe-Pläne zerschlugen sich aber zunächst. An Maria von Strachwitz-Trapp schrieb Ficker am 15.2.1951: »Seit Weihnachten steht mir übrigens das Konzept eines neuen »Brenner« vor Augen. Eine flagrante Sache! Noch weiß ich nicht, wie ich sie realisieren soll. Aber ich sehe schon: am Ende werde ich noch mein letztes Gerstl – eben die Ehrengaben, die mir zu meinem 70. Geburtstag zuteil wurden – in diesen Feuerofen schmeißen müssen, um die Voraussetzungen zu schaffen, daß Jud' und Christ, soweit sie eben zusammengehören, unisono ihr künftiges Preislied auf den »Brenner« anstimmen können.«

**N e u j a h r s g a b e:** *Jahr um Jahr. Eine Weihnachts- und Neujahrsgabe des Verlags Herder an seine Mitarbeiter und Freunde* mit 13 Gedichten von Christine Busta. Wien 1950/51. Busta hatte ein Exemplar Ficker, »dem Wegbereiter Georg Trakls, in dankbarer Verehrung« gewidmet.

**H e r r F e l m a y e r:** Rudolf Felmayer: geb. 24.12.1897, Wien; gest. 27.1.1970, Wien. Lyriker. War bis 1945 Bankbeamter gewesen, dann, wie Busta, Bibliothekar bei den Wiener Städtischen Büchereien, Lektor des Amtes für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien und Lektor für Lyrik im Radiosender Wien. Werke u.a.: *Die stillen Götter. Gedichte 1929-1935*, 1936; *Östliche Seele im Tode*, 1945; *Gesicht des Menschen. Gedichte 1936-1942*, 1948; *Der Spielzeughändler aus dem Osten* (Gedichte), 1958; *Repetenten des Lebens* (Gedichte eingeleitet und ausgewählt von Viktor Suchy), 1963; *Eine Wienerische Passion*, 1963; Herausgeber u.a. von *Dein Herz ist Deine Heimat. Gedichte von 110 österreichischen Autoren der Emigration und des Widerstandes*. Wien: Amandus-Verlag 1955.

**H i l d e E n g a r t n e r - K l e m:** Lebensdaten nicht ermittelt. Ficker schrieb in seinem mit der Höchstnote bedachten Gutachten über ihr Manuskript *Im Strom*: »Eine der stärksten Über-

raschungen in diesem Wettbewerb. Ursprünglich und echt in der Leidenschaft der Beweggründe, die hier ein malträtiertes Hurenherz zu einer schonungslosen Selbstbloßstellung im Spiegel seiner Umweltverachtung befähigen, weist diese Lyrik Züge einer erschütternden Besinnung im Gesicht ihrer scheinbar schamlosen Offenherzigkeit auf, die mir tiefer zu sitzen scheinen als alles, was daran Anstoß nehmen könnte.»

214 195 [1] : im Original irrtümlich mit 1950 datiert.

*Deine Vigilien*: 1950. 20 von insgesamt 50 Gedichten schickte Sander broschiert zum Jahreswechsel 1950/51. *Vigilie*: lat. »Nachtwache«. Das zwanzigste Sonett, der Abschluß, lautet:

Uns lehrt die Zeit, daß ohne unser Bangen  
besteht was unser ist und mehr als unser.  
Des Dichters Vers, des Frommen Vaterunser  
ist Ruf am Weg auf dem wir hingelangen,

wo ohne Ängste, um des Neuen willen,  
reif zur Geburt, wie wir schon einmal waren,  
Kinder der Zeit in den gemäßen Jahren  
wir uns mit Ruh jenseit der Zeiten füllen.

So Stein wie Tier ist auch an uns beteiligt,  
Tier schaut uns schweigend an aus einem Spiegel,  
ein Teil von uns: ob unser Geist es heiligt?  
Neben dem Tier, schlafwandelnd und gegeben,  
wacht unsere Menschenfrage: was wir wollen?  
Der Tod wird was Du ewig willst Dir geben!

216 »Irrtümern der Moderne«: Anspielung nicht ermittelt.

217 *das alte Gedicht* – Manuskript: *Der Sand aus den Urnen*. Paris 1950 (broschiert).

*Ihren Brief*: am 9.2.1951 hatte Ficker für Bernhart um einige Daten zu Kestraneks Leben und Werk gebeten.

*Nachruf*: vgl. Fickers Bitte im Brief an Joseph Bernhart vom 16.1.1951: »Ja, ich hatte den Eindruck, daß er sich gegen Ende seines Lebens in dem, was ihn absonderlich erscheinen lassen konnte und doch beseelt war von der Wärme seines Wesens und der Weisheit seiner Gedankenschau, von niemandem so gut verstanden wußte wie von Ihnen, verehrter Herr Doktor, Ich selbst stand ja mehr im Verhältnis des Lernenden und willig Aufnehmenden zu ihm, und ich muß sagen, ich habe es immer als eine kaum verdiente Ehre und Auszeichnung empfunden, daß ich durch diese meine Empfänglichkeit für die Eigenheit und den Anspruch seiner Erscheinung etwas zur Selbstentfaltung dieses Denkers im Rahmen seines nachgelassenen Werks, der »Politeia«, beitragen durfte. Das waren aber sozusagen Erleichterungen, die ich mehr oder weniger zur Stärkung seines Selbstvertrauens und zur Überwindung seiner Scheu vor der Öffentlichkeit an ihn herantragen konnte; keineswegs befähigen und ermächtigen sie mich, über das Besondere seiner denkerischen Leistung ein Wort von Belang zu sagen. Darauf käme es aber an – jetzt, da ich mich anschicke, einen neuen »Brenner« herauszubringen, zu dem mir das Konzept um Weihnachten plötzlich aufging, obwohl ich mit der Möglichkeit, ihn noch fortsetzen zu dürfen, gar nicht mehr rechnete.« Das Gedenkblatt sollte »die Erinnerung an ihn – wenn auch nur im Umriß seiner Figur – so [festhalten], daß die Freunde (speziell die Münchner seinerzeit um Haecker), in deren Kreis er bisweilen ein Element lebendiger Anregung und Aufmischung war, ihn wiedererkennen und Fernestehende eine Witterung für das Ausnehmende und Ausgenommene solcher Erscheinungen bekommen.« Bernharts Nachruf mit Briefstellen Kestraneks erschien in B XVIII, 1954, 197-216.

218 **Architektur**: das Studium hatte Kestranek nicht abgeschlossen.

**das Malen**: vgl. dazu u.a. die farbtheoretischen Überlegungen in der Korrespondenz (25 Briefe, 1 Karte, 1 Telegramm) des mit Kestranek befreundeten schweizerischen Malers Augusto Giacometti (1877-1947) aus den Jahren 1909 bis 1913 im Nachlaß Kestranek im Brenner-Archiv.

**Dr. Beutler**: Karl Adolf Beutler, Lehrer in Hamburg-Bergedorf, sowie der Münchener Bildhauer Edmund Beckmann waren nahe Freunde Kestraneks, »denen er seinen literarischen Nachlaß anvertrauen wollte«. (Brief Beutler an Ficker, 8.2.1951) Beide waren durch Kestraneks Einfluß konvertiert, Beutler war früher protestantischer Religionslehrer gewesen. – Hans Urs von Balthasar sprach nach der Ablehnung der *Politeia* durch Benziger bei dem Kerle-Verlag in Heidelberg vor, der zunächst Interesse bekundete. Beutler plante auch die Herausgabe von Briefen Kestraneks an ihn, Bernhart, Haecker und Ficker. Dafür warb er in dem erwähnten Brief, die Verlagssuche wollte er ganz Ficker überlassen, Beutler zog den Brenner-Verlag in Betracht. Ficker antwortete am 12.2.1951 mit dem Verweis auf den Nachruf im geplanten neuen *Brenner*, dieser, »von einem Manne wie Dr. Bernhart lanciert, könnte doch auch wie ein erster Alarmruf wirken und ein und das andere Verlegerinteresse wachrufen. Jedenfalls kann er als ballon d'essai gute Dienste leisten. Es ist zweifellos, daß der Zauber der menschlichen Persönlichkeit wie seine Weisheit, insbesondere in ihrem Verhältnis zum lebendigen Wort, in den Briefen des Heimgegangenen ebenso gewichtig und dazu noch unmittelbarer ansprechend zur Geltung kommt wie in der ›Politeia‹; und wie Sie sehen, schien es auch Dr. Bernhart naheliegend und der Wirkung förderlich, seinem Nachruf Stellen aus Kestraneks Briefen anzufügen. Wer solche Briefe besitzt, weiß eben, welchen Schatz er da in Verwahrung hat. Vielleicht empfiehlt es sich also, zunächst diesen Nachruf und das Interesse, das er erwecken dürfte, abzuwarten; dann läßt sich leichter beurteilen, was unter den gegebenen Verhältnissen mehr Aussicht hat, einen Verleger zu finden: eine Auswahl von Briefstellen oder die ›Politeia‹. Kestranek selbst würde nur auf die Veröffentlichung *dieser* Wert gelegt haben, das ist sicher. Aber ich gebe zu, daß man unter Umständen andere Gesichtspunkte in den Vordergrund schieben muß, um dem Werk, wenn nicht heute, so doch morgen eine Publikationsmöglichkeit zu sichern, die nicht von Rücksichten auf Augenblickskonstellationen im politischen Wandelgefüge der Welt zu sehr beeinflußt ist. Damit würde man dem Werk einen Maßstab anlegen, der es unter sein Niveau herabdrückt, und Demokratien, die schon die Erörterung monarchistischer Prinzipien im Werk eines Denkers, dem das Gemeinwohl und die Elemente seines Bildungswesens vor Augen stehen, als unzeitgemäß von sich weisen, scheinen mir auch nicht die rechten Hüter intellektueller Verantwortung und Gedankenfreiheit zu sein.« – Von Beutler kamen Hinweise auf Kestraneks Näheverhältnis zu Österreich und besonders Südtirol, das er als seine »Wahlheimat« bezeichnete: In Gufidaun bei der Familie Zingerle und in Meran war er häufig zu Gast. »Man muß ihn auf dem ›Sölller‹ beim Glase Wein im Gespräch mit seinen Südtiroler Bauernfreunden erlebt haben, um die Grundgedanken zu verstehen, die dann – spät – in der *Politeia* niedergelegt wurden.« (Beutler an Ficker, 18.2.1951)

**Hans Jaeger**: geb. 20.11.1901; gest. 18.4.1976, Heidelberg. Architekt (vgl. Bd. 2, 533). War näher bekannt mit Dallago, Küttemeyer und den Brüdern von Trott, auch mit Haecker.

**Ihren gültigen Brief**: nicht erhalten, wohl aber eine Ansichtskarte Jaegers aus Bad Reichenhall vom 12.4.1951.

**Werner Trott**: am 20.4.1951 hatte Ficker, nach 8 Jahren Briefpause, wieder an Trott geschrieben und sich für das »Versiegen [seines] Mitteilungsvermögens« entschuldigt: »Zu viel hat an mir gezehrt – von Kindheit an, darüber bin ich mir heute ganz klar. Und als ich im März des vorigen Jahres den ersten schweren Anfall von angina pectoris bekam und im Monat darauf mein siebzigster Geburtstag mir Ehrungen eintrug, die mich in einen Abgrund von Beschämung und Verlegenheit stürzten, da habe ich mich vollends erledigt gefühlt; denn was meinem Wirken Relief gegeben hat, stammt ja nicht von mir, sondern von Gott und dem Geist, mit dem er die Mitarbeiter des ›Brenner‹ erleuchtet und in ihren Unstimmigkeiten wie in ihrer Übereinstimmung so in ein Konzept gebracht hat, daß es mir wie eine härene (keine seidene!) Schlinge leicht um den Hals gelegt werden und zugezogen werden konnte.« Werner von Trott sandte Ficker im Juni 1951 seinen Aufsatz *Notstand des abseitigen Lebens*, der dann in B



XVIII, 1954, 81-96, erschien. Ficker urteilte darüber: »Die Kraft der Selbstbesinnung, die darin untergebracht ist, korrespondiert eigentümlich und doch vorbildlich mit dem Blick der Gewissenhaftigkeit, mit dem hier und heute der Zustand einer Welt ins Auge gefaßt ist, in dem sich die ganze Ausgesetztheit des meditierenden Menschen im Labyrinth seiner intellektuellen Nöte und Heimsuchungen spiegelt.« (Karte an Werner von Trott, 29.6.1951) – (Im August 1951 war v. Trott bei Ficker in Mühlau zu Besuch.)

219 »Zum Stand des Christentums der Gegenwart«: im Eigenverlag von Hans Haller herausgegeben. In dieser im Frühjahr 1948 v.a. als Auseinandersetzung mit dem Aufsatz des Wiener Religionssoziologen August M. Knoll: *Rechtfertigung des weltlichen Standes. Umriss einer Soziologie des Königtums Christi in Wort und Wahrheit*, 2, 1947, H. 5, 269-282, verfaßten Polemik bezeichnet Dallago die Theologie an den österreichischen theol. Fakultäten als »Entgottungswissenschaft« und verwirft auch »das Verhalten der katholischen Verleger, die unter Obhut der Kirche stehen, zu der sinnvollen Rückkehr der Nazibehäer ins katholische Lager«, wenn diese gar »mit offenen Armen aufgenommen« werden. (Dallago, 2) Dallagos Grundposition, die den Tenor für den ganzen Aufsatz abgibt: »Der katholische Geist hat eben bei uns Politik in sich aufgenommen, die ihn mit der Welt in vertrauliche Verbindung setzen soll. So bedarf man der Schriftsteller, die sich in diesem Sinne bewähren. Es läßt einen allmählich inne werden, daß diesen Schriftstellern das Sichprostituieren schon von oben her vorgebildet ist. Wie soll der katholische Geist als Geist im christlichen Sinn gewahrt werden können, wenn der Geist durch den Intellekt als Usurpator ersetzt wird, um in der Welt immer mehr Fuß zu fassen bis zum Einswerden mit ihr? Das ist der Gang zur gründlichen Verfälschung des Christentums.« (Ebenda, 3)

seine Habilitationsschrift: ermittelt werden konnte Klütemeyers Heidelberger Medizinische Dissertation: *Über das Verhalten eines Patienten mit einem kombinierten Mitralvitium und einer Depression in der Psychotherapie* (1952), als Buch erschienen unter dem Titel *Körpergeschehen und Psychose*. Stuttgart: Enke 1953.

Prospekte: gemeint sind Subskriptions-Einladungen für die geplante fünfbändige Ebner-Ausgabe. Von Ferdinand Ebner erschien im folgenden Jahr *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*. Hrsg. von Michael Pfliegler und Ludwig Hänsel. Wien: Herder 1952.

Meine Nichte: nicht ermittelt.

A. Wirtensohn: Armin Wirtensohn; geb. 17.3.1913, Doren-Bregenzerald, 1968-1978 Direktor der Pädagogischen Akademie in Feldkirch.

220 Jean Paul (=Levana): oder *Erziehlehre*. Diese pädagogisch-philosophische Schrift von Jean Paul erschien 1806. In der *Vorrede* begründet Jean Paul seine weitläufige Beschäftigung mit der »Knospzeit des Kindes« damit, daß hier »gleichsam das akademische Triennium (Dreijahr), nach welchem sich erst das Seelenthor, die Sprache, aufthut, der Gegenstand der Sorge und des Blicks [wird]. Hier sind Erzieher die Horen, welche die Himmelsthüren öffnen oder schließen. Hier ist noch die rechte Erziehung möglich, die entfaltet; durch welche die lange zweite, die heile, oder die Gegenerziehung zu ersparen wäre. [...] Jeder neue Erzieher wirkt weniger ein als der vorige, bis zuletzt, wenn man das ganze Leben für eine Erziehungsanstalt nimmt, ein Weltumsegler von allen Völkern zusammengenommen nicht so viele Bildung bekommt als von seiner Amme. Wenigstens mit innigster Liebe für die kleinen Wesen, die leichten Blumengötterchen in einem bald verwelkten Eden, ist dieses Buch geschrieben: Levana, die mütterliche Göttin, welche sonst den Vätern Vaterherzen zu verleihen angeflehet wurde, möge die Bitte, die der Titel des Buchs an sie thut, erhören und dadurch ihn und dieses rechtfertigen. Leider raubt entweder der Staat oder die Wissenschaft dem Vater die Kinder über die Hälfte; die Erziehung der meisten ist nur ein System von Regeln, sich das Kind ein Paar Schreibtische weit vom Leib zu halten und es mehr für ihre Ruhe als für seine Kraft zu formen.« (Zitiert nach der hist.-krit. Ausgabe der *Sämtlichen Werke*. Erste Abteilung, Zwölfter Band. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1937, 81f.)

»Von der Gotteskindenschaft«: ein Essay dieses Titels konnte nicht ermittelt werden.

Mahrholdts Aufsatz: Erwin Mahrholdt: *Der Mensch und Dichter Georg Trakl*. In: *Erinnerung an Georg Trakl*. Innsbruck: Brenner-Verlag 1926, 25-82. Dort auch der *Brief des Bergarbeiters Mathias Roth aus Hallstatt zum Tode seines Herrn* vom 16.11.1914, eingeleitet von Ludwig Ficker, 173-175. – Erwin Mahrholdt: geb. 1900; gest. 22.12.1925 (Freitod). (Vgl. Bd. 2, 557)

Bürgermeisters von Gablitz: Anton Hagl. Die Feier fand am 19.3.1950 in Gablitz statt.

Edmund Butzerin: nicht ermittelt.

221 Prof. Frankl: Viktor E. Frankl.

222 selbständigen Gedichtband: *Der Regenbaum*. Wien: Thomas Morus Presse 1951.

225 ein solcher Luxus: Ficker war zu der Zeit immer noch mit der Vorbereitung des neuen *Brenner* beschäftigt und gleichzeitig von schweren Rückschlägen in seiner Gesundheit geplagt. Eine Einladung für einen Trakl-Vortrag in Basel, die vom schweizerischen Schriftsteller Otto Fränkl-Lundborg kam, lehnte Ficker im Frühjahr 1952 ab: Der letzte *Brenner* mache ihm zu schaffen – »eben und gerade auch im Hinblick auf Trakl, dem ich darin, um ihn gegen freischaltende Literatenwillkür zu schützen, ein Abschiedsdenkmal der Erkenntlichkeit errichten will.« (Brief an Fränkl-Lundborg, 15.3.1952)

Josef Leitgeb: starb am 9.4.1952 und wurde »am Karfreitag (zur Sterbestunde des Herrn) auf dem Mühlauer Friedhof beerdigt«, wie Ficker am 25.4.1952 an Felix Braun berichtete. Fickers Grabrede in: *Denkzettel und Danksagungen*, Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, 182-184.

Regenbaum: Anspielung auf das Eingangssonett *Verwandlung* in Bustas Gedichtband *Der Regenbaum* (1951): »Ich niste tief im grauen Regenbaum; / die Regenweige hängen um mich nieder, / das Regenlaub rauscht laut in meine Lieder, / sing ich denn noch? Es singt ja nur der Baum. [...]«

Pfingstsonntag: Busta hatte am 29.5.1952 im Rahmen der dritten Österreichischen Jugendkulturwoche in Innsbruck gelesen; Ficker schickte ihr den Zeitungsausschnitt *Ein Abend mit Christine Busta* von Hans Faber in den *Tiroler Nachrichten* vom 3.6.1952, wofür Busta sich am 7.6. brieflich bedankte und sich der »gute[n] Begegnung« erinnerte: »Wenn ich öfters in Ihrer Nähe sein könnte, könnte sich vielleicht der Mensch, der ich einmal war, wieder herausrappeln aus seiner Verschüttung. Hier, wo ich leben muß, fürchte ich, wirds nimmer gehn u. ich werde langsam u. qualvoll verkommen u. ersticken.«

Hörselberg: Anspielung auf den sagenhaften Wohnsitz des Wütenden Heeres, der Frau Holle und der Venus, zu der Tannhäuser kommt.

in Heiterkeit zerfiel: Anspielung auf das Gedicht *Nachher*, das Busta in der Neujahrsnacht 1951/52 geschrieben und Ficker am 7.6.1952 geschickt hatte. Der auf dem Typoskript mit Tinte durchgestrichene zweite Titel lautet: (*oder: wenn ich gestorben bin*). »Gönnt mir den Schlaf! Nur noch an Gottes Ohr / Geht mir der Atem: mühlos, tief und leise, / Ein wenig Feuchtigkeit und Erde ist genug der Speise / für meines neuen Lebens gräserkühlen Flor. // Wölbt keinen Hügel, dies wär schon zuviel. / Erlaubt mir, ganz dem andern Grün zu gleichen. / Ein treues Mäuslein gibt am Jüngsten Tag dem Herrn ein Zeichen, / wo einst mein Herz aus Angst in Heiterkeit zerfiel.« Abgedruckt in *Lampe und Delphin*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1955, 94.

226 Hans Faber: Hans Faber-Perathoner: geb. 17.9.1907, St. Ulrich/Gröden; gest. 8.9.1987, Bozen, Lehrer, Autor. Vgl. Wolfgang Wiesmüller: *Christine Busta im Briefwechsel mit Ludwig Ficker*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*, 10, 1991, 39-71. Im folgenden zitiert 43: »Hans Faber-Perathoner, selbst Autor und damals Präsident des Innsbrucker »Turmbundes«, hat ihr [d.i. Busta] im bereits erwähnten Artikel aus den »Tiroler Nachrichten« »Naturgefühl«, »weibliche Lebensmilde«, »religiöse Innigkeit« aus katholischem Umfeld bescheinigt, hat ihre »mythenbildende Kraft« mit Mörike und Britting verglichen, sie »im Wissen um den

tödlichen Hintergrund der Dinge« Trakl, »in der Kraft ihrer Liebe aber dem späten, alle Umgrenzung nur als Symbol nehmenden Rilke« an die Seite gestellt. Darüber hinaus aber sei Busta »durchaus selbständig; lebensrein, ebenso fühsam wie innig und in ihrer wie ein Traum anmutenden Reife eine der bedeutsamsten dichterischen Gestalten des gegenwärtigen Österreich.«

227 »S o n n e n b l u m e n« : Der Prosatext *Die Sonnenblumen* war im *Volksboten* vom 15.6.1952 abgedruckt. »Nie haben die Menschen das Paradies vergessen können. Tief in ihrem Blut von Ahn und Urahn her lebt Tausende von Jahren hindurch noch die Erinnerung an den umhегten Garten der ersten Kindheit. Sie mögen es leugnen, weil die Not der Erde, wohin sie ob ihres Drangs nach bitterer Erkenntnis verstoßen wurden, ihren Glauben fraß. Doch ihre Wünsche und Träume sind weiser als ihr Trotz und haben [statt richtig: heben] geheimnisvoll die Bilder des Verlorenen vom Grund der Seele. [...].«

e i n p a a r n e u e s t e V e r s e : *Geheimnis*, geschrieben am 19./20.6.1952: »Besonnter Bernstein! Wieviel Zeit verging? / Ich bin eine Mücke, verflogen im mythischen Wald. / Noch tropft das Harz. Erinnerung tödlich, alt. / O braunes Leuchten, drin ich mich verfinde! / Das Geistersummen, unversehrt inmitten, / hört nur der Gott noch mit den Kinderschritten.« Typskript im BA.

F r a u G l a n i n g e r : Ilse Glaninger, Bildhauerin, lebt in Innsbruck. War mit der Familie von Ficker freundschaftlich verbunden. Nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte ihr das Französische Kulturinstitut, Innsbruck, zwei Paris-Aufenthalte; Ilse Glaninger vertrat 1946-1952 die Bildhauer innerhalb der Tiroler Künsterschaft; sie nahm in dieser Zeit mit anderen jungen Kulturschaffenden öfters an den Alpbacher Treffen teil; Bekanntschaft mit Felix Braun, den sie 1948 porträtierte (Bronze); weitere Porträts (alle Bronze) u.a. von Josef Leitgeb (1950), Birgit von Ficker (1954), Raimund Berger (1954), Josef Messmer (1962), Ferdinand Raimund (1963 für das Burgtheaterfoyer), Max Mell (1965), Rudolf Henz (1967), Franz Theodor Csokor (1968) und Rudolf Kirchschläger (1976). Vgl. den von Freunden zusammengestellten Band *Ilse Glaninger-Balzar*. Hrsg. von Walter Myss. Innsbruck: Wort und Welt Verlag 1980.

D e r S c h n e d i t z : Wolfgang Schneditz hatte die dreibändige *Trakl-Gesamtausgabe* – 1. *Die Dichtungen* (1948), 2. *Aus goldenem Kelch* (1951), 3. *Nachlaß und Biographie* (1949) – im Otto Müller Verlag als Herausgeber zu verantworten. Otto Müller hatte Ficker am 26.5.1952 wissen lassen, daß er über den dritten Band »garnicht glücklich« war und bat ihn um eine Stellungnahme zu einem Projekt von Eduard Lachmann, Aufsätze zu Georg Trakl in einem Bändchen zu sammeln. Leitgeb's *Trakl-Welt* sowie ein Beitrag von Lachmann, besonders zur Prosa-Dichtung, sollten nach Müllers Wunsch neben der von Ficker gerade verfaßten Arbeit über Trakl und evtl. einem Aufsatz von Zangerle stehen. »Wir hätten dann wirklich eine Publikation, die aus dem unmittelbaren Freundeskreis Georg Trakls, der Menschen, die ihm im Leben am nächsten standen und die auch seiner Dichtung am wesentlichsten verbunden sind, zusammengefaßt der sich immer mehr ausweitenden Trakl-Gemeinde darzubieten.«

228 i m B r e n n e r : XVIII, 1954, 248-269: *Das Vermächtnis Georg Trakls. Dem Herausgeber der Salzburger Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen in einem Rückblick zugedacht*. In diesem Beitrag finden sich alle Argumente gegen Schneditz' Vorgehen, die Ficker in diesen Jahren verstreut in mehreren Briefen an verschiedene Briefpartner äußerte. Von einer »publizistischen Betriebsamkeit« (248) im Umfeld der Gesamtausgabe ist die Rede wie vom gelungenen »Versuch, bei Auswertung aller erschließbaren Quellen, wie es hieß, und also unter dem Anschein größter Gewissenhaftigkeit Ihre eigene Person neben der des Dichters als dessen beruflichen Anwalt gehörig ins Licht zu setzen«. (249) Schneditz' Bemühen, Trakl »für die Bedürfnisse und den genius loci der heutigen Festspielstadt zu reklamieren« (250), sein Andenken »in den örtlich begrenzten Spielraum seiner Kindheit wie seiner frühen Drangsale auf Erden« heimzuholen, habe den Dichter, dessen »wahre Heimatzuständigkeit« nur »im Sichraum einer aufgehobenen Welt- und Selbstentfremdung« liege, freilich zu einer »zweckmäßig adjustierte[n] Figur« entstellt. (251)

L e n z – M é d o c : Paulus Lenz-Médóc hatte am 24.3.1952 für seine Pariser Vorlesungen Fragen zur Bio- und Bibliographie über Trakl an Ficker gerichtet.

Martin Heidegger: *Georg Trakl. Eine Erörterung seines Gedichtes*. Als Typoskript unter dem Titel *Martin Heidegger deutet Georg Trakl* im BA. Abdruck dieser Rede im *Merkur*, 7, 1953, H. 3, 226-258. – Der Chefarzt des Kurhauses Bühlerhöhe, Dr. Gerhard Stroomann, ein großer Verehrer und Förderer Heideggers, hatte bereits am 5.1.1952 sehr konkret von einem dort geplanten Vortrag Heideggers an Ficker berichtet. Als Termin war zunächst der 5./6.7.1952, der 65. Geburtstag von Stroomann, vorgesehen, doch wurde er wegen Erkrankung Stroomanns und Heideggers verschoben. Am 22.6.1952 informierte Stroomann Ficker über das Programm: »[Heidegger] wird seinen Vortrag ›Das Gedicht Georg Trakls‹ nennen und zwischen Denken und Dichten seine Erkenntnisse bringen. Emil Barth wird einleiten, Kurt Horwitz die Verse sprechen: alle nach Ihren Vorschlägen aufgefordert.« Barth fiel wegen einer Frankreichreise aus, Horwitz ließ sich »wegen Premieren« entschuldigen. (Brief Stroomann an Ficker, 8.9.1952) Für die biographische Einleitung wurde auf Fickers Anregung Eduard Lachmann gewonnen.

Karl Thieme: geb. 22.5.1902, Leipzig; gest. 26.7.1963, Basel. Philosoph, Soziologe, Publizist (vgl. Bd. 3, 381). Seit 1947 Prof. für allg. Geschichte an der Universität Mainz. Thieme hatte bereits im *Michael* vom 23.4.1950 unter dem Titel *Zeuge inmitten zerfallender Zeit. Zu Ludwig Fickers 70. Geburtstag* eine Gesamtwürdigung des *Brenner* verfaßt und darin über seine zweite Phase um die Mitte der zwanziger Jahre gemeint: »Diese radikalsten ›Nein-Sager‹ [von den Anfängen des *Brenner*] begannen – wenigstens zu einem Teil – die Fülle des Ja zu entdecken, das ihrem Nein – schon längst! – den Maßstab hergegeben hatte: die katholische Fülle der christlichen Offenbarung.« Und: »der bedeutendste Existenz-Denker unter seinen Mitarbeitern, Ferdinand Ebnert, entrang sich immer reiner der Kierkegaardschen Nur-Kritik, die sein ›Wort und die geistigen Realitäten‹ noch an der vollen Entfaltung des ihm innewohnenden Reichtums gehindert hatte.« – Am 31.7.1952 nun hatte Thieme Ficker seinen Aufsatz ›Der Brenner‹ in der *Finsternis. Abriß der Geschichte eines literarischen Abenteuers* gesandt (erschieden in: *Minotaurus. Dichtung unter den Hufen von Staat und Industrie*, Herausgegeben von Alfred Döblin, Wiesbaden: Steiner 1953, 131-140.), den er »als Beweis dafür zu betrachten [bat], daß auch die bitter schmerzliche Enttäuschung mich nicht abhält, meine Dankbarkeit gegenüber dem ›Brenner‹ immer wieder öffentlich zu bezeugen, die es für mich bedeutet hat, daß im 25. Jahr meines vergeblichen Bemühens, etwas darin zu publizieren, nicht einmal mein Ihnen durch Herrn Schmidhüs übermittelter Dialog ›Die Gibeon-Aktion‹ gewürdigt wurde, darin zu erscheinen.« Außer dem in der Formulierung der oben zitierten Würdigung von 1950 ähnlichen Hinweis auf Ebners Mitarbeit am *Brenner* ist am Ende dieses Aufsatzes zu lesen: »1950 hat das offizielle Österreich – hoffentlich nicht nur, um sich ein Alibi für April 1938 zu verschaffen – Ludwig von Ficker zu seinem 70. Geburtstag überraschend gefeiert. An der tödlichen Stille hat sich dadurch nichts geändert, in welchen die Auguren der Literatur den *Brenner* zu begraben entschlossen sind. Ein Versuch des Verlags Herder, Wien, durch Subskriptionseinladung eine Gesamtausgabe der Werke Ferdinand Ebners zu ermöglichen, ist im ersten Anlauf ergebnislos geblieben. ›Der Philosoph in dürftiger Zeit‹, der sich dieser im entscheidenden Augenblick vorbehaltlos anzuliefernde weiß, ist – ebendarum, nicht etwa: trotzdem! – dieser Zeit Genossenschaft ja doch so viel ›interessanter‹ als der nur den ›bekannten‹ alten Glauben neu verwirklichende Dorfschulmeister von Gablitz im Wiener Wald.« (140) Die Nennung »Philosoph in dürftiger Zeit« bezieht sich auf Karl Löwths Buch *Heidegger. Denker in dürftiger Zeit*. Frankfurt a. Main: S. Fischer 1953.

schon ganz lächerlich: am 1.8.1952 hatte Ficker Martina Wied, die aus aktuellem Anlaß einen Aufsatz über den *Brenner* schreiben wollte, zur Geduld angehalten: »Natürlich haben nur wenige Menschen so wie Sie das Recht und die Voraussetzungen, ein Votum über den Brenner abzugeben – aber wenn das jetzt zum Katholikentag geschieht und die schon voriges Jahr bei den Salzburger Hochschulwochen angekündigte letzte Folge *wieder* nicht zu haben ist, dann ist das eine peinliche Situation für mich und der Spitzname eines *Nichtherausgebers* des Brenner wird an mir hängen bleiben!«

Daniélou: Père Jean Daniélou: geb. 14.5.1905, Neuilly-sur-Seine; gest. 20.5.1974, Paris. Jesuitischer Theologe. Seit 1944 Prof., später Dekan der theologischen Fakultät am Institut Catholique in Paris; seit 1969 Kardinal, 1972 Mitglied der Académie française. Verfaßte Ar-

beiten zur Kirchen- und Geistesgeschichte des frühen Christentums, u.a.: *Platonisme et théologie mystique* (1944), *Origène* (1948) und *Essai sur le mystère de l'histoire* (1953); Mitautor der Zeitschrift *Dieu vivant. Perspectives religieuses et philosophiques*. Jean Rouvier hatte Ficker am 31.7.1952 über Daniélous Absichten unterrichtet. Im Heft 23 (Frühjahr 1953), 103-108, erschienen Auszüge aus den Tagebüchern Ebners, Eberhard Steinacker verfaßte die Einleitung (97-102), wofür Ficker sich am 19.2.1953 – auch unter Hinweis auf den verlagsstrategischen Gesichtspunkt – bei ihm bedankte.

229 **bestätige ich**: es konnte nicht ermittelt werden, wofür Kraus diese Bestätigung benötigte. Am 4.9.1952 dankte sie »für die allzu schöne Beglaubigung (Sie werden hoffentlich selbst mehr als einmal vor schlechtem Gewissen gelächelt haben). Es muß jedoch leider in der 3. Zeile heißen: im August 1943 (nicht mitten im Winter 42) und in der ersten Zeile d. neuen Absatzes: neun Jahren (nicht zehn).«

**Vetter in Amerika**: nicht ermittelt.

**Entschuldigungsanspruchs**: Zusammenhang konnte nicht geklärt werden.

230 **auf der Bühlerhöhe**: veranstaltet wurde die Vortragsreihe der »Mittwochabend« vom »Kreis der Freunde europäischen Denkens«, der der Zeitschrift *Merkur* nahestand.

**Jünger**: Friedrich Georg Jünger: geb. 1.9.1898, Hannover; gest. 20.7.1977, Überlingen. Bruder von Ernst Jünger. Lyriker, Erzähler, Essayist. Hatte in der Zeitschrift *Widerstand des »nationalbolschewistischen«* Kreises um Ernst Niekisch in den Dreißigerjahren seine ersten Essays veröffentlicht.

**Britting**: Georg Britting: geb. 17.2.1891, Regensburg; gest. 27.4.1964, München. Lyriker, Erzähler. Seit 1948 Mitglied der neugegründeten Bayerischen Akademie der Schönen Künste, deren Generalsekretär von 1949 bis 1975 Clemens Podewils war.

**Podewils**: Clemens Graf Podewils: geb. 20.8.1891, Bamberg; gest. 5.8.1978, München. Erzähler, Lyriker, Übersetzer.

**ein Schüler von ihm**: Will Klunker, Theologiestudent in Innsbruck vom Sommersemester 1950 bis Wintersemester 1952; später Medizinstudent in München.

**Chorónoz**: 1951 waren vom Bayerischen Rundfunk wiederholt Lesungen aus diesem Werk ausgestrahlt worden und auf große Resonanz gestoßen. Am 9.10.1952 ergänzte Ficker, er habe auf der Bühlerhöhe auch Küttemeyer getroffen, der ihm von einem bei Lambert Schneider geplanten Auswahlband von Carl Dallago berichtete (1953 erschien dort Dallagos *Laotse: Der Anschluß an das Gesetz oder der Große Anschluß*). Küttemeyer wollte sich bei Schneider für Schliers Anliegen um *Chorónoz* einsetzen. Die Neuauflage unter dem Titel *Das Menschenherz. Traumbilder des Lebens* erschien 1953 bei Otto Müller, Salzburg, und fand auch einiges publizistisches Echo, so in der Zeitschrift *Die Seele* (Alois Wurm), in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und im *Rheinischen Merkur* (Walter Warnach), im *Volksboten* (Eduard Lachmann) und im *Eckart* (Heinz Flügel).

**Meine Sache über Trakl**: Ficker trug seine Erinnerungen an Trakl auch an der Freiburger Universität vor Germanisten und Studentenschaft vor.

231 **Heidegger**: Der Philosoph war nach Kriegsende wegen seiner Lehre wie seiner Rektorschenschaft (1933/34) in Freiburg unterm nationalsozialistischen Regime bei Versagung der Lehrbefugnis und darüberhinaus anempfohlener Zurückhaltung bei öffentlichen Veranstaltungen der Universität emeritiert worden. Die von Heidegger erbetene positive Intervention durch den Freiburger Erzbischof Konrad Gröber bei der französischen Militärregierung, für die Heidegger ein »Belasteter« war und die entsprechend für die Pensionierung, d.h. den Verlust des Professorenamtes und der Lehrbefugnis auf Dauer, eintrat, um die Senatsentscheidung zu seinen Gunsten beeinflussen zu können, trug keine Früchte. Schließlich machte Heidegger 1949 die kathol. Kirche mitverantwortlich für die Verhinderung seiner vollen Rehabilitation, worunter er eine Wiedereinsetzung als Professor verstand, denn zwar wurde 1949 das Lehrverbot aufgehoben, doch blieb die Emeritierung bestehen. Ab dem Wintersemester 1950/51 durfte Heidegger wieder lesen. Während seiner Suspension hatte er 1946/47 auf Todtnauberg ver-

sucht, das Werk des Lao-Tse ins Deutsche zu übersetzen. Eine Rehabilitation auf nicht-offizieller Ebene geschah durch verschiedene Vorträge: seit 1949 im Club von Bremen; bereits am 25./26.3.1950 hatte er im Kurhaus Bühlerhöhe vier Vorlesungen, *Einblick in das was ist*, gehalten, am 7.10.1950 bei der Gedenkfeier für Max Kommerell den Vortrag *Die Sprache*, 1951 nahm Heidegger zweimal als Diskutant an den »Mittwoch-Abenden« auf Bühlerhöhe teil, schließlich folgte am 6.10.1951 der Vortrag »... *dichterisch wohnt der Mensch* ...« über Hölderlin; im Sommer 1950 auf Veranlassung der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, an deren Vortragsreihen er auch 1953-57 mitwirkte. Im Sommersemester 1952 las Heidegger in Freiburg wieder öffentlich, in den vorangegangenen Semestern hatte er nur Übungen angeboten. Vgl. zu diesem Lebensabschnitt: Hugo Ott: *Martin Heidegger. Unterwegs zu einer Biographie*. Frankfurt/Main, New York: Campus 1992, 305ff.

**Professor Stroomann**: Gerhard Stroomann; geb. [5.7.]1887, [Freiburg]; gest. 10.4.1957, Baden-Baden. Arzt, Leiter des Kurhauses und Sanatoriums Bühlerhöhe. Er stand seit dem 23.4.1951 wegen dieses »Mittwoch-Abends« zu Ehren Georg Trakls in regem Briefkontakt mit Ficker, übermittelte diesem jeweils Einladungen zu den Vorträgen. – Die Briefe von Ficker an Stroomann wurden nicht ausfindig gemacht.

»*Feldweg*«: *Der Feldweg*. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann. Als Sonderdruck erschien diese Ausgabe nicht im Buchhandel. Widmung: »Für Ludwig v. Ficker in Verehrung und Dankbarkeit / Martin Heidegger / Bühlerhöhe 4./5. Oktober 1952«.

233 **Mißgeschicks**: Ficker glaubte, den *Feldweg* mit den *Holzwegen* verwechselt zu haben, doch klärte Heidegger den Irrtum im folgenden Brief auf. Der *Feldweg* war schon in *WuW*, 5, 1950, H. 4, 267-269, abgedruckt worden. Die *Holzwege* erschienen 1950 bei Vittorio Klostermann in Frankfurt/Main.

234 **Übersetzung eines Chorliedes**: aus Heideggers im Sommersemester 1935 gehaltenen, 1953 erstmals publizierter Vorlesung *Einführung in die Metaphysik*. Der Ficker gewidmete Abdruck stammt aus: *das neue forum* 2, herausgegeben von Egon Vietta und Gustav Rudolf Sellner. Darmstadt und Berlin: Verlag Stichnote o.J., 17f.

**Ihr freundliches Lebenszeichen**: Karte vom 3.12.1952. Hänsel nahm an der Generalversammlung der UNESCO und am Pädagogischen Kongreß »Erziehung und seelische Gesundheit« teil.

235 **Letzten Kämpfen**: aus Anlaß einer Besprechung vom 31.10.1952 über die Herausgabe der »Gesammelten Werke« verfaßte Hänsel, der Vorsitzender der »Ferdinand-Ebner-Gesellschaft« war, eine »Erklärung«, die, wahrscheinlich über Walther Ebner, auch Ficker zugeht (Typoskript im Nachlaß Ficker). Darin war vom »Eindruck einer gewissen Feindseligkeit, sowohl in der Miene des h.w. Herrn Konsistorialrates Mauer, wie in der Art seines Erscheinens« die Rede. Otto Mauer hatte die Meinung vertreten, »es soll[e] vermieden werden, unbedeutende und noch dazu unkatholische Manuskripte, wie z. B. Ethik und Leben, herauszubringen.« (Gedächtnisprotokoll zur erwähnten Sitzung, Typoskript im Nachlaß Ficker) Hänsel drückte in seiner »Erklärung« auch seine Bedenken aus, einem »Diktat« gegenüberzustehen, das jenseits verlegerischer Verzögerungen die Publikation Ebners behindern oder doch durch von den Herausgebern abgelehnte Auflagen (biographisches Vorwort; historisch-interpretierende Einleitung eines jeden Bandes, wodurch »vor allem seelsorgerische Bedenken gegen den Inhalt des betreffenden Bandes« zerstreut werden sollten, wie im Gedächtnisprotokoll zu der erwähnten Sitzung festgehalten ist) erschweren wollte. Abschließend führte Hänsel in dieser »Erklärung« an: »Die Situation Ferdinand Ebners läßt sich mit der Pascals vergleichen. Sie sind beide »spiritualistisch« eingestellt und haben beide die offizielle Theologie ihrer Tage angegriffen. Sie waren beide im Herzen Katholiken und im Leben bessere Christen als vielleicht wir alle. Um Pascal bemühen sich *jetzt* katholische Schriftsteller (darunter auch Jesuiten), d.h. man erkennt *jetzt* die katholische (nicht – jansenistische) Grundlage auch seines *Denkens*. [...] Ferdinand Ebner scheint man ein ähnliches Schicksal bereiten zu wollen, Weniger freilich aus Feindschaft, als aus Ängstlichkeit. Man will offenbar erst abwarten, wie er außer-

halb der (offiziellen) Kirche aufgenommen werde. Wird er eine anerkannte Größe, so kann man ihn immer noch für sich reklamieren. Das ist aber weder recht noch schön.« – Hilfe in dieser schwierigen Situation erhoffte Ficker sich auch von einem Aufsatz von Robert Braun, nach Schweden exilierter Bruder von Felix Braun, den dieser im August 1952 sandte: *Der verlorene Sohn Ferdinand Ebner*. (Erstdruck konnte nicht nachgewiesen werden; wieder in *Der christliche Sonntag*, 15. Jg., 24.11.1963. Daraus im ff. zitiert.) Dort führt Braun Ebners Verhältnis zur katholischen Kirche auf seine Beziehung bzw. Beziehungslosigkeit zum Vater zurück. Ebner habe seines Vaters Katholizität als Festhalten an starren Regeln erlebt. »Der Vater hält treu die Regel des täglichen Kirchenbesuches ein, und nichts kann den überarbeiteten Mann davon abbringen, nicht einmal ein gefährliches Fieber, sich jeden Tag um sieben Uhr früh bei der Messe einzufinden. An seinem Namenstag macht er eine Wallfahrt. Ein Kruzifix steht auf der Kommode, der Keller birgt ein altes schwarzes Bild der Mutter Gottes, dem man wundervolltätige Wirkungen zuschreibt. Einmal im Jahr geht die Familie zur Kommunion. Der Student Ebner entfernt sich schnell von diesem Geist des Elternhauses.« Sein späteres Werk *Das Wort und die geistigen Realitäten*, »das in 18 Fragmenten sein Hinfinden zum Quell des Christentums zu zeigen versucht, zeigt, wie »Golgatha« [das letzte Gedicht Ebners], auf den Vater. Wir finden den Mann, dem sich Ebner fremd gefühlt, vor dem er sich geängstigt, den er auch überlegen behandelt haben mag, in diesem Buch ehrend hervorgehoben. Es trägt die Widmung »Dem Andenken meines Vaters.« Dies sei mehr als eine »bloß pietätsvolle« Handlung, davon zeugte auch eine Tagebucheintragung von 1917: »Ein Verhältnis zum Christentum aber habe ich als das geistige Vermächtnis meines Vaters übernommen. Im Verhältnis zu meinem Vater liegt vielleicht die tiefste Schuld meines Lebens oder vielmehr: an diesem Verhältnis ist mir die Schuld meines Lebens, die innere Gebrochenheit meiner Existenz am deutlichsten und wohl auch am furchtbarsten zu Bewußtsein gekommen. Es hat Jahre gegeben nach dem Tod meines Vaters, wo ich fortwährend diesem Bewußtsein innerlich aus dem Wege ging. Aber da war es.« Braun interpretiert: »Ebners Rückkehr zu seinem Vater bedeutet also den Versuch, von den vielen Seitenwegen und Ausflüchten zum Hauptweg zu gelangen, der die Wahrheit und das Leben ist. Er faßt freilich diese Entdeckung nicht so auf, daß sie ihn zu einem katholischen Bekenntnis verpflichtet: die kirchliche Treue des Vaters bleibt ihm nur das Sinnbild einer christlichen Existenz. Aber in dem Wort »geistige Realität« erlebt er das Erbe der Väter, des Vaters.« Die tiefen Gewissenskrisen im Gefolge der Veröffentlichungen im *Brenner* (Herbst 1922: *Die Christusfrage und Ärgernis der Repräsentation* bzw. 1926: *Die Wirklichkeit Christi*) bezeugten das »Martyrium« Ebners, das er in seinem »Nicht-zur-Kirche-Können« erlitten habe. – Ficker antwortete sehr zustimmend auf diesen Aufsatz: »Was Ebner dazu gesagt hätte? Er hätte Sie lange, ergriffen angeschaut, wahrscheinlich mit einem tränenfeucht prüfenden Blick, am Ende aber mit einem erstaunten Lächeln Ihnen die Hand gedrückt! So ungefähr kann ich mir ihn vorstellen, hätte er dem Verfasser dieser hellstichtigen Studie über das – nun offene – Geheimnis seines »Vaterkomplexes« noch persönlich begegnen können. Jedenfalls: vom Himmel her wird er Ihnen für einen Liebesdienst noch dankbar sein, einen Liebesdienst der Erkenntnis, den zu seinen Lebzeiten ihm zu leisten niemand berufen sein konnte, ohne mit seiner Scheu, andere mehr als nötig in seine Bedrängnisse zu verwickeln, in Konflikt zu geraten.« (Brief vom 6.8.1952)

**Neuaufgabe:** *Das Wort und die geistigen Realitäten*. Wien: Herder 1952. Nach diesem ersten Band wurde das weitere Erscheinen der geplanten Werkausgabe von kirchlicher Seite unterbunden. Diese fünfbandige Gesamtausgabe war wie folgt angelegt: 1. *Das Wort und die geistigen Realitäten*, 2. *Die Wirklichkeit Christi – »Brenneraufsätze«*, *Mit einem Nachwort*, 3. *Die Sinnhaftigkeit des Wortes – Aufsätze, Entwürfe, Briefe, 1919-1931*, 4. *Aphorismen und Tagebuchblätter*, 5. *Ethik und Leben*.

»Das Schweigen Ludwig Wittgensteins«: Untertitel: *Über das »Mystische« im »Tractatus Logico-philosophicus«*. In: *WuW*, 7, 1952, H. 11, 815-822. [Die Zitierweise des *Tractatus* folgt den Zitaten in *WuW*.] Wasmuth hebt darin zweierlei Sätze aus dem *Tractatus* hervor: einerseits die, die von den »Grenzen« der Welt handeln (z.B. 6.45: »Die Anschauung der Welt sub specie aeterni ist ihre Anschauung als begrenztes Ganzes. Das Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes ist das Mystische.«. [Richtig: »mystische«]), andererseits jene, die das »Sa-

gen« vom »Zeigen« und »Schweigen« unterscheiden (etwa den Satz aus dem Vorwort, daß diese Arbeit »zeigt, wie wenig damit getan ist, daß diese Probleme gelöst sind«. Und öfter den Schlußsatz des *Tractatus*: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.«). Ausgehend von der Feststellung, daß Wittgenstein das Unausprechliche doch »das zuinnerst Umworbene seiner Mühe« sei (817), und vom Satz 6.44: »Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern daß sie ist«, schreibt Wasmuth: »Das Mystische« in diesem Satz erinnert an Platons »Staunen« und der Satz selbst an Heideggers oft wiederholte tiefsinnige, doch sinnleere Frage: »Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr nichts?« Meint Wittgenstein nur ähnliches wie Platon und Heidegger?« Die Heidegger-Frage leitete dessen Vorlesung *Einführung in die Metaphysik* (1935) ein. Doch ist Wasmuths Interpretationsrichtung eine andere: von Pascal her sieht er ein Fehlendes in Wittgensteins *Tractatus*-Philosophie. Die Endlichkeit bzw. Begrenztheit des Menschen, die beide sehen, konnte jener in seinem christlichen Denkgebäude sinnhaft verwerten. Denn »Pascals Aussage über uns als Grenze des Universums [steht] in Beziehung zu der Schau einer Wirklichkeit gestufter Ordnungen, worin sich die alte Lehre von der analogia entis in geänderten Bildelementen zeigte; diese Schau blieb Wittgenstein verschlossen und also auch das Wissen um die unähnliche Ähnlichkeit von Bildern in der Sprache und dem hiermit gegebenen Problem der analogischen Wahrheit, wo nicht die Richtigkeit, sondern die Gerechtigkeit unserer Sätze in Frage steht«. (818) Wittgenstein blieb, so Wasmuth, der Weg ins Verstummen und damit in die zeigende Lebenshaltung. Wie die logische Form, zeigt sich auch die ethische Form nur. Worauf Wasmuth auch den Satz 6.432: »Wie die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht in [richtig: in] der Welt.« erläutern kann: »Wittgensteins Philosophie kennt keine sentimentale Nuance, er meinte nur das, daß sich Gott nicht in der Welt offenbare, die wir in einem zutreffenden formalen Schema abzubilden vermögen, daß er hier nicht zu finden, daß er hier der verborgene Gott, der deus absconditus, bleibe. Gott offenbart sich nicht in der »Welt«, wohl aber in dem, was »sich zeigt«, und darin, daß die Welt in das logische Netz der Notwendigkeit und Unmöglichkeit eingefügt und so abgebildet, sprechbar werden kann«. (820) Und zuletzt: »Gott offenbart sich nicht in der Welt, darin hat Wittgenstein recht; wohl aber offenbarte er sich und offenbart er sich im Wort.« (822) Der Schlußsatz des *Tractatus* wird dementsprechend aufgelöst: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.« Dieser Satz aber meint nicht, wie man ihn meist zu verstehen pflegt, daß das, von dem man schweigen müsse, nicht Wirklichkeit sei. Sondern wir müssen von ihm schweigen, um das, was sich dann zeigt – das Mystische – nicht zu stören, um seine überweltliche Klarheit nicht zu verdunkeln. [...] Wir müssen, meint der Satz, von Gott schweigen. Und das erinnert in manchem an die Haltung Spinozas, von dem Martin Buber in der »Chassidischen Botschaft« sagte, daß Spinoza nur eins gewollt habe, Gott von dem Makel der Anredbarkeit zu befreien, denn der Anredbare sei ihm nicht rein, nicht groß, nicht göttlich genug erschienen. Ähnlich wollte Wittgenstein den, den er das Mystische nannte, von dem Makel unserer entstellenden Bilder in der Sprache befreien.« (818f.)

für den »Brenner«: XVIII, 1954, 234-248: *Rilke und der unbekannte Freund. In memoriam Ludwig Wittgenstein.*

Beuchert: Albert Beuchert, beim Herder-Verlag, Wien.

236 Ausführungen anderer: im selben Heft des *neuen forum* finden sich Wolfgang Schadewaldts Aufsatz *Sophokles und das Leid* (18-24) sowie ein *Dramaturgisches Protokoll* als »Hinweis auf das Verhältnis von Schauspieler und dramaturgischer Struktur im *Ödipus des Sophokles*« (27-32). Heideggers Übersetzung beginnt: »Vielfältig das Unheimliche, nichts doch / über den Menschen hinaus unheimlicheres ragend sich regt.« Nach einiger beschriebener Mühsal des Menschen heißt es dann: »Überall hinausfahrend unterwegs, erfahrungslos ohne Ausweg / kommt er zum Nichts. / Dem einzigen Andrang vermag er, dem Tod, / durch keine Flucht je zu wehren, / sei ihm geglückt auch vor notvollem Siechtum / geschicktes Entweichen. // [...] Zwischen die Satzung der Erde und den / beschworenen Fug der Götter hindurch fährt er. / Hochüberragend die Stätte, verlustig der Stätte / ist er, dem immer das Unseiende seiend / der Wagnis zugunsten. // Nicht werde dem Herde ein Trauter mir der, / nicht auch teile mit mir sein Wähnen mein Wissen, / der dieses führet ins Werk.«



237 **Aussicht einer Neuauflage:** Ficker hat im Jänner 1953 an Hans Paeschke vom *Merkur* über die Aktualität des Werks von Paula Schlier geschrieben: »[...] Ich höre, daß Professor Heideggers Betrachtungen zum Phänomen des Trakl'schen Gedichts bei Ihnen erscheinen werden, worauf ich mich schon gehörig freue. Die Lichteinbrüche, auf die es heute ankommt, schreiten Gott sei Dank fort.

Das werden Sie vielleicht auch spüren, wenn Sie die Beiträge Paula Schlier's im »Brenner« auf sich wirken lassen. Ihre Traumgeschichten, von oben her erleuchtet und im Medium ihrer Ergriffenheit vom inspirierten Wort auf nahe Weltheimsuchungen hindeutend, haben mir schon gleich, als ich Zeuge ihres Entstehens unter seltsamen Umständen wurde, die Tragweite ihrer Zeitfälligkeit zu Bewußtsein gebracht. Aber das blieb damals, als Kafka mit Recht in das Gesichtsfeld zeitgenössischer Bewunderung rückte, wie alles, dem der »Brenner« zu erstem Durchbruch verhalf (mit Trakl ging es seinerzeit nicht anders) weithin unbeachtet, bezw. unverstanden oder wurde beiseite geschoben. Heute, davon bin ich überzeugt, würde eine Neuauflage von »Chorónoç« nach dem revidierten Konzept, das ihr die Dichterin zu Grunde gelegt hat, Aufsehen erregen und ihr die Situation erleichtern bis zum Erscheinen jenes Buches, das niederzuschreiben ihr allem Anschein nach vorbehalten ist und das ihre Sendung am Ende klarstellen wird«.

»Zeichen der Zeit«: Paula Schliers Beitrag in B XVIII, 1954, 97-124; *Zwiesgespräch über Zeichen der Zeit*.

Frau Prof. Hittmair: Grete Hittmair.

Thornton Wilder: Er war hier auf einem allgemeinen Österreich-Besuch in Innsbruck zu Gast, am 16.12.1952 veranstaltete der Leiter des »Amerika-Hauses«, Kulturattaché Jack Barwick, einen weiteren Empfang. Seine Beziehung zu Tirol wollte Wilder durch die Selbstbenennung als »Ehren-Stubai« unterstrichen wissen.

238 **vorjähri gen Vortrag:** »... *dichterisch wohnt der Mensch ...*«, Hölderlin-Vortrag vom 6.10.1951 auf Bühlerhöhe bzw. vom 5.11.1951 in Zürich; als Typoskript im BA. Abgedruckt im ersten Heft der *Akzente*, 1954, 57ff. und in Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske 1954, 187-204.

meiner Frau: Elfride Heidegger, geb. Petri.

239 **Sein und Zeit:** Anspielung auf das gleichnamige Buch von Heidegger, Halle: Niemeyer 1927.

**Ermessen:** in diesem Vortrag – im ff. werden die Seitenzahlen zitiert nach dem Abdruck in *Vorträge und Aufsätze* Pfullingen: Günther Neske 1954, 187-204 – bestimmt Heidegger, Hölderlins Gedicht »In lieblicher Bläue blühet ...« paraphrasierend und interpretierend, das Dichten als ein »ausgezeichnetes Messen« (199) der Dimension des »Zwischen, das beide Himmel und Erde, einander zubringt.« (196) Das »Maß für das Dichten« sei die »Gottheit; also Gott? Was ist der Gott?« (199) »Der Gott ist jedoch unbekannt und ist dennoch das Maß. Nicht nur dies, sondern der unbekannt bleibende Gott muß, indem er *sich* zeigt als der, der Er ist, als der unbekannt Bleibende erscheinen. Die *Offenbarkeit* Gottes, nicht erst Er selbst, ist geheimnisvoll.« (197) Also die Aufgabe des Dichters: »Der Dichter ruft in den Anblicken des Himmels Jenes, was im Sichenthüllen gerade das Sichverbergende erscheinen läßt und zwar: *als* das Sichverbergende. Der Dichter ruft in den vertrauten Erscheinungen das Fremde als jenes, worein das Unsichtbare sich schicket, um das zu bleiben, was es ist: unbekannt.« (200) Wie ist das dichterische Sagen über dieses Verborgenbleibende denkbar? Das Dichten spricht in »Bildern« »als erblickbare Einschlüsse des Fremden in den Anblick des Vertrauten.« (201) Die Zeit des »eigentliche[n] Dichten[s]« dauert, solange die »Huld« den Menschen sich mit der Gottheit messen läßt. »Ereignet sich dieses Messen, dann dichtet der Mensch aus dem Wesen des Dichterischen. Ereignet sich das Dichterische, dann wohnt der Mensch menschlich auf dieser Erde.« (204)

**Jugendbild Trakls:** von 1898. In: *Sursum corda! Anno Domini 1953* (Wandkalender). Kalenderblatt 1.-14. Oktober. Wieder in: Otto Basil: *Georg Trakl in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1965, 26. Das Bild ist ein Ausschnitt aus einem Foto mit Verwandten von einem Ausflug in das Salzbergwerk nach Berchtesgaden. (Dieses in:

Hans Weichselbaum: *Georg Trakl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten.* Salzburg: Otto Müller Verlag 1994, 34)

240 **Ernst Ginsberg**: geb. 7.2.1904, Berlin; gest. 3.12.1964, ebenda. Schauspieler. Schon in den 20er Jahren Bekanntschaft und häufige Zusammenkünfte im Berliner Romanischen Café mit Else Lasker-Schüler, die ihn von Anfang mit »lieber Kaplan« anredete; 1924 an den Münchener Kammerspielen; 1926 durch Berthold Viertel Engagement in Düsseldorf, Heirat mit Ruth Greiner; 1928-1932 an versch. Bühnen in Berlin; 1933 über Wien nach Zürich emigriert, wo er bis 1946, zusammen mit Kurt Horwitz, am Zürcher Schauspielhaus, 1946-1950 in Basel, tätig war; 1935 konvertierte er vom jüdischen zum katholischen Glauben, ebenso seine Frau, die Protestantin war; 1952-1960 abwechselnd in Zürich und München; 1957-1960 Mitwirkung an den Salzburger Festspielen; 1963 Rückkehr nach Berlin und letztes Auftreten. Vgl. Ernst Ginsberg: *Abschied, Erinnerungen, Theateraufsätze, Gedichte.* Zürich: Arche 1965. Herausgeber von Anthologien der deutschen Barock- und Rokoko-Lyrik, weiters von *Else Lasker-Schüler: Dichtungen und Dokumente* (1951) sowie von *Berthold Viertel: Dichtungen und Dokumente* (1956). Ginsberg stand seit Juni 1946 in regelmäßigem Briefkontakt mit Ficker, zunächst mit Bezug auf seine Herausgebereigentätigkeit für Lasker-Schüler, in den späteren Jahren zeichnete sich ein enges Vertrauensverhältnis zu Ficker ab.

**Zeilen vom 30. XII.**: nicht erhalten. Ficker hat darin wohl zwei Verständnisfragen von Ginsberg bezüglich des Abschnitts über die Lasker-Schüler im Manuskript zu seinem für den letzten *Brenner* verfaßten Aufsatz *Das Vermächtnis Georg Trakls* geklärt. Ficker setzt sich in diesem Passus mit dem von Wolfgang Schneditz herausgegebenen Band *Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde* (Salzburg: Pallas-Verlag 1951) auseinander, in dem ein Ficker selbst unbekannter »ziemlich konfuser« Dankbrief der Lasker-Schüler an ihn ohne sein Wissen abgedruckt worden war, von dem aus Schneditz die Unzurechnungsfähigkeit der Dichterin herausstellen zu dürfen vermeinte. Ficker entgegnet dem: »Es gibt aber in Einzelnen, hin und wieder denkwürdig Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstortheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzter Sichtbaren etwas Schmerzgeheiligt hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln und auch kein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöhe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich beklommen in unser aller Zeitpatiententum miteingeschlossen sieht.« Dann folgt die Ginsberg betreffende Stelle, die dieser am 27.12.1952 moniert hatte: »I.) »Der Blick für das unheimlich verwandelte *Zeitgesicht der Aufklärung*« hätte, so schreiben Sie in großer Freundlichkeit (wie ich wohl weiß), meinen »Spürsinn« bei der Herausgabe des Auswahlbandes geleitet. Daß ich vor dem Wort »Spürsinn« so erschrecke und an einen journalistischen Spürhund eben von der Artung jenes Salzburger Herrn denken muß, mag mein Fehler sein.« Ficker änderte den »Spürsinn« auf »Wahrnehmung«. (B XVIII, 1954, 259) Eine zweite Stelle in Fickers Manuskript war das Wort von dem »erschöpften Ausdruck ihrer Liebeslyrik«, worauf Ginsberg zu bedenken gab: »Und wiederum weiß ich nicht zu sagen, was gemeint ist: Das Negative eines kraftlosen, ohnmächtigen Ausdrucks oder das Positive eines bis zur Erschöpfung ausgeschöpften Ausdrucks?« (Brief an Ficker, 27.12.1952) Der Schluß dieses Absatzes lautet im *Brenner*: »Und so werden sich vielleicht doch da und dort noch einige Erleuchtete zusammenfinden, denen es zu denken gibt, daß diese Dichterin, die immerfort von einem seltsamen Geist der Hellsicht und Voraussicht, einem wahren Quälgeist aufflammender Trostbedürfnisse im alten Unruhherzen ihrer jüdischen Heilserwartung ergriffen war, dem Klangkörper der deutschen Sprache, ihrer Heimatsprache, im Aufquellen und Verströmen ihrer Liebeslyrik noch eine wahre Wunderweise eigen hinsinnender Hoher Lied-Erinnerung anvertrauen durfte, ehe sie, in ihre und in unser aller Urheimat entrückt, am Ölberg ihre letzte Ruhestätte fand.« (B XVIII, 1954, 261)

**in der »3. Walpurgisnacht«**: die Erstausgabe dieses 1933 geplanten, doch nicht publizierten *Fackel*-Heftes war 1952 im Münchener Kösel-Verlag erschienen, betreut von Heinrich Fischer unter Mitarbeit von Oskar Samek. Wieder als letzter Band der zwölfbändigen *Schriften* von Karl Kraus, herausgegeben von Christian Wagenknecht, Frankfurt/Main: Suhr-

kamp 1989, Kraus urteilte über Benns »vollkommene Wendung von links nach rechts«: »sein Bekenntnis ist nicht nur für den Nationalsozialismus als Beweis der Bekehrungsgewalt erheblich, als *Sacrificium intellectus*, als Dokument einer Ungeistesgegenwart, die der Lage gewachsen ist, sondern auch für den Außenbetrachter als Beispiel dessen, was Literaten imstand sind. Daß sie bei arischer Herkunft noch mehr leisten, ist eine alte Erfahrung, aber man wird sehen, daß Benn trotz radikaler Abkehr von intellektuellen Lebensinhalten die formale Schulung nicht verleugnet, sondern unversehrt ins neue Haus bringt.« (Kraus 1989, 78) Benns »Zurechtlegertum« in seinem »Glaub(e)n an eine geschichtliche Zwangsvollstreckung« »ist wohl mehr Sache dessen, der sich einen freien Kopf bewahrte, weil ihn der Ziegelstein nicht getroffen hat. Er wird es einst mit seinem Gewissen auszumachen haben, ob der Unterschlupf auch die Gelegenheit war, geschichtsphilosophisch auszuschweifen, und ob der, der mit dem Chaos paktiert hat, berechtigt war, dessen Initiatoren [...] für Werkzeuge der Vorsehung auszugeben. [...] Seine »Auffassung der Geschichte«, sagt Benn, sei eben nicht aufklärerisch und nicht humanistisch, »sondern metaphysisch«. Jenes stimmt, dieses bleibe dahingestellt. Und er nimmt den Vorwurf der Intellektuellen auf sich: er »kämpft für das Irrationale«. (Merkwürdig, daß diese Deutschen, noch wenn sie denken, kämpfen müssen: daß sie kämpfen, ist glaubhaft.)« (Kraus 1989, 82) – In eben dieser *Dritten Walpurgisnacht* sichtet Kraus auch »jene Handlanger ins Transzendente, die sich in Fakultäten und Revuen anstellig zeigen, die deutsche Philosophie als Vorschule für den Hitler-Gedanken einzurichten. Da ist etwa der Denker Heidegger, der seinen blauen Dunst dem braunen gleichgeschaltet hat und klar zu erkennen beginnt, die geistige Welt eines Volkes sei »die Macht der tiefsten Bewahrung seiner erd- und bluthaften Kräfte als Macht der innersten Erregung seines Daseins.« [Kraus zitiert hier die Rektoratsrede Heideggers: *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität* vom 27.5.1933] Ich habe immer schon gewußt, daß ein böhmischer Schuster dem Sinn des Lebens näherkommt als ein neudeutscher Denker. Warum das Volk durch seine erd- und bluthaften Kräfte erregt und erschüttert sein muß und wie es dadurch auf einen grünen Zweig kommen könnte, das zu sehen ist natürlich mehr Sache des Glaubens als der Beweisführung [...].« »Das Bekenntnis zu Blut- und Erdverbundenheit, mit dem sich jetzt diese abgründigen Worthelfer der Gewalt beeilen, könnte vielleicht an jene Gefahr der Verbindung denken lassen, die zwar nicht in der Philosophie, aber in der Medizin als Tetanus bekannt ist, und so wäre die Psychose auf einen nationalen Starrkrampfanfall zurückzuführen, dem alles ausgesetzt ist, was exerzieren und dozieren oder beides zugleich kann. Aber was nützte solche Erkenntnis, da die Bewegung nicht geheilt, sondern geheiligt sein will?« (Kraus 1989, 71f.) Vgl. dazu Gerald Stieg: *Heidegger und Kraus*. In: *Wespennest* 90, 29-40.

**G e d e n k f e i e r**: gemeint ist wohl der Else-Lasker-Schüler-Abend am 23.2.1952 im British Center, Berlin, den Gottfried Benn mit seiner *Rede auf Else Lasker-Schüler* einleitete. Erstveröffentlicht in: *Der Tagespiegel*, 24.2.1952; wieder in: Gottfried Benn: *Gesammelte Werke in vier Bänden*. Herausgegeben von Dieter Wellershoff. 1. Band: *Essays – Reden – Vorträge*. Stuttgart: Klett-Cotta 1986, 537-540. Die in einigen Gedichten und Widmungen festgehaltene Freundschaft zwischen Gottfried Benn und Else Lasker-Schüler geht zurück auf die Jahre 1912 oder 1913. (Vgl. *Gottfried Benn 1886-1956*. Zusammengestellt von Ludwig Greve u.a. Marbacher Kataloge 41. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 1986, 42-48) Benn erinnerte sich: »Und dies war die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte. [...] Ihre Themen waren vielfach jüdisch, ihre Phantasie orientalisch, aber ihre Sprache war deutsch, ein üppiges, prunkvolles, zartes Deutsch, eine Sprache reif und süß, in jeder Wendung dem Kern des Schöpferischen entsprungen. Immer unbeirrbar sie selbst, fanatisch sich selbst verschworen, feindlich allem Satten, Sicherem, Netten, vermochte sie in dieser Sprache ihre leidenschaftlichen Gefühle auszudrücken, ohne das Geheimnisvolle zu entschleiern und zu vergeben, das ihr Wesen war. Das Jüdische und das Deutsche in einer lyrischen Inkarnation!« (538)

**H o r w i t z**: Kurt Horwitz übernahm im April 1953 mit der neuen Spielzeit die Intendanz des Bayerischen Staatsschauspiels in München.

241 **d i e F r ü h e**: eines der Haupt-Wörter in Heideggers Trakl-Aufsatz, das die Zeit und den Ort des Aufbruchs zum noch nicht erreichten Abend-Land bezeichnet. »Diese Frühe ist eine

Zeit eigener Art, die Zeit der ›geistlichen Jahre‹.« (*Merkur*, 7, 1953, H. 3, 240) Nachdem Heidegger als Ort des Traklschen Gedichts, das in den Dichtungen aufscheint, doch »wesenhaft Ungesprochene[s]« ist (250), die »A b g e s c h i e d e n h e i t« (237) festgemacht hat, füllt er diesen Ort mit Traklschen Bildern: »Zur Abgeschiedenheit gehört die Frühe der stilleren Kindheit, gehört die blaue Nacht, gehören die nächtigen Pfade des Fremdlings, gehört der nächtliche Flügelschlag der Seele, gehört schon die Dämmerung als das Tor zum Untergang.« (241) »Untergang«, wohlgemerkt, nicht »Verfall«, wie Heidegger später bemerkt. (257) Denn: »Das Versammelnde der Abgeschiedenheit spart das Ungeborene über das Abgelebte hinweg in ein kommendes Auferstehen des Menschenschlages aus der Frühe.« (247) Und, summarisch »dichten« als »nach-sagen« des aus der Frühe dem Hörenden »zugesprochenen Wohlflaut[s] des Geistes der Abgeschiedenheit« (250) charakterisierend: »[Trakls] Sprache singt den Gesang der abgeschiedenen Heimkehr, die aus der Späte der Verwesung in die Frühe des stilleren, noch ungewesenen Anbeginns einkehrt.« (253) »Gottes Sprechen ist das Zusprechen, das dem Menschen ein stilleres Wesen zuweist und ihn durch solchen Zuspruch in die Entsprechung ruft, zu der er aus dem eigentlichen Untergang in die Frühe aufersteht. Das ›Abendland‹ birgt den Aufgang der Frühe des ›E i n e n Geschlechtes‹.« (256f.) Doch, auf die Möglichkeit einer christlichen Deutung eingehend: »Dieses Abendland ist älter, nämlich früher und darum versprechender als das platonisch-christliche und gar als das europäisch vorgestellte.« (255) – Aus dem *Abendländischen Lied* (HKA I, 119), aus dem das »E i n Geschlecht« zitiert ist, stammt auch das im Brief folgende »Hirten gingen wir ...«. – Vgl. übergreifend die Innsbrucker Diplomarbeit von Klaus Steidl: *Martin Heidegger und die Dichtung: Der Mythos vom »einen und einzigen Gedicht« Georg Trakls* (1988); weiters Walter Methlagl: »Die Zeit und die Stunde der Zeit«. Rekonstruktionen des Hölderlin-Bildes im letzten »Brenner«. In: *Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Alfred Doppler zum 60. Geburtstag*. Innsbruck: 1981, 153-178.

das Kerzenlicht, das gute: Anspielung auf Trakls *Gesang des Abgeschiedenen*: »Schon dämmert die Stirne dem sinnenden Menschen. / Und es leuchtet ein Lämpchen, das Gute, in seinem Herzen / Und der Frieden des Mahls« (HKA I, 144).

ein Jugendfreund: nicht ermittelt.

Erstausgabe: Leipzig: Kurt Wolff Verlag 1918.

»Blaue Blume, ...«. Verklärung, HKA I, 120.

242 Fred: Alfred Marnau; geb. 24.4.1918, Preßburg (Bratislava); lebt in London. Katholischer Lyriker, Erzähler; Übersetzer. Marnau ging bereits 1935 nach Prag, wo er sich dem Freundeskreis tschechischer Dichter um Jaroslav Seifert und Josef Hora anschloß. Sein erster Gedichtband, *Der Gesang der Mauer* (1936), wurde wegen Marnaus deutlich pazifistischer Haltung von der Polizei beschlagnahmt. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht kehrte Marnau nach Preßburg zurück. 1939 emigrierte er mit seiner späteren Frau Senta Polányi nach England, wo er Zugang zum Dichterkreis der »New Romantics« (Alex Comfort, Herbert Read) fand und Freundschaft mit Oskar Kokoschka, Jesse Thoor und anderen Emigranten schloß. Marnau wirkte als Herausgeber des Jahrbuchs *New Road* und Redakteur der Zeitschrift *Poetry Quarterly* als Literaturvermittler. In Deutschland wurde er v.a. durch seine Übersetzungen der elisabethanischen Dramatiker Christopher Marlowe und John Webster bekannt. In B XVIII, 1954, 125-137, war Marnau mit der Dichtung *Die Wunden der Apostel* vertreten, die schon 1944 in London erschienen war (*The wounds of the apostles*). Weitere Werke u.a.: *Death of the cathedral* (dt.: *Der Tod der Kathedrale*, Gedichte), 1946; Romantrilogie *Die Mitwirkenden: Der steinerne Gang* (1948), *Das Verlangen nach der Hölle* (1952), *Polykarp und Zirkel Imperator* (1987); *Räuber-Requiem* (Gedichte), 1961. 1956 gab Marnau bei Lambert Schneider, Heidelberg und Darmstadt, *Die Sonette und Lieder. Nachlaß* von Jesse Thoor heraus. – Zu seinem Leben und Werk vgl. das Gespräch Alfred Marnaus mit Stefan Sienrath, *Das kostbarste Gut ist die Stille*, in: *Südosideutsche Vierteljahresblätter*, 43. Jg., München 1994, Folge 4, 285-291. – Im BA liegt u.a. ein Typoskript des Zyklus' *Gedichte* (83 Gedichte, umfassend die Kleinzyklen *Das Jahr der Liebe*, *Liturgischer Hymnus an eine Landschaft*, *Rot und Schwarz*, *Der Tod der Kathedrale*, *Sieben Oden*, *Rote Tulpen*, *Auf ungebroche-*

nem Felde und Räuber Requiem) [wahrsch. nach 10.1.1960] und des Ludwig von Ficker am 28.6.1951 gewidmeten Gedichts *Château de Chillon*. – Am 5.12.1952 begeisterte Ficker sich über »die ungeweine, die gleichsam haarsträubend gebändigte Intelligenz Ihrer Gemütsaus-schläge« im *Verlangen nach der Hölle*. »Fast kommt es mir vor wie ein Meisterkomplet der Besinnung, das, einer aufgetauteren, einer weniger reservierten Beobachtungssphäre angehörend, die seelische Landschaft z. B. der Marmorklippen [Roman von Ernst Jünger] in einer kälteren Region der Vergleichsmöglichkeit zurückläßt. Und merkwürdig – auch das steht mir wie ein Verhängnis der Vorsehung, aber im Sinn eines guten Omens vor Augen –: Dieses Verlangen nach der Hölle, das der heilsichtige Abt Ambrosius seinen Schicksalsgefährten in seiner Tragweite als Trostperspektive zur Erschließung einer letzten, einer wahren Himmels-anwartschaft in unseren Tagen hinstellt: das ist auch der Gesichtspunkt, der mich bei meinem Rückblick auf das Vermächtnis Georg Trakls geleitet hat.«

Munchausatz: *Edvard Munchs Expressionismus*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 23.7.1952. Edvard Munch (1863-1944), norwegischer Maler und Graphiker.

hlg. Vater: von 1939 bis 1958 Papst Pius XII.

Schwester: Berta Patočka-Kokoschka (1889-1960) war nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrem Mann, Emil Patočka (1870-1946), nach Prag gezogen. Zu seiner Beerdigung hatte Oskar Kokoschka 1946 die erste Reise nach dem europäischen Kontinent nach seinem Exil gemacht. 1952 illustrierte er das Gedichtbändchen seiner Schwester, *Mein Lied*.

abschreiben: Focke hatte am 26.1.1953 angekündigt, er wolle nach Innsbruck kommen, um mit Ficker an der bei Otto Müller geplanten Trakl-Biographie zu arbeiten. Seine Studie *Georg Trakl, Liebe und Tod* erschien 1954 im Herold Verlag, Wien und München. Ficker zeigte sich letztlich erfreut über das Resultat: »Sie erinnern sich, wie sehr ich Ihnen seinerzeit von einer ›Biographie‹ des Dichters abgeraten habe. Vielleicht aber habe ich Sie mißverstanden. Denn nun haben Sie die einzige Biographie Trakls geschrieben, die möglich ist: die vom Bildraum seiner Gesichte und dem Augenaufschlag seines Gedichtes her. Und Sie haben sie mit einer liebevollen Versenkung in das fluktuierende Krisenelement dieser Dichtung und die Tiefe ihrer Beweggründe verfaßt. Dabei sieht man auch, wie sehr Ihnen die Auseinandersetzung mit Heideggers Ausführungen auf der Bühlerhöhe zustatten gekommen ist; hier haben Sie den neuralgischen Punkt ebenso behutsam wie überzeugend bloßgelegt, der Heideggers Befassung mit dem Kennzeichnenden von Trakls Abgang aus dieser Welt alteriert: seine (H.s) Befangenheit dem Christlichen gegenüber, wie es bei Trakl in der abgründigen Form seiner Abgeschlossenheit als etwas fragwürdig Verstummes zweifellos vorhanden war. Faktisch hat man an dieser Stelle Heidegger ja förmlich zurückscheuen gespürt, und hier blieb ja auch ein Wesentliches seiner Deutung offen: eine Lücke, die Sie nun gut und gewissenhaft geschlossen haben.« (Brief an Focke, 17.5.1955)

243 Ihre Briefe: nicht erhalten. – Ficker sah sich in der Folge seines Kontaktes mit Heidegger einigen kritischen Stimmen ausgesetzt. An Walter Manggold schrieb er bezüglich dessen und Wilhelm Kütemeyers Vorbehalten, warum er »allen Ablehnungen Heideggers entgegenzutreten muß, denen entgeht, wie echt und unvoreingenommen der Heilsichtsprozeß ist, den sein Denken im Umgang mit Dichtern, deren Seherisches seinen zeitentrückten Wirklichkeitssinn anspricht, zurücklegt. Dann werden Sie auch spüren, was es für mich und für ihn bedeuten muß, daß seine Witterung der meinen in so demütig aufgeschlossener Weise begegnen kann. Glauben Sie mir: das sind Vorgänge, an die kein Vorurteil heranreicht!« (Brief an Manggold, 18.1.1953) Paula Schlier gegenüber kommentierte Ficker am 4.3.1953 (Postkarte): »Von Ruth habe ich einen sehr respektablen, sympathisch freimütigen Brief erhalten, in dem sie, was sie gegen Heid. auf dem Herzen hat, sehr eindrucksvoll begründet. Aber gegen gewisse Erhellungsmöglichkeiten meiner Beziehungen zu ihm und umgekehrt kann ich mich nicht so abriegeln wie sie.«

seit Mitte Oktober: Ruth und Kurt Horwitz waren im Umzug von Basel nach München begriffen.

Heidegger: Über den hier abgedruckten Brief schreibt Frau Horwitz am 26.10.1993 an die Herausgeber, »daß ich heute noch genauso schreiben würde, was ja nicht selbstverständ-

lich ist; immerhin sind es 40 Jahre her!« Wieder entsinnt sie sich der von ihr und ihrem Begleiter auf Bühlerhöhe, Peter Schifferli, als arrogant empfundenen Vortragsweise Heideggers und führt aus: »Von Kindheit an ist mir Ehrfurcht ein lebendiger Begriff, weil mir meine beiden Eltern das vorgelebt und vermittelt haben. Allerdings bezog sich diese Ehrfurcht auf das Geistige, Künstlerische, bei wem, wo immer und in welcher Form es auch zutage trat. Andererseits wurde mir früh beigebracht, daß rein äußerer Rang, hohe Positionen, Reichtum an sich keineswegs verehrungswürdig seien. [...] Damit will ich lediglich sagen, daß mir natürlich der Rang eines Heidegger durchaus bewußt war und ist. Nur konnte ich aufgrund meiner genauen Kenntnis von seiner erschreckenden Hinneigung zum Nationalsozialismus nicht die gleiche innere Ehrfurchtshaltung einnehmen wie spürbar die meisten Zuhörer damals auf Bühlerhöhe. Ich weiß auch, daß sich H. später von seiner politischen Haltung ziemlich distanzierte; nicht weiß ich, ob und wie weit er darunter gelitten hat. Ein Urteil darüber steht mir auch nicht zu. Wenn ich allerdings in späteren Jahren, als wir schon lange wieder in München lebten, in der Zeitung Beiträge über Heidegger las, die zu erklären versuchten, was ihn am Nationalsozialismus zunächst fasziniert und beeindruckt und was er sich von ihm für Deutschland erhofft hat; und wo weiter Menschen, die H. ablehnten, mit der oben beschriebenen Begründung teilweise als oberflächliche Vereinfacher dargestellt wurden, die nicht in der Lage seien, die Komplexität dieses großen Themas zu erkennen: ›Es war, zumindest am Anfang, alles nicht so einfach ...‹, – dann allerdings reagiere ich heftig. Denn in einem ganz entscheidenden Sinne war alles einfach! Das haben Viele bewiesen, angefangen vom sogenannten einfachen Mann, der einfachen Frau aus dem Volk, von Arbeitern, Bauern bis hin zu Leuten in großen Stellungen, zu Lehrern, Professoren, Schriftstellern und Künstlern. Ich erinnere mich noch gut an einen Besuch von meinen Eltern und mir bei Theodor Haecker und Familie Ende 1932. Mein Vater sah bereits die Möglichkeit, nach Zürich zu gehen, hatte sich aber noch nicht endgültig entschlossen. Nie werde ich die Intensität vergessen, mit der Theodor Haecker sagte: ›Gehen Sie, Herr Horwitz, um Gotteswillen gehen Sie! Das ist ja erst der Anfang des Furchtbaren das auf uns zukommt.‹«

erinnert er sich des »Brenner«: im kurzen Vorsatz zu seiner Trakl-Rede.

244 hilflosen Pater aus Wien: gemeint ist Alfred Focke. Heidegger hatte in seinem Vortrag v.a. die »Mehrdeutigkeit der Sprache« gegen die Festlegung auf eine christliche Interpretation ausgespielt. »Ob Trakls Dichtung, inwieweit sie und in welchem Sinne sie christlich spricht, auf welche Art der Dichter ›Christ‹ war, was hier und überhaupt ›christlich‹, ›Christenheit‹, ›Christentum‹, ›Christlichkeit‹ meint, dies alles schließt wesentliche Fragen ein. Ihre Erörterung hängt jedoch im Leeren, solange nicht der Ort des Gedichtes bedachtsam ausgemacht ist. Überdies verlangt ihre Erörterung ein Nachdenken, für das weder die Begriffe der metaphysischen noch diejenigen der kirchlichen Theologie zureichen.

Ein Urteil über die Christlichkeit des Traklschen Gedichtes müßte vor allem seine beiden letzten Dichtungen ›Klage‹ und ›Grodek‹ bedenken. Es müßte fragen: Warum ruft der Dichter hier, in der äußersten Not seines letzten Sagens, nicht Gott an und Christus, wenn er ein so entschiedener Christ ist? Warum nennt er statt dessen den ›schwankenden Schatten der Schwester‹ und sie als die ›grübende‹? Warum endet das Lied nicht mit dem zuversichtlichen Ausblick auf die christliche Erlösung, sondern mit dem Namen der ›ungeborenen [!] Enkel‹? Warum erscheint die Schwester auch in der anderen letzten Dichtung ›Klage‹ [...]? Warum heißt ›die Ewigkeit‹ hier ›die eisige Woge‹? Ist das christlich gedacht? Es ist nicht einmal christliche Verzweiflung.« (Martin Heidegger: *Georg Trakl. Eine Erörterung seines Gedichtes*. In: *Merkur*, 7, 1953, H. 3, 254) Ein vorläufiges Schlußwort in dieser Sache bildet die Notiz in B XVIII, 1954, 281f., zu Heideggers Vortrag, dessen grundlegende Gedankenlinie dort anhand von Clemens Podewils' Besprechung in der Münchener *Neuen Zeitung* vom 11.10.1952 referiert wird. Abschließend schreibt dann Ficker: »Daß aus solcher Zwiesprache des Denkens mit dem Dichten, auch wenn sie im Augenblick des Aufhörens sogleich wieder vergessen werden kann, das ein für allemal Gestiftete: das Gedicht mit erfrischter Leuchtkraft hervorgeht, ist unbeschadet einiger Vorbehalte auch vom Sichtraum des Brenner her zu bejahen. Denn einleuchtend ist, was Heidegger jüngst (in der Münchener Vortragsreihe über die Künste im techni-

schen Zeitalter) geäußert hat: »Wo immer der Mensch sein Auge und Ohr, sein Herz und alles Sinnen aufschlägt, veranstaltet er nicht erst von sich aus ein Entbergen, sondern er findet sich überall schon ins Unverborgene gebracht.« Auch in jenes Unverborgene, versteht sich, das im Lichte christlicher Offenbarung ja nicht abnimmt, sondern zunimmt und Trakls Erkenntnisweg im Paradox seiner Selbstverhüllung vor dem Gedicht seiner Gesichte zur Genüge erhellt.«

D r. W e b e r : Werner Weber hatte am 18.2.1950 in der *NZZ* den Trakl-Band *Nachlaß und Biographie* rezensiert.

G a t t i n : Frau Alice Heinrich-Ritschard trat als Witwe in das Benediktinerinnenkloster Nontal in Salzburg ein.

245 »g r ü n e n d e s K r e u z« : Georg Trakl: *Im Dunkel*: »Es schweigt die Seele den blauen Frühling. / Unter feuchtem Abendgezweig / Sank in Schauern die Stirne den Liebenden. // O das grünende Kreuz. In dunklem Gespräch / Erkannten sich Mann und Weib. / An kahler Mauer / Wandelt mit seinen Gestirnen der Einsame. // Über die mondbeglänzten Wege des Walds / Sank die Wildnis / Vergessener Jagden; Blick der Bläue / Aus verfallenen Felsen bricht.« (HKA I, 143)

246 »V o m W e s e n d e r W a h r h e i t« : dieser 1930 verfaßte, 1943 zuerst publizierte Vortrag wurde 1954 bei Vittorio Klostermann wieder aufgelegt.

»F r e m d e n« : Heidegger ging vom Traklvers: »Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden« (*Frühling der Seele*, HKA I, 141f.) aus und bestimmte im folgenden etymologisch »fremd« als »anderswohin vorwärts, unterwegs nach ..., dem Voraufbehaltenen entgegen. Das Fremde wandert voraus. Doch es irrt nicht, bar jeder Bestimmung, ratlos umher. Das Fremde geht suchend auf den Ort zu, wo es als ein Wanderndes bleiben kann.« (Martin Heidegger, *Georg Trakl*. In: *Merkur*, 7, 1953, H. 3, 228)

247 *I h r B r i e f* : vom Gründonnerstag 1953, mit dem Guttenbrunner nach eineinhalb Jahren den Briefwechsel wieder aufgenommen hatte: »Mir ist, als entzöge der Schein Ihres hohen Alterslichtes Sie langsam meinem Blick.« Er eignete Ficker die *Herbst-Ode* zu: »Wir gehen hinaus / unter deinen geflügelten Himmel, / im Abendlicht / deiner brechenden Augen. / Keine Träne verdunkelt den Todesglanz. / Wir werden nicht, / verlassen von deiner Weisheit Antlitz, / unter verlöschenden Kerzen sitzen. // Die Herzen der Bäume brechen. / Der Wind wirft / verführtes Laub und ausgesungene Vögel / auf die versiegten Brüste der Mutter. / Strahlend zerfließt, / zwischen den roten Fäusten der Presse. / die blaue Traube. // Zum letztenmal / sind deine Hände von Erde dunkel. / Wirbelnde Schatten blenden / die Spiegel-Tennen der Teiche. / Deine Schönheit feiert vor Nacht. / Wir werden oft noch denken an dich, / doch dein Licht / wird nicht mehr leuchten.«

W a l t e r M a n g g o l d : Biographie nicht ermittelt. Der Kontakt mit Ficker dürfte 1940 in Innsbruck begonnen haben, wo Manggold, aus Berlin kommend, im Universitäts-Verlag Wagner beschäftigt war. 1941 wurde er nach Frankreich eingezogen; dort in der Schriftleitung einer Frontzeitung tätig; nach dem Krieg kurz nach Innsbruck zurückgekehrt, dann aber ausgewiesen und nach Kirchzarten bei Freiburg übersiedelt, wo M. ab September 1946 als Cheflektor beim Europa-Verlag Anstellung fand. Ab April 1948 beim Südverlag in Konstanz mit der Leitung des Lektorats beauftragt. Der schriftliche Kontakt mit Ficker (rund 40 Briefe von 1940 bis August 1960 sind erhalten) hatte weitgehend privaten Charakter, doch schnitt Manggold auch verlegerische und zeitaktuelle Themen an. Am 31.12.1946 hatte er über sein neues Lebensumfeld an Ficker berichtet: »Die Franzosen sind sehr bemüht in kulturellen Dingen eine Basis des Verstehens herzustellen, wozu nicht nur die sehr gute Zeitschrift [*Lancelot*] dient, sondern vor allem die rege Tätigkeit des »Institut Français« in Freiburg, das beachtenswerte Veranstaltungen von erfreulich hohem Niveau bietet.

Das geistige Bemühen ist, wenn man von einem gewissen »geschäftshubrigen« Betrieb absieht, in Deutschland allgemein sehr groß. Eine (fast zu) große Anzahl von Zeitschriften legt dafür Zeugnis ab. Trotzdem kann ich nicht sagen, daß man schon eine wesentliche Wandlung verspüre, auch nicht in der »Wandlung« des Herrn Jaspers! Im großen und ganzen ist es doch nur

der vergebliche Versuch, beim ›bewährten‹ Alten wieder anzuknüpfen, wobei die Wenigsten sich klar zu machen scheinen, daß eben dieses Alte sich gar nicht bewährt hat. So entsteht geistig eine ziemlich verzweiflungsvolle Lage, die aber – in einem höheren Sinn – vielleicht insoweit ihr Gutes hat, als sie eines Tages das unerbittliche ›Entweder – Oder‹ aufzwingt. Das ›Oder‹ kann dann nur der endgültige Untergang sein, den wir vielleicht alle verdienen und der vielleicht tatsächlich die einzige Lösung bedeutet, wenn man auf der einen Seite das geistige Chaos sieht, dessen Grundton bei allem verkrampften Fortschrittsglauben eben doch negativ ist und wenn auf der andern Seite die politischen Parteien, ohne eine wirklich konstruktive oder gar geistige Idee zu haben, in einem billigen Optimismus machen.«

**Helga s**: Tochter von Anita und Walter Manggold, war als Zehnjährige 1952 in die kathol. Kirche aufgenommen worden. Manggold blieb Protestant.

**Graf und Gräfin Podewils**: Clemens und Sophie Dorothee Podewils.

**echte Zuneigung**: über dieses Gefühl beim Treffen mit Heidegger denkt Ficker auch in einem Brief an seine Tochter Birgit (14.4.1953) nach: »es kommt wohl daher, daß er eine sichere Witterung und einen heimlichen Respekt vor der Position hat, in die ich mit dem Brenner von der Vorsehung eingewiesen bin. Das zeugt für ihn und für die Möglichkeiten, die noch in ihm liegen. Er ist alles eher als ein mühelos durchschaubarer und leicht abzustempelnder Geist, und als Denker hat er Qualitäten, denen man anmerkt, daß es theologische Schulung ist, durch die er hindurchgegangen ist.«

**einen Block vor Trakls Dichtung**: Ficker übernimmt hier eine Formulierung von Manggold aus dessen Brief vom 4.4.1953; dort war das »vor« durch Unterstreichung hervorgehoben.

**Zitierung am Schluß**: *Frühling der Seele* aus: *Sebastian im Traum*, HKA I, 141f.

248 **Trakl – Buches**: gemeint ist eine Trakl-Monographie, die Marnau im Auftrag der Universität Cambridge schreiben sollte. (Brief an Ficker, 19.3.1953)

**Gerald Manley Hopkins**: richtig: Gerard M. H.; geb. 28.7.1844, Stratford/Essex; gest. 8.6.1889, Dublin. Dichter. Hopkins war 1866 unter dem Einfluß der Stellungnahmen John Henry Newmans, mit dem er Kontakt pflegte, zum katholischen Glauben konvertiert, seit 1868 Jesuit; Priester in Manchester, Liverpool und Glasgow; 1884-1889 Prof. für Altphilologie in Dublin. 1875 hatte er auf Bitten seines Ordens das Gedicht *The wreck of the Deutschland* (dt. *Der Schiffbruch der Deutschland*, in der dt. Werkausgabe S. 30-53) geschrieben; wegen der Druckablehnung durch die Ordenszeitschrift *The Month* verzichtete er auf die Publikation weiterer Gedichte zu Lebzeiten. Erst 1918 gab sein Freund Robert Bridges die erste Ausgabe heraus. Ab 1930 (zweite Ausgabe durch Charles Williams) und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg kann von einer Neuentdeckung Hopkins' gesprochen werden, die Literaturkritik wurde europaweit auf ihn aufmerksam. In Deutschland hatte Irene Behn 1935 erstmals Übertragungen und eine ausführliche Würdigung des Dichters veröffentlicht (*Gerard Manley Hopkins und seine Dichtung*. In: *Hochland*, 32, 1935/36, 148-169, bzw. die Übertragung *Die heilige Jungfrau verglichen mit der Luft, die wir atmen*, 115f.); Ficker schickte Marnau zur Einsicht ein Exemplar ihrer 1948 bei Claassen & Goverts, Hamburg, auch in Buchform erschienenen Übersetzung der *Gedichte* von Hopkins, die Marnau in der eigenen Arbeit an dieser Dichtung bestärkte. »Denn sehen Sie: mit aller offenbaren Liebe und Geduld hat die Dame an Hopkins eigentlich sehr fahrlässig und unstatthaft gehandelt: was sie produzierte sind irgendwelche nicht gewöhnliche Gedichte, aber von Hopkins ist wenig dabei; Weder die besondere Wortwahl, noch seine einmalige unvergleichliche Syntax, die plötzlichen Reime, kurz die ganze Überraschung, das Feuerwerk, und die unvorstellbare sakramental vertiefte Einsicht von Bild zu Bild.« (Marnau an Ficker, 1.5.1953) Vgl. auch die Rezension von Friedhelm Kemp im *Hochland*, 41, 1948/49, 385-389. »Die Gewaltigkeiten des Vers- und Satzbaus, die syntaktischen Verkürzungen und Verzahnungen, die abrupten Übergänge und Aufspaltungen, aber auch die eigenwilligen Neuprägungen« konnten als »Protest gegen die herrschende Stilmode empfunden [werden]«, wie Wolfgang Clemen in seiner *Einführung* in die zweite deutsche Ausgabe: *Gedichte. Schriften, Briefe*, hrsg. von Hermann Rinn, München: Kösel 1954, 9-25, schreibt. »Von Hopkins aus waren diese fremdartig neuen Ausdrucksmittel der



einzig und notwendige Weg, das ins Wort hineinzuzwingen, was auf den bisherigen Wegen völlig unsagbar war und wohl überhaupt an der äußersten Grenze dessen lag, was an innerem Gehalt vom Dichter ausgesagt werden kann.« (Ebenda, 24) – Schon am 26.3.1953 hatte Marnau Ficker an Hopkins erinnert, »dessen wenige aber ungeheuer bedeutsame Gedichte die gesamte englische moderne Dichtung – und auch die amerikanische – ausschlaggebend beeinflusst haben. Abgesehen von der Herrlichkeit seiner Dichtung, prägte er gewisse Sätze, die nicht wieder vergessen wurden, so zum Beispiel spricht er von der sakramentalen Auffassung der Dichtung, und statt ›Landschaft‹: ›landscape‹ spricht er von der ›INSCAPE‹ der Innenschaft könnte man sagen der dichterischen Welt.« Clemen weist auf die denkerische Nähe Hopkins' zu Duns Scotus, insbesondere zu dessen Individuationsprinzip hin: Scotus' Begriff der »Diesheit« (haecceitas) bezeichnet »die letzte Bestimmtheit und Vollendung des Objektes in seiner spezifischen Wesenheit, wie sie durch das Hinzutreten des Individuellen zum Spezifischen entsteht«. (Clemen, 1954, 20) Der mit »Ingestalt« übersetzte »inscape«-Begriff, der »seinen Ursprung [wohl] in einer besonderen Beziehung zur Natur hat«, meint Ähnliches: »[Ingestalt] ist die Ausprägung des inneren individuellen Wesenskerns eines Dings in seiner nach außen hin sichtbar werdenden, sinnlich erfassbaren Gestalt, sie ist das Hervortreten der Individualität, des ›Selbst‹ eines Dinges. Und zwar nicht im Sinne eines ›Urbildes‹ oder Urtypus, sondern im Sinne der ganz persönlichen, unvertauschbaren und sehr bestimmten Wesensgestalt eines Einzelphänomens, wodurch sich dieses als ein Einmaliges, als ein ›Individuum‹ darstellt.« (Ebda., 17) – Marnau wollte 25 Gedichte von Hopkins ins Deutsche übertragen, zwei Proben sandte er an Ficker: *Felix Randall* (in der dt. Ausgabe 1954, übersetzt von Ursula Clemen, 111); *Der Seemann* (in die dt. Ausgabe 1954 nicht aufgenommen): »Die ihn sahn, den Meer-Leichnam kalt, / sagen, hold war, männlich die Gestalt, / jeder Zoll gehisst, / prahlen: prächtig ein Seemann ist. // Miss, vom Scheitel bis zur Erd, wie / er von Pflicht straff gespannt, verkürt; sieh, / so rostrot-wie-Morgen spinn / Sonne ihn und Salz und Wirbelwind. // Oh, sein flinker Finger, sein rauher Griff! / Jede Meile von Fahrt und Schiff / schlummert in seiner jetzt brachen / Brust und kann nicht, kann nicht erwachen.« Eine Publikation der Marnauschen Übersetzungen konnte nicht ermittelt werden.

249 Clara Rilke: geb. Westhoff; geb. 1878, Bremen; gest. 1954, Bremen. Malerin, Bildhauerin.

Vortrag in Bremen: *Wer ist Nietzsches Zarathustra?* Gehalten im Club zu Bremen am 8.5.1953. Wieder in: Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Günther Neske 1954, 101-126.

blaue Bändchen: ein Separatdruck des Trakt-Vortrages, gewidmet: »Für den vorausblickenden Freund des Dichters Ludwig Freiherr v. Ficker in dankbarer Verehrung«.

[Entwurf]: von diesem Brief liegt neben dem hier edierten handschriftlichen Entwurf auch eine im Inhalt unwesentlich veränderte, auf den 4. Juni datierte maschinenschriftliche Abschrift im BA.

251 Zangerles Aufsatz im »Brenner«: *Die Bestimmung des Dichters* in B XVI, 1946, 112-199.

Versuchen über Nietzsche, Hölderlin u. a.: *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1951.

»Holzwege«: *Holzwege*. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1950.

252 Löwith: Karl Löwith; geb. 9.1.1897, München; gest. 24.5.1973 Heidelberg. Seit 1952 Prof. der Philosophie in Heidelberg. Hier zitiert ist sein Buch *Heidegger. Denker in dürftiger Zeit*. Frankfurt/Main: S. Fischer 1953, 85.

Anaximander – Auslegung: *Der Spruch des Anaximander* (entstanden 1946) in: *Holzwege*. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1950, 296-343. Anaximander von Milet (um 610 – um 546 v.u.Z.), griech. vorsokratischer Naturphilosoph.

253 Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen«: Jürgen Habermas: *Mit Hei-*

degger gegen Heidegger denken, in: FAZ, 25.7.1953, und, unter dem Sammeltitle *Notwendige Diskussion über Heidegger*, neben verschiedenen anderen Leserzuschriften zum Thema wieder Habermas: *Freiheit, Anruf und Gewissen* sowie Wilfried Berghahn: *Eingefahrene ideologische Bahnen* in: FAZ, 29.8.1953. Die Diskussion war nach Habermas' erstem Einwurf und einer Entgegnung von C. E. Lewalter in der *Zeit* (13.8.1953) von Karl Korn in seinem Aufsatz *Warum schweigt Heidegger?* in der FAZ vom 14.8.1953 fortgesetzt worden. – Habermas analysiert die »Physiognomie und daraus die eschatologische Strahlkraft« der eben erstmals veröffentlichten Vorlesung von 1935, *Einführung in die Metaphysik*, zielt also einerseits auf die schon »aus dem Zusammenhang der Sache« sich ergebende »faschistische Färbung« dieser Vorlesung, andererseits auf die politische »Ausstrahlung« des Philosophen »auf die Willensbildung entzündbarer und begeisterungsfähiger Studenten«. Dabei sieht Habermas beides in dialektischer Bezogenheit aufeinander: »Die Physiognomie der Aussage verändert Situationen unmittelbar, sie ist der Herd der Ansteckung. Denn Stil ist gelebte Haltung, eingeschmolzene Antwort, von ihm springt der Funke spontaner Verhaltensbildung über, er ist die perennierende Geburt existentieller Motive, an ihm entzündet sich der Appell.« Heideggers gleichbleibende »Denkfigur des Ausrufs [richtig wohl: Aufrufs] zur Eigentlichkeit und der Polemik gegen die Verfallenheit«, mit der er 1927 in *Sein und Zeit* »die quasireligiöse Entscheidung der privaten, auf sich vereinzelt Existenz prius als die endliche Autonomie inmitten des Nichts der entgötterten Welt« und die er nach 1945 in Begriffe wie »Huld«, »Vernehmen«, »Liebe«, »Ergeben«, »Andenken«, »Hut« und »Wächterschaft« kleidete, habe unter den historischen Bedingungen von 1935 unverhohlen in der Forderung nach der »heroischen Existenz« Ausdruck gefunden: »Stärke«, »Geist« und »Mut« waren die Attribute des Geforderten. Habermas referierend: »Der Gewalttätige setzt gegen die durchschnittliche Besorgnis den denkerischen Entwurf, das bauende Bilden, das staatschaffende Handeln. Der Gewalttätige ist der Hochragende, der unheimliche Einsame, schließlich der Ausweglose, für den das Nicht-Dasein als höchster Sieg über das Sein gilt, dem sich Existenz tragisch vollendet »im tiefsten und weitesten Ja zum Untergang«, der im Willen des Unerhörten alle Hilfe wegwirft.« Die Appellrichtung sei unschwer zu erkennen: »Heidegger [spielt] aus dem Erlebnis Hölderlins und Nietzsches mit dem exzessiven Pathos der 20er Jahre und dem unmäßigen Selbstbewußtsein einer persönlichen und einer nationalen Mission den starken Auserwählten gegen den Bourgeois, das ursprüngliche Denken gegen den Commonsense und das Todesmutige des Außerordentlichen gegen die Gewöhnlichkeit des Gefährlosen [aus], das eine erhebend, das andere verdammend. Überflüssig zu bemerken, daß ein solcher Mann unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts als ideologischer Einpeitscher wirken mußte, unter den exaltierten Bedingungen von 1935 als Prophet.« Der Heideggerschen Klage um den »abendländischen Degenerationsprozeß« hält Habermas dessen doppelte Einseitigkeit entgegen: Heidegger ignoriere zum einen »seine theologische Herkunft«, wenn er das christliche Korrektiv der »Idee der Gleichheit aller vor Gott und der Freiheit eines jeden« gegen seine Konzeption privilegierter Auserwähltheit nicht gelten läßt; zum andern übergehe er in seiner Kritik der technizistischen Vernunft den zweiten Strang des neuzeitlichen Denkens, den »sinnverstehernd vernehmenden«, der dialektisch neben jenem ersten herlaufe. Die unveränderte Veröffentlichung der Vorlesung von 1935 entlarvt Habermas als »Repetieren« einer »Einschätzung, die nicht nur den eigenen Irrtum, sondern auch den »Irrtum« der nationalsozialistischen Führung seinsgeschichtlich begründet an Stelle der moralischen Klärung.« – Gegen die Uminterpretation der Heideggerschen Aussage von der »inneren Wahrheit und Größe« der nationalsozialistischen »Bewegung« durch Christian E. Lewalter in dessen Beitrag in der *Zeit* (13.8.1953), »die »Größe« des Nationalsozialismus bestände darin, Reflex einer seinsgeschichtlichen Lage zu sein, nämlich Ausdruck einer »Irr«, die vom Sein selbst den Menschen zu Heil und Unheil zugeschickt wurde« [Heidegger selbst bezeichnete diese Interpretation als »nach jeder Hinsicht zutreffend« (Leserbrief in der *Zeit* vom 24.9.1953)], gegen diese Apologie der *Einführung* also präzisiert Habermas in seinem zweiten Diskussionsbeitrag (FAZ, 29.8.1953) die Frage, »ob denn diese Deutung eine moralische Stellungnahme nicht überhaupt ausschließt? Ist es nicht umgekehrt so, daß ein unbeeirrtes vernehmendes Sichfügen in den Fug des Seins, der sich nachher als ein Irrtum erweist, gerade die Umkehr erfordert, die als eine echte Metanoia, Konversion, Reue die eigene Vergan-

genheit als der Rechenschaft bedürftige und noch ausstehende in Frage stellt?« Heidegger selbst habe doch »mit seiner Dialektik der Entsprechung des menschlichen Daseins und des Seins selbst eine Anweisung gegeben [...], wie denn das Paradox eines geschichtlichen Absoluten zu denken sei«. Und von daher sei zu fragen, »ob das gleichsam achselzuckende Registrieren solcher Erscheinungen, von denen der Nationalsozialismus ja nur eine ist, eine echte Konsequenz geschichtlichen Denkens ist. Unserer Auffassung nach nicht.« Vielmehr ist, »was sich da [historisch] schickt, immer eine Aufforderung zur Wahrheit [...], der man gewachsen oder eben nicht gewachsen ist«. Wieder argumentiert Habermas mit Heidegger gegen Heidegger, wenn er von dessen Bestimmung des Wesens der Freiheit als »Anrufverstehen und Gewissenhabenwollen« (*Sein und Zeit*) her fragt, ob Rehabilitation angesagt sei oder aber Heidegger der Auffassung sei, »daß, ungeachtet seiner eigenen Person natürlich, diese Bewegung des Faschismus mit aus dem Mißverständnis eines Anrufs und der Scheu vor dem Gewissen erwachsen ist, die beide eine Änderung des Sinns, eine Metanoia, verlangen«. – Berghahn hebt die begriffliche Unterscheidung von »Faschismus« und »NS-Bewegung« hervor, beschreibt ersteren als »Denkstruktur« aus heroischen und völkischen Ideologemen, letztere als institutionalisierte Realität des Naziregimes. »Die Enttäuschung durch die konkrete Wirklichkeit des Nazistaates in den Jahren 1933 bis 1935 ist eines der bezeichnendsten Merkmale der faschistischen Intelligenz. Heidegger hat sie genau so erfahren wie andere.« Doch sei eben die Frage zu stellen, »[auf] Grund welcher übereinstimmenden geistigen Dispositionen [...] Heidegger (und nicht nur er) in der »Bewegung« etwas sehen [hat] können, dem gegenüber sich das tatsächliche Regime nachher als minderwertig erwies«. Und pointiert: »Geistesgeschichtliche Irrtümer sind nicht mechanische Rechenfehler, sondern ein Versagen vor dem geschichtlichen Appell.«

Betrachtung, die ich Wittgenstein gewidmet habe: *Rilke und der unbekannte Freund*. In B XVIII, 1954, 234-248. Darüber hat Ficker am 16.8.1953 auch an Paula Schlier notiert: »Das Ganze ist so gehalten, daß auch ein ausgesprochener Antipode wie Heidegger sich darin miterkannt fühlen muß, ohne daß ein Wort der Ablehnung gegen ihn fällt.«

254 Helgas ... Brief: vom [wahrsch. 23.6.1953]. Helga Manggold hatte sich darin für ein Buchgeschenk von ihrem Taufpaten bedankt und über ihre Erstkommunionsfeier, zu der Ficker leider nicht kommen konnte, berichtet.

255 Friedrich August Hayek: geb. 8.5.1899, Wien; gest. 23.3.1992, Freiburg im Breisgau. Nationalökonom. 1931-1941 Prof. an der Londoner School of Economics, 1950-1962 an der University of Chicago, seit 1962 in Freiburg i. Br. 1974 zusammen mit Gunnar Myrdal Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften. Vgl. den Nachruf auf Hayek von Erich W. und Monika Streissler im *Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, 142, 1991/1992, Wien: 1993, 331-343. – Am 1.10.1953 hatte er aus Chicago an Ficker geschrieben, er plane eine kurze Biographie seines »entfernten Vetters« Ludwig Wittgenstein und habe während seines Urlaubs in Wien von Fickers Arbeit am Wittgenstein-Essay für den nächsten *Brenner* erfahren, von dem er einen Durchschlag erbat. Ficker stellte prompt die Zusendung der Fahnen seines Aufsatzes in Aussicht. Hayek bedankte sich am 12.10. dafür und setzte fort: »Inzwischen möchte ich Sie aber noch bezüglich etwaiger Freunde W.'s in Österreich fragen, von denen ich vielleicht nicht weiß. Ich kenne natürlich Herrn Hofrat Hänsel, Professor Dobril [d.i. Michael Drobil: 1877-1958, Akad. Bildhauer] und Herrn Rudolf Koder [1902-1977, Lehrer] (alle in Wien). Aber das ist, von der Familie abgesehen, auch alles. Gerüchtweise habe ich gehört daß um etwa 1930 L.W. sich länger in einer von einem Herrn Joh. Müller geführten »Pension für Intellektuelle« in Elmau aufgehalten und dort besonders mit dem, ich glaube inzwischen verstorbenen dänischen Physiker Geiger angefreundet hätte. Wenn Sie zufällig darüber etwas wüßten, so würde mich das besonders interessieren.« (Hans Geiger: geb. 30.9.1882, Neustadt an der Weinstraße; gest. 24.9.1945, Potsdam, Physiker. Bedeutende Arbeiten zur experimentellen Atomphysik; entwickelte zusammen mit Walter M. Müller (1905-1979) das Geiger-Müller-Zählrohr (Geigerzähler), das eines der wesentlichsten Meßgeräte der Kernphysik wurde. – Bisher konnte die hier gerüchtweise angeführte Bekanntschaft Wittgen-

steins mit Hans Geiger nicht nachgewiesen werden. Ein Zusammenhang mit dem in der Biographie von Wittgenstein auftauchenden Ernst Geiger (1912-1970), einem Schüler aus Puchberg und späteren Apotheker, kann ausgeschlossen werden.] – Resultat dieser frühen biographischen Forschung über Wittgenstein war eine im November 1959 abgeschlossene 45-seitige unveröffentlichte Arbeit, »written in 1953 for private circulation [...] with some later corrections and insertions«, die die Jahre bis 1930 berücksichtigte. (Kopie im BA)

**Brief vom 30. Oktober:** nicht erhaltene Antwort Fickers auf den Brief vom 12.10.1953.

**G. Frege's:** Gottlob Frege: geb. 8.11.1848, Wismar; gest. 26.7.1925, Bad Kleinen/Landkr. Wismar. Mathematiker und Philosoph (vgl. Bd. 2, 504). Die genaue Abfolge in der Kontaktnahme Wittgensteins zu den beiden Philosophen konnte bis heute nicht eindeutig geklärt werden, doch wird eine frühere Bekanntschaft mit Frege angenommen. Vgl. dazu Brian McGuinness: *Wittgensteins frühe Jahre*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1988, bes. 129-134.

**Russell:** Bertrand Russell: geb. 18.5.1872, Trelleck/Monmouthshire; gest. 2.2.1970, Plas Penrhyn/Wales. Mathematiker und Philosoph (vgl. Bd. 2, 504).

**in Innsbruck:** vgl. B XVIII, 1954, 239f.: »Im August 1919 kam er [Wittgenstein] frei, und noch im Herbst desselben Jahres tauchte eines schönen Nachmittags an der Gartentür vor meiner Wohnung in Mühlau, vom Hund des Hausherrn heftig verbellt, ein scheinbar Fremder auf. Es war Wittgenstein, kaum mehr zu kennen, barhaupt, in abgetragener Feldmontur (als hätte er noch nicht aus ihr herausgefunden) und sichtlich aufgebracht über die unfreundliche Begrüßung durch den Wächter des Hauses. Erstaunt über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, und leicht beunruhigt von dem Überfallscharakter dieses Wiedersehens nach fünf Jahren, bat ich ihn ins Haus. Er blieb zu Abend, zog aber einem Nachtquartier bei mir eine bescheidene Unterkunft in der Nachbarschaft vor. In dem kleinen Anwesen unserer Milchbäuerin ließ er sich eine mehr als dürftige Kammer aufsperrn, die er herrlich fand. Von dort verabschiedete er sich frühmorgens mit Dank für die gute Aufnahme und mit Grüßen an mich.« Und Ficker spannt in der Charakterisierung Wittgensteins einen Bogen von »seinem früh schon entschieden Absonderungsbedürfnis von allem, was vor den Augen der Welt zu glänzen oder sich sonst ein Ansehen zu geben wünschte,« zu dessen Dorfschullehrertätigkeit 1920 in Trattenbach. »Vorerst aber hatte er eine Begegnung mit Russell auf einer Reise gehabt, die ihn nach Holland und, als ihm in Deutschland das Geld ausgegangen war, auch durch Nachtsytle des Hamburger Hafenviertels geführt hatte. Den Rückweg über Innsbruck hatte er gewählt, um mir einen Durchschlag jener Arbeit anzuvertrauen, die ihn so lange in Anspruch genommen und ihren Abschluß gegen Kriegsende in einer ihm nun offenbar entsprechenden Form der philosophischen Aussage gefunden hatte.« – In dieser Schilderung unterliefen Ficker mehrere Erinnerungsfehler. Das Tractatus-Manuskript sandte Wittgenstein vermutlich Ende Oktober 1919 mit der Post (vgl. Bd. 2, Nr. 468, 196f.), das Treffen zwischen Russell und Wittgenstein fand zwar im Dezember 1919 in Den Haag statt, doch ist es auf dem Rückweg zu keiner Begegnung mit Ficker in Innsbruck gekommen (vgl. Wittgenstein an Ficker vom 28.12.1919 aus Wien, wo er ihm erst seine Rückkehr aus Holland mitteilt). Belegt ist eine solche Begegnung erst wieder im August 1922, als Wittgenstein sich in Innsbruck mit Russell traf. Vgl. den Brief an Paul Engelmann vom 10.8.1922 aus Innsbruck in Ludwig Wittgenstein: *Briefwechsel*. Hrsg. von B. F. McGuinness und G. H. von Wright. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1980, 124; »Hier habe ich auch Ficker besucht der – um mich eines seiner Lieblingswörter zu bedienen – ein sehr fragwürdiger Mensch ist. D. h., ich weiß wirklich nicht, wieviel an ihm echt und wieviel Charlatan ist.«

**Aufsätze:** Ewald Wasmuth: *Das Schweigen Ludwig Wittgensteins*. In: *WuW*, 7, 1952, H. 11, 815-822; Ingeborg Bachmann: *Ludwig Wittgenstein – Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte*. In: *Frankfurter Hefte*, 8, 1953, H. 7, 540-545. Als revidierte Fassung wieder in: *Werke*, Band 4. München: Piper 1978, 12-23. (Danach wird im ff. zitiert.) Ingeborg Bachmann hatte im Wintersemester 1945/46 in Innsbruck ihr Philosophiestudium begonnen, wechselte dann nach Graz und schließlich nach Wien, wo sie 1950 bei Victor Kraft über *Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers* dissertierte. Weitere Lehrer in Wien waren Alois Dempf, Leo Gabriel (Philosophie), Hubert Rohrer (Psychologie) und

Viktor E. Frankl (Psychotherapie). – In diesem Aufsatz gab Bachmann gegen das fehlende angemessene Echo in Österreich die Persönlichkeit Wittgensteins zu bedenken: »er war eigentlich der unbekannteste Philosoph unserer Zeit, ein Mann, auf den ein Wort seines Landsmannes Karl Kraus zutrifft, der von sich einmal sagte: ›Ich bin berühmt, aber es hat sich noch nicht herumgesprochen.« (12) Von der üblichen Einordnung des *Tractatus* als Hauptwerk des Neopositivismus der Wiener Schule ausgehend, sichtet die Autorin das eigentliche Gewicht des Wittgensteinschen Denken in Anderem: »Nicht die klärenden, negativen Sätze, die die Philosophie auf eine logische Analyse der naturwissenschaftlichen Sprache beschränken und die Erforschung der Wirklichkeit an die naturwissenschaftlichen Spezialgebiete preisgeben, sondern seine verzweifelnde Bemühung um das Unaussprechliche, die den *Tractatus* mit einer Spannung auflädt, in der er sich selbst aufhebt – sein Scheitern also an der positiven Bestimmung der Philosophie, die bei den anderen Neopositivisten zur fruchtbaren Ignoranz wird –, ist ein erneutes, stets zu erneuerndes Mitdenken wert.« (13) Einigen Raum widmet Bachmann auch der logischen »Entlarvung« Heideggerscher Sätze aus seinem Vortrag *Was ist Metaphysik* (1929) in Rudolf Carnaps Aufsatz *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache* in der Zeitschrift *Erkenntnis* (1931). Freilich scheint in der Darstellung dieser Gegnerschaft durch, daß die »Entlarvung« nicht eigentlich greifen kann: »Im Wirbel eines ursprünglicheren Fragens glaubt er [Heidegger] die Idee der Logik sich auflösen zu sehen und fühlt sich ihr darum nicht mehr verpflichtet. Aber der Neopositivist muß daran festhalten, daß eine zweite größere, ›wahre‹ Wirklichkeit, in der auch das ›Nichts‹ beheimatet sein soll, nur behauptet werden kann; doch von vornherein ist gewiß, daß sie sich nicht verifizieren lassen wird.« (19) Dennoch erfährt Heidegger hier durch seine Einbettung in die Betrachtung des Wittgensteinschen Denkwegs eine skeptische Einschränkung. Wittgensteins Verweis auf das Unsagbare, auf das, was sich zeigt, »das Mystische«, ist für Bachmann der Grenz-Punkt, von dem aus das Fragen erst existentiell wird: »Keine der Fragen, die wir an die Philosophie zu richten gewohnt sind, kann sie uns also beantworten. Mit der Frage nach dem ›Sinn von Sein‹ werden wir auf uns selbst verwiesen.« (21) Und, mit Baudelaire's Gedicht *Le gouffre* sprechend: »Wie Pascal bewegt sich Wittgenstein in und mit seinem Abgrund; von allen Grenzen strömt, was er nicht nennen darf, auf ihn ein und setzt ihn dem ›drame cardinal‹ aus. ›Ah, jamais sortir des nombres et des êtres!‹« (21) Das »Mystische« erinnere zwar, hier gibt Bachmann Ewald Wasmuth recht, an Heideggers Erst-Frage in seiner *Einführung in die Metaphysik*. »Doch wäre es Wittgenstein unmöglich, eine solche Frage zu stellen, da er verneint, was Heidegger voraussetzt: daß im Denken das Sein zur Sprache komme.« (Fußnote 4, 373) Und Bachmann setzt in ihrem etwa zeitgleich entstandenen, den vorliegenden Aufsatz ausbauenden, dialogisch angelegten Radio-Essay *Sagbares und Unsagbares – Die Philosophie Ludwig Wittgensteins* hinzu: »Wo Heidegger zu philosophieren beginnt, hört Wittgenstein zu philosophieren auf.« (Ausgestrahlt am 16.9.1954 im Bayerischen Rundfunk. In: *Werke*, Band 4, 103-127, hier: 114) Am Ende steht bei Bachmann eine tiefe Sprachskepsis: »›Gott offenbart sich nicht in der Welt‹ (6.432) ist einer der bittersten Sätze des *Tractatus*. Aber läßt Wittgenstein uns nicht wissen, daß die sittliche Form [...] sich zeigt und Wirklichkeit ist?« Der auf den Fordernden selbst zurückgerichtete Schlußappell des *Tractatus* »meint eben diese Wirklichkeit, von der wir uns kein Bild machen können und dürfen. Oder folgerte er auch, daß wir mit unserer Sprache verspielt haben, weil sie kein Wort enthält; auf das es ankommt?« (22f.)

F. A. H a y e k : der Name ist sowohl maschin- als auch handschriftlich hingesetzt. Diese Doppelung wird hier im Druck nicht wiedergegeben.

256 Walter Ebner: Sohn von Ferdinand Ebner.

AN THEODOR SPOERRI: dieser Brief liegt als Durchschlag im BA. Theodor Spoerri: geb. 7.4.1912, Uster/Schweiz; gest. 18.11.1973, Bern. Dr. med. et phil. Psychiater. Seit 1955 Privatdozent an der Universität Bern, seit 1967 ao. Prof. Leiter der psychiatrischen Poliklinik Bern. Werke u.a.: *Genie und Krankheit. Eine psychopathologische Untersuchung der Familie Feuerbach*, 1952; *Über Nekrophilie*, 1958; *Sprachphänomene und Psychose*, 1964. Der kurze Briefwechsel mit Ficker (Herbst 1952 bis 1954) umkreist Spoerris zweite Monographie *Georg Trakl. Strukturen in Persönlichkeit und Werk. Eine psychiatrisch-anthropographi-*

*sche Untersuchung*. Bern: Francke 1954. Spoerri besuchte Ficker im Oktober 1952 in Mühlau und informierte ihn auch brieflich über das Vorgehen seiner Arbeit. Am 24.3.1953 hatte er brieflich nachgefragt: »Hatte Trakl auch im persönlichen Gespräch oft Bilder, in denen Synaesthesien, wie sie in seinen Gedichten so häufig vorkommen, und erlebte er wirklich synaesthetisch? Hat man beobachten können, daß er bei Farben-Tönen respektive umgekehrt unmittelbar erlebte? Mir kommen seine Synaesthesien oft nicht ganz unmittelbar vor, aber das ist nur eine Vermutung, die ich nicht beweisen kann. Sicher hat er gerade in dieser Hinsicht viel von Rimbaud übernommen; außerdem könnte es auch ein nicht biologisch begründeter Vorgang sein, der Trakls Bedürfnis nach möglichst umfassender Plastizität und Gleichzeitigkeit versinnbildlicht, also das Ergebnis respektive der Ausdruck einer besonderen Bewußtseinshaltung.« Ein Antwortbrief von Ficker ist nicht erhalten. Seine anfänglich interessierte Reaktion auf die anthropographische Methode wandelte sich nach Einsichtnahme in das Manuskript der Trakl-Abhandlung in strikte Ablehnung. Spoerri ließ Ficker ein Buch-Exemplar zugehen und beendete damit den Briefverkehr. Die Briefe Fickers an Spoerri sind nicht lückenlos erhalten; der ablehnende (9.12.1953) und der ihm folgende teilweise entschuldigende (2.1.1954) sind jeweils mit mehreren Entwürfen dokumentiert.

**I h r e m A n l i e g e n :** Ficker beantwortet hier einen Brief Spoerris vom 13.11.1953, mit dem dieser auch seine beendete Arbeit an Ficker sandte: »Wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Ihr Urteil bald mitteilen könnten, da ich die Drucklegung bald in die Wege leiten möchte. Welchen Verlag würden Sie mir empfehlen; Ich habe mich bereits etwas darum bemüht und dachte an Otto Müller oder Vittorio Klostermann. Der Karger-Verlag würde es nehmen, aber er ist zu medizinisch. Ich habe dieses bei meiner ersten Monographie über die Familie Feuerbach bemerkt, die kaum über die psychiatrischen Kreise hinaus Verbreitung gefunden hat.« Otto Müller hatte für eine eventuelle Drucklegung ausdrücklich ein Urteil Fickers verlangt. – Ende Dezember 1953 dürfte es zu einem telefonischen Klärungsversuch dieser Angelegenheit zwischen Ficker und Spoerri gekommen sein, auf den Ficker in einem weiteren Brief vom 2.1.1954 Bezug nimmt und nochmals versichert, »daß ich bedauere, infolge Ermüdungs- und Erschöpfungszuständen einer Abwehrreaktion gegen Ihre Habilitationsschrift nachgegeben zu haben, die Ihnen ungeziemt scheinen mußte. Sie ist auch nur zu verstehen, wenn Sie sich vergegenwärtigen, daß keine Anerkennung der Sorgfalt, die Sie von Ihrem speziellen Interessenstandpunkt aus dem Falle Trakl zugewendet haben, mich von der Sorge befreien kann, dies alles könnte, ja müsse, außerhalb der internen Fachliteratur publiziert, mehr Schaden als Nutzen stiften. Wer sich der Dichtung Trakls nach wie vor unvoreingenommen und unbevormundet zu nähern wünscht, der wird beim besten Willen nicht einsehen, daß die Preisgabe so indiskreter Details aus der Schlüsselochperspektive derer, die Trakls Salzburger Entwicklungsjahre scheinbar aus der Nähe und doch durch eine Welt von ihm getrennt verfolgen konnten, zum leichteren Verständnis seines Werks wie des Eigentümlichen seiner menschlichen Erscheinung unerlässlich sei. Dergleichen Bloßstellung eines Patienten, der solchem Richtmaß wissenschaftlichen Ehrgeizes längst in die Ewigkeit und in einen Nachruhm entflohen ist, der aus anderen, aus reineren Quellen geschöpft und gespeist ist, mag allenfalls noch in camera caritatis eines nachgerade selbst schon fragwürdig aufgespaltenen Psychoanalytiker-Betriebs hingehen; coram publico praktiziert kann sie nur abstoßend, d.h. als Exhibitionismus einer eigen zu verantwortenden concupiscentia oculorum im Bereiche wissenschaftlichen Fortschritts wirken. Wenigstens auf Menschen, die Trakl noch persönlich gekannt haben und ihn, ob ihnen das nun wohl oder wehe tat, in seiner ganzen Erbarmungswürdigkeit, deren Tiefgang sie erkannten, ins Herz geschlossen hatten.«

259 Gerhard Szezesny: geb. 31.7.1918, Sallewen/Ostproußen; lebt in München. 1947-1961 Programm-Abteilungsleiter beim Bayerischen Rundfunk, 1961-68 selbständiger Verleger, 1968-1974 Herausgeber im Rowohlt Taschenbuch-Verlag. Von ihm erschien 1958 im Münchener Paul-List-Verlag *Die Zukunft des Unglaubens. Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen*. Darauf aufbauend ein Jahr später ein Briefwechsel über dieses Buch mit Friedrich Heer, *Glaube und Unglaube*. – Ingeborg Bachmann war im Sommer 1953 nach Italien umgezogen, und lebte nun dort als freie Schriftstellerin, nachdem sie im Frühjahr ihre Anstel-

lung beim Wiener Sender Rot-Weiß-Rot aufgegeben hatte. Im Dezember 1953 erschien ihr erster Gedichtband *Die gestundete Zeit*. Frankfurt/Main: Frankfurter Verlagsanstalt. Mitte der 50er Jahre hatte sie die Absicht, für die Deutsche Verlagsanstalt eine Wittgenstein-Monographie zu schreiben, doch gab sie diesen Plan dann auf, da sie sich nicht mehr entsprechend auf dem Laufenden fühlte. (Vgl. Andreas Hapkemeyer: *Ingeborg Bachmann. Entwicklungslinien in Werk und Leben*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990, 38.) 1957-58 kehrte sie auf ein Angebot Clemens Münsters hin als Dramaturgin zum Bayerischen Rundfunk zurück.

260 »Die Wirklichkeit Christi«: zuerst in B X, 1926, 3-53.

Zensorex officio: eigentlich: Zensor. Aufgrund der Aktensperre konnte beim Wiener Diözesanarchiv keine Einsicht in die dort lagernden beiden Konvolute der Bischofsakten Innitzer und König rund um diese verhinderte Werkausgabe genommen werden. (Brief an die Herausgeber vom 14.4.1994) Nachdem die Zensurbehörde in Rom das Imprimatur für den zweiten Band verweigerte (Hänsel an Ficker, 22.5.1954), zog sich Pfliegler von der Herausgeberschaft zurück. Doch wurden die inhaltlichen Verhandlungen wieder aufgenommen und weitere Auflagen formuliert, die das Werk Ebners in Bezug auf einen zuletzt angestrebten vollen Katholizismus relativieren sollten. Mehrere Vorworte sollten »Mißverständnisse« »zu-rechtrücken«. (Vgl. die Korrespondenz zwischen Koadjutor Franz Jachym und dem Herder-Verlag, Wien, vom 30.9.1955 bzw. 17.10.1955. Abschriften im Nachlaß Ficker)

261 Ausführungen in München: *Die Frage nach der Technik*, Vortrag vom 18.11.1953 im Auditorium Maximum der TH München in der Reihe »Die Künste im technischen Zeitalter«, veranstaltet von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Wieder abgedruckt in: Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen; Günther Neske 1954, 13-44.

Gr u B: Heideggers Weihnachtsgrüße vom 20.12.1953.

262 8.111.19[54]: im Original irrtümlich auf 1945 datiert.

Rundfunkübertragung: Kurt Horwitz las mehrmals aus Schliers 1953 neu aufgelegten Traumdichtungen *Das Menschenherz* (früher: *Chorónoz*).

Picard: Max Picard: geb. 5.6.1888, Schopfheim/Baden; gest. 3.10.1965, Neggio bei Lugano. Schriftsteller, Studium der Medizin und Philosophie (bei Troeltsch und Rickert), zog sich nach kurzem medizinischen Praktikum in München 1918 ins Tessin zurück, wo er bis zuletzt lebte. Heibelpreis 1952. Werke u.a.: *Das Ende des Impressionismus*, 1916; *Der letzte Mensch*, 1920; *Das Menschengesicht*, 1929; *Die Flucht vor Gott*, 1934; *Die Welt des Schweigens*, 1948. Mit Ficker stand Picard in nie kontinuierlich werdender Korrespondenz, Briefe und Postkarten konzentrieren sich um die Jahre 1928/29 bzw. 1946-52. Die gegenseitige Fühlungnahme ist weitgehend über Vermittlung der gemeinsamen Bekannten Paula Schlier gelaufen. – Picard hatte die religiösen Intentionen des Buches mit dem Werk Franz Kafkas in Zusammenhang gebracht, sie aber an Schlier als »Abfall in die »Bigotterie« denunziert, wodurch sie sich »nun leider um die Möglichkeit gebracht habe, diese dichterische Erleuchtungsmitteln entsprechend zu mehren und zu fruktifizieren.« Vgl. den Brief Fickers an Schlier vom 4.3.1954, worin dieser eine eingehende Kritik an Picards Äußerungen abgab: »Er spürt heute, was an unvergleichlicher Überhöhung dichterischer Ausdrucksmittel in der Transparenz von »Chorónoz« durchgebrochen war in einen Ahnungsbereich, den Kafka und was mit ihm in Beziehung zu setzen ist wie einen unheimlichen Weltinnenraum sehr suggestiv abtastet. Aber er, Picard, steht diesem Phänomen, das an Voraussetzungen gebunden war, die einmalig genannt werden müssen, wie ein düpiertes Protektor gegenüber, der wähnt, die Beschaffenheit dieses Phänomens, seine Beweggründe wie seinen Verlauf nach eigenem Ermessen bestimmen zu können. Darin täuscht er sich gewaltig.« Picard übersehe in seiner Beurteilung »das einmalig Seherische, das unwiederholbar zeitfällig Inspirierte« in den Traumdichtungen.

Neffe meiner Frau: Pastor Bengt-Thure Molander, heute Propst in Uppsala.

263 *Studium auf dem Wege*: Anspielung auf Kierkegaards Werk *Stadien auf des Lebens Weg* (1845).

*retractationes*: 426–427 verfaßte Schrift, in der Augustinus (354–430) die von ihm veröffentlichten Werke chronologisch ordnete und kritisch sichtete.

Anzeige: in B XVIII, 1954.

Ernst Knapp: geb. 14.1.1871, Schwaz; gest. 23.2.1969, ebenda. Kommerzialrat und Handelsschuldirektor, Bürgermeister i. R. (vgl. Bd. I, 301). Knapp war Mäzen des *Brenner* und vor allem Carl Dallagos. Die 18. Folge des *Brenner* war zu Pfingsten 1954 mit folgendem Inhalt erschienen: Johann Gerhard Lechner: *Reiselied*; Thomas Merton: *Entwürfe zu einer Apokalypse*; Alto Pritzel: *Fragmente*; Felix Susani: *Der Mitreisende*; Lilo Ebel: *Nacht der Verkündigung*; Wilhelm Kütemeyer: *Pathologie der Wahrheit*; Werner von Trotz: *Notstand des abseitigen Lebens*; Paula Schlier: *Zwiesgespräch über Zeichen der Zeit*; Alfred Marnau: *Die Wunden der Apostel*; Rudolf Schwarz: *Marias anderes Kind*; Paula Schlier: *Die Flügel der Benedikten*; Eppo Steinacker: *Nietzsche und Péguy*; Friedrich Paier: *Auf dem Karmel*; Johann Gerhard Lechner: *An den Wassern Babylons*; Joseph Bernhart: *Hans Kestranek*; Ludwig Ficker: *Erinnerung an Ferdinand Ebner und Frühlicht über den Gräbern (I. Am Grabe Carl Dallagos, II. Rilke und der unbekannte Freund, III. Das Vermächtnis Georg Trakls)*; Paula Schlier: *Morgen ist der Tag des Erwachens; Nachträge und Notizen*.

Zur letzten Nummer der Zeitschrift erschienen zahlreiche rückblickende Würdigungen des *Brenner*. Oskar Maurus Fontana stellte in seiner Rezension *Schmerzlicher Abschied vom »Brenner«* in der *Presse* (14.7.1954) die Kontinuität heraus, die er an der Person des Herausgebers festmachte: »In der geistigen Linie selbst gab es keine Unterbrechung oder Stockung, sie setzte sich ohne Riß und Sprung mit unwandelbarer Treue und beispielhafter Unbedingtheit gleichsam wie von selber fort. Der Mut, die Geduld [...], die gärtnerhafte Behutsamkeit, die Fernsicht und die Klarheit auch in der Tiefe«, die für Ficker so charakteristisch waren, führten dieses sein »Werk der Liebe« unter Kierkegaards Einfluß zur christlichen Liebe. – Dagegen betonte Ignaz Zangerle, wie die meisten übrigen Rezensenten, die phasenweise Entwicklung des *Brenner* vom vorchristlichen Denker Dallago über Haecker zur wahrhaft »christlichen Existenzphilosophie« Ebners und schließlich zur Festigung der Katholizität in den letzten Folgen. In der »lodernden Apokalyptik« Paula Schliers zeige sich Ende und Aussicht in der für den Augenblick des Erscheinens dieser Zeitschrift immer schon typischen »Geschichtsrichtigkeit«. Doch muß Zangerle einschränken: »Wir Heutigen sind derart antirationalistisch irritiert, daß wir die Verwandtschaft dieser unseren Weltbestand integrierenden Bildersprache mit der Sprache der Schrift, der Väter und der Mystiker nur widerwillig anerkennen.« (*»Ende des Brenner«* im *Rheinischen Merkur*, 23.7.1954) – Auch Eduard Lachmann wies auf die »Wandlung« des *Brenner* hin, sie sei »das europäische Schicksal, der Weg vom autonomen Ich zum gebundenen Ich«. (*Abschied vom Brenner* in der *Tiroler Tageszeitung*, 29.5.1954) Georg Wagner sah das letzte Heft »von tiefer Zuversicht getragen«, zumal hier in Paula Schlier »das Dichterische zum Träger von Offenbarungen« werde. (*Abschied vom »Brenner«* in den *Tiroler Nachrichten*, 12.6.1954) Walter Strolz stellte unter dem Kierkegaardschen Motto: »Die Wahrheit ist in der Subjektivität« Grundprinzip und Ziel der *Brenner*-Mitarbeiter dar; »geistige Unruhe zu schaffen, dem Ersten und dem Letzten in Angriff und Widerspruch die Bahn zu bereiten.« (*Abschied vom »Brenner«* im *Volksboten*, 5.6.1954) – Heinz Piontek meinte: »Seinem innersten Wesen nach war der »Brenner« kein polemisches, kein aggressives Organ. Wodurch er wirkte, war die sanfte Gewalt des Gewaltlosen. Aber seine Stimme hatte immer einen bestimmten und klaren Ton.« (*Der »Brenner« verstummt*, In: *Welt und Wort* 10, 1955, 33) Friedrich Heer brachte den *Brenner* in einen Vergleich mit Charles Péguy's *Cahiers de la Quinzaine*: »Während aber von Péguy und seinen »Cahiers« ein Strom von Einflüssen ausging, die Frankreich bis zum heutigen Tage in seinen besten Geistern und heißesten Herzen befruchtet, ist der »Brenner« in der Sterilität und Impotenz, in der Unaussprechbarkeit des »geistigen« Raumes in Österreich und Deutschland, das einsame Mahnmal eines christlichen Zeugnisses in der Zeit und wider die Zeit geblieben.« (*Der letzte »Brenner«*, In: *Die Furche*, 27.8.1955) In seinem Beitrag für das *Hochland* unterstrich Heer die Erwartungs-Haltung dieser Zeitschrift, die sich, wie das *Hochland*, gegen die Denkhaltung des »man« im vorigen Jahrhundert die



»Gewissensbildung« des Einzelnen zum Vorsatz gemacht habe; der letzte *Brenner* sei »ein einziger Hinweis auf [den] Advent Gottes«. (*Ende des Brenner*. In: *Hochland* 47, 1954, H. 1, 86-88) Heers Aufforderung zu einem Nachwirkenlassen des Brenner-Geistes im Einzelgewissen teilten auch Willi Reich in der *Neuen Zürcher Zeitung* (4.9.1954) und Karl Thieme in der *Schweizer Rundschau* (Sept. 1954). – Max von Brück sprach von der Rolle des *Brenner*, »geistige[r] ›commentarius perpetuus‹ seiner Epoche« gewesen zu sein und gleichzeitig »Urstätte bedeutender Hervorbringungen der neuesten deutschen Geistesgeschichte« und er zog einen Vergleich mit Zeitschriften-Unternehmen der deutschen Klassik und Romantik, mit *Merkur* und *Athenäum*. (*Abschied vom »Brenner«*. In: *Die Gegenwart*, 14.8.1954) – Eine ausführliche Besprechung der *Brenner*-Geschichte und des letzten Hefes im besonderen brachte Wilhelm Alt in der *Wiener Zeitung* (25.9.1954): Er merkte die »Unentbehrlichkeit dieser besten, einheitlichsten, saubersten, besinnungsreichsten und gesinnungstreuesten christlichen Zeitschrift« an.

Weitere Besprechungen erschienen in *Blätter (Zeitschrift für Studierende)* 8, 1954, H. 5/6 (Gertraud Christian), in der *Neuen Wiener Tageszeitung*, 4.7.1954 (A.M.), im *Mercure de France*, 1.10.1954 (J.F. Angelloz, damaliger Rektor der Universität des Saarlandes) und in den *Dolomiten*, 4.11.1954 (Franz H. Riedl).

Aus den vielen brieflichen Dankesbezeugungen für den *Brenner* seien nur zwei herausgegriffen. Einmal jene, die Ficker selbst die ihn »tiefst« berührende, die [ihm] zugekommen ist« nannte: Eberhard Steinacker, dem Ficker so am 12.8.1954 antwortete, hatte am 10.8.1954 geschrieben: »Sicher ist Ihnen schon jener ehrwürdige Ablativ aufgefallen, dem das deutsche Testament und Meßbuch nicht gerecht zu werden vermag, in den Worten des Hauptmanns: ... sed tatum die verbo. Hier wird nicht nur das menschliche Wort transparent für die Glorie des göttlichen Wortes, sondern – und das eben brachte mir der letzte Brenner zum Bewußtsein – hier ist auch jene keiner Bitte und keiner Klage – keines ›Verbuns‹ mehr mächtige Sprachlosigkeit getroffen, das Schweigen de profundis Georg Trakls, als halte ein trostvolles ›tu tamen die verbo‹ hinein. Das möchte für die große Kommunion der Toten und hoffentlich einmal auch für uns gesagt sein.« – Von Ewald Wasmuth kam ebenfalls ein Ficker sehr überraschender Brief (4.8.1954): »Dank zunächst dafür, daß Sie da waren und unberührt durch die lächerlichen Stürme der Zeit, die so viel Lärm mit dem trocknen Laub machen, das sie über die Gassen jagen, die Insel des Brenner wie Prospero hüteten, daß Sie es vermochten sich selbst in ihr so vollkommen auszudrücken, daß diese Zeitschrift nicht nur eine Zeitschrift von Rang, sondern das persönliche Dokument eines Menschen geworden ist, worin sich Bescheidenheit und Härte, Liebe und Treue zu Menschen mit all dem mischte, woraus wir Menschen nun einmal gemacht sind. Daß Sie dies vermochten ohne selbst wie etwa Karl Kraus im wörtlichen Sinn den Ton anzugeben, erscheint mir von einmaliger Größe, denn ich glaube, daß solches Dienen schwerer ist als der Kampf, denn das Stillere hat es immer schwerer als das Lautere, und die Leidenschaft leichter als das besinnlichere Schauen und Wägen.«

264 »Kleines Kirchenjahr«: München: Ars sacra o.J.

265 Jean Paul: Die beiden Zitate stammen aus *Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch* und lauten im Original: »Ich war nicht nahe und tief genug am Blinken der Bajonette – am Feuerregen des Geschützes – am Blutregen auf der Erde – an den Stimmen der Pein – an der weißen Gestalt des Verblutens. – [...] – O Gott! – der Schmerz ging drunten auf und ab und trat unsere Gesichter mit Füßen und begrub den Todten nur unter Sterbende – [...]«. (Aus: *Jean Pauls Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. Erste Abteilung. Bd. 8, Weimar: 1933, S. 419-502, hier S. 498. – Für diesen Hinweis danken wir Wilfried Kirschl.)

Konrad Weiß: geb. 1.5.1880. Rauenbretzingen bei Schwäbisch Hall; gest. 4.1.1940, München. Lyriker, Erzähler, Essayist. Weiß war 1904-1920 Redaktionssekretär beim *Hochland*, danach bis zu seinem Tod Kunstreferent bei den *Münchener Neuesten Nachrichten*. Sein Werk ist bestimmt von christlichen, marianischen Themen, die als innere Erfahrungen gestaltet werden. Auch die bildenden Künste waren für ihn wichtiges Zeugnis für die geschichtlichen Glaubensformen des Christentums. Sein erster Gedichtband *Tantum die verbo* erschien

1919 bei Kurt Wolff in Leipzig; 1948/49 brachte der Münchener Kösel Verlag eine zweibändige Gedichtausgabe heraus, in den folgenden Jahren erschienen dort auch weitere Werke von Weiß, u.a.: *Prosadichtungen*, 1948; *Deutschlands Morgenspiegel. Ein Reisebuch in zwei Teilen*, 2 Bde., 1950; *Das kaiserliche Liebesgespräch*, (zuerst in *Das Innere Reich*, 1934) 1951; *Harpyie*, 1953; *Wanderer in den Zeiten. Süddeutsche Reisebilder*, 1958.

**Csokor**: Franz Theodor Csokor; geb. 6.9.1885, Wien; gest. 5.1.1969, Wien. Schriftsteller (vgl. Bd. I, 317). War nach 1947 Präsident des Österreichischen PEN-Clubs.

266 »was Partei und Poesie bieten«: Zitat nicht ermittelt.

»Match des Jahrtausends«: gemeint ist wohl das Spiel Österreich gegen Schottland (1:0) bei der Fußball-Weltmeisterschaft in der Schweiz, das am 16.6.1954, am Tag vor dem Fronleichnamfest, ausgetragen worden war.

**Georg-Trakl-Preis**: den Bundespreis erhielten Christine Busta, Michael Guttenbrunner, Christine Lavant und Wilhelm Szabo. Anerkennungspreise erhielten Martha Hofmann, Hermen von Kleeborn, Doris Mühringer, Andreas Okopenko, Edith Siegl, Hannelore Valencak und Herbert Zand.

**Gerhard Amannshäuser**: richtig: Amanshäuser; geb. 2.1.1928, Salzburg; lebt in Salzburg. Schriftsteller, Essayist. Erhielt 1952 den Anerkennungspreis des Georg-Trakl-Preises.

267 **Jeannie Ebner**: geb. 17.11.1918, Sydney/Australien; lebt in Wien. Schriftstellerin, Übersetzerin, Publizistin.

**Gerhard Fritsch**: geb. 28.3.1924, Wien; gest. 22.3.1969, Wien. Lyriker, Erzähler, Hörspielautor. Ab 1959 Redakteur bei der Zeitschrift *Wort in der Zeit*, wurde dort 1964 nach Kontroversen über die Wiener Gruppe gekündigt. In der Folge Mitherausgeber von *Literatur und Kritik* und *Protokolle*.

**Hans Heinz Hahnl**: geb. 29.3.1923, Oberndorf/NÖ; lebt in Wien. Schriftsteller, Essayist, Publizist. Hahnl hatte 1947 in Wien über *Karl Kraus und das Theater* promoviert.

**Ernst Jandl**: geb. 1.8.1925, Wien; lebt in Wien. Lyriker, Hörspielautor, Essayist.

268 **Friederike Mayröcker**: geb. 20.12.1924, Wien; lebt in Wien. Dichterin.

**Andreas Okopenko**: geb. 15.3.1930, Kosice/Ostslowakei; lebt in Wien. Schriftsteller. 1951-1953 Herausgeber der Zeitschrift *publikationen einer wiener gruppe junger autoren*.

**Wieland Schmied**: geb. 5.2.1929, Frankfurt/Main; lebt in München. Schriftsteller, Publizist.

**Karl Wawra**: geb. 27.7.1924, Wien; lebt in Wien. Lyriker, Erzähler.

269 **Joseph Georg Oberkofler**: geb. 17.4.1889, St. Johann/Ahrn (Südtirol); gest. 12.11.1962, Innsbruck. Lyriker und Epiker (vgl. Bd. I, 315f.), Mitarbeit am *Brenner* 1911 bis 1913 und noch einmal 1922.

**Ihr Glückwunsch**: Anlaß nicht ermittelt.

**Sonnetten**: *Die späten Blumen* und *Trauriger Bote* in B II, 1911, H. 12, 428.

270 **Gewissensbisse**: Ficker hatte Busta, wie er meinte unzureichend, über die Aufteilung des Trakl-Preis-Betrags von 30.000 Schilling »(dessen Erhöhung nicht zu erreichen war)« auf eine »Vierer-Spitzengruppe« informiert. (Brief vom 27.10.1954)

»Ich lasse dich nicht...«: Vgl. den Kampf Jakobs mit dem Engel, Gen. 32,27. (Für diesen Hinweis danken wir Wilfried Kirschl.)

271 **wieviel Mühe es Ihnen bereitet**: Busta bezieht sich hier auf Fickers Klage um seine »Geistesverfassung«, die sich »auf einem absterbenden Ast« befinde; die »Nachrufe im Abschiedsbrenner, die unerläßlichen« hätten ihn so viel »an Zeit, Angst und Mühsal gekostet«, daß er auch ihrem Wunsch nach einem Geleitwort für *Lampe und Delphin* (Salz-

burg: Otto Müller Verlag 1955) nicht entsprechen könne. Er fuhr fort: »Diese Lyrik spricht doch für sich. Was sich in ihr spiegelt, gleicht doch einer Schöpfung des Worts, in der das geheimnisvolle *Gesicht* der Schöpfung erstaunt die Augen aufschlägt. Wo sind die Blinden und Tauben, die da noch einer Führung bedürften!« (Brief an Busta, 27.10.1954) – Busta hatte im Mai 1954 an der Österreichischen Jugendkulturwoche in Innsbruck teilgenommen und dabei auch Ficker getroffen. Über Fickers Beiträge im *Brenner*, den sie wahrscheinlich von dort mitgenommen hatte, äußerte sie sich »überwältigt von der Weite Ihrer Zusammenschau, der Tiefe Ihrer Einsicht und Ihrer ergreifenden Sprachmächtigkeit. [...] Sie wissen soviel von der Passion des Wortes – Passion in jeglichem Sinne – daß es unsagbar gut u. tröstlich u. selbstverständlich ist, in der Geschwätzigkeit unserer Zeit neben Ihnen ins Verstummen hinabzutau-chen.« (Karte vom Pfingstmontag 1954, Poststempel 8.6.)

**E r h o l u n g :** Ficker war von Joseph Drexel für den 6. November auf Burg Stauf eingeladen worden; wohin er auch in den folgenden Jahren wiederholt kam. Die Preisverleihung war auf den 10.11.1954 verschoben worden.

**H i g n. H i e r o n y m u s :** Busta nannte so einen ihr seit Frühjahr 1953 bekannten jungen Mann, der im Allgäu als Maler und versuchsweise als Dichter lebte, dessen weitere Identität sie aber verschwiegen hielt. Er war »der heimliche Flügel meines Gedichts geworden [...]. Der Anruf dieses Herzens hat mich aus einer furchtbaren Verschüttung wieder hervorgeholt.« (Brief an Ficker, 24.10.1954) Vgl. das Gedicht *Der andere Hieronymus* (entstanden: 7./13.6.1954), Typoskript im BA. In ihren letzten Lebensjahren dürfte er Busta zu einer Reihe von Liebesgedichten angeregt haben.

**I h r B r i e f :** nicht erhalten. Dieser Brief von Ficker ist eine Antwort auf eine – nicht erhaltene – Bitte Guttenbrunners, sich doch an Theodor Kramer zu erinnern und ihm zu helfen, daß er gedruckt werde. (Vgl. Irmgard Sulzbacher: *Der Briefwechsel zwischen den Dichtern Theodor Kramer und Michael Guttenbrunner (1951-1958)*, Diss., Wien 1983, 203) Guttenbrunner teilte die Anregung in diesem Brief Kramer mit, der am 12.12.1954 antwortete (vgl. Briefre-geste 136 bei Sulzbacher, 204f.): »Dem Vorschlag von Ficker bezüglich eines Auswahlbandes widersetze er sich mit der Begründung, dies könnte zur Not auch geschehen, wenn er »im Grab, im Armenhaus oder im Irrenhaus« sein würde. Dennoch sei es ihm eine Ehre, von dem als ungewöhnlich geistig und unabdingbar »sauber« geltenden »von Ficker«, den er niemals gut gekannt habe, geschätzt zu werden. Er sei der Meinung, daß ein Auswahlband »das Aufwärmen alter Kohlen« beinhalte, und das »war mir stets odios.« Dennoch erschien 1956 bei Otto Müller, Salzburg, der von Guttenbrunner herausgegebene Auswahlband *Vom schwarzen Wein*. – Theodor Kramer: geb. 1.1.1897, Niederhollabrunn/NÖ; gest. 3.4.1958, Wien (vgl. Bd. 3, 347). Ficker hatte 1926 Kramers Gedichte für den *Brenner* abgelehnt (vgl. Bd. 3, Nr. 657, 11). Kramer war 1939 nach England emigriert und erst im September 1957 nach Wien zurück-gekehrt. Werke u.a.: *Die Gaunerzinke*, 1929; *Verbant aus Österreich*, 1943; *Lob der Verzweiflung*, 1947. Josef Leitgeb hatte für die von ihm mitherausgegebene Zeitschrift *Wort im Gebirge* den Plan gehabt, jeweils einen »Gastlyriker« unterzubringen. Als ersten wollte er Kramer herausstellen, stieß aber dabei auf den Widerspruch der Mitherausgeber. (Vgl. Brief Ficker an Otto Müller, 2.3.1955) Guttenbrunner hatte schon in den *Frankfurter Hefen* 8, 1953, über Kramer geschrieben; vgl. auch seinen Aufsatz *Der Lyriker Theodor Kramer* im *Forum* 2, 1955.

**272 m e i n S o h n :** Johannes Ginsberg, geb. 1932, wurde Arzt wie sein Großvater. Vgl. dazu Elisabeth Brock-Sulzer in der *Vorbemerkung* zu Ernst Ginsbergs postum erschienenen Erin-nerungsband *Abschied*, Zürich: Arche 1965, 7-24, hier 8f.: »der Sohn hatte im Gefühl Ginsbergs die Nachfolge des Vaters angetreten, von ihm fühlte sich der kranke Ginsberg behütet, sein ei-genes, so gefährdetes, so außerordentliches Schauspielereleben erschien nun wie eine Insel in-mitten einer zusammenhängenden wohlgeordneten Welt. Als ein Abenteuer im Stamm der Ginsberg. Vater und Sohn, das war die rechte Abfolge, dazwischen er, Ernst Ginsberg, ausge-liefert den unzähligen Rollen, ausgeliefert den unablässigen Neuschöpfungen, die das Ich zu-gleich bedrohten und bereicherten.«

273 Horwitz: Kurt Horwitz hatte sich am 24.12.1954 in der Glosse *Spielplansorgen im Münchner Merkur* gegen Vorwürfe gegen seine »weltanschauliche« Spielplangestaltung verteidigen müssen. Aufgeführte Autoren wie Julien Greene, Paul Claudel und T.S. Eliot waren bei Kritikern auf Ablehnung gestoßen. »Das Münchner Publikum hat daran nicht Anstoß genommen, wie die Kassenrapporte beweisen können«. »Einen klaren Rückzug hätte ich angetreten, wenn das Publikum ausgeblieben wäre, denn ein Theaterleiter darf öffentliche Gelder nicht für seine eigene Meinung ausgeben.« Von Ernst Ginsberg war die Inszenierung der *Orestie* von Aischylos oder eines anderen klassischen Werks vorgesehen.

»Vogels Zeitvorbei«: Anspielung nicht ermittelt.

274 Michael Hamburger: geb. 22.3.1924, Berlin; lebt in London. Dichter, Übersetzer, Essayist. Sein Vater, Kinderarzt und Prof. an der Berliner Charité, emigrierte mit der Familie 1933 nach England. Hamburger wurde eine wichtige Mittler-Person für die Rezeption deutscher Literatur im englischen Sprachraum. Seit 1952 erschienen in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien seine Übertragungen von Gedichten Georg Trakls, wieder in: *Georg Trakl. A profile*. Edited, with an Introduction, by Frank Graziano. Translated by Robert Grenier, Michael Hamburger, David Luke & Christopher Middleton. Durango/Col.: Logbridge-Rhodes 1983. Herausgeber von Jesse Thoor: *Das Werk. Sonette, Lieder, Erzählungen*, 1965, weiters der Anthologie *German Poetry 1910-1975*, 1977, mit seinen Übersetzungen u.a. von Rilke; Übersetzung von Hölderlins *Poems and Fragments* (gesammelt 1986); *Zwischen den Sprachen. Essays*, 1966; *Gedichte*, 1976; *Vernunft und Rebellion. Aufsätze zur Gesellschaftskritik in der deutschen Literatur*, 1969. Vgl. auch seinen Aufsatz: »Trakl in English«. *Reading and Discussion of Translations of Selected Poems in: Londoner Trakl-Symposium*. Hrsg. von Walter Methlagl und William E. Yuill. Salzburg: Otto Müller Verlag 1981.

»Das Wort ist der Weg«: *Aus den Tagebüchern*. Hrsg. von Hildegard Jone. Wien: Herder 1949.

Herausgeber: Wolfgang Schneditz.

Schrift von Josef Leitgeb: *Die Trakl-Welt*. In: *Wort im Gebirge*. Folge 3, 1951, 7-39.

275 Der Brief: vom 11.4.1955.

276 Christine Lavant: (Ps. für Christine Thonhauser-Habernig) geb. 4.7.1915, Groß-Edling bei St. Stefan/Lavanttal (Kärnten); gest. 7.6.1973, Wolfsberg. Lyrikerin, Erzählerin. Kindheit in ärmlichen Verhältnissen und von Krankheit geprägt; Besuch der Volksschule und einer Klasse Hauptschule; 1939 Heirat mit dem Maler Josef Habernig; sehr zurückgezogenes Leben in St. Stefan; Lavant verdiente den Unterhalt durch Strickarbeiten. Seit 1950 Bekanntheit mit Werner Berg. Mitglied der Akademie der Wissenschaft und der Literatur, Mainz. 1954 und 1964 Trakl-Preis; 1956 und 1961 Staatlicher Förderungspreis für Lyrik; 1956 Lyrikpreis der *Neuen Deutschen Hefte*; 1963 Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste; 1964 Anton-Wildgans-Preis der österreichischen Industrie; 1970 Großer Österreichischer Staatspreis. Ein erstes Zusammentreffen mit Ficker gab es anlässlich der Trakl-Preis-Verleihung im November 1954 in Salzburg. Werke u.a.: *Das Kind. Erzählung*, 1948; *Das Krüglein. Erzählung*, 1949; *Die unvollendete Liebe* (Gedichte), 1949; *Baruscha. Drei Erzählungen*, 1952; *Die Bettlerschale* (Gedichte), 1956; *Die Rosenkugel. Erzählung*, 1956; *Spindel im Mond* (Gedichte), 1959; *Sonnenvogel* (Gedichte), 1960; *Wirf ab den Lehm* (Gedichte und Erzählungen), 1961; *Der Pfauenschrei* (Gedichte), 1962; *Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben. Nachgelassene und verstreut veröffentlichte Gedichte-Prosa-Briefe*. Ausgewählt und hrsg. von Armin Wigotschnig und Johann Strutz. Salzburg: Otto Müller Verlag 1978. (Darin auch fünf Briefe der Lavant an Ludwig Ficker)

einige Gedichte von mir: wahrscheinlich handelt es sich dabei um zwei Typoskriptgruppen mit insgesamt zehn Gedichten: (1) *Ich bin nicht mehr ...*, *Durch das klare Gedächtnis ...*, *Zerstöre die Trübsinnsstaude ...*, *Schaukelt die Erde ...*, *Scherben Kiesel ...*, *Du wirst es ertragen ...*; (2) *Oben vergeht in den Leibern ...*, *Mein Augenlicht ...*, *Der Mondhof ...*

*Unter Geiselhieben...* Die dritte, umfangreichste, Gruppe, die Lavant im April 1956 im Typoskript an Ficker sandte, umfaßt 52 Gedichte, darunter 17 noch unveröffentlichte. Im Juni 1956 folgten sechs Gedichte und schließlich zu Jahresende 1964 weitere acht. Alle Typoskripte liegen im BA.

277 *Ihr Brief*: nicht erhalten. Christine Lavant konnte 1966, auf Gegenbriefe von Ficker hin befragt, nur einen Brief (vom 7.8.1955) und eine Karte (vom 21.9.1956) übermitteln.

278 *Brenner*: Ficker hatte ein Exemplar an Lavant gehen lassen mit einer Widmung »in Hochschätzung und Ergebenheit«.  
»*Der Mitreisende*«: dialogische Erzählung über die Geistesgeschichte, Religion und Kirche von Felix Susani. B XVIII, 1954, 36-55.

279 *Gedichten für die Festzeitschrift*: in *Zeit und Stunde*, Ludwig Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet, hrsg. von Ignaz Zangerle (Salzburg: Otto Müller Verlag 1955), erschienen von Christine Lavant unter dem Titel *Das Aufgelegte 17 Gedichte* (79-89).  
*Verweigerung*: im Brief vom 21.7.1955 hatte Lavant zu ihrem vorgesehenen Beitrag in der »Festschrift« gemeint: »nein es ist besser sich jeder weiteren Äußerung zu enthalten in diesem Gewirr von fast magischen Mißverständ[n]issen.« Sonst ist diese Anspielung ungeklärt.

280 *Engel der Schwelle*: diese biblische Anspielung auf die Poetologie der Lavant findet sich auch in einem Gedicht, das in *Zeit und Stunde* aufgenommen wurde und das Ficker von daher schon gekannt haben dürfte. Wieder in *Die Bettlerschale*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1956, 152., woraus hier zitiert wird:

Der Schlange hab ich den Schlüssel entrissen,  
um eine Stunde im Innern zu leben,  
aber der Engel trat aus dem Schwert  
und fragte nach meinen Kräften.  
Ich konnte den Namen Gottes nicht nennen  
und weniger noch den geschwächten Vogel  
im Baum meines Willens verraten.  
Die Erde rollte ganz lautlos hinweg  
unter meinen verharrenden Füßen;  
um ihr nachzurufen, hätte mein Mund  
das Wort meines Fleisches gebraucht.  
Gott mengt sich selten in solche Kämpfe.  
Der Engel brannte von meiner Schwäche,  
und ich habe die eine erstrittene Stunde  
am Rande des Wesens verkniert.  
Schlüsselschlange und offenes Innres -  
ich werde in Träumen vorübergehen.  
Lange noch vor der endgültigen Zeit  
wird mein Schritt alle Abkehr enthalten.

281 *meines Gedichtbandes*: Fickers Zuspruch für *Die Bettlerschale* ist nicht erhalten, doch verdeutlicht die Antwort der Lavant vom 3.9.1955 einiges: »Nicht daß ich die Vor-Aussichten Ihres Gemütes völlig teilen kann was die Auswirkungen meines Gedichtbandes betrifft, aber es ist schon tröstlich zu wissen, daß so ein Gemüt da ist innerhalb des Menschlichen, es nimmt dies den Gegen-Ansichten das Entgültige [sic] und die bitterste Schärfe. Jedenfalls ist es mir viel viel leichter ums Herz geworden weil Sie das Gefühl des Unrechtes in mir verringert haben. Denn nicht die Folgen einer Tat sind das Gute oder das Schlimme, sondern die Tat an sich und das was sie in e i n e m aufrichtet oder verheert. Alle anderen Folgen können von diesen [sic] Mittelpunkt aus oft weitgehend übersehen und gelei-

tet werden. Sie haben mir mit Ihren gütigen Worten den Zustand der Würde zugänglich gemacht.«

282 **Dichterkongreß**: 1. Internationaler deutschsprachiger Schriftstellerkongreß in Innsbruck-Igls: »Dichtung der Gegenwart – Gehalt und Erscheinung« vom 10.-14.9.1955. Der *Turbund. Gesellschaft für Literatur und Kunst* war 1951 gegründet worden und wurde durch von ihm (mit)organisierte Veranstaltungen (Leseabende, Buchwoche, Alpenländische Schriftstellerbegegnungen) und von ihm herausgegebene Publikationsreihen (*Brennpunkte, Turm-Reihe* u.a.) wichtiger Bestandteil des Kulturlebens im Tiroler Raum. Zu Ehrenmitgliedern wurden u.a. ernannt: Gertrud Fussenegger, Julius Kiener, Anni Kraus, Hubert Mumelter, Raoul Henrik Strand. Vgl. die *Chronik 40 Jahre Turbund*. Innsbruck, Wien: Tyrolia-Verlag 1991.

**Frau Teuffenbach – Capra**: Ingeborg Teuffenbach: geb. 1.10.1914, Wolfsberg/Ktn.; gest. 19.9.1992, Innsbruck. Literaturkritikerin, Lyrikerin. Ihre Freundschaft mit Christine Lavant dokumentierte sie anhand von Briefen an sie und Gedichten in ihrem Buch *Christine Lavant – »Gerufen nach dem Fluß«, Zeugnis einer Freundschaft*, Zürich: Ammann 1989.

**Ranckünc**: Busta hatte sich im Brief vom 2.11.1955 über die ablehnende Kritik von Hermann Hakel in der *Neuen Welt* (Wien), 1955, August-Heft, beklagt: »Es ist schlimm, wenn man mit seinem besten u. ehrlichsten Willen so sehr als überheblich mißverstanden werden kann u. ebenso schlimm, wenn man vielleicht nicht ohne Gehässigkeit u. Absicht mißverstanden wird. Hakel hat mir auch in einem Gespräch zu verstehen gegeben, daß der Traklpreis ihm gebührt hätte u. daß Sie sich auch bei ihm entschuldigt hätten u. daß er ihn nur nicht zugesprochen erhielt, weil ER zu stolz gewesen wäre, ihn geteilt anzunehmen. Usf. usf.« Ficker hatte über *Lampe und Delphin* (Salzburg: Otto Müller Verlag 1955) auf einer Karte vom 11.5.1955 geurteilt: »Was sind Sie doch für eine ergreifend ergriffene Beobachterin alles Nahege[he]ndes in in [sic] seinem Eindringen, seinem Übergang von außen nach innen, bis die Herzkammer Ihrer Lyrik im Wort erschlossen ist und allen offensteht, denen das erst- und einmalig Betroffene im Bildraum Ihrer konzentrierten Empfänglichkeit wie etwas unvergänglich Wiederholbares einleuchtet!« Positive Aufnahme fand der Band u.a. in der *Zeit* (mit Textprobe, 25.8.1955) und durch Karl Krolow in der *Stuttgarter Zeitung* (19.11.1955). – Hermann Hakel: geb. 12.8.1911, Wien; gest. 24.12.1987, Wien. 1939 nach Italien emigriert, dort bis 1944 in verschiedenen Konzentrationslagern, März 1945 nach Palästina, von wo er 1948 wieder nach Wien zurückkehrte. Als Vorstandsmitglied des österr. PEN und Herausgeber der Zeitschrift *Lynkeus* (1948-51 und 1979-86) war er v.a. für junge Autoren und Autorinnen ein wichtiger Vermittler. 1955 erschien sein Lyrikband *Hier und dort* (Wien-München-Basel: Kurt Desch). Ficker gab für den Trakl-Preis 1954 über Hakels Werk folgendes Gutachten ab: »Sehr schöne und ergreifende Gedichte bezeichnen die lyrische Wanderschaft dieses Heimkehrers aus einer nie gestillten Sehnsucht und Angst vor irdischer Heimat und Fremde.«

283 **Band Emigrantelyrik**: Rudolf Felmayer (Hrsg.): *Dein Herz ist deine Heimat*. Wien: Amandus-Verlag 1955.

**Gedicht, das Sie mir gewidmet haben**: *Zu später Stunde*, abgedruckt in *Zeit und Stunde*, 215.

284 **Franz Slovencik**: 1901-1978. Gärtner und Dichter. Die Verbindung zu Ficker kam über den gemeinsamen Freund Michael Guttenbrunner zustande. Dieser erinnert sich in seinem Brief vom 17.2.1994 an die Hrsg.: »Als ich 1937 nach Wien ging, sagte mein Mentor Wolfgang Benndorf, der mich auch zu Ficker gebracht hat, ich solle in Wien die Gärtnersleute Franz und Steffi Slovencik besuchen. Sie betrieben am Flötzersteig in Steinhof eine kleine Gärtnerei auf einem Pachtgrund der Gemeinde Wien. Es war das schönste Stück Erde dieser Art. Slovenciks waren beide Waisenkinder aus dem Wiener Proletariat, er ein absolvierter Volksschüler, sie absolvierte Gymnasiastin und sehr hübsch. In der Jugendzeit hingen beide der freidenkerischen Sozialdemokratie an, von der sie später, durch den Einfluß der »Packerl«, getrennt wurden, und sie gingen noch weiter von ihr fort auf dem Wege der Konversion und

der Rückkehr zur Katholischen Kirche, zusammen mit einem Kreis von Freunden; war jeder einzelne ein Charakter gegen die Zeit.« Zu diesem Kreis gehörten u.a. auch Leopold Liegler und – »nicht weit weg« – Prälat Leopold Ungar (geb. 8.8.1912, Wiener Neustadt; gest. 30.4.1992, Wien), »auch er kam von der ›Fackel‹ und ging denselben Weg. [...] Bei Slovencik und in seinem Kreis fand ich die Verehrung Fickers, den Brenner, die Schriften von Ragaz [1868-1945; vgl. Bd. 3, 429], Dallago, Ebner, Haecker, Newman, und mit der Zeit immer mehr devote Literatur, die ich nicht frequentierte. Innigkeit und heilige Inbrunst, mit der Slovencik Lyrik trieb, waren so groß, daß ich ihre Früchte nicht verachten durfte, also bin ich darauf eingegangen, ein reicher Briefwechsel kann es bezeugen.« – Guttenbrunner hatte Lyrikproben von Slovencik an Zangerle für *Zeit und Stunde* geschickt. Über Auswahl und Anordnung dieses Zyklus' von Gedichten unter dem von Ficker vorgeschlagenen Titel *Wandel des Zeitlichen* standen Slovencik und Ficker seit Oktober 1955 im Briefwechsel. Im BA liegen Typoskripte von rund 120 Gedichten und zwei Essays von Slovencik, die dieser bis 1965 an Ficker sandte. *m e i n e n B r i e f*: vom 21.1.1956, in dem Slovencik sich darüber geärgert hatte, daß Guttenbrunner ohne sein Wissen das für *Zeit und Stunde* vorgesehene Gedicht *Vor der Heimfahrt* bereits der Zeitschrift *Wort in der Zeit* 1, 1955, H. 5, 37, zum Abdruck überlassen hatte. Die lobende Einschätzung dieser Mitte 1955 gegründeten österreichischen Literaturzeitschrift durch Ficker glaubte Slovencik relativieren zu müssen: »Ich war nach manchen Leseproben ehrlich gesagt im Zweifel. Ich finde bei vielen Autoren einen großen Mangel an Einfachheit und Ursprünglichkeit. Sie sind zu gescheit, um einfach zu sein und haben nicht den Mut, beim Alten zu bleiben, das in vieler Hinsicht besser war. Jeder fühlt sich als Erneuerer und alle zusammen nehmen den Mund zu voll. Sind Sie nicht auch oft dieser Ansicht? Doch während ich dies schreibe, habe ich Angst, ob mich nicht selbst der Teufel der Überheblichkeit reitet, denn bildungsmäßig stehe ich weit unter den anderen.«

*H e n z*: Rudolf Henz (Pseudonym 1919: Rudolf Miles); geb. 10.5.1897, Göpfritz/NÖ; gest. 12.2.1987, Wien. Katholischer Autor, Lyriker, Erzähler, Dramatiker. Nach der Kriegsmatura 1915 Teilnahme am Ersten Weltkrieg, in Wien Studium der Germanistik und Kunstgeschichte, Promotion 1923. Ab 1925 als Volksbildner an der »Christlichen Volkshochschule«; schon früh Hinwendung zum Rundfunk, führte 1932 als Direktor der Wissenschaftsabteilung der RAVAG (Radio-Verkehrs-Aktien-Gesellschaft) den Schulfunk ein; Mitglied der Bundeskulturkammer, einer der »Hofdichter« des Ständestaates; nach dem »Anschluß« 1938 fristlos entlassen; Mitarbeiter des Denkmalamtes und Glasscheibenrestaurator; als Autor während des Zweiten Weltkrieges in der »inneren Emigration«; 1945-1957 Programmdirektor der RAVAG; 1953 Großer Österreichischer Staatspreis für Literatur; 1955 gründender Herausgeber der Zeitschrift *Wort in der Zeit*, für die er regelmäßig auch Ficker um Beiträge bittet. Werke u.a.: *Lieder eines Heimkehrers* (Gedichte), 1919; *Unter Brüdern und Bäumen* (Gedichte), 1929; *Dennoch Mensch* (autobiographischer Roman), 1935; *Wort in der Zeit* (Gedichte), 1945; *Der Turm der Welt* (Terzinen-Epos), begonnen 1943, erschienen 1951; *Fügung und Widerstand* (Autobiographie), 1963. Henz stand mit Ficker seit 1941 in sehr losem Briefkontakt. – Im 5. Heft des ersten Jahrgangs von *Wort in der Zeit* war ein Ausschnitt aus *Der Turm der Welt* (II. Buch, 19. Gesang) abgedruckt (15-20), der beginnt: »Schon hör ich ferne Enkel uns anklagen, / Wir hätten nicht gesehen und gesagt, / Was an der Welt geschah in unsern Tagen. / Kein Dichter habe sein Gesicht gewagt, / Kein Wissender die Hölle ausgemessen / Und kein Gerechter diese Zeit verklagt, / Doch wirklich und gerecht und unbesessen / Von neuem Wahnsinn. [...]«

*R i e m e r s c h m i d*: der Aphorismus findet sich auf Seite 43 des nämlichen Hefts, über *Opferholz* schrieb Riemerschmid (ebenda, S. 55-57): »Auffallend ist eine überaus stark entwickelte Sensibilität, die auf Ereignisse des Weltgeschehens, auf jedes persönliche Erlebnis und auf jeden Schicksalsschlag scharf, heftig, ja oft aggressiv reagiert. Er registriert nicht bloß wie ein Seismograph; er schlägt zurück, mit der elementaren Vehemenz eines Gekränkten, eines Verwundeten, eines zutiefst Getroffenen. Er besitzt nicht die kalte Natur eines Diplomaten, er ist das Gegenteil von Konvenienz, und offenbar kann er nur durch ein leidenschaftliches Aufflammen sein inneres Gleichgewicht wiederherstellen und seine Reinheit bewahren.« – Jürgals Würdigung *Werner Riemerschmid. Zum sechzigsten Geburtstag*, ebenda, 39-41, war dreigeteilt in die Kapitel: *Ein Gesandter, Ein Mittler, Ein Schöpfer*.

285 Kurt Mautz: geb. 1.6.1911, Montigny; lebt in Wiesbaden, Literaturwissenschaftler. Der Fragebrief von Mautz ist nicht erhalten. Mautz verfaßte, ausgehend von der in Fickers Antwort angedeuteten Fragestellung, den Aufsatz *Die Farbensprache der expressionistischen Lyrik*, abgedruckt in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 31, 1957, 198-240. Wieder in Kurt Mautz: *Mythologie und Gesellschaft im Expressionismus. Die Dichtung Georg Heyms*. Frankfurt/Main-Bonn: Athenäum-Verlag 1961, 324-375.

286 »Besser-wisser-Kapitel«: Anspielung nicht ermittelt.

287 Walter Höllerer: geb. 19.12.1922, Sulzbach-Rosenberg; lebt in Berlin. Literaturwissenschaftler, Schriftsteller. 1954-1968, zusammen mit Hans Bender, Herausgeber der Literaturzeitschrift *Akzente*.

deutschen Leseabend: am »I. Internationalen deutschsprachigen Schriftstellerkongreß« in Innsbruck vom 10. bis 14.9.1955, veranstaltet vom »Turmbund«.

»Trübsinn«: I. Fassung, HKA I, 53. Höllerer verfaßte die Interpretationen zu *Trübsinn* und *Grodek* für den Sammelband *Die deutsche Lyrik. Form und Geschichte*. Hrsg. von Benno von Wiese. Düsseldorf: August Bagel Verlag 1956, 409-424. Den Antwortbrief von Ficker (13.8.1956) zitierte Höllerer passagenweise in diesem Aufsatz.

289 Paul Schick: geb. 29.3.1904; gest. 1.4.1975, Wien. Karl-Kraus-Archivar. Werke u.a.: *Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hamburg: Rowohlt 1965. Ab Februar 1964 brachten er und Michael Guttenbrunner die nichtkommerzielle und in unregelmäßigen Abständen erscheinende Zeitschrift *Der Alleingang* heraus (bis März 1966, sieben Nummern), die sich der Krausschen *Fackel* verpflichtet fühlte. Seine Untersuchung *Der Satiriker und der Tod* erschien in der *Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Wiener Stadtbibliothek 1856-1956*. Wien: 1956, 200-231.

291 hellsichtigen Frau: gemeint ist Elisabeth Maria Spelbrink, nach Selbstaussagen eine »Naturwissenschaftlerin«, die Schlier im Frühjahr 1956 in Tutzing kennengelernt hatte und die ihr geistige Beraterin wurde. Diese Beziehung gestaltete sich zeitweise sehr kritisch, zumal Schlier über die »Hellsichtigkeit« der Frau Spelbrink nicht immer die gleiche Meinung wie Ficker behielt. Über Schlier kam Spelbrink in brieflichen Kontakt zu Ficker (- persönlich lernten die beiden einander nie kennen -), der von ihren Überzeugungen sehr positiv eingenommen war; ab Mitte 1957 sind Briefe von ihr an Ficker erhalten, worin viel von Paula Schliers Fortgang als Schriftstellerin die Rede ist. Spelbrink sah in ihr, wie Ficker, ein sprachliches Medium der Offenbarung und motivierte Schlier zur Weiterarbeit an ihrem *Raphael-Roman* (erschien erst 1974 als *Der Engel der Wüste*, Graz: Styria). »Ist es gut, wenn ein Dichter um das Proprium »Offenbarung« in seinem Werk weiß? Für das Werk ist es gleichgültig; für den Dichter scheint es mir aber gut. Ohne vergleichen zu wollen: auch der in Todsünde lebende Priester spendet gültig Sakramente. Aber die Unbedingtheit der Weihegewalt bedarf des sich in Todsünde Befindlichen nicht, um - »noch größer« als vom »Heiligen« verwaltet! - sich zu erweisen! Und, wenn aus Ehrfurcht vor der göttlichen Quelle der Inspiration ein Dichter sich nicht nur sehnen würde sondern auch bemühen, um »Gottes Lohn« ein guter Mensch zu werden, so muß das nicht eine Verringerung des Kunstwerkes werden. Dantes Hölle soll viel gewaltiger als Kunstwerk sein als das Paradies! Ja! Denn, beim Paradies sollte uns dessen erreichbare Existenz durch bestimmte Details nicht »wirklicher« werden. Sollte ...« (Spelbrink an Ficker, [25.8. od. 25.10.1957]) - Daneben »plaudert« Spelbrink, die aus den Ostgebieten geflohen war, wo sie, nach eigenen Angaben Schlier gegenüber, jahrelang in russischen Laboratorien tätig war, über Zeitaktuelles und spirituelle Angelegenheiten in einer schwer zu durchschauenden Vermischung. Am 24.4.1958 etwa schreibt sie: »Die Katastrophe beginnt doch stets da, wo an einem Zipfel die indifferenten Ideen in eine Kettenreaktion ihrer Eigengesetzlichkeit geraten! Der Präzedenzfall ist Karl Marx und die Sowjetidee. Marx ist längst ausgebrannt, aber es brennen die Grundstoffe, die mit ihm nie etwas Anderes gemeinsam hatten, als



daß er sie in die Entladung zu ballen vermochte. Heute bliebe Marx ein westlicher Zeitungsphilosoph, der kaum in die Witzblätter der UdSSR gelangen würde.« – Über ihre »Grünversuche« – das »Grünland« sollte als Schutzzone gegen die radioaktive Verseuchung durch die Atomversuche errichtet werden – berichtet Spelbrink ausführlich in einem Brief vom 15.12.1958: »Eigentlich ist es ganz einfach: wir wissen, daß die Schöpfung mit in das Verhängnis der Erbsünde geriet! Man braucht nur diese Tatsache als konkret zu betrachten, so ergeben sich klare Fakten: die Flora und Fauna muß also stets von Neuem an »Vernichtungskonstellationen« gelangen, wie sie die Geologie zeigt. Und unter diesen Notschwellenaspekten gelangt jener Lebensrest, dessen Beschaffenheit mit dem »Komplex« der Verheißung zu tun hat, auf eine neue Existenzsprosse. Aber, die Natur dient in voller Breite – auch wo die Spezialexistenz unterging – dem Lebensprinzip. Ich will da keine allzu strikten Linien zur Menschheit ziehen, aber ich bin überzeugt, daß auch die großen Untergangsereignisse etwas Ähnliches sind wie das Vergehen der Frucht zur Entfaltung des Kernes, also Keimes.« –

292 »Grünlandinsel«: vgl. dazu das Schlußkapitel, *Grünlandinsel*, der Autobiographie von Paula Schlier: *Gescheitertes Leben – Eine Danksagung*. Hrsg. und kommentiert von Ursula A. Schneider. (In Vorbereitung)

293 *meine arme gute Schwester*: Cenzi Sild.

[nach 10.7.1956]: inhaltlicher Bezug auf den Brief Fickers vom 10.7.1956: »Liebe, verehrte Christine Lavant! Soeben ist mir etwas ganz Wunderbares passiert. Ich öffnete eine Schublade in meinem Schreibtisch, um nach einem fremden Brief zu suchen, den ich beantworten sollte und nicht finden konnte. Plötzlich hatte ich Ihre letzte Sendung Gedichte in der Hand, die ich Tölpel und zuweilen Verblendeter damals – es war Ende April, erinnern Sie sich? – so unverantwortlich verkannte. Und nun schlage ich auf, lese das erste Gedicht »Steige, steige, verwunschene Kraft!« und schlage vor Staunen und Erschütterung die Hände über dem Kopf zusammen. Denn das, gerade das, spiegelt ja im Eigenbezirk Ihrer seherischen Ergriffenheit einen geheimnisvollen Vorgang, der sich mittlerweile wie ein geistesgegenwärtiges Vermächtnis der Mutter unseres Herrn und Heilands – nein, wie deren Wink! – der Wirklichkeitserfahrung noch anderer heimgesuchter Seelen im Spielraum meiner mir so teuren Begegnungen bemächtigt hat. Passen Sie auf, liebe Christine: Sie werden selbst staunen, in welche Gefilde offener Erkenntnisaugen für die Tragweite göttlicher Barmherzigkeit das noch hinausführen wird, auch Sie, besonders Sie! Es grüßt Sie vorläufig in Erkenntlichkeit Ihr Ludwig Ficker« (Abgedruckt in: *Steige, steige, verwunschene Kraft. Erinnerungen an Christine Lavant*. Wolfsberg: Verlag Ernst Ploetz 1978, 38) – In einem auf Oktober/November 1956 datierbaren Brief schrieb Lavant: »Ihre Briefe werden immer schöner, durchleuchteter und lebendiger und für mich – die, nein in der, sich das immer träger werdende Denken immer mehr durch Bilder ersetzt, sind Ihre Briefe tatsächlich ein Licht. Verstehen Sie mich wohl; ? Nicht »ein Lichtblick« – wie man so zu sagen pflegt, sondern ein richtiges Licht – einmal als ein mattstrahlender Stein dann wieder wie eine Stubenlampe –; diese zwei Bilder tauchen immer abwechselnd in mir auf und wenn dann das normale Denken wieder einsetzt und ich mich frag was das bedeuten soll dann ist's immer wieder der Tölpel-Brief.«

294 *Nelly Sachs*: geb. 10.12.1891, Berlin; gest. 12.5.1970, Stockholm. Dichterin. Aus jüdischer Familie, war sie 1940 nach Schweden geflohen. Gedichtbände u.a.: *In den Wohnungen des Todes*, 1947; *Sternverdunkelung*, 1949; *Flucht und Verwandlung*, 1959; *Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs*, 1961; *Zeichen im Sand*, 1962. Nobelpreis für Literatur 1966. – Ignaz Zangerle erwähnt in einem Brief an den Otto-Müller-Verlag (16.10.1956), dem er als »Außenminister« beratend und lektorierend beistand, Ficker habe die Publikation von Gedichten der Nelly Sachs angeregt. Monate später erneuerte er diesen Vorschlag. Auf die verlegerische Nichtreaktion kommt Zangerle im Brief vom 1.10.1959 wieder zurück: »Mit Wehmut vermerke ich, daß es Herr v. Ficker war, der schon vor Jahren den Verlag auf die große Lyrikerin Nelly Sachs aufmerksam gemacht.« In diesem Jahr bekam sie für *Flucht und*

*Verwandlung* den Droste-Hülshoff-Preis zuerkannt, den sie 1960 in Meersburg entgegennahm. *Ihre lieben Zeilen*: nicht ermittelt. Am 14.8.1956 schrieb Nelly Sachs an Friedrich Torberg: »[...] eine große Freude geschah mir mit einem wunderbaren Brief des Herrn Professor Ludwig von Ficker. Ich danke Ihnen sehr von Herzen, daß dieses Glück durch Ihre Vermittlung geschah.« Dieser antwortete am 21.8.1956, er dürfe für »irgendwelche ›Vermittlung‹« zwischen den beiden keinen Dank akzeptieren. »Ich habe da lediglich als Postumschlagplatz fungiert.« Beide Briefe in Friedrich Torberg: *In diesem Sinne ... Briefe an Freunde und Zeitgenossen*. München, Berlin: Ullstein 1988, 339f.

**Friedrich Torberg**: eigentlich F. Kantor-Berg; geb. 16.9.1908, Wien; gest. 10.11.1979, Wien. Schriftsteller, Publizist. 1938 Emigration über die Schweiz, Frankreich, Spanien und Portugal in die USA; 1951 Rückkehr; 1954-65 Hrsg. des *Forum*. Werke u.a.: *Mein ist die Rache* (Erzählung), 1943; *Lebenslied* (Gedichte), 1948; *Der Schüler Gerber* (Roman), 1954 (zuerst u.d.T.: *Der Schüler Gerber hat absolviert*, 1930); *Golems Wiederkehr* (Erzählung), 1968. In seiner Funktion als *Forum*-Herausgeber stand er ab 1956 in wiederholt regem Briefkontakt mit Ficker.

**295 Gurdjieffs Lehre**: Georg Iwanowitsch Gurdjieff; geb. 12.1.1877, Alexandropol; gest. 29.10.1949, Paris. »Meister« einer Gruppe Gleichgesinnter, der »Wahrheitssucher«, rund um das von ihm initiierte *Institut für die harmonische Entwicklung des Menschen*. Kam 1922 nach Frankreich, wo sich die Gemeinde bei Fontainebleau niederließ. Dorthin zog seine Lehre zahlreiche Künstler und Schriftsteller (u.a. Katherine Mansfield). Werke u.a.: *All und alles*. Übers. und hrsg. von Louise March. Innsbruck: Verlag der Palme 1951. In diesem Verlag erschien im selben Jahr auch das Buch *Auf der Suche nach dem Wunderbaren. Fragmente einer unbekanntenen Lehre* von P.D. Ouspensky (russ. Schriftsteller, 1877-1947), eines Schülers Gurdjieffs. Die Lavant hatte am 8.8.1956 Ficker gebeten, ob er ihr dieses Buch »für lange Zeit borgen, also gar schenken [könne.] Ich erinnere mich daß Sie es mir zeigten und darüber lächelten. Und wenn es nicht etwa unabhängig von dem eine Rarität für Sie bedeutet, so bitte ich Sie um dieses Buch. [...] Ihre, für mich nahezu leuchtende, Zuversicht zur Heilsgewißheit, geht wahrscheinlich als Grund sowohl als auch als Entgeltigkeit [sic] unter und über diese ›Fragmente einer Lehre‹ hinaus und ich gehöre letzten Endes – das muß so sein oder so werden! – auf jenen Weg den Sie schon so weit zurückgelegt haben; aber ein Teil meines Wesens (wohl der, der sich noch nicht bis zum dauernden Schwebestand durchgelitten hat) begehrt nach dem trostlosen und mühsamen Weg von dem in diesen Fragmenten immer wieder Stücke auftauchen und den mir der Begründer-Erklärer sicherlich verwehrt hätte weil ich in seinen Augen wohl nur eine total unbrauchbare Maschine wäre.« – Ingeborg Teuffenbach, Freundin der Lavant, zieht als Interpretationshintergrund für deren »monologisch gehaltene Lyrik des zweiten Lebensabschnitts gerade Ouspensky heran, der meinte, »daß es nur ganz selten einem Hirn gelinge, das, was es im Zustand der Ekstase erfaßt hat, in den Zustand des normalen Seins herüberzutragen. Die Flut von Gedanken und Bildern sei zu groß. Auch müsse sich der Ekstater in halber Ohnmacht davon erholen, daß er innere Vorgänge in vollkommener Stofflichkeit gesehen habe. Er sei zu schwach für die Verwertung des Erfahrenen. Die Lavant hat die Flut solcher Bilder genau aufgezeichnet. Aus diesem Fundus kommt ihre große Wortgewalt mit der ungewöhnlichen Verkettung von Begriffen.« (Ingeborg Teuffenbach: *Christine Lavant – »Gefahren nach dem Fluß«*. Zeugnis einer Freundschaft. Zürich: Ammann 1989, 155.)

**W e i g e l**: Hans Weigel; geb. 29.05.1908, Wien; gest. 12.8.1991, Maria-Enzersdorf. Literaturkritiker, Schriftsteller. Brecht war am 14.8.1956 in Berlin gestorben. Den hier erwähnten Nachruf *Ballade vom toten Soldaten Bert Brecht* in den *Salzburger Nachrichten* vom 18.8.1956 schloß Weigel: »Wie sein Toter Soldat war er von Würdenträgern mißbraucht zum Symbol eines unseligen Kampfs geworden. Selten hat eine Revolution eines ihrer Kinder so ganz und gar bei lebendigem Leib gefressen. Sein Leben war zu Ende, als sein Protest starb. Was im August 1956 in Berlin geschah, war nur der medizinische Befund einer geistig längst vollzogenen Tatsache. Und allen Wiederbelebungsversuchen zum Trotz dürfte von Bertolt Brecht all seinem Dichtertum zum Trotz nicht viel mehr bleiben als ein abschreckendes Beispiel für die ewige Wahrheit, daß Macht den Charakter verdirbt.«

Zusanek: Harald Zusanek: geb. 14.1.1922, Wien; lebt in Wien. Regisseur, Schriftsteller.

296 Doderers »Dämonen«: Heimito von Doderer: *Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff*. München: Biederstein 1956. Weigels Beitrag *Das Lied vom braven Dichter in Wort in der Zeit* 2, 1956, H. 8, 37-39, war anlässlich Doderers 60. Geburtstag erschienen.

Weinhebers Briefe: Band 5 der von Josef Nadler und Hedwig Weinheber bei Otto Müller, Salzburg, herausgegebenen *Werke*.

Baldur von Schirach: geb. 9.5.1907, Berlin; gest. 8.8.1974, Kröv/Mosel. Seit der Machtergreifung der NSDAP in Deutschland Reichsjugendführer, ab 1940 Reichsstatthalter in Wien. Er erhielt wegen seiner propagandistischen Gedichte und Lieder den Ruf des »Sängers der Bewegung«.

Ihr Gedicht: »Die Mutter // Ich nahm meine verzweifelte Liebe auf die Arme / und jemand führte mich ins Schloß der Mutter. / Sie saß auf eisernem Stuhl, / die Höhen ihres Herdes überragend, / das Haupt in wolkendem Rauch. / Auf dem Gewölb ihres Leibes standen / die Planetenbilder der Brüste / und das umhüllende Kleid / hing gleich tiefgefurchten Felsen herab. / Der Strahl eines abweisenden Blicks / ging von der Feste ihres Hauptes auf mich herab. / Da brach meine Bitte ins Knie / und meine Füße zitterten und bleierne Scham / verstopfte in meinem Munde den Durst nach Erbarmen. / Sie aber sprach hart und gedämpft: / Mein Haus beschützt nicht / und meiner ewig trüchtigen Hochheit Nähe / erwärmt nicht die Schmerzen, / deren Blicke abwärts gerichtet sind / zur Pforte des Grabes und zur Umarmung des Todes.« – Ficker und Guttenbrunner hatten sich noch nie persönlich getroffen, doch kannte Ficker Aufnahmen vom Autor, die ihm Erentraud Müller im Frühjahr zugehen ließ und von denen her er eine Charakterisierung versuchte: »In seinem Gesicht mit dem dunkelglänzenden Auge wie in seiner Gestik und Gestalt wohnen offenbar viele Anlagen zu ursprünglicher Renitenz und weitherziger Hingabefähigkeit ebenso notdürftig wie einträchtig beisammen.« (Brief Ficker an Erentraud Müller, 17.4.1956)

297 Lyrik – Gutachten: Weitere Juroren waren Christine Busta, Rudolf Henz, Ernst Schönwiese und Werner Riemerschmid. Ficker war in diesem Herbst, neben Felix Braun und Karl-Heinrich Waggerl, außerdem Juror für den am 3.2.1957 in Salzburg verliehenen Georg-Trakl-Preis. Dort waren die Preisträger Erna Blaas, Walter Zrenner und Juliane Windhager; Anerkennungspreise erhielten Karoline Brandauer und Hans Deissinger. Die Einsendung von Thomas Bernhard zu diesem Preis beurteilte Ficker mit der Note 1: »Eine erstaunliche und durchaus eigenwüchsige lyrische Begabung, ergreifend in der Spiegelung ihres einleuchtenden Wahrnehmungsvermögens.«

Thomas Bernhard: geb. 9.2.1931, Heerlen/Niederlande; gest. 12.2.1989, Ohlsdorf/OÖ. Dichter. Gedichte von Thomas Bernhard waren bis dahin u.a. im *Münchner Merkur* (22.4.1952), in der *Furche* (31.7.1954) und in *Wort in der Zeit* (H. 6, 1956, 34f.) erschienen, weiters in der Anthologie junger Salzburger Lyrik: *Die ganze Welt in meines Herzens Enge*. Salzburg: Pfad Verlag 1955, 58-63. Diese Sammlung war das Resultat der ersten Ausschreibung des Georg-Trakl-Preises, über dessen Verleihung Thomas Bernhard am 8.12.1952 im *Demokratischen Volksblatt* berichtet hatte. Vgl. Jens Dittmar (Hrsg.): *Thomas Bernhard. Werkgeschichte*, 2. aktualisierte Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990; weiters Hans Höller: *Thomas Bernhard*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1993. – Am 28.9.1956 hatte der Otto-Müller-Verlag, Salzburg, ein Gedichtmanuskript von Thomas Bernhard, *Zurück in die Nacht*, an Ignaz Zangerle geschickt, der sein Gutachten, obwohl mehrfach angekündigt, so lange hinauszögerte, daß der Verlag am 12.12.1956 mahnte, Bernhard habe erfahren, daß er den Trakl-Preis auch diesmal nicht erhalte, und sei darüber »sehr bedrückt«. Man wolle ihm deshalb für 1957 einen Lyrikband ermöglichen. Zangerle war in der sofortigen Antwort (12.12.1956) »unbedingt« für einen Vertrag mit Bernhard, das Manuskript solle aber neu zusammengestellt werden, wofür er eine Liste mit »Bedenklichkeiten« beilegte. (Nicht ermittelt.) Am 22.12.1956 hob Zangerle in einem Brief an den Verlag Fickers Einsatz für die Verleihung des Förderungspreises des BMfUK an Thomas Bernhard hervor. Im letzten Mo-

ment. mit 18.12.1956, bekam Bernhard noch eines von sechs Arbeitsstipendien des BMfUK zugewiesen, nachdem die in der Staatspreisjury als sicher geltende Zuerkennung des Trakl-Preises an den Autor nicht zustande gekommen war. (Archiv der Republik, GZ 112757-8/56) – 1957 erschien schließlich im Otto Müller Verlag der erste eigene Gedichtband *Auf der Erde und in der Hölle*, für den zunächst der Titel *Frühling der schwarzen Blüten* vorgesehen war, wovon Zangerle aber mit Hinweis auf Theodor Kramers *Vom schwarzen Wein* (im selben Verlag 1956 erschienen) abgeraten hatte; statt dessen schlug er *Tod und Thymian* vor, Titel eines Gedichts (ebenda, 100) und des vierten Abschnitts der Sammlung. (Notizen zum Manuskript, 5.5.1957) Im Brief vom 14.5.1957 an den Verlag meinte er zu den Gedichten von Thomas Bernhard: »Die wirren Reden dieses Herzens mit Gott sind soviel überzeugender als seine versifizierte Lokalkritik, die magische Vergegenwärtigung der Toten in der Natur soviel eindrücklicher als das Prunken mit WC-Vokablen. Außerdem hat unsere junge Verlegerin ein Recht, nicht für die Exhibitionismen eines hochbegabten lyrischen Beginners in aller Öffentlichkeit verantwortlich gemacht zu werden. Alles Übrige habe ich in meinen Marginalien niedergelegt. Und Häresien bleiben Häresien, auch wenn sie, ins Daseinsgefühl verwandelt, sich lyrischer Ausdrucksformen bedienen. Das darf man Th.B. nicht durchgehen lassen.« Für den überarbeiteten Band wünschte sich Bernhard den Titel *Narren und Tote*, wenig später *Lebende und Tote*, ein weiterer Vorschlag von Zangerle, *Krug aus Schmerz gebrannt*, war dem Autor »zu lyrisch«, außerdem war der »Krug« bereits für den Gedichtband von Gerhard Fritsch, *Der Geisterkrug* (Otto-Müller-Verlag 1958), reserviert. (Briefe des Verlags an Zangerle, 13.6. bzw. 19.6.1957) Das von Zangerle vorgeschlagene und erst in letzter Minute verfaßte Nachwort (am 26.7.1957 nach einer ultimativen Mahnung im Verlag eingegangen) wurde nicht aufgenommen, da Bernhard damit überhaupt nichts anfangen konnte und es auch dem Verlag »nicht recht gelungen« schien. (Brief an Zangerle, 9.8.1957)

298 Jacques Legrand: geb. 1922, Paris; lebt in Villecresnes. Universitätsprofessor, Übersetzer. Legrand war nach seinem Studium der Germanistik und Romanistik in Montpellier an verschiedenen Universitäten in Europa sowie in Tunis tätig. Von 1953 bis 1959 als Professor am Französischen Kulturinstitut in Innsbruck, dort nahm er um die Jahreswende 1953/54 Kontakt mit Ficker auf. Legrand übersetzte neben Trakl u.a. Werke von Rilke, Fontane, Thomas Mann und Stefan Zweig. – Der hier angesprochene Aufsatz war in *Akzente* 3, 1956, 415-419, erschienen. Legrand sieht, mit Heidegger, die »Abgeschiedenheit« als den »Ort« des Traklschen Gedichts. Dieses Wort bedeute »den Zustand des Dichters, der, nicht tot, nur der sinnlichen Umwelt abgestorben ist und eine (wohl nicht romantische, sondern metaphysische) Zuflucht in einer reinen Welt der Natur findet. Er ist abgeschieden, ist ent-rückt. [...] Meinerseits hatte ich zuerst an »retraite« gedacht (die »Exerzitien«, die fromme Leute pflegen); das Wort hat aber eine religiöse Prägung, die zu dem traklschen Begriff nicht genau paßt. Ich glaube, daß »Isolement« (Ab-sonderung, Ver-einsamung) eine ziemlich treffende Übersetzung ist, wenn man das Wort mit großem Anfangsbuchstaben schreibt, damit seine Symbolkraft zur Wirkung kommt.« (418) »Verwesung« interpretiert Legrand »etymologisch streng genommen« als »das Ver-wesen, den Verlust des Wesens. »Décomposition« ist ein Wort, das keine Schwierigkeit bietet und das dem deutschen Wort genau entspricht. Leider aber kann man das Wort »Wesen« mit »composition« nicht erfassen!« (419) Legrand sandte Ficker im Laufe des folgenden Jahres mehrere seiner Übersetzungen von Trakl-Gedichten, u.a. *La jeune servante* und *Chant d'un merle prisonnier*. Zuletzt erschienen Trakls *Poèmes majeurs* in Legrands Übersetzung 1993 bei Aubier, Paris, herausgegeben von Adrien Finck.

Heinrich: Hier der Bezug auf Karl Borromäus Heinrichs *Briefe aus der Abgeschiedenheit* im B III, H. 10, 460-468 (*Tempo, Zeit undstellungslosigkeit. Furcht vor dem Tode und Wert des Lebens*), und im B III, H. 11, 508-516 (*Die Erscheinung Georg Trakl's*).

»Abendland«: HKA I, 139. Legrand übersetzt die Verse: »Mond, als träte ein Totes / Aus blauer Höhle« mit »Lune, comme si sortait une vie morte / D'une grotte bleue«. In der von Trakl häufig verwendeten Form des Neutrums sieht Legrand »das Passiv-slawische« als »eigentümliche Haltung des Dichters der Welt gegenüber« zutage treten. Dies in Abhebung zum von Rilke bevorzugten substantivierten Infinitiv, den Legrand als »aktives Neutrum« bezeichnet. (416)

300 **Schwester**: deren älteste Tochter war in Deutschland an Lungenentzündung gestorben. Lavant gab ihrer Schwester das Geld für die Reise dorthin, doch traf sie ihr Kind nicht mehr lebend. In einem undatierten Brief an Teuffenbach, den sie hier wieder anspricht, berichtete Lavant von diesen unglücklichen Umständen: »Muß helfen wo ich kann. Aber im Frühjahr wenn ich noch leb komm ich zu Euch hinaus gelt ja? Das Geld werd ich wohl zusammensparen zum Fahren hoffentlich krieg ich nächstes Jahr die Förderungsprämie noch? Aber die Leut glauben jetzt ja daß ich eine »reiche Frau« geworden bin und dabei geht das bißchen immer wieder sofort für ein Unglück drauf. [...] Wenn sich der Strum [!] vor Weihnachten noch ein wenig legt dann schreib ich Euch allen gleich (Dir und Herrn von Ficker) Denkt alle ein bißchen an mich. Wenn nur die Sabinn nicht unterwegs ganz krank wird oader stirbt. [...] In meinen horoskop heißt es daß im Jänner 57 alles ganz schlimm werden wird: Tiefstand in der Familie. Ich fürcht mich halt immer daß die Sabinn auch sterben wird. Und was dann mit den Kindern und den vielen Schulden? Nein ich hör schon auf. Und sobald irgend ein Lichtblick sich zeigt schreib ich Dir sofort. Antun werde ich mir wohl nichts. [Dafür] hab ich vielzuviel Angst vor nachher. Und wenn si[c]h die ärgsten Sorgen wieder ein wenig legen, dann ist ja manchmal das bloße reine Leben das Atemholen-Können schön und süß, ich bin im Grund nicht fürs Sterben. Gelt Du denkst ein wenig an mich und Heinz auch. Vergiß nicht die Grübe an Herrn von Ficker! Ich denk viel an ihn. Er ist einer der gütigsten und klügsten Menschen die ich kenne und ich bin froh daß ich ihn kenne. Vielleicht sehen wir uns alle doch einmal wieder. [...]« (Brief im Nachlaß Teuffenbach im BA.) Teuffenbach hat Ficker wohl diesen Brief zum Lesen gegeben, woraufhin er, wie schon früher hie und da, der Lavant eine Geldsumme zugehen ließ. Am 19.12.1956 ließ sie allerdings den größten Teil des Geldes wieder zurückgehen und begründete dies: »Heute ist es noch ein »streng-vertrauliches« Geheimnis aber bis Sie den Brief bekommen weiß es ohnehin die ganze Welt und noch sieben Dörfer dazu. Mir ist anläßlich des Staatspreis-Wettbewerbes eine fördernde Auszeichnung zuerkannt worden. Ich nehme an, daß das eine Art Trost-Preis ist. Jedenfalls, Väterchen, kann ich nun wohl nimmer das viele Geld von Ihnen annehmen wo Sie doch Kinder und Enkel zu bechristkindln haben. Es geht wirklich nicht und es darf Ihnen bei Gott nicht weh tun sonst häng ich mich am nächsten Zaun auf. Ich hab mir ja auch ein Christkindl zurückbehalten wie Sie wohl sehen werden, ich will mir davon das kaufen was ich mir lang schon wünsche nämlich: Die Baruscha von Christine Lavant. Ich hab keine und wollte immer das Buch schon kaufen und immer war mir wieder um das Geld zu schad.«

**Verwirrungen**: Auch im Brief vom 19.12.1956 gebraucht Lavant diesen Ausdruck: »Ich hab in den letzten Tagen viel im Brenner[e]ft gelesen um auch von dieser Seite her von Ihnen etwas zu erfassen und an Ihnen teilzunehmen. Wissen Sie worauf ich gekommen bin? Darauf, daß es mich nun nimmer wundert wenn Sie immer wieder in Verwirrungen hineingeraten – gezogen werden. Es ist nämlich so, daß auch die Verknüpfungen, die Knoten irgendwo ein Heimgehn haben müssen und wo son[s]t als bei Einem der Güte Erbarmen Einsicht Weisheit und Demut hat. Aber das alles sind Dinge die man noch sagen kann darüber hinaus aber ist noch eine große Weite und Tiefe.«

301 **Dein Memento**: nicht erhalten.

**Tod meines Bruders**: Heinrich von Ficker: geb. 22.11.1881, München; gest. 29.4.1957, Wien. Meteorologe, Univ.-Prof. in Graz, Berlin, zuletzt Wien. 1946-1951 Präsident der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

**Hans Neuwirth**: Das Ehepaar Gusti und Hans Neuwirth war über Cenzi Sild seit den 30er Jahren mit der Familie Ficker bekannt. Gusti Neuwirth war kunsthandwerklich tätig; Hans Neuwirth war Richter in Wien, leitete dort Jugendgerichtsverhandlungen, bei denen Cenzi Sild längere Zeit Schöffin war. Bereits 1928 hatte Hans Neuwirth Gedichtmanuskripte an Ficker gesandt, wieder 1933; danach hatte der Briefwechsel weitgehend privaten Charakter. **Traktl-Gedächtnis-Nummer**: Wilhelm Alt verfaßte einen Aufsatz für *Wort in der Zeit* 3, 1957, H. 2, 65-67. In dieser Gedächtnisnummer abgedruckt war u.a. auch der Brief an Oskar Kokoschka vom 19.11.1914 (vgl. Bd. 2, Nr. 321, 47f.), in dem Ficker vom Tod Trakls berichtet. – Alt zitierte von Johann Jakob Bachofen dessen Unterscheidung zwischen

Sprache und Symbol: »Zu arm ist die menschliche Sprache, um die Fülle der Ahnungen, welche der Wechsel von Leben und Tod wachruft ... in Worte zu kleiden. [...] Nur das Symbol kann diesem edleren Bedürfnisse genügen. Das Symbol erweckt Ahnungen, die Sprache kann nur erklären. Das Symbol schlägt alle Saiten des menschlichen Geistes zugleich an, die Sprache ist genötigt, sich immer nur einem einzigen Gedanken hinzugeben. Bis in die geheimsten Tiefen der Seele treibt das Symbol seine Wurzel, die Sprache berührt wie ein leiser Windhauch die Oberfläche des Verständnisses.« Jakob Böhme kommt mit einem Ausspruch zu Wort, »mit dem er den edlen Schwermut (seinen eigenen wie den eines Trakl, eines Kierkegaard) gegen die auskennerische Verunglimpfung durch die ›Hänse‹ aller Zeiten in Schutz nahm und vor ihrem heroischen Hintergrund aufleuchten ließ. ›O höre, Meister Hans, ich weiß wohl, was Melancholey ist, weiß auch wohl, was Gott ist; ich kenne sie beide und auch dich in deiner Blindheit. Aber solch ein Wissen kostet nicht eine Melancholey, sondern ein ritterlich Ringen.«

302 Brief von Kokoschka: vom 6.11.1914 (vgl. Bd. 2, Nr. 299, 34).

Spengler: Oswald Spengler: geb. 29.5.1880, Blankenburg/Harz; gest. 8.5.1936, München. Kultur- und Geschichtsphilosoph. Hauptwerk: *Der Untergang des Abendlandes* (2 Bde. 1918-1922).

Muschg: Walter Muschg: geb. 21.5.1898, Witikon/Zürich; gest. 6.12.1965, Basel. Literaturhistoriker. Bekannt v.a. durch seine stark polemische *Tragische Literaturgeschichte* (1948). Muschg hatte 1927 in den *Annalen* (Zürich) den Brenner sowie Paula Schliers Buch *Petrus Aufzeichnungen* rezensiert. Punt spricht in diesem Brief vermutlich über Muschgs 1956 erschienene Aufsatzsammlung *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (Bern: Francke), die auch eine sehr grundlegende Ablehnung der Heideggerschen Hölderlin- und Trakl-Interpretation enthält. In seinem Aufsatz *Zerschwatze Dichtung* (ebenda., 93-109) schreibt Muschg über Heideggers Sicht von Trakl als »Dichter des noch verborgenen Abend-Landes«: »Das Klischee wirkt hier grotesk. Ein so reiner Magier wie Trakl kann von vornherein nicht das prophetische Sendungsbewußtsein besitzen, das Hölderlin eine Zeitlang in sich trug. Und als rein tragische, im Innersten gebrochene Gestalt, schwermütig durch den ungelösten Fluch einer Schuld, für die nach seinem eigenen Geständnis sein Dichten eine unvollkommene Sühne ist, verzweifeln und zusammenbrechend unter dem bis ins Verbrecherische reichenden Bösen und Häßlichen in sich selbst und in der Welt, eine Selbstmördernatur und als Dichter ein einziges Sinken, Verklingen und Erlöschen, entzieht er sich dem Zugriff eines Denkers, der nicht weiß, wie es um eine so gnadenlos zwischen Himmel und Hölle schwankende Seele und ihre abgründig vielsagende Sprache bestellt ist. Die Verzeichnung könnte nicht übler sein. Daß man sie nicht verlacht, sondern bewundert, liegt daran, daß man heute nichts lieber hört, als wenn das Tragische ästhetisch verwässert und in Nihilismus oder Mystizismus abgebogen wird.« (99f.) Muschgs Polemik trifft, neben Heidegger, auch Alfred Fockes Trakl-Buch *Liebe und Tod* (1955) und Eduard Lachmanns *Kreuz und Abend. Eine Interpretation Georg Trakls* (1954). – Autoren, die, so Muschg, es »bloß für nötig [halten], dem in schwarze Verzweiflung versunkenen Salzburger Protestanten ein sentimentales katholisches Mäntelchen umzuhängen.« (106) – Der von Punt erwähnte Aufsatz *Der Ptolemäer, Abschied von Gottfried Benn* findet sich ebenfalls in dieser Sammlung (47-70). – Vgl. zum Kontext dieser Auseinandersetzung Punts mit zeitgenössischen literarischen Strömungen auch seine Sammlung verballhornenden Charakters *Die Wörterfalle oder errötend folgt er ihren Spuren – experimentelle dichtung aus dem labor*. (Undatiertes Kopienexemplar im Nachlaß Punt im BA.)

303 Erentraud Müller: geb. 7.7.1933, Salzburg; lebt in Salzburg. Tochter von Otto Müller. 1951 Matura, 1952 Buchhandelslehre im L.-Schwann-Verlag, Düsseldorf, und 1953 in der Julius Weises Hofbuchhandlung in Stuttgart; im Februar 1956, nach dem Tod ihres Vaters, Übernahme der Verlagsleitung, die sie bis zum Herbst 1963 inne hatte; November 1963 Beginn des Medizinstudiums, Promotion im Mai 1970; nach fünfjähriger Tätigkeit im Krankenhaus eigene Praxis als Ärztin und Psychotherapeutin.

304 **Kozian**: Rudolf Kozian war kaufmännischer Direktor im Otto-Müller-Verlag.  
**Artmann**: H[ans] C[arl] Artmann; geb. 12.6.1921, Wien; lebt in Wien. Schriftsteller. Erentraud Müller berichtete in ihrem Brief vom 6.9.1957, Artmann sei von Fickers »Vorschlag, seinen Gedichten eine »Übersetzung« beizufügen, sehr eingenommen, ja geradezu begeistert. Er versprach, diese Übertragung selbst und in kurzer Zeit vorzunehmen.« Der Band mit Wiener Dialektgedichten *med ana schwozzn dintn. gedichta r aus bradnsee* erschien 1958 im Otto Müller Verlag. Das angefügte Glossar schwer verständlicher Ausdrücke (88-95) war »vornehmlich jenen Wienerern gewidmet, die, durch ein widriges Geschick ihrer Muttersprache entfremdet, anders des nötigen Verständnisses entbehren müßten.« (88)

305 **beiliegendem Versuch**: Die ersten beiden Strophen des Gedichts *noch ana sindflud* (69) lauten: »noch ana sindflud / san olawü / de fenztabreln fafüud – / ka fogl singd mea en de bam / und de kefa schwiman en d lokn / med n bauch in da hee . // waun s d an bam beilsd / foen da dropfm aum huad / und en de kino drin / riacht s noch hei- und woefisch / de wos en ole rein xessn san ...«

**Monographie**: *Karl Kraus und sein Werk*. Wien: Lányi 1920. (Zu Lieglers Dialektfassungen vgl. Bd. 3, 353.)

306 **Alphons Kappeler**: Lebensdaten nicht ermittelt. Er dissertierte damals bei Prof. Ernst Alker, Ordinarius für neuere deutsche Literatur an der Universität Freiburg/Schweiz, über den Schriftsteller und Essayisten Fritz Reck-Malleczewen (1884-1945), der im KZ Dachau an Typhus gestorben war. Kappeler fragte Ficker wegen Kestraneks eventueller Nähe zum Chiemgauer Widerstandskreis um Leo von Zumbusch. Reck-Malleczewen hatte vor seiner Verhaftung 1944 auf Gut Poing bei Truchtlaching/Oberbayern gelebt. Eine Monographie Kappelers mit Gesamtbibliographie über Reck-Malleczewen war schon 1955 erschienen.

308 **»In hora mortis«**: Salzburg: Otto Müller 1958. Erentraud Müller erwähnte in ihrem Brief vom 6.9.1957 an Ficker das neue Manuskript von Thomas Bernhard, einen »Text für ein Oratorium«. »Ich war freudig überrascht, zu welcher Aussage er hier findet, ma[n]che Stellen erinnern auch an die Wortgewalt der alttestamentarischen Psalmen.« – Über das hier erwähnte Treffen zwischen Ficker und Thomas Bernhard (am 9.1. in Fickers Büro am Innrain) konnte nichts ermittelt werden. Am 4.1.1958 hatte Zangerle an den Otto-Müller-Verlag berichtet: »Ficker hält Thomas Bernhard für hochbegabt, aber doch seine Kindheitsleiden maßlos überschätzend. Man könne seine Aufschreie nicht vor den Menschen wie Raketen zu Gott abschließen. In hora mortis, von der man, wie immer, überrascht sei, gebe es kein lyrische[s] Sich-Interessant-Machen mehr. Im Übrigen glaubt Ficker, daß das Ende der rein formalen Experimente bereits gekommen sei. – Man müsse streng unterscheiden zwischen der Haltung des echten Mitleides, die jeder in leiblicher wie geistiger Not Befindliche vom Christen erwarten dürfe, und einer erbarmungslosen Objektivität, die man dem Kunstwerk schuldig sei.« – Noch im selben Jahr erschien ein weiterer Lyrikband von Thomas Bernhard, *Unter dem Eisen des Mondes*, im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 1962 schließlich erschien seine letzte Gedichtsammlung in Buchform: *Die Irren / Die Häftlinge*. Klagenfurt: Privatdruck (neu aufgelegt: Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988).

**Anthologie**: als Titel war auch *Das andere Österreich* im Gespräch.

309 **Erzherzogs Karl**: unklar, welcher Erzherzog gemeint ist, wahrscheinlich: der letzte Habsburger-Kaiser Karl I. (1887-1922). Vgl. Karl Werkmann (Hrsg.): *Aus Kaiser Karls Nachlaß*. Berlin: 1925. Gedruckte und ungedruckte Quellen wieder in: *Kaiser Karl. Persönliche Aufzeichnungen, Zeugnisse und Dokumente*. Hrsg. von Erich Feigl. Wien, München: Amalthea 1984.

**Feuchtersleben**: Ernst von Feuchtersleben; geb. 29.4.1806, Wien; gest. 3.9.1849, Wien. Schriftsteller, Dozent für Psychiatrie. Verfaßte populär-philosophische Schriften, Aphorismen und lehrhafte Lyrik.

**Ladislau s Py rker**: geb. 2.11.1772, Lángh/Ungarn; gest. 2.12.1847, Wien. Schriftsteller, Patriarch von Venedig, Erzbischof von Erlau/Ungarn.

**Franz Janowitz**: geb. 28.7.1892, Pödebrad/Böhmen; gest. 4.11.1917, Mittelbreth, Bez. Tolmein. Schriftsteller, Lyriker (vgl. Bd. I, 324). Vgl. die Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß in B VI bis XII, 1919-1928; weiters *Auf der Erde. Gedichte*. Hrsg. von Karl Kraus. München: Kurt Wolff Verlag 1919; vgl. auch Franz Janowitz: *Auf der Erde und andere Dichtungen. Werke, Briefe, Dokumente*. Mit einem Anhang hrsg. von Dieter Sudhoff. Innsbruck: Haymon-Verlag 1992.

**Kürnberger**: Ferdinand Kürnberger: geb. 3.7.1821, Wien; gest. 14.10.1879, München. Schriftsteller. *Siegelringe. Eine Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons* war 1874 erschienen (Hamburg: Verlag Otto Meißner); wieder als erster Band der *Gesammelten Werke*, hrsg. von O.E. Deutsch, München, Leipzig: Verlag Georg Müller 1910.

**von Kübeck**: Karl Friedrich Kübeck, Freiherr von Kübau: geb. 28.10.1780, Iglau; gest. 11.9.1855, Habersdorf/Wien. Verwaltungsbeamter und nach 1849 Politiker im österreichischen Reichsrat. Vgl. seine *Tagebücher*. Hrsg. und eingeleitet von Max Frh. v. Kübeck. 3 Bände. Wien: Gerold 1909-10. Auswahl in: *Aus dem Nachlaß. Tagebücher, Briefe, Aktenstücke 1841-1855*. Hrsg. u. eingeleitet von Friedrich Walter. Graz, Wien: Böhlau 1960.

**Josef Lewinsky**: geb. 12.9.1839, Proßnitz/Mähren; gest. 15.5.1924, Berlin. Schauspieler, Sänger, Erzähler. Der Aufsatz *Sic transit! (Das alte Burgtheater)* war erschienen in *Bühne und Welt* 1, H. 6, 1898, wieder in: *Kleine Schriften dramaturgischen und theatergeschichtlichen Inhalts* von Josef Lewinsky. Postum gesammelt und hrsg. von Olga Lewinsky. Berlin: Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte 1910, 195-197.

**Adolf Loos**: *Trotzdem* war 1931 im Brenner-Verlag erschienen.

**Lenau**: Nikolaus Lenau: geb. 13.8.1802, Csatád/Ungarn; gest. 22.8.1850, Wien. Dichter.

**Spitzer**: Daniel Spitzer: geb. 3.7.1835, Wien; gest. 11.1.1893, Meran. Feuilletonist, Erzähler. Seine berühmten *Wiener Spaziergänge* erschienen zuerst in der *Presse*, ab 1873 in der *Neuen Freien Presse*, gesammelt 1869-1886. (Neuauf. 1986-88)

310 **Speidel**: Ludwig Speidel: geb. 11.4.1830, Ulm; gest. 3.2.1906, Wien. Feuilletonist, Theaterkritiker. Ab 1864 bei der *Neuen Freien Presse*, neben Spitzer der wichtigste Repräsentant des liberalen Wiener Feuilletons.

**Sonnenthal**: Adolf von Sonnenthal: geb. 21.12.1834, Pest; gest. 4.4.1909, Prag. Schauspieler, Spielleiter am Burgtheater.

**Ferdinand Sauter**: geb. 6.5.1804, Werfen bei Salzburg; gest. 30.10.1854, Wien. Lyriker.

**Josef Schöffel**: geb. 29.7.1832, Brünn; gest. 7.2.1910, Mödling. Wurde »Retter des Wienerwaldes« genannt, weil er durch Reden und Publikationen im *Wiener Tagblatt* (1870-72) den bereits beschlossenen Verkauf des Wienerwalds an ein Holzschlägerkonsortium verhinderte. Die *Erinnerungen aus meinem Leben* erschienen 1905 in Wien bei Jahoda & Siegel.

**Wenzel Scholz**: geb. 28.3.1787, Brixen/Südtirol; gest. 5.10.1857, Wien. Schauspieler, Komiker. Arbeitete mit Nestroy zusammen, der einige Rollen für ihn verfaßte.

**Schaukal**: Richard Schaukal: geb. 27.5.1874, Brünn; gest. 10.10.1942, Wien. Lyriker, Essayist, Erzähler, Übersetzer (vgl. Bd. I, 340). Seine Broschüre *Karl Kraus. Versuch eines geistigen Bildnisses* war 1933 in Wien/Leipzig beim Reinhold Verlag erschienen.

**Bertold Viertel**: geb. 28.6.1885, Wien; gest. 24.9.1953, Wien. Regisseur, Lyriker, Essayist, Übersetzer, 1956 gab Ernst Ginsberg den Band *Dichtungen und Dokumente* über Viertel heraus.

**Weininger**: Otto Weininger: geb. 2.4.1880, Wien; gest. 4.10.1903, Wien (Selbstmord). Philosoph und Psychologe (vgl. Bd. I, 292).

**Wildgans**: Anton Wildgans: geb. 17.4.1881, Wien; gest. 3.5.1932, Mödling. Lyriker, Dramatiker, Burgtheaterdirektor (vgl. Bd. I, 328).

**A. P. Gütersloh**: Albert Paris Gütersloh: geb. 5.2.1887, Wien; gest. 16.5.1973, Baden bei Wien. Schriftsteller, Maler (vgl. Bd. I, 325).

**Brunmayr**: Hans Brunmayr: geb. 1912, Brünn; gest. 4.10.1993, Wien. Germanist und Ro-



manist, Leiter der Abteilung für Literatur und Bildende Kunst am BMfUK in Wien, zuletzt Leiter des Österreichischen Kulturinstituts in Paris. Vgl. den Nachruf von Walter Methlagl in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*, 12/1993, 107f.

**I. M. Hauer:** Josef Matthias Hauer; geb. 19.3.1883, Wiener Neustadt; gest. 22.9.1959, Wien. Komponist und Musiktheoretiker (vgl. Bd. 2, 508). Er entwickelte schon vor Arnold Schönberg seit 1919 eine Form der Zwölftonmusik als Abfolge von Sechstonkombinationen (Tropen). Seit 1907 näher mit Ferdinand Ebner befreundet, dem er 1913 auch seine »Erste Symphonie« (*Nomos I*) widmete. 1920 zerbrach diese Freundschaft u.a. wegen Hauers massiver Gegnerschaft zu Karl Kraus und wegen Ebners Hinwendung zum *Brenner*. Vgl. Franz Seyr: *Der gemeinsame Weg – Ferdinand Ebner und Josef Matthias Hauer*. In: *Das Josefstädter Heimatmuseum* 37, April 1964, 307-317.

311 **Ihren letzten gütigen Brief:** vom 21.1.1958.

**Gedichte Slovincik's:** Ficker stand mit dem Dichter in Briefkontakt über eine solche Auswahl, die er dem Otto Müller Verlag für seine Lyrik-Reihe empfohlen hatte. Ignaz Zangerle übermittelte am 29.11.1957 dem Verlag Fickers Gutachten: »[Dieser] meint, daß die oft liedhaften Orientierungsversuche von Sl. gut konstruieren (!) würden zur Windrosen-Artistik von Wieland Schmied, daß ein solches lyrisches »understatement« den auf ihre nachgeholt lyrischen Errungenschaften allzu eingebildeten Arrieregardisten vom Schlage der H. E. Holthusen recht guttäte; denn in Kürze müsse es sich erweisen, daß die sich darin offenbarende geistige Horizontbeschränkung auch lyrisch in eine Sackgasse münde. Mit einem solchen Gedichtband würde der Verlag auch dartun, daß er sich nicht identifiziere mit den unter der Patronanz von Mons. Mauer segelnden Wiener lyrischen Halbstarke.« – Der von Ficker vorgeschlagene Titel »Alternder Gärtnerblick« (Brief vom 22.12.1957) wollte Slovincik allerdings »nicht recht gefallen. Erstens ist ja das gärtnerische Moment nicht so übergewichtig in meinen Gedichten und zweitens sträubt sich in mir etwas gegen den alternden Blick. Könnte man nicht vielleicht als Titel »Schöblinge« wählen? Es kommen ja in meinem Garten überall Schöblinge aus der Erde und ich denke, meine Gedichte sind auch so wilde Schöblinge, nur daß ich diese hege, während ich die anderen ausreiß.« (Brief vom 8.1.1958 an Ficker) Die Gedichtsammlung unter diesem Titel erschien dann nicht im Otto Müller Verlag, sondern 1959 bei Bergland, Wien.

**Einfall Thomas Bernhards:** Müller hatte am 21.1.1958 berichtet: »Nun möchte ich Ihnen heute ganz herzlich dafür danken, daß Sie sich so um unseren Thomas Bernhard angenommen haben. Er kam so glücklich wieder aus Innsbruck zurück, glücklich auch über die Lösung, mit der er nun ganz einverstanden ist.

Eine Schwierigkeit hatten wir inzwischen hier ja noch zu lösen: Unserem guten Bernhard ist anscheinend nun kurz vor der Herausgabe seines Werkes plötzlich Angst geworden, sich vor der Öffentlichkeit als Verfasser zu bekennen. Er wollte nur als Herausgeber eines ihm zufällig in die Hände gelangten Manuskriptes zeichnen, welches von einem Brief begleitet ist, den ein junger Mensch, anscheinend kurz vor seinem Tod, geschrieben hat. Und dieser Brief ist ganz erfüllt von der Verlorenheit und Verlassenheit und Verzweiflung, in die ein Mensch fallen kann. Und er sollte hier gleichsam als Gegengewicht oder auch als zweites Ich zu der Aussage der HORA MORTIS stehen.

Wir konnten ihn aber schließlich davon überzeugen, daß der Brief gar keine wesentliche Ergänzung zu dem bisherigen Manuskript bringen kann. Im tiefsten ist ja eigentlich dem Menschen sein ganzes Leben hindurch nichts gegenwärtiger als die HORA MORTIS, ganz gleich, ob er noch eine Stunde, einen Tag oder Jahre des Lebens vor sich hat. Manchmal ist sie verborgen, manchmal ist sie ganz unmittelbar nahe. Darum, glaube ich, darf man sich ganz ruhig zu einer Aussage, die man in einer solchen Stunde gemacht hat, bekennen, auch wenn man hoffentlich noch viele Jahre gesund weiterleben wird. Und um zu wissen, daß dieser Text nicht aus einer Geborgenheit und beruhigten Sicherheit heraus entstanden ist, dazu braucht man die Erklärung in dieser Briefform nicht.«

312 **Weiler:** Max Weiler; geb. 27.8.1910, Absam; lebt in Innsbruck und Wien. Maler und

Graphiker. Seine Bekanntschaft mit Ficker hatte 1934 Ignaz Zangerle gestiftet. Auf Fickers Vermittlung hin lernte Weiler 1955 Otto Breicha persönlich kennen. 1956 porträtierte Weiler Ficker erstmals (Eitempera auf Leinwand, 100x100 cm, diese Arbeit befindet sich in der Sammlung Hans Dichand, Wien); 1957 folgte ein weiteres Porträt von Ficker (Öl, Eitempera auf Leinwand, 153x115 cm, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum). Außerdem zeichnete Weiler 1957 ein *Doppelporträt Ludwig von Ficker und Georg Trakl* (Bleistift auf Papier, 80x60 cm, Sammlung Otto Breicha, Wien). Abgebildet in: *Max Weiler – Porträts 1933-1990. Mit einem Essay von Krista Hauser*. Innsbruck: Haymon-Verlag 1990, 60f., 64f. bzw 66f. – Für den Umschlag des neuen Buches von Paula Schlier, *Die letzte Weltennacht*, war zuerst die Seckauer *Apokalypse* von Herbert Boeckl vorgesehen (vgl. Brief Ignaz Zangerle an den Otto-Müller-Verlag, 27.10.1957), doch änderte mit Jahreswechsel Ficker seinen Wunsch zu Gunsten der Darstellung aus der Apokalypse von Max Weiler. Herangezogen wurde schließlich ein Entwurf zu einem Fresko für die Friedenskirche in Linz-Urfahr, »Das Lamm gleichwie geschlachtet«. Vgl. dazu den Aufsatz von Walter Methlagl in: Peter Weiermair (Hrsg.): *Über Max Weiler*. Innsbruck: Allerheiligenpresse 1980, 173-176.

**Ach – ach – ach – Kaskade**: über dieses Ende des Textes, das in der Buchform *nicht* auf eine neue Seite umgebrochen erschien, äußerte Erentraud Müller im Brief an Ficker vom 4.4.1958: »[S]chon als ich die typographischen Angaben zu diesem Bändchen gab, habe ich mich eigentlich gefreut, daß die letzten ›Ach‹ auf eine neue Seite umbrochen werden würden. Dies gab mir nämlich einen äußern Grund ihm einige dieser ›Achs‹ auszureden!

Ich habe mich auch bemüht, das ganze Bändchen so einfach wie nur irgend möglich zu gestalten, damit es auch vom äußeren her nicht mehr sein will als es ist, nämlich die Aussage eines jungen Menschen, der wenigstens für einen Augenblick erkennt, daß seine ganze Verlassenheit und sein Elend in der Distanz zwischen Mensch und Gott wurzelt. [...] Ich sah die Berechtigung für die Herausgabe dieses Bändchens darin, daß er stellvertretend für viele einen Seelenzustand zu zeichnen versuchte. Ich hätte auch nicht den Mut gehabt, ihm diesen Versuch nicht ernst zu nehmen.«

**313 Zelger**: Arthur Zelger; geb. 31.3.1914, Innsbruck; lebt ebenda. Graphiker. 1946 Gründungsmitglied der Tiroler Künstlerschaft, 1955 Staatspreis für Plakatkunst, zahlreiche weitere Preise für seine Gebrauchsgraphiken. Zelger konnte sich, von den Herausgebern befragt, nicht erinnern, für *Die letzte Weltennacht* einen Entwurf gestaltet zu haben.

**Dedikationsexemplare**: H.C. Artmann: *med ana schwoazzn dintn*; Thomas Bernhard: *In hora mortis*; Gerhard Fritsch: *Der Geisterkrug*; alle drei Salzburg: Otto Müller Verlag 1958.

**Polakovics**: Friedrich Polakovics; geb. 2.6.1922, Wien; lebt in Wien. Zeichenlehrer, Lyriker. Er hatte den Einband und die typographische Gestaltung des Artmannschen Bandes besorgt und eine Einbegleitung verfaßt. (8-16)

**314 Ebner – Sache**: schon im Frühjahr 1957 hatte Michael Pfliegler Ficker berichtet, die »unbesehene Druckerlaubnis des neuen Erzbischofs, die er dem Vertrauen in die Herausgeber erteilte.« hätte offenbar den Zensor gereizt. Im Vorwort zum 2. Band der Ausgabe wollte er auf die vorgebrachten Bedenken eingehen. (Brief vom 16.4.1957) Ein theologisches Gutachten, das Franz König einholen ließ, fiel nicht eindeutig positiv aus, woraufhin der Herder-Verlag sich vom Projekt zurückzog.

**Heideggers**: hatte im Mai 1958 im Wiener Burgtheater bei einer Matinee über Dichter und Denker gesprochen und war auf der Heimfahrt, zusammen mit seinem Verleger Neske, am 15.5. bei Ficker in Mühlau vorbeigekommen.

**Leo Gabriel**: geb. 10.9.1902, Wien; gest. 15.2.1987, Wien. Philosoph, seit 1950 Prof. in Wien. Werke u.a.: *Existenzphilosophie. Von Kierkegaard bis Sartre*, 1950; *Integrale Logik. Die Wahrheit des Ganzen*, 1965.

**meiner Frau**: Anna Hänsel, geb. Sandner; 20.7.1887, Dürrenberg b. Hallein; gest. 7.9.1976, Wien. Lehrerin.

**Telegramm**: Torberg hatte zu seinem 50. Geburtstag aus Innsbruck ein mit »Ludwig

Fischler« gezeichnetes Telegramm erhalten, wofür er sich am 14.9.1958 bei Ficker, vorsichtshalber, bedankte.

315 »Lebenslied«: *Gedichte aus 25 Jahren*. München: Langen-Müller Verlag 1958.  
Kasuhiko Kubo; geb. 1927; gest. 24.2.1989, Tokio (?). Univ.-Prof., Übersetzer. Kubo hatte 1957 am Germanistischen Seminar der Universität Tokio *Über die Toneinheitlichkeit der Dichtungen Georg Trakls* diplomiert und Ficker ein Exemplar seiner Arbeit gesandt. (12.5.1958) 1959 folgte die Dissertation *Trakl und Hölderlin. Ein Studium über ihre Liebe*. Seine Übersetzung einer Auswahl von Trakl-Gedichten erschien in *Berühmte Gedichtsammlungen der Welt. Band 8*. Tokyo: Heibonsha Verlag 1959, 91-105. Aufsätze von Kubo über Trakl erschienen in der Zeitschrift *Doitsu Bungaku* (Deutsche Literatur): *Über die Liebe bei Georg Trakl*, H. 33, 1964, 44-52; *Interpretation und Geschichte. Trakl und Hölderlin*, H. 38, 1967, 30-47; *Georg Trakl und unsere Zeit*, H. 43, 1969, 91-96. 1980 stellte Kubo unter Mitwirkung von Natsuki Takita und der Japanischen Gesellschaft für Germanistik eine *Trakl-Bibliographie – Japan* zusammen. Am 17.4.1980 sprach Kubo anlässlich des Literarischen Abends zum Gedächtnis des 100. Geburtstags von Ludwig Ficker im Innsbrucker Landesstudio des ORF über *Ludwig von Ficker und Japan*. Diese Rede ist abgedruckt in: *Untersuchungen zum »Brenner«*. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Walter Methlagl u.a. Salzburg: Otto Müller Verlag 1981, 510-512. – Zu einem persönlichen Kennenlernen zwischen Kubo und Ficker ist es nicht gekommen, Kubo kam mit seiner Frau Ayaka 1968 das erste Mal nach Innsbruck. Seinen letzten Besuch stattete er Innsbruck (und dem BA) aus Anlaß des 100. Geburtstages von Georg Trakl ab, er sprach am 18.3.1987 im Innsbrucker Treibhaus über *Georg Trakl und der Osten*.

Ihr Brief: vom 15.7.1958. Welche »Hilfsmittel« Ficker mitgeschickt hatte, konnte nicht ermittelt werden.

316 Arno Nadel: geb. 5.10.1878, Wilna; am 12.3.1943 nach Auschwitz verschleppt, seitdem verschollen. Musikwissenschaftler, Maler, Lyriker. Lebte und arbeitete in Berlin, befreundet u.a. mit Else Lasker-Schüler, Martin Buber und Ferruccio Busoni. Mit dem Gedicht *Zeichnung von Kokoschka im Brenner IV* (1914), H. 13, 609, vertreten. Literarische Werke u.a.: *Aus vorletzten und letzten Gründen* (Aphorismen, Gedichte), 1909; *Der Ton. Die Lehre von Gott und Leben. Religiöses Gedichtwerk*, 1921. Ficker dürfte hier einen Verlagshinweis auf das postum erschienene Buch *Der weissagende Dionysos. Gedichtwerk*, hrsg. von Friedrich Kemp, Heidelberg: Lambert Schneider Verlag 1959, ansprechen, in dem Nadel eine Verbindung der griechischen Antike mit den mystischen Erfahrungen des Ostjudentums schuf. In seinem Nachwort schrieb Kemp über das Spätwerk dieses Dichters (Entstehungszeit waren die 20er und 30er Jahre), der sich schon bei der Niederschrift des *Tons* als »lediglich ein Medium Gottes« betrachtet, sein Schaffen nur als »Diktat« verstanden hatte: »Im Gegensatz zu einer auf das Kompakte, Opake, mitunter auch Splitterig-Scharfe, jedenfalls Gegenständliche dringenden Sprachbehandlung der jüngsten Dichtung verleugnet Nadels Sprache niemals ihren medialen Charakter: traumerzeugt, aus Luftwurzeln sich nährend, nicht haftend, porös, zielt sie in entgegengesetzter Richtung auf eine unmenschliche Übersprache. [...] Merkwürdig und nachdenkenswert bleibt der Umstand, daß, nachdem das Christentum die Antike im Gewand der Allegorie und als Ethos rezipiert hat, ein frommer Jude diese Welt noch einmal, sehr nachdrücklichen Verboten zuwider, aus dem Geist der Musik als eine religiös verpflichtende heraufzurufen sich ermächtigt fühlte. Ein synkretistischer Zug ist dabei nicht zu übersehen, aber Arno Nadel hat diesen Synkretismus durchaus bejaht. Was er in dem »Weissagenden Dionysos« durch fünfundzwanzig Jahre hindurch verfolgt und beschworen hat, war eine Gegenwelt zu jener der wandelnden Leichname, die der frühe Aphorismus [aus der Sammlung von 1909] beschrieben und beklagt hatte. Diese »Verwirklichung« im Wort ist gleichsam ein einziger großer Exorzismus. Daß der Dichter an ihm festhielt, ihn weiter ausformte, als die »Mordwelt« seiner Gegenwart ihn längst schon eingekreist hatte, ist auch ein Zeugnis für die unerhörte Kraft, mit welcher er gegen das Ungöttliche antrümete.« (Ebd., 685f.)

Warnach: Walter Warnach; geb. 14.9.1910, Metz; lebt in Köln. Verlagslektor, 1960-75

Prof. für Philosophie an der Kunstakademie Düsseldorf, Übersetzer von Pascal und Maritain, 1960-62 Mitherausgeber der Zeitschrift *labyrinth* (zusammen mit Werner von Trotz und Heinrich Böll). Warnach war mit Paula Schlier bekannt, hatte 1954 ihr *Menschenherz* im *Rheinischen Merkur* und in *Wort und Wahrheit* besprochen, nun beschäftigte er sich mit Paula Schliers Werken als Verlagslektor bei Herder, Freiburg.

**Joseph Drexel**: geb. 6.6.1896, München; gest. 13.4.1976, Nürnberg. Publizist, Journalist. Im Ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger Funker und zuletzt Fliegerleutnant d.R.; Studium der Volkswirtschaft, verschiedene kaufmännische Anstellungen, ab 1929 bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank; ab 1923 im nationalistischen Bund Oberland in führender Position aktiv; 1926 Bekanntschaft mit Ernst Niekisch, an dessen nationalbolschewistischem Ideengut er sich zunehmend orientierte, was 1931 zur Abspaltung des Großteils der nationalrevolutionär gesinnten Mitglieder des Bundes Oberland unter Drexels Führung und zu ihrer Eingliederung in den *Widerstands*-Kreis führte; Drexel leitete die Nürnberger *Widerstands*-gruppe und gab einen Informationsdienst für die Mitglieder heraus; 1937 zusammen mit Niekisch verhaftet, Gestapo- und Untersuchungshaft bis zur Verurteilung zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus durch den Volksgerichtshof 1939; nach der Haftzeit aus Bayern ausgewiesen, wählte Drexel als Aufenthaltsort Innsbruck, wo er sich dreimal wöchentlich bei der Gestapo-Leitstelle zu melden hatte; nach rund vier Monaten erneute Abschiebung nach Stuttgart unter verschärften Aufenthaltsbedingungen; anhaltende Kontakte zu Gleichgesinnten; nach dem 20. Juli 1944 erneute Verhaftung und Deportation ins Konzentrationslager Mauthausen, von dort im Frühsommer 1945 »körperlich zwar dezimiert, aber geistig ohne entscheidenden Bruch, wieder in die Bereiche der Freiheit zurückgekehrt«, wie er im Vorwort zu seinen Aufzeichnungen über diese Lebensstation, *Die Reise nach Mauthausen* (zuerst als Privatdruck 1961), schreibt. Vgl. Wiederabdruck in: *Rückkehr unerwünscht. Joseph Drexels »Reise nach Mauthausen« und der Widerstandskreis Ernst Niekisch*. Hrsg. von Wilhelm R. Beyer, Stuttgart: DVA 1978, 9-11, hier 11. 1945 Gründer und Mitinhaber der *Nürnberger Nachrichten*. – In einem Brief an Paula Roßmann-Schlier vom 27.1.1976 erinnerte Drexel sich an seine Freundschaft mit Ficker; daraus im folgenden einige Ausschnitte: Die Bekanntschaft ging auf eine »seinerzeit politisch relevante Beziehung zwischen Ernst Niekisch und der in Wien lebenden Familie Sild [zurück]. [...] Auch er [Niekisch] hatte Ludwig über Cenci Sild kennengelernt, hat ihn auch in Innsbruck mehrmals besucht. Ludwig, den ich damals noch nicht kannte, hatte ihm einen sehr starken Eindruck hinterlassen, und er hatte mir eingehend davon berichtet.« Die erste persönliche Begegnung fand wahrscheinlich 1936 statt: »Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt, merkwürdigerweise ungefähr in der äußeren Gestalt etwa wie Theodor Häcker, den ich schon längere Zeit gekannt hatte. Seine hochgewachsene asketische, in sich ruhende Erscheinung, seine leise und dennoch ungeheuer eindringliche Sprechweise ließen mir ihn damals wie eine Mischung von Prophet und Heiligen erscheinen. Ich hatte gleichzeitig den Eindruck einer ungeheuer starken Persönlichkeit mit einer Ausstrahlung, der man sich schwerlich entziehen konnte. [...] Daß es zwischen zwei Männern wie Niekisch und Ludwig von Ficker überhaupt zu einer so engen Verbindung kommen konnte, erschien mir vom Tage meines ersten Besuchs ab als das Selbstverständlichste von der Welt, obwohl theologisch gewiß Welten zwischen ihnen zu stehen schienen. Die gegenseitige ritterliche Hochachtung vor der Persönlichkeit und dem geistigen Standort des anderen ließ solche Gegensätze nebensächlich erscheinen.« Die Verbindung erfuhr eine Vertiefung zur Freundschaft während der Zeit, die Drexel – es dürfte Sommer/Herbst 1941 gewesen sein – »unter der Obhut« Fickers in Innsbruck verbrachte. Nach der erneuten Abschiebung blieb der Kontakt mit Ficker bis Kriegsende unterbrochen, doch war dieser über seine Schwester vom weiteren Ergehen Drexels unterrichtet. »Cenci Sild hatte mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit mehrfach versucht, auf mein Geschick einzuwirken, u.a. auch über den offenbar ihr persönlich bekannten Reichsstatthalter der Niederlande, Seiß-Inquart [sic]. Aus Gestapoakten, die ich einzusehen nach meiner Rückkehr, also nach dem Zusammenbruch, die Möglichkeit hatte, weiß ich auch, daß Seiß-Inquart nicht untätig geblieben ist. Aber es war nichts auszurichten.« – Brieflich dokumentiert ist die Beziehung zwischen Ficker und Drexel ab März 1947. (Nachlaß im Brenner-Archiv) Ab 1954 verbrachte Ficker wiederholt Wochen der Erholung bei Drexel auf Burg Stauff, so auch vom 12.

bis 26. Juni 1958, zusammen mit Tochter Ulla. Der Tod der Schwiegertochter am 24.6. ließ ihn den Besuch vorzeitig abbrechen. Am 27.6. hielt Ficker dann in Tübingen einen Vortrag über Trakl.

**Frau Foth:** Lotte Foth war langjährige Mitarbeiterin bei Joseph Drexels *Nürnberger Nachrichten*.

**317 Buch von Niekisch:** Ernst Niekisch: geb. 23.5.1889, Trebnitz/Schlesien; gest. 23.5.1967, Berlin. Publizist, Politiker. Seit 1917 Mitglied der SPD (1919-22 der USPD), 1919 als Vorsitzender des revolutionären Zentralrats der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte in Bayern führend am Revolutionsgeschehen beteiligt, nach dem Scheitern 2 Jahre Festungshaft; ab 1927 Herausgeber der Zeitschrift *Der Widerstand*, in der die Grundgedanken des »Nationalbolschewismus« vertreten wurden und die im Dezember 1934 nicht zuletzt auf Betreiben Alfred Baeumlers verboten wurde; 1937 verhaftet und 1939 wegen Hochverrats und Fortführung einer politischen Partei zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Nach achtjähriger Haft wurde Niekisch, fast ganz erblindet und halb gelähmt, von den Russen aus dem Zuchthaus Brandenburg-Görden befreit. Er trat in die KPD (später SED) ein, wurde 1949 als Vertreter der Fraktion des Kulturbundes Volkskammerabgeordneter, 1948 Teilnahme an einem Ost-West-Gespräch der »Gesellschaft Imshausen«, 1948-54 Prof. an der Humboldt-Universität Berlin (Ost); legte aus Protest gegen die Ereignisse um den 17. Juni 1953 sämtliche Ämter nieder, schied aus der SED aus und übersiedelte nach Westberlin, wo ihm eine Rente, mithin eine Lebensversorgung, erst kurz vor seinem Tod nach langwierigem Verfahren und auf Intervention des damaligen Oberbürgermeisters Willy Brandt genehmigt wurde. Vgl. dazu: *Der Fall Niekisch. Eine Dokumentation*. Hrsg. von Joseph Drexel. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1964. Werke u.a.: *Hitler, ein deutsches Verhängnis*, 1932; *Europäische Bilanz*, 1950; *Die Legende von der Weimarer Republik*, 1968; *Das Reich der niederen Dämonen*, 1958; die Autobiographie *Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik Berend von Nottbeck 1974 in zwei Bänden: *Gewagtes Leben. 1889-1945* (zuerst: Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1958) und *Gegen den Strom. 1945-1967*. – Sebastian Haffner formulierte, in der Gegenüberstellung zu Hitler, eine knappe politische Positionierung der Bewegung um Niekisch: »[Sie wollten] in jeder Einzelheit das genaue Gegenteil: Hitler die nachträgliche Rache an den »Novemberverrückten«, Niekisch den nachträglichen Sieg der Novemberrevolution; Hitler die faschistische Konterrevolution, Niekisch die sozialistische Revolution; Hitler den antibolschewistischen Kreuzzug und die Kolonialisierung Rußlands mit stiller Beihilfe des Westens, Niekisch das Bündnis mit der bolschewistischen Revolution gegen den Westen. Hitler dachte in Begriffen von *Rasse* und *Raum*, Niekisch in Begriffen von *Klasse* und *Staat*. Hitler wollte Massen einfangen für eine kapitalistisch-imperialistische Politik; Niekisch eine neue Elite gewinnen für eine Politik des preußisch-asketischen Sozialismus. Hitler hatte sich, bei aller »sozialistischen« Phrasendrescherei, längst mit dem kapitalistischen Großbürgertum arrangiert; für Niekisch war und blieb das kapitalistische Bürgertum der eigentliche innere Feind.« (*Ernst Niekisch*. In: Sebastian Haffner/Wolfgang Venohr: *Preußische Porträts*. Königstein/Taunus: Athenäum 1980, 243-259, hier 253) – Niekisch war mit Fickers Schwester, Cenzi, und deren Mann Johannes Sild in Wien bekannt und hielt dort auf dessen Einladung 1931 und 1932 Vorträge über sein nationalbolschewistisches Programm. Die Silde waren, wie Niekisch im ersten Band seiner Autobiographie schreibt, Leser seiner Zeitschrift *Widerstand*. Johannes Sild erwartete sich von einer Annäherung an Rußland die – v.a. von Frankreich strikt verhinderte – Ermöglichung des Anschlusses Österreichs an Deutschland.

**seinem Vetter:** nicht ermittelt.

**Deiner Frau:** Liesl Drexel.

**318 Wilhelm Quenzer:** geb. 29.1.1922, Konstanz; lebt in Stuttgart. 1936 bis zum Kriegsausbruch Lehre als Orchestermusiker; Kriegsdienst; 1944 amerikanische Kriegsgefangenschaft, dort bis 1947 als Herausgeber von Lagerzeitungen und in der Bildungsarbeit für Kriegsgefangene tätig; nach der Rückkehr Feuilletonsredakteur in Tübingen; 1959-65 Studi-

um Philosophie, Griechisch und Deutsch in Tübingen; Diss.: *Der metaphysische Zirkel in Schopenhauers Willenslehre*, 1966; weiters erschien von ihm *Welt ohne Utopie. Aspekte des Säkularismus*, 1966. Seit 1966 hauptamtl. wissenschaftl. Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Stuttgart. – Ficker hatte das Ehepaar Gerlinde und Wilhelm Quenzer bei seiner Trakl-Vorlesung in Tübingen im Juni 1958 kennengelernt, es folgte ein Besuch in Innsbruck im September 1958. Gerlinde Quenzer blieb bis Ende 1966 in Briefkontakt mit Ficker, sandte auch vereinzelt eigene Gedichte. Wilhelm Quenzer hatte Ficker am 15.9.1958 das Buch von Karl Löwith, *Heidegger – Denker in dürftiger Zeit*, geschickt, »von dem ich soviel geredet habe. Ich halte es für die knappste und bei weitem lesbarste Einführung in die Gedankenwelt unseres großen Landsmannes. Gerade die kritische Distanz läßt manches umso plastischer vor den Augen erstehen. Und was, wie gesagt, das Interessanteste daran ist: gerade da, wo Löwith meint, widersprechen zu müssen, kann einem Heidegger am nächsten kommen, in der ›Kehre‹ zur Demut, in der die Vokabel ›Sein‹ immer offener wird für etwas alle Sprache Übersteigendes.« – Quenzer hatte sich vordem mit der tiefenpsychologischen Schule um C.G. Jung beschäftigt, was Ficker wohl veranlaßte, ihm das Buch von Heinrich Goldmann, *Katabasis. Eine tiefenpsychologische Studie zur Symbolik der Dichtung Georg Trakls*, Salzburg: Otto Müller Verlag 1957, zur Lektüre zu empfehlen. Ficker hatte sich nach dem Erscheinen dieser Arbeit in der Reihe der Trakl-Studien mehrfach äußerst positiv darüber geäußert und an Goldmann geschrieben: »Es trägt wesentlich und in bevorzugter Weise dazu bei, mich die Auswirkungen meines seinerzeitigen besorgten Eintretens für den Dichter als eine große Erleichterung meiner alten Tage empfinden zu lassen. Ermöglicht diese Publikation doch unsereinem noch eine Ausweitung des Gesichtsfeldes, auf das ich im Hinblick auf den verewigten Freund und die Beweggründe seiner Dichtung, soweit sie aufdeckbar sind, kaum mehr gefaßt sein konnte. Nun, scheint mir, wird durch Ihre Untersuchung erst deutlich, daß Trakl, der ergriffene Seher, als das wahre Opferlamm im Guten wie im Bösen dieser Zeitenwende seine Haut zu Märkte tragen mußte.« (Karte vom 12.10.1957) Quenzer nun erteilte diesem Goldmann-Buch in seinem Brief vom 9.10.1958 an Ficker eine empfindliche Absage, die er in eine grundlegende Kritik am Irrationalismus der Jungschen Lehre, an deren »Verschwisterung mit Alchemie, Astrologie und Gnosis« einbettet: »Im Falle Trakls scheint man nun an ein Phänomen geraten zu sein, das, wie auch Goldmann verschiedentlich zu merken scheint, das hypothetische Menschenbild Jungs selbst zutiefst in Frage stellt. Das gilt gerade für das Inzest-Motiv und den Motivkreis des Hermaphroditischen. Es ist sicher richtig, daß die Mythen und Märchen aller Völker voll sind von Bildern, die in diese Richtung weisen. Sie entspringen wohl der angstvollen Beunruhigung des Menschen angesichts der kreatürlichen Gegebenheit der Geschlechterteilung, von deren schicksalsträchtigen Spannungen etwa die griechische Tragödie soviel wußte. Eine andere Frage aber ist es, ob der Mensch dieser dunklen Beunruhigung entgeht, indem er sich diesen Spannungen nicht mehr ›Draußen‹ stellt, sondern sie im eigenen Blut oder im Innern der Seele auszutragen versucht. Und da kann man, wie ich meine, aus Trakl sehr wohl auch herauslesen, daß alle diese hermaphroditischen Utopien zum Scheitern verdammt sind, sobald sie nicht nur geträumt, erspekuliert oder voyeurhaft kommentiert, sondern durchlebt und durchlitten werden. Trakl hat, wenn man ihn schon so sehen will, diesem Scheitern ebenso Wort und Gestalt gegeben, wie er darüber hinaus jene Macht angesprochen hat, die allein den Menschen in dieser Spaltung zu halten und schließlich daraus zu erlösen vermag.« – Weitere Briefe von Quenzer an Ficker sind nicht erhalten.

321 **Thekla Maria von Schürr**: (Ps. für Th. M. Rabitsch geb. von Schürr): geb. 24.2.1897, Schiefing am See/Kärnten; lebt in Klagenfurt. Verfaßte Lyrik, Romane, Novellen. Mitglied des Innsbrucker *Turmbund*. Sie hatte zu Jahresbeginn ihre Lyriksammlung *Im Hexenkreis* (1957) an Ficker zur Begutachtung gesandt und offenbar eine ablehnende Antwort erhalten. Am 8.1.1959 schrieb sie einen weit ausholenden und ihrer Kränkung Ausdruck gebenden Brief an Ficker.

322 **Elisabeth Usenik**: geb. 23.5.1917, Mühlau; lebt in Innsbruck und Röschitz/NÖ. Ab 1933/34 engagiertes Mitglied des damals noch illegalen BDM; 1939 Krankenpflegeschule

der NS-Schwester in München-Schwabing, Entlassung nach gesundheitlichem Zusammenbruch; 1940 Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck, kurzer Lehrdienst, erneuter Zusammenbruch und Entlassung; Halbtagsdienst in der Schreibstube der Medizinischen Klinik Innsbruck; nach Kriegsende Entlassung, Verurteilung zu »Sühne«-Zahlung und Strafarbeit unter für sie gesundheitsgefährdenden Bedingungen. In einer erinnernden Aufzeichnung über den Nationalsozialismus schreibt Frau Usenik: »Ich erlebte in Österreich unter Dollfuß und Schuschnigg Arbeitslosigkeit und große Not, glaubte, es gäbe schlechte und gute Diktaturen, sah in Adolf Hitler den Retter. »Führer befehlt, wir folgen«; das war auch einer meiner Leitsätze. Ich wußte damals nicht, daß sich Diktatur gegen die höchsten geistigen Gesetze vergeht, die größtmögliche Freiheit und größtmögliche Entfaltung der persönlichen eigenen Art von Mensch, Tier und überhaupt von allem Lebenden vorsehen.« Das beschreibt den Standpunkt, von dem aus sie seit Jahrzehnten gegen alle Formen von Unrecht, wie sie von institutionellen Verhärtungen aller Art erzeugt werden, Stellung nimmt. Ihr Lebensdienst ist ihre Bemühung um das künstlerische Werk ihres Bruders, Max Prantl. Auch als Ficker sie nach Erhalt dieses Briefes aufsuchte, »versuchte [sie] mehrmals, auf das Werk [ihres] Bruders einzugehen, L. F. war aber nicht zu bewegen, sich dazu zu äußern. Sonst war er überaus liebenswürdig.« (Brief an die Hrg., 21.1.1994) Frau Usenik arbeitet seit den 70er Jahren ohne Entgelt im Forschungsinstitut Brenner Archiv. – Max Prantl: geb. 6.11.1912, Innsbruck; gest. 21.2.1957, ebenda. Maler, Schriftsteller. Vgl. zu Prantls Leben und Werk Walter Methlags Nachwort zu *Aus dunklen Tälern. Märchen, Mythen und Bilder*. Innsbruck: Haymon 1990. Weiters Max Prantl: *Licht aus der Herzmittle. Dokumente einer Erleuchtung*. Freiburg i. Br.: Bauer 1985. (= Reprint der Ausgabe u.d.T. *Der Mensch ohne Angst*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1949) – Der Trakl-Park liegt vis-à-vis des elterlichen Gasthauses an der Haller-Straße in Mühlau. Vgl. dazu Fickers Rede bei der Einweihung des Parks, *Mühlau war dem Dichter Trakl mehr als eine Heimat*, in der *Tiroler Tageszeitung* vom 2.8.1958.

U m s c h l a g b i l d : nach einem Entwurf für das Fresko »Das Lamm gleichwie geschlachtet«.

323 C l e m e n s H o l z m e i s t e r : geb. 27.3.1886, Fulpmes; gest. 12.6.1983, Hallein. Architekt. Die Bekanntschaft geht zurück auf das Jahr 1924, als Ficker einmal mit Adolf Loos bei Holzmeister zu Besuch war. Daran erinnert sich Judith Holzmeister, die frühere Gemahlin von Clemens Holzmeister, auf einer Glückwunschkarte Ende 1959. Das Porträt befindet sich im Privatbesitz Gunda Holzmeister, Salzburg. Vgl. Max Weiler: *Porträts 1933-1990. Mit einem Essay von Krista Hauser*. Innsbruck: Haymon-Verlag 1990, 76f. Hauser schreibt darüber: »Es schließt eine Phase ab, in der sich der Maler, bei aller Abstraktion, der Realität der Natur verbunden fühlte, während er zu Beginn der sechziger Jahre auf jegliche Gegenständlichkeit [verzichtet] und sich – vor allem in den Meditationen zu Meister Eckhart, dem Bilderzyklus »Als alle Dinge...« – dem Zeichenhaften nähert. Bei Clemens Holzmeister, porträtiert als Rektor der Akademie der bildenden Künste in Wien, läßt sich aber auf dem Bildhintergrund, auch auf der Robe schon jenes »Baumartige und Luftartige, Berg- und Pflanzenartige« ahnen, das dann in den Landschaftsparaphrasen der späten sechziger Jahre bis zum Spätwerk der achtziger Jahre triumphieren sollte. Verständlich, daß eine Wiederbegegnung mit dem Bild [...] Weiler heiter stimmt, daß er mit verschmitztem Lächeln auch das Tauziehen um das Werk schildert. Das Verhältnis zwischen den beiden Tirolern war nämlich etwas gespannt, fühlte Weiler sich doch zu Recht bei öffentlichen Aufträgen für Holzmeister-Bauten übergangen. Als er auch beim Salzburger Festspielhaus nicht zum Zug kam, war der Maler so verärgert, daß er dem Architekten das fertige Bild nicht geben wollte. Holzmeisters Frau mußte intervenieren. Versöhnt haben sich die beiden erst Jahre später.« (Ebenda 8)

R ü c k k e h r : Ficker hatte am 21.2.1959 auf Einladung des Österreichischen Kulturinstituts am Germanistischen Seminar der Sorbonne, Paris, einen Vortrag über seine persönliche Beziehung zu Trakl gehalten, den er am 25.2. an der Freiburger Universität und am 26.2. in Basel wiederholte. Abgedruckt wurde der Vortrag in den *Études Germaniques* 15, 1960, 113-119. Am 1.3.1959 schrieb er darüber an Paula Schlier: »Die herzliche Aufnahme überall und bei gefüllten Sälen hat mir zu meiner Freude die Gewißheit verschafft, daß mein lebenslanger absei-

tiger Existenzinsatz nicht ohne Erhelltheit seines Sinnes geblieben ist.« – Paul Celan hatte Ficker die Bände *Mohn und Gedächtnis*, 2. Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1954, und *Von Schwelle zu Schwelle*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1955, geschenkt, gewidmet »in aufrichtiger Verehrung« bzw. »in dankbarer Erinnerung an die Stunden in seinem gastlichen Hause«.

**Ossip Mandelstam** s: Ossip Mandelstam (auch: Mandelstamm): geb. 15.1.1891, Warschau; gest. 27.12.1938 im KZ Wladiwostok. Dichter. Celans Übertragungen erschienen gesammelt in: Ossip Mandelstam: *Gedichte*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag 1959. Einzelne Übertragungen waren bereits in der *Neuen Rundschau* 69, 1958, 403–407, erschienen. Wieder in: Paul Celan: *Gesammelte Werke*. Band 5, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, 47–161.

**324 Ansprache zu Bremen**: gehalten am 26.1.1958 anlässlich der Verleihung des Bremer Literaturpreises. Wieder abgedruckt in *Gesammelte Werke*. Band 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, 185f. Celan begann: »Denken und Danken sind in unserer Sprache Worte ein und desselben Ursprungs. Wer ihrem Sinn folgt, begibt sich in den Bedeutungsbereich von: »gedenken«, »eingedenk sein«, »Andenken«, »Andacht«. Erlauben Sie mir, Ihnen von hier aus zu danken.« Auf seine Herkunftslandschaft Bukowina verweisend und auf das von dort zu erreichende Exil, Wien, setzte er fort: »Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache.

Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, »angereichert« von all dem.

In dieser Sprache habe ich, in jenen Jahren und in den Jahren nachher, Gedichte zu schreiben versucht: um zu sprechen, um mich zu orientieren, um zu erkunden, wo ich mich befand und wohin es mit mir wollte, um mir Wirklichkeit zu entwerfen. [...] Das Gedicht kann, da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiß nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht. Gedichte sind auch in dieser Weise unterwegs: sie halten auf etwas zu.

Worauf? Auf etwas Offenstehendes, Besetzbares, auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit.

Um solche Wirklichkeiten geht es, denke ich, dem Gedicht.«

**Verlag Springer**: Ficker war seit Sommer 1948 Geschäftsführer in der damals eröffneten Innsbrucker Zweigstelle des Verlages, das Arbeitsverhältnis wurde mit 31.3.1959 aufgelöst.

**326 Rechenschaftsbericht**: Ficker hatte am 30.4.1959 Drexel in seiner Meinung über das *Gewagte Leben* bestätigt und geschrieben, nach wiederholtem Lesen dieses Buches sei ihm deutlich geworden, »daß Niekisch wahrscheinlich die *einzig* große Charakterfigur auf dem Schachbrett der politischen Kämpfe ist, die im Spiel um Deutschlands Schicksal ihrem Wagemut wie ihrer unabhängigen Situationsbeurteilung treu geblieben ist.«

**328 Fritschs Erzählung**: am 23.6.1959 hatte Erentraud Müller sich wegen eines Urteils über *Wild und bitter die Hoffnung* an Ficker gewandt: »Herrn Fritsch läge sehr an Ihrer Meinung und es wäre ihm vielmehr gedient, wenn Sie diese eher scharf als milde formulieren würden.« Die Erzählung blieb unveröffentlicht.

**330 De Suchy**: Viktor Suchy: geb. 28.11.1912, Wien; lebt in Wien. Redakteur, Lektor, Schriftsteller, Literaturkritiker. 1948–1954 Cheflektor und verantwortl. Redakteur der Zeitschrift *Wissenschaft und Weltbild*, 1957 bis 1964 Cheflektor des Stiasny-Verlags, Initiator und 1965–1978 Leiter der »Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur« in Wien.

»Das andere Schaf«: Graz, Wien: Stiasny 1959.



331 »Scheunen«: *Die Scheune der Vögel*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1958. – Ficker versucht in seinem Antwortbrief vom 5.10.1959 Trost zu geben gegen diese »Heimsuchungen, die keinem erspart bleiben, der über den Tag und die Verwandlungen der Nacht hinaus sein Ziel: das ferne Licht, das sich ihm nähert, nicht aus dem Auge verlieren will. Und wenn es Sie beruhigen kann in Ihren augenblicklichen Nöten: ich, der ich freilich nicht zum Dichten berufen war, sondern nur zum Zusammenflicken meiner Existenzlöcher, bin immer dann am besten gefahren, wenn mir die Nadel vor Erschöpfung für ein Weilchen aus der Hand gefallen war. Es dichtet sich von oben – alles: auch Ihr Ingenium als Seherin und Hörerin des aufgeschlossenen Worts, in dem noch die Liebe zu den »saftigen Distelköpfen« eine Heimstatt hat.«

Urzidil: Johannes Urzidil: geb. 3.2.1896, Prag; gest. 2.11.1970, Rom. Schriftsteller. War 1939 nach Großbritannien emigriert, lebte ab 1941 in New York (vgl. Bd. 2, 553).

Krolow: Karl Krolow: geb. 11.3.1915, Hannover; lebt in Darmstadt. Lyriker, Essayist.

Piontek: Heinz Piontek: geb. 15.11.1925, Kreuzburg/Oberschlesien; lebt in München. Schriftsteller.

Goes: Albrecht Goes: geb. 22.3.1908, Langenbeutungen/Kreis Heilbronn; lebt in Stuttgart. Pfarrer, Theologie-Professor, Schriftsteller.

Max Brod: geb. 27.5.1884, Prag; gest. 20.12.1968, Tel Aviv-Jaffa. Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 298).

Türmer: gemeint sind die Autorinnen und Autoren im Umfeld des *Turmbundes*.

»Die Sternemühle«: für dieses Kinderbuch, das bis 1961 eine Auflage von rund 10.000 erreichte, erhielt Busta 1961 den Jugendbuchpreis der Stadt Wien und den Staatspreis für Kinderliteratur.

332 »wie einst im Mai«: Anspielung auf den gleichlautenden Refrainvers des Gedichts *Allerseelen* von Hermann Giltn.

Mutter: Busta lebte von 1948 bis 1958 mit ihrer Mutter unter sehr beengten Verhältnissen, nachdem das Haus abgebrannt war, in dem sie mit ihrem Ehemann, Max Dimt, gewohnt hatte.

Richard Moissl: geb. 14.7.1914, Fischern/Karlsbad; lebt in Salzburg. Studium der Staatswissenschaften an der Universität Wien; 1938 Doktorat; 1939-1945 Wehrdienst; 1947-1980 im Otto-Müller-Verlag, erst als Lektor, dann ab 1963 als Verlagsleiter tätig. – Am 21.9.1959 sandte der Verlag zwei Manuskripte zur Begutachtung über Ignaz Zangerle an Ficker: *Gedichte* von Juliane Windhager und *Das Mysterium der Karwoche* von Thomas Bernhard. Das positive Gutachten über Windhager ging am 30.9.1959 im Verlag ein; jenes über Bernhard liegt undatiert vor: »Über einen sehr lebendigen, persönlich nachfühlbaren Lästerungsgrund der Anschauung, der förmlich in das Zentrum aller Verrücktheit aus Welt- und Selbstbemitleidung trifft, türmt sich in dieser Dichtung doch das Gebäude einer ebenso erschütternden wie erschütterten Ehrfurcht auf. Niederschmetternde Eindrücke unseres Weltbildes, das ja in Wahrheit (und Wahrheit ist ja immer Sinnbild) ein Karwochenweltbild ist, gehen im Spiegelbild dieser zerquälten Heimsucherseele doch immer wieder in reine Augenblicke einer ursprünglich empfangenen dichterischen Eingebung auf. Es sind Höhepunkte der Erleuchtung, vielfach gleich wieder in das Anklageethos eines leidenschaftlich verkehrten Bekennerwagemuts zurückgenommen, die dann umso stärker wirken und als ein Phänomen, das den Menschen wie die Zeit betrifft, der wir heute angehören, zweifellos zu denken geben.

Es ist wichtig und für Bernhards Fortkommen – im Sinn auch eines wahrhaften Zusichselbstfindens – vielleicht sogar entscheidend, ihn jetzt nicht im Stich zu lassen, ihm aus der Sackgasse ungueter Zumutungen, die er gerne zu stellen beliebt, herauszuhelfen und dieses Werk, dessen Bedeutung in mehrfacher Hinsicht bei einigem guten Willen nicht zu verkennen ist, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Schwierigkeit für den Verlag wird nur darin bestehen, daß der Titel, den Bernhards Triptychon trägt, eine ganz andere Leserkundschaft des Verlags ansprechen und anziehen wird, als dafür in Betracht kommt. Solche Interessenten würden sich schockiert fühlen durch den ihrer Meinung nach unwillkürlich oder willkürlich irreführenden Titel und den Verlag dafür haftbar machen. »Das Mysterium der Karwoche« klingt doch ganz nach exegetischer Belehrung. Aber hier handelt es sich ja um ein poetisches Werk, um ein Wagnis, in dem selbst für den Kenner

die echt blasphemischen Töne von den scheinblasphemischen nicht leicht zu unterscheiden sind. Dem wäre aber abzuwehren durch eine Titeländerung. Etwa: »Mensch, in die Karwoche verloren.« Oder so ähnlich. Untertitel: »Eine Dichtung«. Jedenfalls: was diese Sache betrifft, müßte man Bernhard für ein Zugeständnis gewinnen. Sonst ist Mißverständnissen Tür und Tor geöffnet.« Bernhard überarbeitete das Manuskript, das Ficker erneut zugesandt wurde. Am 20.12.1959 übermittelte Zangerle Fickers »vorläufiges Urteil« darüber: »Er halte, auch wenn es sich um Übergangsliteratur [handle – in] absehbarer Zeit werde eine ganz neue auftauchen –, die neue Fassung für einen echten Fortschritt des Dichters.« (Brief an den Otto-Müller-Verlag) Doch blieben formale wie inhaltliche Bedenken, wie Zangerle am 29.12.1959 ergänzte, als er das Bernhardsche umgearbeitete Manuskript neben einem weiteren von Conny Hannes Meyer zurückschickte: »Unser verehrter Freund findet das totale Fehlen jeder Interpunktion eine untragbare Zumutung an den gutwilligen Leser, die man den beiden jungen Autoren unter gar keinen Umständen durchgehen lassen dürfe. Er findet c.h.m. für ausdrucksstärker und menschlich gedeckter als Th.B. Dessen Gedichte nennt Ficker nun trotz der von ihm anerkannten Verbesserungen: »Exklamationen der Wehleidigkeit«. (Aber dies dürfen Sie dem Autor unter keinen Umständen verraten!)« – Im Mai 1960 sandte Thomas Bernhard Ficker seinen *Psalm*, gedruckt im Frühjahr 1960 in 150 Exemplaren bei Ferdinand Kleinmayr, Klagenfurt, mit der Widmung: »Prof. Ludwig von Ficker in Verehrung und Dankbarkeit von Thomas B.« – Im Otto-Müller-Verlag erschien von Thomas Bernhard kein Gedichtband mehr, obwohl er weitere Manuskripte einreichte: Ein nicht näher ermitteltes erhielt Ficker im September 1960 aus Zangerles Hand. (Vgl. Brief von Zangerle an den Otto-Müller-Verlag, 8.9.1960; Zangerle fügte in einer Fußnote hinzu: »Diese Gedichte scheinen mir viel lesbarer und weniger hoffärtig.« [!]) Das 144 Gedichte umfassende Manuskript der Sammlung *Frost* schließlich schickte der Verlag am 13.10.1961 an Zangerle. Dazwischen lag die Lektorierung der 67-seitigen Prosaarbeit *Tamsweg* von Bernhard, die Zangerle Ende Jänner erhielt (Brief vom 30.1.1961 an den Verlag), und die auch Ficker begutachtete (vgl. Brief Nr. 1238). Fickers Urteil über die »Gedichte und Aphorismen« von *Frost* referierte Zangerle im Brief vom 30.11.1961: »Die ganze Welt nur als Requisit für sein Bedürfnis nach tragischer Eingebildetheit; darin besteht die Quintessenz von Thomas Bernhards lyrischer und sonstiger Produktion.« Mündlich fügte Ficker noch hinzu: »Lauter Begabungsfetzen, aus denen kein Ganzes wird. Geht es ihm denn wirklich so schlecht wie einem Clochard, der nachts unter den Brücken schläft? Oder ist auch dies nur Pose? Oder ist er etwa ernsthaft verrückt? Die Aufnahme der Gedichte in den Verlag komme unter gar keinen Umständen in Frage. Ich habe nicht den Eindruck, daß Ficker sehr erpicht ist, Th.B. zu empfangen und zu einer richtigen Weltsicht zu bekehren.« – Im umfangreicheren Gutachten Zangerles zu *Frost* hob dieser »eine Reihe großartiger Gedichte« hervor (*Die Irren*, *Bald bist du nur ein Schatten*, *Mein Herz dort an der Friedhofsmauer*, *Klage um den erstochenen Säufer*, *Schulkinderlied im Februar*), forderte aber – für den Fall einer Veröffentlichung – das Weglassen von acht Stücken und die Tilgung einiger »obszöne[r] Stellen«. Zangerle fuhr fort: »Die Lektüre der fragmentarischen Prosa »Tamsweg« hat mir das Verständnis für diese neuen Gedichte des Autors erleichtert. Sie sind, wie es auf S. 52 einmal heißt, »schwarze Poesie«, d.h. im Falle dieses Henndorfer Villon: Metzger-, Biersäufer-, Speckfresser-, Sauschneider-, Landstreicher-, Irren-, Mörder-, Zuhälter-, Kinderschänder-, Züchthäuser-, ich weiß nicht was noch für eine »Poesie«. Das ist mehr als »Med ana schwoazzn Dintn« geschrieben. Das ist böser als die modische Verelendung der menschlichen Existenz durch den Maler Bernard Buffet. In diesen Gedichten ist der von Bert Brecht angestrebte Verfremdungseffekt zu einem Verfinsterungseffekt gediehen, der ins Kosmische greift; S. 52 wird von einer »stupiden Erde« gesprochen. Mit der Sonne geht unser Dichter wie – um in seiner Bilderwelt zu bleiben – mit einer Saublase um. Welche Sucht zu lästern! Welche Anstrengung kostet es Thomas Bernhard, nicht in Blasphemien auszubrechen! [Es folgen zwei Textverweise.] Immer hat er es mit dem »Pfarrer«. Nicht nur die »Neue Welle« im Film, nicht nur der Roman »La Noia« von Alberto Moravia und der von mir nicht gelesene Roman »Der Schlüssel« des – mir im Augenblick mit seinem Namen nicht einfallenden japanischen Autors, sondern auch die Obszönitäten dieses Gedichtbandes (vergl. oben!) lassen es allmählich geraten scheinen, die dichterischen Entdeckungsfahrten in die Provinzen des Unterleibs und in die Länder der un-

gegürteten Triebe abzuschließen. Das Tierhafte in unserem Sein ist uns doch zum Überdruß bekannt. Muß es nun in exhibitionistischer Weise auch noch bedichtet werden?

Ich möchte mich nicht der Erkenntnis verschließen, daß der Mensch Thomas Bernhard sich mit diesen Gedichten von seinem »Zugrundedenken« (S. 126) befreien will. Er weiß in lichten Augenblicken seiner schwarzen Gedichte recht genau, wie es um ihn selber steht: »da streunst du immer nur um dich herum« (S. 66a) Aber müssen sie veröffentlicht werden? Muß sich der Otto Müller-Verlag, überwältigt von der Schonungslosigkeit dieser Selbstpreisgabe, den damit notwendigerweise verbundenen Mißverständnissen aussetzen? Gehört diese Dichtung nicht doch viel mehr, als Thomas Bernhard es wahrhaben möchte, zu jener schlechten Bohème, die zum Lebensstil einer jungen Generation geworden ist? Haben wir nicht alle Schuld gegenüber diesem hochbegabten Lamentierer seines eigenen Elends, daß wir es ihm am Anfang zu leicht gemacht, ihn zu früh mit Anerkennung bedacht haben?« (Gutachten ging am 24.10.1961 an den Verlag.) Ende 1961 lehnte der Otto-Müller-Verlag die Publikation der Sammlung ab. 1963 erschienen bei ihm noch zehn Gedichte von Thomas Bernhard in der von Gerhard Fritsch u.a. hrsg. Anthologie *Frage und Formel. Gedichte einer jungen österreichischen Generation* (86-97); davon stammt nur eines, *Die Irren* (83-90), in stark abweichender Fassung, aus dem Zyklus *Frost*. Vgl. für detaillierte Nachweise Jens Dittmar (Hrsg.): *Thomas Bernhard. Werkgeschichte*. 2. aktualisierte Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990.

333 *Ihren Brief*: vom 22.9.1959 an Frau Elfride Heidegger. Ficker hatte ihr einen Durchschlag seines Freiburger Trakl-Vortrags geschickt und sie gebeten, diesen ihrem Mann als Geburtstagsgeschenk zu überreichen. »Auch würde ich mir erlauben (ein bißchen kindisch, wie man im Alter wird), ein handgeschriebenes Gedicht von mir beizulegen, das ich seinerzeit (Ende Oktober 1919) unter einem Pseudonym [Lorenz Luguber] im »Brenner« veröffentlicht habe. Dieser »Rückblick auf Galizien« kam mir kürzlich wieder zu Gesicht, und trotzdem der Wortlaut der zwölf Strophen (besonders rhythmisch) nach einem leichten Schema aufgeschlossen, ja stellenweise fast banal scheint, ergriff mich das Gedicht. Ergriff mich nunmehr so, als könnte ich es nicht zu Ende hören. Es bezieht sich nämlich auf ein erschütterndes Erlebnis, das ich ganz zuletzt im Felde, am Ende jenes ersten Weltkriegs hatte, an dessen Beginn für mich die unvergeßliche Abschiedsbegegnung mit Georg Trakl stand. So gehört es, auch sinnbildlich, wie mir scheint, in den Zusammenhang von Begegnungen, die mir im Leben zuteil wurden und deren denkwürdig letzte, entscheidende, für mich immer mit dem Namen Martin Heidegger verknüpft sein wird. Wer anders als er sollte daher Verständnis und Nachsicht dafür besitzen, daß ich es wage, eine in tönende Schwermutsgestalt aufgegangene Episode meines Lebens (über der dieses beinahe flöten gegangen wäre) meinem gesprochenen Trakl-Text in Abschrift beizufügen und beides als Memento einer überfließenden Erkenntlichkeit seiner gütigen Beachtung zu empfehlen.«

*Vorträge*: *Der Weg zur Sprache*, gehalten in der Vortragsreihe *Die Sprache* (München, Berlin 1959). Hier als Sonderdruck des Jahrbuchs *Gestalt und Gedanke*, Band 5, hrsg. von der Bayerischen Akademie der schönen Künste. – Der zweite überreichte Vortrag war *Gelassenheit*; Heideggers Rede anlässlich der Feier zum 175. Geburtstag des Komponisten Conradin Kreutzer am 30.10.1955 in Meßkirch (Pfullingen: Neske 1959).

334 *Ihren Brief*: vom 21.10.1959, abgedruckt in Friedrich Torberg: *In diesem Sinne ... Briefe an Freunde und Zeitgenossen*. Frankfurt/Main, Berlin: Ullstein 1988, 92f. Ficker lobte darin eine »von geist-lebendiger Anschauung sprühende« Würdigung Werfels durch Torberg, die nicht ermittelt werden konnte. Torberg, Mitherausgeber des *Forum – Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit*, hatte bereits im Februar 1959, kurz vor Fickers Abreise nach Paris, in einem Telegramm sein Interesse für den Abdruck des Trakl-Vortrags in seiner Zeitschrift bekundet. Am 9.9.1959 bekräftigte er seine Bitte brieflich: »Bitte schicken Sie mir Ihren Pariser Trakl-Vortrag, um den ich Sie zuletzt bei Pfaunders oben bat. An meiner Gewißheit, daß sich sehr viel mehr Menschen für ihn interessieren, als Sie es wahrhaben wollen, hat sich seither noch nichts geändert, und es wäre ganz einfach unverantwortlich von mir, wenn ich davon abließe, seine Veröffentlichung zu betreiben. Ich schreibe gleichzeitig an unsern Freund

Flora und bitte ihn, meine Attacke von der Flanke her zu unterstützen. Sollten Sie demnächst bei Nacht aus Ihrem Arbeitszimmer knacksende Geräusche hören, als ob dort jemand einbräche, dann bricht dort jemand ein, um sich in den Besitz des Manuskripts zu setzen. Wollen Sie es wirklich so weit kommen lassen?» Fickers Beitrag *Georg Trakls Abschied und Verbleib* erschien im *Forum* 6, H. 73, Dez. 1959, 451-454, bzw. *Forum* 7, H. 74, Jan. 1960, 24-26.

Bild von Nelly Sachs: Vgl. Bildteil. Porträtfoto im Literaturblatt der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 26.9.1959 zur Rezension des neuen Lyrikbandes *Flucht und Verwandlung* (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1959) durch Horst Bienek: *Verwandlung der Welt*. Das Bild hatte Ficker seinem Brief beigelegt mit der Bemerkung: »Man braucht es nur anzusehen, nicht wahr, und weiß Bescheid.« – Torberg hatte in der Monatszeitschrift *Jewish Frontier* (New York, März 1948) *In den Wohnungen des Todes* (Berlin: Aufbau 1947) von Nelly Sachs besprochen und auch einige Verse ins Englische zu übersetzen versucht.

335 Roman Laussermayer: (Ps. Roman Romay); geb. 2.2.1901, Maria Neustift/OÖ; gest. 17.10.1989, Innsbruck. Hauptschuldirektor, Schriftsteller. In dem bis April 1963 anhaltenden gelegentlichen Briefwechsel (Gegenbriefe sind nicht erhalten) kommt Laußermayers Verehrung von Werk und Person Ludwig Fickers zum Ausdruck.

Ihres Vortrages: am 9.11.1959 bei der Österreichischen Buchwoche in Innsbruck, Axel Corti las aus Trakls Werk. Vgl. Besprechung durch R.H.H.: *Dichtung, Dichter und Buch*, in der *Tiroler Tageszeitung* vom 17.11.1959.

Tochter Maria: Maria Laußermayer (Ps. Maria Romay): Graphikerin, gestaltete viele Umschlagbilder für Bücher ihres Vaters und ihrer Mutter, Frida Ingeborg Laußermayer (Romay).

337 Frank G. Zwillinger: geb. 29.11.1909, Wien; gest. 22.11.1989, Garches bei Paris. Industrieller, Schriftsteller. War nach dem »Anschluß« nach Italien, dann über Singapur nach Indochina emigriert; 1946 nach Frankreich. Werke u.a.: *Dalmatinisches Bilderbuch*, 1938; *Wandel und Wiederkehr* (Lyrik), 1950; *Der magische Tanz* (Balladen), 1960; *Entzifferung* (Lyrik), 1976; *Geist und Macht* (Dramen: *Maharal, Galileo Galilei, Archimedes, Kettenreaktion*), 1977; *Lyrisches Triptychon*, 1980. Den *Galileo Galilei* hatte Zwillinger bereits 1953 geschrieben. Vgl. Harry Zohn: *In Memoriam Frank Zwillinger. 1909-1989*. In: *Modern Austrian Literature*, 23, 1990, H. 3/4, 217-219. – Das Ficker übersandte Typoskript *Der Weg ist weit* ist ein Zyklus von 52 Gedichten, weitgehend seit Mitte der 40er Jahre geschrieben, unterteilt in die 4 Klein-Zyklen: *Die innere Richtung, Selbstbegegnung, Durchblick nach außen* und *Schicksalsertrag*. In stark geänderter Zusammenstellung veröffentlicht in der chronologisch geordneten dreibändigen Ausgabe der *Gedichte*, Wien: Wilhelm Limpert Verlag 1963. Fickers Antwortbrief ist nicht erhalten, wohl aber Notizen zu diesen Gedichten: »Die Verse folgen einem klassischen Einverständnis von Anschauung und Form bis in die Tiefen von Erkenntnis und Selbsterkenntnis. Sinngedicht im Charakterspiegel einer Wahrnehmungsbeflissenheit, wie sie heute leider weit und breit verloren gegangen ist. Sinngedicht von einsam ausgetragener Reife. Stark die Nachempfingung eines Schöpferischen, das Ihnen vorbildlich vor Augen steht.«

Max Stefl: geb. 15.9.1888, Nürnberg; gest. 14.10.1973, München. Bibliothekar, Philologe (vgl. Bd. 2, 497f.) Nach dem Krieg blieb der Briefkontakt mit Ficker zwischen vereinzelten Zusammenkünften aufrecht, es ging v.a. um Philologisches (Stefls Tätigkeit in der Stifter-Gesellschaft). Aus dem Freundeskreis um Theodor Haecker kommend, war Stefl auch mit Joseph Drexel bekannt, der ihm 1958 ein Exemplar des *Gewagten Lebens* von Niekisch zum Geburtstag schenkte. Am 10.1.1959 vermerkte Stefl in einem Brief an Ficker dazu: »Ach, wie wenig solche aufrechte Männer hat es doch damals bei uns gegeben! (Und heute ist's nicht viel anders ...) Auch unser Thdr. Haecker – Sie wissen es wohl – hat, bei aller sonstigen Gegensätzlichkeit, zu den Verehrern Niekischs gehört; ich erinnere mich, daß sie ihre Schriften damals austauschten – denn auch N. schätzte Haecker – ich wunderte mich schon, daß H.'s Name in N.'s Buch nicht vorkommt, habe auch kürzlich Dr. Drexel darauf aufmerksam gemacht.« – Die Karte, auf die Ficker in seinem Entwurf anspielt, stammt vom 20.11.1959.

338 **Werner Berg**: geb. 11.4.1904, Elberfeld (Wuppertal); gest. 7.9.1981, Rutarhof/Südkärnten. 1923 Studium der Staatswissenschaften in Köln und Bonn, ab 1924 in Wien bei Othmar Spann; 1927 Promotion und Assistententätigkeit; doch Berg wechselt, einem Kindheitswunsch entsprechend, zum Kunststudium an der Wiener Akad. der bildenden Künste (bei Karl Sterrer); bis 1931 mehrere Reisen, dann Ansiedlung seiner Familie auf dem Rutarhof im südkärntnerischen Grenzgebiet; 1934/35 Ausstellungen in Berlin, Hamburg, Bochum und Köln; 1937 Beschlagnahme von Bildern, diese kommen zum Teil in die Wanderausstellung »Entartete Kunst«, ein großer Teil wird zerstört; 1941-45 Kriegsdienst; 1950 Beteiligung an der Biennale in Venedig und Bekanntschaft mit Christine Lavant, die er ab 1951 öfter porträtiert; 1951 in Klagenfurt Ausstellung gemeinsam mit Alfred Kubin; 1955 gesundheitlicher Zusammenbruch, fast einjähriger Krankenhausaufenthalt, in dessen Folge die »Krankenbilder« entstehen; 1957-62 Ausstellungen in Ljubljana, Paris, München und im nahen Osten; 1968 Gründung der Werner-Berg-Galerie in Bleiburg. Mehrere Filme des ORF (1964, 1974, 1979) dokumentieren sein Leben. Vgl. *Werner Berg – Seine Kunst, sein Leben*. Hrsg. von Harald Scheicher. Klagenfurt: Ritter Verlag 1984. Darin u.a. auch Bergs Aufsatz *Bekenntnis zum Gegenständlichen* (1959 für die Zeitschrift *Das Kunstwerk* geschrieben). Buchpublikationen u.a.: Heimo Kuchling: *Werner Berg. Holzschnitte*, 1964; Heimo Kuchling (Hrsg.): *Für Christine Lavant* (Sämtliche Lavant-Bildnisse sowie Texte von Ludwig von Ficker und Wieland Schmied), 1965; Heimo Kuchling: *Späte Holzschnitte*, 1982. – Die Bekanntschaft mit Ficker hatte der gemeinsame Freund Paul Flora »(an)gestiftet«, wie Berg am 22.10.1959 an Ficker schrieb. Berg widmete Ficker einen Sonderdruck aus der Zeitschrift *Die Kunst und das schöne Heim* (Dezember 1959, 86-89), in dem einige seiner Winterbilder und Wieland Schmieds Aufsatz *Winter bei Werner Berg* abgedruckt waren. »Der Gegenstand hat bei Berg nichts Beiläufiges, wie oft bei dekorativen oder illustrativen Modernismen, die nie auf den Wesensgehalt einer bestimmten Landschaft oder Figur gehen. Hier ist das Anliegen viel tiefer und ursprünglicher; hier soll Bericht gegeben werden von einem Stück Wirklichkeit, dessen Grenzen bestimmt und zu achten sind. So sehr zu achten, daß jede vorschnelle Formulierung Vergewaltigung wäre. Wer malt, muß zuerst den Widerstand der Welt überwinden, muß mit zäher Ausdauer und einer Aufmerksamkeit, die auch das Geringe nicht abtut, sehen lernen. Es bedarf dieser Zähigkeit, um einmal schreckhaft und plötzlich zu erkennen, wie deutlich und dicht die Wirklichkeit ist in einigen Figuren. [...] Die Welt Werner Bergs ist begrenzt, aber sie lohnt den Umgang mit ihr und erweist sich bei stetem Eindringen voll von unerschöpflicher Substanz. Wenn wir den Mut haben, auszuharren auf einem Fleck Erde, so kommt der Tag, an dem wir sicher wissen, daß wir draußen nichts versäumen, denn die Welt kommt zu uns.« (88f.)

»MorgengröÙe über Gräbern«: Anspielung auf Fickers *Frühlicht über den Gräbern* im letzten *Brenner*.

339 »Was heißt denken?«: Vgl. Heideggers gleichbetiteltel Vorlesung des Sommersemesters 1952 in *Was heißt denken?* Tübingen: Niemeyer 1954, 79-175. Zu »denken« und »danken« bes. Abschnitt III, 91-95. Dort spricht Heidegger von einer Verengung, Verarmung des Bedeutungsfelds des alten Wortes »Gedanc«, das »soviel wie das Gemüt, der muot, das Herz« sagte, auf das bloß logisch-rational Vorgestellte des »Gedankens« hin, und er rekonstruiert auf seine assoziativ kreisende Art: »Im Gedanc als dem ursprünglichen Gedächtnis waltet schon jenes Gedenken, das sein Gedachtes dem zu-Denkenden zu-denkt, der Dank. Wenn wir danken, danken wir für etwas. Wir danken dafür, indem wir uns bei dem bedanken, dem wir es zu verdanken haben. Was wir zu verdanken haben, dies haben wir nicht aus uns. Es ist uns gegeben. Der Gaben empfangen wir viele und von mancherlei Art. Die höchste und eigentlich währende Gabe an uns bleibt jedoch unser Wesen, mit dem wir so begabt sind, daß wir aus dieser Gabe erst die sind, die wir sind. Darum haben wir diese Mitgift am ehesten und unablässig zu verdanken.« Und das heißt: zu be-denken. »Insofern wir das Bedenklichste denken, danken wir eigentlich.« (94) Noch am Schluß der Vorlesung – nach seiner Interpretation des Spruchs des Parmenides: »Denn dasselbe ist Denken und Sein« (146ff.) – wird Heidegger diese Ansicht, mehr indirekt-unausgesprochen zwar, teilhaben lassen an seiner Grund-Ansicht, das

Denken sei wesentlich erst, wenn es die »Zweifalt von Seiendem und Sein« an-denkt. »Sie ist das, was eigentlich zu denken gibt. Was sich so gibt, ist die Gabe des Fragwürdigsten. Vermag das Denken diese Gabe in seinen Empfang und d.h. in die Acht zu nehmen, um es im [griech.: legein], in einem Sagen dem ursprünglichen Sprechen der Sprache anzuvertrauen?« (149)

340 **D a n k e n** : dieser Brief ist Antwort auf einen Brief Fickers vom 10.1.1960, in dem dieser sich für die Übersendung v.a. des *Gelassenheit*-Vortrags bedankte: »Für das Kind im Menschen bleibt die Nacht die Näherin der Sterne.« Nun, das Einleuchtende dieser Wahrnehmung am Ende Ihres Dreifaltigkeitsgesprächs über die Gelassenheit darf sich wohl auch ein alter Kindskopf zu Herzen nehmen, der am Ende seiner Kräfte steht und mit seinem Latein zu Ende ist.«

**Trakl-Erinnerungsbuch** : die zweite Auflage von *Erinnerung an Georg Trakl*. Mit einem Vorwort von Ignaz Zangerle. Salzburg: Otto Müller Verlag 1959.

341 **Beitrag des Psychiaters Binswanger** : *Martin Heidegger und die Psychiatrie*. In: NZZ, 27.9.1959. Ludwig Binswanger (1881-1966), Schweizer Psychiater, mit seinem Hauptwerk *Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins* (1942) Begründer der Daseinsanalyse in der Psychiatrie.

342 **Gustav Schleicher** : (1887-1973); Architekt, Oberbaurat. Verfaßte zahlreiche Artikel, u.a. über Loos, für *Die Bauzeitung*, Stuttgart, so 1955, H. 55: *Adolf Loos, der Wegbereiter für moderne Bau- und Wohnkultur*.

**Willi Baumeister** : geb. 22.1.1889, Stuttgart; gest. 31.8.1955, ebenda. Maler.

**Oskar Schlemmer** : geb. 4.9.1888, Stuttgart; gest. 13.4.1943, Baden-Baden. Maler und Bildhauer. 1920 an das Bauhaus in Weimar berufen, 1929 Prof. an der Breslauer, 1932 an der Berliner Akademie; 1933 entlassen.

»**Sturm**« : 1910-1932 von Herwarth Walden herausgegebene Wochenschrift für Kultur und Künste; der Künstlerkreis (Dichtung, Malerei) rund um diese Zeitschrift war stark beeinflusst vom italienischen Futurismus (vgl. Bd. 1, Nr. 22, 33f.).

**Richard Neutra** : geb. 8.4.1892, Wien; gest. 16.4.1970, Wuppertal. Architekt. Seit 1926 in Los Angeles.

**Otto Wagner** : geb. 13.7.1841, Wien-Penzing; gest. 11.4.1918, Wien. Architekt.

**Herr von Esterer** : gemeint ist Max von Esterles Zeichnung in B III, 1912/13, H. 2, 89.

343 **Hans Leeb** : befreundet mit Erhard Buschbeck, hatte Leeb sich am 14.1.1947 an Ficker gewandt und um eine Besprechung seines neuen Gedichtbands *Der unsterbliche Tag* (1946) sowie um eine Publikationsmöglichkeit im *Brenner* gebeten. Am 3.2.1948 schickte Leeb ein Typoskript von 12 Gedichten, *Blume im Brunnen*, darunter auch das *Requiem*, Florian Ficker zugeeignet, mit dem Leeb vor 1937 in Wien im Hochschülerheim zusammengewesen war: »Bruder, rascher als wir Andern auf dem Flug: / in die dunkle Ruh der Weltenstunde / trank dich Gott mit unerhörtem Munde, / weil die Seele rund- und voller Krug. // Bruder, o die Gegenwarten / stillt noch schöner die Gestalt / deiner Stille: Blume uns im Lebensgarten. / Gott: wir werden schöner alt. // Sonnengelbe Vögel regnen / uns ihr Herz: es ist Gedicht. / Schwarzer Mund spricht Sterne. Segnen, / fällt auf uns das Licht. // Hyazinthes Händefalten, / Marmorschläfe trägt uns bald empor. / Niemand muß mehr fremd erkalten, / Deine Glocke häm-mert auf das Tor.«

**Staatspreis** : im Jänner 1960 hatte Unterrichtsminister Drimmel Ficker den Sonderpreis des Staatspreises »in Würdigung seines bedeutenden kulturschöpferischen Wirkens« überreicht. Anlässlich des 80. Geburtstages folgte am 13. April die Zuerkennung der Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin, zu deren Verleihung Prof. Walter Killy zur akademischen Feier nach Innsbruck kam; auch Martin Heidegger nahm an dieser Feier teil. In der Dankesansprache, die größtenteils dem Werk Daniel Sillers gewidmet war, zeichnete Ficker seinen Einsatz für den *Brenner* als Versuch auf dem »Weg zur Sprache« – Titel der damals jüngst erschienenen Aufsatzsammlung von Heidegger – nach. Abgedruckt im Privatdruck *Ludwig von*

*Ficker zum Gedächtnis seines achtzigsten Geburtstags*, dem Jubilar gewidmet von seinem Freunde Joseph E. Drexel, Nürnberg. Dort abgedruckt auch die kurze improvisierte Ansprache von Heidegger. Fickers *Danksagung* wieder in: *Denkzettel und Danksagungen. Aufsätze – Reden*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, 267-281.  
Todestag Josef Weinhebers: Artikel nicht ermittelt.

344 O l d a : Gattin von Kokoschka.

H e i n r i c h G o l d m a n n : Lebensdaten nicht ermittelt. Mittelschullehrer in Wien. Goldmann dissertierte aus tiefenpsychologischer Sicht über Georg Trakl und kam von daher über Ignaz Zangerles Vermittlung zu Ficker. Er charakterisierte sich einmal selbst als »Spenglerianer, der an das eherner Rad der Geschichte und das Strahlen und Erlöschen der großen Zeichen glaubt, Jungianer, der sich mit der Brille des Registrators vor der unbedingten Ergriffenheit schützt, und zuletzt doch einer, der Spengler und Jung nur gelesen hat, weil er das Leben ohne die alles ergreifende und belebende Religio für nichts achtet und der nun sucht und wartet, da sein Verstand mit der Unbedingtheit des kritischen Menschen vor aller bequemen Selbstüberredung und Unredlichkeit warnt.« (Brief an Ficker vom 18.12.1956) 1954-57 stand Goldmann über seine Arbeit, die ausgearbeitet 1957 als *Katabasis. Eine tiefenpsychologische Studie zur Symbolik der Dichtung Georg Trakls* in den Trakl-Studien im Otto Müller Verlag erschien, in intensivem Briefverkehr mit Ficker. – Goldmann hatte am 10.4.1960 Geburtstagswünsche gesandt.

i n d e r »F u r c h e « : vom 23.4.1960: *Ludwig von Ficker. Hüter des frommen und freien Geistes*.

345 H a m a n n s : Johann Georg Hamann: geb. 27.8.1730, Königsberg; gest. 21.6.1788, Münster. Philosoph. – Die von Goldmann in den folgenden Jahren verfaßte »tiefen- oder gestaltpsychologische Studie über elementare Formprinzipien der metaphorischen Veranschaulichung u. ihre inhärenten begrifflichen Konsequenzen« (Karte vom 16.12.1965), über deren Entwicklung er Ficker auf dem laufenden hielt, konnte in Buchform nicht ermittelt werden.

346 I h r e r B i t t e : im Brief vom 17.7.1960, in dem Ficker den Tod seiner Frau mitgeteilt und sich für den Vortrag *Hölderlins Erde und Himmel* (Sonderdruck aus dem *Hölderlin-Jahrbuch* 1958/60, 17-39) bedankt hatte, für dessen »Zuspruchstiefe, die allen Ihren Ausführungen zu Grunde liegt«, er jetzt besonders empfänglich sei. »Noch nie, scheint mir, haben sich vor Ihrem Denkerauge so weitgespannte Perspektiven nicht nur des Hölderlin'schen, sondern auch Ihres eigenen Gesichts- und Hörsinnes aufgetan wie hier in diesem Resonanzspiegel – oder wie soll ich es sonst bezeichnen? – Ihrer deutenden Ergriffenheit von dem Gedankengang im Gefälle des Hölderlin'schen Gedichts! Es ist erstaunlich über die Maßen, und ich kann mich, offen gestanden, über den Wägel- und Wagemut Ihres erleuchteten Vorgehens noch gar nicht beruhigen. Wie kommt das nur?« – Heidegger benennt in diesem Vortrag den Ort des Verborgenen mit einem Hölderlinschen Wort: »das unendliche Verhältnis« von vier tönenden Stimmen. »Der Himmel, die Erde, der Mensch, der Gott. In diesen vier Stimmen versammelt das Geschick das ganze unendliche Verhältnis. Doch keines der Vier steht und geht einseitig für sich. Keines ist in diesem Sinne endlich. Keines ist ohne die anderen. Unendlich halten sie sich aneinander, sind, was sie sind, aus dem unendlichen Verhältnis, sind dieses Ganze selbst.« (31) In der Gegenwart vermißt Heidegger das Tönen dieser vier »Stimmen des Geschicks« (Hölderlin, *Griechenland*). »Die Herausforderung in das rechnende Bestellen von allem, was ist und sein kann, *verstellt* das unendliche Verhältnis. Mehr noch: Die in der Herrschaft des Wesens der modernen Technik waltende Herausforderung hält allem zuvor Jenes im Unerfahrbaren, von woher die verfügende Gewalt der Herausforderung ihre Schickung empfängt.« (37)

m e i n e m B r u d e r : Fritz Heidegger (1894-1980).

Z u s e n d u n g : vom 15.5.1960. Ficker hatte auf eine Bitte von Schönwiese reagiert und den Nachlaß gänzlich unbearbeitet, also ungeordnet geschickt. Die *Notizen zu einer systematischen Ästhetik*, entstanden 1912 und Ludwig Ficker gewidmet, sind Brochs früheste Arbeit;

erstmalig gedruckt im Band *Die unbekannt GröÙe und frühe Schriften*. Hrsg. von Ernst Schönwiese. Zürich: Rhein-Verlag 1961, 217-236. Dort u.a. auch vier Briefe von Broch an Ficker, u.a. jene vom 18.5.[1913] (vgl. Bd. 1, Nr. 134, 136ff.) und vom 11.4.1914 (vgl. Bd. 1, Nr. 237, 213f.); weiters wiederabgedruckt Brochs Essays *Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst* (zuerst in B III, H. 9, 1.2.1913, 399-415) und *Ethik* (zuerst in B IV, H. 14/15, 1.5.1914, 684-690) sowie das Gedicht *Mathematisches Mysterium* (zuerst in B IV, H. 3, 1.11.1913, 136). »Brenner-Archiv: Vorwegnahme der Bezeichnung für das 1964 gegründete BA.  
Dr. Brody: Daniel Brody: geb. 25.12.1883, Budapest; gest. 6.3.1969. Inhaber des Rhein-Verlages, Zürich. Vgl. zur Biographie: Bertold Hack: *Der Verleger Daniel Brody und seine Familie*. In: *Hermann Broch – Daniel Brody: Briefwechsel 1930-1951*. Hrsg. von Bertold Hack und Marietta Kleiß. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung 1971, 1175-1192.

347 Hans Erich Apostel: geb. 22.1.1901, Karlsruhe; gest. 30.11.1972, Wien. Komponist. War nach seiner Musikausbildung am Munzschen Konservatorium in Karlsruhe 1921 nach Wien übersiedelt, dort Schüler Arnold Schönbergs und, von 1925 bis zu dessen Tod, Alban Bergs; 1938-45 galten seine Werke und Musikauffassungen als nicht erwünscht, keine Aufführungen; nach 1945 Kompositionsunterricht, Lektor und Liedbegleiter. 1948 GroÙer Kunstpreis der Stadt Wien, 1957 Würdigungspreis des GroÙen Österreichischen Staatspreises, 1960 Mitglied des österr. Kunstsenats, Werke u.a.: *Klaviervariationen nach einer Kokoschka-Mappe* (op. 1), 1928; [Erstes] *Streichquartett* (Alban Berg zum 50. Geburtstag; op. 7), 1935; *Kubiniana* (Zehn Klavierstücke, op. 13), 1945-50; *Drei Gesänge für tiefe Frauenstimme, vier Violon, zwei Violoncelli und KontrabaÙ nach Versen von Georg Trakl, Fritz und Marian Wotruba in alter Freundschaft gewidmet: Nachtlied, Rondel, In ein altes Stammbuch* (op. 13), 1951. Vgl. Friedrich Saathen: *Von Kündern Käuzen und Ketzern. Biographische Studien zur Musik des 20. Jahrhunderts*. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1986, daraus: *Romantiker wider Willen. Hans Erich Apostel*, 180-230.

Ihren Brief: vom 10.10.1960. Ginsberg hatte Ficker in Freiburg, wo dieser Anfang Oktober bei seiner Tochter Birgit zu Besuch war, aufgesucht und ihm sein Anliegen vorgetragen: Nach dem Tod seiner Frau Ruth, mit der er seit 1926 verheiratet war, war Ginsberg in eine tiefe persönliche Krise gefallen, er wollte den Schauspielerberuf aufgeben und ein klösterliches Leben wählen. Dieses Anliegen erledigte sich im folgenden Jahr aufgrund der Absagen der maßgebenden Oberen.

348 Agnes Fink: nicht ermittelt.

349 die beiden Proben: *Gespielter Schmerz* war in der schweizerischen Zeitschrift *Du*, Februar 1959, erschienen; wieder in Ernst Ginsberg: *Abschied – Erinnerungen, Theateraufsätze, Gedichte*. Zürich: Arche 1965, 199-207. Der zweite Aufsatz konnte nicht ermittelt werde.

Dein Mann: 1959 hatte Schlier Karl RoÙmann geheiratet.

350 Othmar Costa: geb. 6.1.1928, St. Jakob in Defereggen; lebt in Innsbruck. Musiker und Musikwissenschaftler, Obmann des Brenner-Forums und Kurator des Landes Tirol für das Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Aufgewachsen in Hall i.T., studierte in Wien Musikerziehung, Deutsch und Philosophie; bekannt mit Karl Strobl und Ludwig Hänsel, näherer Kontakt zum Brenner und mithin zu Ficker durch eine Arbeit über Ferdinand Ebner.

»Wer etwas zu sagen hat...«: vgl. Karl Kraus: *In dieser groÙen Zeit, Fackel* 404, 5.12.1914, 2.

Liebe gestiftet: Anspielung auf Heideggers Ansprache zum 80. Geburtstag von Ficker, in der er ausgehend von dem Zitat Antoine de Saint-Éxuperys: »Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste« zum Schluß kam: »Stiften heißt: Gründen und schenken. Stifte die Liebe! Wohl die tiefste Deutung dessen, was Liebe ist, steht bei Augustinus, in dem Wort, das lautet: »amo volo ut sis«, ich liebe, das heißt, ich will, daß das Geliebte sei, was es ist. Liebe ist das Sein-lassen in einem tieferen Sinn, demgemäß es das Wesen hervorruft.



Diese Liebe zu stiften, die das Wesenhafte sein läßt und nach dem genannten Wort die Liebe zu den Türmen ist, von denen das Geläut der Stille hörbar wird, diese Liebe zu stiften, zu gründen und zu schenken, übersteigt alle Leistung der Wissenschaft und alle Tat.« Und er nannte Ficker »nach dem eben gedeuteten Wort [einen] Stiftende[n]«.

**Hermann Brix**: geb. 9.2.1908, Innsbruck; gest. 14.10.1982, ebenda, Schauspieler, Publizist. Brix war zusammen mit Axel Corti maßgeblich am Aufbau der Abteilung Hörspiel beim Landesstudio Tirol des Österreichischen Rundfunks beteiligt, wo er von 1963-1973, in Cortis Nachfolge, leitend als Literaturreferent wirkte. Ficker hatte das Sailersche Drama *Indikativ und Konjunktiv oder Kunz von der Rosen* (B IX, 1925, 77-124) zuletzt in seiner Ehrendoktoratsrede im April 1960 öffentlich in Erinnerung gerufen: »Wer möchte schon ohne weiteres zur Kenntnis nehmen, was eine Travestie dieser beherzten Art über dem Tiefgang ihrer melancholischen Beweggründe und unter dem Deckmantel scheinbaren Übermuts auch heute hoch an eigentümlicher Poesie auszustrahlen vermag?!« – Die Bearbeitung von Walter Schlorhauser war am 13.12. im 1. Programm des Hörfunks gesendet worden.

**Breit**: Bert Breit: geb. 25.7.1927, Innsbruck; lebt in Absam. Musiker. 1951-1967 Leiter der Abteilung Ernste Musik beim Landesstudio Tirol.

**Borek und Wlasak**: Jaromir Borek: geb. 8.4.1928, Wien; weitere Lebensdaten nicht ermittelt. War von 1.9.1956 bis 31.8.1961 am Tiroler Landestheater beschäftigt. Helmut Wlasak: geb. 26.3.1930, Wien; lebt in Ampaß bei Innsbruck. Schauspieler, langjähriger Intendant des Tiroler Landestheaters.

351 **B O G E N**: Die Herausgeberschaft der von Leb gegründeten Zeitschrift *Der Bogen – Dokumente neuer Dichtung* wurde 1962 von Heinz Pototschnig übernommen. Wie im *Brenner* wurden nur Erstdrucke aufgenommen. Das Spektrum der Verfasser war international, stark vertreten waren Autoren der jüngeren Generation.

**Franz Seyr**: geb. 30.12.1914, St. Nikola/OÖ; gest. 21.9.1974, Tulln. Studium der klassischen Philologie, Kontakte im Bund *Neuland*, Lehramtsarbeiten über Sokrates, Kierkegaard und Ebner; Professor am Bundesrealgymnasium in Tulln. Seyr war bei der Bearbeitung »des ominösen 2. Bandes« der bei Herder geplanten Ebner-Ausgabe 1950ff. den damaligen Herausgebern Michael Pfliegler und Ludwig Hänsel behilflich. (Brief an Ficker, 1.12.1960) Nach Hänsels Tod 1959 übernahm er auf Wunsch der Familie Hänsel und Walther Ebners die weitere Betreuung der Ausgabe, die nun im Münchener Kösel-Verlag, ursprünglich zweibändig geplant, in drei Bänden erschien: *Fragmente, Aufsätze, Aphorismen. Zu einer Pneumatologie des Wortes* (1963), *Notizen, Tagebücher, Lebenserinnerungen* (1963), *Briefe* (1965). Seit Dezember 1960 stand er mit Ludwig Ficker in regem Briefwechsel, der bis zuletzt nicht abbrach.

352 **Vorabdruck**: *Hochland* 54, 1962, H. 3, 257-270.

353 »**T a m s w e g**«: dieses 67 Seiten umfassende Manuskript, zwischen der erst 1989 publizierten Prosa *In der Höhe. Rettungsversuch, Unsinn* (laut Bernhard 1959 entstanden; Salzburg: Residenz Verlag) und dem ersten Prosaband *Frost* (Frankfurt/Main: Suhrkamp 1963) geschrieben, war in einigen Motiven eine Vorstufe zu eben diesem; soviel läßt sich aus dieser Stellungnahme und dem ablehnenden Gutachten von Ignaz Zangerle (nach dem 30.1.1961, handschriftlich im Otto-Müller-Verlag) rekonstruieren. Zangerle resümierte: »Jeder Mensch kann einmal der Versuchung erliegen, aus schwerer Lebenserfahrung heraus Gottes Schöpfung in einen finsternen, von Dämonen bevölkerten Kerker umzudichten. Hat der Verlag nicht die Verpflichtung, einem jungen Autor ein Manuskript zurückzureichen, über dessen Publizierung dieser sich einmal schämen würde? Sollte aber Thomas Bernhard entgegen: Nein, dies ist die bisher artikulierteste Darstellung meines Welt- und Menschenbildes, dann müßte ihm erwidert werden: Sie haben die Grundrichtung des Verlages verkannt.« – Henndorf war der Geburtsort von Bernhards Großvater, dem Schriftsteller Johannes Freumbichler (1881-1949).

»**S e e l e n b r ä u**«: Carl Zuckmayer: *Der Seelenbräu. Erzählung*. Stockholm: Bermann-Fischer 1945.

354 Nietzschebuch: Nietzsche. Pfullingen: Verlag Günther Neske 1961. Das zweibändige Buch umfaßt Freiburger Vorlesungen aus den Jahren 1936 bis 1940 und Abhandlungen, die zwischen 1940 und 1946 entstanden.

Ihren Brief und die Beilage: vom 10.2.1961, in der Beilage sandte Ficker seine an Johannes Österreichler gerichtete »Äußerung zur Judenfrage«, die 1937 in der *Erfüllung* erschienen war. »Sie enthält den Ausdruck einer Zuversicht, die durch die Zeitergebnisse damals auf unserem Boden gar bald durchkreuzt und zerschlagen wurde, aber heute, wie mir scheint, doch den Spürsinn und die Weitsicht einer Eingebung verrät, die nicht ganz »ohne« ist. Darum erlaube ich mir auch, sie Ihrem mir so gütig zugeneigten Freundesblick zu unterbreiten. Schließlich sind Sie in den »höheren Regionen«, in denen sie sich bewegt, als Denker ja ursprünglicher und legitimer daheim als ich.

In diesem Zusammenhang übrigens noch eine Fußnote des Zufalls: Mit Freuden las ich, daß in den Ansprachen an Ihrem Ehrentag in Meßkirch mit Vorliebe auf die naheliegende Bedeutung Ihres »Feldwegs« Bezug genommen wurde. Und »Ritter von Feldhaus«, das war das (verlorene) Adelsprädikat, das mir mein Vater hinterlassen hat! Eine Reminiszenz, die vielleicht uns beiden ein Lächeln entlocken darf.« – »Wiederentdeckt« hat Ficker diesen Aufsatz wohl, weil Ignaz Zangerle ihn in einer geplanten weiteren Folge von *Zeit und Stunde* abdrucken wollte. (Vgl. Ficker an Paula Schlier, 13.2.1961)

Otto Forst-Battaglia: geb. 21.9.1889, Wien; gest. 2.5.1965, Wien. Historiker und Kulturhistoriker, Essayist, Übersetzer aus dem Französischen und Polnischen, Univ.-Prof. in Wien. Werke u.a.: *Johann Nestroy*, 1932; *Deutsches katholisches Schrifttum gestern und heute* (unter dem Pseudonym Theodor Roll), 1936; *Zwischeneuropa*, 1954; *Abgesang auf eine große Zeit*, 1967. Forst-Battaglia hatte zum 25. Todestag von Karl Kraus den Artikel *Der Fackelkraus* in der *Furche* vom 3.6.1961 veröffentlicht, der bei Ficker große Zustimmung und Bewunderung hervorrief. (Brief vom 3.6.1961) Am Schluß, auf den Ficker sich hier bezieht, hatte er gemeint, daß Kraus nicht zu den Verschollenen und Vergessenen gehöre, die Aufnahme der damals im Erscheinen begriffenen Werkausgabe bei Kösel bezeuge vielmehr seine fortwirkende Bedeutung. »Wäre dem anders, so müßte man den zum Urteil Befähigten ein Zitat aus dem »Götz von Berlichingen« zurufen. Nicht jenes, das den breiten Massen oft als einzige Erinnerung an die Klassiker im Gedächtnis haftet, sondern die Schlußworte aus der Tragödie des Ritters mit der eisernen Faust: »Edler Mann, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!« – In seinem dankenden Antwortbrief vom 6.6.1961 glaubte er sich zunächst für den Titel entschuldigen zu müssen, »über den ich einen stillen Tobsuchtsanfall bekommen habe«, denn »[er] wurde mir von einem J... hineinpraktiziert. Ich hatte einfach und schlicht, dem Verblichenen und seiner Gesamtwürdigung durch mich gemäß, die Überschrift gewählt: »Karl Kraus«. Das war offenbar dem Redakteur zu wenig reißerisch und so setzte er, ohne mich zu befragen: »Der Fackelkraus«. Pfui Teufel.« Dann schlug Forst-Battaglia eine Wiederaufnahme der *Brenner*-Herausgabe durch Ficker vor, die über das Einverständnis von vier Verlagen laufen sollte (Langen-Müller, Kösel, Herold und Otto Walter).

356 Trakl und Kafka: Focke hielt am 24.2.1962 in Paris den Vortrag *Kafka und Trakl* und hatte Ficker um diese kurze Information gebeten. Abgedruckt in *Études Germaniques* 17, 1962, 411-431. Zur Begegnung zwischen Franz Kafka (wahrscheinlich in Begleitung Max Brods) und Carl Dallago im Oktober 1913 vgl. Bd. I, 298f.

Hilde Nöbl: geb. 25.1.1912, Innsbruck; lebt in Innsbruck. 1940-44 künstlerische Abendkurse bei Max von Esterle und Unterricht in der Malschule Toni Kirchmayr in Innsbruck; Gastschülerin der Bildhauerklassen von Hans Pontiller an der Innsbrucker Staatsgewerbeschule; dort beginnt die Lebensfreundschaft mit Ilse Glaninger; 1944 Beginn des Studiums an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Sergius Pauser und Herbert Boeckl; 1945 Studienunterbrechung, Rückkehr nach Innsbruck, dort im Kreis des Institut Français Künstlerkontakte, 1946 Mitglied der Künstlervereinigung *Der Bund Tirol*, 1951 Gründungsmitglied der *Tiroler Künstlerschaft*; 1951-52 Wiederaufnahme des Studiums, diesmal bei Albert Paris Gütersloh in der Klasse für Freskomalerei; 1956 Parisaufenthalt; 1958 Kunstpreis des Stadt Inns-

bruck; 1982 Ehrenzeichen der Stadt Innsbruck und Berufstitel Professorin. Vgl.: *Hilde Nöbl. Mit einem Essay von Volkmar Hauser*, Hrsg. von Wilfried Kirschl, Innsbruck: Haymon-Verlag 1992. Darin auch (S. 76) eine Abbildung der von Ficker hier angesprochenen *Zirkusreiterin* (1961, Aquarell und Bleistift, 61 x 43 cm), deren Original im Brenner-Archiv hängt. – Nöbl war mit der Familie Ficker von Kindheit an befreundet, zuerst mit den Töchtern durch die Schule, dann, über Max von Esterle, mit Ludwig von Ficker. 1965 wünschte dieser sich von der Stadt, »einer plötzlichen Eingebung nachgebend, [...] (gegen den Widerstand anderer)« (Brief an Paula Schlier, 11.1.1965) eine Porträtiertung (Öl) durch Hilde Nöbl. Darüber schrieb er an die Künstlerin am 28.7.1966: »Man wird noch einmal staunen, wie viel da von meinem Wesentlichen festgehalten und vorausgesehen ist – kaum zu glauben! Ich darf das heute sagen, weil mir über mich selbst erst jetzt in vielem die Augen geöffnet wurden.« 1966 entstand ein weiteres Porträt von Ficker (Aquarell). Dieser nahm mit großem Interesse Anteil am Werdegang der Künstlerin, besuchte einige der zahlreichen Einzelausstellungen in Innsbruck, hier am Kunsthistorischen Institut der Universität.

357 *Weihnachtsgabe*: mit dem Brief vom 22.12.1961 sandte Heidegger den Sonderdruck *Sprache und Heimat* aus: *Dauer im Wandel. Festschrift für Carl Jacob Burckhardt*. München: Callwey 1961, 174-193. Es ist dies eine gekürzte Fassung des Vortrags gleichen Titels vom 2.7.1960 in Wesselburen, zuerst abgedruckt im *Hebbel-Jahrbuch* 1960, 27-50. »Zeit und Sein«: Vortrag gehalten am 31.1.1962 im Auditorium Maximum der Freiburger Universität. Abgedruckt in *L'endurance de la pensée. Pour saluer Jean Beaufret* (Paris 1968); wieder in: *Zur Sache des Denkens*. Tübingen: Niemeyer 1969, 1-25.

358 »Hochland«: 54, 1962, H. 3, 257-270. Hrsg. von Franz Seyr, dem Ficker darüber am 29.9.1961 geschrieben hatte: »Das war und ist mir aber eine *schöne* Überraschung in meinen alten Tagen; dieser mein Briefwechsel mit Ferdinand Ebner, den Ihre Auswahl mir selbst wieder zu Gemüte führt, und zwar so einleuchtend, daß ich nur staunen kann! Ich hatte ja, wie Sie wissen, nur mehr eine dunkle Erinnerung, und keine allzu gute, daran. Nun scheint mir aber, daß mein Einsatz damals für Ebner – ich meine: der menschlich mitfühlende – doch nicht so »ohne« war, wie ich mir nachträglich immer eingebildet habe. Und diese Spätentdeckung [...] ist natürlich eine große Freude für mich und eine gewisse Genugtuung vor meinem Ende.« Fritz Wotruba: geb. 23.4.1907, Wien; gest. 28.8.1975, Wien. Bildhauer und Graphiker. 1925-27 in der Schule des Bildhauers Anton Hanak; selbständiges Schaffen in Stein, später Bronze; 1938 Schweizer Exil in Zug; 1945 Rückkehr nach Wien, Prof. an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Schüler waren u.a. Alfred Hrdlicka, Rudolf Hoflehner und Andreas Urteíl. Diese Kunstkarte zeigte Wotrubas *Menschliche Kathedrale* (Sandstein, 1949). Vielleicht spielte Wotruba hier auf folgende Episode an: Im Februarheft des *Forum* (S. 68) war aus Anlaß des 75. Geburtstages von Georg Trakl ein kurzer Ausschnitt aus Fickers vordem in der selben Zeitschrift publizierten Traklaufsatz abgedruckt und Ficker selbst im redaktionellen Vorsatz zum »inzwischen verstorbenen Dichterfreund« geworden. Im Märzheft wurde das dann »mit Freuden« korrigiert, der »Totsage-Teufel« habe sich eingeschlichen. (S. 99) – Noch einmal wandte Wotruba sich an Ficker am 8.4.1965: »Leider ist es bis jetzt nie dazu gekommen, daß ich Sie persönlich hätte kennen lernen können. Diese Gelegenheit will ich mir aber nicht entgehen lassen u. ich wünsche dem Aprilkind (auch ich bin eins) wenigstens auf diesem Weg, das Beste u. Schönste zum 85ten. In Verehrung Ihr F Wotruba«.

359 Ludwig Greve: geb. 23.9.1924, Berlin; am 12.7.1991 vor Amrun in der Nordsee ertrunken. Lyriker, Essayist, Archivar. Jüdischer Herkunft, emigriert die Familie Greve 1939 nach Frankreich, 1943 nach Italien, wo sie in San Michele, einem Bergdorf oberhalb von Cuneo, von einem Bauern aufgenommen wird. Der Vater und die jüngere Schwester werden im Februar 1944 nach der Beschießung der Bergdörfer verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Ludwig kann sich mit seiner Mutter nach Lucca retten, wandert nach der Befreiung 1945 nach Palästina aus. 1950 kehrt er nach Deutschland zurück, leitet das Nachbarschaftsheim in Ludwigshafen; nach einigen Monaten in Rom heiratet er im Herbst 1952 Katharina Maillard, 1954

und 1960 werden die Töchter Cornelia und Julia geboren. 1952 Bekanntschaft mit HAP Grieshaber, der ihn in die Künstlergemeinschaft auf dem Bernstein bei Sulz am Neckar einlädt, dort Aufenthalt bis 1954, dann Übersiedlung nach Stuttgart. 1957-1988 Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, dort gestaltete er u.a. die Ausstellungskataloge über *Expressionismus* (1960), für die auch Ficker Material zur Verfügung stellte, *Jugend in Wien* (1974) und *Gottfried Benn* (1986). 1958 Stipendium für die Villa Massimo in Rom. Werke u.a.: *Gedichte*, 1961, 1964; *Bei Tag. Neue Gedichte*, 1974; *Playback* (Essays, Lyrik), 1984. Vgl. besonders die bis 1939 reichenden Aufzeichnungen von Greve: *Wo gehörte ich hin? Geschichte einer Jugend*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Reinhard Tgahrt. Frankfurt/Main: S. Fischer 1994. Greve stand seit März 1958 in regem Briefwechsel mit Ficker, dem er auf seiner Fahrt nach Rom einen Besuch abgestattet hatte und dem er in den folgenden Jahren regelmäßig seine neue lyrische Produktion zukommen ließ. Ficker seinerseits machte ihn u.a. auf das Werk der Busta und der Lavant aufmerksam, die bei Greve starken Eindruck hinterließen. Im BA liegen rund 60 Briefe von Greve an Ficker, 36 Gedichtmanuskripte und 2 Essays. – Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart im Oktober 1958 schrieb Greve, kennzeichnend für sein südwärts gerichtetes Lebensgefühl, das auch seine Lyrik bestimmt: »3 Wochen, die seit meinem Besuch bei Ihnen vergangen sind, haben mich nicht Ihren wohlthätigen Spott vergessen lassen, mit dem Sie meine Bemerkung, ich scheue vor der Rückkehr, »auch vor dem »anderen Deutschland-[, würzten. »Sie gehören zusammen«, sagten Sie. Rieben Sie wie ein Meridionale die beiden Zeigefinger aneinander? Ich bilde es mir ein. Ein Land von Eingeweihten, die allesamt Verschwörer sind. Ich bin nun das Leben auf der Piazza Farnese wieder gewöhnt, wo am frühen Nachmittag die Leute an rohen Holztischen ihren Wein zu trinken pflegen. Es ist die Sonne, natürlich. Aber hier zwingt nicht nur der Nebel »innen u. außen« zur Sektenbildung, sondern der Mangel einer gemeinsamen Sprache. Indessen wachsen die Fernschirme Babels immer höher, um den untersten Dreck, auf den alles sich einigen kann, ohne Ansehen der Person, des Standes, Konfession zu verbreiten. Ach, in Italien nicht anders, nur widersteht es geschmeidiger, korrupter, wenn man will, der von hinten kommenden Neuen Zeit.« (16.11.1958) – Am 14.8.1961 äußerte Greve sich über seine Lyrik, von Fickers Urteil angeregt: »Die Leichtigkeit in den letzten Gedichten stammt aus einem wachsenden Vertrauen in die Sprache oder die Welt oder aber aus dem Einverständnis mit der Vergänglichkeit; was es auch sei, das mich die *Dauer* der Sensation vorziehen läßt, ich verdanke es hauptsächlich meiner Frau u. meinen Kindern, die mich das Maß gelehrt haben. Man muß schon eine Heimat haben – oder gehabt haben –, wenn man etwas schreiben will, das den Erscheinungen nahekommt (in dem Maß, als es sich vom Ich entfernt). Nichts ist dümmere als das Wort von den »heimatlosen Intellektuellen«. Entweder will die Gesellschaft (aber wer ist das noch?) sie ihnen verweigern, oder aber dieser Stand ist eine Chimäre der allgemeinen Schulpflicht. Übrigens ist jemand, der »den Erscheinungen nahekommt«, zweifellos Hofmannsthal (ich merke es nur, durch Kraus geblendet, so spät). Sein »Andreas« oder »Der Schwierige« haben mich »getroffen«, sowohl in der Kühnheit wie in der kunstvollen Leichtigkeit der Sprache. Sie spricht aus, was schon nicht mehr besteht, aber in ihr wunderbar standhält.« – Das im Brief angesprochene Gedicht *Schneesturm* sandte Greve am 12.4.1962 – »(neben mir steht die zweijährige Julia mit erstaunten braunen Augen)« –:

»So nah hängt der Westen / herüber: der halbe Tag kann nicht mehr / entfalten den nassen Flügel. // Ein Wind füllt den Raum / mit fremden Lüften und wehe! / Schwaden fremderer Dunkels. / Wo ist das Nächste, was jeder Blick / uns antraute? / Eine reißende Wolke, / grau und dann schwefelgelb gefleckt. // Wagrecht fliegender Schnee! / Vor den Schreien des Nichts / gefrieren die wässrigen Flocken, / wimmeln, verheeren das Land wie ein Schwarm / gieriger Mücken. // Mit halbem Auge sahn wir die Erde. / Ihr Spiegel zerbrach, unter Splintern / liegt sie nackt. / Von oben Willkür, kein Licht / scheint, und unten empfängt kein Schatten / den fallenden, ungestalteten Tag. / Die Äcker sind schwarz wie vorm Anfang. // Namenlos bleibt alles zurück, / wo selbst das Ungeheure, das All / verstummte. // Tropfen fallen, der Schnee / dämmernd, wird glasig. In dunklen Flecken / schimmert Gras. Noch stehen die Bäume / hölzern, da holt die Erwartung / Atem, der Boden dampft.« Abgedruckt mit zwei weiteren Gedichten in *Die Neue Rundschau* 73, 1962, H. 2/3, 380-383.

Kuno Seyr: geb. 9.2.1938, Meran; lebt in Bozen. Programmgestalter beim Rundfunk. Die hier beurteilte Lyriksendung konnte nicht ermittelt werden. 1965 sandte Seyr eine weitere Textprobe an Ficker, den Einakter *Steine im Hirn*, der später unter dem Titel *Die Blase* von der »Südtiroler Initiative« aufgeführt wurde. (Abdruck in: Albrecht Ebensperger/Matthias Schönweger/Kuno Seyr/Oswald Waldner/Luis Zagler: *Südtiroler Initiative. Fünf Theaterstücke. Text und Dokumentation*, Bozen: Athesia 1980, 65-80) In seinem Begleitbrief vom 29.1.1965 bat Seyr um ein paar Zeilen, »in der selben Offenheit wie Ihr erstes Urteil [abgefaßt]«. Ficker hat darauf nicht mehr reagiert.

360 Robert Braun: (Pseudonym Robert Montis) geb. 2.3.1896, Wien; gest. 16.3.1972, Uppsala. Lebensmittelchemiker, dann Journalist und freier Radiomitarbeiter. Emigration im September 1938 nach Schweden. 1943-64 Bibliothekar in Uppsala. Bruder von Felix und Käthe Braun. Briefe von ihm sind seit 1950 in loser Folge vorhanden. – Im August 1951 besuchte das Ehepaar Braun auf einer Österreichreise Ficker in Mühlau, Werke u.a.: *Josephine von Schweden*, 1948; *Das wiedergefundene Wort*, 1956. Hier angesprochen ist Brauns Beitrag *Nach dem Eichmannprozeß* (in: *Der christliche Sonntag* 14, Nr. 24, 17.6.1962, S. 190f.), in dem Ficker die »Quintessenz« des Romans *Die Mutter der Flüchtlinge* (Graz und Wien: Stiasny 1961) »aufs glücklichste herausdestilliert« sah. (Brief vom 15.6.1962) Der Roman erzählt das Leben einer österreichischen Exilantenfamilie in Schweden in den Jahren 1938 und 1939. Er sollte kein Schlüsselroman sein, doch wollte Braun damit »einen Beitrag zur Schilderung des großen Phänomens geben, von dem unser Schicksal nur ein Bruchteil darstellt: das der modernen Völkerwanderung. [...] Abgesehen davon war es der innere Sinn der Emigration, dem ich nachgeben wollte. Der Auswanderer, der so gut wie alles verloren hat, nicht zuletzt den Zusammenhang mit der Kultur seiner Heimat, muß im Beruf ebenso von vorn anfangen wie in seinem Geist: er befindet sich in doppelter Existenznot. Seine Sehnsucht nach Freiheit, die ihn das Wagnis der Flucht unternehmen ließ, führt ihn dabei in bisher unbekannte Kraftfelder von Ideologien, die ihrerseits in ihrer Absolutheit nach ihm greifen und ihn in Gefahr bringen.« (Vorwort von Robert Braun, a.a.O., 7) – In dem angesprochenen Dialog über Verzeihen oder Vergessen stehen sich zwei aus dem Dritten Reich geflohene Juden gegenüber: der eine, mittlerweile zum Christentum konvertiert, bringt Argumente für die aus dem Gebot der christlichen Feindesliebe zu schöpfende Haltung gegenüber dem vergangenen wie dem gegenwärtigen Antisemitismus, »entweder großherzig für sein Teil zu verzeihen oder kleinherzig eben zu vergessen, wenn er nicht verzeihen kann«; dem anderen, der sich zum Humanismus bekennt, bringt die Verurteilung Eichmanns Genugtuung, die irdische Gerechtigkeit sei schrittweise zu verwirklichen, den Nutznießern von damals und Unverbesserlichen von heute sei nicht durch Verständigung, Versöhnung entgegenzukommen. Das Gespräch endet mit einigem Vorsprung für die erstere Position: »der Verzicht, sie [die Mitläufer von einst] noch weiter in die Schuld hineinzustoßen, deren sie sich schuldig gemacht haben. Mit unserer Verehrung für die Opfer des Nazismus sollte sich keine verschärfte Vergeltungssucht, kein Graben nach Schuld, kein Bohren in die Schuld anderer mehr mischen. – es ist eine Art Amnestie, die ich vorschlage. In Amerika erscheint ein Jahrbuch, das »The Bridge« heißt und von P. John P. Österreicher herausgegeben wird (1958 bereits der dritte Band). Hier wird besonders gegenseitiger Respekt zwischen Juden und Christen auf gleicher Basis betont. Es ist eine solche Haltung, die mir vorschwebt, wenn ich von »Vergessen« spreche. Sie kann aber nur eintreten: durch den freiwilligen Verzicht auf Beschuldigung des Schuldigen.«

neue Roman: nicht ermittelt.  
meine Frau: Tilli Braun.

361 Margarete Löffler: Über ihren Lebensgang und ihr lyrisches Werk schreibt Frau Löffler am 9.3.1994 den Herausgebern: »Geboren 26.1.1917 in Wien als Tochter eines in Oberösterreich beheimateten Textilkaufmanns. Mutter aus Wien gebürtig. Erziehung in einer konfessionellen Mittelschule bis zur Matura, dann Studium an der Universität Wien (1935-1939, Germanistik u. Anglistik); Dissertation bei Prof. J. Nadler, die jedoch nicht ausgearbeitet werden konnte, da schwerwiegende Gründe, wie Krankheit des Vaters, die unbedingte An-

wesenheit in der elterlichen Firma zur Existenznotwendigkeit machten. Daher völliger Abbruch des Studiums, das auch nach dem Kriege nicht mehr aufgenommen wurde und notgedrungen einen totalen Berufswechsel herbeiführte.« Großen persönlichen Einfluß auf ihre Beziehung zur Literatur rechnet Frau Löffler ihrer ehemaligen Deutschprofessorin zu, die übrigens auch die Lehrerin von Christine Busta war. Im Maturajahr, erinnert sie sich, wurde der *Brenner* »als ganz bedeutende liter. Zeitschrift im Unterricht erwähnt«. »Von einem ›literarischen Werdegang‹ im üblichen Sinne kann kaum gesprochen werden, weil meine Lyrik (erste Gedichtchen mit ca 9 Jahren) seit jeher bedingt war von starken Eindrücken und also nur sehr sporadisch zum Tragen kam. ›Getragen‹ mußte sie immer werden. Entweder von dem überwältigenden Erlebnis einer menschlichen Begegnung, oder einem besonderen Natureindruck her.« Einige Zeit vor ihrem Kontakt zu Ficker hatte sie Lyrikproben an den Otto-Müller-Verlag gesandt und war auch von der Lektorin zum Schreiben ermutigt worden. »Im Ernst dachte ich aber nie recht an eine Veröffentlichung meiner Sachen. [...] Meine Gedichte sind ausschließlich [...] nur Erlebnislyrik im engsten Sinne durch alle Jahre hindurch gewesen und liegen wohl verwahrt, aber nicht sehr wohl geordnet, unveröffentlicht vor. Sie erstrecken sich über mein ganzes Leben hin, als eine Art Melodie, die nur manchmal aufklingt.« – Am 20.5.1962 hatte Löffler auf Anraten ihrer Freundin Helene Voisi, der Nichte Leopold Lieglers, fünf Gedichte zur Beurteilung an Ficker gesandt. Auf den vorliegenden Brief hin dankte sie am 3.9. und schrieb: »Aus Pflichterfüllung seit mehr als zwei Jahrzehnten in einen ungeliebten Beruf hineingezwungen, hatte ich mich selbst in Verdacht, daß mir das Leben nutzlos und ohne wesentliche Daseinsberechtigung allmählich unter den Fingern zerrinne. Ihr Brief nun, verehrter Herr Professor, hat mir die Hoffnung gegeben, daß es nicht ganz so ist. An meinem Berufe wird sich natürlich nichts ändern, aber vielleicht geht es doch darüber hinaus und erreicht meine Aussage irgendeinmal ein menschliches Herz, dessen Leid oder Erstarrung es für einen Augenblick lang löst, oder das es in seiner Freude ein wenig bestärkt.« Von Löffler liegen 16 Gedichte im BA, die sie Ficker in den folgenden Jahren zukommen ließ. Ein Gedicht aus der ersten Sendung, *Am Bach*, lautet: »Wenn keiner redet zu mir / als der Bach, / dann hör ich auf einmal / das früher Gesagte / der vielen Stimmen / nicht mehr, / das all zu nahe mir war. / Aber das kostbare Wort / aus vergangener Zeit / und vielleicht auch / das künftige schon / tönt mir ins Herz.« – Die Briefe von Ficker an Frau Löffler liegen in maschinschriftlicher Abschrift im BA.

362 »Glanz des Unscheinbaren«: Selbstzitat aus der Gablitzer Rede *Erinnerung an Ferdinand Ebner* vom 20.3.1950: »Es ist immer ein Ereignis und ein Anlaß zu tieferer Besinnung, wenn ein Menschenleben, das wie geschaffen schien, im Glanz des Unscheinbaren dahinzugehen, im Gedächtnis der Nachwelt eine Auferstehung feiern darf, die etwas von dem Geist der Liebe ahnen läßt, der über solchem Vorgang waltet und ihm – besonders heute – eine nicht geringe Weihe und Bedeutung gibt.« (In: Ludwig von Ficker: *Denkzettel und Danksagungen*. München: Kösel 1967, 170-181, hier 170)

ü b e r E b n e r : in der *Furche*, H. 39, 1962. Die Briefproben ebenfalls dort. Elisabeth Heller hatte 1954 in Wien über *Die Theoretische Anthropologie Demps in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhängen* dissertiert und arbeitete zu der Zeit an einer Ebner-Biographie für den Bergland-Verlag. Die Korrespondenz mit Luise Karpiscek (1873-1954), Handarbeitslehrerin in Vöslau und mit Ebner seit 1900 im Briefwechsel, ist auswahlsweise abgedruckt in den *Schriften*, Band 3: *Briefe*. Hrsg. von Franz Seyr, München: Kösel 1965. Darin heißt es in einer kurzen biographischen Notiz, »[Karpiscek] war nun für Jahrzehnte dem menschen- und öffentlichkeitsscheuen Ebner die Öffentlichkeit schlechthin, eine bessere wohl, als Schriftsteller sie gemeinhin haben«. (A.a.O., 752) – Die Werkausgabe Ebners erschien in drei Bänden ab 1963 im Kösel Verlag. Der erste Band, *Fragmente, Aufsätze, Aphorismen*, beinhaltet ein *Geleitwort* von Ludwig Ficker (9-18), das dieser – nach anfänglicher Weigerung – wohl nicht zuletzt auf Drängen Ignaz Zangerles aufsetzte, »um nicht am Ende fahnenflüchtig zu erscheinen«. (Brief an Paula Schlier, 18.8.1962) Zangerle hatte am 17.7.1962 geschrieben: »Gerade weil über kurz oder lang dieselben reaktionären Kreise im Vatikan, welche dem greisen Papst das Monitum gegen Teilhard de Chardin abgenötigt haben, auch gegen Fer. Ebner Stellung

nehmen werden, sobald dessen Werk in einer breiteren Öffentlichkeit Beachtung und Zustimmung findet, gerade deswegen ist Ihre Eideshelferschaft so notwendig.»

363 Würzburg: Zangerle war im Rahmen seiner in diesen Jahren unermüdlichen Reise- und Vortragstätigkeit für fünf Vorträge an der Domschule nach Würzburg gereist, außerdem nahm er dort an der Jahrestagung des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung, dessen Mitglied er war, teil. – Das Zweite Vatikanische Konzil war am 11.10.1962 von Papst Johannes XXIII in der Peterskirche zu Rom eröffnet worden und tagte in den folgenden drei Jahren in vier Sessionsperioden, beendet wurde es im Dezember 1965. In der ersten Periode (bis 8.12.1962) wurden Vorlagen über die Liturgiereform, über die Quellen der Offenbarung, die Massenmedien, weiters eine Vorlage über das Wesen der Kirche und ein Dekret über die Einheit der Christen (in Hinblick auf die orthodoxen Kirchen) behandelt; es wurden keine Beschlüsse getätigt. – Für die Wahl der vorgesehenen 240 Mitglieder der 10 Fach-Kommissionen des Konzils (zwei Drittel sollten gewählt, ein Drittel vom Papst ernannt werden) erstellten die west- und mitteleuropäischen Bischöfe eine eigene Kandidatenliste, ebenso die Konzilsväter aus den lateinischen Ländern, Großbritannien und Irland. Erstere Gruppe erzielte einen überwältigenden Erfolg, sie brachte die meisten ihrer Vorschläge durch. Dem Papst blieb die Aufgabe, durch seine Ernennungen einen gewissen zahlenmäßigen Ausgleich mit Vertretern der römischen Kurie und den bei der Wahl zu kurz gekommenen Ländern (v.a. Italien) zu schaffen; er stockte sein Kontingent schließlich von 80 auf 90 Kommissionsmitglieder auf. – Papst Johannes XXIII, Angelo Giuseppe Roncalli; geb. 25.11.1881, Sotto il Monte bei Bergamo; gest. 3.6.1963, Rom. Seit 1958 Papst.

Kard. Ottaviani: Alfredo Kardinal Ottaviani war seit 1959 Sekretär des Hl. Offiziums und Prosekretär der Dogmatischen Glaubenskongregation. Zu den Auseinandersetzungen über das von Ottaviani als Vorsitzendem der mit seiner Ausarbeitung beauftragten Theologischen Kommission am 14.11.1962 präsentierte Schema *Constitutionis dogmaticae de fontibus Revelationis* (Über die Quellen der Offenbarung) schreibt Josef Kardinal Ratzinger, von Anfang an »zeichnete sich bereits der unvermeidliche Sturm ab, der durch einen von den Präsidenten der Bischofskonferenzen Belgiens, Deutschlands, Frankreichs, Hollands und Österreichs verbreiteten privaten Gegenentwurf schon vorbereitet war. Kardinal Liénart erklärte lakonisch: Hoc schema mihi non placet. Im gleichen Sinn sprachen in derselben Sitzung die Kardinäle Frings, Léger, König, Alfrink, Suenens, Ritter und Bea, während die Kardinäle Quiroga y Palacios, Ruffini und Siri den Text verteidigten.« (Das Zweite Vatikanische Konzil, Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen. Hrsg. von Heinrich Suso Brechter, Bernhard Häring u.a. Teil 1-3. (= Lexikon für Theologie und Kirche, Ergänzungsband 1-3) Freiburg, Basel, Wien: Herder 1966-68, Band 2, 498-503, hier 500) Für die Ablehnung des Entwurfs waren 4 Gründe ausschlaggebend: »1. Er war zu schulmäßig, es ging den Verfassern zu sehr um fachtheologische Fragen, die teils nicht mehr aktuell sind, teils allzu negativ gesehen werden. Der Hl. Vater hatte gewünscht, daß die »Gültigkeit der Lehre« positiv und auf die Seelsorge hin ausgerichtet darzustellen sei. 2. Er hatte zu sehr die Absicht erkennen lassen, zur Vorbereitung von Verurteilungen zu dienen und das bei Problemen, die Schulmeinungen enthalten. Deshalb haben dazu die Bischöfe sehr verschiedene Stellung genommen. Ein Konzil hat den Glauben der Kirche zu bezeugen und zu lehren. Zu richten hat ein Konzil nur klar erwiesene Irrlehren, aber nicht Arbeitsweisen und Forschungsmethoden bestimmter Theologen. 3. Dieser Entwurf nahm – ein Unterfall zu 2 – zu hart und zu schnell Stellung gegen einige von der modernen Bibelwissenschaft angewandte kritische Methoden, in denen es darum geht, den Wortsinn der vor bald 2000 Jahren abgefaßten Hl. Schriften zu ermitteln. Diese Diskussionen sollten durch einen Machtanspruch zugunsten einer Schule beendet werden. 4. Dem Entwurf fehlte die wahre ökumenische Haltung, weil er Fragen des Verhältnisses von kirchlichem Lehramt, Hl. Schrift und mündlicher Überlieferung in einer Weise »lösen« wollte, die aussichtsreiche Gespräche zwischen den Bekenntnissen für die Zukunft erschwert hätten.« (Emil Schmitz SJ: *Konzilsarbeit der ersten Sitzungsperiode*. In: *Das 21. Konzil*. Hrsg. von Anton Kochs. Essen: Verlag Fredebeul & Koenen 1963, 120-128, hier: 126.) –

Der Papst zog den Text mit 21.11. von der Tagesordnung ab, um der heftigen Diskussion ein

Ende zu setzen, und übergab ihn zur Neubearbeitung einer neugeschaffenen Gemischten Kommission unter dem gemeinsamen Vorsitz der Kardinäle Ottaviani und Bea. Nach Vorlage verschiedener Relationen zum Text – u.a. einer Spezialrelation (im Sinne der das erste Schema ablehnenden Majorität) von Karl Rahner – wurde in der dritten und vierten Konzilsperiode die überarbeitete Fassung unter neuem Titel beraten und für gut befunden. Am 18.11.1965 schließlich erhielt die Dogmatische Konstitution *Dei verbum* das Placet (2344 Ja gegen 6 Nein). – Die Auseinandersetzungen klingen in der Einleitung zum deutschen Textabdruck bei Karl Rahner/Herbert Vorgrimler: *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg: Herder 1966, noch nach. Über die Streitfrage des Verhältnisses von Überlieferung und Schrift liest man: »Das beide Umfassende ist die ursprüngliche »apostolische Predigt«. Der Schrift kommt besondere Würde zu, weil in ihr diese Predigt »besonders deutlichen Ausdruck« gefunden hat. Über sie hinaus gibt es einen Fortschritt nicht quantitativer, sondern qualitativer Art: durch Betrachtung, Studium und geistliche Erfahrung. Insofern Überlieferung nicht das Ganze ist, sondern von der Schrift unterschieden werden muß, schreibt ihr das Konzil lediglich zwei Funktionen zu, einmal die Erkenntnis des »vollständigen Kanons« (Artikel 8), zum anderen – nach einem Zusatz, den der Papst in einer späteren Phase gewünscht hat – die Gewißheit über alles Geoffenbarte (Artikel 9). Dieser Zusatz verändert die Konzilsauffassung nicht, daß die Tradition nicht als quantitative materiale Ergänzung der Schrift gelehrt werden soll (diese Frage wurde bewußt offengelassen), da ja nur von der »Gewißheit« die Rede ist.« (Ebda., 363) Auch auf die Frage nach der Geschichtlichkeit bzw. verschiedenen *Formen von Geschichtlichkeit* der Bibeltexte läßt der Text der Konstitution interpretativen Freiraum zu. In bezug auf die vier Evangelien bejaht die Kirche »ohne Bedenken« die »Geschichtlichkeit«. Damit wird der bibelwissenschaftlichen Exegetik eine bedeutende Rolle zugewiesen, ihr wird Forschungsfreiheit und Legitimität ihrer Methoden zugesprochen. Die Analyse der Texte habe die »Aussageabsicht« der biblischen Schriftsteller zu ermitteln. (Ebda., 364) »Der Schrift wird nicht, wie in früheren Textentwürfen dieser Konstitution, »Irrtumslosigkeit« zugeschrieben, sondern es wird gesagt, daß sie die »Wahrheit« lehre. Was in diesem Zusammenhang »Wahrheit« heißen soll, wird überdies umschrieben. Zwar heißt es auf Wunsch des Papstes nun nicht mehr, die Schrift lehre die »Heilswahrheit«, aber die jetzige Fassung: »die Wahrheit, die Gott um unseres Heiles willen in heiligen Schriften aufgezeichnet haben wollte«, sagt substantiell dasselbe. Sie schließt die Tatsache jedenfalls nicht aus, daß in der Schrift menschliche Fehler, d.h. Sätze, die, wenn sie außerhalb des Kontextes und dessen literarischer Art gelesen und als wirklich vertretene Aussagen für sich verstanden werden, mit Recht als profane »Irrtümer« zu gelten hätten, enthalten sind, die mit der Wahrheit um unseres Heiles willen in keinem Zusammenhang stehen (Artikel 11).« (Ebenda., 363f.) Ein weiterer Streitpunkt dürfte die Einschätzung des Alten Testaments gewesen sein. »Man braucht die Mängel dieses Kapitels nicht zu verschweigen, das der Tatsache, daß das Alte Testament das Heilige Buch Jesu und der Urgemeinde war und eine viel längere Erfahrung der Menschheit mit Gott enthält als das Neue Testament, kaum gerecht wird. [...] Ein schwacher Ausgleich findet sich in Artikel 16: daß das Neue Testament auch erst im Licht des Alten Testaments ganz verstanden werden kann.« (Ebenda., 364)

**Kard. König:** Franz Kardinal König; geb. 3.8.1905, Warth bei Rabenstein/NO; lebt in Wien. 1956-1986 Erzbischof von Wien, seit 1958 Kardinal, 1965-1980 Präsident des Sekretariats für die Nichtglaubenden. König hatte Karl Rahner als seinen privaten Berater zum Konzil mitgenommen.

»Periti« **Congar und Daniélou:** Als *periti*, d.h. Sachbearbeiter, waren über 200 Theologen berufen worden, darunter Yves-Marie Congar und Jean Daniélou.

**Ordensgeneral:** Johann Baptist Janssens.

**Kard. Siri:** Erzbischof von Genua, damaliger Präsident der italienischen Bischofskonferenz.

**Kard. Suenens:** In der Beratung der als Zentrum und Höhepunkt des Konzils angesehenen *Dogmatischen Konstitution über die Kirche*, war Léon-Joseph Kardinal Suenens einer der Wortführer des progressiven Flügels. Von ihm stammt auch der Titel der Konstitution, *Lumen Gentium* (Licht der Völker), »der die Nuance hat, daß die Kirche selbst sich selbst diesen Titel nicht geben will: Christus allein ist in Wirklichkeit das Licht der Völker, aber dieses Licht



spiegelt sich wider auf dem Antlitz der Kirche». (Gérard Philips: *Die Geschichte der Dogmatischen Konstitution über die Kirche »Lumen Gentium«*. In: *Das Zweite Vatikanische Konzil*, a.a.O., Band 1, 139-155, hier 140) Der von Kard. Ottaviani eingebrachte erste Entwurf stieß auf heftige Kritik wegen fehlenden Zusammenhangs und wegen zu schwacher Beherrschung des vom Papst geforderten Grundsatzes des *aggiornamento* der kirchlichen Lehre. Besonders die zu strenge Gleichsetzung von römischer Kirche und mystischem Leib Christi fand Kritiker. Frings und Döpfner verlangten, »es dürfe über das Geheimnis nicht geschwiegen werden, was dann der Fall sei, wenn man zu ausschließlich an juristischen Aspekten hänge. Weder die rechtlichen Ausdrücke allein noch die rein abstrakten Begriffe genügen für eine tiefgehende, gesunde Reflexion (Kardinal Bea, Msgr. Blancher).« (Ebenda., 140) Sein Buch *Krise und Erneuerung der Frauenorden* erschien 1963 im Otto Müller Verlag, Salzburg.

364 Prof. Hofmann: nicht ermittelt.

Prof. P. Deblaire: nicht ermittelt.

Kard. Bea: Augustinus Kardinal Bea SJ; geb. 28.5.1881, Riedböhringen (Schwarzwald); gest. 16.11.1968, Rom, 1930-49 Rektor des Päpstlichen Bibelinstituts in Rom; seit 1959 Kurienkardinal; 1960 zum Leiter des Päpstlichen Sekretariats für die Einheit der Christen ernannt, das Johannes XXIII in der Vorbereitung des Konzils neben dem Sekretariat für die Massenmedien und den zehn Fach-Kommissionen geschaffen hatte; Bea war führender katholischer Exeget, verfaßte zahlreiche Monographien zum Alten Testament und eine neue lateinische Übersetzung der Psalmen (1949); 1966 erhielt er, gemeinsam mit dem ehemaligen Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, W. A. Visser't Hooft, den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Werke u.a.: *Die Einheit der Christen*, 1962; *Einheit in Freiheit*, 1965; *Die Kirche und das jüdische Volk*, 1966.

Kard. Frings: Josef Kardinal Frings; geb. 6.2.1887, Neuss; gest. 17.12.1978, Köln, 1942-69 Erzbischof von Köln, seit 1946 Kardinal; 1945-65 Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz; Mitglied des Präsidiums des Zweiten Vatikanums.

Kard. Döpfner: Julius Kardinal Döpfner; geb. 26.8.1913, Hausen bei Bad Kissingen; gest. 24.7.1976, München. Seit 1958 Kardinal, seit 1961 Erzbischof von München-Freising.

Christian: ein Ziehsohn von Zangerle.

Paul Flora: geb. 29.6.1922, Glurns/Südtirol; lebt in Innsbruck. Graphiker und Karikaturist. Am Gymnasium in Innsbruck war Erich Lechleitner sein Zeichenlehrer, dieser machte ihn 1938 mit Max von Esterle bekannt, der damals einen Aktzeichnkurs an der Universität hielt. Seit 1945 zahlreiche Ausstellungen in der näheren und weiteren Umgebung des Alpenraums.

die Platte: gemeint ist eine Schallplatte mit Fickers *Abschied von Trakl*, die kurz vor Weihnachten erschienen war.

365 Moldovan: Kurt Moldovan; geb. 22.6.1918, Wien; gest. 16.9.1977, ebenda, Zeichner, Graphiker, Maler. Seit 1950 – gemeinsame Teilnahme an der Biennale in Venedig – mit Paul Flora befreundet. Versch. Auslandsaufenthalte mit Paul Flora: 1953 Paris, 1967 New York, 1971 London. Vgl. Floras Erinnerungen in: Otto Breicha (Hrsg.): *Kurt Moldovan. Kreuz und quer. Beutezüge eines Zeichners* (1980).

Hammerstein: Otmar Hammerstein; geb. in Offenbach/Main, lebt in Amsterdam. Psychotherapeut. Wurde über Flora auch mit Ludwig Ficker bekannt.

Peter: Sohn, geb. März 1944, lebt in Mannheim; Univ.-Prof. für Soziologie.

366 Herbert Eisenreich: geb. 7.2.1925, Linz; gest. 6.6.1986, Wien. Lyriker, Essayist, Erzähler, Hörspielautor. Werke u.a.: *Böse schöne Welt* (Erzählungen), 1957; *Wovon wir leben und woran wir sterben* (Hörspiel), 1958; *Reaktionen. Essays zur Literatur*, 1964; *Der Urgroßvater* (Erzählung), 1964; *Die abgelegte Zeit* (Romanfragment), 1985. Schwer kriegsversehrt kehrt Eisenreich aus dem Weltkrieg zurück, beginnt ein Studium der Germanistik, Altphilologie und Theaterwissenschaft, das er abbricht; ab 1952 Tätigkeit als freier Schriftsteller und Journalist bei versch. Radiostationen und Zeitungen in Deutschland; 1956 Rückkehr nach Österreich, ab 1967 redigiert er im ORF den *Literarischen Salon*, dessen erste Sendung er Hei-

mito von Doderer widmet. In seinen Essays weist er sich als überzeugter Verteidiger einer österreichischen »Nationalliteratur« aus (vgl. *Das schöpferische Mißtrauen oder Ist Österreichs Literatur eine österreichische Literatur?*).

U m w e g : Vgl. Heimito von Doderer: *Wege und Umwege*. Eingeleitet und ausgewählt von Herbert Eisenreich. Graz, Wien: Stiasny 1960.

d a m a l i g e n W i d m u n g : in *Carnuntum – Geist und Fleisch*. Mit Zeichnungen von Kurt Absolon. Wien: Verlag für Jugend und Volk 1960: »Herrn Professor Ludwig von Ficker, dem wir alle mehr, als wir wissen, verdanken, hochachtungsvoll überreicht zur Erinnerung an das Zusammentreffen in Innsbruck am 8. September 1960 – Herbert Eisenreich«. Fickers Brief ist nicht erhalten; er hat wahrscheinlich ein Exemplar seiner *Danksagung*, der Rede anlässlich der Entgegennahme des Ehrendoktorats der Freien Universität Berlin (13.4.1960), mitgeschickt. In dieser »Osterbeichte« erzählte Ficker von seinem frühesten Wunsch, eigentlich Schauspieler werden zu wollen, von seinem Scheitern in der akademischen Laufbahn und vom schließlich unternommenen »Rehabilitierungsversuch«, der im *Brenner* der späteren Phase erst glücklich erschien. Fickers Resümee: »Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großzügig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns danach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit gegeben.« (*Denkzettel und Danksagungen*. München: Kösel Verlag 1967, 267-281, hier 279)

367 P a u l a L u d w i g : geb. 5.1.1900, Altenstadt/Vorarlberg; gest. 27.1.1974, Darmstadt. Lyrikerin. Wuchs nach der Trennung der Eltern bei der Mutter in Linz auf, nach deren Tod, 1914, sie zum Vater nach Breslau kam. 1918 nach München, dort als Malermodell und Schauspielerin beschäftigt, erste Dichtungen. 1923-1933 in Berlin, dann Emigration nach Österreich, später Frankreich, Spanien, Portugal und schließlich Brasilien, wo Ludwig sich in der Nähe von Sao Paolo als Malerin den Lebensunterhalt verdiente. 1953 Rückkehr nach Österreich, 1956 Umzug nach Wetzlar; 1962 Traktl-Preis; seit 1970 Darmstadt; 1972 Preis des Österreichischen Schriftstellerverbandes. Werke u.a.: *Die selige Spur* (Gedichte), 1920; *Der himmlische Spiegel* (Gedichte), 1927; *Dem dunklen Gott. Jahresgedicht der Liebe*, 1932; *Traumlandschaft. Lyrische Prosa*, 1935 (erweitert u.d.T. *Träume*, 1962); *Gedichte. Eine Auswahl aus der Zeit von 1920 bis 1958*, 1958; *Gedichte* (Gesamtausgabe), 1986. Vgl. auch die Autobiographie *Buch des Lebens*. Ebenhausen b. München: Langewiesche-Brandt 1990. Außerdem K. Wachinger: *Paula Ludwig. Werk, Leben, Wertung*. München, Magisterarbeit 1982. – Im November 1962 hatte Paula Ludwig Ficker ein Exemplar ihrer Lebenserinnerungen *Träume. Aufzeichnungen aus den Jahren zwischen 1920 und 1960*. Ebenhausen b. München: Langewiesche-Brandt 1962, zugehen lassen und im Begleitbrief geschrieben: »Betrachten Sie bitte diese Arbeit als eine glückliche Folge – den Salzburger Tagen zu verdanken. Sie schenken mir die nötigen Impulse. Jetzt bange ich nur darum – daß dieses Buch auch Ihre Zustimmung findet. Wenn ich ein gesunder Mensch wäre – hätte ich ein ganz anderes Buch geschrieben. Nämlich das Buch meiner Flucht. Vielleicht schaffe ich es noch. Es geht mir – seit Salzburg – auch gesundheitlich bedeutend besser als in den früheren Jahren seit meiner Rückkehr. Das danke ich Ihnen und den Wiener Freunden.« (Undatierter Brief) Ficker hatte Ludwig anlässlich der Traktl-Preis-Verleihung im Februar 1962 in Salzburg getroffen. Ihre Danksagung dort schickte sie als Beilage zum erwähnten Brief an Ficker: »Als ich in der Fremde war und mir etwas Freundliches widerfuhr – konnte ich in Unkenntnis der Sprache meinen Dank nur stammeln.

In dieser Feierstunde nun widerfährt mir in meiner Heimat die höchste Ehrung die es für mich geben kann: Eine Auszeichnung von Österreich verbunden mit dem teuren Namen Georg Traktl – aber wiederum fehlen mir die Worte – obwohl ich »die Sprache in der Fremde nicht verlernt habe« denn zu groß ist meine Freude und zu tief meine Ergriffenheit und zu grenzenlos das Gefühl meiner Dankbarkeit!

Hier in Österreich hat die Sonne meiner Kindheit geschienen -

Hier verklärt in dieser Stunde die Abendsonne meines Alters mein gerührtes Herz.

»Balde an verfallener Mauer blühen  
die Veilchen  
Es grünt so stille die Schläfe des Einsamen  
G.T.«

**I h r e m S o h n :** Friedel (Siegfried) Ludwig; geb. 1917, Glatz (poln.: Klodzko)/Schlesien;  
lebt in Darmstadt.

368 **m e i n e T o c h t e r :** gemeint ist Ulla Wiesmann-Ficker.  
**d e r V e r l a g :** gemeint ist der Otto-Müller-Verlag.

**m e h r z u m A n s c h a u e n :** ähnlich äußerte sich Ficker auch in einem Brief an Paula Schlier vom 14.1.1963: »Schön und gut ist nur die Plattentasche, die Monika Mayr geschaffen hat. Sie jedenfalls wird allen gefallen [...].« Und, wohl an Karl Kraus gemahnend, in einem Briefentwurf an Felix Braun (21.1.1963): »Auch schätze ich dieses Hinterbleibsel meiner eigenen Stimme, dem ja Mimik und Gestik eines persönlichen Auftretens vor Zuhörern entzogen ist, nicht sehr.«

**I h r G e d e n k e n :** Die hier angesprochenen Briefe sind nicht erhalten.

369 **V O N T H O M A S B E R N H A R D :** Auf die Wiedergabe des Wortlauts wird mit Rücksicht auf Thomas Bernhards letztwillige Verfügung verzichtet, wonach aus seinem Nachlaß innerhalb der Grenzen Österreichs »kein Wort« publiziert werden darf.

**K r a k o w :** Auf die Frage »Was bedeutet für mich Georg Trakl?« hatte Thomas Bernhard 1957 anläßlich einer kleinen Umfrage unter jungen österreichischen Lyrikerinnen und Lyrikern geantwortet: »Für die Weltliteratur wird Trakl niemals die Bedeutung der Baudelaire, Rimbaud, Mallarmé haben; man kann ihn auch nicht einem Mann wie Lorca (1899 bis 1936) an die Seite stellen; für Österreich jedoch hat er bis heute als einziger Lyriker von Rang etwas zur modernen Poesie beigetragen, wahrscheinlich, weil er, wie wenige, verachten konnte und verachtet wurde – am penetrantesten von den Bürgern und Eselstreibern seiner Vaterstadt Salzburg, die sich auch heute noch nicht geändert haben.

Der Einfluß Trakls auf meine eigene Arbeit war vernichtend. Hätte ich Trakl niemals kennengelernt, wäre ich heute weiter.« (In: *Der Akademiker. Zeitschrift des österreichischen Akademikerbundes* 5, 1957, Nr. 2, Februar)

370 **W i e d e r s e h e n :** Ficker verbrachte einen längeren Aufenthalt bei seiner Tochter Birgit von Schowingen in Baden-Baden, wo Heidegger ihn besuchte.

**d a s N u t z l o s e :** Diesen Gedanken hatte Heidegger bei einem Lehrgang für wissenschaftliche Lehrer an Gewerbeschulen in Schwäbisch Hall am 18.7.1962 vorgetragen: *Überlieferte Sprache und technische Sprache*. Aus dem handschriftlichen Nachlaß hrsg. von Hermann Heidegger. St. Gallen: Erker-Verlag 1989. Ausgehend von seiner grundsätzlichen Annahme des Sprachdenkens, daß es »für uns keine Sache und keinen hinreichenden Bezug zur Sache gäbe, ohne die ihr entsprechende Sprache und umgekehrt: keine echte Sprache ohne den rechten Sachbezug«, will Heidegger »einen Wink zur Besinnung« geben auf die Begriffe, die der Titel des Vortrages enthält: »Technik«, »Sprache«, »Überlieferung«. »Inwiefern ist dies ein Wagnis? Insofern Besinnung heißt: den Sinn wecken für das Nutzlose. In einer Welt, für die nur noch das unmittelbar Nützliche gilt, die nur noch auf Steigerung der Bedürfnisse und des Verbrauchs ausgeht, dürfte ein Hinweis auf das Nutzlose alsbald ins Leere sprechen.« (6) Und, diesen Punkt umkreisend: »Nutzlos in der Weise, daß sich daraus unmittelbar praktisch nichts machen läßt, ist der Sinn der Dinge. Darum wirft die Besinnung, die ihm nachsinnt, zwar keinen praktischen Nutzen ab, gleichwohl ist der Sinn der Dinge das Nötigste. Denn ohne diesen Sinn bliebe auch das Nützliche sinnlos und daher nicht einmal nützlich.« (7) Aus einer Erzählung des Dschuang-Dsi, eines Schülers des Lao-Tse, zieht Heidegger dann aber die Lehre: »Um das Nutzlose braucht man sich nicht zu kümmern. Kraft seiner Nutzlosigkeit eignet ihm das Unantastbare und Dauerhafte. Daher ist es verkehrt, an das Nutzlose den Maßstab der Nützlichkeit anzulegen. Das Nutzlose hat dadurch, daß sich aus ihm nichts machen läßt, seine eigene Größe und bestimmende Macht.« (8) Im Verlauf des Vortrages geht Heidegger diesen Kategorien nicht mehr nach, sondern legt lediglich seine Sicht der »technischen Sprache«, die

»Information« zum Selbstzweck wähle, bzw. ihrem Gegenüber, der »überlieferten Sprache«, die »nicht technisierte Umgangssprache« ist, dar. Freilich sieht er darin »nicht nur einen Gegensatz« formuliert, sondern er ahnt hier »ein über dem Menschen waltendes Geschehen, das nichts Geringeres als das Weltverhältnis des Menschen angeht und erschüttert.« (27) Pädagogisches Ziel (also doch Nutzenanwendung seiner Einsichten?) solle die Besinnung auf die bedrohte Sprache sein, »aber zugleich auf das Rettende, das sich im Geheimnis der Sprache verbirgt, sofern sie uns immer auch in die Nähe des Ungesprochenen und des Unaussprechlichen bringt.« (28)

**G e s c h e n k**: Ferdinand Ebner: *Fragmente, Aufsätze, Aphorismen. Zu einer Pneumatologie des Wortes*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963. Ficker bat am 26.12.1963 in einem Brief an Friedrich Pfäfflin den Kösel-Verlag, Heidegger auch ein Exemplar des zweiten Bandes der Ebner-Ausgabe zu senden.

**R e d e ü b e r H e b e l**: *Gespräch mit Hebel beim »Schatzkästlein« zum Hebeltag 1956*. Aus der Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach Nr. 4, 1956, 5-15.

**K a r l – R a h n e r R e d e**: Eröffnungsvortrag beim II. Österreichischen Katholikentag, der unter dem gleichen Titel (1 Thess. 5,19) vom 1.-3.6.1962 in Salzburg stattgefunden hatte. Abgedruckt in: *Löscht den Geist nicht aus. Imperative des Österreichischen Katholikentages 1962*. Hrsg. vom Präsidium der Katholischen Aktion Österreichs. Innsbruck, Wien, München: Tyrolia Verlag 1963, 15-25.

371 **S o n d e r d r u c k**: Frankl hatte Ficker seinen Beitrag aus *Die Kraft zu leben. Bekenntnisse unserer Zeit*. Gütersloh: Bertelsmann 1963, 68-81, gesandt. Wieder, unter dem Titel *Experimentum crucis*, in: Viktor E. Frankl: *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn*. München: Piper 1993 (9. Aufl.). Darin schildert Frankl den Marsch seines Häftlingszuges von Landsberg ins Konzentrationslager Kaufering und im folgenden, wie er in dieser Zwangssituation »versuchte, sich aufzuschwingen zu andern Gedanken, zu – menschenwürdigeren – Sorgen. [...] Er bemühte sich, zu diesem ganzen qualvollen Leben Distanz zu gewinnen, sich darüber zu stellen, indem er es, wie man sagt, von einer höheren Warte betrachtete, oder vom Gesichtspunkt der Zukunft, im Sinne einer zukünftigen theoretisierenden Betrachtung.« – Frankl stand, wie er den Herausgebern telefonisch auf Anfrage mitteilte, damals in für ihn überraschend kollegialer Bekanntschaft mit Heidegger, kann sich aber an eine Zusendung dieses Sonderdrucks nicht erinnern.

**I h r e L i e b e K a r t e**: wohl die vom 15.9.1963, mit der Ficker sich für seine Versäumnisse im Danken für ihre Kartengrüße entschuldigte. Busta hatte im Spätsommer 1963 anlässlich einer Schriftstellertagung im Lahntal Paula Ludwig in Wetzlar besucht, gemeinsam schickten sie Kartengrüße an Ficker. (9.9.1963)

372 **D i r. M ü l l e r**: Rudolf Müller; Lebensdaten nicht ermittelt.

373 **M e e r s b u r g e r L o b r e d n e r**: Ignaz Zangerle hatte bei der Verleihung des Droste-Hülshoff-Preises an Busta in Meersburg die Laudatio gehalten.

374 **»D e r A l l e i n g a n g«**: im Februar 1964 erschien die erste Nummer dieser nichtkommerziellen Zeitschrift, die »unentgeltlich an einen namentlich bestimmten Kreis« ging (Nr. 3, 1) und bis März 1966 in sieben Nummern Bestand haben sollte. Redakteure waren Schick und Michael Guttenbrunner. Den Hauptteil des ersten Heftes bildete der Essay von Schick: »*Ansichten über Karl Kraus*« (6-43). Zum Tode August Zechmeisters war ein postumer Brief von Franz Slovencik an ihn abgedruckt (45f.). Beitragende für die folgenden Hefte waren u.a. Elazar Benyoetz (geb. 1937), Arnold Clementschitsch (1887-1970), Paul Engelmann (1891-1965), Johann David Sauerländer (1881-1969) und Franz Slovencik.

**A N P E T E R W E I E R M A I R**: ediert nach einer Abschrift, das Original wurde vom Adressaten nicht mehr aufgefunden. Peter Weiermair: geb. 22.4.1944, Steinhöring/Obb.; lebt in Innsbruck, Frankfurt/M. und Pathumthani/Thailand. Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie an den Universitäten Innsbruck und Wien; 1969-1980 Leiter des »fo-

rum für aktuelle Kunst«, Innsbruck; 1969-1979 Kurator an der Galerie im Taxispalais; 1979/80 Assistent an der Akademie der bildenden Künste, Wien; seit 1980 Direktor des Frankfurter Kunstvereins; seit 1990 Präsident der International Association of Curators of Contemporary Art; Professor an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach. – Von der in der ersten Nummer der *ansichten* (Zeitschrift für Literatur und bildende Kunst) vertretenen Schriftstellergeneration war Heinz Pototschnig (geb. 1923) der Älteste, die Klagenfurterin Ingrid Rencher (geb. 1945) die Jüngste; dazwischen lagen u.a. René Altmann (geb. 1929, Luzern), Heinz Goll (geb. 1930, Linz), Heidi Pataki (geb. 1940, Wien), Kuno Seyr (geb. 1938, Meran), Brigitte Vacha (geb. 1942, Wien) und Hanns Weissenborn (geb. 1932, Hohenmölsen/Deutschland). Die *ansichten* wurden nur bis zur dritten Nummer, 1965, fortgeführt, deren Schwerpunkt die zeitgenössische sprachexperimentelle Lyrik war. Mit Publikationen von Ernst Jandl und Friederike Mayröcker begann Weiermair 1966 dann die Aktivität der Allerheiligenpresse, Innsbruck.

»Die Geschwindigkeit...«: aus einem der beiden Gedichte von Carola Knuhr (geb. 18.4.1943, Gleiwitz/Oberschlesien; damals Germanistikstudentin in Innsbruck, weitere Lebensdaten nicht ermittelt): »Letzte Relikte / der Sonnenschrift. / unscheinbar / oder gefärbt. / Und die Werber des Nein / treten auf / und haben Zulauf. // Unsagbares beschriftet / die Schwingen des Karussells. / Und die Lösung gerinnt / von Missionaren des Zufalls / injiziert. / Die Geschwindigkeit / gegen schweigende Ziele / nimmt zu. // In die Lippen / des Fahrtwinds / gepreßt / die hilflosen Worte / der Liebenden.«

»Nur dahinter...«: aus einem der beiden Gedichte von Waltraud Seidlhofer (geb. 26.11.1939, Linz; lebt in Thalheim/Wels, Schriftstellerin, Volksbibliothekarin): »Nur dahinter / wo die Zeichen verschlossen sind / lebt noch Atem: // Wo die Traurigkeit / schuldlos ist / und die Sprache / in den Blüten verdorrt // silbenlos / tränenlos / ohne Hauch / atemlos // Der Wind / schmeckt wie Sand / aus den Augen der Toten / schwer / vom Rost der Gedanken // Aufgezeichnet / liegen die Linien der Hand / und die Ringspur / ist noch nicht verlöscht // Gras wird fallen / wie Manna / wie Tau / und die Münder / aus den Worten erlösen.«

»Langsam bewegt...«: aus dem Gedicht *Das Haus* von Franz Josef Heinrich (geb. 15.6.1930, Linz; lebt ebenda, Schriftsteller, Angestellter): »heute wird es nicht dunkel / honigfässer voll freude / stehen auf den hölzernen tischen / daß die bienen aus licht / unsere stuben durchschwärmen. / wir lachen und feiern / und niemand ahnt unser geheimnis. / nur das haus, / ungehört atmend, / erinnert sich leise / seiner väter und söhne / die versunken sind / in der zu wasser gewordenen zeit. // langsam bewegt sich / der verhohlene sinn / auf das wirkliche zu: / jedes jahr erneuert die kartoffel im boden / unseren bund mit dem leben. // wir lachen / und feiern die hochzeit der Bäume / doch morgen schon kann die schlange / in den nestern der erde / unser geheimnis aufstöbern // unser tägliches gelege von tränen. // so wohnen wir / wo der blitz uns versteinern wird / unterm dach, / dem himmel / und den reisenden wolken am nächsten...«

375 *Passion: Eine wienerische Passion*. Wien-München: Neue Perspektiven im Verlag für Jugend und Volk 1963. Die Idee zu diesem Werk war Fel Mayer über der Arbeit an Gedichten in der Wiener Umgangssprache Anfang der sechziger Jahre gekommen, er verlegte die Leidensgeschichte aus abseitigem Blickwinkel »in die letzten Jahre vor dem ersten Weltkrieg, wo ein Justizirrtum noch allgemeine Bewegung verursacht hat. Das Ganze ist folgendermaßen gedacht: Um 1908 sollte sich die Passion in Wien zugetragen haben; ungefähr vier Jahre später, also 1912, denkt man an eine Wiederaufnahme des Prozesses. Verständlicherweise wendet man sich dabei nicht an den Justizapparat, der sich ja nur salvieren würde, auch nicht an die Anhänger des 1908 Justifizierten, die in ihm ihren Heiland, den wahrhaften Sohn Gottes sehen, sondern an Leute, die zufällig Zeugen dieses für sie undurchsichtigen Geschehens waren. Und ihre Aussagen bilden also meine »Wienerische Passion.« (Arbeitsbericht, ebenda, 8) – Der Beobachter der Gefangennahme Jesu und des Schwertstreichs gegen einen der Soldaten (Matth. 26,47 ff.) sagt also aus: »Wann S' mich jetzt fragn, Herr Kaiserlicher Rat, i bin a Steuerzahler mehr als vierzig Jahr und polizeilich gänzlich unbescholten: wie derf denn sowas sein bei uns in Wien! Da wir ma seines Lebns ja nimmer sicher! Na, wundern tuts mi net: die solln

Ja gar net herghört haben; was kann man schon von solche Zuag'reisten erwarten! Die san doch meistenteils Verschwörer irgendwo, dann wird ihnen der Boden z'heiß und sie verlegn ihm Kriegsschauplatz zu uns! Der soll die ja verraten habn, der da den guaten Freund gspielt hat. Und nachher, heißt, hat er sich selber aufgehängt ... Wer kennt sich da schon aus, in denen ihre Gschichten —. (13) Und der Gerichtssaalkiebitz erinnert sich: »Damals, wann da der Staatsanwalt net so patent gwest wär und d'Gschworenen net so rechte harbe Burschen, der wär am End leicht gar no frei ausgangen! [...] Nämlich, der Richter, der hat zu d'Neumodischen ghört, die was d'Humanität mitm großen Löffel gfressen habn, und mir scheint gar, a Freispruch wär ihm recht gwest. I hab z'erst glaubt, i hör schlecht, wie der vor alle Leut fragt: »Was ist Wahrheit?!« Statt daß er um den bürgerlichen Leumund vom Angeklagten si hätt kümmer! Da hätt er glei gsehn, wie der Has rennt! Sie wissen 's eh: in Dingsda, in an Stall is der auf d'Welt gar kommen — jetzt sagn S' mir nur, was san denn das für Leut! Und glei drauf san s' bei Nacht und Nebel auf und davon — da sag i immer: Bleib im Land und nähr dich redlich! Als Bua is er davongrennt von die Eltern — da gabs do nix als wie a Bessrungsanstalt! Auf Tischler hat er lernt, der Ziehvater hätt ihn ins Geschäft n'eingnommen — na, furt is er und nix Gewisses waß ma net! Da denkt ma si halt; a verlurner Sohn, der a mit d'Schweindln essen muß — beileibe net, nach a paar Jahrln kummt er zruck wie der Fürscht Pampsti höchstpersönlich, und scho gehts an mit die Delikte!« »Versamlungsredner für den Völkerfrieden!«, »Kurfuscherei«. »Und sei Verkehr — a notiges Proletngsindl, mit dem si unseraner gar net abgibt! Und mit der Kirchen war er a auf Kreuz! Wohin ma schaut, scho der geborne Delinquent!« (16f.)

**W i d m u n g** : Bezug konnte nicht ermittelt werden. Im November 1964 erhielt Christine Lavant auf Fickers Vorschlag den Trakl-Preis zugesprochen. In seiner Laudatio betonte er die Verwandtschaft der Lavant mit Trakl, die in der »Leiderfahrenheit« bestehe. »Denn geheuer, wahrlich, ist das nicht, was da an Spürsinn und an Scharfsinn aufgeboden ist, um in zahlreich abgewandelten Nacht- und Taggesichten das überraschende Vexierbild eines Selbsterlösungsdranges vor uns aufzurollen, in welchem Wund- und Nahtstellen kaum noch überstandener, an Leib und Seele ausgestandener Schmerzen beständig bloßgelegt und wieder aufgerissen werden.« (*Lobrede auf eine Dichterin – Christine Lavant*. In: Ludwig von Ficker: *Denkzettel und Danksagungen*. München: Kösel 1967, 290-297, hier 294) Lavant hatte, als sie von der vorgesehenen Ehrung erfuhr, diesen Gedanken vorformuliert: »Wenn ich »G – Tr.« auch noch in keiner Zeile ebenbürtig werden konnte, im Leiden, (glaube ich?) bin ich es. Freilich werde ich wohl nie den hohen Mut zu solch sauberen Endlösung finden. Also werde ich aushalten.« (Brief an Ficker vom 9.7.1964)

**U r g r o ß v a t e r** : die Erzählung *Der Urgroßvater*. Gütersloh: Sigbert Mohn Verlag 1964.

**376 Ihre Karte** : vom 16.11.1964; sie zeigt ein Porträt Abraham a Sancta Clara (1644–1709). Auf der Karte hatte Heidegger neben Grüßen auch die von Ficker hier wiederholte Notizbucheintragung übermittelt. – Im Sommer war der Philosoph als Redner für eine Gedenkveranstaltung zum 50. Todestag Georg Trakls am 4.11.1964 in Innsbruck eingeladen worden. Ficker hatte diese Einladung in einem Brief vom 26.6.1964 bekräftigt und vorgeschlagen, Heidegger könne ja auf seine Rede von Bühlerhöhe zurückgreifen. Dieser lehnte ab, die »Not der Aufgabe« nötige ihn zum Verzicht, »einen Auftrag zu übernehmen, der als solcher nur Begeisterung und Freude schenken könnte bei einem möglichen Versuch der Ausführung.« »Um etwas auch nur entfernt Würdiges sagen zu können, bedürfte es einer ganz neuen Besinnung, die bei meiner Art zu arbeiten mindestens ein Jahr beansprucht hätte.« (Brief an Ficker vom 3.7.1964)

»[Über] Abraham a Sancta Clara« : Festvortrag beim Meßkircher Schultreffen am 2.5.1964. Meßkirch: Druckerei Friedr. Georg Aker o.J. (1964) Heidegger ging darin vor allem auf die dichterische Sprachgestaltung im Predigtwerk Abraham a Sancta Clara ein.

**W i e d e r s e h e n** : Ficker hatte die Brüder von Trott zur Verleihung des Georg-Trakl-Preises nach Salzburg eingeladen; Werner von Trott kam in Begleitung seiner beiden Töchter und einer weiteren Bekannten. (Vgl. Brief an Ficker vom 5.11.1964)

378 **Trakl**: Basil war wegen der Materialbeschaffung für seine Trakl-Monographie (Reinbek: Rowohlt 1965) im Laufe des Jahres 1964 wieder in Korrespondenz mit Ficker bzw. dem neu geschaffenen Brenner-Archiv getreten. Der Beitrag *Die Fremdlingin* (in: *Wort in der Zeit* 10, 1964, 3-14) war ein Vorabdruck aus dem Manuskript dieser Monographie. Die »wesentliche Schlußfolgerung« ist wohl die folgende: »Trakl hat die Schwester in die Spiegelwelt seiner Gedichte hineingenommen, er hat sie einverwandelt; es ist eine Art unio mystica, die die beiden verbindet, verkörpert, verfleischt und zugleich vergeistigt.« (4) Basil betont das »Männliche«, »Machtvolle« im Charakter von Grete Trakl und schreibt: »Auch Georg, er vor allem, muß den männlichen Kern und Geist erkannt haben, die aus diesem derben und herben Antlitz leuchten, denn er denkt sich eigens für sie weibliche Transfigurationen männlicher Gestalten aus: *Fremdlingin, Mönchin, Jünglingin.*« (3)  
»knöchernen Greisen«: *Traum und Umnachtung*, HKA I, 149. Ficker hat hier den Aufsatz falsch gelesen, wie Basil im Brief vom 10.1.1965 korrigierte, denn diese Vermutung stammte nicht von ihm, sondern von Theodor Spoerri: »Ob sich die Zeile *und die Schwestern flohen in dunkle Gärten zu knöchernen Greisen* auf Grete und diesen – wie Maria Geipel [die älteste Schwester Trakls] sagt: hünenhaften – Mann bezieht, den Grete am 17. Juli 1912, knapp zwanzigjährig, in Berlin heiratete, mag dahingestellt sein; Spoerri vermutet es.« (*Die Fremdlingin*, a.a.O., 9)

379 **Ihren zweiten Brief**: nicht erhalten.

»Der Mensch und das Wort«: Erlenbach-Zürich, Stuttgart: Rentsch 1955. Von der Überzeugung ausgehend, alles, was zur Grundstruktur des Menschen gehöre, sei ihm »vorgegeben«, geht Picard u.a. dem Vorgegebenen in der Sprache und in der Dichtung nach.

380 [1 3.111. 6 5]: die Datierung stammt von Paula Schlier, diese Postkarte trägt keinen Poststempel.

**Walter Strolz**: geb. 17.11.1927, Schoppernau/Vorarlberg; lebt seit 1988 wieder in Innsbruck. Lektor, Schriftsteller, natur- und religionsphilosophischer Autor. Dissertierte 1953 in Innsbruck mit *Hölderlin und der Beruf des Dichters* und kam darüber mit Ficker in Kontakt; 1959-64 im philosophisch-theologischen Lektorat des Freiburger Herder-Verlages tätig; 1965-87 Leiter der ökumenischen Stiftung ORATIO DOMINICA zur Förderung des christlichen Dialogs mit den Weltreligionen in Freiburg. Werke u.a.: *Der vergessene Ursprung. Das moderne Weltbild, die neuzeitliche Denkbewegung und die Geschichtlichkeit des Menschen*, 1959; *Hiobs Auflehnung gegen Gott*, 1967; *Heidegger als meditativer Denker*, 1974; *Goethes versteckte Sprachphilosophie*, 1981; *Heilswege der Weltreligionen* 3 Bde., 1984-87. Strolz hatte Ficker 1956 einen Sonderdruck seines Aufsatzes *Der vergessene Ursprung* aus der Monatsschrift *Stimmen der Zeit* (September 1956) zukommen lassen, auf den Ficker sehr interessiert reagierte: »Dabei eröffnet diese vorzüglich resümierende Betrachtungsweise doch Tiefblicke in die eigentümliche Zeitdialektik unserer gegebenen geistigen Situation, so daß deutlich wird, an welchem Wendepunkt entscheidenden Denkens wir stehen.« (Brief von Ficker an Strolz, 15.10.1956) Das neue Buch von Strolz, *Menschsein als Gottesfrage. Wege zur Erfahrung der Inkarnation*, erschien 1965 in Pfullingen bei Neske.

381 **Günther Anders**: (Ps. für Günther Stern) geb. 12.7.1902, Breslau; gest. 17.12.1992. Wien. Kulturphilosoph, Schriftsteller. Nach ersten Kriegserlebnissen 1917 als zwangsweises Mitglied einer paramilitärischen Jugendgruppe studiert A. ab 1919 Philosophie in Hamburg, dann in Freiburg i. Br. bei Heidegger und Husserl, bei dem er dissertiert, eine Assistentenstelle aber ablehnt. Als Kulturjournalist in Berlin und Paris, erste Gedichte. 1929 Vortrag *Die Weltfremdheit des Menschen*, der in Frankreich großen Einfluß auf spätere existenzialistische Denker ausübt. 1933 Flucht nach Paris, 1936-1950 amerikanisches Exil. Nach seiner Rückkehr in Wien. Seit 1954 massive Stellungnahmen zur Situation der Welt angesichts der Möglichkeit eines Atomkriegs, Mitinitiator der Anti-Atombewegung, 1958 in Hiroshima und Nagasaki, Teilnahme am Kongreß gegen Atom- und Wasserstoffbomben und für Abrüstung; das Reisetagebuch *Der Mann auf der Brücke* erscheint 1959. Briefwechsel mit Claude Eatherly,

der als Pilot am Abwurf der ersten Atombombe beteiligt gewesen war. 1960 Mitarbeit am ersten Heft des *labyrinth* mit dem kurzen Aufsatz *Das gerettete Monopol oder »Uns gibt's nicht nur hier«* (68-70) über den Begriff der Menschenwürde im Zeitalter der Science-Fiction. 1967 Juror im Russell-Tribunal gegen den amerikanischen Völkermord in Vietnam, das in Stockholm und Kopenhagen tagt. 1972 Reise nach Israel. 1979 Österreichischer Staatspreis für Kulturpublizistik. 1982 verläßt A. die Jüdische Gemeinde Wien, als diese ihn auffordert, den Einmarsch Israels im Libanon zu verteidigen. 1983 Theodor-W.-Adorno-Preis der Stadt Frankfurt/M. 1989 verläßt A. die Berliner Akademie der Künste, als diese eine Lesung von Salman Rushdies *Satanischen Versen* in ihren Räumen ablehnt. Werke u.a.: *Die molussische Katakombe* (Roman), geschrieben 1930-1932, veröffentlicht 1992; *On the Pseudo-Concreteness of Heidegger's Philosophy*, 1948; *Die Antiquiertheit des Menschen*, 1956, Bd. 2: 1980; *Gebote des Atomzeitalters* (in der FAZ 1957); *Wir Eichmannsöhne*, 1964; *Die Schrift an der Wand. Tagebuchnotizen 1941-1966*, 1967. Vgl. *Text + Kritik*, H. 115; *Günther Anders*. München: 1992. **A u f m e r k s a m k e i t:** Anders hatte »voll Respekt für den 13. April 1965« sein Buch *Der Mann auf der Brücke. Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki*. München: C. H. Beck 1959 gesandt.

**E n t r ü s t u n g:** Jeannie Ebner hatte Ficker am 8.4.1965 den Protestbrief gegen die »ohne Angabe von Gründen« erfolgte Entlassung Gerhard Fritschs durch den Stiasny-Verlag gesandt, der im Heft 5 (Juni 1965) von *Wort in der Zeit* abgedruckt wurde und den 50 namhafte österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller unterzeichneten. Darin heißt es: »Daß unser geschätzter, fachlich hochqualifizierter Kollege auf eine Weise vor die Tür gesetzt wird, wie man sie meist nicht einmal Menschen antut, die sich etwas zuschulden kommen ließen, wird von uns nicht nur als Verlust für die Zeitschrift und für die österreichische Literatur betrachtet, wir nehmen den Fall auch zum Anlaß, uns dagegen zu verwahren, daß geistige Werte und entschiedenes Handeln hierzulande als minderwertig behandelt werden.« Felix Braun unterschrieb den Brief mit dem Zusatz: »Ich bin gegen die überstürzte Entlassung des verdienstvollen Redakteurs, bleibe aber bei meiner in Heft 7/8 (1964) veröffentlichten Zuschrift, daß ich nicht einverstanden bin mit einer übermäßigen Bevorzugung von formlosen Nicht-Gedichten. Sicherlich hatte Herr Fritsch seine Gründe, diese abzudrucken, die sicherlich kein Grund für eine solche Art der Entlassung sind.« Friederike Mayröcker setzte ihrer Unterschrift den Hinweis auf drei weitere österr. Literaturzeitschriften hinzu, die Wiener *Eröffnungen*, die Grazer *Manuskripte* und die Innsbrucker *ansichten*. – Fritsch, der die Zeitschrift von 1959 bis 1962 gemeinsam mit Henz, seit 1962 allein redigiert und der den Kreis ihrer Autoren um die »Experimentellen« erweitert hatte, was zu heftigen Kritikäußerungen von Seiten konservativer Autoren führte, betonte in seinem letzten Vorwort als Redakteur in derselben Nummer, sein Ausscheiden hänge »nicht, wie verschiedentlich vermutet wurde, mit den Heften 2 und 7/8 des Jahrgangs 1964 zusammen.« Henz schrieb in seinem Vorwort: »Als Herausgeber verliere ich den eingespielten, mit mir befreundeten Redakteur, ich verliere ihn etwas überraschend und mit Besorgnis. Man wird aber auch einsehen, daß ich mich als Gründer und Herausgeber verpflichtet fühle, die gegen meinen Willen entstandene Situation zu überwinden und die äußere wie die innere Kontinuität zu sichern. Der Protest vieler Freunde und Mitarbeiter, ich zähle noch Ludwig Ficker und Johannes Urzidil dazu, zeigt mir, daß unsere Zeitschrift, heute nach zehn Jahren, zum österreichischen Schrifttum gehört und weder verschwinden noch verwässert werden darf.« – Nach der im Laufe des Jahres 1965 sich zuspitzenden Krise im Stiasny-Verlag um diese Zeitschrift legte Henz zu Jahresende die Herausgeberschaft nieder. Neben Paul Kruntorad und Gerhard Fritsch wurde er im April 1966 Mitherausgeber der neu entstandenen Monatsschrift *Literatur und Kritik*, in deren Herausgeberschaft bald auch Jeannie Ebner, eine Nichte Ferdinand Ebners, eintrat. – Bereits 1961 war Ficker als Mitunterzeichner einer öffentlichen Erklärung, damals »in Sachen Paul Celan«, aufgetreten: Eine Reihe österreichischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller wiesen damals im *Forum* (Jänner 1961) die Plagiatvorwürfe, die Claire Goll gegen Paul Celan gerichtet hatte, zurück und bekundeten, »daß sie den in Paris lebenden Österreicher Paul Celan [...] als einen der ihren betrachten und in jeder Hinsicht für ihn einstehen. Sie halten die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen für indiskutabel und halten die Tatsache, daß dieser durchsichtige Diffamierungsversuch nicht



augenblicklich durch einen allgemeinen Entrüstungsturm vom Podium des öffentlichen Gesprächs weggefegt wurde, für eine literarische und geistige Schande, an der sie keinen Anteil haben wollen.« Friedrich Torberg hatte am 27.12.1960 um Fickers Unterstützung in dieser Sache gebeten. Am 18.1.1961 konnte er sich dafür bedanken, »daß Sie die gute Sache so bereitwillig mit dem Gewicht Ihres Namens unterstützt haben. Auch für Paul Celan war das eine große Freude.«

382 **Max Kaindl-Hönig**: geb. 13.2.1919, Grünburg/OÖ; lebt in St. Jakob am Thurn/Sbg. Kulturjournalist. Herausgeber des Periodikums *Das Salzburg-Buch. Stimmen-Zeichen-Kräfte* im Salzburger Festungsverlag, dessen Ausgabe von 1963/64 Georg Trakl gewidmet war. Ficker verfaßte dafür einen *Brief an den Herausgeber* (23-27). Seit 1963 stand Kaindl-Hönig in diesem Belang mit Ficker in Briefwechsel, die Freundschaft ging aber bald über diesen Anlaß hinaus, vereinzelt sandte er auch eigene Gedichte. Kaindl-Hönig wollte Ficker noch 1966 für die Mitwirkung im Herausgeberkollegium der im Verlag der *Salzburger Nachrichten* geplanten Kulturzeitschrift *Die Mitte (Eine europäische Zeitschrift in Österreich)* gewinnen. »Dabei gälte es, neben dem deutschsprachigen Raum insbesondere die slawischen mittelbaren und unmittelbaren Nachbarländer – Tschechoslowakei, Polen, Jugoslawien – aber auch Ungarn und Rumänien sowie Italien in den Plan einzubeziehen. Es ginge in keinem Falle um die Stimmen der arrivierten oder gar der politischen »offiziellen« Literatur, sondern die Aufgabe stellte sich immer zunächst im Sinne einer Entdeckerschaft, einer Hilfe gegenüber unbekanntem oder publizistisch vernachlässigten Kräften. Die Auswahl hätte der Mitte als einer **offenen Mitte** (nicht eines geschlossenen Zentrums) zu entsprechen und deshalb zentripetal in bezug auf die gefährdeten Randbereiche zu wirken«. (Brief an Ficker, 12.4.1966) Ficker äußerte zunächst sein lebhaftes Interesse, zog sich aber im Juni 1966 aus Erschöpfungsgründen zurück. Auch Ernst Krenek, den Kaindl-Hönig zugezogen hatte und der über Fickers anfängliche Zustimmung sehr erfreut war, sollte Mitherausgeber werden. – Der vorliegende Brief wurde – bis »... mit Ihnen feiern dürfen.« – am 13.4.1965 in den *Salzburger Nachrichten* abgedruckt.

**Dietrich Fischer-Dieskau**: geb. 28.5.1925, Berlin; lebt in Berlin, Opern- und Liedsänger. 1952 erstmals, unter Wilhelm Furtwängler, bei den Salzburger Festspielen, ab 1956 regelmäßig als Konzert- und Liedsänger. Seine erste Frau war die Cellistin Irmgard Poppen. – Immer wieder beglückwünschte Ficker Kaindl-Hönig zu dessen Besprechungen von Auftritten Fischer-Dieskaus, dieses »erleuchteten Liedinterpreten« (Ficker am 20.8.1964), in Salzburg und Wien. Für dieses Geschenk, *An Eurydike. Triptychon für eine Gesangsstimme* von Max Kaindl-Hönig, dankte Ficker am 17.8.1965: »Heute – soeben habe ich Ihre Besprechung des Beethoven-Liederabends von Fischer-Dieskau gelesen – glaube ich zu wissen, daß es das beglückende Moment eines heimlichen Miteingeschlossenseins in die Quellgründe der Ergriffenheit ist, die Sie mit Fischer-Dieskau verbindet. Denn für das, was da vor sich geht, glaube ich ein Ohr zu haben, wenn Sie Wesen und Leistung des Sängers beurteilen. Es ist jenes Einfühlungsvermögen über dem Resonanzboden einer entsprechenden Bildung, auf Grund dessen Gesicht und Gehör bei Ihnen zu vollkommenem Einverständnis im Wort aufleben. Kein Wunder – und doch eines! –, daß sich das Triptychon »An Eurydike« am Ende zu einem wahren Trostgesang erhebt. Es kann gar nicht anders sein mit allem, was Sie sich zu Herzen genommen haben, um es tiefer zu durchschauen.«

383 **Fritz Hochwälder**: geb. 28.5.1911, Wien; gest. 21.10.1986, Zürich. Dramatiker. Seit 1938 im Züricher Exil. Werke u.a.: *Das heilige Experiment*, 1943; *Der Unschuldige*, 1949; *Die Herberge*, 1956; *Der Himbeerpflücker*, 1964; *Der Befehl*, 1967. Hochwälder lernte Ficker nie persönlich kennen, doch wußten beide über Vermittlung der gemeinsamen Bekannten Lotte von Tobisch voneinander.

**VON OSKAR KOKOSCHKA**: die Kunstpostkarte, auf der diese Glückwünsche übermittelt werden, zeigt Kokoschkas »Venedig, Bacino di San Marco«, entstanden im Frühjahr 1948.

»Ludwig-Ficker-Stipendien«: weitere Stipendiaten, die Ficker im Brief vom

12.3.1965 an Hans Brunmayr vom Bundesministerium für Unterricht aus verschiedenen Beweggründen vorschlug, waren Hans Lebert (wegen seiner »dichterischen Qualitäten«), Hermann Lienhard (auch wegen seiner Rolle als Initiator der »ersten ernstzunehmenden Dichterbegegnungen aus weiterem Umkreis (auch dem Ausland) in seiner Heimat«) und schließlich Theodor Sapper, den Ficker bei früheren Begutachtungen nicht ausreichend geschätzt zu haben meinte.

Gedicht »Das Wort«: abgedruckt im Gedichtzyklus *Morgen ist der Tag des Erwachens*. Graz, Wien, Köln: Styria 1967, 27-29.

384 Köselheft: »Der Brenner«. *Leben und Fortleben einer Zeitschrift*. Sondernummer der *Nachrichten aus dem Kösel-Verlag* als Erinnerung mit einem Abriß über diese »Zeit- und Denkschrift« von Walter Methlagl, Kurzporträts der bedeutendsten Brennerautoren und einer Gesamtbibliographie der Brennerpublikationen.

Erinnerungsheft: *Erinnerungspost. Ludwig von Ficker zum 13. April 1965* zugestellt. Salzburg: Otto Müller Verlag 1965.

Theodor W. Adorno: geb. 11.9.1903, Frankfurt/Main; gest. 6.8.1969, Visp/Wallis. Soziologe, Philosoph, Musiktheoretiker. Seit der Gymnasialzeit Kompositions- und Klavierunterricht; 1921-24 Studium der Philosophie, Psychologie und Musikwissenschaft in Frankfurt/Main; 1924 Promotion über Husserl; 1925 Kompositionsunterricht in Wien bei Alban Berg. Klavierunterricht bei Eduard Steuermann; 1928-31 Redakteur der Wiener avantgardistischen Musikzeitschrift *Der Anbruch*; 1931 Habilitation *Die Konstruktion des Ästhetischen bei Kierkegaard* bei Paul Tillich in Frankfurt/Main; Privatdozent für Philosophie, Mitarbeiter an der *Zeitschrift für Sozialforschung*; 1933 Entzug der *venia legendi*; Exilierung, zuerst nach Oxford, dort 1934-37 Advanced student am Merton College, dann Übersiedlung nach New York, dort 1938-40 feste Mitarbeit am Institut für Sozialforschung und Direktor des musikalischen Teils des Princeton Radio Research Project unter der Leitung von Paul Lazarsfeld, einem exilierten österreichischen Kommunikationswissenschaftler; 1941-49 Los Angeles, dann Rückkehr nach Frankfurt/Main, Professor für Philosophie und Soziologie; 1954 Arnold-Schönberg-Medaille; 1963 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Werke u.a.: *Dialektik der Aufklärung* (mit Max Horkheimer), 1949; *Minima Moralia*, 1951; *Jargon der Eigentlichkeit*, 1964; *Negative Dialektik*, 1966; Musik u.a.: *Vier Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier*, op. 3 (Theodor Däubler: *Verloren* und *An die Verlorene*, Georg Trakl: *In Venedig*, Georg Heym: *Letzte Wache*), 1928; *Klage. Sechs Gedichte von Georg Trakl für Singstimme und Klavier*, op. 5, 1938/41; mehrere Lieder nach Texten von Stefan George. Vgl. den Artikel zu Adorno von Thomas Phleps in: *Komponisten der Gegenwart*, Hrsg. von Hanns-Werner Heister und Walter-Wolfgang Sparrer, München: edition text + kritik 1992ff.

Lotte Tobisch: [von Labotyn]; geb. 28.3.1926; lebt in Wien. Schauspielerin, Opernballorganisorin. Langjährige Freundin von Erhard Buschbeck, nach dessen Tod sie den Nachlaßband *Mimus Austriacus* herausgab (Salzburg, Stuttgart: Bergland 1962). 1963 nahm sie, von dieser gemeinsamen Bekanntschaft her, den Kontakt mit Ficker auf, der mit der Zeit recht freundschaftlich wurde.

mein jüngstes Buch: *Noten zur Literatur III*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1965, mit der Widmung »Herrn Ludwig von Ficker als kleines Zeichen der herzlichsten Verehrung«. Darin u.a.: *Sittlichkeit und Kriminalität. Zum elften Band der Werke von Karl Kraus (57-82)* und *Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins (156-209)*. – In diesem Hölderlin-Aufsatz rechnet Adorno mit Heideggers »beschlagnehmende(r)« (162) Interpretation des Dichters als Seins-Stifter ab und führt den Philosophen wieder vor die »Realien« der Dichtung und der Geschichte, die dieser in unphilologischer Manier vergessen machen wolle. »Was als Sage vom Ursprung den eigenen Gedanken und Dichtung, die nicht Gedanke ist, unterschiedslos auslegt, fälscht beides im gespensterhaft wiederkehrenden Geist des Jugendstils, am Ende im ideologischen Glauben, es lasse von der Kunst her die als schlecht und erniedrigend erfahrene Realität sich wenden, nachdem die reale Änderung verbaut ist. Die ins Maßlose gesteigerte Ehrfurcht vor Hölderlin betrügt über ihn im Einfachsten. Sie suggeriert, was der Dichter sagt, wäre so, unmittelbar, buchstäblich; das dürfte die Vernachlässigung des gleichzeitig verherrlichten Ge-

dichteten erklären. Die schlagartige Entästhetisierung des Gehalts unterschiebt das unabdingbar Ästhetische als Reales, ohne Rücksicht auf die dialektische Brechung zwischen Form und Wahrheitsgehalt. Dadurch wird die genuine Beziehung Hölderlins zur Realität, die kritische und utopische, weggeschnitten. Er soll als Sein zelebriert haben, was in seinem Werk keinen anderen Ort hat als die bestimmte Negation des Seienden. Die allzu früh behauptete Wirklichkeit des Dichterischen unterschlägt die Spannung von Hölderlins Dichtung zur Wirklichkeit und neutralisiert sein Werk zum Einverständnis mit dem Schicksal.« (164)

386 **Anliegen**: in der von Heimo Kuchling herausgegebenen Schriftenreihe Kontur wurde zum 50. Geburtstag der Dichterin die Festgabe *Für Christine Lavant* mit Bildnissen der Lavant von Werner Berg, einer Betrachtung über diese Bilder durch Wieland Schmied und der Salzburger Laudatio (1964) von Ludwig Ficker zusammengestellt. (Wien: Guberner & Hierhammer 1965) Als Vorwort wurde der vorliegende Brief ab: »Immer, wenn ich ...« faksimiliert abgedruckt.

387 **Heinz Pototschnig**: geb. 30.6.1923, Graz; gest. 11.4.1995, Villach. Arzt, Lyriker. Seit 1962 Herausgeber der *Dokumente neuer Dichtung – Der Bogen*. Werke u.a.: *Schatten schrägen ins Licht*, 1961; *Nachkupper*, 1962; *Den Rest teilen die Sonnen*, 1963; hier angesprochen *Lotungen*, *Lyrische Legende für Stimmen*. Klagenfurt: Ferdinand Kleinmayr 1965. Ein Urteil Fickers ist darin nicht abgedruckt, wohl aber die Stellungnahme von Doderer aus dessen Rede vor dem PEN-Club in Athen vom 8.5.1964: »Doch ist dem Freunde und Bewunderer lyrischer Dichtung inzwischen ein neuer Stern aufgegangen, im südlichen Kärnten, wo zu Villach Heinz Pototschnig als Arzt lebt. Seine bisher vorgelegten drei Bände lyrischer Werke halten wir für die derzeitige Spitze österreichischer Dichtung.« (In: *Cahiers du Sud* 51, Nr. 380) – Am 22.6.1965 hatte Ficker auf Bitten Pototschnigs eine kurze Notiz zum Fünfjahresjubiläum des *Bogen* verfaßt, die dessen Nummer 20 hätte eröffnen sollen. Doch stellte die Publikation mit der Nummer 19 im Sommer 1965 ihr Erscheinen ein. Fickers Urteil ließ Pototschnig in einem Rundbrief vom 29.4.1966 an die ehemaligen Abonnenten des *Bogen* gehen, mit der gleichzeitigen Bitte, der vom Stiasny-Verlag »mit altem Namen und neuem Gesicht« weitergeführten Zeitschrift *Wort in der Zeit* das Vertrauen zu schenken. Ficker hatte über den *Bogen* geschrieben: »Immer wieder kann man nur staunen, was sich bei uns in Österreich zu trägt, ja als vollbrachte Leistung schon zugetragen hat. Man braucht zu guter Letzt nur der fünf Jahre zu gedenken, in denen dieser »Bogen« seine Saat ausgestreut hat und seine Ernte, hoffentlich nach Wunsch, einbringen konnte. An Stimmen der Zustimmung, auch gewichtigen, hat es ihm ja nicht gefehlt. Möge es so bleiben und der denkwürdige Versuch – so zeitbedingt und vorübergehend natürlich alles von uns Gewagte ist – zunächst nicht nur im Sand verlaufen.«

[Entwurf]: ediert nach einer von Walter Methlagl verfaßten handschriftlichen Abschrift.

388 **Katharina von Trott**: geb. 3.4.1943, Bad Hersfeld; lebt in München. Tochter Werner von Trotts, der am 12.7.1965 starb. Ein letztes Zusammentreffen mit Ficker hatte es im Dezember 1964 bei der Verleihung des Georg-Trakl-Preises in Salzburg gegeben. Davor hatte von Trott seinen eben fertig gestellten Aufsatz *Die Beziehung zwischen der öffentlichen und privaten Existenz in ihrem Verhältnis zur Unmittelbarkeit* zur Lektüre gesandt (Brief an Ficker vom 4.11.1964), der am Schluß der postum erschienenen Aufsatzsammlung *Der Untergang des Vaterlandes* (Olten und Freiburg i. Br.: Walter-Verlag 1965, 181-208) publiziert wurde. Das *labyrinth* gab Trott 1960-62 gemeinsam mit Walter Warnach, HAP Grieshaber und Heinrich Böll heraus, der in seinem Nachruf, *Ein letzter Deutscher*, schrieb: »Ich habe Werner von Trott immer als den absoluten Gegenpol zu Konrad Adenauer verstanden; dessen bürgerliche Menschenverachtung war das genaue Gegenteil von Trotts Verlangen nach Freundschaft und Solidarität«. Trott habe versucht, »eine andere deutsche Möglichkeit« zu begründen: »eine Möglichkeit, Niederlage und Not, Schuld und neue Hoffnung nicht so leichtfertig, nicht so billig herzugeben für den Taumel bürgerlicher Täuschungen. [...] Was Trott begehrte: die vielen »Geschlossenheiten« der Gesellschaft, in der wir leben, zu öffnen: Familie, Kirche, Beruf,

nicht öffnen, um Sicherheiten zu finden oder zu vermehren, sondern weil er in jeglicher Geschlossenheit, auch in der der Familie oder der Kirche, das Modell Konzentrationslager erkannte.« (In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.12.1965)

**Bildvermächtnis**: konnte nicht ermittelt werden; vermutlich eine Graphik von Helmut Andreas Paul Grieshaber; geb. 15.2.1909, Rot an der Rot; gest. 12.5.1981, Eningen unter Achalm. Graphiker.

**Burckhard-Reminiszenzen**: Aus den Notizen von Erhard Buschbeck über Max Burckhardt (1854-1912) stellte Tobisch den 15-seitigen Essay zusammen, den sie Ficker am 28.8.1965 sandte. – Von seinen Trakl-Liedern schickte Adorno auf Veranlassung Tobischs am 27.9.1965 Ficker eine Kopie mit Widmung.

**Trakl-Lieder**: *Klage. Sechs Gedichte von Georg Trakl für Singstimme und Klavier*, op. 5 (*Im Park, Nachts, Im Frühling, Entlang, Sommer, Klage*), entstanden 1938/41. Uraufgeführt durch Christine Wittlesey, Gesang, und Kurt Hüttinger, Klavier, am 24.5.1991 im Rahmen der »Ausstellung Georg Trakl« in Paris (Maison de la Poésie).

389 **Brenner-Archiv**: Zu seiner Entstehung im Herbst 1964 vgl.: *Nachbilder. 25 Jahre Brenner-Archiv*, Hrsg. von Walter Methlagl und Eberhard Saueremann, Innsbruck 1989. – Zum Umfeld vgl.: *Untersuchungen zum »Brenner«*, Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag, Hrsg. von W. Methlagl, E. Saueremann, Sigurd Paul Scheichl, Salzburg: Otto Müller 1981. **Pirckmayer**: Georg Pirckmayer (Ps. Georg Pier); geb. 7.12.1918, Salzburg; gest. 6.1.1977, Wien. Komponist, Musikpädagoge. Seit 1962 an der Akademie Wien (1965 Prof., 1971 Rektor). Werke u.a.: Orgelwerke; *Hiobslegende für Orchester*, *Ballade vom Leben für Orchester*. Pirckmayer war verheiratet mit Mina Vogel, die ebenfalls mit Ficker in regelmäßigem Briefwechsel stand.

**Iлона Steingruber**: geb. 8.2.1912, Wien; gest. 10.12.1962, Wien. Sopranistin; ab 1948 an der Wiener Staatsoper; auch Konzertsängerin.

390 **Trakl-Monographie**: *Georg Trakl in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1965.

**Flucht Trakls**: der hier angesprochene »Verzweiflungsbrief« Trakls, den Ficker irrtümlich auf »vermutlich Ende November 1913« datiert hatte (B X, 1926, 215f.), ist der vom [L. oder 2.4.1914 aus Berlin]; zur Umdatierung und möglichen Motivierung vgl. Eberhard Saueremann: *Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls*, Innsbruck 1984, 1-27; vgl. weiters Bd. 1, 213 und Kommentar dort 365f. – Ende November 1913 war Trakl aus Wien nach Innsbruck gekommen, um einer Einladung Fickers Folge zu leisten, in Innsbruck am 10.12. zu lesen. Das Selbstporträt von Trakl entstand während dieses Aufenthalts.

**Methlagl**: Walter Methlagl; geb. 20.3.1937, Feldkirch; lebt in Hall i. T. Leiter des Brenner-Archivs. Germanist. War – nach einer Ausbildungsphase an der Handschriftensammlung der ÖNB – seit 1964 Geschäftsführer des BA. Dissertierte 1966 in Innsbruck über den *Brenner. Die weltanschaulichen Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg*. Ficker in dessen letzten Lebensjahren freundschaftlich verbunden, zeichnete Methlagl von 1961 bis 1967 die *Brenner-Gespräche* auf, Gedankenprotokolle seiner Zusammenkünfte und Aussprachen mit Ludwig Ficker. (Als Typoskript im BA)

391 **Bachofenarbeit**: Hier sandte Baeumler das Nachwort *Bachofen und die Religionsgeschichte* zu seinem Buch *Das mythische Weltalter*. München: Beck 1965, 315-325. – In einem Brief an den Otto-Müller-Verlag (14.8.1966) äußerte Baeumler sich sehr positiv über die damals bereits in Vorbereitung begriffene Ausgabe des Ficker-Briefwechsels: »Ich halte das für ein Ereignis: durch dieses Buch wird ein Mann sichtbar, der dem abgelaufenen Zeitalter einen Schimmer verleiht, den nur wenige diesen traurigen Jahren zugetraut haben werden. Bei der Sparsamkeit der öffentlichen Äußerungen Fickers ist diese Art der Vorstellung seines Wesens recht eigentlich die angemessene.« Und dieses »Wesen« wollte er als »Abglanz« noch in seinen eigenen Briefen an Ficker aufgehoben sehen, denn: »wie konnte man sich anders an ihn wenden als im Medium der Mitmenschlichkeit?«

**Erich von Kahler:** geb. 14.10.1885, Prag; gest. 28.6.1970, Princeton/New Jersey. Kulturphilosoph, Lyriker, Essayist. Während seines Philosophie- und Geschichtstudiums in Heidelberg Freundschaft zu Friedrich Gundolf und anderen Mitgliedern des George-Kreises; flüchtete 1933 über Wien und Prag nach Zürich, dort Aufenthalt 1935-38, Freundschaft mit Thomas Mann; seit 1938 Exil in den USA, dort Professor für Geschichtsphilosophie an der Cornell-University in Princeton; Hermann Broch wohnte 1942-49 im Hause Kahlers. Werke u.a.: *Syrinx* (Gedichte), 1903; *Israel unter den Völkern*, 1936; *Die Verantwortung des Geistes* (Essays), 1952; *Die Philosophie von Hermann Broch*, 1962; *Stefan George*, 1964; *The Disintegration of Form in the Arts* (Essays), 1968; *Untergang und Übergang* (Essays), 1970. Vgl. W. Vordtriede: *Die Aktualität des Unzeitgemäßen*. In: *Merkur* 19, Oktober 1965, 1000-03.

**Julius Kiener:** geb. 13.4.1898, Rattenberg/Tirol; gest. 15.5.1973, Seefeld. Erzähler, Dramatiker, Publizist; Redakteur der *Seefelder Kur- und Reisezeitung*. Vgl. zu Leben und Werk: Karl Stuefer: *Julius Kiener. Versuch einer Monographie*. Innsbruck: Diss. 1982. Der Nachlaß Kieners liegt im Brenner-Archiv.

392 **Hermen von Kleeborn:** (Ps. für Hermine von Szalay-Kleeborn); geb. 1.3.1908, Wien; gest. 5.10.1978, Wien. Verlagslektorin (Amandus-Edition), Lyrikerin, Erzählerin, Übersetzerin. 1950 Österreichischer Staatspreis; 1954 Georg-Trakl-Preis. 1947 war in der Wiener Amandus-Edition ihr Band *Gedichte* erschienen; sie übersetzte u.a. Arthur Rimbauds *Dichtungen* (1957) und Giovanni Papinis *Das Wesen der Renaissance* (1946). Die hier angesprochene Übersetzung, die Kleeborn als verspätetes Geburtstagsgeschenk an Ficker hatte gehen lassen, konnte nicht ermittelt werden.

**Wilfried Kirschl:** geb. 1930, Wörgl; lebt in Innsbruck. Maler und Schriftsteller, mit Ludwig von Ficker seit 1949 bekannt. 1948-52 Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Josef Dobrowsky und Herbert Boeckl; Atelieregemeinschaften mit Anton Tiefenthaler, Rudi Schönwald und Alfred Hrdlicka; 1952 Staatspreis; 1957 Studium in Paris; 1959 Erster Preis der Stadt Innsbruck zur Förderung künstlerischen Schaffens; 1965 Theodor-Körner-Preis; Mitbegründer der Galerie im Taxispalais, Innsbruck; Monographien u.a. über Albin Egger-Lienz (1977), Gerhild Diesner (1978) und Carl Moser (1989). Ficker bezieht sich hier auf Kirschls Beitrag *Max von Esterle als Kunstkritiker in der Tiroler Tageszeitung* vom 23.10.1965. Kirschl las in den frühen *Brenner-Jahrgängen* die Aufsätze Esterles »und lernte dabei eine Erscheinung kennen, wie sie im lauen und nur durch gekränkte Eitelkeit auf beiden Seiten fallweise etwas gereizten Kunstklima unserer Tage kaum noch vorstellbar ist. Liest man länger in diesen streitbaren Brenner-Heften der Jahre vor dem ersten Weltkrieg, so ist man alle Augenblicke versucht, sich zu vergewissern, ob die verschollene Stadt, in der Polemik auf solcher Höhe möglich war, auch wirklich Innsbruck geheißen hat.« Und über Esterles Kunstkritik: »Intuitives Erkennen der Art von Verwirklichung, der ein Maler zustrebt, tastend, abweichend und wieder aufnehmend, und Kenntnis der Schwierigkeiten technischer und künstlerischer Art, die er dabei zu überwinden hat. – Kenntnis aus erster Hand – befähigen ihn, sich zu etwas in Entfaltung Begriffenem und sich Wandelndem zu äußern. Kostbare Mitgift für einen Kritiker, hat er es doch in den seltensten Fällen mit Ausgetragenem, voll Ausgeformtem zu tun! Nie verfällt er in Besserwisserei, nirgends schlägt Doktrin durch, die alles und jedes an einer vorfabrizierten und nur dem Kritiker bekannten Idealform mißt und richtet.«

**Frau Gemahlin:** Barbara Kirschl.

393 **von Professor Adorno:** Tobisch hatte Adorno wohl den Brief von Ficker an sie vom 3.9.1965 vorgelesen und am 7.11. an Ficker geschrieben: »Teddie Adorno hat sich über Ihren Brief – bezüglich der Trakl-Lieder – enorm gefreut und ich finde es so schön, daß Sie, lieber Herr von Ficker, (Sie werden das wohl kaum wissen) in die eisklare Welt Adornos so etwas wie einen Hauch von Wärme aus einer besseren Gegend gebracht haben; wie deutlich dies Adorno empfindet spricht allerdings auch sehr für ihn –: es ist wohl das erstmal, daß er nicht ganz weiß warum, weshalb und wodurch er von etwas bewegt wurde. –«

**nach Wien:** Ficker fuhr am 2.12.1965 zu der von der Österreichischen Gesellschaft für Li-

teratur veranstalteten feierlichen Buchpräsentation der dreibändigen Ebner-Ausgabe (Kösel) nach Wien.

**394 AN HERMANN KUPRIAN:** Dieser Brief liegt als Durchschlag im BA. Hermann Kuprian; geb. 12.4.1920, Tarrenz bei Imst/Tirol; gest. 12.1.1989, Innsbruck. Lyriker, Dramatiker, Herausgeber, Mittelschullehrer. Mitbegründer und seit 1964 Leiter des *Turmbundes*, Innsbruck. Werke u.a.: *Abendländische Melancholie*, 1963; *Das Große Schemenspiel. Eine lyrische Tragödie. Das Kleine Schemenspiel. Ein lyrisches Prozenium*, 1965; *Orphische Gespräche*, 1970; *Traumtexte. Gedichte*, 1979. – Anlässlich der in Innsbruck stattfindenden 2. Alpenländischen Schriftstellerbegegnung (1965) hatte Ficker auf Einladung des *Turmbundes* am Grab Georg Trakls gesprochen. – Kuprian und Hermann Holzmann hatten Ficker am 17.11.1965 mit ihrem Anliegen besucht. »Sie haben in Ihrem Leben sehr viel zur Förderung der Dichtung getan, und wir sehen in Ihnen jenen bedeutenden Mann, der nicht bloß Trakl und Christine Lavant, sondern eine ganze Reihe junger Talente entdeckte und im ›Brenner‹ zu geistigen Problemen unserer Zeit Stellung nahm. Unsere Einladung zum Beitritt zum Turmbund ist auch ein begeistertes Bekenntnis unsererseits zu Ihrem Lebenswerk.« (Brief Kuprians an Ficker, 19.11.1965) – In einem Entwurf der Ablehnung dieser Ehrung versuchte Ficker eine Begründung: »Es ist höchste Zeit, daß mit den Ehrungen, die ich nie gesucht habe, die mir wahrscheinlich auch nicht zu Gesicht stehen, Schluß gemacht wird. Was vollends den Turmbund betrifft, so wissen Sie, daß ich mich notgedrungen seinen Veranstaltungen mehr oder weniger immer ferngehalten habe. Erstens höre ich schlecht. Dann aber mißtraue ich meiner Natur nach gewissen Bestrebungen, die, mögen sie an sich noch so respektabel sein, mir von vornherein zu betriebsam und hochhinaus wollend scheinen.« In einem zweiten Entwurf fügte er hinzu: »was ja aber schließlich keine Schande ist.«

**D r. H o l z m a n n:** Hermann Holzmann; geb. 28.1.1906, Steinach am Brenner; gest. 7.5.1971, Innsbruck. Dozent für Volkskunde in Innsbruck. Verfasser von Romanen, Erzählungen, Volksschauspielen. Romane u.a.: *Der Hof in der Vorstadt*, 1965; *Das Wirtshaus an der Brennerstraße*, 1961; *Der fallende Berghof*, 1964. 1953-1973 Hrsg. der Reihe *Schöpferisches Tirol* im Universitätsverlag Wagner, Innsbruck. Gründungsmitglied des *Turmbundes*, dessen Vizepräsident er 1953-60 und 1962-71 war.

**G e d i c h t:** auf der Rückseite des Briefs vom 16.12.1965, *Schwäbische Alb*: »An manchen Tagen, wenigen, / kommt beim Erwachen Klarheit über mich. / Ich sehe hinter den Nachbarhügeln die Alb, / Rücken an Rücken die Herde wandern. // Es herrscht der nackte, dem Meer entstiegene Himmel, / davor nur Körper bestehn, kein Traum. / Aber die Masse, wohin? entronne ein Fluß den Ufern, / er wälzte aus Schlamm und Stein die begrabenen, / untersten Wellen ans Licht. // Er, dem niemand Atem leiht, / unter Felsen, Grabmälern – der Schmerz löste sich / und Gebirge hebt an, das Hartnäckige, / dran Menschen, Bäume sich klammern, hebt an / zu drängen, fluten, zu atmen – / Last wird Fülle, Fülle Bewegung, / ein Vlies erwärmt die schwarzen, grünen Nacken der Alb. // Wenige Tage. Da schwindet, kaum daß sie Leben gewann, / die Alb im Dampf ihrer Nüstern; / wo eben ruhige Kraft mich trug / und weitertrug, daß garnicht enden ich wollte, / da glänzt die Leere, im Silberdunst / verschmelzen Tag und Gebirge. // Komm. Mit Wacholderbüschen, / mit Kuppen, hergeschwungenen Flächen komm / und laß mich den Fuß auf deine schlafenden Wellen setzen, / darunter – ich spürs in den Gliedern – / mein Schmerz die mächtige Antwort findet.«

**K a t j a:** Frau Greve hatte, wie Ludwig Greve in seinem Weihnachtsbrief berichtete, »zum ersten Mal seit Julius Geburt neulich wieder in einem Konzert gespielt (Laute)«.

**395 B i l d m o n o g r a p h i e:** *Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1965.

**I h r G r u ß:** Karte vom 21.12.1965 mit evtl. der Hütte von Todtnauberg: »Neulich hörten wir, daß Sie in Wien einen Vortrag gehalten haben. Wir vernahmen dies als ein günstiges Zeichen mit großer Freude und Dankbarkeit. Meine derzeitige Arbeit bleibt in den Manuskripten, u. so komme ich mit leeren Händen, aber mit freundschaftlichem Herzen.«

396 **Symposion-Band**: Orlando Pugliese: *Vermittlung und Kehre. Grundzüge des Geschichtsdenkens bei Martin Heidegger*. Freiburg, München: Karl Alber 1965 (= Symposion Philosophische Schriftenreihe 18)

**Gabriel Marcel**: geb. 7.12.1889, Paris; gest. 8.10.1973, Paris. Philosoph, Dramatiker und Kritiker, Hauptvertreter der französischen christlichen Existenzphilosophie. Werke u.a.: *Philosophie der Hoffnung* (1945); *Die Menschenwürde als existentieller Grund* (1963). Marcel sprach am 4.12.1965 außerdem in Salzburg vor großem Publikum über *Die geistige Entwicklung des österreichischen Philosophen Ferdinand Ebner*.

398 **Ehrenmitglied**: Laut freundlicher Auskunft von Frau Ingrid Weiser (Sekretariat des PEN-Club) ist eine Karteikarte vorhanden, die Fickers Ehrenmitgliedschaft belegt. Aufgrund von Aktenlücken ist allerdings nicht mehr genau zu eruieren, wann Ficker Ehrenmitglied wurde (möglicherweise zu seinem 80. Geburtstag). Im Jahre 1961 hat Ficker jedenfalls eine Petition des österr. PEN-Clubs an den ital. PEN-Club mitunterzeichnet.

**Günther Anders**: dem maschinschriftlich hingetzten Namen folgt die handschriftliche Unterschrift. Diese Doppelung ist hier, wie auch im folgenden Brief von Anders (Nr. 1302), im Druck nicht wiedergegeben.

**Johnson**: Lyndon Baines Johnson: geb. 27.8.1908, Stonewall/Texas; gest. 22.1.1973 Austin/Texas. 36. Präsident der USA (1963-69). Die Amerikanisierung des Vietnam-Krieges wurde seit Frühjahr 1965 mit systematischen Ausrottungsfeldzügen im Luftkrieg gegen Nordvietnam und die von der südvietnamesischen Nationalen Befreiungsfront (Vietcong) kontrollierten Gebiete und mit massiver Aufstockung der US-Bodentruppen fortgesetzt. Erst im Frühjahr 1968 wurden die Luftangriffe auf Nordvietnam eingestellt und Friedensverhandlungen begonnen, die sich bis 1973 hinzogen.

**Bob Hope**: geb. 29.5.1904, Eltham/London. Komiker.

399 **offenen Brief**: Günther Anders teilte im Brief vom 4.10.1968 an Walter Methlagl mit, er habe »diesen, obwohl er dem Umfang nach schon sehr weit gediehen war, nicht veröffentlicht, da ich nicht restlos mit ihm einverstanden war. Aber meine Aktivität in dieser Richtung ist nicht erlahmt. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß ich mit Sartre und anderen parteimäßig unabhängigen Geistigen dem Russellschen Kriegsverbrechertribunal anhöre. Außerdem habe ich im Mai ein Buch »Visit Beautiful Vietnam« (Pahl-Rugenstein Verlag, Köln) dem indolenten Publikum vorgelegt; davor ein Pamphlet »Nürnberg und Vietnam«, das im Voltaire Verlag erschienen ist; und im Moment sitze ich über de(m) zweiten Band meines Vietnambuches. Die Infamien halten mich in Gang.«

**Marie Luise Kaschnitz**: geb. von Holzling-Berstett; geb. 31.1.1901, Karlsruhe; gest. 10.10.1974, Rom. Lyrikerin, Erzählerin. Nach der Buchhändlerinnenlehre in Weimar Anstellungen in München, dann in Rom. 1925 Ehe mit dem Archäologen Guido von Kaschnitz-Weinberg. 1926-1932 lange Aufenthalte in Rom. Erste Gedichte und Erzählungen. 1932 Rückkehr nach Deutschland: Freiburg, Königsberg. Erster Roman *Liebe beginnt*. 1935 Erster Lyrikpreis der Zeitschrift *Die Dame* für das Gedicht *Die Wellen*. Später in der Jury für diesen Lyrikpreis tätig, den 1940 Josef Leitgeb erhält. Bis 1939 jährlich einige Monate in Rom. Ab 1945 lebt K. in Bollschweil/Breisgau. 1948 Mitarbeit an der *Wandlung* (1945-1949), herausgegeben u.a. von Karl Jaspers und Dolf Sternberger. 1953-1956 in Rom. 1955 Büchner-Preis. 1960 Rede auf Paul Celan zum Büchner-Preis. 1961 Stipendiatin der Villa Massimo. 1965 Radio-Essay *Warum ich nicht wie Trakl schreibe* im Hessischen Rundfunk, gedruckt u.a. in *Zwischen Immer und Nie. Gestalten und Themen der Dichtung* (1971). Gedichtbände u.a.: *Ewige Stadt. Rom-Gedichte*, 1952, *Engelsbrücke*, 1955. (Vgl. Elsbeth Pulver: *Marie Luise Kaschnitz*. München: Beck 1984) – Ein Typoskript des Radio-Essays mit Widmung für Ficker liegt im BA. Er beginnt: »Ich glaube, daß niemand, der sich mit meinen Gedichten, auch den früheren, beschäftigt, auf den Gedanken kommen würde, daß in der Lyrik Georg Trakl mein großes Vorbild war. Eine Abhängigkeit von Hölderlin mag man mir schon eher nachsagen, und doch hat erst Trakl mich zu Hölderlin geführt, erst seine, im Vergleich mit den großen historischen und theologischen Visionen Hölderlins fast private poetische Welt hat mir für Hölderlins Gedichte

die Augen geöffnet. Trakl war noch ein Zeitgenosse, in seinen Versen hatte sich Hölderlins strenges Pathos ins mir gerade noch Erträgliche gemildert, seine Schwermut entsprach der noch kindlichen Schwermut meines zweiten Lebensjahrzehnts. In seinem halben Wahnsinn war er ein Bruder der Ophelia, deren süßes und gefährliches Gestammel mich bei einem meiner ersten Theaterbesuche entzückt und erschreckt hatte. Ich verstand Trakl so wenig, wie die jungen Leute heute Paul Celan verstehen mögen, aber wie jene Celans ›Engführung‹ nicht mit dem Verstand erfassen müssen, brauchte ich nicht zu wissen, wer in dem Gedicht ›Geburt‹ die steinerne Greisin und wer der Knabe Elis war. Wie scheint doch alles Werdende so krank, hatte Trakl geschrieben – auch ich litt an der Krankheit Jugend, von der ich nicht wußte, daß sie im Heranwachsen auch geheilt werden kann. Trakl hatte den Krieg vorausgeahnt und der Krieg hatte seinen frühen Untergang bewirkt, – in diesem ersten Weltkrieg nun, der für seine Zeit gewiß nicht weniger entsetzlich war als später der zweite, war ich aufgewachsen und wie bald hatten die siegestrunkenen Eintragungen meines Kindertagebuchs traurigen Betrachtungen Platz gemacht. Trakl war für mich ein Idiot wie Dostojewskys Fürst Myschkin, der passive Held, der in der heldenfeindlichen Nachkriegszeit ein so großes Ansehen gewann. In Trakls Gedichten zu leben, war wichtiger als sich in der Welt draußen heimisch zu machen. Er war mein Dichter, war der Dichter schlechthin. « Kaschnitz kannte, wie sie weiter ausführt, Fickers Bericht in den *Erinnerungen an Georg Trakl* (1926), »in dem die milde Wesenart und die strenge Selbstbeherrschung Trakls gerühmt wurden, auch sein natürlich-einfaches Verhältnis zu einfachen Menschen, und in dem von dem einsamen Tod des Dichters im Garnisonsspital in Krakau die Rede war.« Ihre Nähe zu Trakl lag in der »Teilnahme an seiner Trauer, seiner Tödestrunkenheit«, dann auch in der jahreszeitlichen Vorliebe für den Herbst und in der landschaftlichen Atmosphäre: »Aus der Großstadt Berlin mit einemmal in die Familienheimat in Südbaden versetzt, sah ich Trakls Landschaft, denn so weit von Österreich dieses alte Vorderösterreich auch gelegen ist, so erinnern doch das zarte Blau der Berge, der goldene Fluß der Wiesenabhänge an das salzburgische Land.«

**E n t s c h u l d i g e n S i e b i t t e !**: Zu dieser Fassung des Briefes gelangte Ficker, wie aus den verschiedenen Entwürfen zu ersehen ist, über einen Umschwung seiner Absicht. Ein erster Antwortversuch auf Anders (1 Seite mit Bleistift, Entwurfform, mehrere Steichungen und Umformulierungen; Einfügungen werden im ff. mit / gekennzeichnet, durchgestrichene Stellen sind als solche kenntlich gemacht), entstanden um Ende Februar/Anfang März, lautet:

»Entschuldigen Sie! Durch Altersbeschwerden und Verpflichtungen, deren Dringlichkeit voring, war ich verhindert, Ihnen sofort zu schreiben, zu danken. Ja, Dank vor allem *Vor allem Dank! Dank* für die unerwartete Botschaft und das Vertrauen, das Sie in mich setzen! Nie hätte ich mir träumen lassen – oder doch? –, daß Ihnen meine Existenz geschweige denn mein Name, so viel bedeuten könnte, daß Sie beidem ein solches Gewicht beimessen; denn verglichen mit Ihrer Intelligenz, Aktivität, Ihrem vorprellenden Angriffsgeist ~~nach dem auf scheinbar (unleserlich)~~, verkörpere ich die reinste Einfalt und Passivität. Immerhin, sagte ich mir, als ich Ihnen schrieb: Wie kommt es nur, daß ich Ihnen da plötzlich wie unter einer Nötigung schreibe? Sollte das nicht ein Wink der Vorsehung sein? Und nun, da ich Ihren Brief in Händen halte – sagen Sie selbst –; wäre es nicht geradezu Torheit, wenn wir *nicht* einsähen, daß wir beide unter einem Beschluß der Vorsehung stehen?

Natürlich weiß ich, daß wir ›weltanschaulich‹ verschieden klassifiziert werden. ~~Aber schließlich auch, daß wir es gelten lassen können.~~ Denn das denn gerade das / ~~Aber mir scheint, wir können das ohne weiteres und getrost auch vor uns selbst gelten lassen. Denn es würde und wird ja / das macht nichts. Im Gegenteil. Gerade das / Aber gerade das würde und wird ja unserem Zusammenstehen in Eintracht erst seine rechte Würde und Bedeutung verleihen. Dann~~ habe ich, wie Sie sehen, damit schon angedeutet, daß ich vollkommen einverstanden bin mit dem, was Sie vorhaben. Wenn zur Verwirklichung Ihrer Absicht mein Name ~~denn~~ dienlich sein kann: verfügen Sie, verehrter Herr Doktor, getrost und ganz nach Gutdünken über ihn. ~~Ich weiß um~~ sein Gewicht und Ansehen in der Welt, offen gestanden, nicht Bescheid.

Inwieweit mein Name im Ernst der Welt geläufig ist, weiß ich nicht  
Das legt natürlich eine Überlegung nahe, ob und inwieweit ein betontes Zusammenwirken im Augenblick«



Über diese erste Reaktion Fickers informierte Walter Methlagl Anders in einem Brief vom 2.10.1968. Darin schilderte Methlagl kurz das Vertrauensverhältnis, das zwischen ihm und Ficker bestanden hatte, und er führte aus: »Er gab mir, gleich nachdem er selbst damit fertig war, Ihr Buch zu lesen, und wir sprachen lange und eingehend darüber. Als dann Ihr Vorschlag einer gemeinsamen Aktion eintraf, ging er sofort zustimmend darauf ein und begründete diesen Entschluß mir gegenüber mit aller Entschiedenheit. Wenige Tage darauf las er mir einen halbfertigen Brief vor, in dem er Sie seiner Zustimmung versicherte.«

Der zweite Entwurf (Tinte, Briefform, gegen Ende mehrere Korrekturen mit Bleistift), datierbar auf die selbe Zeit, hat die Wende schon vollzogen:

»Verehrter Herr Doktor Anders!

Entschuldigen Sie bitte: ich war und bin einfach am Ende meiner Kräfte; ich konnte nicht schreiben, nicht danken, so gern ich es wollte, zu viel ist in letzter Zeit über mich gekommen. Auch hat mich die Anfrage, die Sie an mich stellten, überrascht, überfordert – mein Brief war ja sozusagen eine Spontanreaktion auf eine zufällige Wiederlektüre Ihres Buches und somit als eine private Mitteilung von Person zu Person gedacht. Nun sehe ich mich durch Ihre Reaktion in eine Lage versetzt, der ich mich beim besten Willen, Ihnen dienlich zu sein, nicht gewachsen fühle. Ich lese, was Sie alles vorhaben, um auf Grund Ihrer Intelligenz, Impulsivität, Aggressivität womöglich noch den Untergang einer Welt zu verhindern, die Ihnen sonst verloren scheint, ja vielleicht es schon ist, wenn die Mittel versagen, die Ihnen zu Gebote stehen. Wem sollte das nicht zu Herzen gehen?! Mir ganz gewiß. Nur bin ich im Spielraum unserer Empörung, unseres gemeinsamen Entsetzens über die geschändete Menschenwürde, die ~~um~~ ~~Ende~~ das Um und Auf aller Entscheidungen ausmacht / in der Tat ungeheuerlich ist /, für meine Person auf jenes Maß von Einfalt, Passivität und Zurückhaltung angewiesen, das mir entspricht und das nicht deshalb schon alles verloren geben möchte, weil ich im Augenblick wie gelähmt bin und nicht anders kann. / meinen fälligen Einsatz ~~scheitern~~ zu verpassen schein(e). / ~~Das ist glaube ich, nicht der Fall~~ Sei's drum! Es kennzeichnet meinen Standpunkt, und ich kann [unleserlich]. /

Ich möchte Sie also bitten, so leid es mir tut, von einer Nennung meines Namens in all den Aktionen, die Sie noch planen, gütigst abzusehen. Es könnte mißdeutet werden und steht mir – öffentlichkeitsscheu, wie ich bin – nicht zu Gesicht. / Ich bin ohnedies öffentlichkeitsscheu und ich wüßte nicht, wie ich mich vor Mißdeutungen schützen könnte. /

In Hochschätzung und wahrer Ergebenheit bin ich«

Methlagl darüber in seinem Brief an Anders (2.10.1968): »Die Art, wie er diesen Schritt kommentierte, machte mir unmittelbar deutlich, daß er sich erst nach langem, reiflichem Überlegen dazu entschlossen hatte. Dann forderte er mich auf, was er sonst nie tat, das notgedrungen Enttäuschende seiner Absage im Gedächtnis zu behalten und gegebenenfalls vor der Nachwelt, insbesondere vor Ihnen, Herr Doktor, als Folge seiner selbstgewählten Zurückhaltung zu vertreten. Diese erwecke zwar fast überzeugend den Anschein von Alterspassivität, sei aber in Wirklichkeit für seine Art der Produktivität und des aktiven Einsatzes unerlässlich. Ausdrücklich berief er sich darauf, daß ja das zustimmende Briefkonzept sicher erhalten bleibe und als Ausdruck seiner tiefen Betroffenheit über das, was sich in Vietnam abspielt, zu einem späteren Zeitpunkt neben die zunächst erfolgte Ablehnung zu stehen komme.« Diese »eher hinhaltende als demonstrative« Vorgangsweise erklärte Methlagl im folgenden aus »der Denkungsart Herrn von Fickers, die bei aller Schlichtheit in einem ernstgenommenen Sinne ironisch war.« Einen »Präzedenzfall« dafür sah Methlagl in Fickers Ablehnung seiner Beteiligung an einer von Hermann Broch 1937 initiierten Völkerbund-Resolution. Ficker hatte damals gerade *Das neue Gebot* als Brief an die *Erfüllung* geschrieben, worin »seine Richtlinien für ein verantwortungsvolles Verhalten in der Judenfrage niedergelegt [seien].« Auch in diesem »durch Verschlüsselung gekennzeichnet(en)« Text werde deutlich, »daß Ficker es darauf angelegt hatte, durch scheinbare sprachliche Verhüllung das Problem auf einer tieferliegenden und seiner Ansicht nach aussichtsreicheren Ebene desto unmittelbarer ins Auge zu fassen. Nichtsdestoweniger dürfte er Brochs Vorhaben begrüßt haben, wie denn auch Broch in einem eindrucksvollen Brief [...] den Wahrheitsgehalt und auch die Darstellungsweise von Fickers Brief voll anerkennt und für vereinbar mit seinen eigenen konkreten Bestrebungen hält.« (Vgl. Brochs Ant-

wortbrief vom 28.11.1937 in Bd. 3, Nr. 915, 319ff.) – Anders dankte am 4.10.1968 für diesen aufklärenden Brief und erinnerte sich: »In der Tat war ich damals, als mir Herr von Ficker abschlägig antwortete, tief enttäuscht, und die Erklärung, die ich mir für diese abschlägige Antwort zurechtzulegen versuchte, ging in der Tat in jener Richtung, in der Herr von Ficker, wie Sie mir schreiben [gemeint ist die »Alterspassivität«], von mir mißverstanden zu werden fürchtete. Ich bin froh darüber, daß die erste Reaktion von Herrn von Ficker sich von der zweiten so radikal unterschieden hat. Ich habe Herrn von Ficker persönlich nicht gekannt, und kann daher viel weniger als Sie den eigentümlichen Wechsel von der einen Position zur anderen psychologisch erklären oder rechtfertigen.«

401 »Der Versöhnende«: Hölderlins *Christushymnen*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1966. Vgl. dazu die Würdigung von Walter Methlag: *Die Zeit ist buchstabengetreu und allbarmherzig* in: *Tiroler Tageszeitung*, 16.4.1966: »Die Frage nach Verbindbarkeit oder Unterschiedenheit von Christentum und Mythos entzündet sich an diesen Versen [*Friedensfeier*, *Der Einzige*, *Patmos*], eine Frage, die heute, zur Zeit des weltanschaulichen Streits mit offenem Visier, die Gemüter nicht weniger erhitzt, als sie vor hundertfünfzig Jahren das Herz des Dichters bedrängte und ergötzte.« Lachmanns »ungewöhnliche Liberalität im Beurteilen geistig relevanter Standpunkte«, seine Querverweise zu den »Geistverwandten« von Vergil bis Theodor Haecker, verdeutlichten – und dies ist über das Hölderlinverständnis hinaus festgestellt –, »wie wenig es fruchtet, christliches Lehrgut von natürlich-menschlicher Weisheit grundsätzlich zu trennen, jene mit einer »christlichen« oder »katholischen Literatur und Kunst« zu umgeben, diese jedoch als »profan«, »heidnisch«, »unchristlich« abzutun. Ist es doch dem genuin christlichen Bewußtsein schon lange nicht mehr so deutlich gewesen wie heute, daß an den »Rändern« der institutionell erfaßten Gläubigkeit und auch jenseits dieser Ränder zuweilen die Wahrheit am intensivsten aufblitzt; nicht zuletzt dort, wo sie – als »vester Buchstab« wahrgenommen – mit der dichterisch-genialen Eigenprägung in Berührung kommt.«

M i ß v e r s t ä n d n i s s e n : Anspielung auf die von Lachmann herausgegebene Dokumentation *Der Streit um den Frieden* (Nürnberg: Glock und Lutz 1957) zur Auseinandersetzung um Hölderlins 1954 wiederentdeckter *Friedensfeier*.

E r n s t W o l f h a g e n : geb. 22.8.1907, Hannover; gest. 6.5.1992, ebenda. Holzschnittmeister, Maler. Studium der Biologie und Philosophie in Hannover, Heidelberg und Berlin, dann Staatliche Kunstschule Berlin; nach Kriegsdienst und russischer Kriegsgefangenschaft 1949 wieder künstlerische Arbeit und Tätigkeit als Kunstpädagoge; 1949 Günther-Wagner-Preis, Hannover; zahlreiche Einzel- und Kollektivausstellungen; 1959 Erster Preis für religiöse Graphik, München; 1978 Erster Preis für internationale Zeichnung, Korsika. (Die Hrsg. danken dem Sohn, Michael Wolfhagen, für die biographischen Informationen.) – Die Ausstellung *Georg Trakl zum Gedächtnis* mit Druckgraphik und Zeichnungen war vom 13.1. bis 13.2.1966 in der Galerie Welz in Salzburg zu sehen. Bereits am 9.1.1966 hatte Wolfhagen mit beigelegtem Katalog an Ficker geschrieben: »Mit dem Werk des Dichters – und somit auch mit Ihrem Namen – wurde ich frühzeitig bekannt gemacht, vor allem über meinen Lehrer, den aus dem Expressionismus hervorgegangenen Maler Otto Gleichmann, der seinerseits mit Theodor DÄUBLER befreundet war. (Ich habe in meiner Studienzeit DÄUBLER in der hiesigen KESTNERGESELLSCHAFT gesehen und gehört und bin auch mit seinem Werk vertraut)« Ficker antwortete am 11.1.1966: »Wieder einmal erweist sich, daß das, was Trakl im Innersten bewegt hat, im Resonanzraum norddeutschen Kunstempfindens eher begriffen wurde und Anklang gefunden hat als »daheim«. Eine Erfahrung, die mir von jeher zu denken gegeben hat.«

B r i e f : vom 16.4.1966, beigelegt ein Trakl-Essay von Wolfhagen, den dieser zum 50. Todestag 1964 verfaßt hatte. Seine Verwandtschaft zu Trakl sah Wolfhagen in der Anschauung des Leidens. »Wen immer es nicht nach Abstraktion, sondern nach Welthaltigkeit verlangt, der findet sie in der gedrängten Lyrik Trakl's ebenso reich und umfassend wie in den Romanen Dostojewskis, den Trakl fast wie einen zweiten Christus verehrt. Wie jener fühlte er in sich Welt bis in alle Tiefen, war Mörder und Wüstling, jeden Verbrechens fähig und war schuldig. War ein gefallener Engel, ein von Gott Gezeichneter und nach Gott Süchtiger, der die reineren Wesenheiten in Traumgesichtern wie in der verklärten Elis-Erscheinung ahnte und verzweifelt

den Schrei nach ›Reinheit, Reinheit ...‹ ausstieß.« (Essay, 4) »Trakl's Werk deutet Himmel und Hölle auch unserer Zeit; es überführt unser Mensch-sein-müssen in die Reinheit des Wortes.« (Essay, 6)

402 **Susanne Köllersberger**: geb. 7.3.1923, Eferding/OÖ; lebt ebenda. Beamtin, Lyrikerin. Werke u.a.: *Lichtschatten*. Hrsg. vom Kulturamt der Stadt Linz. Linz: J. Wimmer 1965; *Das Mondquadrat*, 1977.

**Professor Lange**: vermutl. Herbert Lange (1908–1971), Journalist u. Schriftsteller, damals Leiter des Presseamtes der Stadt Linz.

**Hans Szklenar**: geb. 2.8.1932, Berlin; lebt in Heidelberg. Professor für Deutsche Philologie. Promovierte 1964 in Berlin mit *Studien zum Bild des Orients in vorhöfischen deutschen Epen*; habilitierte 1975 in Göttingen. Szklenar verfaßte den Aufsatz *Georg Trakl fürs Handbuch der deutschen Gegenwartsdichtung* (1965). Während der Jahre dauernden Vorarbeit zur historisch-kritischen Trakl-Ausgabe (HKA, 1969) stand Szklenar in intensivem Briefkontakt mit Ficker. Dieser bezieht sich hier auf das Manuskript von Szklenars Beitrag zur dritten, erweiterten Auflage des Bandes *Erinnerung an Georg Trakl*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1966.

**Prof. Killy**: Walther Killy; geb. 26.8.1917; gest. 29.12.1995, Sylt. Professor für Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft. Seit 1960 Ordinarius in Göttingen, 1970 in Bern. Dem Ruf an die Harvard-Universität leistete Killy nicht Folge. Werke u.a.: *Wandlungen des lyrischen Bildes*, 1956; *Über Georg Trakl*, 1960; *Wirklichkeit und Kunstcharakter*, 1963; *Die Deutsche Literatur 1800-1933*, 1967; *Elemente der Lyrik*, 1972; *Schreibweisen – Leseweisen*, 1983; 1956-60 Mitherausgeber der Zeitschrift *Euphorion*.

**Jutta Nagel**: langjährige Mitarbeiterin von Killy. In der *Zeit* vom 6.5.1966 kritisierte sie unter dem Titel *Für welches Publikum?* neben einer stattlichen Liste von Ungenauigkeiten und Irrtümern in Basils Traklbändchen auch grundsätzlich das Rowohltsche Verlagsprojekt der Monographien in seiner Taschenbuchreihe als »falsch verstandene[n] Drang zur Popularisierung«. Der Herausgeber der Reihe, Harry Kusenber, reagierte mit einem Leserbrief. Szklenar ging in seinem Antwortbrief an Ficker vom 20.5.1966 noch einmal auf diese »Popularisierungstendenz« ein, »die merkwürdige Vorstellung, man könnte alle wissenschaftlichen Ergebnisse in Taschenbüchern dem unbedarften Volke mitteilen, woraus sich denn die hemmungslosen Simplifizierungen, der Hang zum Interessanten und vieles andere Gräßliche ergibt. Da spielt es denn keine Rolle mehr, ob Basils Trakl-Bild stimmt, sondern nur noch, ob es »plastisch ausgeformt« ist – etwa so wie in der Rezension des Basilschen Werkes in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, wo Hilde Spiel schlicht und treffend Trakl zur »expressionistischen Leuchtrakete« erklärte. [*Österreichs »poète maudit«*, 7.12.1965] Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gelesen hätte, würde ich nicht glauben, daß jemand solchen Unsinn drucken läßt.«

403 »*Epilog*«: in: *Frau und Beruf*, September/Oktober 1966, 3; auch in: Paula Schlier: *Morgen ist der Tag des Erwachens*. Graz, Wien, Köln: Styria 1967, 51 (daraus zitiert): »Niemand ist mehr auf der Sukzessiv-Bühne / Helden Charakterspieler Liebhaber Naive – / alle Miteinanderwirkenden die ihre Rolle gespielt / die Rolle der Nachahmung des wirklichen Lebens / glanzvoll die einen weniger glanzvoll die andern / haben sich dem Applaus stolz wie bescheiden entzogen. // Nur ich die noch den Epilog zu sprechen hat / gehe zweifelnd auf der Nullfläche auf und ab / (das ist der vorderste Streifen der Spielfläche / der vom Schauspieler nicht betreten werden darf) / Soll ich die mittelalterliche Bitte um Nachsicht / hinuntersprechen zu den leeren verrückten Stühlen? / Denn das Publikum hat schon das Theater verlassen. // Und der geheimnisvolle Inspizient Seele der Aufführung / jener allwissende Steuermann der alles zugleich lenkt / Musik Beleuchtung Auftreten Spiel und Vorhang / ungezählte Schaltknöpfe und Löschknöpfe bedienend / ist selber im Bühnenhaus nicht mehr zu signalisieren. // Die Kulissen des illusionistischen Bühnenbildes / werden schon abgeräumt während ich noch rede / Nur der Schutzvorhang blüht sich im Hintergrund / obgleich der Inspizient auch den Wind abgestellt hat / Was stehe ich denn da noch allein auf den Brettern / und zähle rückwärts die Sekunden bis zur Nullzeit? / Nichts wird von der Wandertruppe mehr gespielt werden / Die

obere Maschinerie zieht schon den Bühnenhimmel hoch / Versenkungen sind heute nicht mehr gebräuchlich / Das dramatische Spiel meine Abwesenden ist endgültig aus.«

Kurt und Ruth: Horwitz.

Hans Rochelt: geb. 1936, Linz; lebt in St. Margarethen/Burgenland. Maturierte 1953; Studium der Psychologie, Germanistik und Philosophie in Wien; als Musikkritiker Mitarbeiter mehrerer in- und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften; Kulturredakteur und Regisseur im ORF, seit 1974 im Landesstudio Burgenland. Werke u.a.: *Buchstabenstechen* (Stücke), 1989; *Wunder Theater Welt* (Komödie), 1992. In seinem Beitrag *Versuchte Ehrung eines eigensinnigen Philologen* in den *Oberösterreichischen Nachrichten* vom 6.12.1965 hatte Rochelt unter dem Pseudonym Lothar Nesch über Gabriel Marcells Darstellung seiner »Lese-früchte« aus den Ebner-Schriften geschrieben: »Ebners »eigensinnige Philologie«, die in Fragmenten darum rang, undozierbaren Erfahrungen, die sich in keinen geschlossenen Traktat fügen wollten, Ausdruck zu verleihen, wurde von Marcel nicht gewürdigt. Feiern sollen nicht der Anlaß sein, daß in Hinkunft die Weichen falsch gestellt sind und Ebners »Schriften« dem christlichen Existenzialismus zugesellt werden. Ebners Denken wurzelt in der Not, das Gottesverhältnis des Einzelnen im Verhältnis zum Menschen zu konkretisieren und fand als einzigen Rettungsanker das Wort, jenes »Vehikel« zwischen dem Ich und dem Du, vor. Und gerade seine eigensinnige Philologie ist es, die ihn dem von Mathematik und Logistik herkommenden Wittgenstein verbindet.« »Philologie« hatte bei Rochelt die Hamannsche Bedeutung: »Liebende des Wortes«. In seinem Brief vom 12.8.1966, den Ficker hier auch anspricht, hatte er über seine Arbeit geschrieben: »Ich versuche in einer der »Philologie« gemäßen Weise Johann Georg Hamanns »Metakritik über den Purismus der Vernunft« zu kommentieren und zwar nacheinander aus dem Blickpunkt Ebners, Wittgensteins und Heideggers. Das »Creditiv« der Sprache [d.i., was die Glaubwürdigkeit der Sprache verbürgt], das allein aus »Überlieferung und Usus« besteht, erwies sich als wertvoller Angelpunkt – nicht allein für den Hamann-Kommentar, als vielmehr umgekehrt für manche Erhellung Ebners und Wittgensteins durch den Magus. Andererseits glaube ich nicht zu irren, wenn sich dabei Bestätigungen für Heideggers Auslegung der Geschichte der Metaphysik finden lassen. Am schwersten jedoch ist es, die Form der verbürgten Redeweise zu finden, die all dem gemäß ist, »brennend« und lebendig bleibt. Hamanns kabbalistische Prose gibt dazu einzigartige Winke. All dies kreist erst die »Icheinsamkeit« ein und ist in seinem Charakter vorläufig; alle Positivität jedoch die sich anschließen soll – das Du, Christus, die Glaubensforderung – ist mehr als dreißig Jahre nach Ebners Tod noch schwerer auszusagen und zu »denken«.« Vgl. Rochelts Aufsatz *Das Creditiv der Sprache (Von der Philologie J. G. Hamanns und Ludwig Wittgensteins)* in *Literatur + Kritik* H. 33, April 1969, 169-176. Ein weiteres Ergebnis seiner Studien war der zehnsseitige Essay *Vom ethischen Sinn des Wittgensteinschen Traktats* (entstanden wahrscheinlich 1966, Typskript im BA), publiziert in stark überarbeiteter Form u.d.T. *Destruktion und wortloser Glaube (Wittgensteins Begrenzung des Ethischen)* im Essayband von Hans Rochelt: *Die Billigung des Unaussprechlichen*. Wien: Rhombus Verlag 1977, 10-20. – Rochelt besuchte Ficker auf seinem Rückweg von Meran nach Wien.

404 Adorno'schen Meditationen: Adorno hatte im Frühjahr 1966 in Wien drei Vorträge gehalten, darunter auch aus dem Schlußkapitel der damals noch unveröffentlichten *Negativen Dialektik* (Frankfurt/Main: Suhrkamp 1966), den *Meditationen über Metaphysik* (dort 352-298). Tobisch hatte Ficker das Manuskript zu lesen gegeben. (Angekündigt im Brief vom 1.6.1966) Im August 1966 hat sie wohl, auf der Durchreise von Wien nach Sils Maria, wo sie Adorno besuchte, in Innsbruck bei Ficker Halt gemacht.

»Nichts kann unverwandelt ...«: Im Kontext der Meditation über den »mundus intelligibilis« – Adorno versucht, die Art der Objektivität des Intelligiblen, der Ideenhalte in den Begriff zu kriegen, die so wenig anschaulich wie bloße »Luftspiegelungen des Denkens« sein dürften – liest man: »Der Begriff des Intelligiblen ist weder einer von Realem noch einer von Imaginärem. Vielmehr aporetisch. Nichts auf der Erde und nichts im leeren Himmel ist dadurch zu retten, daß man es verteidigt. Das »Ja aber« gegen das kritische Argument, das etwas nicht sich entziehen lassen möchte, hat bereits die Gestalt des stur auf Bestehendem Be-

stehens, sich Anklammerns, unversöhnlich mit der Idee des Rettens, in der der Krampf solcher prolongierten Selbsterhaltung sich löste. Nichts kann unverwandelt gerettet werden, nichts, das nicht das Tor des Todes durchschritten hätte. Ist Rettung der innerste Impuls jeglichen Geistes, so ist keine Hoffnung als die der vorbehaltlosen Preisgabe: des zu Rettenden wie des Geistes, der hofft. Der Gestus der Hoffnung ist der, nichts zu halten von dem, woran das Subjekt sich halten will, wovon es sich verspricht, daß es dauere.« (*Negative Dialektik*, 382)

405 »Die Sonnenuhr« : in: *Morgen ist der Tag des Erwachens*, Graz, Wien, Köln: Styria 1967, 72-83.

Verpflichtungen : für die Vorbereitung der Sammlung seiner Aufsätze und Reden: *Denkzettel und Danksagungen*. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1967.

Metaphysik – Elevator : möglicherweise Anspielung auf die Stelle in der *Negativen Dialektik*, 355: »Das Leben nährt den Horror der Ahnung, was erkannt werden muß, gleiche eher dem, was down to earth sich findet, als dem, was sich erhebt; es könnte sein, daß jene Ahnung noch jenseits des Pedestren sich bestätigt, während doch der Gedanke allein in der Elevation sein Glück, die Verheißung seiner Wahrheit hat.«

406 »Wenn aus der Ferne« : *Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe*. Hrsg. von Friedrich Beissner. 2. Band: Gedichte nach 1800. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1953, 272ff.  
daß auch ich es ... dich liebe : im Brief in roter Farbe getippt.

407 was von Ihnen kommt : wahrscheinlich hatte Guttenbrunner hier die erste Nummer seiner Zeitschrift *Das Ziegenweiser* (September 1966) gesandt, in der unter dem Titel »Tucht und Zucht« (2-10) eine mehrteilige Auseinandersetzung mit Leben und Lyrik Josef Weinhebers publiziert war. Er reagierte damit auf ein Gedicht Wylan Hugh Audens auf Weinheber, das in der *Neuen Rundschau* 1965, Nr. 2, erschienen war und das Guttenbrunner in dem ebenfalls im *Ziegenweiser* abgedruckten Brief an die Redaktion als »für den Landsmann und Zeitgenossen Weinhebers und weiland vogelfreien Untertan des Großdeutschen Reiches und seines Terrors geradezu anstößig« bezeichnete. Seine Antwort, *Das Antigedicht*, war mit leicht veränderter Interpunktion bereits im *Alleingang* 3, März 1966, 13, in Form einer Glosse veröffentlicht worden: »Ja, ja! er hat einmal – im Rausch – gesagt: ›Der Göbbels soll mi in Ruah lassen!‹ – und damit begann sein Triumphmarsch durch das Großdeutsche Reich.

Wo immer dieser Sänger ging und stand, war Ehrenhalle, Schoß und Heldengrab.

Mit jedem Seitensprung, beim Sautanz und im Suff hat er ›gedient‹, alles war ›Dienst am Volk‹, deutscher Begattungs- und Bestattungsdienst.

In ›Obere‹ und ›Untere‹, in Herren und Knechte, hat er die Menschen eingeteilt, und er, eingespannt in das Schinderzeug seines lyrischen Ehrendienstes und vor den Geknechteten ›nicht feig‹, stand mit Sonett und Ode bei den ›Obere‹.

Wein, Weib, und Blut und Ehre, sein Gesang; fleischfressende Flamme, Krone und Reich umflunkernd; Geschwafel im Untergang.

Er war Prophet, wenn er sein Wasser ließ. – Aber während der Engel draußen vom Völkermord schöpfte, saß der kammermusikalische Trommelschläger des Judenschlagens und der Slavenversklavung im Wirtshaus, Hahn im Korb der Goldfasanen! – nur manchmal geduckt aufmuckend in seiner Mundart.

Sein Beischlaf war des Himmels Erdumarmung.

Gut ›eingewickelt‹ von den fürsorglichen Henkern, sah er den Galgen nicht. Die Reichsregierung mordete im Großbetrieb; er aber hatte nichts davon gehört.« (Ebenda., 3) – Guttenbrunner verwarf sich dann entschieden gegen jegliche Behauptung irgendeiner bedeutsamen Form von Nähe zwischen Josef Weinheber und Karl Kraus, wie sie in der *Basler National-Zeitung* vom 23.7.1966 zu lesen war. Dort hieß es, die Fachgermanistik habe diesen Einfluß übersehen, »weil sie blind bleibt für die Gedanken und Positionen der Fackel ...« Guttenbrunner setzte dem entgegen: »Sogar die blinde Fachgermanistik hat in diesem Falle funktioniert und gesehen, daß da kein Zusammenhang ist, und ich finde es kurios, daß es einen Schätzer der ›Fackel‹ vor Weinheber nicht graust.« (Ebda., 4) Die Gegensätze zwischen der ethisch fun-

dierten Sprachkunsttheorie von Karl Kraus und dem politischen und poetischen »Kretinismus« Weinhebers könnten, so Guttenbrunner, kaum größer sein. »Kraus war kein Götzdiener. Und das ist nicht Kraus, daß man noch Reime macht, während andere bereits aus den Schnitzeln eines Zeitungsblattes Gedichte machen. [...] Weinheber hat gekünstelt, bis zur Vergasung, und noch darüber hinaus, in sein eigenes Testament hinein.« (Ebda., 8) – Von da her ist der Hinweis auf die *Zeit* vom 30.9.1966 verständlich, wo Ernst Stein unter dem Titel *Der verblendete Seher. Josef Weinheber: ein Epigone oder vielleicht doch ein Klassiker?* anlässlich der Neuausgabe der ausgewählten *Gedichte* bei Hoffmann und Campe, Hamburg, einen längeren Aufsatz publizierte. Stein ging darin dem Leben und dem Werk Weinhebers nach, jenes klopfte er auf den Opportunismus hin ab, die Lyrik entthob er den Zeitläuften in die Sphäre reiner Sprachmeisterei. »Josef Weinheber war ein großer Lyriker und ein großer Schlemihl – eins durchs andere. In erniedrigendem Ringen um Anerkennung, zwanzig Jahre lang, wuchs er künstlerisch zu einer Größe, der sein menschlicher Habitus nicht nachkam, und als ihn über Nacht der Ruhm antrat – bald nach 1933 –, ging der Mensch an dem zweischneidigen Erfolg zugrunde.« Stein verbrüdete Weinhebers Sprach-Werk dann mit dem vom Karl Kraus: »Daß es ihm nicht gelang, Hölderlin zu vollenden, öffnete ihm die Augen über seine wahre Berufung: das Sprachkunstwerk von Karl Kraus weiterzuführen. Mochte bei seiner Nachfolge Hölderlins der Hintergedanke an die Stifterehren mitgespielt haben, zu denen sie verhelfen konnte, so ging es ihm nun, ohne Seitenblick auf die Zeitläufte und ohne den Mythos zu bemühen, nur um das Werk, das höher steht als sein Schöpfer. Sprachliche Vollendung als sittliche Läuterung, die zum reinen Ursprung zurückführt – das ist die Schöpfungslehre von Kraus, und Weinhebers Werk deckt sich mit ihrer Theorie in allem, und in der Praxis, auch in der Erotik der Wortkunst, soweit, als Lyrik und Prosa unter dem gleichen Gestirn der Sprache stehen. Weinhebers Werk ist ohne Karl Kraus schwer denkbar und noch schwerer deutbar, denn dieser Einfluß war – zum Unterschied von der monumentalen Episode Hölderlin – von allem Anfang da«.

408 *V i o l a d ' a m o r e*: Anspielung auf den Gedichtband gleichen Titels von Felix Braun, Salzburg: Otto Müller Verlag 1953.

*d r e i G e d i c h t e*: Schlier sandte damals fortwährend ihre Lyrik, die dann 1967 im Gedichtzyklus *Morgen ist der Tag des Erwachens* bei Styria erscheinen sollte. Ficker hatte für den Untertitel noch *Bedachte Gesichte* vorgeschlagen (Brief an Paula Schlier vom 19.7.1966), diese Kennzeichnung ging dann in den Klappentext des Buches ein. – Über das Gedicht *Ohne Gegenstand* (a.a.O., 52f.) hatte Ficker am 29.8.1966 an Schlier geschrieben: »[Es] ist ganz großartig und trifft in seiner Eigenart genau den Fragenkomplex, der zwischen Philosophen und Denkern des »sprachlichen Creditivs« heute im Schwange sind, [sic!] Das sind erstaunliche Phänomene und Vorgänge im Bereich koinzidenter Zeitfälligkeiten und kaum noch abzusehen, wohin sie führen.« Das Gedicht lautete: »Ohne Empfindung / tastet der Sinn / jenseits der Anschauung / hinter die Vorstellung // unter das Substantiv / unter das Subjekt / unter das Darunterliegende // vorfühlend / bis an die Wurzel / der Kunst. // Welch eine Qual – / jenseits der Schmerzgrenze / im Raum ohne Gegenstand / im noch Ungewordenen / das Wesen Concreto / begreifen zu wollen. // Hier ist nur Hohlraum / ohne jede Höhlenflora / ohne jede Höhlenmalerei. // Hier ist wirklich nichts / keine vorgetäuschte Leere / keine schwarze Strahlung / doch größte Daseinsdichte / Ein Wort ohne Eigenschaften? / Ein Träger ohne Akzidenz? / Ein Ort des Gemeinsamen? // Eine Erinnerungshöhle? / Als ich noch Kind war / kleine Bildwandlerin / kniete ich frierend / im kalten Gebirgsbach / eine Forelle zu fangen / mit der bloßen Hand / Aus schattigem Loch / schlüpfte die Scheue hervor / bachabwärts zu wandern / zum Laichen im Fluß / Sie entglitt meiner Hand / War das eine Begegnung? / Sie spürte kaum die Gefahr / ich ihre silbrige Haut. // Nichts Einleuchtendes / jenseits der Außendinge / im Raum des Sprachlosen. // Nur ein Ersatzbild / für ein unbestimmtes Wort / das ohne Bezug zum Bild / nicht wiedergegeben werden kann. // O nur ein Blindfisch / mit langen Tasthaaren.«

409 »*G e i s t e s g e g e n w a r t*«: Bezug auf den Brief von Greve vom 23.10.1966, dort erwähnt auch Methlagls Bericht. Auf die Rückseite hatte Greve das Gedicht *Juni in der Stadt* geschrieben.

AN MAX SPIELMANN : Dieser Brief liegt in handschriftlichem Entwurf, maschin-schriftlicher Abschrift und als Durchschlag im BA. Max Spielmann: geb. 8.10.1906, Hötting/Innsbruck; gest. 5.11.1984, Innsbruck. Akademischer Maler, Bildhauer. 1926-30 Studium an der Staatlichen Schule für Angewandte Kunst in München, 1930-39 dort an der Akademie der Bildenden Künste; 1940-45 Soldat und Zeichner in einem Kriegsberichtertrupp, vorwiegend in Rußland, auch Norwegen und Ostpreußen (vgl. dazu die expressiv gestaltete Sammlung *Russische Impressionen 1942-1945*, Innsbruck: Wort-und-Welt-Verlag 1982); seit Kriegsende wieder Arbeit in seinem Höttinger Atelier; 1963 Berufstitel Professor; Ausstellungen in Rom, Graz und öfters in Innsbruck. Vgl. Walter Myss: *Max Spielmann*, Innsbruck: Wort-und-Welt-Verlag 1976. Im Nachruf auf Spielmann schrieb Magdalena Hörmann in den *Kulturberichten aus Tirol* 311/312 (1985), 38: »[Nach dem Krieg] folgten Jahre reichen Schaffens, die vor allem im Zeichen religiöser Kunst und vieler Aufträge für Kirchen standen. Bei sehr vielen in dieser Zeit neu errichteten oder restaurierten Gotteshäusern und Andachtsstätten wurde Meister Spielmann herangezogen, sein an älteren Vorbildern christlicher Kunst geschulter, farbig und linear immer sehr klar und gemäßigt expressiv die Figuren und Themen herausarbeitender Stil gefiel allgemein. [...] In Spielmanns Werk gab es keine Experimente, er blieb seiner einmal gefundenen Formensprache treu, ein ›Spielmann‹ ist deshalb immer leicht zu erkennen. Mit dieser Haltung ging dann freilich auch seine mitunter recht scharf in Wort und Karikatur sich äußernde Ablehnung aller neuen Richtungen nebenher, und Spielmanns cholerasches Temperament sorgte manchesmal für Bewegung in der lokalen Kunstszene.«

Tagesszeitung : *Tiroler Tageszeitung* vom 3.11.1966: Ludwig von Ficker über die *Er-scheinung des Malers Max Weiler*, Wiederabdruck des Beitrags *Max Weiler – gesichtet, skizziert und befragt* aus dem Katalog zur Ausstellung *Wie eine Landschaft* in der Akademie der bildenden Künste, Wien; 1966, Wieder in: *Über Max Weiler*, Hrsg. von Peter Weiermair, Innsbruck: Allerheiligenpresse 1980, 168; hier auch – verändert – wiederabgedruckt der Text von Otto Breicha, *Wie eine Landschaft*, aus dem erwähnten Katalog, Fickers Text lautet:

»Max Weiler –  
– ja, wie ist das nun mit ihm? –

Seinen Eigenheiten, seinen Mitgehbedürfnissen wie Unirritierbarkeiten nachzuspüren im wunderlichen, gleichsam sich ständig überstürzenden Wandelprozeß der künstlerischen Ab- und Ansichten unserer Tage: es könnte in der Tat eine lockende Aufgabe für einen Betrachter sein, der, mit entsprechendem Humor, entsprechender Feinfühligkeit begabt, den ganzen Ernst der Übergangsposition zu kennzeichnen vermöchte, in welchem dieses Urtalent von einem Maler sich erst zurechtfinden mußte, um zu sich und einer Art vorsichtiger Selbstverankerung in dem tückisch dahinfließenden Gefälle und Getriebe unserer Zeit wie unserer Welt zu gelangen.« Das »eigentlich Spitzfindige (um nicht zu sagen: Spitzbüßische)« an Weiler – im Typoskript des Aufsatzes spricht Ficker gar von der »pyramidale[n] Tiroler Schläue« – lasse ihn, »wo es ihm geraten scheint«, auch nicht verschmähen, »sogar, man staune, den Naiven zu spielen; aber den nimmt ihm Gott sei Dank niemand ab.« Weilers Anziehungskraft auf Ficker sah dieser in dessen »wohlgedachten Äußerungen«, denen er »oft sprachlos oder nur behutsam dawiderredend« gefolgt war, wie auch darin begründet, daß jener »noch im Verstummen vor seinen Bildern (namentlich den großformatigen) den Ausdruck eines Mitteilungsernstes behielt, der unbedingt für sich einnahm.« Der Bedeutung Weilers forschte Ficker schließlich anhand der Frage nach dessen »Auswahlprinzipien und seiner Lehrmethode an der Akademie« nach: »Diesbezüglich nun gab er mir einmal kurz und bündig – eine Binsenwahrheit? – zu verstehen: die Leute müssen zu sich kommen, nicht zu mir; will jedoch einer im Ernst mein Schüler sein, dann aber auch, und zwar mit aller gebotenen Strenge, geführt durch mich. Ein guter Grundsatz. Ein Leitmotiv geradezu von einer Rechtschaffenheit, die für sich selbst spricht. Vorbildlich jedenfalls und tauglich, um als Maßstab vor Weilers eigenen Bildern an Bedeutung zu gewinnen. Wir müssen nur geneigt und unbefangen genug sein, einzusehen, wie sehr die Gelegenheit, ein neues Entwicklungsstadium im Schaffen dieses Meisters kennenzu-

lernen, zugleich eine Aufforderung darstellt, unser eigenes Wahrnehmungsvermögen davor zu prüfen, und was an Gewichtigem uns dabei auffallen mag, zur Feststellung seines Feingehaltes getrost der Waagschale einer gegenseitigen Verständigungsbereitschaft anzuvertrauen. Es kann und [es] wird sich, scheint mir, lohnen.« – Spielmann nun hatte Fickers Beitrag über Weiler vor dem historischen und seinem, Spielmanns, eigenen Erlebens-Hintergrund der nationalsozialistischen Regimezeit quergelesen und war auf einige Fragen gekommen, deren Berücksichtigung er Ficker nahelegte, um Weiler »einmal aus einer anderen Perspektive nüchtern zu betrachten und zu identifizieren«. An Ficker monierte er zuallererst die Zweideutigkeit in den Formulierungen, die er als »weder klar dafür noch dagegen« charakterisierte. Spielmann sah in Weiler einen Zeitgeist-Maler, der auch »nationalsozialistische Phrasen zu Bilddokumenten [formte] und vom Gauleiter Hofer dafür honoriert und gut bezahlt [wurde], während seine rückständigen Zeitgenossen als »ENTARTET« angeprangert [wurden].« Die Fickersche Wendung: »Spitzfindigkeit oder Spitzbüberei« hielt er in diesem Zusammenhang für unangemessen. (Brief vom 5.11.1966) In einem zweiten Brief (vom 18.11.1966) präziserte Spielmann seine Vorwürfe gegen Weiler bezüglich dessen Wirken in der nach 1938 kulturdiktatorisch verfügbaren Kunstform der »Volksnahen Kunst« unterm Nationalsozialismus: »Ein prominentes Bild im Geiste jener Weltanschauung schuf Max Weiler. Gauleiter Hofer kaufte es für den jungen NS-Gau Tirol, und heute wird es als bereits Geschichte gewordenen fatales Zeitdokument im Museum Ferdinandeum schamhaft verwahrt. Sollte dieses Kulturerzeugnis als historisches Überbleibsel des Tausendjährigen Reiches einmal neben Ihrem Bildnis im Museum hängen, dann gäbe es bei einer kritisch-chronologischen Betrachtung wohl keinen Zweifel darüber, daß die beiden Objekte von einem sehr bravourösen Überläufer gemalt wurden, der mit seinen respektablen Fähigkeiten in Ihrem Bildnis den Anschluß an die Mentalität einer neuen Zeitperiode gefunden hat: Selbstverankerung, wie Sie schrieben.« – Weitere und weit ins Persönliche reichende Vorwürfe folgten in diesem zweiten Brief, auf den Ficker mit dem unten abgedruckten Brief vom 26.1.1967 reagierte.

Karl Maria Grimme: *Die Welt der Berge ersteht in den Farbvisionen Max Weilers*. In: *Tiroler Tageszeitung*, 31.10.1966.

Otto Breicha: geb. 26.7.1932, Wien; lebt in Salzburg und Wien. Publizist, Kulturmanager; seit 1980 Direktor der Salzburger Landessammlungen Rupertinum.

411 Anna Dietrich: geb. 7.6.1921; lebt in Innsbruck. *Die Trift der Träume* erschien mit Förderung des Turmbundes in der Reihe *Der Karlsruher Bote* o.J.

VON MARTIN HEIDEGGER: diese Weihnachtsgrüße finden sich auf der Rückseite einer Kunstkarte, die Piero della Francesca »Annunciazione« aus der Kirche zum Hl. Franziskus in Arezzo zeigt.

412 Friedrich Pfäfflin: geb. 1935; lebt in Marbach am Neckar. Buchhändler; Mitarbeiter verschiedener Verlage; seit 1976 Custos des Schiller-Nationalmuseums in Marbach; Veröffentlichungen u.a. über den *Fackel-Umkreis*. Stand seit 1963 in Verlagsangelegenheiten (Ebner-Ausgabe, *Nachrichten aus dem Kösel-Verlag*) mit Ficker in brieflichem Kontakt. – An die Herausgeber schrieb Pfäfflin am 5.6.1994: »Ludwig von Ficker – das war für mich, als ich ihn auch persönlich kennenlernte, eine Instanz: der lebendige Zeitzeuge, der Freund und Verleger von Trakl, Kraus, Haecker, Ebner, Lasker-Schüler, Dübler. Er ist für mich ein homme de lettre, den äußere Widerstände nie davon abhielten, s e i n e Zeitschrift zu machen: »Der Brenner« ist das work in progress des Schriftstellers Ludwig von Ficker.«

Briefe von Karl Kraus: Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. 1913-1936*. Hrsg. von Heinrich Fischer und Michael Lazarus, Redaktion: Walter Methlagl und Friedrich Pfäfflin. 2 Bde. München: Kösel-Verlag 1974. Pfäfflin verfaßte dazu die Erläuterungen (= 2. Band) Die originale Korrespondenz (442 Briefe, 458 Telegramme und 164 Post- oder Ansichtskarten) wurde erst 1968 entdeckt, von Michael Lazarus, einem Freund von Albert Bloch, gesichtet und zur Herausgabe vorbereitet und schließlich, im Februar 1971, dem Brenner-Archiv übergeben. Vgl. zur Geschichte der Auffindung das *Nachwort* von Lazarus im ersten Band (691-695) sowie den *Editorischen Bericht* im zweiten Band (bes. 13-24).



Frau Jahn: Gertrud Jahn,

von Radecki: Sigismund von Radecki.

kleine Skizze: im Januar/Februar 1967 brachte Ficker zahlreiche Ansätze und Versuche zu Papier, aus denen Walter Methlagl das Fragment eines Gutachtens über diesen Briefwechsel zusammenstellte (Typoskript im BA): »Nun sind sie also aufgetaucht, nicht vollzählig zwar und nur in Durchschlägen von Abschriften: die lang gesuchten, lange unentdeckt gebliebenen Briefe von Karl Kraus an Sidonie Nadherny. Briefe, Karten, Telegramme, auch so in einer Fülle noch und einem Duktus unerschöpflichen Überschwangs, daß man zunächst ganz betroffen ist und nicht weiß: bin jetzt ich, der Leser, verrückt? – oder ist es er, dieser unermüdliche Postulant und Eilabfertiger passionierter Botschaften an die Geliebte, deren Heil ihm offenkundig (zusammen mit dem eigenen freilich) unablässig am Herzen lag?! Hin und her gerissen, fällt man sich jedoch im Handumdrehen und denkt sich: Liebende haben nun einmal ein gewisses Vorrecht, verrückt zu scheinen; ist aber, wie hier, ersichtlich Ehrfurcht mit im Spiele, dann stehen sogar die Uhren des Zeitlichen wie auf einen Wink der Vorsehung still, und nur der unbeirrbar Sternwandel noch mag hin und wieder den entfernten Stundenschlag vernehmbar machen.

Ist so unsere Verdutztheit unversehens und nachhaltig einer gewissen Verwunderung, ja Bewunderung gewichen, erwartet uns schon eine andere Schwierigkeit. Sie besteht darin, daß Kraus hier seinem Gedankenstart im geistesgegenwärtigen Erfassen von Menschen, Dingen und Umständen unwillkürlich die Zügel einer disziplinierten Zurückhaltung auferlegen mußte, die ihm über Andeutungen hinaus keine Weitschweifigkeit gestattete. Oder doch nur selten. Dann freilich ausgiebig und mit gehörigem Nachdruck. Kein Wunder schließlich bei diesem konsequent eigenartig zu Werke gehenden Denker Karl Kraus, und doch eine Überraschung, die des Nachsinnens wert ist. Sie bezeichnet nämlich genau die Stelle (samt dem jeweils geeigneten Moment), wo dieser phänomenale Adhortator sui et alius generis alles an Wohlbedachtem in die Waagschale zu werfen entschlossen war, um seinen Einsichten und Vorhaltungen ad personam auch noch im Wirkbereich des Unwägbareren das Ansehen und das Gewicht von Unumstößlichem zu geben. So kühn das auf den ersten Blick auch scheinen mag, es leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß diesfalls einem weiblichen Ingenium von außerordentlicher Fähigkeit, gut zuzuhören, reziprok die Willfähigkeit eines genuinen Dichters entgegenkam, der wie Karl Kraus seinen eminenten Wirklichkeitssinn nie zu verleugnen brauchte, am allerwenigsten und schon gar nicht dort, wo es um das Wort und die Verantwortung der Sprache ging. Denn da kannte er sich aus. Da konnte man ihm nichts vormachen. Es war eine Präsenz von Feinhörigkeit, die er wie ein Gnadengeschenk der Vorsehung aus sich herausstellte. Dies also, ein Phänomenales auch noch im Hinblick auf die Zeitumstände, die seinem Wort als Auslauf dienten, will erst gründlich begriffen sein, damit im Zwielflicht dieses seltsamen Selbsterhellungsprozesses die ganze Lauterkeit und Unabweisbarkeit einer preisgegebenen Intimsphäre, wie sie hier, und nicht nur obenhin, als eine wahre Frag- und Denkwürdigkeit in Erscheinung tritt, klar erkannt werde.

Erleichtert, versteht sich, wird der Zugang zum Wesentlichen dieser Schicksalsbeziehung, wenn man beide Partner persönlich gekannt hat: die Schönheit der Schloßherrin von Janowitz mit ihrer natürlich beseelten Anmut, und die Leidenschaft des Denkers Karl Kraus, der in Wien – oder wo immer er sich gerade aufhalten mochte – an Himmel und Hölle seiner Mission als Herausgeber der Fackel gefesselt war; und dies, ohne daß er auf das einzige Entspannungsmittel für seine Nerven: die häufige Darbietung seiner Vorlesekunst jemals von sich aus hätte verzichten können. Eine Art zweischneidiges Schauspiel also mit tragischen Zügen, dessen betroffene Zeugen ja Unzählige einst in überfüllten Vortragssälen werden konnten und wurden.

Dagegen steht nur mir noch eine Szene vor Augen, die außer meinem altgewordenen Gedächtnis niemandem sonst vorstellbar ist, schon weil ihr Schauplatz einst in doppelter Hinsicht sozusagen, in Wirklichkeit wie in übertragenem Sinne, einer der Einsamkeit und der Abgeschiedenheit war. Es war in Kriegszeiten, 1916, daß ich Karl Kraus und Sidonie Nadherny ein paar mal in Janowitz, dem angestammten Zufluchtsort ihrer Geborgenheit, besuchen konnte; denn unser Kader war damals, nach der Kriegserklärung Italiens, von dem südtirolischen Brixen

nach Beneschau in Böhmen verlegt worden, und so ließ sich der Wunsch der beiden, mich vor dem Einrücken ins Feld noch einmal zu sehen, leicht erfüllen. Dort, im Frieden der Parklandschaft von Janowitz, war es ja auch, daß an einem Spätsommernachmittag, unter hohen, von leichtem Wind bewegten Bäumen und fliegenden Wolken darüber, Karl Kraus uns – der Baroin, ihrem Bruder und mir – den eben vollendeten Epilog zu den Letzten Tagen der Menschheit vorlas. Ein unvergeßlicher Eindruck. Und ich erwähne ihn, obwohl er scheinbar nur mich angeht, weil mir bei Durchsicht der Briefe die außerordentliche Sorge, die Karl Kraus um seine Freunde im Felde trug und was er alles zu Besserung ihres Loses unternahm, in diesen Mitteilungen an Sidi Nádherny=

413 [E n t w u r f] : der Brief ist, so er abgesandt wurde, nicht erhalten. Der Entwurf findet sich auf einem Blatt, auf dem Ficker außerdem einen Briefanfang (an Friedrich Pfäfflin, datiert 11.1.1967) sowie Gedanken zu den Briefen von Karl Kraus an Sidonie Nádherny notiert hat.  
A N M A X S P I E L M A N N : dieser Brief liegt als Abschrift im BA.  
A u f k l ä r u n g s s c h r i f t : nicht ermittelt

414 1 9 [6 7] : im Original irrtümlich auf 1976 datiert.  
W a l t e r P i l a r : geb. 1.8.1948, Ebensee; lebt in Linz. Freier Schriftsteller und Grafiker. Werke u.a.: *Einbilder und Aussätze zur geistigen Umtagung. Eine Text-Bild-Sammlung*. Hrsg. von der Bild-Manufaktur-Traunsee (1981); *Jederland* (Gedichte), 1983; gemeinsam mit Herbert Vorbach: *Augen auf Linz*, 1990, Pilar besuchte zu der Zeit die Abschlußklasse der Handelsakademie in Salzburg. Von Ebensee her befreundet mit Suzan von Wittek. Über sie hatte er Ficker um Widmung und Autogramm in zwei Büchern gebeten, mit denen er zum 80. Geburtstag von Georg Trakl eine Auslage in einer Salzburger Buchhandlung gestaltete. In seinem Dankbrief (27.1.1967) für die rasche Erledigung der Bitte teilte Pilar dieses biographische Detail über Mathias Roth mit, er hatte von ihm durch seinen ehemaligen Mathematikprofessor im Ischler Gymnasium gehört, der ein entfernter Verwandter von Roth war. Die Lautung des Hausnamens von Roth korrigierte Suzan von Wittek im Brief vom 13.2.1967 von »Topfen« auf »Doffn«.

415 A l f r e d D o p p l e r : geb. 12.6.1921, Linz; lebt in Mutters/Tirol. Universitätsprofessor für Österreichische und Allgemeine Literaturwissenschaft. Seit 1964 Dozent in Graz, seit 1971 Professor in Innsbruck, 1993 emeritiert. Zahlreiche Aufsätze zur österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. 1968-74 Mitherausgeber der Zeitschrift *Österreich in Geschichte und Literatur*, in deren erster Nummer des 11. Jahrgangs (1967) seine Arbeit *Psalm von Georg Trakl* (20-31) erschienen war, die er Ficker gesandt hatte. (Um den ersten Absatz gekürzt wieder in: Alfred Doppler: *Die Lyrik Georg Trakls. Beiträge zur poetischen Verfahrensweise und zur Wirkungsgeschichte*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 1992. 56-67)

S o n a t e : Dazu Doppler: »Die Spannung, die zwischen dem Mitteilungscharakter der Sprache und den alogischen Bildmustern Traklscher Verse besteht, verwandelt sich in Musik, in eine Komposition von Bedeutungsinhalten, in der die isolierten Worte und die parataktisch gereihten Sätze in der vollen Kraft ihrer konkreten Anschauungsmöglichkeit aufleuchten. Die Sonatenform ist dabei eine Möglichkeit, in diesem Klingen und Verklängen der Worte und Wortgruppen eine Gestalt zu schaffen, welche die einzelnen, scheinbar willkürlich gereihten Verse und Strophen in ein sorgfältig und genau geknüpftes Netz von Beziehungen einordnet.« (A.a.O., 26) Was Ficker als »Beweggründe« des Gedichts anspricht, wird die von Doppler im »christlichen Sinnhorizont« gesehene Spannung zwischen Erlösungsbedürftigkeit und – in der »Coda« eingefügtem – Gedanken der Erlösung im *Psalm* (HKA, 55f.) meinen: »Die Verzweiflung ist noch nicht unmöglich, aber eine letzte Hoffnung ist noch nicht gebrochen. Die Sonate, die ihre Form erst im Verklängen offenbart, ist das gestaltgewordene Paradoxon dieser verzweifeltten Hoffnung.« (A.a.O., 29)

R a d i o s e n d u n g : *Gedanken zur Deutung der Lyrik Georg Trakls* (17.30 Uhr im Regionalprogramm).

B r i e f : Helene Voisi hatte am 20.12.1966 geschrieben, Margarete Löffler am 12.2.1967 mit

ihrem Brief acht Gedichte gesandt. Eines davon, *Grab zu Mühlau*, geht zurück auf den Besuch bei Ficker im April 1966: »Aus blauen Schatten / wächst der Berg / ins späte Licht. / Aber schon fällt / vom Wald / die erste Kühle / der Nacht / über die Gräber hin. / Mit wehendem Schleier / neigt die Birke / ihr Haupt / auf die zersprungene Leier / herab.« – Ein anderes, *Das Licht*, weist in den Bereich, den Ficker in bezug auf Christine Lavant »Leiderfahrenheit« genannt hat (Lobrede zum Trakl-Preis 1964, in: *Denkzettel und Danksagungen* 290-297, hier 294): »Furchtbar und / erbarmungslos / ist die Treue des Lichts! / Es folgt dir nach / ins Gelaß der Schmerzen / und spürt dich auf, / auch wenn du dich / ihm versagst. / Hinter geschlossenen Lidern / wird dein Auge geblendet / und noch in dunkelster Stunde / versengt seine Flamme / dein Herz.« Das Werk der Lavant war wohl Gesprächsthema zwischen Ficker und Löffler gewesen, auch hatte sie von Ficker die *Erinnerungspost* des Otto-Müller-Verlags (zum 85. Geburtstag Fickers) erhalten, in der auch die Lobrede auf die Lavant abgedruckt war, nach deren Lektüre sie sich in ihrem Brief vom 12.2.1967 genötigt fühlte klarzustellen, »daß mir die Welt der Christine Lavant eine völlig fremde ist, zu der ich bis jetzt keinerlei Zugang finde[.] Wahrscheinlich habe ich mich noch zu wenig darum bemüht, aber sie scheint mir schwerer zugänglich zu sein als jede andere Lyrik, die ich kenne.« – Vom Eindruck, den Löffler aus Innsbruck mitnahm, zeugt das Gedicht *Mühlau (für H.P.F.)*, das sie am 1.5.1966 schickte: »Mir war, als wär' ich / ganz aus Glas. / Das weiße Licht, / das, von den Bergen her, / im Raume stand, / sank tief in mich hinein. / War ich noch jung? / Bin ich schon alt? / Die letzte Klarheit / wird Gestalt / und hüllt mich ein.«

416 **Lebenszeichen**: das Gedicht *Vor Pferden*, geschickt am 27.2.1967 mit Grußzeilen.

417 **Caliban**: Willy Haas: geb. 7.7.1891, Prag; gest. 4.9.1973, Hamburg. Publizist (vgl. Bd. 1, 306). Caliban ist eine halb-menschliche Figur aus Shakespeares *Sturm*. Haas hatte in B III, H. 19, 1.7.1913, 899f., einen Beitrag zur *Rundfrage über Karl Kraus* geliefert; im gleichen Heft des *Brenner*, 853-869, war sein Aufsatz *Die Verkündigung und Paul Claudel (Zur deutschen Uraufführung in Hellerau)* publiziert. Haas darüber in seinem Artikel in der *Welt* vom 6.2.1967, *Wer Literaturpreise vergibt, meint künftigen Ruhm*: »mit dieser einmaligen Verbindung [zum Brenner] aber kehrte sich auch das Vertrauensverhältnis in das Gegenteil um und blieb seitdem negativ.« In diesem Artikel meinte Haas als Geldquelle für den Trakl-Preis 1964 an Christine Lavant die Wittgenstein-Spende an Ficker von 1914 ausmachen zu können. Auch zog er die Preiswürdigkeit der Lavant in Frage: »Was den künftigen Ruhm betrifft, zu dem dieser Preis die Ouvertüre spielen sollte, so war er offenbar ein Fehlschlag.« Weiters äußerte er sich unter falschen Annahmen über das Verhältnis zwischen Heidegger und Ficker: »Über das Leben Ludwig v. Fickers ist noch zu sagen, daß es ihm an wohlverdienten Auszeichnungen jetzt augenscheinlich nicht fehlt, unter anderem ist er Ehrendoktor der Berliner Universität. Caliban hat in einem Londoner Blatt gelesen, daß die Ehrenpromotion auf eine Anregung Heideggers zurückgeht. Nun, Caliban würde diese Ehrung aus den Händen oder auch nur auf eine Anregung Heideggers höflich ablehnen. Aber das gehört vielleicht zu dem ganzen Komplex von Motiven, die es eben schon vor 54 Jahren bewirkt haben, daß Caliban nicht in Frieden von Ludwig von Ficker geschieden ist, dem er, wie man sieht, immer noch seine höchste Achtung bewahrt hat.« – Die angemessene Erwiderung auf Haas' Artikel formulierte Hans Szklenar in zwei Briefen an die Feuilleton-Redaktion der *Welt* vom 23.2. bzw. 7.3.1967, die er, samt kurzem Antwortbrief von Haas vom 3.3.1967, in Kopie an Ficker gehen ließ. »Daß von den 100.000 Kronen im Jahre 1964 auch nur noch eine einzige für Christine Lavant vorhanden gewesen sein sollte, hätte einen besonnenen Betrachter der europäischen Geschichte unseres Jahrhunderts eigentlich sofort stutzig machen müssen, wenn er sich denn nicht überhaupt, wie man es bei gewissenhaften Journalisten gerne voraussetzen möchte, zunächst genauer über das unterrichtet hätte, worüber er zu schreiben beabsichtigte. In seiner Zeitschrift ›Der Brenner‹, Folge 18, 1954, S. 234 ff., hat L. v. Ficker nämlich selber unter dem Titel ›Rilke und der unbekannte Freund‹ genau dargestellt, wie es sich mit der Wittgenstein-Spende verhielt. Freilich, Herr Haas unterrichtet sich über die deutsche Literatur lieber in ›Londoner Blättern‹ – nicht mit dem besten Erfolg, wie sich zeigen läßt.« Szklenar berichtigte, der Vorschlag zum Ehren-

doktorat sei von Walther Killy gekommen, und empörte sich über die Tatsache, daß Ficker »auf Grund ungeprüfter Falschmeldungen in ein Zwielficht gerät, in das er, dessen Zeitschrift von den Nationalsozialisten verboten wurde – um nur davon zu sprechen –, nicht gehört. Und selbst wenn die sublime Beziehung, die zwischen dem späten Denken L. v. Fickers und der Philosophie M. Heideggers bestehen mag, jenen veranlaßt hätte, eine von diesem angeregte Ehrenpromotion nicht abzulehnen – die Tagesschriftstellerei ist kaum die Instanz, die darüber zu richten legitimiert wäre.« (23.2.1967)

H u m p l i k – B ü s t e : angefertigt am 8.7.1927 (vgl. Bd. 3, Bildteil).

M a l e r i n : Erna Dinklage, geb. Crodel; geb. 19.6.1895, München; weitere Lebensdaten nicht ermittelt.

Ludwig von Ficker verstarb am 20.3.1967 an einem Herzversagen in Innsbruck-Mühlau, der Familie standen am Tag seines Todes insbesondere Max Weiler und seine Frau Gertraud bei.

## QUELLENACHWEIS ZUM BILDTEIL

Falls nicht anders angegeben, befinden sich die Originale im Brenner-Archiv. Für die fotografische Bearbeitung des Bildteils geht ein herzlicher Dank an Günter Kresser.

(2) Heinrich Hoffmann (Hrsg.): *Hitler baut Großdeutschland. Im Triumph von Königsberg nach Wien*. Berlin: Zeitgeschichte-Verlag 1938, 48. (3, 4, 5) Stadtarchiv Innsbruck. (9) *Theodor Haecker 1879-1945*. Bearbeitet v. Hinrich Siefken. Marbacher Magazin 49/1989, 84. (10) Joseph Drexel: *Tat und Traum. Gedichte – Prosa*. Nürnberg: Nürnberger Presse 1966, 108f. (11) Privatbesitz. (14) *Der Brenner*, XVII, 1948, 92–125, hier: 98f. (15) *Wort im Gebirge* III, 1951, 7–39, hier: 7f. (16) Georg Trakl: *Offenbarung und Untergang. Die Prosadichtungen*. Mit 13 Federzeichnungen v. Alfred Kubin. Salzburg: Otto Müller Verlag 1947. (18) Privatbesitz, Innsbruck. (20) Privatbesitz, Innsbruck. (21) Privatbesitz, Innsbruck. (22) Ernst Ginsberg: *Abschied. Erinnerungen, Theateraufsätze, Gedichte*. Hrsg. v. Elisabeth Brock-Sulzer. Zürich: Die Arche 1965. (23) Israel Chalfen: *Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983. (Besitz: Gisèle Celan-Lestrangé). (28) *Ludwig Wittgenstein. Sein Leben in Bildern und Texten*. Hrsg. v. Michael Nedo und Michele Ranchetti. Vorwort von B. F. McGuinness. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, 349. (30) Aufnahme Carl Pospesch. (32) *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26. 9. 1959. (34) Privatbesitz. (36) *Der Brenner*, XVIII, 1954, 97–124. (38) *Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild*. Hrsg. v. Adolf Beck u. Paul Raabe. Frankfurt/Main: Insel 1970, 329. (39) *Erinnerung an Georg Trakl*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1959, nach 48. (Ganzfoto in: Hans Weichselbaum: *Georg Trakl*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1994, 34). (42) *Der Brenner*, XVIII, 1954, 234–248, hier: 244. (44) Theodor W. Adorno: *Noten zur Literatur III*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1965, 156–209, hier: 162f.



## Fehlerliste und Ergänzungen zu den Bänden 1–3

Satzfehler werden, sofern sie nicht sinnstörend wirken, hier nicht berücksichtigt. Nach dem → folgt die Berichtigung oder Ergänzung.

Dank gilt Prof. Sigurd Paul Scheichl für viele Hinweise.

### Bd. 1:

- S. 52, Z. 23: Pamphlets über Tirol → [diese Stelle wurde nicht kommentiert]: Sepp Schluiferer: *Fern von Europa. Kurze Geschichten aus finsternen Breiten* mit 36 Bildern nach Zeichnungen von Eugenie Dumtsa und vom Autor. München: Lothar Joachim Verlag 1910 (1923 bereits in 20. Auflage). Sepp Schluiferer, d.i. Carl Techet (1877–1920), war 1907–1909 Lehrer an der Staatsrealschule in Kufstein. Sein satirisches Buch über Tirol erschien bereits im Oktober 1909 (obwohl es das Erscheinungsjahr 1910 trägt) und löste in Tirol einen Literaturskandal aus: die Tiroler Zeitungen und Zeitschriften, aber auch die Vertreter der verschiedenen politischen Richtungen waren sich in der scharfen Ablehnung des »Pamphlets« einig. Positive Pressestimmen gab es nur außerhalb Tirols, u.a. in den *Münchener Neuesten Nachrichten*. Nachdem Techet Anfang Dezember sein Pseudonym gelüftet hatte, wurde er auf Betreiben des Landesschulrates vorerst vom Unterricht suspendiert, im August 1910 nach Proßnitz in Mähren strafversetzt. Vgl. Werner Gürtler: *Die Techet-Affäre. Sepp Schluiferer: »Fern von Europa«*. Germ. Hausarb. Innsbruck 1984, vgl. auch den Reprint *Fern von Europa*. Versehen mit einer Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von W. Gürtler. Innsbruck: Edition Löwenzahn 1984 (=Pustebblume I).
- S. 76, Z. 31: Riggi → Rizzi
- S. 142, letzte Z.: flirrt → klirrt
- S. 274, Z. 36: gest. 5.2.1940 → gest. 25.4.1940
- S. 275, Z. 15/16: Borgo/Suganatal → Bozen
- S. 275, Z. 21: Torbole → Nago
- S. 286, Z. 23: Barwies/Tirol → Innsbruck
- S. 286, Z. 34: 31.6.1946 → 30.6.1946
- S. 291, Z. 20: 20.12.1944 → 29.12.1944
- S. 296, Z. 10: gest. 23.9.1935 → 23.9.1953
- S. 296, Z. 30: (gest. 1922) → (gest. 1927)
- S. 299, Z. 44: Porträt verschollen → wahrscheinlich handelt es sich um die Bleistiftzeichnung von Peter Scher, abgebildet in der Zeitschrift *Bücherwurm*, Jg. 20, H. 7/8, 247
- S. 300, Z. 22: gest. 12.7.1936 → 12.6.1936
- S. 301, Z. 50: Foltin → Foltin
- S. 309, Z. 41: Breichs → Breicha
- S. 312, Z. 26: gest. ? → gefallen im Ersten Weltkrieg
- S. 316, Z. 3: 1917 → 1918
- S. 316, Z. 3: 1918 → 1921
- S. 331, Z. 22: Bitterlich → geb. 16.1.1892, Hainfeld/NÖ
- S. 333, Z. 29ff.: Erich Ritter von Winkler → Erich Ritter von Winkler war nicht das Pseudonym von Karl Kraus, sondern von Arthur Schütz (1880-1960). Dieser war allerdings inspiriert von Karl Kraus, der bereits im Jahre 1908 die *Neue Freie Presse* mit einem ähnlichen Bericht blamiert hatte. Zu einem geflügelten Wort machte den Grubenhund aber erst Karl Kraus durch seine Glossen in der *Fackel*. Vgl. H. E. Goldschmidt: *Von Grubenhunden und anderen aufgebundenen Bären im Blätterwald*. Wien: Jugend und Volk 1981.
- S. 333, vorletzte Z.: Nicht ermittelt → In: *Berliner Tageblatt*, 28.11.1912
- S. 335, Z. 1: gest. 15.9.1937 → gest. 15.9.1936
- S. 347, Z. 13: gest. . 10.1949 → gest. 9.10.1949
- S. 356, Z. 29: Der Fackelkraus → Die Fackelkraus.
- S. 357, Z. 33: Oktober 1913 → Oktober 1912

S. 361, Z. 6: Roman → Raum  
S. 367, Z. 2: österreichische → großösterreichische  
S. 370, Z. 22: Wien → Ghölis bei Leipzig  
S. 372, Z. 2: Gottlieb → Gottlob  
S. 378, Z. 24: 11.7. → 1.7.  
S. 384, Z. 6: 12.7. → 12.6.  
S. 420, Z. 12: Bertold → Berthold

#### **Bd. 2**

S. 97, Z. 13: ausharren → aushalten  
S. 204, letzte Zeile: inzischn → inzwischn  
S. 452, Z. 27: geb. 14.12.1875 → geb. 4.12.1875  
S. 452, Z. 47: gest. 15.9.1937 → gest. 15.9.1936  
S. 452, Z. 49: geb. 2.5.1875 → geb. 28.4.1874  
S. 467, Z. 14: gest. 1959 → gest. 8.5.1959  
S. 482, Z. 32: seit 1933 verschollen → gest. nach dem 20.8.1942 (letzte Deportation)  
S. 489, Z. 16: geb. 11.11.1886 → geb. 1.11.1886  
S. 496, Z. 15: ca. 1.000.000.000 Kronen → ca. 100.000 Kronen  
S. 504, Z. 11: Näheres nicht ermittelt → Prof. Brücke war ein Cousin von Ludwig Wittgenstein  
S. 514, Z. 23: Nicht ermittelt → Gustav Peter, Redakteur  
S. 514, Z. 49: Nicht ermittelt → gest. 4.1.1962, München  
S. 519, Z. 4f.: ermordet wahrsch. ... → gest. 28.5.1942, Auschwitz  
S. 531, Z. 51: 1965-67 → 1961-67  
S. 532, Z. 41: geb. ca. 1891 → gest. 27.6.1954, Haifa  
S. 539, Z. 27: nicht besprochen → Am 3.3.1923 schrieb Josef Hofmiller an Max Stefl: »Denken Sie nur: gleichzeitig mit Haeckers Kierkegaard (bei Beck) erhielt ich von den Süddeutschen Monatsheften ein eigenartiges Monitorium Fickers, wie die Süddeutschen Monatshefte es mit ihrer Auffassung vereinbaren könnten, einen solchen Autor nicht zu besprechen. Ich habe Ihnen nun, glaube ich, bereits gesagt, daß ich es nicht tue, weil ich hoffe, daß H. sich noch genießbarer entwickelt. Es ist nicht nur der Ton, dessen abwechslungslose Schrilheit meinem geistigen Ohre wehtut, es ist die Gesinnung selbst: ich finde, hier haben sich zwei Intoleranzen, nämlich die spezifisch Kraus'sche, und die spezifisch reformierte, zu einer dritten amalgamiert. Ich finde die Haltung des Buches nicht nur sehr unkatholisch, sondern sogar sehr unchristlich.« (Vgl. Josef Hofmiller: *Briefe, zweiter Teil: 1922-1933*. Ausgew. und hrsg. von Hulda Hofmiller. Dessau: Karl Rauch 1941, S. 29f.)  
S. 540, Z. 42: Giona Corona → Astano bei Lugano  
S. 541, Z. 26: Anfang 1923 → Mai 1922  
S. 543, Z. 32: Alice Lach → geb. 28.11.1898, Wien; gest. 29.12.1969, Zürich  
S. 550, Z. 19: gest. ? → gest. 12.6.1966, Berlin  
S. 554, Z. 34: 27.4.1926 → 17.4.1926  
S. 555, Z. 19: geb. 10.4.1887 → geb. 18.4.1887  
S. 580, Z. 34: Hildebrandt, ? → Hildebrandt, Günther  
S. 582, Z. 22: Kranebitter → Kranewitter  
S. 589, Z. 6: Bertold → Berthold

#### **Bd. 3**

S. 350, Z. 10: geb. 10.4.1887 → 18.4.1887  
S. 355, Z. 46: Bochum i. W.; gest. ? → Altona; gest. 31.3.1958, Heidelberg  
S. 379, Z. 11: Theologischen Blättern → Heinrich Schlier: *Die Erlösung des Menschen in urchristlicher und gnostischer Verkündigung*. In: *Theologische Blätter* 7, 1928, 189-197  
S. 410, Z. 11: gest. 8.4.1949 → gest. 7.8.1949  
S. 429, Z. 11: 1940 → 1947  
S. 434, Z. 4: Melböck → Nelböck



S. 441, letzte Zeile: Theresia vom Kinde Jesu → Theresia von Jesu; *Das Leben der hl. Theresia von Jesu* (von ihr selbst beschrieben). Übers. von Aloysius Alkofer. Regensburg: Kösel und Pustet 1933  
S. 458, Z. 20: 327f. → 337f.  
S. 459, Z. 39: Melböck → Nelböck



## REGISTER

### *Chronologisches Verzeichnis der Briefe*

16. 1.1940	935 an Ignaz Zangerle
10. 2.1940	936 an Arnold Hurtz
12. 2.1940	937 von Michael Guttenbrunner
[20.2.1940]	938 an Michael Guttenbrunner
[vor 22.3.1940]	939 an Heinrich von Trott [Entwurf]
22. 3.1940	940 an Heinrich von Trott
2. 4.1940	941 von Michael Guttenbrunner
8. 4.1940	942 von Erhard Buschbeck
[wahrsch. nach dem 9.4.1940]	943 an Paula Schlier [Entwurf]
17. 4.1940	944 von Theodor Haecker
19. 4.1940	945 an Erhard Buschbeck
10. 5.1940	946 an Paula Schlier
[12.5.1940]	947 an Hans Kestranek [Entwurf]
30. 5.1940	948 von Reichsschrifttumskammer
3. 6.1940	949 von Otto Müller
13. 6.1940	950 von Reichsschrifttumskammer
22. 6.1940	951 an Reichsschrifttumskammer
22. 6.1940	952 an Reichsschrifttumskammer
17. 7.1940	953 an Franz Glück [P]
12. 9.1940	954 von Propyläen-Verlag
[Ende Oktober 1940]	955 an Paula Schlier
5.11.1940	956 von Ignaz Zangerle
5. 1.1941	957 an Heinrich von Trott
8. 1.1941	958 an Otto Basil
16. 2.1941	959 an Paula Schlier
10. 4.1941	960 von Hans Kestranek
19. 4.1941	961 an Franz Glück
24. 4.1941	962 von Ignaz Zangerle
28. 5.1941	963 von Ignaz Zangerle
2. 6.1941	964 an Paula Schlier
8. 7.1941	965 an Florian von Ficker
1. 8.1941	966 an Hans Kestranek
5. 8.1941	967 von Werner von Trott
10. 8.1941	968 von Hans Kestranek
31. 8.1941	969 an Paula Schlier
7. 9.1941	970 an Werner von Trott
7. 9.1941	971 von Hans Kestranek
5.10.1941	972 von Arnulf Morscher
26.10.1941	973 von Heinrich von Trott
5.11.1941	974 an Heinrich von Trott
29.11.1941	975 von Arnold Hurtz [P]
30.11.1941	976 von Leopold Liegler
4.12.1941	977 von Bernhard Berkenfeld
13.12.1941	978 von Leopold Liegler
21.12.1941	979 an Arnold Hurtz
[1941]	980 an Josef Wenter [Entwurf]
[ca. 28.12.1941]	981 an Hans Kestranek [Entwurf]

31.12.1941	982	von Hans Kestranek
17. 1.1942	983	von Adam von Trott
[wahrsch. 25.1.1942]	984	an Adam von Trott
[verm. Jänner 1942]	985	an Leopold Liegler [Entwürfe]
13. 2.1942	986	von Arnulf Morscher
16. 3.1942	987	an Josef Wenter
28. 3.1942	988	an Johann Hurtz
29. 3.1942	989	von Leopold Liegler
3./4.4.1942	990	von Theresia Bauer-Zangerle
4. 4.1942	991	von Josef Wenter
9. 4.1942	992	an Suzan von Wittek [P]
28. 4.1942	993	an Paula Schlier
18. 5.1942	994	von Ignaz Zangerle
20. 6.1942	995	an Leopold Liegler
24. 6.1942	996	von Leopold Liegler
20. 8.1942	997	an Bruno Glaas
17.12.1942	998	von Theodor Haecker
13. 1.1943	999	von Hans Kestranek
14. 3.1943	1000	an Bruno Sander [Entwurf]
28. 3.1943	1001	von Bruno Sander
8. 4.1943	1002	an Bruno Sander
12. 4.1943	1003	von Theodor Haecker
8. 5.1943	1004	von Theresia Bauer-Zangerle
15. 5.1943	1005	an Theresia Bauer-Zangerle
6. 1.1944	1006	an Franz Glück
5. 2.1944	1007	an Josef Leitgeb
9. 4.1944	1008	an Suzan von Wittek
14. 4.1944	1009	von Theresia Bauer-Zangerle
28. 5.1944	1010	an Werner Tantsch
18. 6.1944	1011	an Cenzi Sild
31.10.1944	1012	von Tizza von Ficker-Krane
31.10.1944	1013	von Max von Esterle
[nach 31.10.1944]	1014	an Tizza von Ficker-Krane [Entwurf]
5.11.1944	1015	an Bruno Sander
26.11.1944	1016	an Theodor Haecker
[7.12.1944]	1017	von Theodor Haecker
6. 1.1945	1018	an Hans Kestranek
[24.6.]1945	1019	von Ignaz Zangerle
3. 7.1945	1020	von Kurt Horwitz
17. 7.1945	1021	von Alfred Kubin
27. 8.1945	1022	von Irene Haecker
3.11.1945	1023	an Leopold Liegler
6.11.1945	1024	an August Zechmeister
15.11.1945	1025	an Hans Kestranek
6.12.1945	1026	an Alfred Kubin [Entwurf]
13.12.1945	1027	von Willi Reich
16.12.1945	1028	von Kurt Horwitz
21.12.1945	1029	an Klara Kockerbeck
27.12.1945	1030	an Franz Glück
3. 3.1946	1031	an Gertrud von Le Fort
9. 3.1946	1032	an Maria Strachwitz-Trapp
14. 3.1946	1033	an Michael Brink
31. 3.1946	1034	an Joseph Bernhart

16. 4.1946	1035	an Werner Riemerschmid
[wahrsch. 1946]	1036	an Gustav Keckeis [Entwurf]
25. 4.1946	1037	an August Zechmeister
29. 7.1946	1038	an August Zechmeister [P]
29. 7.1946	1039	an Franz Glück [P]
[wahrsch. Anf. Sept. 1946]	1040	an Martina Wied [Entwurf]
13. 9.1946	1041	von Alfred Kubin
[Herbst 1946]	1042	an Otto Basil
14.10.1946	1043	an Ernst Schönwiese
21.10.1946	1044	von Ewald Wasmuth
30.10.1946	1045	von Alfred Kubin
10.11.1946	1046	von Alfred George Gallas
14.11.1946	1047	an Paula Schlier
12.12.1946	1048	an Josef Leitgeb [Entwurf]
15.12.1946	1049	an Gottfried Hohenauer
7. 1.1947]	1050	von Hans Kestranek
31. 1.1947	1051	von Erika Spann-Rheinsch
11. 2.1947	1052	an Alfred Focke
8. 5.1947	1053	an Paula Schlier
19. 5.1947	1054	an Hans Großbieder
23. 5.1947	1055	an Annie Kraus
17. 6.1947	1056	an Hans Kestranek
29. 6.1947	1057	an Klara Kockerbeck
18. 8.1947	1058	an Klara Kockerbeck [P]
22. 8.1947	1059	an Otto Müller
16. 9.1947	1060	von Albert Bloch
1.11.1947	1061	an Josef Leitgeb
30.11.1947	1062	von Alfred Eichholz
27.12.1947	1063	von Werner Kraft
2. 1.1948	1064	von Otto Mauer
18. 1.1948	1065	an Fritz Trakl
13. 2.1948	1066	an Werner Kraft
Februar 1948	1067	an Waldemar Gurian
30. 4.1948	1068	an Victor E. Frankl
[nach dem 7.5.1948]	1069	an Werner Riemerschmid [Entwurf]
15. 8.1948	1070	von Robert Eisler
20. 8.1948	1071	von Martina Wied
9.10.1948	1072	an Gertrud Fussenegger
17.12.1948	1073	von Marcel Ray Beilage: Oskar Kokoschka an Marcel Ray
12. 1.1949	1074	an Carl Dallago
12. 1.1949	1075	an Marcel Ray [Entwurf]
30. 1.1949	1076	von Bruno Sander
22. 2.1949	1077	von Hugo Neugebauer
4. 3.1949	1078	an Rudolf Volland
19. 5.1949	1079	von Josef Leitgeb
3. 6.1949	1080	von Claire Goll
4. 7.1949	1081	von Annie Kraus
8. 9.1949	1082	an Hans Urs von Balthasar
28. 9.1949	1083	an Paul Celan
16.11.1949	1084	an Ida Herz-Kestranek
29.11.1949	1085	an Felix Braun

15.12.1949	1086	an Alfred Focke
1. 1.1950	1087	von Sidonie Nádherny
10. 1.1950	1088	an Wilhelm Kütemeyer
8. 5.1950	1089	an Willy Stadler
5. 7.1950	1090	an Daniel Sailer
[Herbst 1950]	1091	an das Unterrichtsministerium
18. 9.1950	1092	an Josef Leitgeb
20. 9.1950	1093	an Paula Schlier [P]
4.10.1950	1094	von Friedrich Funder
14.11.1950	1095	an Maria Strachwitz-Trapp
3.12.[1950]	1096	von Maria Strachwitz-Trapp
11.12.1950	1097	an Maria Strachwitz-Trapp [P]
24.12.1950	1098	an Christine Busta
1. 1.1951[1]	1099	an Bruno Sander
5. 2.1951	1100	von Paul Celan
13. 2.1951	1101	von Ida Herz-Kestranek
21. 4.1951	1102	an Hans Jaeger
[27.8.1951]	1103	von Daniel Sailer
19.12.1951	1104	von Christine Busta
26.12.1951	1105	an Christine Busta
30.12.1951	1106	an Christine Busta [P]
9. 4.1952	1107	an Suzan von Wittek [P]
10. 6.1952	1108	an Christine Busta
23. 6.1952	1109	von Christine Busta
3. 7.1952	1110	an Otto Müller
4. 8.1952	1111	an Karl Thieme
[zw. 24.8. und 4.9.1952]	1112	an Annie Kraus [Entwurf]
8.10.1952	1113	an Paula Schlier
12.10.1952	1114	an Martin Heidegger
16.11.1952	1115	von Martin Heidegger
26.11.1952	1116	an Martin Heidegger
29.11.1952	1117	von Martin Heidegger
9.12.1952	1118	an Ludwig Hänsel
9.12.1952	1119	an Martin Heidegger
16.12.1952	1120	an Paula Schlier
18.12.1952	1121	von Martin Heidegger
4. 1.1953	1122	an Martin Heidegger
9. 1.1953	1123	von Ernst Ginsberg
9. 1.1953	1124	von Martin Heidegger
10. 1.1953	1125	von Oskar Kokoschka
27. 1.1953	1126	an Alfred Focke [P]
27. 2.1953	1127	von Ruth Horwitz
17. 3.1953	1128	an Martin Heidegger
7. 4.1953	1129	an Michael Guttenbrunner
7. 4.1953	1130	an Walter Manggold
21. 4.1953	1131	von Alfred Marnau
4. 5.1953	1132	von Martin Heidegger
Juni 1953	1133	an Martin Heidegger [Entwurf]
21. 6.1953	1134	von Walter Manggold
17. 9.1953	1135	an Birgit von Schowingen [Fragment]
2.11.1953	1136	an Walter Manggold
24.11.1953	1137	von Friedrich August Hayek
2.12.1953	1138	von Ludwig Hänsel

9.12.1953	1139	an Theodor Spoerri
10.12.1953	1140	an Theodor Spoerri [Entwurf]
14.12.1953	1141	an Otto Müller [Entwurf]
20.12.1953	1142	von Gerhard Szczesny
22.12.1953	1143	von Michael Pfliegler
28.12.1953	1144	an Martin Heidegger
8. 3.1954	1145	an Paula Schlier [P]
25. 3.1954	1146	von Ludwig Hänsel
22. 5.1954	1147	von Ernst Knapp
25. 5.1954	1148	von Karl Rahner
19. 6.1954	1149	von Michael Guttenbrunner
[Herbst 1954]	1150	an die Salzburger Landesregierung
20.10.1954	1151	von Joseph Georg Oberkofler
28.10.1954	1152	von Christine Busta
30.11.1954	1153	an Michael Guttenbrunner
25.12.1954	1154	von Ernst Ginsberg
9. 1.1955	1155	von Michael Hamburger
13. 4.1955	1156	von Franz Theodor Csokor
12. 5.1955	1157	an Gertrud von Le Fort
4. 7.1955	1158	von Christine Lavant
[Juli 1955]	1159	von Christine Lavant
4. 8.1955	1160	von Christine Lavant
7. 8.1955	1161	an Christine Lavant
[Ende August 1955]	1162	von Christine Lavant
6.11.1955	1163	an Christine Busta
23. 1.1956	1164	von Franz Slovencik
30. 3.1956	1165	an Kurt Mautz
[April 1956]	1166	von Christine Lavant
20. 4.1956	1167	von Walter Höllerer
25. 4.1956	1168	von Christine Lavant
29. 4.1956	1169	an Paul Schick
[Mai 1956]	1170	von Christine Lavant
19. 6.1956	1171	an Paula Schlier
[nach 10.7.1956]	1172	von Christine Lavant
12. 7.1956	1173	von Nelly Sachs
13. 8.1956	1174	von Christine Lavant
6.10.1956	1175	von Michael Guttenbrunner
8.10.1956	1176	an Michael Guttenbrunner [P]
[Herbst 1956]	1177	an das Unterrichtsministerium
22.10.1956	1178	an Jacques Legrand
[Dezember 1956]	1179	von Christine Lavant
8. 5.1957	1180	an Bruno Sander
15. 5.1957	1181	an Hans Neuwirth
23. 7.1957	1182	von Friedrich Punt
8. 8.1957	1183	an Erentraud Müller
9. 8.1957	1184	an Erentraud Müller
9.10.1957	1185	an Alphons Kappeler
9. 1.1958	1186	an Erentraud Müller
10. 1.1958	1187	von Michael Guttenbrunner
14. 1.1958	1188	an Michael Guttenbrunner
5. [2].1958	1189	an Erentraud Müller
10. 3.1958	1190	an Erentraud Müller
2. 4.1958	1191	an Erentraud Müller

22. 7.1958	1192	von Ludwig Hänsel
26. 9.1958	1193	an Friedrich Torberg
28. 9.1958	1194	von Kasuhiko Kubo
7.10.1958	1195	an Paula Schlier
24.11.1958	1196	an Joseph Drexel
19.12.1958	1197	von Wilhelm Quenzer
10. 1.1959	1198	an Thekla Maria von Schürr
18. 1.1959	1199	von Elisabeth Usenik
24. 2.1959	1200	an Clemens Holzmeister
19. 3.1959	1201	an Paul Celan
9. 4.1959	1202	von Joseph Drexel
20. 5.1959	1203	an Ernst Niekisch
22. 6.1959	1204	von Ernst Niekisch
28. 6.1959	1205	an Erentraud Müller
2. 7.1959	1206	an Ernst Niekisch [Entwurf]
17. 8.1959	1207	an Christine Busta
30. 8.1959	1208	von Christine Busta
3. 9.1959	1209	von Richard Moissi
12.10.1959	1210	von Martin Heidegger
29.10.1959	1211	von Friedrich Torberg
15.11.1959	1212	von Roman Lauffermayer
6.12.1959	1213	von Frank G. Zwillingner
[wahrsch. 9.12.1959]	1214	an Max Stefl [Entwurf]
14.12.1959	1215	an Werner Berg
28.12.1959	1216	von Werner Berg
[Ende 1959 ?]	1217	von Martin Heidegger
31. 1.1960	1218	von Martin Heidegger
4. 2.1960	1219	an Martin Heidegger
18. 2.1960	1220	von Gustav Schleicher
14. 4.1960	1221	von Hans Leb
20. 4.1960	1222	von Oskar Kokoschka
8. 5.1960	1223	von Heinrich Goldmann
4. 7.1960	1224	an Paula Schlier
31. 7.1960	1225	von Martin Heidegger
19. 8.1960	1226	von Ernst Schönwiese
19. 9.1960	1227	von Hans Erich Apostel
[nach dem 10.10.1960]	1228	an Ernst Ginsberg [Entwurf]
8.11.1960	1229	an Paula Schlier
November 1960	1230	von Othmar Costa
14.12.1960	1231	an Hermann Brix
19. 1.1961	1232	von Hans Leb
28. 2.1961	1233	an Franz Seyr
3. 3.1961	1234	an Erentraud Müller
30. 3.1961	1235	von Martin Heidegger
7. 6.1961	1236	an Otto Forst-Battaglia
26. 1.1962	1237	an Alfred Focke
1. 3.1962	1238	an Hilde Nöbl
6. 3.1962	1239	an Martin Heidegger
März 1962	1240	von Fritz Wotruba
30. 3.1962	1241	an Fritz Wotruba
14. 4.1962	1242	an Ludwig Greve
Mai 1962	1243	an Kuno Seyr
27. 6.1962	1244	von Robert Braun
27. 8.1962	1245	an Margarete Löffler



11. 9.1962	1246	an Margarete Löffler
30. 9.1962	1247	an Franz Seyr
11.12.1962	1248	von Ignaz Zangerle
30.12.1962	1249	von Paul Flora
18. 1.1963	1250	von Herbert Eisenreich
19. 1.1963	1251	an Herbert Eisenreich
Januar 1963	1252	an Paula Ludwig
[19.2.1963]	1253	von Christine Lavant
16. 3.1963	1254	von Thomas Bernhard [P]
5. 6.1963	1255	von Martin Heidegger
7. 6.1963	1256	an Martin Heidegger
30. 6.1963	1257	an Victor E. Frankl
2.11.1963	1258	von Christine Busta
13.12.1963	1259	an Christine Busta
9. 2.1964	1260	an Paul Schick
14. 2.1964	1261	an Peter Weiermair
20. 2.1964	1262	an Rudolf Felmayer
[wahrsch. Frühjahr 1964]	1263	von Christine Lavant
10. 4.1964	1264	an Herbert Eisenreich
23.11.1964	1265	an Martin Heidegger
19.12.1964	1266	von Heinrich von Trott
3. 1.1965	1267	an Otto Basil
[14.1.1965]	1268	von Christine Lavant
12. 3.1965	1269	an Paula Schlier [P]
[13. 3.1965]	1270	an Paula Schlier [P]
24. 3.1965	1271	an Walter Strolz
5. 4.1965	1272	an Günther Anders
10. 4.1965	1273	an Rudolf Henz
11. 4.1965	1274	von Max Kaindl-Hönig
11. 4.1965	1275	von Fritz Hochwälder
13. 4.1965	1276	von Oskar Kokoschka
26. 4.1965	1277	an Paula Schlier
20. 5.1965	1278	von Theodor W. Adorno
26. 5.1965	1279	an Theodor W. Adorno [Entwurf]
27. 5.1965	1280	an Theodor W. Adorno
2. 6.1965	1281	an Werner Berg
26. 7.1965	1282	von Heinz Pototschnig
[wahrsch. Juli 1965]	1283	an Heinz Pototschnig [Entwurf]
30. 7.1965	1284	an Katharina von Trott
2. 9.1965	1285	an Lotte Tobisch
3. 9.1965	1286	an Lotte Tobisch
29. 9.1965	1287	an Otto Basil
8.10.1965	1288	von Alfred Bäumler
11.10.1965	1289	an Erich von Kahler
20.10.1965	1290	an Hermen von Kleeborn
23.10.1965	1291	an Wilfried Kirschl
Ende Oktober 1965	1292	an Christine Busta
22. oder 23.11.1965	1293	an Lotte Tobisch
9.12.1965	1294	an Hermann Kuprian
20.12.1965	1295	an Ludwig Greve
24.12.1965	1296	an Paul Schick
27.12.1965	1297	an Martin Heidegger
24. 1.1966	1298	an Günther Anders
1. 2.1966	1299	von Günther Anders

15. 2.1966	1300	an Marie Luise Kaschnitz [Entwurf]
9. 3.1966	1301	an Günther Anders
11. 3.1966	1302	von Günther Anders
20. 3.1966	1303	an Walter Methlagl
19. 4.1966	1304	an Ernst Wolfhagen
21. 4.1966	1305	an Susanne Köllersberger
12. 5.1966	1306	an Hans Szklenar
28. 7.1966	1307	an Paula Schlier
16. 8.1966	1308	an Hans Rochelt
13. 9.1966	1309	an Lotte Tobisch
15. 9.1966	1310	an Paula Schlier [P]
18. 9.1966	1311	an Lotte Tobisch
29. 9.1966	1312	von Lotte Tobisch
4.10.1966	1313	an Michael Guttenbrunner
7.10.1966	1314	an Lotte Tobisch
21.10.1966	1315	an Paula Schlier [P]
Ende Oktober 1966	1316	an Ludwig Greve
29.10.1966	1317	an Ludwig Greve
12.11.1966	1318	an Max Spielmann
16.11.1966	1319	von Ignaz Zangerle [P]
1.12.1966	1320	an den Turmbund Innsbruck
20.12.1966	1321	von Martin Heidegger
22.12.1966	1322	von Friedrich Pfäfflin
[wahrsch. nach 11.1.1967]	1323	an Martin Heidegger [Entwurf]
26. 1.1967	1324	an Max Spielmann [Entwurf]
1. 2.19[67]	1325	an Walter Pilar
14. 2.1967	1326	an Alfred Doppler
14. 2.1967	1327	an Margarete Löffler
17. 2.1967	1328	von Margarete Löffler
1. 3.1967	1329	an Ludwig Greve
19. 3.1967	1330	an Paula Schlier

*Verzeichnis der Briefe nach Briefpartnern*

Adorno Theodor W.	1278	20. 5. 1965
Anders Günther	1299	1. 2. 1966
	1302	11. 3. 1966
Apostel Hans Erich	1227	19. 9. 1960
Bäumler Alfred	1288	8. 10.1965
Bauer-Zangerle Theresia	990	3./4. 4.1942
	1004	8. 5. 1943
	1009	14. 4.1944
Berg Werner	1216	28.12.1959
Berkenfeld Bernhard	977	4.12.1941
Bernhard Thomas	1254	16. 3.1963 [P]
Bloch Albert	1060	16. 9.1947
Braun Robert	1244	27. 6.1962
Buschbeck Erhard	942	8. 4.1940
Busta Christine	1104	19.12.1951
	1109	23. 6.1952

	1152	28.10.1954
	1208	30. 8.1959
	1258	2.11.1963
Celan Paul	1100	5. 2.1951
Costa Othmar	1230	November 1960
Csokor Franz Theodor	1156	13. 4. 1955
Drexel Joseph	1202	9. 4.1959
Eichholz Alfred	1062	30.11.1947
Eisenreich Herbert	1250	18. 1.1963
Eisler Robert	1070	15. 8.1948
Esterle Max von	1013	31.10.1944
Ficker-Krane Tizza von	1012	31.10.1944
Flora Paul	1249	30.12.1962
Funder Friedrich	1094	4.10.1950
Gallas Alfred George	1046	10.11.1946
Ginsberg Ernst	1123	9. 1.1953
	1154	25.12.1954
Goldmann Heinrich	1223	8. 5.1960
Goll Claire	1080	3. 6.1949
Guttenbrunner Michael	937	12. 2.1940
	941	2. 4.1940
	1149	19. 6.1954
	1175	6.10.1956
	1187	10. 1.1958
Haecker Irene	1022	27. 8.1945
Haecker Theodor	944	17. 4. 1940
	998	17.12.1942
	1003	12. 4.1943
	1017	[7.12.1944]
Hänsel Ludwig	1138	2.12.1953
	1146	25. 3.1954
	1192	22. 7.1958
Hamburger Michael	1155	9. 1.1955
Hayek Friedrich August	1137	24.11.1953
Heidegger Martin	1115	16.11.1952
	1117	29.11.1952
	1121	18.12.1952
	1124	9. 1.1953
	1132	4. 5.1953
	1210	12.10.1959
	1217	[Ende 1959 ?]
	1218	31.1.1960
	1225	31. 7.1960
	1235	30. 3.1961
	1255	5. 6.1963
	1321	20.12.1966
Herz-Kestranek Ida	1101	13. 2.1951
Hochwälder Fritz	1275	11. 4.1965
Höllner Walter	1167	20. 4.1956
Horwitz Kurt	1020	3. 7.1945
	1028	16.12.1945
Horwitz Ruth	1127	27. 2.1953
Hurtz Arnold	975	29.11.1941 [P]
Kaindl-Hönig Max	1274	11. 4.1965

Kestranek Hans	960	10. 4.1941
	968	10. 8.1941
	971	7. 9.1941
	982	31.12.1941
	999	13. 1.1943
	1050	7. 1.194[7]
Knapp Ernst	1147	22. 5.1954
Kokoschka Oskar	1125	10. 1.1953
	1222	20. 4.1960
	1276	13. 4.1965
	1063	27.12.1947
Kraft Werner	1081	4. 7.1949
Kraus Annie	1021	17. 7.1945
	1041	13. 9.1946
	1045	30.10.1946
	1194	28. 9.1958
Kubo Kasuhiko	1212	15.11.1959
	1158	4. 7.1955
Laußermayer Roman	1159	[Juli 1955]
	1160	4. 8.1955
	1162	[Ende August 1955]
	1166	[April 1956]
	1168	25. 4.1956
	1170	[Mai 1956]
	1172	[nach 10.7.1956]
	1174	13. 8.1956
	1179	[Dezember 1956]
	1253	[19. 2.1963]
	1263	[wahrsch. Frühjahr 1964]
	Leb Hans	1268
1221		14. 4.1960
1232		19. 1.1961
Leitgeb Josef	1079	19. 5.1949
Liegler Leopold	976	30.11.1941
	978	13.12.1941
	989	29. 3.1942
	996	24. 6.1942
	1328	17. 2.1967
Löffler Margarete	1134	21. 6.1953
Manggold Walter	1131	21. 4.1953
Marnau Alfred	1064	2. 1.1948
Mauer Otto	1209	3. 9.1959
Moissl Richard	972	5.10.1941
Morscher Arnulf	986	13. 2.1942
	949	3. 6.1940
Müller Otto	1087	1. 1.1950
Nádherný Sidonie	1077	22. 2.1949
Neugebauer Hugo	1204	22. 6.1959
Niekisch Ernst	1151	20.10.1954
Oberkofler Joseph Georg	1282	26. 7.1965
Pototschnig Heinz	1322	22.12.1966
Pfäfflin Friedrich	1143	22.12.1953
Pfliegler Michael	954	12. 9.1940
Propyläen-Verlag	1182	23. 7.1957
Punt Friedrich		

Quenzer Wilhelm	1197	19.12.1958
Rahner Karl	1148	25. 5.1954
Ray Marcel	1073	17.12.1948 [Beilage: Oskar Kokoschka an Marcel Ray]
Reich Willi	1027	13.12.1945
Reichsschriftungskammer	948	30. 5.1940
	950	13. 6.1940
Sachs Nelly	1173	12. 7.1956
Sander Bruno	1001	28. 3.1943
	1076	30. 1.1949
Sailer Daniel	1103	[27.8.1951]
Schleicher Gustav	1220	18. 2.1960
Schönwiese Ernst	1226	19. 8.1960
Slovenčík Franz	1164	23. 1.1956
Spann-Rheinsch Erika	1051	31. 1.1947
Strachwitz-Trapp Maria von	1096	3.12.[1950]
Szczesny Gerhard	1142	20.12.1953
Tobisch Lotte	1312	29. 9.1966
Torberg Friedrich	1211	29.10.1959
Trott Adam von	983	17. 1.1942
Trott Heinrich von	973	26.10.1941
	1266	19.12.1964
Trott Werner von	967	5. 8.1941
Usenik Elisabeth	1199	18. 1.1959
Wasmuth Ewald	1044	21.10.1946
Wenter Josef	991	4. 4.1942
Wied Martina	1071	20. 8.1948
Wotruba Fritz	1240	März 1962
Zangerle Ignaz	956	5.11.1940
	962	24. 4.1941
	963	28. 5.1941
	994	18. 5.1942
	1019	[24. 6.]1945
	1248	11.12.1962
	1319	16.11.1966 [P]
Zwillinger Frank G.	1213	6.12.1959

*Verzeichnis der Briefe Ludwig von Fickers*

Adorno Theodor W.	1279	26. 5.1965 [Entwurf]
	1280	27. 5.1965
Anders Günther	1272	5. 4.1965
	1298	24. 1.1966
	1301	9. 3.1966
Balthasar Hans Urs von	1082	8. 9.1949
Basil Otto	958	8. 1.1941
	1042	[Herbst 1946]
	1267	3. 1.1965
	1287	29. 9.1965

Bauer-Zangerle Theresia	1005	15. 5.1943
Berg Werner	1215	14.12.1959
	1281	2. 6.1965
Bernhart Joseph	1034	31. 3.1946
Braun Felix	1085	29.11.1949
Brink Michael	1033	14. 3.1946
Brix Hermann	1231	14.12.1960
Buschbeck Erhard	945	19. 4.1940
Busta Christine	1098	24.12.1950
	1105	26.12.1951
	1106	30.12.1951 [P]
	1108	10. 6.1952
	1163	6.11.1955
	1207	17. 8.1959
	1259	13.12.1963
	1292	Ende Oktober 1965
Celan Paul	1083	28. 9.1949
	1201	19. 3.1959
Dallago Carl	1074	12. 1.1949
Doppler Alfred	1326	14. 2.1967
Drexel Joseph	1196	24.11.1958
Eisenreich Herbert	1251	19. 1.1963
	1264	10. 4.1964
Felmayer Rudolf	1262	20. 2.1964
Ficker Florian von	965	8. 7.1941
Ficker-Krane Tizza von	1014	[nach 31.10.1944] [Entwurf]
Focke Alfred	1052	11.2.1947
	1086	15.12.1949
	1126	27. 1.1953
	1237	26. 1.1962
Forst-Battaglia Otto	1236	7. 6.1961
Frankl Victor E.	1068	30. 4.1948
	1257	30. 6.1963
Fussenegger Gertrud	1072	9.10.1948
Ginsberg Ernst	1228	[nach dem 10.10.1960] [Entwurf]
Glaas Bruno	997	20. 8.1942
Glück Franz	953	17. 7.1940 [P]
	961	19. 4.1941
	1006	6. 1.1944
	1030	27.12.1945
	1039	29. 7.1946 [P]
Greve Ludwig	1242	14. 4.1962
	1295	20.12.1965
	1316	Ende Oktober 1966
	1317	29.10.1966
	1329	1. 3.1967
Großrieder Hans	1054	19. 5.1947
Gurian Waldemar	1067	Februar 1948
Guttenbrunner Michael	938	[20. 2.1940]
	1129	7. 4.1953
	1153	30.11.1954
	1176	8.10.1956 [P]

	1188	14. 1.1958
	1313	4.10.1966
Haecker Theodor	1016	26.11.1944
Hänsel Ludwig	1118	9.12.1952
Heidegger Martin	1114	12.10.1952
	1116	26.11.1952
	1119	9.12.1952
	1122	4. 1.1953
	1128	17. 3.1953
	1133	Juni 1953
		[Entwurf]
	1144	28.12.1953
	1219	4. 2.1960
	1239	6. 3.1962
	1256	7. 6.1963
	1265	23.11.1964
	1297	27.12.1965
	1323	[wahrsch. nach 11.1.1967]
		[Entwurf]
Henz Rudolf	1273	10. 4.1965
Herz-Kestranek Ida	1084	16.11.1949
Hohenauer Gottfried	1049	15.12.1946
Holzmeister Clemens	1200	24. 2.1959
Hurtz Arnold	936	10. 2.1940
	979	21.12.1941
Hurtz Johann	988	28. 3.1942
Jaeger Hans	1102	21. 4.1951
Kahler Erich von	1289	11.10.1965
Kappeler Alphons	1185	9.10.1957
Kaschnitz Marie Luise	1300	15. 2.1966
		[Entwurf]
Keckeis Gustav	1036	[wahrsch. 1946]
		[Entwurf]
Kestranek Hans	947	[12. 5.1940]
		[Entwurf]
	966	1. 8.1941
	981	[ca. 28.12.1941]
		[Entwurf]
	1018	6. 1.1945
	1025	15.11.1945
	1056	17. 6.1947
Kirschl Wilfried	1291	23.10.1965
Kleeborn Hermen von	1290	20.10.1965
Kockerbeck Klara	1029	21.12.1945
	1057	29. 6.1947
	1058	18. 8.1947 [P]
Köllersberger Susanne	1305	21. 4.1966
Kraft Werner	1066	13. 2.1948
Kraus Annie	1055	23. 5.1947
	1112	[zw.24. 8. und 4. 9.1952]
		[Entwurf]
Kubin Alfred	1026	6.12.1945
		[Entwurf]
Kütemeyer Wilhelm	1088	10. 1.1950

Kuprian Hermann	1294	9.12.1965
Lavant Christine	1161	7. 8.1955
Le Fort Gertrud von	1031	3. 3.1946
	1157	12. 5.1955
Legrand Jacques	1178	22.10.1956
Leitgeb Josef	1007	5. 2.1944
	1048	12.12.1946
		[Entwurf]
	1061	1.11.1947
	1092	18. 9.1950
Liegler Leopold	985	[verm. Jänner 1942]
		[Entwürfe]
	995	20. 6.1942
	1023	3.11.1945
Löffler Margarete	1245	27. 8.1962
	1246	11. 9.1962
	1327	14. 2.1967
Ludwig Paula	1252	Januar 1963
Manggold Walter	1130	7. 4.1953
	1136	2.11.1953
Mautz Kurt	1165	30. 3.1956
Methlagl Walter	1303	20. 3.1966
Müller Erentraud	1183	8. 8.1957
	1184	9. 8.1957
	1186	9. 1.1958
	1189	5.[2].1958
	1190	10. 3.1958
	1191	2. 4.1958
	1205	28. 6.1959
	1234	3. 3.1961
Müller Otto	1059	22. 8.1947
	1110	3. 7.1952
	1141	14.12.1953
		[Entwurf]
Neuwirth Hans	1181	15. 5.1957
Niekisch Ernst	1203	20. 5.1959
	1206	2. 7.1959
		[Entwurf]
Nöbl Hilde	1238	1. 3.1962
Pototschnig Heinz	1283	[wahrsch. Juli 1965]
Pijar Walter	1325	1. 2.19[67]
Ray Marcel	1075	12. 1.1949
		[Entwurf]
Reichsschrifttumskammer	951	22. 6.1940
	952	22. 6.1940
Riemerschmid Werner	1035	16. 4.1946
	1069	[nach dem 7. 5. 1948]
		[Entwurf]
Rochelt Hans	1308	16. 8.1966
Salzburger Landesregierung	1150	[Herbst 1954]
	1000	14. 3.1943
		[Entwurf]
	1002	8. 4.1943
	1015	5.11.1944



	1099	1. 1.195[1]
	1180	8. 5.1957
Sailer Daniel	1090	5. 7.1950
Schick Paul	1169	29. 4.1956
	1260	9. 2.1964
	1296	24.12.1965
Schlier Paula	943	[wahrsch. nach dem 9. 4.1940] [Entwurf]
	946	10. 5.1940
	955	[Ende Oktober 1940]
	959	16. 2.1941
	964	2. 6.1941
	969	31. 8.1941
	993	28. 4.1942
	1047	14.11.1946
	1053	8. 5.1947
	1093	20. 9.1950 [P]
	1113	8.10.1952
	1120	16.12.1952
	1145	8. 3.1954 [P]
	1171	19. 6.1956
	1195	7.10.1958
	1224	4. 7.1960
	1229	8.11.1960
	1269	12. 3.1965 [P]
	1270	[13. 3.1965] [P]
	1277	26. 4.1965
	1307	28. 7.1966
	1310	15. 9.1966 [P]
	1315	21.10.1966 [P]
	1330	19. 3.1967
Schönwiese Ernst	1043	14.10.1946
Schowingen Birgit von	1135	17. 9.1953 [Fragment]
Schürri Thekla Maria von Seyr Franz	1198	10. 1.1959
	1233	28. 2.1961
	1247	30. 9.1962
Seyr Kuno	1243	Mai 1962
Sild Cenzi	1011	18. 6.1944
Spielmann Max	1318	12.11.1966
	1324	26.1.1967 [Entwurf]
Spoerri Theodor	1139	9.12.1953
	1140	10.12.1953 [Entwurf]
Stadler Willy	1089	8. 5.1950
Steffl Max	1214	[wahrsch. 9.12.1959] [Entwurf]
Strachwitz-Trapp Maria	1032	9. 3.1946
	1095	14.11.1950
	1097	11.12.1950 [P]
Strolz Walter	1271	24. 3.1965
Szklenar Hans	1306	12. 5.1966
Tantsch Werner	1010	28. 5.1944

Thieme Karl	1111	4. 8.1952
Tobisch Lotte	1285	2. 9.1965
	1286	3. 9.1965
	1293	22. oder 23.11.1965
	1309	13. 9.1966
	1311	18. 9.1966
	1314	7.10.1966
Torberg Friedrich	1193	26. 9.1958
Trakl Fritz	1065	18. 1.1948
Trott Adam von	984	[wahrsch. 25. 1.1942]
Trott Heinrich von	939	[vor 22.3.1940]
		[Entwurf]
	940	22. 3.1940
	957	5. 1.1941
	974	5.11.1941
Trott Katharina von	1284	30. 7.1965
Trott Werner von	970	7. 9.1941
Turbund	1320	1.12.1966
Unterrichtsministerium	1091	[Herbst 1950]
	1177	[Herbst 1956]
Volland Rudolf	1078	4. 3.1949
Weiermair Peter	1261	14. 2.1964
Wenter Josef	980	[1941]
	987	16. 3.1942
Wied Martina	1040	[wahrsch. Anf. Sept. 1946]
		[Entwurf]
Wittek Suzan von	992	9. 4.1942 [P]
	1008	9. 4.1944
	1107	9. 4.1952 [P]
Wolffhagen Ernst	1304	19. 4.1966
Wotruba Fritz	1241	30. 3.1962
Zangerle Ignaz	935	16. 1.1940
Zechmeister August	1024	6.11.1945
	1037	25. 4.1946
	1038	29. 7.1946 [P]

## NAMENREGISTER

Das Register enthält alle in den Briefen vorkommenden Namen von Personen und Verlagen sowie die Titel von Zeitungen und Zeitschriften. Aus dem Anhang sind Namen und Titel nur soweit angeführt, als sie den historischen Zusammenhang unmittelbar erläutern; bloße Nennungen von Autoren oder Verlagen innerhalb bibliographischer Angaben bleiben unberücksichtigt. Kursiv sind die Seiten hervorgehoben, auf denen ausführlichere Biographien zu finden sind.

- Aalto, Alvar 503  
 Abraham a Sancta Clara 376, 590  
 Achenrainer, Anna Maria 204, 576f.  
 Adenauer, Konrad 595  
 Adorno, Theodor W. 384-386, 388f., 393, 404-408, 592, 594-597, 604f.  
 Aichinger, Ilse 295  
 Aischylos 548  
*Der Akademiker* 587  
*Akzente* 287f., 529, 552, 556  
 Alastair 419  
 Alber Verlag 149, 473, 484, 490, 599  
 Alfrink, Bernard Jan Kardinal 583  
 Alker, Ernst 307, 559  
*Allgemeine Deutsche Literatur Zeitung* 86  
*Der Alleingang* 374, 422, 552, 588, 605  
 Alsatia Verlag 119  
 Alt, Wilhelm 301f., 545, 557  
 Altenberg, Peter 185, 187, 310, 503  
 Altmann, René 589  
 Amanshauser, Gerhard 266, 546  
 Ambrosius 455  
 Anaximander von Milet 252, 537  
*Der Anbruch* 594  
 Anders, Günther 381, 397-400, 591f., 599-602  
 Andersen, Hans Christian 180, 500f.  
 Angelloz, J. F. 545  
*Annalen* 558  
*ansichten* 374, 589, 592  
 Apostel, Hans Erich 347, 576  
 Arche Verlag 142, 145, 192  
 Aristoteles 54  
 Artmann, Hans Carl 304f., 313, 559, 562  
 Aslan, Raoul 37, 439, 480  
*Athenäum* 545  
 Auden, Wystan Hugh 605  
 Auerbach, Eugen 116f., 468  
*Aufbau* 466  
 Augustinus 256, 263, 449, 455, 487, 544, 576  
*Austria* 159, 484, 493f., 518.  
 Bachmann, Ingeborg 204, 255, 259, 266, 469, 510, 516, 540-543  
 Bachofen, Johann Jakob 301, 391, 557f., 596  
*Badische Zeitung* 357  
 Bäumler, Alfred 45, 317, 391, 442, 565, 596f.  
 Balthasar, Hans Urs von 194f., 218, 419, 435, 438, 458, 509f., 520  
 Barth, Emil 117, 470, 474, 524  
 Barwick, Jack 529  
 Basil, Otto 32, 142, 378, 390, 402, 435, 480, 510, 516f., 529, 591, 603  
*Basler National-Zeitung* 605  
 Baudelaire, Charles 541, 587  
 Bauer, Franz 102, 464  
 Bauer-Zangerle, Theresia 9, 38, 76-78, 94-98, 101f., 420f., 441, 455f., 462, 464  
 Baumann, Gerhart 511  
 Baumeister, Willi 342, 574  
 Bayr, Rudolf 204, 267, 516  
 Bea, Augustinus Kardinal 364, 583f., 585  
 Beckmann, Edmund 218, 441, 520  
 Beethoven, Ludwig van 151, 486f., 593  
 Behn, Irene 536  
 Bender, Hans 552  
 Benkeser, ? 56, 446  
 Benn, Gottfried 240, 302f., 530f., 558, 580  
 Benndorf, Wolfgang 61-63, 265, 284, 423, 447, 550  
 Benyoetz, Elazar 588  
 Benziger Verlag 485f., 494, 520  
 Berg, Alban 128, 389, 473, 576, 594  
 Berg, Werner 338f., 386, 548, 573, 595  
 Bergengruen, Werner 468f., 506  
 Berger, Raimund 523  
 Berghahn, Wilfried 253, 538  
 Berkenfeld, Bernhard 62f., 448  
 Bernanos, Georges 36, 438f.  
 Bernhard von Clairvaux 449, 453  
 Bernhard, Thomas 297, 308, 311-313, 332f., 353, 369, 518, 553f., 559, 561f., 569-571, 577, 587  
 Bernhart, Joseph 34, 135, 152f., 159, 167, 217f., 306, 437, 461, 475, 477, 485f., 509, 518-520, 544  
 Besset, Maurice 480  
 Beuchert, Albert 235, 528

- Beutler, Karl Adolf 218, 306, 520  
 Bieneke, Horst 572  
 Billinger, Richard 36f., 438  
 Binswanger, Ludwig 341, 574  
 Birnbaum, Voitech 131, 475  
 Bismarck, Otto von 436  
 Bitterlich, ? 156  
 Bittner, Helmut 451  
 Bjorklund, Beth 422  
 Blaas, Erna 555  
*Blätter (Zeitschrift für Studierende)*  
 (siehe: *Blätter der Katholischen Hochschuljugend*)  
*Blätter der Katholischen Hochschuljugend* 171, 496f., 545  
 Blake, William 501  
 Blessing, Eugen 470, 499  
 Bloch, Albert 164f., 201, 495, 514, 608  
 Blok, Alexandr Alexandrowitsch 511  
 Bloy, Léon 86, 310, 460, 478  
 Blüml, Rudolf 127  
 Boeckl, Herbert 562, 578, 597  
 Böhm, Anton 459  
 Böhme, Jakob 301, 491, 558  
 Böll, Heinrich 564, 595  
*Der Bogen* 351, 577, 595  
 Boks, Dr. ? 179  
 Borek, Jaromir 350, 577  
 Bourgeois, G. M. 486  
 Brandauer, Karoline 555  
 Brandt, Willy 565  
 Braun, Felix 197f., 274, 331, 406, 408, 475, 512f., 522f., 527, 555, 581, 587, 592, 606  
 Braun, Robert 360f., 527, 581  
 Braun, Tilli 360f., 581  
 Braun-Prager, Käthe 581  
 Brecht, Bertolt 168, 295, 554, 570  
 Breicha, Otto 409, 562, 585, 607, 608  
 Breit, Bert 350, 577  
*Der Brenner* (allg. und frühere Hefte) 12, 24-26, 30, 32, 34, 37, 43, 71, 86, 88, 113, 115, 122, 126, 137-139, 144, 146f., 153, 164f., 186, 191, 194, 197, 199, 201f., 229f., 235, 243f., 246, 260, 263, 269, 275f., 280, 284, 308f., 338, 342f., 351, 356f., 360, 362, 382-385, 391, 419, 424, 426-428, 431, 435, 437-439, 442, 447-449, 452, 455, 459, 461, 464f., 469, 472, 477f., 495f., 501, 503-505, 510, 513f., 520, 524, 527, 529, 534, 536, 543-547, 551, 556, 558, 560, 563, 571, 574, 576-578, 582, 586, 594, 596-598, 608, 611f.  
*Der Brenner* XVI (1946) 11, 14-17, 48, 117, 122-124, 128, 130, 132-136, 138-140, 143f., 146-149, 152f., 156, 159-161, 164, 166-169, 171f., 251, 423, 440, 443, 470-473, 475-485, 488-490, 493f., 496-498, 514, 537  
*Der Brenner* XVII (1948) 156-159, 170, 174-177, 182, 201f., 265, 470, 490, 496, 498f., 501, 505, 514  
*Der Brenner* XVIII (1954) 191, 195, 202, 212, 222, 228, 235, 237, 244f., 252-255, 259f., 262-266, 272, 274f., 278f., 287, 344, 391, 499, 504, 506, 513f., 516, 518-524, 528-530, 532, 534, 539f., 544, 546f., 549, 573, 611  
 Brentano, Franz 54, 445f.  
*The Bridge* 581  
 Brink, Michael 124, 133-135, 159, 167, 439, 471f., 474-477, 481, 499  
 Brink, Roswitha 134, 476  
 Britting, Georg 230, 433, 522, 525  
 Brix, Hermann 350, 577  
 Broch, Hermann 346f., 483, 495, 575f., 597, 601f.  
 Brochowska, Elisabeth 150, 155, 485  
 Brock, Trudl 192, 507  
 Brod, Max 331, 569, 578  
 Brody, Daniel 346f., 576  
 Bruckner, Anton 309  
 Brück, Max von 545  
 Brunmayr, Hans 310, 517, 560f., 594  
 Brunner, Felix 36, 438  
 Buber, Martin 170, 439, 496, 528, 563  
 Büchner, Franz 502  
 Büchner, Georg 172, 599  
*Bühne und Welt* 560  
 Buffet, Bernard 570  
 Bundesministerium für Unterricht und Kunst 297f.  
 Burckhardt, Max 388, 596  
 Burke, Edmund 486  
*Burlington Magazine* 180  
 Burns, Robert 179, 500  
 Buschbeck, Erhard 18-22, 36, 82, 388, 422, 424, 437-439, 516, 574, 594, 596  
 Busoni, Ferruccio 563  
 Busta, Christine 205, 212f., 221-227, 267, 270f., 282f., 287, 330-333, 368, 371-373, 383, 393, 513, 517f., 522f., 546f., 550, 555, 568f., 580, 582, 588  
 Butzerin, Edmund 220f., 522  
 Byron, George Gordon Noel Lord 431, 515  
  
*Cahiers de la Quinzaine* 544  
*Cahiers du Sud* 595  
 Carnap, Rudolf 541  
 Caruso, Igor A. 501f.  
 Castle, Eduard 480  
 Cather, Willa 29, 433  
 Celan, Paul 195, 216f., 323f., 510-512, 568, 592f., 599f.  
 Chambéret, Mme. de 193, 509  
 Christian, Gertraud 545  
*Der christliche Sonntag* 360, 527, 581  
 Claassen & Goverts Verlag 175, 536

- Claudiel, Paul 194, 435, 510, 548, 611  
 Clemen, Ursula 537  
 Clemen, Wolfgang 536f.  
 Clementschitsch, Arnold 588  
 Comfort, Alex 532  
 Congar, Yves-Marie 363, 584  
 Cordan, Wolfgang 203, 515  
*Corona* 29, 433  
 Corti, Axel 335, 572, 577  
 Costa, Othmar 350, 576  
 Cramer, August 31, 434  
 Csokor, Franz Theodor 265, 275, 523, 546
- Däubler, Theodor 137, 475, 478, 594, 602  
 Dallago, Carl 16, 32, 45f., 56, 137, 186, 188f., 191, 202, 219, 263f., 274, 309, 356, 360, 419, 424, 435, 442, 446, 495, 503f., 506, 514, 520f., 525, 544, 551, 578  
*Die Dame* 29, 433, 599  
 Daniélou, Jean 228, 363, 524f., 584  
 Dante Alighieri 491, 552  
 Deblaire, Prof. ? 364, 585  
 Deissinger, Hans 555  
 Demnitz, Hildegard (siehe: Küttemeyer, Hilde)  
 Dempf, Alois 509, 540, 582  
 Dempf, Rainer 496  
 Descartes, René 406  
 Desclée de Brouwer Verlagshaus 193, 509  
*Der Deutsche Merkur* 545  
 Deutscher Alpenverlag 74, 79, 121, 446, 455f.  
 Dichand, Hans 562  
 Eugen Diederichs Verlag 30  
 Diehl, Cilly 50, 81, 444  
 Diesner, Gerhild 597  
 Dietrich, Anna 411, 608  
 Diez, Ernst 131, 475  
 Dimt, Max 518, 569  
 Dinklage, Erna 417, 612  
 Dittrich, Mizzi 441  
 Dobrowsky, Josef 597  
 Doderer, Heimito von 295f., 310, 366f., 387, 555, 585f., 595
- Döblin, Alfred 524  
 Döpfner, Julius Kardinal 364, 585  
 Dofifat, Dorothee 147, 482  
 Dollfuß, Engelbert 488, 567  
*Dolomiten* 545  
 Don Giovanni Bosco 36, 438  
 Donoso-Cortés, Juan Francisco 84, 459  
 Doppler, Alfred 415, 532, 610  
 Doppler, Franz 54-56, 446  
 Dopsch-Ficker, Marie 41, 324, 442  
 Dor, Milo 510  
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 77, 139, 199, 256, 513, 600, 602  
 Drexel, Joseph 316f., 324-326, 465, 547, 564f., 568, 572, 574f.  
 Drexel, Liesl 317, 325f., 565  
 Drimmel, Heinrich 574  
 Drobil, Michael 539  
 Droste-Hülshoff, Annette von 588  
 Dschuang-Dsi 587  
*Du* 576  
 Dunin-Borkowski, Stanislaus von 484  
 Duns Scotus, Johannes 537
- Eatherly, Claude 591f.  
 Ebel, Lilo 544  
 Ebner, Ferdinand 36f., 65, 71, 123, 137, 171, 197f., 219-221, 228f., 235, 256, 260, 263, 274, 309, 314, 350, 352, 358, 360, 362f., 372f., 376f., 396, 438f., 452, 478, 490, 496, 516, 521, 524, 526f., 541, 543f., 548, 551, 561f., 576f., 579, 582f., 588, 598f., 604, 608  
 Ebner, Jeannie 267, 546, 592  
 Ebner, Walther 256, 363, 526, 541, 577  
*Eckart* 525  
 Eckermann, Johann Peter 431f.
- Eckl, Dr. ? 127, 474  
 Editions Mermod 157  
 Egger-Lienz, Albin 597  
 Eichholz, Alfred 117, 166-169, 468, 495  
 Eichholz, Lisl 117, 166-169, 468, 495  
 Eichmann, Adolf 581, 592  
 Einkemmer, Marie 41, 442  
 Eisenreich, Herbert 367f., 375, 513, 585f., 590  
 Eisler, Lili 178, 180, 500  
 Eisler, Margarethe 500  
 Eisler, Otto 179, 500  
 Eisler, Robert 178-180, 499-501  
 Eliot, Thomas Stearns 548  
 Éluard, Paul 511  
 Encycloos Verlag 137f., 477f.  
 Engartner-Klem, Hilde 212, 518f.  
 Engelmann, Paul 588  
*Die Erfüllung* 14, 16f., 71, 75, 423, 443, 451f., 578, 601  
 Ernst, Paul 181, 502  
*Eröffnungen* 592  
 Eßer, Wilhelm 37, 421, 439  
 Esterle, Margarita von 107  
 Esterle, Max von 107, 342, 390, 392, 464, 574, 578f., 585, 597  
*Études Germaniques* 567, 578  
*Euphorion* 603  
 Euripides 461
- Faber-Perathoner, Hans 226, 522f.  
*Die Fackel* 14, 308f., 354, 448f., 495, 530f., 550-552, 576, 605, 608f.  
*Die Fähre* 143, 169, 173, 481, 496f.  
 Falckenberg, Otto 469  
 Fallmerayer, Jakob Philipp 21, 425  
 Faulhaber, Michael Kardinal 117, 469  
 Felmayer, Rudolf 212, 283, 297, 375, 516, 518, 550, 589f.  
 Férriot, René 480

- Père Fessard 193, 509  
 Feuchtersleben, Ernst von 309, 559  
 Ficker, Birgit von (siehe: Schowingen-Ficker)  
 Ficker, Cissi von 21, 32, 41, 46, 58, 78, 105, 107, 110, 115, 131, 178, 180, 183, 249, 289, 333, 345, 425, 449, 501, 510, 514, 575  
 Ficker, Florian von 32-35, 40f., 43, 48, 83, 105-110, 112f., 116, 122, 178, 436f., 441f., 458, 464f., 574  
 Ficker, Heinrich von 301f., 442, 557  
 Ficker, Julius von 33, 43, 48, 52f., 137, 436f., 442, 444f., 454  
 Ficker, Rudolf von 23, 269, 426, 546  
 Ficker, Ulla von (siehe: Wiesmann-Ficker)  
 Ficker-Krane, Maria (Tizza) von 34, 40f., 48, 105-110, 112, 122, 150, 441, 458, 464, 565  
 Fink, Agnes 348, 576  
 Fischer, Heinrich 117, 469, 530, 608  
 Fischer, Othmar 159, 493  
 S. Fischer Verlag 82  
 Fischer-Dieskau, Dietrich 382, 593  
 Fleischer, Viktor 131, 474f.  
 Flora, Paul 364f., 386, 571-573, 585  
 Flora, Peter 365, 585  
 Flügel, Heinz 525  
 Focke, Alfred 155, 198-200, 230, 242-244, 356, 489, 513, 533f., 558, 578  
 Fontana, Oskar Maurus 480, 544  
 Fontane, Theodor 556  
 Forst, Paul von der 468  
 Forst-Battaglia, Otto 354f., 578  
*Foran* 334, 547, 554, 571f., 579, 592f.  
 Foth, Lotte 316, 565  
 Fränkl-Lundborg, Otto 522  
 Frank, Hans 462f.  
*Frankfurter Allgemeine Zeitung* 253, 525, 537-539, 572, 595f., 603  
*Frankfurter Hefte* 192, 201, 506, 509, 514, 540f., 547  
*Frankfurter Zeitung* 36, 425  
 Frankl, Victor E. 159, 176f., 221, 371, 493, 498f., 522, 541, 588  
*Frau und Beruf* 403  
 Frege, Gottlob 255, 540  
 Freumbichler, Johannes 577  
 Friedrich II. von Preußen 431  
 Frings, Josef Kardinal 364, 583, 585  
 Frisch, Max 468  
 Frösch, Gerhard 267, 297, 313, 328f., 381, 518, 546, 562, 568, 571, 592  
 Fronius, Hans 142, 480  
 Funder, Friedrich 209, 517  
*Die Furche* 151, 156, 160, 209, 222, 344, 354, 362, 489f., 494, 517f., 544, 555, 575, 578, 582  
 Furtwängler, Wilhelm 593  
 Fussenegger, Gertrud 182, 267, 502, 506, 550  
 Gabriel, Leo 314, 489f., 494, 540, 562  
 Gadamer, Hans-Georg 419  
 Galen, Clemens Augustinus 115, 466-468  
 Gallas, Alfred George 146f., 482  
 Gantner, Joseph 474  
 García Lorca, Federico 587  
 Gebert, Dr. ? 192  
*Die Gegenwart* 545  
 Geiger, Ernst 540  
 Geiger, Hans 539f.  
 Geipel, Maria Margarete 173, 378, 497, 515, 591  
 George, Stefan 21, 128, 378, 429, 514, 594, 597  
 Giacometti, Augusto 520  
 Giesebrecht, Wilhelm von 437, 444  
 Gilm, Hermann 569  
 Ginsberg, Ernst 240, 272f., 347-349, 468, 530, 547f., 560, 576  
 Ginsberg, Johannes 272, 547  
 Ginsberg, Ruth 348, 530, 576  
 Giotto 218  
 Glaas, Bruno 85, 459, 463  
 Glaas, Letizia 459  
 Gianinger, Ilse 227, 523, 578  
 Gleichmann, Otto 602  
 Globocnik, Odilo 462  
 Glück, Franz 26f., 35-37, 99, 130f., 140, 182, 428-430, 435, 437f., 440, 474, 478, 483, 501  
 Glück, Gustav 131, 474  
 Glück, Hilde 182, 428, 475  
 Glück, Wolfgang 428, 475  
 Goebbels, Joseph 444, 463, 467, 486  
 Goes, Albrecht 331, 569  
 Goethe, Johann Wolfgang von 29, 79, 133, 154, 179, 335, 429, 431f., 463, 476, 500, 505f., 591  
 Goldmann, Heinrich 344f., 566, 575  
 Goll, Claire 192, 506, 592f.  
 Goll, Heinz 589  
 Goll, Yvan 192, 506  
 Gottsched, Johann Christoph 430  
 Goverts Verlag (siehe auch: Claassen & Goverts) 127, 474  
 Greene, Graham 192, 509, 517  
 Greene, Julien 548  
 Gregorius Verlag 496  
 Greve, Cornelia 359, 394, 409, 580  
 Greve, Julia 359, 394, 409, 580, 598  
 Greve, Katharina 359, 394, 409, 579, 598  
 Greve, Ludwig 359, 394, 408f., 416f., 531, 579f., 598, 606f., 611  
 Grieshaber, Helmut Andreas Paul 388, 580, 595, 596  
 Grillparzer, Franz 185, 309f., 335  
 Grimme, Karl Maria 409, 608

- Gröber, Konrad 419, 525  
 Grohmann, Walter 468, 495  
 Großbauer, ? 56, 446  
 Grobrieder, Hans 156f.,  
 490-492  
 Grüger, Johannes 331  
 Gschnitzer, Franz 506  
 Guardini, Romano 458  
 Gürtner, Franz 469  
 Gütersloh, Albert Paris 310,  
 480, 560, 578  
 Gundolf, Friedrich 597  
 Gunert, Johann 205, 297,  
 516  
 Gurdjiev, Georg Iwanow-  
 witsch 295, 554  
 Gurian, Waldemar 175, 492,  
 498  
 Guttenbrunner, Michael  
 12f., 17f., 61-63, 205,  
 247, 264-267, 271f., 284,  
 295f., 308-313, 407,  
 422f., 447f., 535, 546f.,  
 550-552, 555, 588,  
 605f.  
 Haas, Willy 417, 611f.  
 Habermas, Jürgen 253, 537-  
 539  
 Habernig, Josef 281, 548  
 Haecker, Irene (siehe:  
 Straub-Haecker)  
 Haecker, Johannes 86, 111,  
 116, 119f., 128, 460  
 Haecker, Reinhard 86,  
 110f., 119f., 460, 471  
 Haecker, Theodor 11, 20,  
 36f., 46f., 65, 82, 85f.,  
 94, 109-111, 113-116,  
 119-123, 128, 137f., 141,  
 143, 147, 164, 168, 265,  
 360, 422, 438f., 442, 452,  
 455, 459-462, 464f., 468-  
 471, 474f., 478, 489, 493,  
 495, 499, 501, 517, 519f.,  
 534, 544, 551, 564, 572,  
 602, 608  
 Hänsel, Anna 314, 562  
 Hänsel, Ludwig 9, 36,  
 228f., 234f., 256, 260,  
 263, 314, 421, 496, 521,  
 526f., 539, 543, 562,  
 576f.  
 Häffner, Sebastian 565  
 Hagl, Anton 220, 522  
 Hahn, Hans Heinz 267, 546  
 Hakel, Hermann 282, 550  
 Haller, Hans 504, 521  
 Hamann, Johann Georg  
 345, 403, 575, 604  
 Hamburger, Michael 274,  
 548  
 Hammerstein, Otmar 365,  
 585  
 Hamsun, Knut 19, 424  
 Hanak, Anton 579  
 Harling, Johannes 149, 484  
 Hauer, Josef Matthias 310,  
 561  
 Haydn, Joseph 96  
 Hayek, Friedrich August  
 255f., 539-541  
 Hebel, Johann Peter 370,  
 588  
 Heer, Friedrich 209, 344,  
 517, 542, 544f., 575  
 Jakob Hegner Verlag 37,  
 148f., 428, 438f., 460,  
 465, 484f., 488  
 Heibonscha Verlag 315  
 Heidegger, Elfride 238f.,  
 246, 249, 261, 333, 340f.,  
 358, 371, 411, 413, 529,  
 571  
 Heidegger, Fritz 346, 575  
 Heidegger, Martin 116, 228,  
 230-241, 243-254, 260f.,  
 314, 318f., 333, 339-341,  
 346, 354, 357f., 370f.,  
 376, 380, 395f., 411, 413,  
 419, 468, 493, 507, 511,  
 524-526, 528f., 531-541,  
 543, 556, 558, 562, 566,  
 571, 573-579, 587f.,  
 590-592, 594, 598f.,  
 604, 608, 611f.  
 Heimpel, Hermann 445  
 Heinrich, Franz Josef 374,  
 589  
 Heinrich, Karl Borromäus  
 117, 137, 244, 298, 478,  
 556  
 Heinrich-Ritschard, Alice  
 244, 535  
 Heller, Elisabeth 362f., 582  
 Hengsbach, Dr. ? 149, 484  
 Henz, Rudolf 284, 381, 523,  
 551, 555, 592  
 Herder Verlag 139, 148-  
 150, 163, 193, 212, 228f.,  
 260, 263, 433, 441, 452,  
 473, 478, 484, 489, 496-  
 498, 518, 524, 526-528,  
 543, 562, 564, 577, 591  
 Herold Verlag 578  
 Herz, Eugen 43, 52, 306, 442  
 Herz-Kestranek, Ida 43, 48,  
 54, 67, 196f., 217f.,  
 306f., 442, 512, 519  
 Herz-Kestranek, Stefan 124,  
 307, 471, 484f.  
 Hesse, Hermann 429  
 Heym, Georg 285, 468,  
 552, 594  
 Hiesel, Franz 518  
 Hilber, Walter 470  
 Himmeler, Heinrich 426, 462  
 Hitler, Adolf 22, 36, 51, 55,  
 179, 184, 265, 272, 284,  
 328, 420, 425, 438, 444-  
 447, 450, 457, 462, 466f.,  
 472, 488, 531, 565, 567  
 Hittmair, Eckart 383  
 Hittmair, Grete 237, 383,  
 529  
 Hittmair, Hans 237, 529  
 Hochland 11, 29f., 34, 37,  
 54, 122, 352, 358, 422,  
 428-430, 432, 434, 437f.,  
 442, 445, 465, 469, 493,  
 536, 544f., 577, 579  
 Hochwälder, Fritz 383, 593  
 Höfer, ? 41, 441  
 Höft, ? 105  
 Verlag Holder-Pichler-  
 Tempsky 256  
 Hölderlin, Friedrich 201,  
 239, 245, 251, 285, 296,  
 318, 322, 346, 380, 401,  
 406, 408, 428, 430, 492,  
 499, 514, 526, 529, 532,  
 537f., 548, 558, 563, 575,  
 591, 594f., 599f., 602,  
 605f.  
 Höllerer, Walter 287f., 552  
 Hörmann, Prof. ? 314  
 Hofer, Andreas 309  
 Hofer, Franz 431, 608  
 Hoffmann, ? 237  
 Hoffmann, E.T.A. 141  
 Hoflehner, Rudolf 579  
 Hofmann, Prof. ? 364, 585

- Hofmann, Martha 546  
Hofmannsthal, Hugo von  
128, 169, 174, 199, 310,  
491, 512, 580  
Hoh, Joseph 470f.  
Hohenauer, Gustav 151,  
486f.  
Hohenauer, Leni 151  
Holgersen, Alma 506  
Holthusen, Hans Egon 29,  
432, 561  
Holzmann, Hermann 394,  
598  
Holzmeister, Clemens 323,  
567  
Holzmeister, Gunda 567  
Holzmeister, Judith 567  
Honecker, Martin 507  
Hope, Bob 398f., 599  
Hopkins, Gerard Manley  
248, 536f.  
Hora, Josef 532  
Horaz 505  
Horkheimer, Max 594  
Horodish, Abraham 118, 470  
Horwitz, Adele 116, 118,  
244, 468f., 534  
Horwitz, Kurt 116-118,  
126-128, 159, 240, 244,  
262, 273, 348f., 403,  
468f., 473f., 491, 524,  
530, 533f., 543, 548, 604  
Horwitz, Ruth 117f., 128,  
230, 237, 243-245, 272,  
348f., 403, 469, 474,  
533f., 604  
Hrdlicka, Alfred 579, 597  
Huber, Kurt 472  
Hudal, Bischof ? 263  
Hüttinger, Kurt 596  
Humboldt, Wilhelm von  
428  
Humplik, Josef 126, 236,  
417, 420, 473, 612  
Hurtz, Arnold (Anselm)  
10f., 60, 65f., 74, 421f.,  
447, 449, 455  
Hurtz, Johann 74, 449, 455  
Husserl, Edmund 591, 594  
  
Alfred Ibach Verlag 29  
Ihde, Wolfgang 24, 426  
Innitzer, Theodor Kardinal  
543  
  
*Innsbrucker Nachrichten*  
21, 425  
Insel Verlag 197  
  
Jaccottet, Philippe 491  
Jachym, Franz 263, 543  
Jaeger, Hans 218f., 442,  
520  
Jahn, Gertrud 412, 609  
Jahoda, Georg 495  
Jahoda, Martin 164f., 495  
Verlag Jahoda & Siegel  
164, 495  
Jandl, Ernst 267, 297, 546,  
589  
Janowitz, Franz 309, 560  
Janssens, Johann Baptist  
363, 584  
Jaray, Karl 451  
Jaspers, Karl 493, 599  
Jené, Edgar 435, 510  
Jené, Erica 510  
Jessenin, Sergei Alexandro-  
witsch 511  
*Jewish Frontier* 572  
Jirgal, Ernst 205, 284,  
516f., 551  
Papst Johannes XXIII (An-  
gelo Giuseppe Roncalli)  
363f., 583-585  
Johnson, Lyndon Baines  
398f., 599  
Johnson, Philip 503  
Johst, Hanns 23-26, 426f.  
Jone, Hildegard 37, 78,  
126, 136, 138, 171, 228,  
420, 427, 439, 473, 496,  
548  
Joyce, James 329, 483  
Jünger, Ernst 22, 30, 419,  
425, 525, 533  
Jünger, Friedrich Georg  
230, 419, 425, 442, 525  
Juliana von Norwich 59  
Jung, Carl Gustav 345, 500,  
566, 575  
Jung, Rudolf 466  
*Junge Front* (s. *Michael*)  
  
Kafka, Franz 168f., 174,  
356, 480, 496, 529, 543,  
578  
Kahler, Erich von 391f.,  
597  
  
Kaindl-Hönig, Max 382,  
593  
Kann, Helene 64, 126, 449  
Kant, Immanuel 487, 498  
Kappeler, Alphons 306f.,  
559  
Karger Verlag 542  
Karl, Erzherzog (Kaiser  
Karl I.) 309, 559  
Karl August von Sachsen-  
Weimar 431  
Karpischek, Luise 362, 582  
Kaschnitz, Marie Luise 399,  
433, 599f.  
Kaschnitz-Weinberg, Guido  
von 599  
Katharina von Siena 82,  
457  
Keckeis, Gustav 137f.,  
477f., 486  
Keckeis, Peter 138, 478  
Keller, Gottfried 429  
Keller, Karl 448  
Kemp, Friedhelm 536, 563  
F. H. Kerle Verlag 71, 452,  
520  
Kestranek, Caroline 47, 443  
Kestranek, Hans 23, 33-35,  
42f., 46-48, 52-54, 66f.,  
87f., 112f., 124f., 131,  
135, 148, 150, 152f.,  
159f., 167, 196, 217f.,  
306f., 426, 428, 437,  
441-443, 445, 449, 460f.,  
472f., 475, 481, 484-486,  
494, 499, 512, 518-520,  
544, 559  
Kestranek, Johann 47, 443  
Kiener, Julius 391, 506,  
550, 597  
Kierkegaard, Sören 11, 36,  
41, 86, 123, 137, 345,  
422, 424, 438, 458-460,  
492f., 524, 544, 558, 562,  
577, 594  
Kiebling, Franz 205, 516f.  
Killy, Walter 402, 574, 603,  
612  
Kirchmayr, Toni 578  
Kirchschläger, Rudolf 523  
Kirschl, Barbara 392, 597  
Kirschl, Wilfried 392, 579,  
597  
Klages, Ludwig 180, 501f.



- Kleeborn-Szalay, Hermen  
von 206, 392, 516f., 546,  
597
- Kleist, Heinrich von 447
- Klose, Prof. ? 314
- Klostermann, Ferdinand  
459
- Vittorio Klostermann Verlag  
542
- Klunker, Will 230, 235, 525
- Knapp, Ernst 263f., 544
- Knecht, Josef 193, 509
- Knoll, August M. 521
- Knuhr, Carola 374, 589
- Kockerbeck, Klara 129f.,  
160-162, 474, 494
- Koczian, Rudolf 304, 559
- Koder, Rudolf 539
- Köllersberger, Susanne 402,  
603
- König, Dora 148, 482f.
- König, Franz Kardinal 314,  
363f., 459, 543, 562, 583,  
584
- Koepgen, Georg 38, 441
- Körner, Theodor 480, 502,  
597
- Kösel Verlag 37, 218, 352,  
362f., 412, 422, 452, 470,  
484, 512, 530, 536, 546,  
577f., 582, 586, 588, 590,  
594, 598, 608
- Koester, Paul 142, 145, 480
- Kokoschka, Bohuslav 184,  
503
- Kokoschka, Olda 344, 503,  
575
- Kokoschka, Oskar 183-185,  
187, 237, 242, 248, 302,  
342, 344, 383, 475, 502f.,  
532f., 557f., 563, 576,  
593
- Kommerell, Max 526
- Konetzny, Hilde 456
- Korn, Karl 538
- Kortner, Fritz 475
- Kraft, Victor 540
- Kraft, Werner 143, 169f.,  
173f., 420, 481, 496f.,  
499
- Kramer, Theodor 272, 422,  
547, 556
- Krane, Christoph von 106,  
108, 110, 112, 122, 464
- Krane, Henriette von (siehe:  
Neumann-Krane)
- Krane, Wilhelm von 43,  
105, 464
- Kraus, Annie 150, 157-159,  
192f., 229, 485, 492, 506,  
509, 525, 550
- Kraus, Karl 12f., 17f., 47,  
63f., 71, 117, 123, 126-  
128, 137, 164f., 168f.,  
173f., 185, 187, 201, 237,  
265f., 284, 289, 295f.,  
305, 309f., 334, 342,  
354f., 384, 395, 412, 422,  
424, 430, 442, 448f., 451,  
458f., 464, 468, 475f.,  
495-497, 499, 502, 513f.,  
530f., 541, 545f., 552,  
559-561, 576, 578, 580,  
587f., 594, 598, 605f.,  
608-611
- Krenek, Ernst 126, 128,  
473, 593
- Kreutzer, Conradin 571
- Krolow, Karl 331, 550, 569
- Kruntorad, Paul 592
- Kubin, Alfred 80, 118, 125,  
141f., 145, 163f., 456,  
459, 470, 479, 482, 484,  
494f., 573, 576
- Kubo, Kasuhiko 315f., 563
- Kuchling, Heimo 595
- Kübeck, Karl Friedrich von  
309, 560
- Kürnberg, Ferdinand  
309f., 560
- Kütemeyer, Hilde 201f.,  
218f., 514
- Kütemeyer, Martin 419
- Kütemeyer, Wilhelm 9, 14-  
17, 46, 143, 201f., 219,  
237, 419, 420, 423-425,  
442, 481, 504, 514, 520f.,  
525, 533, 544
- Die Kunst und das schöne  
Heim* 573
- Kuprian, Hermann 394, 598
- Kusenberg, Harry 603
- labyrinth* 388, 564, 592,  
595
- Lachmann, Eduard 201,  
401, 499, 506, 514, 523-  
525, 544, 558, 602
- Lackner, Ruth 510
- Lakner, Franz 150, 485
- Lancelot* 535
- Lange, Herbert 402, 603
- Langen, Arthur 378, 591
- Langen-Müller Verlag 578
- Langen-Trakl, Grete 172f.,  
200, 378, 497, 591
- Langgässer, Elisabeth 172,  
175, 497, 517
- Laotse 587
- Laros, Matthias 38, 441
- Lasker-Schüler, Else 117,  
168, 192, 195, 240, 265,  
273, 422, 469, 510f.,  
530f., 563, 608
- Laubermayer, Frida Inge-  
borg 572
- Laubermayer, Maria 335,  
572
- Laubermayer, Roman 335f.,  
572
- Lavant, Christine 267f.,  
276-282, 285-291, 293-  
295, 298-300, 368f., 375,  
379, 386, 546, 548-550,  
553f., 557, 573, 580, 590,  
595, 598, 611
- Lazarsfeld, Paul 594
- Lazarus, Michael 495, 608
- Leb, Hans 206, 343, 351,  
516, 574, 577
- Lebert, Hans 206, 268, 516,  
594
- Lechleitner, Erich 585
- Lechner, Hermann 506
- Lechner, Johann Gerhard  
544
- Le Corbusier 185, 503
- Le Fort, Gertrud von 82,  
132, 168, 172, 275f., 457,  
475, 481, 489, 493, 497,  
517
- Léger, Kardinal 583
- Legrand, Jacques 298, 556
- Lehmann, Wilhelm 37, 440
- Lehmann-Haupt, Carl F.  
179, 501
- Lehmann-Haupt, Hellmut  
501
- Lehmann-Haupt, Miryam  
179
- Lehner, Maria 38-40, 50,  
441

- Leifhelm, Hans 32, 309, 435  
 Leitgeb, Grete 486  
 Leitgeb, Josef 29, 32, 61-63, 100, 151, 166, 188, 191, 207f., 225, 227, 272, 274, 309, 420, 433, 448, 463-465, 469, 486, 499, 505f., 516f., 522f., 547f., 599  
 Lenau, Nikolaus 309, 560  
 Lengauer, Martin 56, 446  
 Lenz-Médoc, Paulus 228, 523  
 Leonardo da Vinci 180  
 Lernet-Holenia, Alexander 295, 517  
 Leuschner, Wilhelm 447  
 Lewalter, Christian E. 538  
 Lewinsky, Josef 309, 560  
 Lichtenberg, Georg Christoph 34, 430, 437  
 Liegler, Leopold 61-65, 70-72, 74-76, 83f., 121f., 305, 309, 447-449, 452, 458f., 471, 478, 551, 559, 582  
 Liénart, Achille Kardinal 583  
 Lienhard, Hermann 594  
 Limbach, Hans 117  
*Literatur und Kritik* 546, 592  
 Löffler, Margarete 361f., 415f., 581f., 610f.  
 Löwith, Karl 252, 524, 537, 566  
 Loos, Adolf 64, 185, 187, 309, 342, 502, 503, 560, 567, 574  
 Lubac, Henri de 509  
 Lubicz-Milosz, Ottokar Wenzeslaus von 156f., 490f.  
 Ludwig, Paula 367f., 371-373, 586-588  
 Ludwig, Siegfried 367f., 372, 587  
 Luther, Martin 44  
 Maaßen, Johannes 149, 484  
 Mahler, Gustav 309, 389  
 Mahrholdt, Erwin 220, 469, 522  
 Mallarmé, Stéphane 587  
 Mandelstam, Ossip 323, 511, 568  
 Manggold, Anita 536  
 Manggold, Helga 247, 254, 536, 539  
 Manggold, Walter 247, 250-252, 254, 428, 460, 514f., 533, 535f.  
 Mann, Thomas 115, 168, 466-468, 495, 556, 597  
 Mansfield, Katherine 554  
*Manuskripte* 592  
 Marcel, Gabriel 396, 599, 604  
 Margul-Sperber, Alfred 510f.  
 Mariassy, Alma 201, 514  
 Maritain, Jacques 564  
 Marnau, Alfred 242, 248, 274, 344, 532f., 536f., 544  
 Marnau-Polányi, Senta 532  
 Marx, Karl 552f.  
 Matejka, Dr. ? 36, 438  
 Matejka, Viktor 184, 480, 484, 502, 503  
 Mauer, Otto 83f., 142, 145, 163, 171f., 263, 420, 455, 458f., 479f., 490, 494-497, 507-509, 526, 561  
 Mautz, Kurt 285, 552  
 Mayer-Pfannholz, Anton 54, 445  
 Mayer-Reifferscheidt, Friedrich 26, 428-430  
 Mayr, Monika 587  
 Mayröcker, Friederike 268, 546, 589, 592  
 Meindl, Pater SJ Johannes 457, 475  
 Meisel, Dr. ? 496  
 Mell, Max 523  
*Mercure de France* 545  
*Merkur* 246-248, 524f., 529, 532, 534f., 597  
 Merton, Thomas 544  
 Messing, Erich 83f., 458  
 Messmer, Josef 523  
 Methlagl, Walter 390, 393, 401, 409, 532, 595, 596, 599, 601f., 606, 608-610  
 Meyer, Conny Hannes 570  
 Meyer, Georg Heinrich 378  
 Michael 146f., 477, 482, 484, 509, 524  
 Michel, Ernst 192, 507, 508f.  
 Michelangelo Buonarroti 39, 184f., 218, 441, 487  
 Mies van der Rohe, Ludwig 503  
 Mladota, Valentine Marie 201, 514  
 Mörike, Eduard 522  
 Mörl, Anton 179, 500  
 Mörzinger, Prälat Johann 153, 488  
 Moissl, Richard 332f., 569  
 Molander, Bengt-Thure 262, 543  
 Moldovan, Kurt 365, 585  
 Moltke, Helmuth James Graf von 447, 472  
 Montesi, Gotthard 508  
 Moravia, Alberto 570  
 Morscher, Arnulf 54-56, 72f., 446  
 Thomas Morus Presse 171, 223, 263, 496, 518, 522  
 Moser, Carl 597  
 Moser, Simon 78, 455, 456  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 110, 309, 432, 487  
 Mühringer, Doris 546  
 Müller, Friedrich von 432  
 Müller, Adam 486  
 Müller, Erentraud 303-305, 308, 310-313, 328f., 353, 555, 558f., 562, 568  
 Müller, Johannes 539  
 Müller, Otto 24, 37, 145, 163f., 203, 227f., 230, 243, 257-259, 271, 280, 427, 439, 494, 504, 523, 542, 547, 558  
 Otto Müller Verlag 38, 117f., 157, 182, 239f., 303-306, 308, 310, 331-333, 342, 364, 368, 384, 422, 427, 435, 439, 470, 479, 495, 502, 504, 512f., 515f., 522f., 525, 533, 542, 546-550, 553, 555f., 559, 561f., 566f., 569-571, 574f., 577, 582, 585, 587, 594, 596, 602f., 606, 611

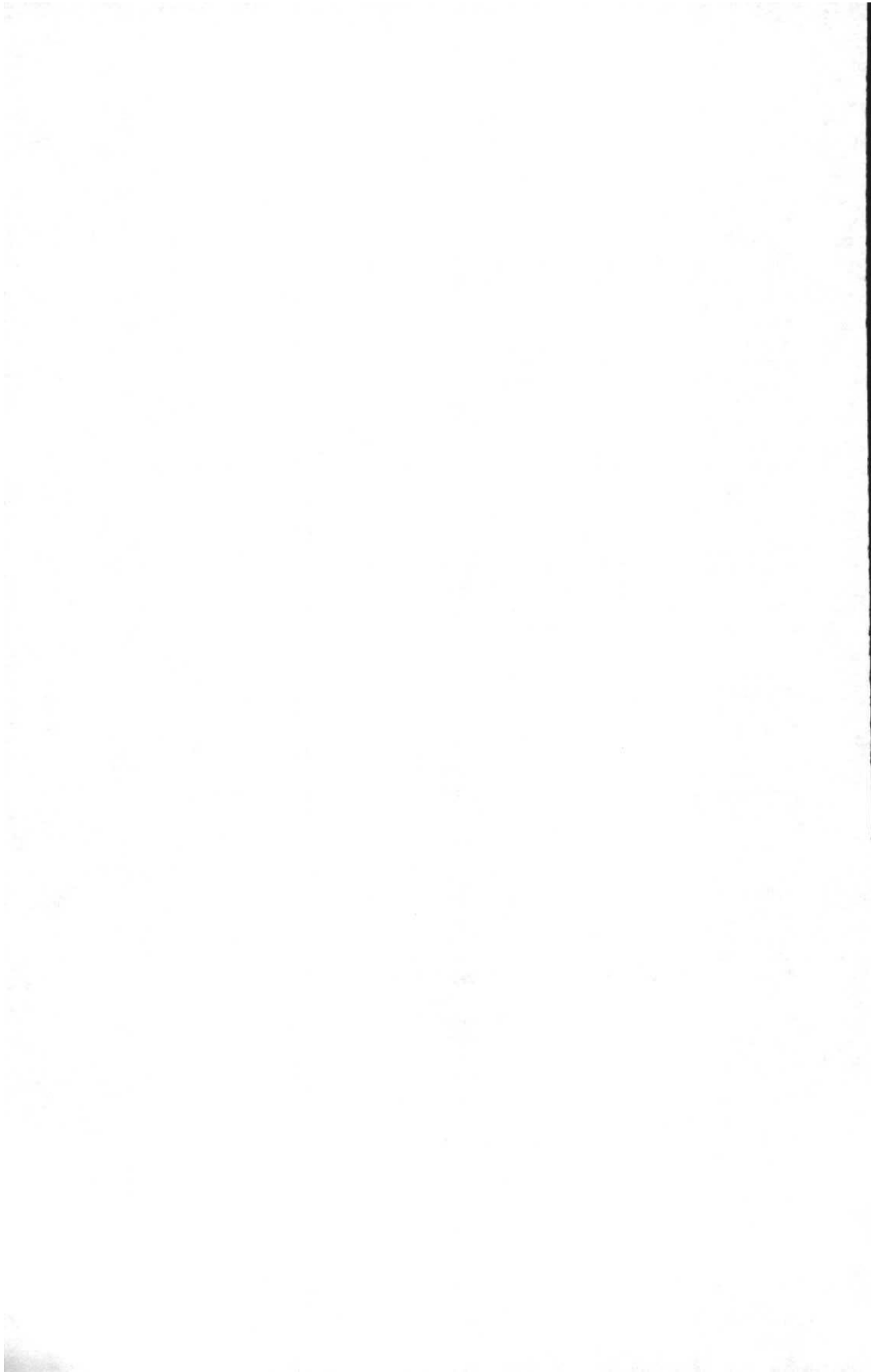
- Müller, Rudolf 372f., 518, 588  
Müller, Walter M. 539  
*Münchener Merkur* 555  
Münster, Clemens 193, 469, 506, 509, 543  
Mumelter, Hubert 506, 550  
Munch, Edvard 242, 533  
Muschg, Walter 302f., 558  
Musil, Robert 310  
Muth, Karl 109f., 422, 442, 455, 465  
Myrdal, Gunnar 539
- Nadel, Arno 316, 563  
Nádherný, Carl 610  
Nádherný-Borutin, Sidonie 201, 412, 495, 513f., 608-610  
Nadler, Josef 27, 82, 430f., 440, 458, 555, 581  
Nagel, Jutta 402, 603  
Napoleon Bonaparte 431  
Neske, Günther 562  
Nestroy, Johann 64, 121, 185, 305, 309f., 431, 448f., 560, 578  
*das neue forum* 526, 528  
*Neue Freie Presse* 560  
*Neues Österreich* 403, 435  
*Neue Rundschau* 568, 580, 605  
*Neue Welt* 550  
*Neue Wiener Tageszeitung* 545  
*Neue Zeitung* 534f.  
*Neue Zürcher Zeitung* 242, 244, 341, 473, 515, 533, 535, 545, 574  
Neugebauer, Hugo 32, 188-190, 435, 503f.  
Neugebauer, Luise 189, 504  
Neumair, Michael 36, 438  
Neumann-Krane, Henriette von 110, 112, 122, 464  
Neutra, Richard 342, 574  
Neuwirth, Gusti 302, 557  
Neuwirth, Hans 301f., 557  
Newman, John Henry 36, 65, 71, 142, 438, 452, 478, 536, 551  
*Newsweek* 399  
*New York Times* 398  
Niekisch, Frau ? 327f.
- Niekisch, Ernst 317, 324-330, 465, 525, 564, 565, 568, 572  
Nietzsche, Friedrich 152, 249, 251, 354, 487, 490, 492, 501, 537f., 544, 578  
Nöbl, Hilde 356f., 578f.  
Novalis 37  
*Nürnberger Nachrichten* 564f.
- Oberkofler, Joseph Georg 269f., 446, 506, 546  
*Oberösterreichische Nachrichten* 403  
Österreicher, Johannes 14, 16, 47, 115, 423, 443, 451f., 468, 578, 581  
*Österreich in Geschichte und Literatur* 610  
Okopenko, Andreas 268, 298, 546  
Origenes 508  
Ottaviani, Alfredo Kardinal 363f., 583-585  
Ouspensky, P. D. 554
- Paeschke, Hans 529  
Paganini, Niccolò 431  
Pantheon Verlag 29  
Papini, Giovanni 597  
Parmenides 573  
Pascal, Blaise 440, 445, 487, 526, 528, 564  
Pasteur, Louis 73, 453  
Pataki, Heidi 589  
Pater, Friedrich 199f., 513, 544  
Patočka, Emil 533  
Patočka-Kokoschka, Berta 242, 533  
Pauser, Sergius 578  
Péguy, Charles 499, 544  
Perl, ? 38, 441  
Peter der Große von Rußland 431  
Petersen, Julius 433  
Petuelli, Franz 206, 516  
Pfäfflin, Friedrich 119, 403, 412, 470, 588, 608, 610  
Pfaundler, Wolfgang 571  
Pfliegler, Michael 9, 148, 228, 256, 260, 263, 314, 421, 496, 521, 543, 562
- Picard, Max 262, 379f., 543, 591  
Picasso, Pablo 192  
Piero della Francesca 608  
Piffli, Friedrich Gustav 153f., 488  
Pilar, Walter 414, 610  
Pinsk, Johannes 38, 441  
Piontek, Heinz 331, 544, 569  
Pirckmayer, Georg 389, 596  
Pirckmayer-Vogel, Mina 596  
Papst Pius XII (Eugenio Pacelli) 59, 242, 447, 533  
*Plan* 435, 480, 510, 516, 518  
Plato 500, 528  
Podewils, Clemens 230, 247, 525, 534-536  
Podewils, Dorothee 82, 247, 458, 536  
Poe, Edgar Allan 188  
Pöhl, Alfred 456  
Poggi, Dr. ? 185  
Polakovics, Friedrich 313, 562  
Pontiller, Hans 578  
Poppen, Irmgard 382, 593  
Pototschnig, Heinz 387, 577, 589, 595  
Prantl, Max 322f., 567  
*Die Presse* 153, 482, 488, 544, 560  
Preysing, Konrad von 159, 493  
Pritzbuer, Dietrich von 43  
Pritzel, Alto 544  
Probst, Christoph 462  
Propyläen Verlag 27  
*Protokolle* 546  
Przywara, Erich 419, 458  
*publikationen einer wiener gruppe junger autoren* 546  
Pühler, ? 309  
Pugliese, Orlando 396, 599  
Punt, Friedrich 32, 188, 227, 302f., 435, 506  
Verlag Friedrich Pustet 37, 71, 159, 421, 496  
Pyrker, Ladislaus 309, 560  
Quenzer, Gerlinde 318-320, 566

- Quenzer, Wilhelm 318-320, 565f.  
 Quiroga y Palacios, Kardinal 583  
  
 Radecki, Sigismund von 29, 412, 433, 442, 469, 609  
 Ragaz, Leonhard 551  
 Rahner, Hugo 364, 509  
 Rahner, Karl 192f., 264, 363f., 370, 458, 506-509, 584, 588  
 Raimund, Ferdinand 309f., 523  
 Ranke, Leopold von 436  
 Ratzinger, Josef Kardinal 583  
 Rauch, Anton 20f., 425  
 Felician Rauch Verlag 37, 440  
 Rauterberg, Hermine von 173, 497  
 Ray, Marcel 183-185, 187, 502f.  
 Read, Herbert 532  
 Reck-Malleczewen, Fritz 306, 559  
 Reich, Willi 126-128, 473f., 545  
 Reichsschrifttumskammer 18f., 21-26, 30, 36, 63, 154, 426f., 439  
 Reifferscheidt, F. M. (siehe: Mayer-R.)  
 Reindl, Ludwig Emanuel 433  
 Reinermann, Wilhelm 159, 193, 493, 509  
 Reissner, Victor 467f.  
 Rencher, Ingrid 589  
 Reut-Nicolussi, Eduard 126, 473  
 Reymont, Wladislaw Stanislaw 30, 434  
*Rheinischer Merkur* 525, 544, 564  
*Rhein-Mainische Volkszeitung* 36  
 Rhein Verlag 346f.  
 Richter, Jean Paul Friedrich 220, 265, 521, 545  
 Riedl, Franz H. 545  
 Riemer, Friedrich Wilhelm 133, 432, 476  
 Riemerschmid, Werner 82, 136, 172f., 177f., 265, 284, 457, 477, 497, 499, 551, 555  
 Rilke, Rainer Maria 18, 117, 128, 155, 165, 168f., 192, 235, 259, 274, 287, 310, 469, 489, 492, 515, 523, 528, 539, 544, 548, 556, 611  
 Rilke-Westhoff, Clara 249, 537  
 Rimbaud, Arthur 285, 542, 587, 597  
 Ritter, Kardinal 583  
 Rochelt, Hans 403, 604  
 Röck, Karl 90, 188, 198, 461, 504, 513  
 Rohrer, Hubert 540  
 Rollett, Edwin 140, 478f.  
 Romay (siehe: Laußermayer)  
 Rosé, Alma Maria 479  
 Rosé, Arnold Josef 141, 478, 479  
 Rosenlew, Alice 503  
 Rosenzweig, Franz 496  
 Rossé, Joseph 119, 470  
 Roßmann, Karl 349, 576  
 Roth, Mathias 117, 220, 414, 470, 522, 610  
 Roud, Gustave 157, 490, 491f.  
 Rouveyre, Marielore 195, 512  
 Rouvier, Jean 525  
 Rudolf, Karl 9, 37, 421, 440, 458, 507  
 Rüdiger, Emil 189, 504  
 Ruepp, Pfarrer ? 192  
 Ruffini, Kardinal 583  
 Rupé, Hans 87, 461  
 Rusch, Paulus 148, 483, 493  
 Rushdie, Salman 592  
 Russell, Bertrand 255, 540, 592, 599  
  
 Sachs, ? 105f.  
 Sachs, Nelly 294, 323, 334, 553f., 572  
 Sade, Donatien Alphonse Marquis de 500  
 Sailer, Daniel 148, 203f., 219-221, 350, 483, 515f., 574, 577  
 Saint-Exupéry, Antoine de 151, 576f.  
 Salzburger Landesregierung 266-268  
*Salzburger Nachrichten* 295, 382, 554, 593  
 Samek, Oskar 530  
 Sander, Bruno 32, 89-93, 109, 148, 188, 214-216, 227, 301, 435, 461f., 504, 506, 519, 557  
 Sapper, Theodor 594  
 Sartre, Jean Paul 562, 599  
 Sauerländer, Johann David 588  
 Sauter, Ferdinand 310, 560  
 Sauter, Lilly von 486  
 Schadewaldt, Wolfgang 528  
 Scharfetter, Helmut 515f.  
 Scharp, Heinrich 36  
 Schaukal, Richard 310, 560  
 Scheichl, Sigurd Paul 451  
 Scheil, Hermann 54, 445f.  
 Schick, Paul 289f., 374, 395, 422, 552, 588  
 Schifferli, Peter 116f., 128, 142, 230, 244, 468f., 471, 473f., 534  
*Die Schildgenossen* 30, 37, 434  
 Schiller, Friedrich 442  
 Schirach, Baldur von 296, 555  
 Schleicher, Gustav 342, 574  
 Schlemmer, Oskar 342, 574  
 Schlier, Heinrich (Vater) 27, 431  
 Schlier, Heinrich (Bruder) 48f., 443, 475  
 Schlier, Paula 9, 19, 22, 27-29, 32f., 38-40, 48-50, 80-82, 116f., 126-128, 138f., 142, 144, 148-150, 152, 155f., 159, 167, 169, 171f., 179f., 208f., 230, 237f., 262, 274, 291-293, 310, 312f., 316f., 322, 325, 345, 349, 379f., 383f., 403, 405, 408, 417, 419, 424-428, 431, 433, 441, 443f., 451, 456f.,

- 460, 468f., 472f., 475, 477, 480-485, 490, 492-494, 496-500, 517f., 525, 529, 533, 539, 543f., 552f., 558, 562, 564, 567, 576, 578, 582, 587, 591, 594, 603-606
- Schlorhauser, Walter 198, 350, 513, 577
- Schmid, ? 461
- Schmidhüs, Karlheinz 148, 150, 228, 459, 484, 524
- Schmied, Wieland 268, 338, 546, 561, 573, 595
- Schnack, Friedrich 433
- Schneditz, Wolfgang 203, 227f., 265, 515, 523, 530, 548
- Schneider, Friedrich 33, 52, 436, 442, 444f.
- Schneider, Lambert 37, 82, 427, 439f., 471f., 485, 525, 532.
- Schneider, Reinhold 419, 469
- Schöffel, Josef 310, 560
- Schönberg, Arnold 185, 187, 310, 389, 561, 576, 594
- Schöningh, Franz Josef 53f., 119, 445
- Schönwald, Rudi 597
- Schönwiese, Ernst 143, 346f., 480f., 510, 516-518, 555, 575f.
- Scholl, Hans 462, 465
- Scholl, Sophie 462
- Scholz, Wenzel 310, 560
- Schopenhauer, Arthur 302, 566
- Schowingen, Birgit von 22, 28, 32f., 41, 43, 48, 50, 54, 67, 68, 70, 81-83, 97, 99, 101, 105-107, 113, 115f., 128, 149, 180, 183, 193, 202, 217f., 230, 249, 253, 333, 341, 357, 370f., 376, 399, 425, 436, 456f., 463, 468, 478, 480, 498, 511f., 523, 536, 576, 587
- Schreiber, Ferdinand 465
- Schröder, Christoph 189, 504
- Verlag Anton Schroll 130, 474, 479
- Schubert, Franz 309
- Schür, Thekla Maria von 321, 566
- Schulmeister, Otto 459
- Schulte, Karl Joseph Kardinal 116, 468
- Schuschnigg, Kurt 179, 567
- Schwarz, Rudolf 544
- Schweinitz, Eleonore von (siehe: Trott, E. von)
- Schweizer Rundschau 545
- Scientia Verlag 29
- Seefeldler Kur- und Reisezeitung 597
- Die Seele 525
- Seelig, Carl 116, 468
- Seewald, Richard 141f., 168, 460, 470, 475, 479, 481
- Seidlhofer, Waltraud 374, 589
- Seifert, Jaroslav 532
- Seipel, Ignaz 127, 474
- Seynes, François de 509
- Seyr, Franz 351f., 362f., 373, 451, 512, 516, 561, 575, 577, 579, 582, 588, 605
- Seyr, Kuno 359, 581, 589
- Seyß-Inquart, Arthur 457, 564
- Shakespeare, William 444, 611
- Siegel, Friedrich 495
- Siegl, Edith 546
- das silberboot 143, 173, 480f., 483, 497, 510
- Sild, Cenzi 48, 104, 237, 269, 293, 436, 443, 457, 464, 553, 557, 564f.
- Sild, Johannes 464, 565
- Sild, Meinhart 104, 464
- Silone, Ignazio 419
- Sinclair, Isaak 492
- Siri, Kardinal 363, 583f.
- Slovencik, Franz 284, 311-313, 550f., 561, 588
- Slovencik, Steffi 550
- Sokrates 42, 47, 498, 577
- Solowjow, Wladimir Sergejewitsch 478
- Sonnenthal, Adolf von 310, 560
- Sophokles 234, 236, 457, 528
- Spann, Adalbert 154, 488
- Spann, Othmar 154, 487, 488f., 573
- Spann, Raphael 154, 488f.
- Spann-Rheinsch, Erika 153f., 206, 487-489
- Speidel, Ludwig 310, 560
- Spelbrink, Elisabeth Maria 291f., 349, 552f.
- Spengler, Oswald 302, 345, 558, 575
- Speyr, Adrienne von 509
- Spiel, Hilde 603
- Spielmann, Max 409f., 413f., 607f., 610
- Spinoza, Baruch de 498, 528
- Spitzer, Daniel 309, 560
- Spoerri, Theodor 256-259, 390, 541f., 591
- Springer Verlag 324, 568
- Stadler, Willy 202f., 514f.
- Stalin, Josef 466
- Stauffenberg, Claus Graf von 447
- Steffl, Max 337f., 442, 572
- Stein, Ernst 407, 606
- Steinacker, Eberhard 10, 421, 525, 544f.
- Steiner, Frau ? 156, 490
- Steingruber, Ilona 389, 596
- Stepan, Karl Maria 159, 494
- Sternberger, Dolf 599
- Sterrerr, Karl 573
- Steuermann, Eduard 594
- Stübili, Rudolf 207, 513, 516
- Stifter, Adalbert 310, 428, 572
- Die Stimmen der Zeit 30, 37, 433f., 591
- Stoessi, Otto 181, 310, 502
- Strachwitz, Georg von 475
- Strachwitz, Kurt von 475
- Strachwitz-Trapp, Maria von 132f., 209-212, 475f., 517f.
- Strand, Raoul Henrik 550
- Straub-Haecker, Irene 86, 111, 119-121, 123, 470f., 475, 481

- Strauss, Richard 79, 456  
 Strindberg, August 199  
 Strobl, Karl 116, 458, 468, 474, 576  
 Strolz, Walter 380, 544, 591  
 Stroomann, Gerhard 231, 233f., 524, 526  
*Der Sturm* 342, 574  
*Stuttgarter Zeitung* 550  
 Styria Verlag 159, 417, 494, 594  
 Suchy, Viktor 330, 518, 568  
 Suenens, Léon-Joseph Kardinal 363f., 583-585  
 Suhrkamp, Peter 472  
*Der Sumpf* 9, 419, 424, 481  
 Susani, Felix 37, 440, 544, 549  
 Sybel, Heinrich von 33, 52-54, 436f., 442, 444f., 454  
 Szabo, Wilhelm 37, 207, 268, 440, 546  
 Szczesny, Gerhard 259, 542  
 Szklenar, Hans 402, 603, 611f.  
 Szyzkowitz, Rudolf 458
- Taine, Hippolyte 453  
 Takita, Natsuki 563  
 Tantsch, Werner 102f., 464  
*Die Tat* 203, 515  
 Taucher, Franz 480  
 Teilhard de Chardin 582  
 Tennichi, Ayaka 315f., 563  
 Terboven, Josef 19, 424  
 Teuffenbach-Cupra, Ingeborg 282, 296, 299f., 550, 554, 557  
 Thieme, Karl 228f., 524, 545  
 Thomas von Aquin 54, 153, 218, 306, 437  
 Thompson, Francis 517  
 Thoor, Jesse 532, 548  
 Thun-Hohenstein, Paul 211, 516, 517  
 Thurmair, Frau ? 477  
 Thurmair, Georg 134, 193, 476, 477, 509  
 Tiefenthaler, Anton 597  
 Tillich, Paul 594  
*Tiroler Nachrichten* 226, 522f., 544
- Tiroler Tageszeitung* 335, 409f., 544, 567, 597, 602, 607f.  
 Tizian 218  
 Tobisch von Labotyn, Lotte 384-386, 388f., 393, 404-408, 593, 594, 596f., 604  
 Torberg, Friedrich 294f., 314f., 334, 554, 562f., 571f., 593  
 Trakl, Fritz 172f., 203, 497, 499, 515  
 Trakl, Georg 11f., 17f., 20f., 26f., 35-37, 49, 60, 82, 117f., 123, 125-129, 136f., 139, 142, 145, 153f., 157, 161-165, 168f., 172f., 178, 185, 187, 192, 197-200, 203, 220, 227f., 230-239, 241, 243-252, 256-259, 265, 268-270, 274, 285, 287f., 298, 301, 303, 309f., 314-316, 318f., 322f., 333, 335, 339-342, 344, 347, 356, 360, 368, 372, 378, 384, 388-391, 399, 401f., 411, 414f., 419, 421, 422, 424f., 428-431, 437-440, 447, 458f., 468-470, 474f., 477, 479f., 482, 489-492, 494f., 497, 499, 505f., 510f., 513-516, 518, 522-525, 529-537, 541f., 544-546, 548, 550, 552, 555-558, 562f., 565-567, 571f., 574-576, 578f., 585-587, 590f., 593-600, 602f., 608, 610f.  
 Trakl, Tobias 425  
 Trakl, Wilhelm 21, 425  
 Trott, Adam von 58f., 68-70, 419, 446f., 450f.  
 Trott, August von 9, 419  
 Trott, Doris von 388  
 Trott, Eleonore von 446  
 Trott, Elisabeth von 376  
 Trott, Heinrich von 9, 14-17, 31, 44, 46, 51f., 56-59, 68-70, 143, 201f., 376f., 419f., 423-425, 434f., 442, 444, 450f., 472, 476, 520, 590
- Trott, Katharina von 388, 590, 595  
 Trott, Werner von 9, 17, 44-46, 50-52, 68-70, 202, 218, 388, 419f., 423f., 442, 444, 514, 520f., 544, 564, 590, 595f.  
 Tuppy, Hans 496  
 Der Turmbund 282, 331, 394, 411, 550, 552, 566, 569, 598, 608  
 Verlagsanstalt Tyrolia 121, 127, 130
- Der Überblick* 146  
 Ungar, Leopold 551  
 Universitätsverlag Wagner 33, 137, 436, 446, 461, 484, 486, 500, 535  
 Urban, Hubert 150, 485  
 Urteil, Andreas 579  
 Urzidil, Johannes 331, 569, 592  
 Usenik, Elisabeth 322f., 566f.
- Vacha, Brigitte 589  
 Valencak, Hannelore 546  
 Velázquez, Diego Rodríguez de Silva y 218  
 Vergil 602  
 Vianney, Johannes Baptist 36, 439  
 Viertel, Berthold 310, 475, 530, 560  
 Visser't Hooft, W. A. 446, 450, 585  
*Völkischer Beobachter* 424  
 Voisi, Helene 361, 415f., 582, 610  
*Volksbote* 227, 517, 523, 525, 544  
 Volland, Rudolf 190f., 504  
 Voltaire 502  
 Vorbach, Herbert 610  
 Vorigrimler, Herbert 584
- Wachsmuth, W. 495  
 Waggener, Karl Heinrich 295, 310, 555  
 Wagner, Georg 544  
 Wagner, Otto 342, 574  
 Walde, Hermann 180, 501  
 Walden, Herwarth 574

- Waldmüller, Ferdinand Georg 185, 503  
 Otto Walter Verlag 578  
*Die Wandlung* 490, 535, 599  
 Warnach, Walter 316, 525, 563f., 595  
 Wasmuth, Ewald 37, 144, 169, 235, 255, 439f., 472, 475, 481, 527f., 540f., 545  
 Wasmuth, Günther 472  
 Wawra, Karl 268, 546  
 Weber, Fr. 314  
 Weber, Max 458  
 Weber, Werner 244, 515, 535  
 Webern, Anton 126, 128, 310, 389, 473  
 Weiermair, Peter 374, 562, 588f.  
 Weigel, Hans 295f., 55ff.  
 Weindler, Wilhelm 22, 33, 50, 81, 425, 431, 456f.  
 Weiler, Gertraud 612  
 Weiler, Max 312f., 322f., 357f., 409f., 413f., 458, 561f., 567, 607f., 612  
 Weinheber, Josef 37, 79, 82, 116, 296, 310, 343, 407, 440, 456, 458, 555, 575, 605f.  
 Weininger, Otto 310, 560  
 Weiser, Karl 458  
 Weisl, Hanno 141, 182, 478f., 502  
 Weiß, Konrad 265, 545f.  
 Weissenborn, Hanns 589  
 Weizsäcker, Viktor von 420  
*Die Welt* 417, 611f.  
*Welt und Wort* 544  
 Wenter, Helene 74, 455  
 Wenter, Josef 66, 73f., 78f., 449, 452-456  
 Werfel, Franz 115, 165, 310, 334, 468, 571  
 Weyden, Roger van der 73, 454  
*Widerstand* 525, 564f.  
 Wichmann Verlag 71  
 Wied, Martina 140f., 180-182, 478f., 501f., 524  
*Wiener Bücherbriefe* 372  
*Wiener Bühne* 480  
*Wiener Tagblatt* 560  
*Wiener Zeitung* 61, 140f., 181, 270, 428, 478f., 501, 545  
 Wiesmann, Harald 436  
 Wiesmann, Jutta 346  
 Wiesmann, Sigrid 346  
 Wiesmann-Ficker, Gudula (Ulla) 22, 28, 32, 41, 105, 107, 116, 227, 254, 286, 289, 324f., 328, 346f., 351, 368, 373, 407, 425, 436, 565, 587  
 Wild, Heinrich 148f., 483f.  
 Wilder, Thornton 29, 176, 237, 431f., 468, 529  
 Wildgans, Anton 310, 560  
 Windhager, Juliane 555, 569  
 Winter, Eduard 445f.  
 Wirtensohn, Armin 219f., 521  
 Wittek, Suzan von 80, 101, 118, 141, 225, 456, 610  
 Wittgenstein, Carl 443  
 Wittgenstein, Ludwig 235, 253, 255f., 259, 274, 287, 302, 310, 527f., 539-541, 544, 604, 611  
 Wittlesey, Christine 596  
 Witz, Konrad 131  
 Wlasak, Helmut 350, 577  
 Wolf, Hugo 309  
 Wolff, Helen 495  
 Wolff, Kurt 495  
 Kurt Wolff Verlag 165, 285, 309, 356, 378, 426, 443, 480, 495, 532, 546, 560  
 Wolfhagen, Ernst 401, 602f.  
 Wolfskehl, Karl 425  
*Wort im Gebirge* 191, 202, 486, 499, 504-506, 547f.  
*Wort in der Zeit* 284, 295f., 301f., 378, 381, 546, 551, 555, 557, 591f., 595  
*Wort und Tat* 151, 486  
*Wort und Wahrheit* 145, 171, 234f., 459, 479, 484, 486, 490, 497, 501f., 507-509, 521, 526-528, 540, 564  
 Wotruba, Fritz 358, 480, 576, 579  
 Wotruba, Marian 576  
 Wühr, Paul 190f., 504f.  
 Wurm, Alois 525  
 Zand, Herbert 546  
 Zangerle, Anna Gerda 37, 114, 419, 439  
 Zangerle, Christian 364, 585  
 Zangerle, Ignaz 9f., 29f., 36-38, 81f., 114-116, 125, 138-140, 145, 149f., 159, 168f., 177, 192, 201, 251, 272, 276, 280, 311f., 346, 363f., 372, 410, 419f., 430-432, 438-441, 457-459, 465f., 473-475, 478, 482, 484, 492-494, 496, 499, 517, 523, 537, 544, 549, 551, 553, 555f., 559, 561-563, 569-571, 574f., 577f., 582f., 585, 588, 596  
 Zangerle, Peter 9, 419  
 Zechmeister, August 37, 59, 122f., 138-140, 374, 439, 447, 451, 470f., 475, 478, 480f., 499, 588  
*Die Zeit* 402, 538, 550, 606  
*Zeitschrift für metapsychische Forschung* 189  
*Zeitschrift für Sozialforschung* 594  
 Zelger, Arthur 313, 562  
*Das Ziegenweiser* 422f., 605f.  
 Zifferer, Paul 512  
 Zingerle, Familie 520  
 Zola, Emile 434  
 Zrenner, Walter 555  
 Zuckmayer, Carl 353, 422, 577  
 Zuckmayer, Maria 422  
 Zumbusch, Frau ? von 43, 306  
 Zumbusch, Kaspar von 426  
 Zumbusch, Leo von 23, 43, 426, 559  
 Zusanek, Harald 295, 555  
 Zweig, Stefan 310, 456, 556  
 Zwilling, Frank G. 337, 572





## DER BRIEFWECHSEL LUDWIG VON FICKERS

LUDWIG VON FICKER: BRIEFWECHSEL 1909–1914. Herausgegeben von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Brenner-Studien Band 6.

*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 422 Seiten, 32 Seiten Bildteil, ISBN 3-7013-0702-4 (Otto Müller Verlag)*

LUDWIG VON FICKER: BRIEFWECHSEL 1914–1925. Herausgegeben von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Brenner-Studien Band 8.

*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 592 Seiten, 32 Seiten Bildteil, ISBN 3-85218-041-4 (Haymon Verlag)*

LUDWIG VON FICKER: BRIEFWECHSEL 1926–1939. Herausgegeben von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Brenner-Studien Band 11.

*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 464 Seiten, 32 Seiten Bildteil, ISBN 3-85218-083-X (Haymon Verlag)*

Ludwig von Ficker (1880–1967), der in Innsbruck als Publizist und Herausgeber der Zeitschrift „Der Brenner“ tätig war, stand in Gedankenaustausch mit prominenten Persönlichkeiten wie Karl Kraus, Oskar Kokoschka, Adolf Loos, Rainer Maria Rilke, Hermann Hesse oder Ludwig Wittgenstein. In seinem umfangreichen Briefwechsel werden Ideen und literarische Projekte diskutiert, spiegeln sich die gesellschaftlichen und kulturellen Probleme der Zeit.

Besonders zu erwähnen ist Ludwig von Ficker als engagierter Förderer junger Talente, darunter Georg Trakl, dessen letzte Lebensjahre und Tod im zweiten Band ausführlich dokumentiert werden.

„Fickers fast seherische Fähigkeit, die Begabung noch unbekannter Dichter zu erkennen und zu fördern, wurde schon oft gewürdigt. Aber erst nach Veröffentlichung seines Briefwechsels kann man abschätzen, welche Bedeutung sein Engagement für die europäische Geistes- und Kulturgeschichte hatte.“ (Germanistik)

„Dankenswert ist die breite, gründlich recherchierte Kommentierung der erwähnten Personen wie die Register zur Aufschließung des Materials ... Welch eine Versammlung von Geistern, Köpfen, Charakteren, Freunden wie Kontrahenten einer Umbruchszeit.“ (Die Presse)

WEITERE BÄNDE DER „BRENNER-STUDIEN“ IM HAYMON-VERLAG

Band 9: THEODOR HAECKER: TAG- UND NACHTBÜCHER. 1939–1945. Erste vollständige und kommentierte Ausgabe. Herausgegeben von Hinrich Siefken  
*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 352 Seiten, ISBN 3-85218-054-6*

Der Kulturphilosoph und geistige Vater der „Weißen Rose“ Theodor Haecker schrieb seine „Tag- und Nachtbücher“, als ihm die nationalsozialistische Herrschaft Veröffentlichungen unmöglich machte. Es sind Aphorismen, kulturkritische Bemerkungen, Gedanken, Meditationen, Gebete sowie Notizen und Satiren über eine Welt, in der „unter den Augen Gottes das Böse die Macht hat“.

„Authentische Lebensdokumente eines religiös-konservativen Geistes, eines engagierten Versuchs, 'das Wahre zu denken', und nicht zuletzt eines versuchten und doch unerschütterlichen Glaubens in finsterner Zeit.“ (Neue Zürcher Zeitung)

„Hier haben die 'Tag- und Nachtbücher' endlich die Ausgabe gefunden, die ihrem geistigen Rang und ihrer dokumentarischen Qualität angemessen ist.“ (Germanistik)

\*

Band 10: ERZIEHUNG: WEG ZU MENSCHENWÜRDIGEM LEBEN. Schwazer Tesar-Symposion. Hrsg. von Anton Hütter und Eberhard Saueremann  
*15,5 x 23,5 cm, broschiert, 184 Seiten, ISBN 3-85218-068-6*

Was befähigt zum Erziehen? Der Widerstand. Widerstand gegen die Anmaßung von Wissenschaftlern, alles sei machbar, gegen den Anspruch von Parteien, Bildung (auch Meinungsbildung) nach ihrem Gutdünken zu steuern, gegen die Angst von Lehrern vor Selbständigkeit im Denken und Handeln, gegen die Ausgrenzung von Andersartigem.

Internationale Fachleute der Pädagogik, Philosophie, Literaturwissenschaft und Kulturgeschichte versuchen in den elf Referaten des Tesar-Symposions auf diese und ähnliche Fragen zu antworten. Es geht dabei jedoch nicht um ein gültiges Bild der Persönlichkeit des engagierten Lehrers, Schriftstellers, „Fackel“- und „Brenner“-Mitarbeiters Ludwig Erik Tesar (1879–1968), es geht um die Darstellung des Kämpfens und Scheiterns eines engagierten Menschen, um die Möglichkeiten zu einem verantwortlichen Leben, letztlich um die Zusammenhänge zwischen pädagogischem oder sozialreformerischem Wirken und der Kultur.

Band 12: FRANZ JANOWITZ: AUF DER ERDE UND ANDERE DICHTUNGEN. Werke, Briefe und Dokumente. Mit einem Anhang herausgegeben von Dieter Sudhoff

*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 16 Seiten Bildteil, ISBN 3-85218-110-0*

„Ich bin überzeugt, daß er sich zu einem der größten Dichter unserer Zeit entwickelt hätte“, urteilte Max Brod über den Prager Dichter Franz Janowitz (1892–1917), der wie so viele Hoffnungen der deutschen Literatur im Ersten Weltkrieg fiel. Wie Georg Trakl wurde er von Karl Kraus gefördert und stand dem „Brenner“-Kreis um Ludwig von Ficker nahe.

Im Vordergrund der ersten kritischen Ausgabe des Gesamtwerks steht die bildkräftige, sprachmystische Lyrik, daneben ist besonders die nahezu unbekannte Prosa zu entdecken. Von biografischer und zeitgeschichtlicher Relevanz sind die zuvor unpublizierten Briefe, vor allem die mehrjährige Korrespondenz mit Karl Kraus, in der er auf erschütternde Weise sein Kriegserlebnis reflektiert.

„Es ist in hohem Grad verdienstvoll, daß dieses vergessene Werk jetzt in einer mustergültigen Edition der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist.“ (Neue Zürcher Zeitung)

\*

Band 13: FRÜHLING DER SEELE. Pariser Trakl-Symposion. Herausgegeben von Gerald Stieg und Remy Colombat

*15,5 x 23,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag, 224 Seiten, ISBN 3-85218-167-4*

Für die Rezeption von Gestalten und Formen der Vergangenheit im Werk Trakls ist kennzeichnend, daß er Motive, Bild- und Klangqualitäten unterschiedlichster Herkunft verarbeitet hat, sei es, wie längst bekannt, aus der Bibel, von Novalis oder Dostojewski, sei es von französischen Dichtern.

Unter den Franzosen hat in diesem Zusammenhang bisher vor allem Rimbaud besondere Berücksichtigung erfahren, dessen „Alchemie des Wortes“ sich Trakl angeeignet hat. Auch vielfältige Spuren von Auseinandersetzungen mit Mallarmé, Baudelaire, Verlaine sind vorhanden. Ihrer Ermittlung war das Pariser Symposion in erster Linie gewidmet, aber auch Trakls Beziehungen zu Otto Weininger und Friedrich Nietzsche wurden behandelt, besonders im Hinblick auf die angestrebte Ästhetisierung des Daseins, die Nietzsche und den französischen Symbolisten gemeinsam ist. Die Beiträge zu diesem Band, alle von international bekannten Trakl-Forschern, sind in der jeweiligen Originalsprache abgedruckt, jedoch mit ausführlichen Zusammenfassungen in der Partnersprache.

**Band 14: LUDWIG HÄNSEL – LUDWIG WITTGENSTEIN. EINE FREUND-  
SCHAFT. Briefe, Aufsätze, Kommentare.** Herausgegeben von Ilse Somavilla, Anton  
Unterkircher und Christian Paul Berger unter Leitung von Walter Methlagl und  
Allan Janik

*15,5 x 23,5 cm. Hardcover mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 32 Seiten Bildteil, ISBN 3-85218-170-4*

Ludwig Hänsel lernte Ludwig Wittgenstein während der Kriegsgefangenschaft in Monte Cassino (1918/19) kennen, wo eine bis zum Tod Wittgensteins anhaltende, für beide befruchtende Freundschaft entstand.

Dennoch wird Hänsel in den zahlreichen Wittgenstein-Biografien, wenn überhaupt, nur am Rande und als „Schüler“ erwähnt. Das vorliegende Buch stellt ihn erstmals in den Vordergrund und bringt einige seiner Aufsätze, die ihn als integrale Figur des österreichischen Geisteslebens vorstellen.

Im Mittelpunkt des Bandes steht die größtenteils noch unveröffentlichte Korrespondenz Wittgenstein-Hänsel, darunter ausführliche Briefe Wittgensteins aus den 30er Jahren, in denen sich seine Persönlichkeit besonders eindrucksvoll mitteilt.

Der Briefwechsel dokumentiert ausgedehnte philosophische Diskussionen über verschiedene Themen und Personen der klassischen Philosophie (z. B. Nikolaus von Kues, Baruch Spinoza).

Vor allem aber: Wittgenstein und Hänsel versuchten beide eine „praktische Ethik“ zu verwirklichen, die wenig mit universitätsphilosophischen Ethik-Konzepten zu tun hat, hingegen für das Leben auch unserer Zeit von unmittelbarer Bedeutung ist. Der ausführliche Kommentar zu den einzelnen Briefen wurde vom Hintergrund kulturwissenschaftlicher Ansätze her angefertigt und wird durch Darstellungen zu wichtigen theoretischen, biographischen und philosophischen Fragen ergänzt.

Theodor W. Adorno  
Günther Anders  
Hans Erich Apostel  
Alfred Baumler  
Hans Urs von Balthasar  
Otto Basil  
Theresia Bauer-Zangerle  
Werner Berg  
Bernhard Berkenfeld  
Thomas Bernhard  
Joseph Bernhart  
Albert Bloch  
Felix Braun  
Robert Braun  
Michael Brink  
Hermann Brix  
Erhard Buschbeck  
Christine Busta  
Paul Celan  
Othmar Costa  
Franz Theodor Csokor  
Carl Dallago  
Alfred Doppler  
Joseph Drexel  
Alfred Eichholz  
Herbert Eisenreich  
Robert Eisler  
Max von Esterle  
Rudolf Felmayer  
Florian von Ficker  
Tizza von Ficker-Krane  
Paul Flora  
Alfred Focke  
Otto Forst-Battaglia  
Victor E. Frankl  
Friedrich Funder  
Gertrud Fussenegger  
Alfred George Gallas  
Ernst Ginsberg  
Bruno Glaas  
Franz Glück  
Heinrich Goldmann  
Claire Goll  
Ludwig Greve  
Hans Grobrieder  
Waldemar Gurian  
Michael Guttenbrunner  
Irene Haecker  
Theodor Haecker  
Ludwig Hänsel  
Michael Hamburger  
Friedrich August Hayek  
Martin Heidegger  
Rudolf Henz  
Ida Herz-Kestranek

Fritz Hochwälder  
Walter Höllerer  
Gustav Hohenauer  
Clemens Holzmeister  
Kurt Horwitz  
Ruth Horwitz  
Arnold Hurtz  
Johann Hurtz  
Hans Jaeger  
Erich von Kahler  
Max Kaindl-Hönig  
Alphons Kappeler  
Marie Luise Kaschnitz  
Gustav Keckeis  
Hans Kestranek  
Wilfried Kirschl  
Hermen von Kleeborn  
Ernst Knapp  
Klara Kockerbeck  
Susanne Köllersberger  
Oskar Kokoschka  
Werner Kraft  
Annie Kraus  
Alfred Kubin  
Kasuhiko Kubo  
Wilhelm Küttemeyer  
Hermann Kuprian  
Roman Lauffermayer  
Christine Lavant  
Hans Leb  
Gertrud von Le Fort  
Jacques Legrand  
Josef Leitgeb  
Leopold Liegler  
Margarete Löffler  
Paula Ludwig  
Walter Manggold  
Alfred Marnau  
Otto Mauer  
Kurt Mautz  
Walter Methlagl  
Richard Moissl  
Arnulf Morscher  
Erentraud Müller  
Otto Müller  
Sidonie Nádherný  
Hugo Neugebauer  
Hans Neuwirth  
Ernst Niekisch  
Hilde Näbl  
Joseph Georg Oberkofler  
Heinz Pototschnig  
Friedrich Pfäfflin  
Michael Pfliegler  
Walter Pilar

Propyläen-Verlag  
Friedrich Punt  
Wilhelm Quenzer  
Karl Rahner  
Marcel Ray  
Willi Reich  
Reichsschrifttumskammer  
Werner Riemerschmid  
Hans Rochelt  
Nelly Sachs  
Salzburger Landesregierung  
Bruno Sander  
Daniel Sailer  
Paul Schick  
Gustav Schleicher  
Paula Schlier  
Ernst Schönwiese  
Birgit von Schowingen-Ficker  
Thekla Maria von Schürr  
Franz Seyr  
Kuno Seyr  
Cenzi Sild  
Franz Slovencik  
Erika Spann-Rheinsch  
Max Spielmann  
Theodor Spoerri  
Willy Stadler  
Max Stell  
Maria Strachwitz-Trapp  
Walter Strolz  
Gerhard Szczesny  
Hans Szkleñar  
Werner Tantsch  
Karl Thieme  
Lotte Tobisch  
Friedrich Torberg  
Fritz Trakl  
Adam von Trott  
Heinrich von Trott  
Katharina von Trott  
Werner von Trott  
Turmbund  
Unterrichtsministerium  
Elisabeth Usenik  
Rudolf Volland  
Ewald Wasmuth  
Peter Weiermair  
Josef Wenter  
Martina Wied  
Suzan von Wittek  
Ernst Wolffhagen  
Fritz Wotruba  
Ignaz Zangerle  
August Zechmeister  
Frank G. Zwilling